Konservative Monatsschrift fur Politik, Literatur und Kunst

Digitized by Google

BERKELEY
LIBRARY
UNIVERSITY OF
CALIFORNIA

Q Um 5 b

BIBLIOTHEK
der
Königl. Pflege-Anstalt
in
ZWIEFALTEN.
No.

Heilanstalt
Unterhaltungs-
Bibliothek
Nr. Q
Zwiefalten

Digitized by Google

S. III 9

AUSGESCHIEDEN

Heilanstalt * Zwiefalten *
Ärzte-
Unterhaltungs-
Bibliothek

AUSGESCHIEDEN

Con 5 b

Digitized by Google

Digitized by Google

Allgemeine

Konservative Monatsschrift

für das christliche Deutschland

XLV. Jahrgang.

Dezember 1888.

BIBLIA

Begründet 1843 als Volksblatt für Stadt und Land.

Leipzig, Verlag von Georg Böhme.

Digitized by Google

Inhalt.

Seite

Ein Vertrag. Roman von Siegfried vom Hook 1237

Skizzen aus meinem Leben und meiner Zeit. (Von der Verfasserin der „Gräfin Sophie Reinhard", „Mörikeana", „Visionen und Träume") . . . 1291

Englische Stimmen über Deutschland. Von Rev. L. A. Schleicher 1312

Der Mitvater des deutschen Nationalvereins 1326

Monatsschau. Politik. Volkswirtschaft. Kirche. 1329

Neue Schriften. 1. Politik. 2 Kirche. 3. Kunst. 4. Poesie. 5. Unterhaltungslitteratur. 6. Litteraturgeschichte. 7. Weihnachtslitteratur. 8. Verschiedenes 1346

Herausgeber:

Dietrich von Oertzen, Schwerin i. M., Klosterstr. 6, und Professor **Martin von Nathusius** in Greifswald.

(An die **erstere Adresse** sind alle für die Redaktion bestimmten Sendungen zu richten.)

Nachdruck

der in diesem Heft enthaltenen Aufsätze verboten.

Die „Allgemeine konservative Monatsschrift für das christliche Deutschland" (Fortsetzung des Volksblattes für Stadt und Land) dient **zur Vertretung der christlichen Weltanschauung in Staat und Kirche, Schule und Familie, Kunst, Wissenschaft und Litteratur.**

Monatlich erscheint ein Heft in Lex.-8°. von 7 Bogen.

Man abonniert bei jeder Buchhandlung, Postanstalt (Zeitungspreisliste Seite 3 Nr. 61), wie bei der Verlagshandlung; Preis p. Quartal 3 Mk.

Insertionspreis für die gespaltene Petit-Zeile 0,20 Mk. **Beilagengebühr** für je 2 Seiten 20 Mk.

☞ **Einbanddecken zu den Halbjahrsbänden kosten je Mk. 1.—.**

Dem Dezemberheft liegen bei Prospekte von **J. Bacmeister, Eisenach, F. Hennig, Berlin, Ferdinand Hirt & Sohn, Leipzig, Levy & Müller, Stuttgart, C. Ed. Müller's Verl., Bremen, Friedr. Pfeilstücker, Berlin, C. Reißner, Leipzig, H. Reuther's Verlag, Berlin, J. F. Steinkopf, Stuttgart, Weidmann'schen Buchhandlung, Berlin, Georg Weiß Verl., Heidelberg, Carl Winter's Universitäts-Buchhdlg., Heidelberg, Max Woywod, Breslau, Fr. Wilh. Grunow, Leipzig,** sowie **Georg Böhme, Leipzig,** welche der besonderen Beachtung hiermit empfohlen werden.

☞ Um den Wünschen geehrter Abonnenten: **für einen ermäßigten Preis in den Besitz früherer Jahrgänge treten zu können,** entgegenzukommen, liefern wir soweit der teilweise nur geringe Vorrat reicht:

die „Allg. kons. Monatsschrift" Jahrg. 1881. 1882 (Ladenpr. à M. 8.—) für à M. 4.—, Jahrg. 1883 (Ladenpr. M. 10.—) für M. 5.—

sämtliche 3 Jahrgänge **zusammen** (Ladenpr. 26.—) für 12 Mark.

Jahrg. 1879 und 1880 ist nur in einzelnen Exemplaren komplett und kann daher nicht ermäßigt abgegeben werden.

Georg Böhme's Verlag in **Leipzig.**

Digitized by Google

AP30
K65
v.45:7-12

Proklamation

des

Kaisers und Königs Wilhelm II.

An Mein Volk!

Gottes Ratschluß hat über uns aufs neue die schmerzlichste Trauer verhängt. Nachdem die Gruft über der sterblichen Hülle Meines unvergeßlichen Großvaters sich kaum geschlossen hat, ist auch Meines heißgeliebten Herrn Vaters Majestät aus dieser Zeitlichkeit zum ewigen Frieden abberufen worden. Die heldenmütige aus christlicher Ergebung erwachsende Thatkraft, mit der Er Seinen Königlichen Pflichten, ungeachtet Seines Leidens gerecht zu werden wußte, schien der Hoffnung Raum zu geben, daß er dem Vaterlande noch länger erhalten bleiben werde. Gott hat es anders beschlossen. Dem königlichen Dulder, dessen Herz für alles Große und Schöne schlug, sind nur wenige Monate beschieden gewesen, um auch auf dem Throne die edlen Eigenschaften des Geistes und Herzens zu bethätigen, welche ihm die Liebe Seines Volkes gewonnen haben. Der Tugenden, die ihn schmückten, der Siege, die er auf den Schlachtfeldern einst errungen hat, wird dankbar gedacht werden, so lange deutsche

Digitized by Google

Herzen schlagen, und unvergänglicher Ruhm wird seine ritterliche Gestalt in der Geschichte des Vaterlandes verklären.

Auf den Thron Meiner Väter berufen, habe Ich die Regierung im Aufblick zu dem Könige aller Könige übernommen und Gott gelobt, nach dem Beispiel Meiner Väter Meinem Volke ein gerechter und milder Fürst zu sein, Frömmigkeit und Gottesfurcht zu pflegen, den Frieden zu schirmen, die Wohlfahrt des Landes zu fördern, den Armen und Bedrängten ein Helfer, dem Rechte ein treuer Wächter zu sein.

Wenn Ich Gott um Kraft bitte, diese königlichen Pflichten zu erfüllen, die Sein Wille Mir auferlegt, so bin ich dabei von dem Vertrauen zum preußischen Volke getragen, welches der Rückblick auf unsere Geschichte mir gewährt. In guten und in bösen Tagen hat Preußens Volk stets treu zu seinem Könige gestanden; auf diese Treue, deren Band sich Meinen Vätern gegenüber in jeder schweren Zeit und Gefahr als unzerreißbar bewährt hat, zähle auch Ich in dem Bewußtsein, daß Ich sie aus vollem Herzen erwidere, als treuer Fürst eines treuen Volkes, beide gleich stark in der Hingebung für das gemeinsame Vaterland. Diesem Bewußtsein der Gegenseitigkeit der Liebe, welche Mich mit Meinem Volke verbindet, entnehme ich die Zuversicht, daß Gott Mir Kraft und Weisheit verleihen werde, Meines königlichen Amtes zum Heile des Vaterlandes zu walten.

Potsdam, den 18. Juni 1888.

Wilhelm.

Digitized by Google

Elsaß-Lothringische Zeitfragen.

Von

H. Gerdolle, kaiserl. Oberförster a. D.

I.

Seit den letzten Reichstagswahlen im vorigen Jahre sind die elsaß-lothringischen Angelegenheiten, und zwar ebenso wohl was die Beziehungen des Reichslandes zum deutschen Reiche, als was die inneren Verhältnisse des Landes selbst betrifft, wieder in den Vordergrund des allgemeinen Interesses getreten. Eine kurze, hierauf bezügliche Umschau dürfte daher den Lesern dieser Zeitschrift nicht unwillkommen sein.

Was jene Wahlen selbst betrifft, so haben dieselben in Altdeutschland nur selten eine richtige Beurteilung gefunden, und ihr wahrer Charakter ist in den meisten Preßorganen entweder über- oder unterschätzt worden. Der Grund liegt nahe; man war zu sehr geneigt, die Sache von dem einseitigen Standpunkte der Politik, — als Maßstab für die sogenannte Germanisation — betrachten zu wollen, und das war grundfalsch.

Einerseits spielen persönliche Verhältnisse und Einflüsse bei Wahlen vielleicht nirgends mehr die Hauptrolle, als im Reichslande, und daher sind die Gesinnungen der Abgeordneten nicht immer ein zuverlässiges Kriterium für die Gesinnungen der Wählerschaft. Am besten beweisen dies die Wahlvorgänge in der Landeshauptstadt Straßburg, wo früher der Protestler Kablé einer erdrückenden Mehrheit stets sicher war, und nach dessen Tode der offen und entschieden auf deutscher Seite stehende Rechtsanwalt Petri mit ebensolcher Mehrheit durchdrang. Was übrigens Kablé selbst anbelangt, so war derselbe von Hause aus durchaus kein Protestler, ursprünglich neigte er sogar sehr zur Deutschfreundlichkeit; später wurde er schwankend, und erst nachher ging er, — wie es heißt, durch Beamtenmißgriffe dazu getrieben, — ins protestlerische Lager über; indessen hatte er in allen diesen Gesinnungsstadien die Mehrzahl seiner Mitbürger hinter sich, ein Beweis, daß für den Mann und nicht für dessen Grundsätze gestimmt wurde.

Auf der andern Seite läßt sich nicht leugnen, daß nichts geeigneter ist, die große Masse der Wähler zur politischen Opposition zu treiben, als die wirtschaftliche und soziale Unzufriedenheit, und leider gibt es im Reichslande genug Anlaß dazu. Nicht bloß wirkt hier, wie auch anderswo, die allgemeine, durch das Manchestertum und die heutigen Währungsverhältnisse hervorgerufene Krisis: es hat sich auch, infolge der französischen Entwickelung der letzten hundert Jahre mit ihrem besonders ausgeprägten

Digitized by Google

einseitig kapitalistischen Charakter, eine Menge Unzufriedenheitsstoff angehäuft, der dem Reichslande eigentümlich ist, und auch unabhängig von der allgemeinen Notlage seinen unheilvollen Einfluß ausübt.

Es gereicht daher der gegenwärtigen Regierung des Reichslandes entschieden zur großen Ehre, daß sie, in richtiger Würdigung dieser Thatsachen, neben der strengen Bekämpfung fremder, landesverräterischer Umtriebe und der schärferen Betonung der Bande, welche das Reichsland mit dem deutschen Reiche nunmehr vereinigen, der Besserung innerer Schäden auf wirtschaftlichem und sozialem Gebiete eine erhöhte Aufmerksamkeit schenken zu wollen erklärt hat.

Freilich war schon früher, teils von seiten ihrer Vorgängerinnen, teils von seiten einiger, leider zu sehr vereinzelten Mitglieder der Landesvertretung, hier und da bessernde Hand anzulegen versucht worden. Aber diese Versuche waren zu sehr plan- und programmlos geblieben, um richtig verstanden werden zu können. Außerdem haben, bei der im Reichsländischen Parlamente, dem sogenannten Landesausschuß, herrschenden Zersplitterung und Meinungsverschiedenheit, Gesetzvorlagen überhaupt, und bei der überwiegend kapitalistischen Anschauungsweise der meisten Mitglieder dieser Körperschaft soziale Reformvorschläge erst recht, nur dann Aussicht auf Erfolg, wenn sie mit besonderem Nachdruck von obenher befürwortet werden, während es gerade zu den Gepflogenheiten der bisherigen Regierungen gehörte, in allen nicht politisch wichtigen Fragen zwischen, — wir wollen nicht sagen: den Parteien, denn solche gibt's nicht, sondern zwischen den einzelnen Hauptrednern möglichst geschickt zu lavieren, um es mit niemandem zu verderben.

So ist denn vieles besprochen, aber nur weniges ausgeführt worden, und auf diese Weise sind eine Menge „Fragen" entstanden, die heute mehr denn je zum Gegenstand der öffentlichen Diskussion geworden sind und ihrer Lösung bisher vergeblich harren. Zu diesen Fragen wird die neue Regierung über kurz oder lang Stellung nehmen müssen, von dieser Stellungnahme wird es abhängen, ob sie der Aufgabe, die sie sich selbst gestellt hat, gerecht wird oder nicht, und mit Rücksicht auf den vorhin erwähnten Umstand, daß wirtschaftliche und soziale Zufriedenheit zur Beruhigung der Gemüter ungemein beizutragen vermag, wollen wir die wichtigsten unter denselben einer Besprechung zu unterziehen versuchen.

Ehe wir jedoch dazu übergehen, können wir nicht umhin, zu bemerken, daß trotz der offen ausgesprochenen Absicht unserer Regierung, für die Heilung wirtschaftlicher und sozialer Schäden mit mehr Nachdruck einzutreten, in diesem Jahre noch recht wenig an gesetzlichen Maßregeln in Vorschlag gebracht worden ist. Unleugbar hat dies sogar in manchen Kreisen eine gewisse Enttäuschung hervorgerufen. Man muß jedoch berücksichtigen, daß bei den weitgehenden Personenveränderungen, die im Ministerium stattgefunden haben, und namentlich bei der Neubesetzung zweier Abteilungen mit zum Teile dem Reichslande ganz fremden Kräften, eine gewisse Ruhepause nicht zu vermeiden war. Die neuen Chefs müssen sich doch erst in die neuen Verhältnisse einleben, und es ist eben sehr gut, daß sie es thun, um dann nachher mit um so mehr Sachkenntnis ihr eigenes Urteil in die Wagschale werfen zu können. Dann ist es aber natürlich, daß man sich zunächst auf dasjenige beschränkte, was unumgänglich notwendig oder bereits früher vorbereitet war, und im übrigen, wo eine endgültige Regelung nicht zu erzielen, sich mit Uebergangsmaßregeln als einer Art Notbehelf begnügte.

Diesen letzteren Charakter trägt z. B. unzweifelhaft das sogenannte Bürgermeistergesetz, welches dem Reichstage in seiner vorletzten Tagung vorgelegt wurde. Eine organische Reform der reichsländischen Gemeindegesetzgebung war es keineswegs, machte auch nicht den geringsten Anspruch darauf, es zu sein. Es bezweckte bloß die Beseitigung einiger höchst unpraktischer und lästiger Bestimmungen, war also nur ein Mittel, um mit dem Vorhandenen besser auskommen zu können, bis man in der Lage wäre, etwas anderes an dessen Stelle zu setzen. Der Gebrauch, den die Regierung von den ihr durch dieses Gesetz verliehenen Befugnissen bisher gemacht hat, beweist

Digitized by Google

dies übrigens am besten; die Fälle, in welchen der Gemeindevorstand nicht aus den Reihen der Gemeinderatsmitglieder entnommen wurde, sind äußerst selten, und noch seltener sind die Ernennungen von besoldeten, sogenannten Berufsbürgermeistern. In dieser Beziehung haben sich die von den elsässischen Abgeordneten ausgesprochenen Befürchtungen als vollständig gegenstandslos erwiesen, und thatsächlich stand der Lärm, der von denselben und ihrem klerikal-freisinnig-demokratischen Anhange im Reichstage über dieses Gesetz geschlagen wurde, mit dessen Wichtigkeit in gar keinem Verhältnis.

Das gerade Gegenteil ist bei dem zweiten Gegenstande, der den Reichstag in bezug auf Elsaß-Lothringen, und zwar am Anfang der diesjährigen Tagung, beschäftigte, nämlich die Einführung der Gewerbeordnung, der Fall. Die Bedeutung dieser von vielen Seiten schon seit Jahren herbeigewünschten Maßregel war eine weit größere, als ein Nichteingeweihter aus der überaus glatten und sachlichen Diskussion entnehmen könnte, was sich übrigens dadurch leicht erklärt, daß fast alle Parteien damit einverstanden waren, oder wenigstens thun mußten, als wenn sie damit einverstanden wären.

Ueber diesen Punkt möchten wir uns noch eine Bemerkung erlauben. Die Wichtigkeit der deutschen Gewerbeordnung für das Reichsland ist unserer Ansicht nach am wenigsten da zu suchen, wo sie von vielen Seiten gesucht worden ist, d. h. auf dem Gebiete der Fabrikarbeitergesetzgebung. Die elsaß-lothringische Industrie steht seit einem Menschenalter in bezug auf die Fürsorge für ihr Arbeiterpersonal hoch obenan, und wenn sie, wie allerdings nicht zu leugnen ist, manches auf diesem Gebiete noch zu wünschen übrig läßt, so liegt es weit mehr am Industrialismus überhaupt, als an etwas anderem. Freilich werden die Bestimmungen der deutschen Gewerbeordnung mit ihrem weitgehenderen Schutz der Frauen und jugendlicher Arbeiter, mit ihrer besseren Berücksichtigung der Sonntagsheiligung u. s. w., nicht ohne gute Wirkung bleiben, eine völlige Gesundung werden sie aber nicht herbeizuführen vermögen. Dies kann nur dann der Fall sein, wenn selbst in den großen Industriedistrikten eine blühende Landwirtschaft, und namentlich ein kräftiger, selbstbewußter Grundbesitzerstand der Industrie als Gegengewicht zur Seite steht, und um einen solchen wieder ins Leben zu rufen, dazu gehören, wie überall, wo eine langjährige einseitige Begünstigung des mobilen Kapitals und seiner Anlage in industriellen Unternehmungen die natürlichen Grundlagen einer gesunden Grundbesitzverfassung zerstört hat, Jahrzehnte und durchgreifende Maßregeln, und zwar jedenfalls andere, als gerade zum Schutz der Fabrikarbeiter.

Den Hauptsegen der Einführung der deutschen Gewerbeordnung in Elsaß-Lothringen erblicken wir vielmehr auf einem ganz anderen Gebiete, welches merkwürdigerweise während der Beratungen fast gar nicht erwähnt wurde, nämlich auf dem des Handwerks. Schon vor einigen Jahren haben wir uns einmal dahin geäußert, daß die Handwerkerfrage als die wahre Arbeiterfrage für das Reichsland zu betrachten sei, und dieser leider nur zu wahre Ausspruch hat seitdem an Richtigkeit nicht das geringste verloren. Ausbeutung, Unsicherheit des Erwerbes und alle sonstigen Folgen des Manchestertums treten hier zu Lande im Handwerkerstande viel größer und schlimmer hervor, als unter den ständigen Fabrikarbeitern, und daher sind auch die Verderbtheit, die Umsturzideen bei demselben weit mehr verbreitet, als unter der — schon im Interesse des Kapitalismus besser geschützten — eigentlichen Fabrikbevölkerung. Man muß eben bedenken, daß das Zerstörungswerk des modernen Liberalismus im Reichslande um etwa ein halbes Jahrhundert älter ist, als in Altdeutschland, und daß, wenn auch die wirtschaftlich guten Zeiten der 50- und 60er Jahre manches Unheil vertuschen halfen, es heute in dieser Beziehung um so trostloser aussehen muß. Es ist ja eine alte Erfahrung, daß erst in sogenannten schlechten Zeiten die sozialen Sünden vollständig zum Vorschein kommen, und zwar um so mehr, als ihrer verderblichen Wirkung gerade während der guten Zeit vorgearbeitet zu werden pflegt. Dank der Einführung der Gewerbeordnung wird nun auch der elsaß-lothringische Handwerkerstand sich allmählich wieder aufraffen können, und die Reformen, welche seit einigen Jahren in der deutschen

Handwerksgesetzgebung entweder eingeführt oder geplant sind, werden ihm nunmehr zu gute kommen können, was bis jetzt, da es sich jedesmal bloß um „Novellen“ handelte, leider nicht möglich war. Dies kann nicht verfehlen, auf die betreffenden Kreise einen guten Eindruck zu machen und sie mit dem Deutschtum allmählich zu versöhnen.

Freilich sind wir weit entfernt, die Innungen, besonders wenn sie nicht obligatorisch sind, als ein Universalmittel für alle Verhältnisse zu betrachten. Es besteht übrigens auch in dieser Beziehung ein sehr großer Unterschied zwischen Elsaß-Lothringen und Altdeutschland. Während letzteren Orts am Ende des vorigen Jahrhunderts oder am Anfange des jetzigen die alten überlebten Einschränkungen einer gesunden Reform fast allenthalben unterzogen wurden, dagegen die Proklamierung der schrankenlosen Gewerbefreiheit erst in der neuesten Zeit erfolgte, so daß heute, trotz aller aufgehäuften Ruinen, ein recht guter Kern übrig geblieben ist, der nur geschützt zu werden braucht, um als Kristallisationspunkt wirken zu können, ist schon seit nahezu hundert Jahren in Frankreich und folglich mit im Reichslande, gleich alles, das Gute mit dem Bösen zusammen, auf einmal über Bord geworfen worden. Es fehlen somit alle Traditionen, von der Vergangenheit hat man nur einen verschwommenen falschen Begriff, und alles ist vom Grunde aus wieder aufzubauen. Nichtsdestoweniger werden die Innungen, für welche schon längst in eingewanderten Handwerkerkreisen eine lebhafte Agitation besteht, unbedingt mit der Zeit, wenn auch langsamer als anderswo, bessere Zustände herbeizuführen beitragen. Auch politisch, vom Standpunkte der Versöhnung mit dem neuen Rechtszustande, werden die Innungen nicht ohne guten Einfluß bleiben; denn sie bilden einen neutralen Boden, auf welchem Eingewanderte und Eingeborene sich gegenseitig kennen und schätzen lernen können, und in der Vertretung von Fachinteressen liegt eines der vornehmsten Mittel, die nationalen Gegensätze zu verwischen oder wenigstens ihrer Schärfe zu berauben. Von diesem Standpunkte aus müssen wir die letzthin von der Staatsregierung abgegebene Erklärung, daß sie das Innungswesen möglichst fördern wolle, mit besonderer Genugthuung verzeichnen.

Mit diesen beiden Vorlagen, dem Bürgermeistergesetz und der Einführung der Gewerbeordnung, war die Arbeit des Reichstags, insofern sie sich auf elsaß-lothringische „Fragen“ beziehen sollte, zu Ende; denn als sich auf eine wichtige Reform beziehend kann die allerletzte Vorlage, betreffend die Auslegung gewisser strafrechtlicher Bestimmungen nicht betrachtet werden. Es handelte sich dabei lediglich um die wohlverdiente Korrektur einer gar zu sehr einseitig juristischen Auffassung des Reichsgerichts und wenn auch eine solche Korrektur sich als dringend notwendig erwies, so hat sie doch nur vom Standpunkte der Handhabung der politischen Polizei einen Wert.

Noch weniger als der Reichstag hatte sich der Landesausschuß während seiner diesjährigen Tagung mit wichtigen Gesetzesvorlagen zu befassen. Von der Regierung wurde nichts von besonderer Bedeutung eingebracht. Dieselbe hatte sich noch nicht einmal über die Verwendung der ziemlich hohen, an die 1100000 Mark betragenden Ueberschüsse aus den Reichssteuern schlüssig machen können, und begnügte sich daher damit, deren Aufbewahrung bis auf weiteres zu beantragen. Auch den verschiedenen Anregungen gegenüber, die aus dem Hause selbst kamen, nahm sie eine, wenn auch nicht immer ablehnende, so doch stets abwartende Stellung ein, so daß an ein Durchdringen irgend eines Antrages nicht im entferntesten zu denken war. Es ist somit alles so ziemlich beim Alten geblieben und das Zustandekommen der erwarteten, weitgehenderen Reformen bleibt erst einer späteren Zeit vorbehalten.

II.

Eine der wichtigsten, die, wenn auch in erster Linie politischer Natur, nichtsdestoweniger das wirtschaftliche und soziale Gebiet sehr nahe streift, ist die sogenannte Verwaltungsreform. Das Möllersche Regime hat ein Beamtenheer geschaffen und hinterlassen, welches mit seinen laufenden Gehaltsansprüchen und dem damit verbundenen, stetig wachsenden Pensionsfonds schwer auf dem Lande lastet, während gerade wegen dieser Ueberzahl an Beamten die Verwaltungsgeschäfte nicht immer mit derselben Schnelligkeit und Korrektheit erledigt werden können, die man in anderen deutschen Staaten, und namentlich in Preußen, zu finden gewohnt ist.

Der Grund liegt zum großen Teil daran, daß man bei der Organisation der Verwaltung in Elsaß-Lothringen zwar im großen ganzen nach deutschen bezw. preußischen Grundsätzen verfuhr, sich aber gleichzeitig nicht entschließen konnte, alles französische zu beseitigen, so daß fast allenthalben zwischen den verschiedenen Aemtern und deren räumlichem Wirkungskreis ein Mißverhältnis entstand. Die — meist völlig neu errichteten — Lokalinstanzen sind vielfach überlastet, während die an der Stelle der französischen Verwaltungsbehörde getretenen Kontrollinstanzen ungenügend beschäftigt sind. Infolgedessen kommt die Verwaltung ungemein teuer zu stehen, viel teuerer als früher oder in den sonstigen deutschen Staaten, und dies wird um so mehr empfunden, als eine Vermehrung der Lokalbehörden sich als immer dringender notwendig erweist.

Auch bildet deshalb schon seit Jahren die „Vereinfachung des Verwaltungsapparates“ ein ständiges Diskussionsthema für den Landesausschuß, sowie einen Gegenstand der aufmerksamen Erwägung für die Regierung. Leider hat man sich über eine Grundlage für durchgreifende Reformen noch nicht zu einigen gewußt und sich daher mit vereinzelten Maßregeln begnügt, die aber, weil sie vereinzelt blieben, nicht viel helfen konnten. Man hat z. B. in einigen Verwaltungszweigen, u. a. in der Verwaltung der direkten Steuern, dadurch eine Vereinfachung zu schaffen gesucht, daß die drei Bezirksdirektionen in Wegfall kamen, und eine einzige Zentraldirektion in Straßburg, mit einem Ministerialrat an der Spitze, errichtet wurde. Aehnliches ließe sich auch in anderen Zweigen, z. B. für die Forstverwaltung — wo die Forstmeister- und Oberforstmeisterbezirke dreimal kleiner sind als in der preußischen Rheinprovinz, während es namentlich in den Staatswaldungen des Hochgebirges einige viel zu ausgedehnte Oberförstereien gibt — ebenfalls erreichen. Die Hauptsache liegt aber auf dem Gebiete der allgemeinen, inneren Verwaltung, alles übrige ist nur Flickwerk, und es dreht sich daher der Hauptstreit um die Aufhebung der Regierungsbezirke, oder besser gesagt, um die Aufhebung der Bezirksregierungen.

„Wenn auch anfangs gewichtige Gründe dafür gesprochen haben mögen, so äußerten wir uns letzthin in der „Straßburger Post“, daß man im Lande drei Regierungsbezirke im Umfange der früheren Departements beibehielt, und, trotzdem daß der Schwerpunkt der neuen Verwaltung auf die völlig neue Kreisinstanz verlegt worden war, die früheren einfachen Präfekturen in eben so viel Bezirksregierungen mit ihrem ganzen Apparate von Räten und Kanzleipersonal umwandelte, so kann ein solcher Zustand auf die Dauer doch nicht aufrecht erhalten bleiben, denn die Nachteile liegen gar zu sehr auf der Hand.

„Bei der Verwaltungsorganisation, wie das Reichsland sie thatsächlich besitzt, d. h. bei einer solchen, bei welcher der Kreis die Hauptgrundlage des Ganzen bildet, ist die Thätigkeit der Bezirksinstanz mehr oder weniger eine bloß überwachende, und deshalb kann deren Wirkungskreis in räumlicher Ausdehnung viel größer sein, als das für das persönliche Verwaltungsregiment eines französischen Präfekten berechnete Departement. Am besten kann man dies an der preußischen Rheinprovinz ersehen, wo die Verhältnisse sonst denen im Reichslande am ähnlichsten liegen, und wo die fünf Regierungsbezirke im Durchschnitt das Doppelte an Kreisen und Einwohnern umfassen.

als die reichsländischen. Selbst der kleinste derselben, Koblenz, mit elf Kreisen und rund 750000 Einwohnern, ist bedeutend umfangreicher, als unser größter, das Unterelsaß, und dem größten, Düsseldorf, mit siebzehn Kreisen und 1300000 Einwohnern, fehlt nicht viel, daß er dem ganzen Reichslande (zweiundzwanzig Kreise mit 1500000 Einwohnern) an Umfang gleichkommt. Wie man sieht, könnte recht gut in Elsaß-Lothringen, ohne daß der Geschäftsgang darunter zu leiden hätte, die Ueberwachung unmittelbar von der Zentralinstanz, d. h. vom Ministerium ausgeübt werden, und somit die Bezirksinstanz wegfallen.

„Es handelt sich indessen nicht bloß um ein „kann“, sondern in Wirklichkeit um ein „muß“, wenn, ganz abgesehen vom Kostenpunkt, die Kräfte der Beamten richtig ausgenutzt werden sollen, und das ist die Hauptsache für ein gedeihliches, ersprießliches Funktionieren der Verwaltungsmaschine. Für den verwaltenden Beamten ist zwar Muße eine Hauptbedingung, soll intensiv verwaltet werden; bei dem kontrollierenden Beamten führt es dagegen nur zu leicht zu Kleinigkeitskrämerei, zum Vielschreiben und Vielregieren, und so wird schließlich die Kontrollinstanz zu einem wahren Hemmschuh.“

Gegen eine solche Reform hat sich indessen die Regierung bisher stets ablehnend verhalten, und sie hatte dabei ein um so leichteres Spiel, als bei jeder Angelegenheit die Bevölkerung der „exzentrischen Landesteile“, Lothringen und Oberelsaß, bezw. deren Vertreter, gegen eine Aufhebung der Bezirke eine schroffe Abneigung an den Tag legten, eine Abneigung, die soweit geht, daß die Leute, trotz ihres lebhaften Wunsches nach Ersparnissen und Vereinfachung des Verwaltungsapparates, noch lieber die hohen Kosten und den verwickelten Geschäftsgang mit in den Kauf nehmen, als eben auf die Bezirke zu verzichten.

Und diese Abneigung rührt, so sonderbar es klingen mag, von zwei Gefühlen her, die an sich ganz erfreulich sind, denn sie sind beide urdeutsch, und beweisen also das unter französischer Herrschaft niemals unterbrochene Fortwirken des deutschen Geistes im Lande: es sind das einerseits die Abneigung gegen eine jede angeblich zu weit gehende Zentralisation (was übrigens bei Leuten, die während achtzig Jahren unter modern französischem Regimente gestanden haben, nicht Wunder nehmen darf) und anderseits der Lokalpatriotismus, der um so begreiflicher ist, als die Vogesen bis zum Jahre 1870 eine ziemlich scharfe Scheidewand zwischen Elsaß und Lothringen bildeten, und die Verhältnisse auf beiden Seiten derselben in jeder Beziehung grundverschieden sind.

Allerdings wäre die Aufhebung der Regierungsbezirke keine Zentralisations-, sondern eine Dezentralisationsmaßregel, denn durch dieselbe würde jeder Kreis, ja sogar jede größere Stadt ein kleines „Departement“ für sich bilden, und wenn auch die Zentralregierung die Zügel noch so straff anziehen sollte, bis in die kleinsten Details könnte sie doch nicht dringen, die Selbständigkeit der Kreis- und Stadtbehörden könnte daher nur wachsen und es wäre auch am richtigsten so. Eben so wenig hätte der Lokalpatriotismus darunter zu leiden; von einem „lothringischen“ Lokalpatriotismus, im Sinne eines Gefühls der althistorischen Zusammengehörigkeit, kann schon überhaupt, d. h. im heutigen Bezirke Lothringen, keine Rede sein, denn dieser Bezirk besteht aus Gebieten, bezw. Trümmern von Gebieten, die seit des seligen Königs Lothar Zeiten nicht mehr zusammengehört haben, und, wenn man nur die moderne Zeit berücksichtigen will, aus zwei Departementshälften, die miteinander fast gar keine Beziehungen hatten, und erst jetzt, seitdem Eisenbahnverbindungen zwischen denselben hergestellt sind, Beziehungen miteinander zu haben beginnen. Das Oberelsaß hat allerdings von jeher eine besondere Landvogtei gebildet, die auch ziemlich unverändert in das Departement des Oberrheins übergegangen ist, dafür ist es aber immer ein Teil des Elsaß gewesen, und hat ziemlich gleiche Verhältnisse und noch zahlreichere Beziehungen mit dem „unteren“ Teile desselben. Unter lothringischer bezw. oberelsäßischer Selbständigkeit kann daher nur eine Wahrung der berechtigten Lokaleigentümlichkeiten beider Landes-

teile verstanden werden, und das läßt sich eben so gut von den einzelnen Kreisvorständen als von den Bezirkspräsidien erreichen, zumal die Zentralregierung bisher noch durchaus keine „nivellierenden Tendenzen“ an den Tag gelegt hat, und voraussichtlich niemals an den Tag legen wird, da es den deutschen Ueberlieferungen vollständig widersprechen würde.

Was nun eine andere Sorte von Lokalpatriotismus betrifft, die wohl in dieser Angelegenheit das Haupttriebrad bilden dürfte, und, sofern jede Uebertreibung vermieden wird, ebenfalls der Berechtigung nicht entbehrt, — wir meinen hier den Kirchtumspatriotismus der zwei Bezirkshauptstädte, — so hat derselbe von einer Aufhebung der Bezirke ebenfalls nichts zu befürchten. Darin kann weder „eine neue Begünstigung des schon so sehr begünstigten Straßburgs“, noch eine Zurücksetzung, eine „neue Dekapitalisation“ der zwei „früher mit der Landeshauptstadt gleichberechtigten Städte Metz und Colmar“, erblickt werden. Für die Bedeutung einer Stadt bleibt doch der Rang der darin wohnenden Behörden von sehr geringem Einfluß, und darüber sollte man im Reichslande erst recht im klaren sein, wo noch vor zwanzig Jahren das weltbekannte und weltbedeutende Mülhausen ein einfacher Kantonsort — also noch nicht einmal Kreisstadt — war. Nach Aufhebung der Bezirke würde Colmar immer die größte nicht industrielle Stadt des Oberelsaß, der Sitz des höchsten Gerichtshofes im Lande, bleiben, ebenso wie Metz die größte Festung und Garnison, und es würde deshalb beiden Städten z. B. kein einziger Besuch von hohen und allerhöchsten Personen entgehen, denn solche Besuche gelten ja nicht den Bezirksbehörden, sondern der Stadt selbst. Der Verlust würde sich also auf die allerdings nicht unbedeutende Anzahl höherer und niederer Beamten beschränken, dieser würde aber in wirtschaftlicher Beziehung durch die Entwickelung, welche ein selbständiges städtisches Regiment, infolge der Einführung einer Städteordnung nach deutschem Muster naturnotwendig mit sich bringen würde, mehr als ausgeglichen sein; und vom Standpunkte des Bürgerstolzes würde ein direkt unter dem Ministerium stehender Bürgermeister mit Magistrat und Stadtverordnetenversammlung an alte Reichsherrlichkeit weit besser erinnern, als das bloße Wohnen einer noch so hohen Behörde.

Es sei übrigens bemerkt, daß nach einem sehr beachtenswerten, in letzter Zeit aufgetauchten Vorschlage diese hohe Behörde noch nicht einmal vollständig in Wegfall zu kommen brauchte. Es darf nämlich nicht unberücksichtigt bleiben, daß die Bezirke juristische Personen sind und als solche eigenes Vermögen, Schulden u. s. w. besitzen, so daß deren Aufhebung recht schwierige Auseinandersetzungen und somit juristische und finanzielle Weiterungen zur Folge hätte. Mit Rücksicht hierauf ist nun eine ähnliche Organisation wie im Nachbarstaate Baden in Vorschlag gebracht worden, wo zwar ebenfalls der Schwerpunkt der Verwaltungsorganisation im Kreise (dort Oberamtsbezirk genannt) liegt, jedoch für eine größere Anzahl Kreise, etwa wie die hiesigen Bezirke, ein besonderer hoher Beamter unter dem Namen eines „Landeskommissars“ besteht, der wohl die Aufsicht über die Lokalbehörden führt, aber dies allein, persönlich, ohne den Apparat einer preußischen bezw. reichsländischen Bezirksregierung thut. Käme dieser Vorschlag zur Durchführung, so hätte man die erwünschte Ersparnis und Vereinfachung, ohne die befürchteten Nachteile und Schwierigkeiten. Nur die ungenügend beschäftigten Räte und das überflüssige Kanzleipersonal fielen weg, und damit wäre die Hauptsache gewonnen.

Wie kommt es nun, daß dies alles von den meisten übersehen wird, daß man für eine übertriebene Zentralisation eine Maßregel hält, die das gerade Gegenteil davon sein soll, und in einer bloßen Behörde sozusagen den Hort der lokalen Selbständigkeit und Wohlhabenheit erblickt, was sie nicht ist und auch unmöglich sein kann? Der Grund hierzu ist einfach in den französischen Verwaltungstraditionen und Ueberlieferungen zu suchen, von denen die große Mehrzahl sich noch nicht recht hat losmachen können, und in der groben Unkenntnis der deutschen Einrichtungen, in der die

Bevölkerung bisher gelassen worden ist. Nach wie vor hält man im Publikum die Kreisdirektion für ein bloßes Ausführungsorgan, nach wie vor glaubt man, daß der Schwerpunkt der Verwaltung im Bezirkspräsidium liegt, und die deutschen Städteverhältnisse, die kennt man einfach nicht. Dann ist es kein Wunder, wenn man in der Aufhebung der Bezirke bezw. der Bezirksregierungen das gerade Gegenteil von dem erblickt, was es in der Wahrheit sein würde; aber es ist eben so klar, daß, wenn man nur wüßte, um was es sich in Wirklichkeit handelt, man mit eben so vielem Eifer für die Maßregel eintreten würde, als man jetzt gegen dieselbe auftritt. Sie entspricht also den Gefühlen der Bevölkerung und stößt nur auf Irrtümer und Mißverständnisse.

Der Gedanke hat übrigens in der letzten Zeit unleugbare Fortschritte, und zwar sehr wesentliche gemacht. Als zum ersten Male, wenn wir nicht irren im Jahre 1885, der Abgeordnete Freiherr von Bulach Sohn einen diesbezüglichen Antrag stellte, erhob sich in den sonst so ruhigen und friedlichen Räumen des „Schweizerhäusels" auf dem Kaiserplatz zu Straßburg ein förmlicher Sturm der Entrüstung, der nur mit Mühe und Not beigelegt werden konnte. In diesem Jahre nun kam die Sache bei Gelegenheit einer Forderung der Regierung nach Vermehrung der Kreise zum ersten Male wieder aufs Tapet, und da war es schon ganz anders. Die Diskussion verlief ungemein ruhig, und es hätte sich wahrscheinlich sogar eine knappe Mehrheit für eine Politik des „do ut des" — d. h. Bewilligung neuer Kreise unter der Bedingung der Aufhebung der Bezirksregierungen — gefunden, wenn die Regierung nicht erklärt hätte, sich darauf nicht einlassen zu wollen. Die Entscheidung liegt also jetzt allein in den Händen der letzteren, und wir hoffen, daß sie sich nunmehr nicht länger gegen eine Maßregel sträuben wird, die als die einzige praktische Lösung einer Lebensfrage für das Land betrachtet werden kann.

III.

Mit der allgemeinen Verwaltungsreform ist auch die Frage der **Reform der Gemeindeverhältnisse** und überhaupt der allgemeinen **Organisation der Selbstverwaltungsorgane**, wie in Vorstehendem schon angedeutet, innig verbunden. Auch hier drängt es zu einer Lösung, denn das Bürgermeistergesetz, welches im vorigen Jahre dem Reichstage vorgelegt worden, ist, wir wiederholen es, lediglich als ein Notbehelf zu betrachten, als ein Mittel, Zeit zu gewinnen, um eine durchgreifende Reform ohne Uebereilung und mit reiferer Ueberlegung ausarbeiten zu können.

Die diesbezüglichen Zustände dürfen wir wohl als allgemein bekannt voraussetzen und glauben daher, uns mit einer kurzen Aufzeichnung ihrer Hauptgrundzüge begnügen zu können.

Erstens besteht in Elsaß-Lothringen zwischen Stadt und Landgemeinde kein Unterschied, ja die Benennung ist sogar eine willkürliche, wiewohl der Name Stadt in der Regel nur solchen Gemeinden zu teil wird, welche mehr als 2000 Einwohner zählen. Auf die gesetzliche Behandlung hat dies indessen keinen Einfluß. Jedes Dorf und Dörfchen hat ebensowohl seinen auf Grund des allgemeinen Wahlrechts gewählten „Gemeinderat" und seinen „Bürgermeister", als die größte Stadt, und für die Zahl der Gemeindevertreter ist lediglich die Einwohnerzahl maßgebend. Auf der anderen Seite werden die Städte in bezug auf die Verwaltung ihres Vermögens, sowie überhaupt in allen ihren Angelegenheiten, selbst den nicht politischen, ebensogut der strengsten staatlichen Bevormundung unterworfen, als die kleinsten Dörfer.

Dann ist das Amt des Bürgermeisters ebensowohl in der Stadt wie auf dem Lande ein Ehrenamt, also unbesoldet, und die Amtsdauer hängt mit derjenigen des

Gemeinderats zusammen. Der Bürgermeister steht daher der Gemeinde gegenüber in einem Abhängigkeitsverhältnis, das ihn an jeder freien Handlung und Meinungsäußerung verhindert. Das neue Bürgermeistergesetz hat zwar in bezug hierauf das Prinzip durchlöchert, die Anwendung kann jedoch, wie dies in den Verhältnissen liegt, nur ausnahmsweise geschehen.

Ferner hat der Bürgermeister eine Doppelstellung, die nichts weniger als angenehm ist für einen Mann, der nicht aus dem Beamtenstande hervorgegangen ist, mit der ehrenamtlichen Stellung erst recht nicht zusammenpaßt und somit auf viele mehr oder weniger abschreckend wirkt, so daß gerade die besten, geeignetsten Elemente sich zu dieser Stellung nicht hergeben wollen. Auf der einen Seite ist der Bürgermeister der Vertreter der Gemeinde dem Staate gegenüber: er ist aber auch gleichzeitig der Vertreter des Staates in der Gemeinde und als solcher eine Art Subalternbeamter, das letzte Glied in der Verwaltungskette, auf dem die Ausführung einer Menge Maßregeln in letzter Instanz ruht.

Schließlich besteht für jeden Kreis und jeden Regierungsbezirk eine besondere Vertretung, die den Namen Kreis- bezw. Bezirkstag führt, auf Grund direkter Wahlen aus dem allgemeinen Wahlrecht hervorgeht und nur sehr geringe Befugnisse besitzt.

Daß hier eine Reform not thut, geht schon daraus hervor, daß eine solche Organisation im hohen Grade undeutsch ist und folglich zur Förderung deutschen Geistes und deutschen Wesens wohl schwerlich beitragen kann. Sie ist aber auch an und für sich schlecht, denn sie beruht nicht, wie die diesbezüglichen Organisationen in Altdeutschland, auf einer gesunden Entwickelung alter Traditionen, bezw. auf einer genauen Prüfung und Berücksichtigung thatsächlicher Verhältnisse, sondern lediglich auf künstlichen Abstraktionen, wie sie der Contrat Social und andere revolutionäre Utopien gezeitigt haben. Deshalb führt sie auch nicht bloß zu politischen, sondern auch, und zwar vornehmlich, zu wirtschaftlichen und sozialen Unzuträglichkeiten.

Zunächst ist der ehrenamtliche Charakter der Bürgermeisterfunktionen ein Unding. Man muß eben mit den Menschen rechnen, wie sie sind, und nicht mit Idealen. Für einen pflichtbewußten Mann, der die Leitung der Gemeindeangelegenheiten aus reiner Hingebung für das Interesse seiner Mitbürger übernimmt, wie viele gibt es nicht, die sich dabei lediglich durch selbstische Zwecke und Nebenabsichten leiten lassen? Und glücklich noch, wenn dabei bloß der Ehrgeiz die Haupttriebfeder bildet. Zwar sind die Zeiten vorüber, wo ein Dorfbürgermeister die Fronarbeiter auf seinen Feldern ungestraft verwenden durfte; es gibt indessen immerhin genug Mittel, um indirekt das Wasser, wie man zu sagen pflegt, nach der eigenen Mühle zu leiten. Manche Stadtverwaltung hat darin wahrhaft Unglaubliches geleistet, und von Dorfgemeinden werden ebenfalls geradezu haarsträubende Dinge erzählt. Wenn es auch manche recht edle und achtungswerte Ausnahmen gibt, so sind es doch eben nur Ausnahmen, und daher gilt auch hier das Sprüchwort, daß das angeblich Billige oft am teuersten zu stehen kommt.

Mit dem falschen Grundsatz der Unbesoldbarkeit der Gemeindevorstandsämter muß ein für allemal gründlich gebrochen werden, und an dessen Stelle hat das deutsche Prinzip zu treten, wonach derjenige, der ein Amt übernimmt, nach Maßgabe der von ihm geforderten Leistungen besoldet, aber auch gleichzeitig angehalten werden soll, wirklich etwas zu leisten und die ihm anvertrauten Interessen energisch und selbstlos zu fördern.

Freilich kann dieses Prinzip nur nach einer vollständigen Umgestaltung der ganzen Organisation zur vollen Anwendung kommen.

Deshalb ist auch vor allen Dingen ein Unterschied zwischen Stadt und Landgemeinde zu machen. Die gleiche, schablonenhafte Behandlung dieser beiden, ihrer ganzen Natur nach so grundverschiedenen Gemeinwesen hat in Frankreich zur Verödung der kleinen Städte ungemein beigetragen und selbst die größeren Provinzialstädte an einer

normalen Entwickelung sehr gehindert. Thatsächlich sind die Städte in Deutschland, ceteris paribus, in jeder Beziehung den französischen und reichsländischen weit voraus, wie selbst die eingefleischtesten Chauvinisten bezw. Bewunderer Frankreichs zugestehen müssen. Sollen die Städte des Reichslandes, und namentlich die kleineren, die meist nur ein Bild des traurigsten Verfalls bieten, wieder aufblühen, so gehört dazu vor allem der Erlaß einer entsprechenden Städteordnung, ähnlich wie in den meisten deutschen Staaten; dort hat die freiere Bewegung in der Erledigung der Gemeindeangelegenheiten, sowie die Bestimmung, daß an der Spitze einer Stadtverwaltung ein Kollegium gebildeter Männer stehen soll, während in der Stadtverordnetenversammlung für eine ernste Vertretung der Bürgerinteressen hinlänglich gesorgt wird, wahre Wunder gewirkt, und solche würden auch hier im Reichslande sicherlich nicht ausbleiben. Dafür, daß mit dem „Aufblühen" auch nicht der hinkende Bote mit den hohen Steuerzuschlägen sich gleichzeitig einstellte, könnte durch besondere Kautelen schon gesorgt werden. Uebrigens ist diese Gefahr in einem Lande, wo die Oktroisteuer noch üblich und zulässig, weit geringer als da, wo jede indirekte Kommunalbesteuerung verpönt und abgeschafft ist.

Auf dem platten Lande kann dagegen eine größere Bevormundung von seiten der Verwaltung nach wie vor bestehen bleiben; sie ist sogar notwendig, nur die Organisation muß eine andere werden. Als Ausführungsorgane eignen sich die Dorfvorstände, mögen sie auch Bürgermeister heißen, ganz und gar nicht, und besoldet können sie erst recht nicht werden, wenn man den kleinen Landgemeinden keine unerschwinglichen Opfer auferlegen will. Es empfiehlt sich daher die Einführung einer Organisation, wie sie in den meisten deutschen Staaten besteht und sich dort vorzüglich bewährt hat, wo zwischen Kreis- und Ortsvorstand unter dem Namen Amtmann, Amtsvorsteher, Bezirksbürgermeister ꝛc. eine besondere halb gewählte, halb ernannte bezw. bestätigte Instanz besteht, die Beamtenqualität besitzt, die gleichzeitig die Gemeindeangelegenheiten überwacht und als Ausführungsorgan fungiert. Unter einer solchen Behörde sind dann die Ortsvorsteher nur mehr das, was sie allein sein können, nämlich die Vertreter ihrer Gemeinden; ihr zwitterhafter Charakter fällt weg, und jeder kann sich dann dazu hergeben. Für Lothringen hätte eine solche Einrichtung den unschätzbaren Vorteil, eine Trennung der größeren geschlossenen Güter von den Dorfgemeinden, also die Bildung selbständiger Gutsbezirke zu ermöglichen, eine Maßregel, die in hohem Grade geeignet wäre, ebenso wohl die gutgesinnten Elemente der einheimischen Grundaristokratie für ihren Beruf wieder zu gewinnen und zu erziehen, als die Füllung der leider vorhandenen, sehr breiten Lücken im Großgrundbesitzerstande durch altdeutsche Kräfte wesentlich zu erleichtern.

Der Begriff eines Amtsbezirkes ist in dem sogenannten Kanton hierzulande schon vorhanden, nur mit dem Unterschied, daß letzterer nicht mehr notwendigerweise den Wirkungskreis einer Behörde bildet, wie es früher für Friedensrichter, Polizeikommissar ꝛc. der Fall war, und daß die meisten Kantone zu umfangreich wären, um ungeteilt in die zukünftigen Amtsbezirke aufgehen zu können. Hierdurch erwächst jedoch keine besondere Schwierigkeit. Auch würde durch die erwähnte Organisition keine Mehrbelastung für die Gemeinden eintreten. Gegenwärtig wird in jeder Gemeinde ein Betrag zur Besoldung des Lehrers als „Gemeindeschreiber" ausgeworfen, der in Wegfall kommen würde und der hoch genug ist, daß in den meisten Fällen höchstens 8 bis 10 Gemeinden zusammenzutreten brauchen, um dem Amtsvorsteher ein auskömmliches Gehalt ohne Mehrbelastung bieten zu können. Die Lehrer könnten dann von anderer Seite durch Gehaltserhöhung für den Verlust ihrer bisherigen Nebenbeschäftigung entschädigt werden, eine Nebenbeschäftigung, die übrigens ihre sehr großen Schattenseiten hat und meist nur Unannehmlichkeiten, sei es für den Lehrer, sei es für den Gemeindevorstand zur Folge haben kann.

Die Schwierigkeiten liegen auf einer ganz anderen Seite; die Frage nämlich, welchen Anteil die Wahl, welchen Anteil dagegen die Verwaltung bei der Ernennung

der zukünftigen Amtsvorstände haben soll und in bezug auf letzteres wie weit das eingesessene und wie weit das Beamtenelement zu berücksichtigen wäre, läßt sich nicht ohne weiteres beantworten. In einem politisch noch wenig reifen Lande, wo es außerdem auf dem platten Lande vielfach an gebildeten Leuten fehlt, läßt sich eine Selbstverwaltungsorganisation, wie sie in den östlichen Provinzen Preußens besteht, nicht hervorzaubern, wenn man sich nicht der Gefahr aussetzen will, daß sie bloß auf das Papier zu stehen kommt. Auf der anderen Seite würde ein System wie in der preußischen Rheinprovinz, wo zwar Selbstverwaltung dem Namen nach vorhanden ist, deren Organe aber fast ausschließlich aus den Reihen des Beamtentums, bezw. der Zivil- und Militäranwärter hervorgehen, hierzulande ihre sehr großen Schattenseiten haben. Es könnte dadurch der Gegensatz zwischen Verwaltung und Bevölkerung nur zu leicht verschärft werden, außerdem fiele das Wenige an Fühlung mit der einheimischen Bevölkerung, was der Kreisdirektor gegenwärtig durch seinen persönlichen Umgang mit den Ortsvorständen noch hat, vollends weg, was eine Art Diktatur des Subalternbeamtentums leicht herbeiführen könnte, und schließlich wäre der einzige Boden, auf dem der Gemeinsinn gepflegt und entwickelt werden kann, mehr oder weniger beseitigt.

Alle diese Schwierigkeiten halten wir jedoch keineswegs für unüberwindlich. Nichts ist ja vollkommen auf dieser Welt, und in den meisten Fällen hat man nur zu entscheiden, welches von mehreren Uebeln man als das kleinste wählen soll. So auch hier. Uebrigens läßt sich in einer zweckentsprechenden Gemeindeorganisation weder das angesessene noch das Beamtenelement vollständig entbehren, und auf der Grundlage des Vorschlags- und Bestätigungsrechtes, sowie strenger Normen für die Wählbarkeit können die nötigen Kautelen gefunden werden, um nach jeder Richtung hin den Bedürfnissen gerecht zu werden und zu verhindern, daß das eine oder das andere Element schließlich überwuchert. Mag man sich übrigens an maßgebender Stelle für das eine oder das andere System entscheiden, es wird jedenfalls und sicher besser sein, als der jetzige Zustand.

Als Korrelat zur Gemeindereform gehört auch eine Reform der übrigen Selbstverwaltungsorgane, und namentlich eine Erweiterung des Arbeitsfeldes der Kreis- und Bezirkstage, letzterer natürlich nur insofern, als die Bezirke selbst beibehalten würden. Dadurch könnte die Verwaltung wesentlich entlastet werden, und so hätte man ein weiteres Mittel zu Gebote, um den Verwaltungsapparat zu vereinfachen. Gegenwärtig haben die genannten Körperschaften sich nur mit ganz bestimmten und wenig zahlreichen Dingen zu befassen, ihr Wirkungskreis und ihre Tagungen sind äußerst beschränkt, und außerhalb der offiziellen Tagungen hört ihre Thätigkeit vollständig auf. Dies wäre nun dahin zu ändern, daß sich die genannten Körperschaften mit allen wichtigeren Verwaltungsangelegenheiten ihres Bezirkes zu befassen und durch ständige Ausschüsse an der Verwaltung teilzunehmen hätten. Deshalb brauchte die Verwaltung noch lange nicht das Heft aus der Hand zu geben, dies wäre sogar sehr wenig wünschenswert. Aber ein solches Zusammenwirken ist, wie die Erfahrung fast überall gelehrt hat, das beste Mittel, um einerseits gegenseitige Fühlung, Achtung und schließlich auch Sympathie zu fördern, sowie anderseits die Bevölkerung bezw. deren Auserwählte politisch zu schulen.

Soll jedoch diese Reform ihre volle Wirkung haben, so ist eine Aenderung des Wahlmodus unbedingt erforderlich. Ob das allgemeine direkte Wahlrecht für ein größeres Parlament zweckmäßig ist oder nicht, darüber läßt sich schon streiten. Für Lokalvertretungen paßt dasselbe aber ganz und gar nicht, denn bei solchen müssen gar verschiedene Elemente vertreten sein, was bei direkten allgemeinen Wahlen eben nicht erreicht werden kann. Man wird daher auch der Frage näher treten müssen, ob nicht, wie in Preußen, gesonderte Vertretungen zu schaffen sein werden, und zwar am zweckmäßigsten für den Großgrundbesitz, die Städte und die Landgemeinden. Die erste hätte für Lothringen einen ganz besonderen Wert, aus denselben Gründen, wie die

Schaffung selbständiger Gutsbezirke. Für das Elsaß müßte sie freilich, wollte man nicht schablonisieren, in einzelnen Kreisen in Wegfall kommen; dies läßt sich aber sehr gut und leicht erreichen, ohne das Prinzip allgemein zu verwerfen, wie an der neuen Kreisordnung für Schleswig-Holstein leicht zu ersehen ist. Auch müßte den eigentümlichen Verhältnissen in den Weinbaudistrikten Rechnung getragen werden, in welchen ein Gut mit 5 Hektar Weinlandareal schon als zum Großgrundbesitz gehörig betrachtet werden kann; indessen macht auch das keine besonderen Schwierigkeiten.

Bei dieser Gelegenheit können wir nicht umhin, unser Bedauern darüber auszudrücken, daß nicht schon längst eine solche Reorganisation stattgefunden hat. Freilich rührte diese Zurückhaltung, diese Pietät für das Vorhandene von einer sehr guten Absicht her, beruhte indessen nichtsdestoweniger auf einem verhängnisvollen Irrtum. Man wollte eben die Anhänglichkeit der Bevölkerung am Althergebrachten möglichst schonen. Eine solche Anhänglichkeit ist aber nicht vorhanden, und zwar aus dem einfachen Grunde, weil es sich um „Althergebrachtes“ nicht handelt. Frankreich hat fast alle zehn Jahre, wenn nicht öfter, seine ganze Organisation geändert, und wenn auch die Hauptgrundzüge dieselben blieben, so wurden die Details jedesmal bis zur Unkenntlichkeit umgestaltet. Das Reichsland ist daher an Wechsel und Veränderungen gewöhnt, und wenn auch einige politische Nörgler in der Beibehaltung des Status quo sozusagen den Hort der Selbständigkeit des Landes erblicken, die Bevölkerung läßt sich dadurch nicht irreführen und widerstrebt keiner gesunden Reform.

Die Reform der Gemeindeverhältnisse, wie wir sie soeben angedeutet haben, wird vielmehr von allen Seiten lebhaft herbeigewünscht, und die Ausführung des Bürgermeistergesetzes wird sicher während der Zwischenzeit noch den Rest an Mißtrauen und Aengstlichkeit vollends beseitigen. Schon jetzt, nach so kurzer Zeit, werden überall wo „Berufsbürgermeister“ ernannt werden, dieselben recht gern gesehen, sowie deren Vorzüge allgemein anerkannt. Es heißt sogar, daß von manchen Gemeinden der Wunsch nach Ernennung eines Berufsbürgermeisters geäußert worden ist. Und ebenso würden schon viele Stimmen für den Erlaß einer Städte- sowie einer Kreisordnung im preußischen Stile laut geworden sein, wenn die bezüglichen in Altdeutschland bezw. Preußen geltenden Bestimmungen besser bekannt wären.

Was in letzterer Beziehung geschehen ist, beschränkt sich daher auf einen einzigen, vor drei Jahren eingebrachten Antrag des jüngeren Freiherrn von Bulach, der indessen, trotz der nicht zu leugnenden guten Absicht, den sehr großen Fehler hatte, das allgemeine direkte Wahlrecht beizubehalten. Letzteres war allerdings gerade für Herrn von Bulach, in seiner Eigenschaft als Edelmann und Großgrundbesitzer, mehr oder weniger eine Notwendigkeit, wollte er sich nicht dem Vorwurfe aussetzen, als verfolge er persönliche oder Standesinteressen. Dies zeigt aber um so deutlicher, daß ein Reformvorschlag am besten von der Regierung kommt, die, über alle Parteien und Stände erhaben, einfach das allgemeine Wohl zu vertreten hat und deshalb auch keine derartigen Vorwürfe und Verdächtigungen zu befürchten braucht, wenn sie die gebildeten Elemente dem Lande und der Allgemeinheit durch weise Einrichtungen dienst- und nutzbar zu machen versucht.

(Schluß folgt.)

Was ist innere Mission?

Von

Fr. Naumann in Langenberg.

Ob der, wie es scheint, zuerst von dem Professor Lücke in Göttingen gebrauchte, von Wichern aber in den deutschen Sprachschatz eingeführte Name „innere Mission" besonders glücklich gewählt ist, wollen wir hier nicht untersuchen. Auf jeden Fall ist er jetzt eingebürgert und wir wissen im allgemeinen, was er besagen will. Von vielen Thätigkeiten und Veranstaltungen, wie z. B. von den Stadtmissionen und den Rettungshäusern, kann es gar nicht zweifelhaft sein, daß sie zum Gesamtgebiete der inneren Mission gehören, aber schon, wenn wir sagen sollten, ob ein von Diakonissinnen geleitetes kommunales Krankenhaus innere Mission ist, würden wir uns Bedenkzeit erbitten müssen, mehr noch dann, wenn wir im Gebiet der Krippen, Kleinkinderschulen, Arbeitsschulen, Knabenhorte, Mägdeherbergen u. s. w. eine klare Grenze zwischen innerer Mission und Humanität zu ziehen hätten.

Wie oft bei Dingen von großer, praktischer Bedeutung, ist auch bei der inneren Mission der Begriff dialektisch schwer faßbar. Vielerlei Leute haben schon an ihm herumgesonnen, ohne ihn doch endgültig zu formulieren. Es scheint auch, als ob es kein großer Schade sei, wenn die theoretische Darstellung in diesem Falle nicht gelingt. Und fürwahr, der Hausvater in der Herberge wird seinen Dienst gleich gut verrichten und der christliche Wohlthäter wird sein Goldstück gleich gern geben können, ob sie nun eine tadellose Begriffsbestimmung der inneren Mission haben oder nicht. Aber anders stehen diejenigen zur Sache, welche durch Stellung oder Neigung berufen sind, der inneren Mission die Richtlinien zu stecken. Diese werden ohne grundsätzliche Klärung sich kaum völlig vor Irrwegen hüten können und, wenn vielleicht selbst nicht gefährdet, weil ein starker genialer Takt sie bewahrt und leitet, doch nicht im stande sein, ihren Helfern dieselbe Sicherheit unreflektierter Gesamtauffassung zu übermitteln. Aber auch für jeden wissenschaftlich denkenden Christen muß es Wunsch sein, einen für das kirchliche und staatliche Leben der Gegenwart so überaus wichtigen Entwickelungsprozeß, wie er sich in der inneren Mission uns vor Augen stellt, in seinem wahren Wesen zu erkennen.

Begriffsuntersuchungen im Gebiet beschreibender Wissenschaften sind interessant und verhältnismäßig gefahrlos. Eine fehlerhafte Bestimmung des Begriffes „Elektrizität" mag wohl für die Fachleute peinlich sein, ist aber im Grunde genommen ein unschädlicher Irrtum, weil sie keinerlei direkte ethische und soziale Folgen hat. Sehr anders

steht es aber bei einer in diesen beiden Beziehungen wirksamen Angelegenheit. Ein falscher Begriff innerer Mission, ins Leben umgesetzt, kann ein Moment der Zersetzung für die Kirche und unser gesamtes christliches Volksleben werden.

Bei großen Dingen entstehen die Begriffe erst mit den Sachen. Erst als die Kirche eine Macht geworden war, entstand ein wirklicher Kirchenbegriff. Erst sahen wir die innere Mission werden und dann erst konnten wir daran denken, was sie eigentlich sei. Je weiter sie fortschreitet, desto klarer wird ihr Wesen sich in der nachdenklichen Beobachtung darstellen. Noch sind wir zu sehr mitten in ihrer Werdezeit, um ein abschließendes Wort sagen zu können. Es handelt sich nur um ein kleines Stückchen Fortarbeit an dem allmählich entstehenden Begriffe. Was bereits geleistet ist, muß benutzt und spätere Fortsetzung in einer anderen Entwickelungsstufe der inneren Mission muß erhofft werden.

Wir wenden uns daher den Begriffsbestimmungen zu, wie sie von den zwei litterarisch hervorragendsten Fachmännern der inneren Mission gegeben werden:

Oldenberg schreibt (1882) in der zweiten Auflage von Herzogs theologischer Real-Encyklopädie (10. Band, Seite 19 f.):

„Ihrem Wesen nach ist die innere Mission die Fortsetzung oder Wiederaufnahme der ursprünglichen Missionsarbeit der Kirche innerhalb der Christenwelt zur Ueberwindung des in ihr noch ungebrochen gebliebenen oder wieder mächtig gewordenen Unchristentums und Widerchristentums."

Sie ist also, kurz gesagt, eine Art Heidenmission in der Christenheit. Daß man etliche Arbeitszweige der inneren Mission (Stadtmission in den Riesenstädten, Wanderpredigt, Traktatverteilung, Kaffee-Andachten) unter diesem Gesichtspunkte auffassen kann, braucht kaum hervorgehoben zu werden, aber warnen muß man vor einem leicht sich einstellenden Mißbrauch des Vergleichs mit der Heidenmission: man vergißt bisweilen, daß noch heute fast alle Erwachsenen bei uns getaufte, im Glauben der Kirche hinreichend unterrichtete, meist auch konfirmierte Glieder der Kirche sind. Auch ein deutscher Dissident ist noch lange kein Heide, denn ihn umweht die christliche Geistesluft und er kann nicht umhin, sie zu atmen. Wir wollen uns nicht vor der Zeit in die entsetzliche Lage hineinträumen, in welcher nach sachkundigen Berichten die Londoner Christenheit bereits steht, daß nämlich mit ihr in denselben Straßen eine Million solcher wohnt, die nicht von den Gnadenmitteln der Kirche erreicht werden. Noch haben wir, selbst im wesentlichen noch in Berlin, Volkskirche. Wir wollen Gott danken, daß wir sie haben und nicht so reden, als wäre sie nicht vorhanden. Abgesehen von Einzelfällen handelt es sich bei uns nicht um volles „Unchristentum" und „Widerchristentum", sondern nur um einen unbegreiflich schwachen Glauben der Menge. Noch ist Christentum da, aber es bethätigt sich nicht nach Wunsch und kann sich daher von Krankheitserscheinungen verschiedener Art nicht freihalten.

Aber selbst zugegeben, die durch den Namen nahe gelegte Vergleichung mit der äußeren Mission sei für Stadtmission und dergl. völlig berechtigt, so läßt sich vieles, was wir unzweifelhaft unter der inneren Mission mit verstehen, überhaupt nicht als „Missionsarbeit" ansehen (Sonntagsschule neben konfessioneller Staatsschule, Jünglingsverein mit geförderten Mitgliedern, Felddiakonie, Epileptischen- und Blödenpflege). Daher fährt Oldenberg fort:

„In weiterem Sinne und nach ihrer geschichtlichen Entwickelung gehören der inneren Mission aber auch alle diejenigen freien Bethätigungen der aus dem Glauben stammenden Liebe an, durch welche nicht nur rettend, sondern auch vorbeugend und bewahrend die Kräfte christlichen Heiles den gefährdeten Gliedern der Kirche wie ganzen Volksgruppen wieder zugeführt werden."

Also: die innere Mission selbst ist und bleibt „Christianisierung". Das ist ihr „tiefster Charakterzug". Aber gleichsam im Nebenamt befaßt sie sich auch mit Liebesarbeit, deren Missionsabsicht nicht ohne weiteres einleuchtet. Entspricht das der Lage

der inneren Mission im heutigen Deutschland? Ist damit nicht ein Hauptbestandteil zur Nebensache gemacht? Man baut doch nicht Idiotenanstalten wie die bekannten in Alsterdorf bei Hamburg, um Mission zu treiben oder Glauben zu bewahren oder um vor sittlichen Verirrungen zu behüten, sondern zunächst, um den unglücklichen Menschen eine milde und rationelle Pflege zu gewähren. Hier ist die Christianisierung höchstens Nebenarbeit.

„Subjekt der inneren Mission kann nur die in Wahrheit christliche Gemeinde und deren in lebendigem Glauben und Bekenntnis stehende Organe und Glieder sein."

Diesem Satz können wir überhaupt wie insbesondere auch in der Hinsicht beistimmen, daß die Organe der Gemeinde und (Landes-)Kirche nicht als solche von der inneren Mission ausgeschlossen sind. Eine Arbeit der Gemeinde hört nicht in jedem Falle auf, innere Mission zu sein, sobald sie in die Hände der kirchenregimentlichen oder pastoralen Verwaltung gelangt. Daß Oldenberg als Objekte der inneren Mission die dem Glauben fern Gebliebenen, Abgefallenen oder aus mancherlei Ursachen vom Abfall Bedrohten ansieht, entspricht völlig den bereits angeführten Sätzen. Wir fügen noch folgende Aeußerungen desselben Verfassers hinzu.

„Es ist ein Irrtum — leider ein weit verbreiteter — die innere Mission für den Komplex von allerlei Vereinen und Anstalten zu halten, die sich nach der einen oder andern Seite mit christlichen Liebeswerken beschäftigen."

Sehr richtig, denn in diesem Falle würde auch eine staatliche Blindenanstalt zur inneren Mission gehören, weil unbestreitbar ist, daß sie sich mit einem christlichen Liebeswerk beschäftigt.

„Es gibt ein Wirken der innern Mission durch Persönlichkeiten und ganze Kreise, das Anstalten und Vereine weder hat noch bedarf."

Man denke nur an die so gut wie nicht organisierte Bewegung zu gunsten der Sonntagsruhe.

„Es gibt Anstalten und Vereine, die darum, weil sie christlich sind, noch keineswegs der inneren Mission angehören."

Hierher gehören viele Erziehungsvereine, Andachtsvereine, freie christliche Gymnasien u. s. w.

Zum Teil beruht übrigens unsere Bejahung dieser Oldenbergschen Sätze, wie das weitere zeigen wird, auf Voraussetzungen, die der von uns hoch verehrte Herr vielleicht nicht völlig anerkennen würde. —

In seinem 1887 erschienenen „Leitfaden der inneren Mission" spricht sich Schäfer über das „Wesen der inneren Mission" etwa so aus:

„Es lassen sich drei Strömungen unterscheiden, welche einzeln die Geschichte der Kirche in allen ihren Hauptperioden durchziehen, um sich dann in der inneren Mission zu gemeinsamem Lauf und Wirken zu verbinden." Zuerst gehören hierzu die Werke der Barmherzigkeit, wie sie in der alten Kirche, im Mittelalter und weiterhin geübt wurden, sodann „die freie Verkündigung des Evangeliums in Wort und Schrift ohne kirchenamtlichen Auftrag aus Liebeseifer und Zeugengeist oder Gewissensdrang und Erbarmen mit der Verwahrlosung und Unwissenheit des Volkes", wie sie von der Apostel Tagen an nie ganz ausgestorben ist. Das dritte sind „kirchliche Reformversuche", wie sie die lutherische Reformation und der Spenersche Pietismus waren.

Aus diesen Vordergedanken ergibt sich für Schäfer folgende Definition:

„Die innere Mission ist diejenige kirchliche Reformbewegung des neunzehnten Jahrhunderts, welche den innern Zustand der Kirche dadurch zu bessern unternimmt, daß sie die Werke der Barmherzigkeit ebenso wie die freie Verkündigung des Evangeliums dem Leben der Kirche einpflanzen und in ihr wirksam machen will."

Wir begrüßen diese Darlegung als einen bedeutenden Fortschritt zur Klarheit. Hier hat die nicht christianisierende Barmherzigkeit ihre gebührende Stelle, hier wird

für das vielerlei der inneren Mission in dem Begriff „Reformbewegung" eine Einheit gefunden. Geschichtlich angesehen ist es sehr wahrscheinlich, daß man in etlichen Jahrhunderten in unserer Kirche die innere Mission ähnlich ansehen wird, wie die katholische Kirche jetzt die Cluniacenser Bewegung im elften Jahrhundert betrachtet. Wir möchten von dem Schäferschen Grundgedanken nichts hinweggeben, glauben aber, daß er einen sehr wichtigen Gesichtspunkt unberücksichtigt läßt oder wenigstens nicht deutlich ausspricht. Dieser prinzipiell und praktisch bedeutsame Gesichtspunkt ist: alle innere Mission ist Vorarbeit für kirchliche oder staatliche Organisation.

Die organisierte Kirche (und der Verwaltungsstaat) besteht in einem gewissen System von Einrichtungen, Aemtern, Gesetzen, Gebräuchen; dieses System ist nicht unwandelbar, es verliert — meist ohne Sang und Klang — ältere Bestandteile und nimmt neue an. Die neuen Bestandteile der Organisation treten nun aber nicht eruptiv auf, sondern sie heben sich allmählich empor, bis eines Tages die Zeit gekommen ist, wo sie in den Kodex aufgenommen werden können. Vor Zeiten mochte es möglich sein, daß irgend einem selbstherrlichen kleinen Summepiskopus über Nacht ein völlig neuer organisatorischer Gedanke kam und vor der folgenden Nacht schon kalligraphiert und unterschrieben vorlag; aber heute geht die werdende kirchliche (und auch die soziale) Organisation folgenden Stufengang:

1) Irgend jemand entdeckt ein lokales Bedürfnis und bestrebt sich, dasselbe zu befriedigen. Der Ursprung.

2) Andere werden aufmerksam auf die neue Idee und finden, daß das betreffende Bedürfnis ein allgemeines sei. Zeit der kleinen Kreise.

3) Zur Befriedigung des Bedürfnisses werden freie, private Organisationen, Vereine, Anstalten geschaffen. Die nötigen Gelder werden in der Form von Liebesgaben gesammelt. Die neuen Organisationen leben von der Gunst der (christlich bewußten) Volkskreise.

4) Die neue Organisation macht sich unentbehrlich. Die Liebesgaben fließen spärlicher, weil das (christliche) Interesse sich bereits wieder einem neuen Werke zugewendet hat. Die bestehende kirchliche oder staatliche Organisation muß helfend eingreifen.

5) Aus der Beihilfe wird eine Uebernahme der ganzen Sache durch das Kirchenregiment, den Staat, die Kommunalverwaltung u. s. w.

Diesen Prozeß kann man in völliger Reinheit bei den Blindenanstalten beobachten. Im Anfang unseres Jahrhunderts war die Blindenpflege Privatgedanke einzelner, dann wurde sie Vereinsangelegenheit, dann aber Staatssache. Innere Mission nennen wir sie nun in dem Zwischenstadium zwischen der Privat- und der Staatsbethätigung.

Eben so sei die Entwickelung bei den Waisenhäusern im wesentlichen vollendet. Waisenhäuser waren von August Hermann Francke bis in die zweite Hälfte des vorigen Jahrhunderts innere Mission, jetzt sind sie es nicht mehr, da sie fast überall unter der öffentlichen Hand stehen.

Oder um ein rein kirchliches Beispiel zu bringen: Die Konfirmation war im vorigen Jahrhundert bis in dieses Jahrhundert hinein innere Mission. In der Hauptsache unabhängig von der im evangelischen Deutschland damals fast völlig erstorbenen Firmelung brachte Spener den Gedanken der Konfirmation auf. Ihm schlossen sich viele Geistliche an und konfirmierten ohne behördliche Anweisung, weil sie es für nötig hielten. Allmählich ward die Sitte des Konfirmierens allgemein. Nun fing das Kirchenregiment an, lokale Mißbräuche und Verschiedenheiten zu beseitigen. Das war der Weg zur vollen Organisation. Jetzt wird es kaum eine deutsche Landeskirche mehr geben, welche nicht ihre Korfirmationsordnung und Agende besäße.

Es sei ein Vergleich gestattet. Bekanntlich stellt sich Darwin die Entstehung neuer Arten so vor, daß infolge neuer Bedürfnisse sich neue Organe bilden. Die Neubildung geschieht aber gewissermaßen aufs Geratewohl. Die Natur selbst weiß

im Anfang noch nicht, was sie weiteres aus sich herausgebären wird. Auch ist sie nicht unbedingt sicher in ihren Maßnahmen. Bisweilen treibt sie Ansätze hervor, die dann wegen Mangels geeigneter Funktionen wieder einschrumpfen, vielleicht unter Zurücklassung von eigentümlichen Nebenbildungen. Ob diese Vorstellungsweise naturgeschichtlichen Wert hat, geht uns nichts an. Aber sie bezeichnet sehr deutlich die Entwickelung der inneren Mission. Auch in dieser ist im Anfang ein halb bewußtloses Tasten unvermeidlich. Auch in ihr gibts eine zweckwidrige Ueberproduktion, ein Verschrumpfen nicht funktionierender Teile. Ist aber einmal die Normalform des Organs gefunden, dann bleibt sie, und die innere Mission tritt zurück.

Eine eigentümliche Erscheinung ist, daß die neuen Organe meist in der Zeit ihrer Entstehung sich für völlig neue Wesen halten. Die Jugendkraft der ersten Bewegungen berauscht sie. In diesem Stadium sträuben sie sich in der Regel gegen Verkirchlichung und Verstaatlichung, während sie das eine oder das andere in einer noch späteren Zeit als Wohlthat begrüßen werden. Daher soll man ja nicht aus dem zeitweiligen Freiheitsstreben etlicher Teile der inneren Misssion schließen, daß sie immer ungebunden bleiben werden. Wenn wir darum deklamieren hören: „Die freie christliche Liebe hat ein Recht, sich diese oder jene Arbeit nicht entreißen zu lassen,“ so macht dieses Gerede auf uns wenig Eindruck. Die Zeit wird kommen, wo die freie Liebe, d. h. die Organ-bildende Produktionskraft der Christenheit ganz anderes zu thun haben wird, als den Erzeugnissen von heute ihren Lebenssaft zuzuführen.

Als Beispiel einer irrationalen Aufwucherung, die nicht zur Organbildung kommen konnte, ist das Findelhaus zu nennen. Es schien die rechte Befriedigung des Bedürfnisses und war nur — eine neue Erkrankung der wunden Stelle im Volksleben.

Nur eine Seite der Sache kommt in dem naturgeschichtlichen Vergleiche nicht zum Ausdruck: die Bedeutung des persönlichen Elements bei den Neubildungen. Diese wird mehr durch folgendes illustriert:

Der kirchlichen Organ-Bildung ist die Dogmenbildung verwandt. Versetzen wir uns in dogmenschaffende Zeit, etwa in den Anfang des dritten Jahrhunderts. Wie entsteht da das Dogma?

1) Ein Theolog empfindet das Bedürfnis, eine Lücke seines inneren Systems durch eine neue Gedankenkombination auszufüllen.

2) Der neue Gedanke bildet eine theologische Schule resp. Partei, welche ihn bis zur formalen Fixierung fördert.

3) Die kirchliche Autorität einer Synode erhebt die Privatmeinung von einst zur verbindlichen Lehrsatzung der Kirche.

Der zweiten von diesen drei Stufen entspricht auf praktischem Gebiete das, was wir innere Mission nennen. Uebrigens kommen auf beiden Gebieten rückläufige Bewegungen vor. Eine Einrichtung oder ein Dogma kann schon so gut wie fixiert sein, wird aber durch Störungen nochmals flüssig gemacht und erstarrt dann später wieder in veränderter Form. Die entsprechenden Belege zu diesem Satz bietet die Geschichte der Armenpflege im evangelischen Deutschland.

Ein Gebiet aber, auf welchem der von uns beschriebene Entwickelungsgang im Großen zu beobachten ist, ist die Schule. Auch sie war freie Gründung christlicher Liebe, wurde mehr und mehr fixiert und ist nun ein aller Willkür enthobenes öffentliches Institut.

Es gibt aber entstehende Organisationen (mit angestrebten Verfassungsänderungen hat die innere Mission nichts zu thun), bei denen der Beisatz christlicher Gedanken relativ gering ist, z. B. die Handfertigkeitsschulen für unbeaufsichtigte Knaben. Diese nennen wir nicht innere Mission. Es gibt entstehende Organisationen, welche noch so embryonal sind, daß wir sie noch nicht, und solche, welche so ausgetragen sind, daß wir sie nicht mehr zur inneren Mission rechnen können. Im ganzen sagen wir:

Innere Mission sind im christlichen Geiste entstehende Einrich-

tungen des staatlichen oder kirchlichen Organismus während ihre Entstehungszeit.

Daß diese Definition der Schäferschen Bestimmung als Reformbewegung nicht feindlich gegenübersteht, leuchtet von selbst ein. —

Nachdem wir also den Begriff gewonnen haben, wollen wir aus ihm Folgerungen ziehen. Wir thun dies, indem wir Vermutungen über die zukünftige Entwickelung einiger Arbeiten der inneren Mission aussprechen. Daß dabei ein wenig Phantasiegebilde sein wird, welches sich nicht genau bewahrheiten dürfte, ist allerdings von vornherein wahrscheinlich.

Die Rettungshäuser sind schon auf derselben Bahn angelangt, auf der die Waisenhäuser der Verstaatlichung entgegeneilten. Die erste Liebe der Gemeinden für sie ist erkaltet. Ihre Romantik ist verhaucht. Das preußische Zwangserziehungsgesetz ist ein erster Finger, den der Staat ihnen hinreichte. Landräte und Amtshauptleute bekümmern sich amtlich um die Rettungshäuser. Bisweilen erhalten sie Zuschüsse aus öffentlichen Kassen. Wie lange wirds dauern, so werden die Rettungshausväter eine neue Kategorie von Staatsbeamten sein? Ob sie dann noch in der Hauptsache Zöglinge der Brüderhäuser sein werden oder vielleicht ältere seminaristisch gebildete Lehrer? Das wird zum guten Teil von der weiteren Entwickelung unserer Brüderhäuser abhängen.

Es will uns scheinen, als müsse man prinzipiell Brüderhäuser und Stadtmissionen zu einer Gruppe zusammenfassen. Was wird sich aus ihnen entwickeln? Eine Art protestantischer Clerus zweiten Grades. Ob ordiniert oder nicht, wissen wir nicht; aber das glauben wir zu wissen, daß die Stadtmissionen seinerzeit nicht mehr im Dienste frei operierender Vereine, sondern der organisierten Kirchengemeinden stehen werden. Sie werden in den Massengemeinden als ebenso zur Kirche gehörig angesehen werden, wie jetzt die Kantoren und Kirchenbuchführer. Ob damit das Brüderhaus etwas von der Art kirchlicher Seminare empfangen wird?

Der Clerus zweiten Grades wird besonders nötig sein in den Gemeinden der Zukunft, welche in allen Bevölkerungszentren Schichten- oder Ständegemeinden sein werden. Die Lokalgemeinden unserer Großstädte haben sich bereits überlebt. Jeder geht, von einigen fest geordneten Amtshandlungen abgesehen, zu dem Geistlichen, den er aus persönlichen Gründen bevorzugt. Die Unordnung ist z. T. unbeschreiblich. Was wird an die Stelle der zerflossenen Lokalgemeinden treten? Unsere Vereine, d. h. diejenige Klasse von Vereinen, in denen wirkliches Gemeinschaftsleben ist, geben die Antwort. Es wird eine Neugruppierung kommen, wie wir sie besonders in den großen evangelischen Arbeitervereinen Rheinlands und Westfalens angebahnt finden. Schon entstehen: Arbeitergottesdienste, Berggottesdienste, Jünglingsfeste. Werden wir nicht seinerzeit Arbeiterpfarrer, Handwerkerpfarrer, Geistliche für die Gebildeten u. s. w. haben? Auf dem Wege dazu sind wir.

Und die Herbergen? Sind sie etwa Vorboten einer sozialistischen Verstaatlichung des gesamten Gasthofsbetriebes, wie sie aus sittlichen Gründen von Pastor Sulze in Dresden vorgeschlagen wurde? — Die Arbeiterkolonien? Wann werden sie, falls sie sich überhaupt halten, staatliche Institute sein? — Die Gemeindediakonissinnen? Sie werden sich in den Dienst öffentlicher Krankenkassen und kommunaler Armenpflege stellen müssen. — Die christlichen Familienabende? Sie werden entweder untergehen oder, wie in vielen Gemeinden die wöchentlichen Bibelstunden, eine bleibende Einrichtung werden.

Ein neues Weltalter zieht herauf. Die christliche Vorarbeit für die praktischen Formen der Zukunft ist die innere Mission.

Leos Geheimnis.

Erzählung

von

R. v. d. Elbe.

Neuntes Kapitel.

Mamsell Philippine Kruse saß vor ihrer Küchenthür und schälte Birnen. Es war ein ganz angenehmes Plätzchen, wenn die Fliegen sie auch etwas belästigten. Eine Laube von wildem Wein, den Quosig vom Hause hergeleitet und um ein paar Tonnenreife geschlungen hatte, breitete wohlthätigen Schatten über ihr Haupt. Sie gefiel sich einmal wieder sehr in dem Gedanken, daß sie sich reizend ausnehmen müsse, und summte: „Fein's Liebchen unter dem Rebendach —“

Dann hielt sie mit gezierter Rückwärtsbiegung zwei der schönen gelben Früchte empor und flüsterte: „Das Mägdelein mit den Birnen, schade, daß kein Maler zur Hand ist.“

Während sie diese künstliche Stellung annahm, wurde die Thür ihr zur Seite aufgerissen, und Lotte schrie: „Sie kommen, sie kommen!“

Pine Kruse fuhr empor, die Birnen rollten um sie her, rasch strich sie über ihr Haar, ihre weiße Schürze und stürzte durchs Haus auf den Hof, um die heimkehrende Herrschaft zu empfangen. Seraph rannte laut bellend mit hinaus.

Herr von Uting war als höflicher Reiseführer bis Göttingen mitgefahren, hatte sich da jedoch verabschiedet, um heimzukehren. Die drei Damen kamen also in einem offenen Mietswagen — Quosig auf dem Bock — allein von dem Ausfluge zurück.

Pine freute sich besonders, ihre Gönnerin, die Chanoinesse wiederzusehen. Es war doch auf Holzhausen gar zu ruhig und gewöhnlich zugegangen. Herr Deiters hatte sich schon lange als unrührbar erwiesen, es blieb nichts übrig, als ihn aufzugeben, und wenn Quosig auch weit unter Pinchens Würde war, so konnte man seinen Witz an ihm üben und die Genugthuung genießen, spröde zu sein.

„Da sind wir wieder, liebe Krausen,“ sagte Fräulein von Madeweiß, sich auf ihres Günstlings Arm stützend. „Dem Reiz der blauen Ferne entrückt, umfängt uns der heimatliche Boden mit weichen Armen.“

„Ach, gnädig Fräulein, nein, wie bin ich glücklich!“

„Alles in Ordnung, Mamsell? Wo ist Deiters?“ fragte Leontine kurz.

„Nichts Schlimmes passiert, Fräulein von Rosla, der Herr Verwalter sind, glaub' ich, zu Holz,“ knixte Philippine.

„Ach seh einer unsern kleinen Seraph!" schmeichelte Anna dem emporspringenden Hunde.

Die Damen gingen ins Haus, Quosig trug Gepäck und bildete mit der Wirtschafterin den Nachtrab.

„Na, sünd Se in de Tied von 'en Schrubber to 'en Heidbessen bekehrt?" flüsterte er, verliebt blinzelnd.

„Reisen soll doch bilden," erwiderte sie, die Nase aufwerfend, „aber Sie haben immer dieselben unmodischen Schnäcke. An Ihnen ist Hopfen und Malz verloren."

„Wollten Sie mir gern als Bier zu sich nehmen?" schmunzelte er im Davongehen.

Fräulein von Madeweiß kam mit Philippine auf ihrem Zimmer an. „Mein süßer Engel," rief sie, den stürmischen Seraph liebkosend, „nun ist deine kleine Mama wieder bei dir. Vergib ihr das Schweifen und Schwärmen! Ach, das Herz sehnt sich wohl, die Blüten der Fremde zu kosten, kehrt aber beruhigt in die glatte Bahn des eigenen Herdes zurück."

Leontine war in das Gartenzimmer geeilt und an den Lesetisch getreten, wo auf ihren Befehl die Zeitungen gesammelt lagen.

„Denkst du, daß schon Briefe von deinen heiratslustigen Schönen da sind?" fragte Anna, neugierig über ihre Schulter spähend.

„Unsinn, Kind, wie sollten die mich hier finden, ich suche nur mein Inserat." Und nun durchblätterte sie mit vor Aufregung bebenden Händen die Haufen. „Hier ist es!" rief sie triumphierend und blickte die wenigen Reihen mit liebevollem Stolz an.

„Wirklich," sagte Anna fast erschrocken, „ich hätte doch nicht den Mut, so 'was drucken zu lassen. Fühlst du dich gar nicht geniert? Ich käme um vor Scham und Verlegenheit?"

„Durchaus nicht," erwiderte Leo selbstgewiß. „Ach wenn doch die vierzehn Tage erst um wären, die ich mir bis zur Abholung gesetzt habe. Laß sehen! In drei Tagen, also nächsten Montag, kann ich Jakob nach dem Büreau schicken, eher soll es aber auch nicht geschehen."

Leontine that alles, was sie konnte, sich die drei nächsten Tage abzukürzen.

„Ich bin doch früher auch ohne jene ersehnte Korrespondenz fertig geworden," sagte sie sich, „und war immer zufrieden, warum jetzt nicht?"

Die Reise hatte sie angeregt und ihr Freude gemacht, nur an den Schluß dachte sie als an einen peinlichen Mißklang. Sie empfand es als Ungebührlichkeit des Herrn Forstassessors, sie am Wiesenbecker Teich geradezu zu stellen, und ihr jene Rede, jene Auseinandersetzung zu halten! Ob denn der Mensch wirklich nicht gefühlt hatte, daß sie ihm auswich? Er mußte doch gesehen haben, daß sie sein Bestreben mit ihr allein zu sein, merkte und nicht geneigt war, sich seinem seltsamen Ansinnen zu fügen. „So sind die Männer," dachte sie, „der rücksichtslose Tyrann schlummert in jedem! Dafür habe ich ihn abgetrumpft, wie er es verdiente." — Ihr zu sagen, sie habe die häßliche Szene im Aktienhotel beobachtet, als ob sie nicht so rasch davongeeilt wäre, wie sie konnte. Er meinte wohl gar, jenes Tätscheln sei ein angenehmer Anblick gewesen? — Vielleicht hätte sie dem bedrängten Mädchen, welches diese übermütigen Herren der Schöpfung ihrer Intrige gefügig zu machen suchten, zu Hilfe kommen sollen, aber das Ding war nicht mehr zu retten. Man sah ihm die Unterwerfung in jeder Miene an.

Hatte sie aber jenem Zudringlichen gegenüber auch ihr volles Recht gewahrt? Sie meinte, sie würde nicht so viel daran denken müssen, dieser Parisius würde ihr nicht immer vor Augen stehen, wenn sie nicht bei der Geschichte ein schlechtes Gewissen hätte. Entweder war sie doch noch zu artig gewesen — oder — so grob, daß er sie für ein unmanierliches Landgänschen hielt.

Endlich kam der Montag, an welchem Quosig nach Göttingen reiten und die etwa eingegangenen Briefe abholen sollte. Ungeduldiger noch als vor vierzehn Tagen wan-

derte Leontine ihrem Getreuen entgegen. Wie auf eine Erlösung, so hoffte sie auf Umkehr ihrer Gedanken durch das, was er ihr bringen sollte.

Sie schritt heute weit den Feldweg entlang, den Quosig einzuschlagen pflegte, und rief, als er herantrabte, atemlos: „Hast du etwas bekommen, Jakob?"

„En ganzen Packs!" schrie er zurück. Als er seine Herrin erreichte übergab er ihr ein Päckchen, das mit seinem gelbgedruckten baumwollenen Taschentuch umwunden war. „Machen Sie's hier nicht los, Fräulein," warnte er, „wir könnten welche verlieren."

Sie nickte und ging fliegenden Schrittes, das Bündel fest an sich drückend, nach Hause. Hier flüchtete sie sich in das Arbeitskabinett ihres verstorbenen Vaters, dessen Thür sie hinter sich abschloß. Sie sank auf den Sessel vor dem leeren Schreibtisch, öffnete Quosigs gelbes Schnupftuch und überflog mit wehmütigem Blick die Menge der vor ihr liegenden Briefe. So viele ihres Geschlechtes waren also hilflos und verlassen! — So viele sehnten sich nach einer Veränderung ihres Loses? — O sie hatte recht gehabt mit ihrem großen Erbarmen!

Eine ganze Weile wagte sie nicht, ein einziges dieser Blätter zu berühren, die vermutlich alle unter einer falschen Voraussetzung an sie gerichtet waren. Aber sie hatte ja in reiner und harmloser Absicht geschrieben, darum getrost! Es schien ihr, als blicke sie auf einen weiten, schwarzen Sumpf, aus dem sich verlangend und Hilfe erflehend eine Menge weißer Arme zu ihr empor streckten.

„O, ihr verlassenen, rechtlosen Schwestern," flüsterte das Mädchen, „ja, ich will euch beistehen, so viel ich kann!" Sie hatte den Kopf auf die Hand gestützt und zwei große, klare Tropfen reinster Menschenliebe rannen über ihre gebräunten Wangen.

„Doch nun ans Werk!" sagte sie freudig, mit raschem Aufblitzen der ernsten Augen und griff nach den Briefen. Da waren neun Kouverts mit Goldrand und von grobem Papier, rosa, grün und blau, groß und klein, lang und quadratisch, sogar eine Postkarte mit dreistem Anerbieten, die Leo rasch überflog und von sich warf, befand sich unter der Menge. Einige trugen den Poststempel des Aufgabeortes, andere waren an das Annoncenbüreau adressiert gewesen und kamen als Einlage ohne Ortsangabe unter Chiffer der Annonce.

Leontine schnitt einen Brief nach dem andern auf, las, sortierte, legte zu Haufen und las prüfend noch einmal.

Hier und da kam die Forschende zu Briefen, die sie anzogen, und auf die sie einzugehen dachte. Eine „arme Therese", abhängig und verwaist, die bei hochmütigen Leuten umhergestoßen wurde, suchte in der Ehe, mochte diese sein wie sie wollte, ihren rettenden Hafen. Sie mußte für irgend eine Selbständigkeit, einen befriedigenden Beruf gewonnen werden. Ebenso ein paar andere, die Vermögen hatten und allein standen; weshalb sollten diese nur in der Ehe ihr Heil finden?

„K." schrieb schwärmerisch von einem öden, einsamen Herzen in roher Umgebung; armes Ding, dir müssen wir dein überspanntes Köpfchen zurecht rücken und dich in einen besseren Kreis bringen.

Endlich fand sich noch ein Brieschen, „O." unterzeichnet, das in feiner, gewandter Form und fester Handschrift Gedankenaustausch über ernste Fragen, die Stellung der beiden Geschlechter zu einander, Liebe und Ehe erbat. Leontine wog diesen Brief in der Hand, bevor sie sich entschloß, auf den Vorschlag einzugehen. Allein es ließ sich vielleicht ein unklarer Geist aufhellen, ein suchendes Herz durch vernünftiges Zureden befriedigen.

Es waren nun doch ein halbes Dutzend Briefe, auf die sie antworten wollte, und das thatendurstige, hilfsbereite Gefühl, welches nach der Reise in ihr geschlummert, durchflutete sie jetzt wieder mit sprudelnder Freudigkeit.

Zehntes Kapitel.

Um völlig ungestört zu sein, richtete sich die Geschäftseifrige das Kabinett ihres Vaters als Arbeitszimmer ein, sie trug den Schlüssel immer bei sich, ließ niemand hinein und schloß hinter sich ab. Nur Annchen durfte einmal ihren Schatz an Briefen sehen.

„Du wirst dich nun überzeugen, Kind,“ sagte Leontine, nicht ohne selbstzufriedene Wichtigkeit, „daß mein Unternehmen ein zeitgemäßes war. Das thörichte Verlangen unseres Geschlechtes nach der Ehe scheint in erschreckender Weise zuzunehmen. Es muß von wohlmeinender Seite alles geschehen, dem Uebel Einhalt zu thun. Wenn es mir auch nur gelingt, eine oder zwei dieser Irrenden auf die eigenen Füße zu stellen und ihrem Streben andere Ziele zu geben, so halte ich meine Bemühungen für reich belohnt.“

„Aber, beste Leo,“ lächelte Anna kopfschüttelnd, „du wirst sie doch nur so lange gewonnen haben, bis der Rechte kommt. Warum sollte man denn nicht gern heiraten?“

Leontine runzelte die Stirn. „Es ist mir schmerzlich, Kleine,“ erwiderte sie ernst, „daß wir über diesen einen Punkt so durchaus verschieden denken. Ich gestehe dir's, daß ich dich innig liebe, daß ich aber auch gern für dich die Hochachtung empfinden würde, welche man einer verständnisvollen Freundin zollt. Dazu ist nun gar keine Hoffnung, so lange du dich in solchem unbegründeten Vorurteil für die Männer gehen lässest.“

Anna brach in ein helles Gelächter aus und fiel der herben Freundin um den Hals. „Sei nicht böse, Herzensleo, ich kann nicht anders, als über dich lachen. Du, jung, hübsch, umworben und geliebt, warum willst du dich auf die Männerfeindin steifen? Du könntest glücklich sein und verrennst dich in diese Schrulle! Na, Gott Amor wird dich schon in die Zucht nehmen und dich auf einen besseren Weg leiten!“

Leontine begann eifrig ihre Korrespondenz und erhielt schon im Laufe der anderen Woche verschiedene Antworten. Der erste Brief, welcher sogar direkt einging, da sie sich genannt hatte, kam von ihrer einstigen Freundin „Röschen“. Diese überhäufte sie mit Vorwürfen über die ihr gestellte Falle, erklärte die Unwahrheit, mit der Leo umgehe, für viel schlimmer, als ihr sehr natürliches Liebesbedürfnis; sie sei noch jung und hübsch und wolle ihr Leben nicht vertrauern, verbitte sich aber hinfort jede Einmischung und kenne die einstige Freundin nicht mehr, die mit ihr solche unwürdige Komödie aufführe.

Dieser üble Anfang erschreckte die wohlmeinende Leo sehr. Also „Unwahrheit“ konnte man in ihrem Vorgehen finden? Welch schmerzlicher Vorwurf für die Wahrheitsliebende! Sie wollte von nun an doch alle Korrespondenzen streng anonym führen.

Einen sehr dankbaren Brief erhielt Leontine dagegen von der armen, abhängigen Therese. Diese schilderte ihre Lage als eine tief unglückliche und küßte im Geiste die rettende Freundeshand, die sich ihr entgegenstreckte. Ja, wenn sie nur die Mittel besäßen, ein kleines Geschäft, etwa einen Handschuhladen aufzumachen, würde sie gern auf die Ehe verzichten und sich sehr wohl auf eigenen Füßen fühlen. Ob der Herr Briefsteller ihr nicht zu einer bescheidenen Anleihe verhelfen könne. Ewige Dankbarkeit solle sein Lohn sein.

Die Aussicht, hier endlich wirklich helfen zu können, erfüllte Leos Herz mit innigem Glücksgefühl. Um sicher und vorsichtig zu Werke zu gehen, beschloß sie, noch nähere Erkundigungen bei dem armen Mädchen einzuziehen und sich genau vorrechnen zu lassen, was für den Anfang in ein solches Geschäft gesteckt werden müsse.

Das Fräulein „K.“ schien dankbar für die Teilnahme, welche man ihrem einsamen Herzen bot. Sie glühe, schrieb sie, für eine bildende Freundschaft, denke vorläufig noch durchaus nicht an die groben Fesseln der Ehe, erhebe sich aber gern aus dem trüben Dunstkreise, in dem sie zu wallen gezwungen sei, in die reinen Höhen einer absichtslosen Liebe.

Es klang alles etwas gezwungen und überspannt, war aber nach Form und Hand-

schrift nicht übel, so daß Leontine, schon bescheidener durch verschiedene Mißerfolge, eine gewisse Vorliebe für ihr „Käthchen“, wie sie das K. deutete, gewann. Sie mußte sich dies unschuldige Kind, das nichts wollte als ein bischen Liebe und stärkende Freundschaft, hellblond und ganz jung denken und beschloß, der Sehnenden eine treue Stütze zu werden.

Am meisten fühlte sich Leo indes von „O.“ angezogen; diese Dame schien einen dem ihrigen ebenbürtigen Geist zu besitzen. „Olga“, wie Leo sie nannte, sprach auch nicht davon, daß sie selbst die Ehe begehre, sie betonte nur, daß es sie interessieren werde, über dahinschlagende Fragen zu philosophieren. Was konnte Leontinen erwünschter sein? Hatte sie doch stets mit Vorliebe ihr Nachdenken auf diese Dinge gerichtet und es schien wirklich, als solle sie in Olga eine gleichgestimmte Seele finden.

An einem Nachmittage, an welchem die Eifrige eingeschlossen am Schreibtische saß und sich ihre Gründe gegen die Ehe in numerierte Abschnitte teilte, wurde sie durch Vorfahren eines Wagens unangenehm aus ihrer Lieblingsbeschäftigung emporgescheucht. Gleich darauf hörte sie unten Annas freudig bewillkommnende Stimme. Sie trat ans Fenster und sah den Stuhlwagen des Oberförsters Schröter, der mit seiner Frau, mit Parisius, Grips und ein paar Kindern zum Besuch kam.

Wie unangenehm diese Störung, dachte sie und eilte dann doch so rasch sie konnte, ihre Hausfrauenpflicht zu erfüllen. Im Grunde hatte sie Schröters ja auch gern, es war hübsch, sich nach der gemeinschaftlichen Reise wiederzusehen; sie würde längst einmal nach Grünhagen hinüber geritten sein, wenn sie nicht die Begegnung mit den beiden jungen Herren zu vermeiden gewünscht hätte, mit dem lästigen Forstassessor und dem schmachtenden Grips. Jetzt mußte sie sehen, mit ihnen fertig zu werden!

Die Gäste befanden sich, von Anna geführt, schon im Gartenzimmer, wo Leontine sie begrüßte. Dann schwebte Fräulein von Madeweiß herein, sie hatte rasch die rosa Toilette aus dem vergessenen Koffer angelegt und strahlte eitel Huld und Sonnenschein.

„Welch reizende Fügung des Geschickes, Sie wiederzusehen!“ rief Jüly, küßte die Oberförsterin, streichelte die beiden Kinder und reichte den Herren die Hand. „Das Wiedersehen ist wie eine Rose, die mit goldenem Sporn treue Seelen zu einander treibt.“

Man nahm auf der Veranda Platz, Anna besorgte den Kaffee, schäkerte mit Otto, suchte Grips zu ermutigen und die Kinder mit Seraph zu befreunden.

Der Oberförster hatte sogleich wieder Leontine in Anspruch genommen, die sich auch willig seiner Unterhaltung hingab. „Wie steht's, hat Deiters schon viele Ketten Hühner ausgemacht?“ fragte er. „Anfänglich hieß es, die Jagd gehe erst mit dem Fünfzehnten auf, glücklicherweise ist's nun doch am Ersten; zuletzt zählt der alte Waidmann die Tage; die Völker werden so barbarisch flüchtig, wenn's zu lange dauert.“

Leo berichtete von dem Wildstande auf ihrem Grunde, und die beiden jüngeren Männer mischten sich in das alle interessierende Jagdgespräch.

Nachher bewegte sich die Gesellschaft zwanglos im Garten. Das männerscheue Fräulein hatte sich heute indes über eine Verfolgung von seiten des Forstassessors nicht zu beklagen; er unterhielt sich lebhaft mit Anna, war artig und respektvoll gegen die älteren Damen und sprach sachgemäß mit dem Oberförster. Nur manchmal begegneten Leontinens Augen den seinen. Weshalb sah sie ihn nur an? Sie empfand mit innerem Widerstreben, daß sich unwillkürlich ihr Auge angezogen fühle, daß sich, wie von einer geheimnisvollen Macht gezwungen, ihr Blick zu ihm verirre. O gewiß, es geschah nur, weil die Frage sie beunruhigte, wie er über ihr Verhalten bei der schroffen Begegnung am Wiesenbecker-Teich denke! Aber was ging sie im Grunde sein Denken an, mochte er sie doch für unartig halten, es konnte ihr ja gleichgültig sein!

Mit tiefem Atemzuge, war es Freude wieder ungestört zu sein, oder entlastete sie ihr Herz eines anderen Druckes, trat die eifrige Briefstellerin nach Abfahrt ihrer Gäste

wieder in das Schreibzimmer. Sie suchte sich in die unterbrochene Gedankenreihe zurück zu versetzen, aber ihr Geist irrte ab, und ungeduldig sprang sie empor.

Quosig mußte jetzt, der postlagernden Briefe halber, jeden dritten Tag nach Göttingen reiten und unterzog sich dieser Pflicht ohne Murren. Er fand es rührend gütig von seiner Herrin, daß sie sich zur Versorgung ihrer aussichtslosen Freier mit entschädigenden Vorräten an heiratslustigen Damen versehen wollte.

Leontine saß in ihrem wohlverschlossenen Kabinett und beschäftigte sich mit einigen neu angekommenen Briefen.

Da war „Käthchens“ sanftes Schmachten und Klagen, das ihr immer so sehr zu Herzen ging. Theresens Brief floß von Dank und Freude über. Sie rechnete ihrem Gönner vor, daß sie den Handschuhladen mit der bescheidenen Summe von tausend Mark einrichten könne; daß sie dann durch die Gunst eines Edeldenkenden selbständig dastehe und vor jeder Versuchung, eine unwürdige Ehe einzugehen, — wovor der geehrte Herr sie väterlich warne — auf immerdar geschützt sei.

Leo beeilte sich zu antworten. Sie bat um nähere Angabe, wohin sie die versprochene Summe schicken solle, und schrieb zugleich einen Brief an ihren Bankier in Göttingen mit der Bitte, ihr das Geld zur Verfügung zu stellen, was er getrost thun könne, da sie in wenigen Wochen mündig und Herrin ihres Vermögens werde.

Zuletzt griff die Geschäftige nach dem Schreiben „Olgas“, das ihr doch mit seiner charaktervollen Aufschrift zuerst ins Auge gefallen war. Aber mit welcher Enttäuschung legte sie es, nachdem sie gelesen, zurück. Olga dachte ja kein Haar breit höher als alle ihre Mitschwestern, hielt wirklich die Ehe für den wünschenswertesten, vollkommensten Zustand, und stimmte am Schlusse ihres Briefes einen förmlichen Lobgesang über das Zusammenleben zweier, die sich gegenseitig lieben, an.

Leontine machte sich sofort ans Werk, hierauf zu antworten. Sie gab der Briefstellerin zwar in mancher Hinsicht recht, aber sie bezweifelte die Harmonie in den meisten Ehen. Jeder habe doch Neigungen und Interesse für sich. Die Frau besitze Rechte, welche der Mann nicht anerkenne, und das Gesetz stelle sich auf seine Seite. Sie werde als eine Unmündige, Hilflose, als ein Kind und Spielzeug angesehen. Welches ernst geartete Weib sich dazu herabwürdigen möge? „Ist es,“ so schloß sie ihre Auseinandersetzung, „unter diesen seltsamen und mangelhaften Zuständen nicht der edleren Frau Recht, sich dem anmaßlichen Geschlechte fern zu halten?

Mit lebhafter Spannung erwartete die erregte Schreiberin hierauf eine Antwort. Dieselbe langte nach wenigen Tagen an.

Olga sprach ihr herzliches Bedauern aus, daß der Herr Briefsteller augenscheinlich in einem so wenig anmutenden Kreise von jungen Herren und Damen lebe. „Ich bin in glücklicherer Lage,“ schrieb sie, „weder eine Dame, die nur Kind und Spielzeug ist, noch ein Herr, der mit einer solchen sich ernstlich zufrieden geben würde, gehören zu meinem Umgange. Es mag ja aber auch sein, daß ich diesen Umstand nur zufälligen Lebensverhältnissen zu danken habe, und jedenfalls würden Sie mich sehr verpflichten, wenn Sie meine Erfahrungen durch entsprechende Mitteilungen erweitern wollten.“

Leontine warf den Brief von sich. „Die Schreiberin steht auf dem engherzigen Standpunkte meiner kleinen Anna!“ rief sie ärgerlich. „Was Olga nicht selbst brennt kümmert sie nicht und wird abgeleugnet.“

Unter dem Einfluß dieses ersten Eindruckes antwortete die Erregte: „Sie brauchen doch nur die Augen zu öffnen und sich in einem weiteren Kreise umzusehen, geehrtes Fräulein, so können Sie genug Beweise für meine Behauptung finden, und ich fürchte, daß Sie vielleicht doch Ihre näheren Bekannten, die Sie so rühmend hervorheben, zu günstig beurteilen, Sie werden noch herbe Enttäuschungen erleben; ist das doch auch mir trotz meiner schon geklärten Ansicht über die Männer nicht erspart geblieben. Gerade von einem jungen Manne, dem im übrigen Tüchtigkeit und liebenswürdige Form nicht abzusprechen ist, der mir durch manche Eigenschaften herzlich sympathisch

war, von dem ich zu hoffen wagte, daß er in jeder Hinsicht **über** seinem Geschlechte stehe, habe ich ein Benehmen mit ansehen müssen, welches mich mit gerechter Entrüstung erfüllte. Erlassen Sie mir und sich die Einzelheiten! Genug, daß jener junge Mann sich unziemlicher Vertraulichkeiten mit einer weiblichen Person niederen Standes schuldig machte, die ihn in meinen Augen einfach zur Null herabdrücken. Denken Sie diese Thatsache durch, mein Fräulein, und lassen Sie sich warnen!"

Wiederum nach ein paar Tagen hielt die gespannt harrende Leontine Olgas Antwort in der Hand.

„Ihr letzter Brief hat nichts an meiner Hochschätzung für Ihr Geschlecht ändern können," schrieb die Unerschütterliche. „Es thut mir leid, daß ich durch meine Art, unsere Frage zu fassen, Sie verleitet habe, sich eines Verfahrens mitschuldig zu machen, das man sonst nur den Frauen zuschreibt. Sie werden persönlich, anstatt sachlich zu bleiben, und ich sehe mich genötigt, Ihrem Vorgange zu folgen. Sollten Sie nicht in dem erwähnten Falle einem gewiß sehr gerechten Verdruß zu große Wichtigkeit beimessen, seine Bedeutung über Gebühr verallgemeinert haben? Ich begreife ja, wie Sie, da der Betreffende Ihnen am Herzen liegt, dazu gekommen sind. Aber im Interesse der gesamten Männerwelt möchte ich versuchen, ihn zu rechtfertigen. Bedenken Sie, lieber Freund, daß die Art des Verkehrs zwischen den beiden Geschlechtern wesentlich von der Frau bestimmt wird. Eine jede Dame hat es in ihrer Gewalt, wie sie behandelt sein will. Die Schuld für jenes Vergehen ist also wohl nicht allein dem Herrn zur Last zu legen und unter keiner Bedingung dürfen Sie sein Benehmen allen Frauen gegenüber nach diesem einen Fall beurteilen. Glauben Sie es mir, derselbe Mann, der Ihr Empfinden hier so gröblich verletzte, würde das Glück, einem edlen, feinfühlenden Wesen, einer Trägerin echter Weiblichkeit, gegenüber zu stehen, voll zu würdigen wissen! Ihre Nähe wäre ihm Lebensluft! Und nie würde er es über sich gewinnen, ihr Zartgefühl auch nur mit einem Hauche zu verletzen."

Dieser Brief gab Leontine in mehr als einer Hinsicht zu denken; sie fühlte sich seltsam aufgeregt, fast verstört dadurch und beschloß, einige Tage mit der Antwort zu zögern, um sich erst wieder auf sich zu besinnen.

Elftes Kapitel.

Fräulein von Madeweiß wurde täglich mehr von Leontinens geheimnisvollem Treiben beunruhigt, oder vielleicht auch nur neugierig gereizt. Es konnte ihr nicht entgehen, daß Quosig ungewöhnlich oft nach Göttingen ritt, sowie daß ihre Nichte sich stundenlang im Arbeitskabinett des seligen Schwagers einschloß. Die Chanoinesse hatte mit allen Mitteln ihres Ansehens sowohl, wie ihrer blumenreichen Ueberredungskunst, Leontine und Anna auszuforschen gesucht, war von der ersteren schroff, von der zweiten mit neckischen Ausflüchten abgewiesen und wußte sich nun keinen Rat mehr. Sie erging sich in den verschiedensten Mutmaßungen, was die Geheimnisvolle treiben möge und kam endlich auf den Gedanken, sie habe sich zur Poesie bekehrt, dichte, sende ihre Erzeugnisse hinaus, wage indes ihrem, durch Seraphine von Schwanenflügel verwöhnten Urteile sich nicht preiszugeben. „Das arme Kind," sagte sich die Kritikerin mit Kopfschütteln, „es mag der prosaisch herben Natur schwer fallen, dem steinigen Boden ihrer Phantasie holde Klänge zu entlocken. Immerhin möchte ich mir die Bestätigung meiner Ahnung verschaffen und ihr dann den Weg des Vertrauens abgewinnen."

Ihre ergebene Pine, an die sie sich wandte, versprach, Quosig auszuholen, verschämt andeutend, daß sie sich einigen Einfluß auf den bärbeißigen Liebling und Boten des Fräuleins zutraue. Aber auch diese Hoffnung schlug fehl. Vielleicht daß der pflichttreue Jakob in dem Bewußtsein: — daß wir Vorrat auf Lager haben — Kräftigung seines Widerstandsvermögens gegen Pinchens schmeichelnde Verführung fand. Er suchte Ausflüchte und schwieg, und sie mußte beschämt ihre Niederlage eingestehen.

Da beschloß Fräulein Jüly, selbst sich mit allen Waffen ihres Liebreizes und ihrer Würde an Jakob Quosig zu versuchen. Sie wollte Licht, es herrschte ein Zustand in Holzhausen, der sie aufrieb.

Als nach dem Mittagessen die beiden Mädchen unter vertraulichem Flüstern im Garten verschwanden, und die Stiftsdame voraussah, daß ihre Rückkehr ins Haus nicht bald zu erwarten stehe, beschloß sie, einen Teil ihres Nachmittagsschlafes zu opfern und den arglos abdeckenden Diener ins Gebet zu nehmen.

„Kommen Sie einmal hierher auf die Veranda, guter Jakob,“ sagte die Madeweiß ungewöhnlich freundlich, indem sie sich auf die außenstehende Rohrbank niederließ. Er trat, ihrem Rufe folgend, mit der Serviette unter dem Arm zu ihr an den Tisch.

„Was befehlen gnädig Fräulein?“ fragte er in ehrerbietiger Haltung.

„Ich möchte nur ein vertrauliches Wörtchen mit Ihnen reden. Sie sind ein alter, bewährter Angehöriger dieses Hauses, dem ich vorstehe. Naturen wie wir, Quosig, halten das Auge nur auf die Pflicht gerichtet; diese überfliegt Abgründe und spielt mit Hindernissen wie mit Leuchtkugeln, denn ihr Weg ist ein unumstößlicher. Ich zweifle nicht, daß ich Ihnen das Wort „Treue“ nur ins Gedächtnis zu rufen brauche. Wie mit Flammenschrift wird in Ihrem Gewissen mein Name antworten.“

„Ich weiß nicht, was gnädig' Fräulein — meinen,“ stammelte Quosig von ihrer Erhabenheit etwas verwirrt.

„Sind Sie sich bewußt, daß ich statt der minorennen Erbin hier als Herrin vor Ihnen sitze? Daß ich bis zum letzten Atemzuge für Ehre und Tugend des zarten Pfandes schwesterlicher Liebe durchs Feuer gehen muß? Flüstert Ihr aufgeschrecktes Herz nicht mit Donnertönen: verheimlicht — hintergangen!“

Sie hatte mit so viel Schwung und Nachdruck gesprochen, daß die ehrliche Seele vor ihr, jetzt genau begreifend worauf sie zielte, einen Augenblick verblüfft dastand. Er murmelte etwas von „zween Herren dienen“, schlug mit der Serviette nach einer Wespe und wußte sich keinen Rat.

„Ich fürchte, Quosig,“ fuhr sie düster fort, „die Tochter dieses Hauses beschreitet einen abschüssigen Pfad. Soll die Irrende vor unseren sehenden Augen von der Gefahr übermannt werden?“

„Sie thun ihr nichts, gnädig' Fräulein,“ grinste er, „ene Krei hackt de annere de Ogen nich ut.“

„Entsetzen erfaßt mich! Welcher Raubvogel schwebt über dem Haupte Leontinens?“ wimmerte Fräulein Jüly.

„Es ja gar kein „Er“ dabei“ — sagte Quosig halblaut und sich umsehend mit schlauem Schmunzeln.

„Nun, was hat das Kind denn vor?“

„Ja,“ meinte der Alte und kratzte sich hinter dem Ohre, „weiter darf ich partout nichts ausplappern. Allens dat, was sie nich mag, gönnt se andern alle Dag,“ leierte er herunter und fügte fast gerührt hinzu: „forchtbar gut is se doch!“

Seine plattdeutschen Orakelsprüche machten die Chanoinesse nicht klüger, er blieb aber dabei, und all ihr weiteres Ermahnen half nichts mehr; der erste Schreck war überwunden, so mußte sie seufzend die Hoffnung fahren lassen, hinter das Geheimnis zu kommen. Es war überhaupt eine böse Zeit für Tante Jüly; sie hatte auf ihre Anfrage wegen des verfehlten Rendezvous noch keine Antwort von ihrer geliebten Gräfin Schwanenflügel erhalten und neigte in ihrer Herzensverlassenheit zur Schwermut.

Das nächste Ergebnis, welches Leontine von ihrer beabsichtigten guten That sah, war wieder ein recht betrübendes, das verhängnisvolle Erkennen eines Irrtums. Sie erhielt einen von Theresens Handschrift adressierten Brief, welchen sie mit dem angenehmen Gefühlle öffnete, heiße und wohlverdiente Danksagungen zu empfangen. Zuerst begriff sie den Sinn dessen nicht, was sie überflog, endlich wurde ihr klar, daß eine Verwechselung der Adresse diesen Brief in ihre Hand spiele, sie las:

„Geliebter Isidor!

Denke Dir, mein geheimnisvoller Anbeter hat richtig angebissen und will mir die tausend Mark schicken. Ich bin ganz närrisch vor Vergnügen. Er will nichts dafür, nicht 'mal meine Photographie, muß das ein Kamel sein! Na, unser „Handschuhladen“ soll vor allen Dingen Champagner liefern, den wir zusammen auf die Gesundheit des großen Portemonnaies unseres ollen Rhinoceros auspicheln wollen. Beim Ballet bleibe ich natürlich nicht. Wir machen mit einander eine feine Hochzeitsreise. Vielleicht kann ich Herrn L. R. auch noch etwas für meine arme „Isidore“ abschwindeln. Gratuliere, sobald Du kommen kannst, Deiner Therese!“

Ein heißer Schmerz überflutete die reine Seele der Betrogenen. In welche Gesellschaft hatte sie sich verirrt! Wie war es möglich, so zu täuschen und zu lügen? — Aber hatte sie nicht selbst den Weg der Täuschung zuerst beschritten?

„Jedem das Seine“, schrieb sie unter Theresens Brief. „Ihnen dies Schreiben, das nicht an mich gerichtet ist, mir mein Geld, das nicht abgesandt wird. L. R.“

Damit war sie nun also auch fertig. Es blieben ihr von allen den verheißungsvollen Anknüpfungen jetzt nur „Käthchen“ und „Olga“. Die erstere war doch ganz gewiß ein unschuldvolles kleines Lämmchen, dessen sich unbeirrt anzunehmen bei Leo zum festen Entschluß wurde. Ihre großmütige Natur scheute vor dem Gedanken zurück, einer Unschuldigen ihre üblen Erfahrungen entgelten zu lassen. Aber auch von „Olga“ konnte sie sich nicht lossagen: mochten ihre Ansichten auseinandergehen, es war doch die einzige Korrespondenz, die sie interessierte.

Allerdings wurde es ihr schwer, auf Olgas letzten Brief einzugehen. Sie scheute sich, ihre persönlichen Beziehungen noch näher zu berühren und lenkte wieder in Auseinandersetzungen über ihr Lieblingsthema ein. Mit Feindseligkeit sprach sie von der Ehe, mit Nichtachtung von dem Anlehnungsbedürfnis der Frau und schloß:

„Wir müssen Ihr Geschlecht von vornherein zur ebenbürtigen Tüchtigkeit mit dem Manne erziehen, meine Liebe, das ist der einzige Weg, die irdischen Zustände, wie sie sich entwickelt haben, zu heben, zu verbessern, und gern leihe ich zu diesem Zweck Ihnen oder einer Ihrer hilflosen Schwestern meine Hand. Heiraten mag unter Umständen gut sein, ledig bleiben ist besser, es ist zugleich frei, unabhängig und auf sich gestellt sein, auf sich aber kann man am zuverlässigsten bauen!“

Im nächsten Briefe ermahnte Olga den Freund, der Frau nicht allzuviel Kühnheit und Selbständigkeit zuzutrauen. Nur wer jung sei und das Leben nicht kenne, nehme alle Verhältnisse so leicht. Wenn es in ihrem Kreise kein armes unselbständiges Mädchen gebe, solle sie nicht alle Verhältnisse danach beurteilen, das führe zu engherziger Ueberhebung.

„Ich sehe in dem Institut der Ehe ein unschätzbares Erziehungsmittel für beide Parteien,“ fuhr Olga fort. „Ich sehe auch das Glück der Ehe noch nicht darin, ohne Unfrieden, einig in äußerlichen Interessen, neben einander her zu gehen und sich behaglich mit dem Kleinkram der Alltäglichkeit und den beiderseitigen Schwächen abzufinden. Nein, die Ehe ist nur dann und im besten Sinne glücklich, wenn Mann und Frau auch in der Gemeinsamkeit des Glaubens mit einander aufwärts und vorwärts streben. In dieser gegenseitigen Sorge besteht der sittliche Wert einer Ehe. Und ein Leben in solchem gemeinsamen Streben mit einander hingebracht, schafft die höchste, dauerndste Gemeinschaft. Sagt doch Svedenberg in seinen religions-philosophischen Forschungen, daß zwei ehelich Verbundene, die in liebevoller Zusammengehörigkeit lebten und starben, gleich zwei Hälften seien, welche im Jenseits zu einem einzigen Engel verschmelzend, in der Empfindung vollster Ausgestaltung ihres Ichs die ewige Seligkeit genießen. Diese Idee hat, wenn auch nicht mehr, so doch eine erhebende poetische Wahrheit in sich.“

Leontinens Streben hätte nicht so ernstlich auf das Gute gerichtet sein müssen, wenn die Sprache dieses Briefes ihr nicht tief zu Herzen gegangen wäre. So hatte

noch kein Mensch zu ihr geredet. Aber weil sie hier eine wahre und überlegene Freundin fand, traf sie der gemachte Vorwurf selbstsüchtiger Ueberhebung um so schmerzlicher. Zuerst vermochte sie die Berechtigung jenes Tadels nicht anzuerkennen. Gab sie nicht mit dieser Korrespondenz den Beweis bereitwilligen Opfermutes? Was hatte sie anders gewollt, als die Gelegenheit, sich ihrer bedrängten Mitschwestern anzunehmen? Indes Olga war gewiß klüger und geprüfter als sie; Empfindlichkeit durfte nicht zwischen ihnen aufkommen. So antwortete sie anerkennend und mit der Bitte, ihre reiferen Ansichten nicht zurückzuhalten.

Es war ein unendlich freudiger Ton, in welchem Olga umgehend wieder schrieb: „Nichts auf der Welt ist so hoch zu preisen,“ hieß es, „als ein redliches Streben nach besserer Einsicht. Ich glaube in Ihnen, lieber junger Freund, eine Natur zu erkennen, die nach dem Höchsten strebend, den Flug sehr kühn nimmt und somit manchem Kampf und manchen Rückschlägen ausgesetzt ist. Lassen Sie sich durch Enttäuschungen belehren, aber nicht lähmen, abkühlen aber nicht ernüchtern. Bleiben Sie dabei, viel von sich zu verlangen, aber suchen Sie der Schroffheit Herr zu werden, die das eigene Denken und Thun für maßgebend hält.“

Alle diese Lehren fielen in Leos Seele auf einen frischen, fruchtbaren Boden. Sie wollte, sobald nur die bevorstehende Feier ihrer Mündigkeitserklärung und Utings Besuch vorüber sein würde, Olga zu sich einladen, um sie persönlich kennen zu lernen. Bis dahin mochte der Briefwechsel, der immer mehr an Reiz gewann, weiter geführt werden.

Ihre Ausritte, Besuche in der Umgegend und Beteiligung an der Verwaltung des Gutes, hatte Leontine in dieser Zeit zurückstehen lassen. Ihr Sinn war vorwiegend von den neu geschaffenen Beziehungen erfüllt; und wenn sie sich zu einem Unternehmen aufraffte, so geschah es, um ihre Ungeduld zu beschwichtigen und die Zeit bis zur Empfangnahme des nächsten Briefes auszufüllen.

Der September war mittlerweile herangekommen. An einem schönen Morgen entschloß Leontine sich endlich einmal wieder auszureiten. Als sie aufsaß sagte sie zu Deiters und Quosig, die beide neben Hans, ihrem Braunen, standen, sie wollte doch sehen, ob die Kette Rebhühner, welche auf dem hohen Kamp liegen solle, dort anzutreffen sei.

Nachlässig die Zügelhand sinken lassend, gab sie sich der Willkür ihres zuverlässigen Tieres hin und ritt, in tiefes Nachdenken verloren, von einer grünen Schneise, einem Waldweg auf den anderen. Die anfängliche Absicht war längst vergessen, der Kamp, von dem sie gesprochen, lag weit hinter ihr, aber sie dachte weder daran, wo sie sich befand, noch daß es Zeit sein möge, umzukehren. Ein Brief Olgas beschäftigte ihre ganze Seele; wie innig und zum Herzen dringend hatte diese wieder geschrieben! Leontine fühlte, daß der Geist und das ganze Wesen dieser klaren Natur immer mehr Einfluß auf sie gewannen.

Olga hatte neuerdings zugegeben, daß in der allgemeinen Lage der Frau, durch äußere Bedingungen veranlaßt, sich Uebelstände fänden, auf die eine umsichtige Gesetzgebung werde Rücksicht nehmen müssen. Allein daraus folgere sie noch keinen feindlichen Zustand der beiden Geschlechter zu einander. Mit Not und Hemmnissen aller Art habe auch der Mann zu kämpfen. „Jedes liebende Paar versöhnt in sich den Rechtsstreit um die Machtsphäre der Geschlechter,“ schrieb Olga. „Und aller Konflikt beider Teile, der aus unnatürlichen Verhältnissen entspringt, wird in dem ausgleichenden Gefühle der Liebe, die dem andern mehr gönnt als sich selbst, immer aufs neue beigelegt.“

„So mächtig sollte die Liebe sein?“ flüsterte zum unzähligstenmal die Reiterin vor sich hin. „So gewaltig, so zu einander zwingend — so ausgleichend und verbindend? O welch wunderbare Kraft muß diese Empfindung haben, daß sie alle Einsicht und Ueberlegung zum Schweigen bringt und das Selbstgefühl des Ichs ohne

Schmerz in dem größeren Gefühl für ein anderes Wesen aufgehen läßt! — Ist daran ohne Demütigung zu denken?" —

Ein Schuß in nächster Nähe. Rauschend flatterte ein Volk Hühner aus dem Kartoffelfelde am Waldwege empor. Ein erschreckter Sprung des sich selbst überlassenen Braunen folgte. Die Nachlässige verlor den Sitz, riß ungeschickt an den Zügeln, ein zweiter Satz des aufgeregten Pferdes, und Leontine lag daneben, während das Tier in Galoppsprüngen durchs Kartoffelfeld davonjagte.

Sie war ins weiche Gras gefallen und unverletzt. Verwirrt suchte sie sich aufzurichten; eine hilfreiche Hand, welche sich ihr entgegenstreckte, nahm sie mechanisch an, und nun stand sie, emporblickend, dem Jäger, der sie zu Falle gebracht — Parisius — gegenüber.

„Sie, Herr Forstassessor," stammelte das Mädchen.

„Ich bedauere sehr, Ihr Pferd erschreckt zu haben," sagte er teilnehmend, „hoffentlich ist Ihnen kein Leid geschehen. Ich würde ganz gewiß nicht geschossen haben, wenn ich Sie gesehen hätte; Sie wissen aber selbst, daß der Jagdeifer taub und blind macht."

Sein Vorstehhund apportierte in diesem Augenblicke das geschossene Feldhuhn und zog die Aufmerksamkeit des Jägers von seiner Gefährtin ab, was ihr zur Erleichterung diente. Es lag eine heitere Ueberlegenheit in seinem Wesen, die ihr heute noch ausgeprägter erschien als früher, und die eben fast einen vertraulichen Ton angenommen hatte. Dergleichen konnte sie sich nicht gefallen lassen. Woher stammte ihm das Recht, sie so forschend anzublicken und so freundschaftlich zu behandeln? Er hatte auch ihre Hand länger festgehalten, als notwendig gewesen, sie mußte sich solcher Anmaßung erwehren.

„Wollten Sie vielleicht einen Besuch in Grünhagen abstatten?" fragte er, das Huhn an die Jagdtasche hängend und die Freudensprünge des Hundes abwehrend. „Wir sind hier nahe am Hause, jene Kartoffeln gehören zur Oberförsterei."

Diese Mitteilung verwirrte sie aufs neue, wie war sie nur hierher gekommen? — „Nein," antwortete sie in alter Schroffheit, sich halb abwendend, während sie mit der Reitpeitsche durch die Luft zwischen ihnen scheinbar einen trennenden Spalt hieb. „Ich habe nur einen etwas weiteren Spazierritt unternommen und werde zu Tisch erwartet. Ihr Schießen wird doch meinen Hans nicht ganz verrückt gemacht haben? Fangen Sie mir den Gaul wieder ein!"

Er sah sie mit einem Lächeln an, das ihr vorkam, als belustige er sich über ihren schroffen Ton, dann gebot er dem Hunde, zurückzubleiben und ging vorsichtigen Schrittes auf den Braunen zu, der jetzt an einem Haselgebüsche stand und Blätter abzupfte. Es gelang ihm auch, die schleifenden Zügel zu fassen und das Pferd, welches anfing zu springen, zu besänftigen; völlig beruhigt führte Parisius das Tier seiner Herrin wieder zu.

„Danke," sagte sie kurz, „nun helfen Sie mir hinauf, wenn Sie mit dergleichen umzugehen verstehen."

Wieder das überlegene Lächeln. Er nahm die Zügel in die Linke, welche er auf den Widerrist legte, indem er zugleich in die Mähne faßte, und bot ihr die flache Rechte zum Aufsteigen. Sie trat hinein und schwang sich in den Sattel.

„Sie haben das fast so gut gemacht wie Quosig," meinte sie kühl, nahm die Zügel, grüßte gezwungen, wandte das Pferd und trabte den Waldweg hinunter, auf dem sie, um eine Ecke biegend, bald seinen Blicken entschwand.

„Nichts von Milde in ihrem Wesen," murmelte er betrübt vor sich hin, pfiff dem Hunde und kehrte, unfähig die Jagd fortzusetzen, in die Oberförsterei zurück.

(Schluß folgt.)

Das Wunderbare in Mozarts künstlerischer Sendung.

Von

Ludwig Meinardus.

Am 29. Oktober 1787 erlebte eines unserer schönsten und volkstümlichsten Musikschauspiele, Mozarts „Don Juan", seine erste Aufführung und begeisterte Aufnahme zu Prag. Die Erinnerung an dieses Kunstereignis ist im vergangenen Winter 1887 von allen musikfreundlichen Völkern der Gegenwart, besonders von der deutschen Musikwelt festlich gefeiert worden in mannigfaltigen Formen. Vielfach erweiterten diese sich über die Säkularfeier des einzelnen Werkes hinaus zu Festen, welche dem Andenken seines Schöpfers gewidmet waren; das Don Juan-Jubiläum gestaltete sich zur Mozart-Feier. Daß unter den huldigenden Festgenossen die Fach- und Tagespresse nicht fehlen würde, ließ sich vorhersehen. Sie waltete ihres Amtes im Sinne des ordnenden Festmarschalls; sie brachte dem Meister und seinem schöpferischen Wirken Fackelzüge, um die ästhetischen und biographischen Seiten des Gegenstandes ins helle Licht zu setzen; sie erging sich dazu in allerhand tiefsinnigen und mitunter wohl auch seichten Betrachtungen: kurz, der schriftstellerische Niederschlag des vorigen Winters hat nicht wenig beigetragen zur Vermehrung einer bereits längst vorhandenen, ansehnlichen Bibliotheca Mozartiana. Die Geschichte der sehr umfänglichen Mozart-Litteratur umspannt den Zeitraum eines ganzen Jahrhunderts. Alle europäischen Kultursprachen haben der Bereicherung derselben ihre Mitarbeit gewidmet. Den Gipfel alles an Bedeutung und bleibendem Wert bisher Erreichten bilden zwei Hauptwerke, ausgezeichnet durch die Methode der Quellenforschung und durch die übersichtliche, pragmatische Anordnung und Behandlungsweise des überreichen Stoffes. Das eine dieser Quellenwerke ist Otto Jahns „W. A. Mozart", das andere Ludwig von Köchels „Chronologisch-thematisches Verzeichnis sämtlicher Tonwerke W. A. Mozarts". Die beiden Verfasser waren befreundete Zeitgenossen und haben einander in die Hände gearbeitet. Eine von der Verlagshandlung Breitkopf und Härtel veranstaltete Gesamtausgabe Mozartscher Tonwerke schließt sich an die Arbeiten Jahns und Köchels auf das Gewissenhafteste an und hat dadurch für die Geschichte deutscher Tonkunst monumentale Bedeutung erlangt.

Nach Jahn und Köchel darf man die Quellenforschung in betreff des Lebens und Wirkens Mozarts als abgeschlossen betrachten. Spätere vereinzelte Beiträge zu derselben sind unerheblich geblieben. Daß dennoch die Quelle nicht versiegt ist, aus welcher ungezählte, nachgeborene Preßerzeugnisse Leben und Nahrung schöpfen konnten, das hat

die erstaunliche litterarische Arbeitsamkeit wieder bewiesen, welche von der Mozartfeier im letzten Winter aufgeregt wurde. Gleichviel ob Neues oder auch nur Anteilwertes über die behandelte Materie zu tage gefördert worden sei: bemerkenswert ist ohne Frage das weit verbreitete Bedürfnis Tausender von Lesern, dem der Fleiß Hunderter von Federn zu genügen strebte. Gewiß verdient diese Thatsache eine nachdenkliche Erwägung ihrer Ursachen. Die fortdauernde Begeisterung für einen hervorragenden Musiker und für einige seiner Werke ist an sich schon der Beachtung wert, dafern die Gegenstände solcher Begeisterung eine Geschichte von hundert Jahren überdauert haben. Anders der gewohnte Lauf der Dinge: erfahrungsgemäß nämlich überdauern lebensfähige, mit Enthusiasmus aufgenommene und zu ihrer Zeit über alle Bühnen verbreitete Opern nur ausnahmsweise einmal die Lebenszeit eines Menschenalters, also einen Zeitraum von etwa dreißig Jahren. Wohl keine Kunstgattung ist gleichwie eine solche Oper dem Wind und Wetter der herrschenden Geschmacksströmung unterworfen. Die Flut dieser Strömung trägt derartige Kunsterzeugnisse bis zu den Sternen empor — der Ebbestrom aber spült sie wieder in die Tiefe der Verschollenheit hinab und löscht auch endlich jede Spur derselben aus.

Mozart und seine Hauptwerke dagegen erfreuen sich einer ungeschwächten Fülle und Frische an Lebenskraft noch heute gleichwie zur Zeit ihres ersten Erscheinens; und sie haben ihre allgemein ausgedehnte Verbreitung und universelle Volkstümlichkeit bis heute über alle anstürmenden Gegenströmungen völlig umgewandelter Kunstanschauungen so siegreich behauptet, wie die kühnsten Hoffnungen es sich wohl nie konnten träumen lassen.

Woher nun diese an sich gewiß recht merkwürdige Thatsache? —

Wollte man die Frage nur nach Maßgabe ästhetischer und stilgeschichtlicher Gesichtspunkte beurteilen, dann würde die Erscheinung kaum ihre genügende Erklärung finden. Aber Mozarts künstlerische Lebensaufgabe bietet auch eine kulturgeschichtliche Seite der Betrachtung dar. Und aus einer Untersuchung dieser Seite dürfte sich wohl ein Beitrag zum Verständnis des Mozartschen lebenskräftigen Wirkens gewinnen lassen.

In tiefernsten Tagen, wie es die unsrigen sind, wo unser Volk, von einer Reihe schmerzlicher Ereignisse und banger Sorgen erschüttert, etwas empfindet von dem Hineingreifen der gewaltigen Hand Gottes in den gemächlichen Verlauf des Alltagslebens; — in solchen Tagen mag das erregte Gemüt besonders empfänglich sein für den Trost, den die Erkenntnis der mannigfaltigen Mittel und Wege verleiht, vermöge deren die Menschenherzen wie Wasserbäche nach den Zielen hingelenkt werden wollen, die ihr sittlicher Beruf ihnen vorzeichnet. Nicht immer sind es welterschütternde und völkerbewegende Ereignisse gewesen, die solchen Zwecken des göttlichen Heilsplanes als Mittel dienen mußten. Häufig waren es auch freundliche Lockstimmen und Mahnrufe, ungewöhnliche Offenbarungen göttlicher Liebesfülle und himmlischer Schönheit, durch welche die gottentfremdete Menschenseele zur Besinnung auf sich selbst und zur Sinnesänderung hingeleitet werden sollte.

Eine solche erwecklich Liebesabsicht läßt sich erkennen und nachweisen auch in der künstlerischen Sendung W. A. Mozarts; ein Mahnruf zunächst an sein glaubensleeres und flatterhaftes Zeitalter — geschichtlich begrenzt einerseits vom Beginn des siebenjährigen Krieges und anderseits vom götzendienerischen Menschenkultus der ersten französischen Revolution. Das ist also diejenige Kulturepoche, welche sich mit Stolz das „Zeitalter der Aufklärung" nannte. „Einsichtige Theologen" — rühmt ein zeitgenössischer Lobredner der Aufklärung (Archenholtz) — „verließen die unbegreiflichen Dogmen, um reine Moral zu predigen." Die „reine Moral" aber wurde bestimmt nach Maßgabe des sogenannten „sonderbahren Nutzens", den Religion, Künste und alle übrigen Dinge der Gesellschaft und dem einzelnen darzubieten haben mochten. In dem nüchternen System der Vernunftlehre des sogenannten „gesunden Menschenverstandes" war kein Raum für höhere sittliche Ideale — kein Verständnis für die „unbegreiflichen

Dogmen" — am wenigsten für Wunderwirkungen göttlicher Gnadenerweisung. Man suchte sich hinwegzutäuschen über die innere Hohlheit und Leere durch schöngeistige Vielgeschäftigkeit, welche ohne tieferen idealen Gehalt sich über den Charakter oberflächlicher Tändelei nicht wesentlich zu erheben vermochte. Den ernsteren Bestrebungen der bildenden Künste und der schönen Litteratur wurde nur hie und da Aufmerksamkeit gewidmet. Viel verbreiteter dagegen war die Pflege des Theaters und der Musik.

Auf diesem Gebiet allgemeinen Anteils und vielseitigen Verständnisses erschien nun ein Genius seltenster Art, der — selbst ein Wunder nach seiten seiner angeborenen Genialität, seiner Lebensführung, seiner Doppelnatur, seiner Schöpferkraft und künstlerischen Entwickelung — berufen war, seine Mitwelt und alle nachgeborenen Geschlechter thatsächlich zu überzeugen, daß noch Wunder geschehen könnten, daß hier vor aller Augen sich ganz erstaunliche Wunder vollzögen, Wunder, welche die innere Sicherheit selbst der Vorkämpfer aufgeklärter Freigeisterei aufs Tiefste erschütterten. Der nachmalige Freiherr Melchior Grimm, ein Hauptvertreter französischer Aufklärung, lernte jenen höchst seltsamen Tongenius, der in dem sechsjährigen Knäblein Wolfgang Mozart wohnte, zu Paris kennen und äußerte die empfangenen Eindrücke brieflich in dem fast verzweiflungsvoll lautenden Geständnis: wenn man, wie hier, göttliche Wunder mit leibhaften Augen geschehen sehe, man könne darüber den Verstand verlieren. — Aus den verschiedensten Städten Europas liegen Berichte vor von Augenzeugen und Ohrenzeugen, welche die Leistungen jenes kindlichen Genius als göttliche Wunderwirkungen einfach anerkennen und preisen.

Daß W. A. Mozart zur Beweisung der göttlichen Wunderkraft ausdrücklich berufen und mit allen dazu erforderlichen Eigenschaften reichlich, ja verschwenderisch ausgestattet gewesen sei, das ist eine Auffassung seiner künstlerischen Sendung und Lebensaufgabe, die nicht ursprünglich von mir herstammt.

Ich finde indessen nicht, daß dieser anteilwerten Auffassung von anderen die nachspürende Aufmerksamkeit zugewandt worden sei, die sie mir in hohem Grade zu verdienen scheint. Es war Leopold Mozart, des auserwählten Tonmeisters Vater, der schon in den frühesten Lebensäußerungen seines zarten Knaben Wunderwirkungen jener göttlichen Absicht klar und mit ruhigster Ueberzeugung erkannte. Die naheliegende Frage, ob dieses Urteil nicht doch von väterlicher Eigenliebe beeinflußt gewesen sei, hat Mozarts Wesen, Leben und Entwickelungsgang beantwortet. Diese Antwort schließt jede Selbsttäuschung des Vaters zweifellos aus. Leopolds Einsicht hat sich als zutreffend bewährt. Und auch dieser Nebenumstand gehört zu den vielen einzelnen Zügen in Wolfgangs Sendung, welche wie verehrungswürdige Wunder wirken auf jeden, der die Tonkunst in ihrem geheimnisvollen Zusammenhange mit der göttlichen Reichsordnung zu begreifen vermag. — Leopold Mozart verfügte über einen klaren, wissenschaftlich gebildeten Geist. Er hatte den Grund seiner Bildung gelegt in der gelehrten Schule des Klosters St. Ulrich zu Augsburg und studierte darauf an der Hochschule seiner nachmaligen Heimstätte Salzburg die Rechtswissenschaft. Zugleich aber war er ein vielseitig bewährter Tonkünstler, als solcher namentlich ein trefflicher Geiger. Unter seinen zahlreichen musikalischen Schöpfungen hebt sich besonders seine in verschiedenen Sprachen verbreitete Violinschule hervor, seiner Zeit ein bahnbrechendes Werk. Die Grundsätze seiner künstlerischen Erziehung der Jugend, welche Leopold im Vorwort dieser Violinschule entwickelte, bezeugen die Klarheit seiner Einsichten und Urteile, wie die Reinheit seines, auf die edelsten Ideale der Kunst und des Lebens gerichteten Wollens. Sein sittlich-menschliches Bewußtsein wurzelte in seiner gläubigen religiösen Gesinnung. Er war ein entschiedener Bekenner der römischen Kirche; jedoch sehr fern von jeder Hinneigung zur Bigotterie und zum asketischen Zelotismus. Gehörten doch Gellerts geistliche Lieder, Klopstocks Messiade und andere Werke von evangelischen Dichtern zur bevorzugten Nahrung seiner erbaulichen Bedürfnisse, so sehr, daß er Gellert brieflich dankte,

und in seinem Hause wie in befreundeten Kreisen die Liebe für diese Blüten der evangelischen Poesie anzuregen strebte.

Das war der Mentor des Genius Wolfgang Amadeus Mozarts, der von Aberglauben und Wundersucht völlig freie Mann, der die künstlerische Sendung dieses seines Sohnes im Sinne einer ethischen Mission auffassen zu sollen meinte; der überzeugt war, daß Gott sich in dem Wesen jenes unmündigen Kindes habe ein Lob zurichten wollen; daß er beschlossen habe, durch solchen wunderbaren Sendboten seinem in seichte Tändeleien versunkenen gottentfremdeten Zeitalter ein Zeichen und Wunder vor Augen zu stellen, ob die Menschen sich vielleicht dadurch bewegen lassen möchten, ihre Gedanken mit ernsterem Inhalt wieder zu erfüllen, ihr Streben auf höhere Ziele als solche der Eitelkeit und des vergänglichen Scheines wieder empor zu richten. Und diese Erkenntnis drängte den Vater Mozart, das seiner Obhut und Pflege anvertraute Mysterium der nachdenklichen Betrachtung der großen Welt rechtzeitig zugänglich zu machen. Die rechte Zeit dazu waren aber die Knabenjahre Wolfgangs. Denn seine unbegreiflich frühzeitig entwickelte Meisterschaft stand mit seiner zarten Körperlichkeit und unreifen Jugend in einem so unfaßlichen Mißverhältnis, daß niemand daran glauben mochte, der nicht die Gelegenheit fand, sich persönlich von diesem göttlichen Wunder zu überzeugen, sei es durch den Augenschein, sei es durch glaubwürdige Berichte. — Der englische Gelehrte Barrington argwöhnte eine Trügerei und glaubte selbst als Augenzeuge seinen eigenen Sinnen nicht eher, als bis er sich über das Lebensalter des damals siebenjährigen Knaben durch heimliche Vermittelung eines Auszuges aus dem Salzburger Kirchenbuch Gewißheit verschafft hatte. Dann aber schrieb er über das Wunder einen später gedruckten begeisterten Bericht an die königliche Akademie der Wissenschaften in London. — Ebenso ungläubig zeigten sich die Zöglinge eines Konservatoriums für Musik in Neapel, denen der vierzehnjährige Mozart freie Phantasien auf dem Klavier vortrug. Sie hielten seine Meisterschaft für pure Zauberei, für die Wirkung eines kostbaren Fingerreifs, und glaubten erst an das Wunder, als der junge Meister ihnen den Gefallen erwies, ohne jenen Ring noch herrlicher zu spielen als zuvor mit dem Ring am Finger.

Vater Mozart ließ sich durch keine Schwierigkeit und Widerwärtigkeit abschrecken, seine Pflicht im Gehorsam gegen die von ihm erkannte göttliche Absicht treu zu erfüllen. Er führte schon den sechsjährigen Knaben in die große Welt: zuerst an den kurfürstlichen Hof in München, darauf an den Kaiserhof Maria Theresias zu Wien; im folgenden Jahre unternahm Leopold mit Wolfgang und der talentvollen Klavierspielerin Marianne, seiner älteren Schwester von 12 Jahren, eine ausgedehnte Kunstreise durch Deutschland nach den Hauptstädten Frankreichs, Hollands und Englands. Auch die Mutter begleitete die Reisenden auf dieser und ferneren Kunstfahrten. In Mozarts zwölftem Lebensjahre befand die Familie sich wieder in Wien. Zwei Jahre später und die folgenden besuchte der Vater mit dem Sohne dreimal in kurzen Zwischenräumen Italien, das gelobte Land derzeitiger Tonkunst und Tonkünstler. Der Zweck dieser italienischen Reisen richtete sich auf die Schöpfung, Aufführung und Leitung großer italienischer Opern von seiten des 14 bis 16 Jahre zählenden „Maëstrino Amadeo“, der durch seine wunderbaren Leistungen auch im Stil der Italiener alle Notabilitäten jener Zeit in den Schatten drängte, aber als das größte musikalische Wunder neidlos von ihnen verehrt und gefeiert wurde. Desgleichen hatte doch selbst der gepriesene Kunstgeist Italiens keins hervorzubringen vermocht! — Nach all den Reisen, welche Triumphzügen glichen, wurde der Mozartsche Genius in die Stille einer harten Schule des Lebens geführt — nämlich in die Wüste seiner Dienstbarkeit unter dem despotischen Krummstab des Erzbischofs Hieronymus Colredo von Salzburg. Der tyrannisierte junge Meister machte zwar einen Versuch, sich von dem unerträglichen Joch zu befreien. Aber daß dieser Versuch sich als ein verunglückter erwies, daß Mozart in seiner ersten Selbständigkeit seine teuere Mutter zu Paris, dann seine zarte erste Künstlerliebe zu

München verlieren und in seiner Ratlosigkeit sich abermals mit den Salzburger Ketten fesseln lassen mußte: das alles demütigte ihn nur noch tiefer. Als endlich der gereifte Großmeister das erzbischöfliche Joch durch eine entschlossene That abgeschüttelt hatte, legte ein barmherzigerer und größerer Herr die erziehende gewaltige Hand dem Vielgeprüften schwer auf die Schulter. Der Druck der kümmerlichsten Lebensumstände, den Mozart als Mensch, Gatte und Familienvater in dem letzten Abschnitt seiner nur 36jährigen Lebenstragödie mit stetig wachsendem Gewicht zu empfinden und zu tragen hatte, dieser lastende Druck, der wohl jeden anderen zu Boden geworfen hätte, war offenbar bestimmt, den auserwählten künstlerischen Genius, einen Propheten der reinsten irdischen Form des schönen Gottesglanzes, stark und elastisch zu machen. Denn je mehr ihn die Nöte des Daseins einengten, desto freier und größer entfaltete sein Schöpfergeist die Schwingen; je ärmer an vergänglichen Gütern Mozart wurde, desto reicher waren die unvergänglichen Geschenke seiner Tonmuse, desto herrlicher und tiefer seine unsterblichen Tonschöpfungen. Der Fußpunkt einer ansteigenden Linie, welche den Entwickelungsgang seiner künstlerischen Selbständigkeit darstellt, fällt zusammen mit dem Scheitelpunkt seines höchsten irdischen Glückes, den er schon als Jüngling erreichte. Von hier *sinkt* diese Linie stetig wieder abwärts nach der Tiefe schmerzlichster, entmutigender Kränkungen und Demütigungen, wie jämmerlichster Dürftigkeit. Je tiefer aber *diese* Linie hinabsinkt, bis sie zuletzt spurlos verschwindet in einem unentdeckt gebliebenen Massengrab auf dem St. Marxer Friedhof bei Wien, desto schwungreicher steigt *jene* andere Linie nach oben bis in die reinste Höhe der unermüdlich hinanstrebenden Schöpferkraft, welche in dem Requiem endlich sich emporringt zur Verklärung im ewigen Licht (lux perpetua).

Welche bedeutsame Lebensführung! Mozart, der Mensch, mußte abnehmen; der in ihm geoffenbarte zeugende Tongeist mußte wachsen. — Die hervorgehobenen Grundstriche seiner Lebensführung, welche solchen Inhalt zum Ausdruck brachte, ergänzen sich noch durch einen äußerlichen Nebenumstand, der bezeichnend genug für die sittlich-künstlerische Sendung Mozarts ist, um Beachtung zu verdienen. Das ist der Zeitpunkt seiner Geburt, der 27. Januar 1756, das Jahr der Eröffnung des siebenjährigen Krieges, welcher den Sieg der deutschen Bestrebungen des großen Preußenkönigs über das feindliche Europa entschied. Zum Siege vaterländischen Selbstgefühles an seinem Teil mitzuwirken, war auch Mozart berufen. Die deutsche Musikwelt lag seit hundert Jahren im Bann welscher Fremdherrschaft. Lebendiger Glaube und vaterländische Gesinnung, diese beiden fruchtbarsten Triebkräfte deutscher Volksart, waren verdorrt in der kalten Zugluft des rationalistischen Kritizismus, der das Zeitalter beherrschte.

Nach Leopold Mozarts Ueberzeugung nun war Wolfgang berufen, das Glaubensleben indirekt wieder zu erwecken durch die göttliche Wundermacht, die sich in dessen unbegreiflichem Tongeiste thatsächlich und ersichtlich offenbarte. Wohl deutlicher als eine solche Berufung fühlte Mozart selbst den natürlichen Antrieb, das vaterländische Selbstbewußtsein direkt wieder zu beleben durch die Eröffnung seines Kampfes gegen die Tyrannei der Italiener und Franzosen, wie gegen das Heer ihrer Anhänger, das sich aus allen Gesellschaftskreisen von den fürstlichen Hoflagern bis hinab zu den Handwerkerhütten rekrutierte. Zwar errichtete Karl Theodor, der Kurfürst von der Pfalz, in den siebziger Jahren zu Mannheim eine sogenannte Nationalbühne; zwar folgten diesem Beispiele ähnliche Unternehmungen in anderen Residenzstädten, sogar auch in Wien unter Josef II.: aber von den Urhebern der auf diesen Bühnen aufzuführenden Opern wurde verlangt, daß diese in Ton und Stil, wie auch in Wort und Form den italienischen Erzeugnissen gleicher Gattung nachgebildet wären. Der Charakter deutscher Nationalbühnen wurde deshalb fast lediglich dadurch zu kennzeichnen gesucht, daß die Opern von deutschen Urhebern verfaßt und daß die darstellenden und instrumentalen Kräfte zum größten Teil aus deutschen Künstlern zusammengesetzt waren. Mozart vermochte nun zwar in der Mehrzahl seiner Musikschauspiele nicht die ita-

lienische, alle deutschen Bühnen beherrschende Sprache seiner dramatischen Dichtungen zu überwinden und abzuweisen; doch in jeder anderen Hinsicht prägte er seinen Hauptwerken einen neuen, vom gewohnten italienischen Formalismus abweichenden Geist ein, den Geist der Wahrheit und der reinen Tonschönheit, wodurch diese Werke ebenso sehr zu universellen Kunsterzeugnissen erhoben wurden, als sie den Sieg der deutschen dramatischen Tonkunst über die italienische und auch über die französische Oper besiegelten.

Beachtenswert mag es auch sein, daß Mozarts Geburt in die Mitte desselben Jahrzehnts fiel, innerhalb dessen der Heimgang Bachs (1750) und Händels (1759) erfolgte, der beiden großen deutschen Tonmeister, welche eine herrliche fruchtbare Vergangenheit abschlossen. Sie standen auf der Schwelle einer Zeitwende, das Antlitz einer neuen glänzenden Entwickelungsphase der Tonkunst und des deutschen Geisteslebens zugewandt, einer neuen Kunstepoche, welche Mozart mit heraufzuführen berufen war. Man kann sie bezeichnen als das Goethe-Mozartsche Zeitalter der neuen Klassizität.

Nicht weniger auffällig als Mozarts absonderlicher Lebensgang mit seinen hochgesteckten Zielen strebte auch seine persönliche Eigenart mit ihren oft genug ungewöhnlichen Aeußerungsweisen weit über den Rahmen des allgemeinen Menschenwesens, ja selbst des Begreiflichen hinaus.

Unter seinen sehr frühzeitig geweckten selbstbewußten Lebensregungen hob sich ein in hohem Grade entwickeltes, äußerst reizbares Liebesgefühl und Liebesbedürfnis hervor. Dasselbe erstarkte mehr und mehr zu dem wesentlichsten Charakterzuge in des Meisters Naturell und nahm oft überraschende Ausdrucksformen an.

Zeitlebens umfaßte er mit seiner reichen Liebe nicht nur alle Menschen ohne Ansehn der Person und ihrer Würdigkeit, sondern er liebte auch aufs Zärtlichste die Natur, Blumen und Tiere. Bis kurze Zeit vor seinem letzten Augenblick trillerte in seinem Arbeitszimmer ein Kanarienvogel, während der Meister um die Wette mit seinem Liebling unsterbliche Weisen sang. Aber kein irdisches Wesen beschenkte Mozart schon in der Kinderzeit mit einem so reichen Maß seiner herzlichen Liebe als seinen Vater. „Nächst Gott kommt gleich der Papa,“ sagte er als Knabe, sagte er auch noch als gereifter Mann, bis der Tod an das Lager des Vaters trat, um das Liebesband für die Zeitlichkeit zu lösen. — Immer wieder entzückt den Beschauer das liebliche Bild: „Woferl“ im Nachtkittelchen auf dem Tische; vor ihm der Vater, der ihm sein selbsterdachtes Schlafliedchen sekundieren muß; auch die Worte hat das Knäblein selbst ersonnen: oragna figa taxa — so etwa beginnen sie; einen Sinn verbergen sie nicht, aber sie lauten wie italienische Worte und lassen sich schön und leicht singen. Wenn dieser zweistimmige Nachtgesang verstummt, erhält der Papa ein „Busserl“ aufs „Nasenspitzerl“ und muß nach dieser Zeremonie das selige Kindlein ins Bettchen legen — wo gewiß schon ein unsichtbarer Wächter bereit steht, den Schlummer zu behüten.

Welches Kind, das seinen Vater liebt, kommt auf den seltsamen Einfall, ihn in einer Glaskapsel stets bei sich führen zu wollen und ihn so auch gegen Erkältung und andere Zwischenfälle zu schützen! Woferl sann ernstlich darüber nach, wie dieser Gedanke seiner Kindesliebe praktisch durchgeführt werden möchte. Sein kleines warmes Herz zitterte und zagte in der Sorge, daß die Leute ihn etwa nicht lieben möchten. Er fragte jeden, der ihm nahe kam, ob er ihn auch wirklich lieb hätte. Antwortete nun einer einmal zur Prüfung oder zum Scherz verneinend, so brach der Knabe in heiße Thränen aus.

Mozarts Herz glich einem weichen, warmen Erdreich, dem auch der befruchtende Tau nicht mangelte. Aus solchem Boden lockte darum die Sonne seines reinen Kunstideales Blüte auf Blüte hervor — eine kaum faßlich reiche Flora der mannigfaltigsten Tonwerke; und auch im kleinsten und unscheinbarsten derselben vernimmt man den Pulsschlag liebevoller Herzenswärme. Der Musiker nennt solche Ausstrahlungen der Mozartschen Tonseele wohl „geniale Züge“, oder er sagt mit Bewunderung: „ihm fällt immer etwas ein“, will sagen etwas Besonderes, etwas überraschend Schönes. Aber es ist in

der That nur der Hauch des Liebesodems, der ihm in der unerwarteten Ausdrucksform des Meisters so bewundernswert entgegenweht. Und nun bedenke man, daß die Summe des von Ludwig von Köchel verzeichneten musikalischen Nachlasses Mozarts aller Art die erstaunlich hohe Zahl von 626 Werken erreicht, ungerechnet eine sehr beträchtliche Anzahl mit Ziffern nicht versehener, vollendeter und unvollendeter Tonschöpfungen; und das alles geschaffen von einem Meister, dem kaum 36 Jahre Raum für solche schöpferische Lebensarbeit vergönnt war!

So mußte er denn frühzeitig damit beginnen. Und das hat Mozart wahrlich gethan. Aus seinem vierten und fünften Lebensjahre sind sieben Klavierstücke vorhanden, welche der Vater und musikalische Hausfreunde mit Angabe der Entstehungszeit reinlich abgeschrieben haben. Schon in diesen kindlichen Lebensäußerungen des Genius erkennt man eine Eigenschaft seines Wesens, welche sich mit seiner flüssigen Liebesfülle harmonisch durchdringt und dadurch jeder Ausschreitung über die Grenzlinien des schönen klaren Maßes vorbeugt. Diese Eigenschaft ist sein angeborener vollendeter Formsinn, die Blüte einer natürlichen Wohlordnung seines geistigen Organismus — eine Seite der Schöpferkraft, die gar viel andere ebenbürtige Großmeister des Kunstschönen nur durch die geistige Zucht langanhaltender mühsamer Formstudien, manche aber auch selbst dadurch nicht in gleich hohem Grade sich anzueignen vermochten. In Mozarts Kindheit, wo alles Neue seinen regsamen Geist zum Feuereifer entzündete, bis es sein Eigentum geworden, erwarb namentlich das Zahlensystem seine lebhafte Gunst. Fußböden, Schränke, Tischplatten — alles tafelförmige Holzwerk des Zimmers bemalte Woferls unbarmherzige Kreide mit zollangen Zahlen zum Entsetzen seiner, Ordnung und Sauberkeit liebenden Mutter. Aber der Geist der Ordnung, der in der Zahl lebt, lebte eben auch in dem Kleinen, und solche Antriebe wirkten stärker in ihm, als die billige Rücksicht auf die Politur der Zimmergeräte.

Ausgerüstet mit solchem Formsinn, eilte er seinem väterlichen Lehrer zu dessen Erstaunen oft dergestalt voraus, daß ein theoretischer Grundsatz oder eine Regel der Tonlehre nur angedeutet zu werden brauchte, weil der Knabe sofort begriff, um was es sich handelte. Sein Tongenius lag eben wie in leichtem Schlummer, und es bedurfte oft nur eines halben Wortes, um ihn zur klaren Erkenntnis zu erwecken. Dazu erscheint — wie gesagt — sein Wesen als harmonische Durchdringung der Liebe, welche die Dinge flüssig macht, mit dem Ordnungssinn, der sie in übersichtliche feste Formen zu schränken strebt. In der Versöhnung dieser beiden Seiten eines anscheinend unlösbaren Widerspruches ist wohl die wesentlichste Voraussetzung und Erklärung des Wunderbaren vornehmlich zu suchen, das in Mozarts Genius und in seiner Bethätigung wie ein Unbegreifliches, aus den Grenzen natürlicher Möglichkeit Heraustretendes wirkt. Die angeborene Liebe erklärt den Drang seiner rastlosen Selbstentäußerung, die stets tönende Ausdrucksformen annahm; und sein klarer Ordnungssinn, das musikalische Wissen des Wissens, ermutigte ihn, schon ein großes Klavierkonzert mit Orchester zu schreiben, als er die Feder kaum erst zu führen gelernt hatte — ein so wohlgegliedertes, verständig durchgeführtes Tonerzeugnis, daß es dem erstaunten Vater Freudenthränen der Bewunderung auspreßte.

Jener wundersame, von Liebe durchläuterte Ordnungssinn mag wohl auch Mozarts unvergleichliches Gedächtnis, ja vielleicht sogar sein erstaunlich feinfühliges und rasches Ohr erklären helfen. Wie er das Tonwesen an sich liebte, es in allen seinen Gliederungen klar durchschauend, so hielt er auch Tonwerke treu im Gedächtnis fest. Und die natürlichen Klangverhältnisse des Tonsystems lagen so körperlich faßbar in seinem geordneten Geiste, daß er sie mit ihren feinsten Schwingungsunterschieden jederzeit unmittelbar erkannte und lebendig in sich wiedertönen hörte. Er unterschied schon in seinem siebenten Lebensjahre mit unfehlbarer Sicherheit, daß eine gewisse Violine, die er nicht zur Hand und seit mehreren Tagen auch nicht gehört hatte, um einen halben Viertelton tiefer gestimmt gewesen sei, als seine eigene Geige, die der Kleine

eben spielte. Das herbeigeholte Instrument, welches inzwischen die Stimmung nicht verändert hatte, bestätigte zur namenlosen Ueberraschung ihres Besitzers, wie nicht minder auch des Vaters das Urteil dieses unglaublich treuen und feinen Gehörs eines siebenjährigen Knaben.

Sieben Jahre später befand sich der vierzehnjährige Künstler mit seinem Vater am Mittwoch der Karwoche in der St. Peterskathedrale zu Rom. Unter den berühmten Tonwerken altitalienischer Meister, welche vom päpstlichen Sängerchor bei jenem feierlichen Gottesdienst noch jetzt regelmäßig gesungen werden, befand sich ein doppelchöriges Miserere von Allegri, ein sehr ausgedehntes Stück für neun Stimmen, die sich am Schluß zu vielgliedrigem Gewebe vereinigen. Die lateinischen Textworte sind oft in jeder Stimme verschieden untergelegt. Diese Tonschöpfung gehörte vormals zu denen, welche seit Alters her von den Päpsten und Kardinälen als unveräußerliches Eigentum der Sixtinischen Kapelle aufs eifersüchtigste vor Verbreitung gehütet, ja sogar mit schweren Kirchenstrafen umschanzt waren. Aber nichts desto weniger war Vater Mozart so lüstern nach der Aneignung des ihm und seinem Sohne vollständig unbekannten Miserere, daß Wolfgang beschloß, seinem Vater den Besitz zu verschaffen. Zwar waren die Reisenden erst gegen Mittag von Florenz nach Rom gekommen. Die lange Reise und Gewitterschwüle hatten sie ermüdet. Gleichwohl genügte das einmalige Anhören des schwierig aufzufassenden Werkes dem reisemüden Wolfgang, um dasselbe später in seiner Wohnung Ton für Ton, Wort für Wort frei aus der Erinnerung so korrekt zu Papier zu bringen, daß ein päpstlicher Sänger, der beim Vortrag mitgewirkt, die Genauigkeit der Wiedergabe nachher bestätigte und daß der Papst Ganganelli, anstatt den frommen Diebstahl mit Kirchenbuße zu ahnden, dem wunderbaren Jünglinge den hohen Orden vom Goldenen Sporn verlieh, mit dessen Besitz der Adel und die Würden eines päpstlichen Kammerherrn und römischen Pfalzgrafen verbunden waren.

Solche Beispiele innerlicher Aneignung nur ein einziges Mal gehörter fremder Tonwerke können dienen, Mozarts rein innerliche Art des Schaffens eigener musikalischer Geisteserzeugnisse verständlich zu machen. Entwurf und Ausführung eines Tonwerkes jeglicher Formgattung entstand lediglich auf dem Wege abgezogener Denkarbeit. Aeußerlicher Hilfsmittel, des Klaviers und Schreibmaterials, bedurfte Mozart bei seinem Kunstschaffen nicht. Er vollendete die Arbeit bis ins einzelne in der Werkstätte seiner schöpferischen Innerlichkeit; und wenn er fertig war, trug er das neue Werk, von dem oft noch keine einzige Note auf dem Papier stand, mit Angabe des Tages in sein Werkverzeichnis ein. Dasselbe hat er leider erst 1784 angelegt, dann aber bis wenige Tage vor seinem Tode treu weitergeführt.

So war sein Gedächtnis wie ein Magazin, in welchem die von ihm vollendeten Erzeugnisse seines Genius jahrelang unverklungen aufgespeichert liegen konnten. Ohne äußere Nötigung entschloß er sich deshalb auch ungern zu dem mechanischen Geschäft des Niederschreibens seiner so entstandenen Werke. Dasselbe glich dann aber äußerlichem Kopieren nach einer Vorlage. Darum nahmen seine Manuskripte die bewundernswerte Form reinlicher, mit zierlichen Charakteren angefertigter Abschriften an; darum störte ihn auch bei der ersten Niederschrift eines neuen Werkes weder muntere Unterhaltung, noch Kinderlärm und Straßengetöse, noch selbst Musik in seiner nächsten Nähe. Zu Mailand wohnte Mozart eine Zeitlang in einer Umgebung der verschiedensten Musiker: über ihm und unter ihm fleißige Geiger, neben ihm ein unterrichtender Singmeister, gegenüber ein Oboebläser. „Das ist lustig zum Komponieren!“ — schrieb er an seine Schwester — „gibt einem viel Gedanken.“ Er sollte inmitten dieses musikalischen Chaos ein sehr verantwortliches Werk, eine Oper für Mailand schaffen. Wo ist ein zweiter Musiker, der unter gleichen Umständen nicht in Verzweiflung geraten würde? — Der fünfzehnjährige Mozart frohlockte darüber: „Das ist lustig und gibt viel Gedanken beim Komponieren!“

In einem der letzten Monate seines Lebens befand der Meister sich zu Prag. Er

hatte den ehrenvollen Auftrag der böhmischen Landstände angenommen, für die bevorstehende Königskrönung des Kaisers Leopold II. und seiner Gemahlin die Festoper „Titus“ zu schaffen. Dazu waren ihm nur 18 bis 20 Tage Zeit vergönnt. Und als er den auszeichnenden Ruf in Wien erhielt, arbeitete er gleichzeitig schon an zwei anderen großen Werken; das eine war die „Zauberflöte“, das andere sein Requiem. Während der knapp bemessenen Zeit, binnen deren die Festoper Titus in Prag geschaffen, ausgeschrieben, einstudiert und aufgeführt werden sollte, pflegte der liebebedürftige Meister noch gern den geselligen Verkehr mit seinen Prager Kunstgenossen und Freunden. Eines Tages bemerkten diese, daß Mozart beim Billardspiel mitunter einen Blick in eine kleine Schrift warf, welche er aus seiner Tasche zog. Sie glaubten, er sinne nach über die Musik zum Titusbuch. Sie hatten sich gänzlich geirrt. Denn nach beendeter Partie setzte sich Mozart an das Klavier und spielte und sang das herrliche Quintett aus dem ersten Aufzug der Zauberflöte, welches während des Billardspiels entworfen und vollendet worden war. — Zugleich aber schuf er auch rechtzeitig die Festoper Titus.

Eine Menge ähnlicher Beispiele bezeugen die spontane Kraft seines schöpferischen Geistes und die ordnende Klarheit, welche die verschiedenartigsten Kunstschöpfungen im Gedächtnis unvermengt neben einander schaffen und aufbewahren konnte. Um sich vor Diebstahl zu schützen, schrieb der Meister Klavier-Konzerte, die er in seinen eigenen „Akademien“ selbst spielen wollte, zunächst nur für die im Orchester mitwirkenden Stimmen auf. Seine Klavierpartie spielte er gewöhnlich von einem nur mit Taktstrichen beschriebenen Notenblatt. Die Taktstriche waren nach Bedarf auseinandergerückt, so daß die einzelnen Takträume genau ausreichten, wenn später die Noten eingetragen wurden. Mit einer Violinspielerin trug Mozart in deren Konzert eine neue Sonate für Klavier und Violine vor, von welcher er erst an dem Tage, der dem Konzert vorherging, die Noten, aber nichts weiter als die Violinstimme aufgeschrieben hatte. Dazu fand sich sogar nicht einmal die Muße, die neue Sonate, welche auch Mozart nie gehört hatte, vorher zu probieren. So spielte der Meister seine Klavierpartie von einem leeren Notenblatt, und die geängstete Konzertgeberin — sie hieß Regina Strinasacchi — führte ihre notdürftig einstudierte Violinstimme zum erstenmal öffentlich aus vor dem verwöhnten und kritischen Auditorium Wiens. Man ist jetzt daran gewöhnt, Konzertspieler eigene und fremde Werke ohne Notbehelf des Notenblattes öffentlich wiedergeben zu sehen. Sie haben freilich zumeist viel Mühe und Zeit darauf verwenden müssen, die Sicherheit des „Auswendigspielens“ zu erarbeiten. Solche Schwierigkeiten standen Mozart nicht im Wege; dennoch legte er stets irgend ein Blatt oder Heft auf, wenn er, wie gewohnt, auswendig reproduzierte, was er rein innerlich geschaffen hatte. Mozart mußte es als beschämende Entwürdigung des reinen Kunstschönen empfinden, wenn die Eitelkeit und Bewunderungssucht Nahrung aus seinen Leistungen gesogen hätte. Er verabscheute schon als Knabe Lobeserhebungen so sehr, daß sie, wie Kränkungen, ihm Thränen entlockten. Noch weit mehr haßte er ein unlauteres Streben virtuoser Fachgenossen, die heilige Kunst zum Mittel eitler Menschenvergötterung zu mißbrauchen und die Bewunderungssucht dadurch zu nähren und herauszufordern. — Das waren nun Beweggründe, welche Mozart bestimmten, ein Notenblatt aufzulegen, wenn er seine, aus höherer Kraft empfangenen musikalischen Offenbarungen öffentlich verkörperte. Er verschmähte den Beifall und die Bewunderung nicht etwa aus prahlerischer Bescheidenheit, sondern aus künstlerischem Zartsinn — ja man möchte sagen aus Schamgefühl. Seine klare Kunstanschauung sträubte sich dagegen, daß einem menschlichen Dolmetscher der reinen Form des Ewigschönen Bewunderung und Ehre gezollt werde, welche dem Geber aller guten und vollkommenen Gaben allein gebühre. Solche Gesinnung teilte Mozart übrigens mit allen edelen Meistern deutscher Tonkunst. Seb. Bach setzte sich wohl nie an seine Orgel, ohne im Gebet sich gesammelt zu haben; am Schluß seiner Werke schrieb er in der Regel die drei Initialen der Worte: Soli Deo Gloria.

Von gleicher Denkart ließ auch Mozart sich leiten. Er pflegte sie mit seinen zunehmenden Einsichten und Erfahrungen als teueres Vermächtnis seines Vaters, den er so innig geliebt hatte, dem er in seinem Herzen den Platz „sogleich nächst Gott" einräumte. Ein so geartetes Rüstzeug für die Offenbarung seines heiligen Gnadenwillens, wie diesen Mozart, bedurfte aber eben der weise Lenker der Menschenherzen zur Durchführung seiner Absichten. Und diese erhellen auch aufs Wunderbarste aus Mozarts absonderlicher Doppelnatur, wie aus der ihm selbst unbemerkt gebliebenen Logik seines künstlerischen Ausreifens.

Wenn der junge Knabe musizierte, verbreitete er schon so feierlichen Ernst um sich, daß jeder in seiner Nähe die Stimme dämpfte, leise auftrat und sich hütete, ihn zu stören. Doch hatte der Kleine sich von seinem Instrumente losgelöst, so tollte er im Zimmer umher, wie der mutwilligste Junge, als hätte er völlig vergessen, daß er vor wenigen Augenblicken noch im Reiche seiner ernsten Kunst geweilt. Solcher wunderliche Widerspruch verliert sich aus Mozarts Doppelwesen erst in seinen letzten Lebenstagen. Seine kleine Erscheinung und seine tändelnde Freude an allerlei neckischen, kindischen Belustigungen und Scherzen, die sogar nicht immer geschmackvoll genannt werden konnten, verrieten keine Spur von dem edelen vornehmen Geist, der in dem unscheinbaren Tempel dieser gutgearteten, aber anscheinend unbedeutenden Persönlichkeit Wohnung genommen hatte und, völlig wie losgetrennt von derselben, sich in freier Unabhängigkeit so herrlich bethätigte. Hier wirkte als handgreifliche Thatsache das Gotteswort: Meine Kraft ist in dem Schwachen mächtig. Die göttliche Kraft bildete Mozarts Persönlichkeit zur Form jener Doppelnatur aus. Ihre beiden Seiten standen zwar nicht in feindlichem Gegensatz, lebten jedoch unvermittelt nebeneinander. Mozart, der Mensch, war ein völlig anderer, als Mozart, der Tonmeister. Nach Aussage seiner Gattin Konstanze blieb er zeitlebens ein unmündiges Kind. Nach Ausweis aller seiner musikalischen Lebensäußerungen dagegen war der in ihm lebendig waltende Kunstgenius bereits in sehr früher Jugend zu seinem abgeklärten reifen Mannesalter entfaltet. Menschlicher Verstand sucht erfolglos diese Thatsache zu erklären; begreifen läßt sie sich auch nicht: und deshalb erscheint sie eben als göttliches Wunder.

So weit allerdings war auch dieser Genius an den Einfluß der Leiblichkeit und Wandelbarkeit alles Zeitlichen gebunden, als er die höchsten Ziele seiner künstlerischen Sendung nur nacheinander, nur nach Maßgabe der vorwärtstreibenden Schritte eines stufenweisen Entwickelungsganges zu erklimmen vermochte. Indessen auch hier vollzieht sich der Fortschritt wie von weisem Plan geordnet, äußerlich anscheinend zufällig, aber dennoch mit einer inneren Notwendigkeit im Zusammenhange aller Glieder dieser Lebenskette, die sich gleich einer logischen Gedankenfolge fest aneinanderschließen. Das letzte Glied jener an die Himmelspforte geschlossenen Kette ist das Requiem, das heilige Bekenntnis in Tönen, daß „der Tod der Endzweck des Lebens, der Schlüssel zur ewigen Glückseligkeit sei" — eine Anschauung, zu welcher Mozart, schon mehrere Jahre vor seiner Heimberufung, aus eigener Ueberzeugung hindurchgedrungen war. Die Geschichte seines, durch äußere Umstände bestimmten, ihm selbst unbewußt vollzogenen, stufenweisen Aufsteigens bis zu jener Klarheit sittlicher Erkenntnis umfaßt die letzten zehn Jahre seines Lebens, die bedeutendsten zugleich für seine Kunstschaffen. Das auch für die Geschichte deutscher und universeller Tonkunst hochbedeutsame Jahrzehnt beginnt 1781 mit Mozarts Schöpfung der ernsten Oper Idomeneo. Er eröffnete mit diesem herrlichen Werke seinen Kampf gegen die Alleinherrschaft der Italiener, denen er mit thatkräftigem Entschluß sein vaterländisches Bewußtsein als deutscher Tonmeister entgegensetzte. Im folgenden Jahre, 1782, bemerkenswert wegen seiner Vermählung mit Konstanze von Weber, die er ihrer eigensinnigen Mutter mit List entreißen mußte, verewigte er dieses Ereignis durch seine „Entführung aus dem Serail" — eine Oper mit deutschem Text, in welcher der Meister jedoch noch nicht vollends frei geworden war von persönlichen und anderen äußerlichen Motiven seiner schöpferischen Bethätigung,

wie z. B. der türkische Lokalton und die Zugeständnisse an die „geläufige Gurgel“ der Darstellerin seiner weiblichen Hauptrolle, der Konstanze, solche ihm nahelegten. Im Jahre 1786 entstand Figaros Hochzeit; dann 1787 Don Giovanni. Die Musik zum Figaro ist von allen Sondermotiven bereits völlig frei. Sie stellt sich dar als ein verklärtes musikalisches Sittengemälde aus jener Zeit, das durch die reine schöne Form des ins Unendliche schwebenden Tons sich erweitert zu einem Spiegel des sozialen Kulturlebens aller Zeiten einer auf sich selbst gestellten, im leichtsinnigen Lebensgenuß steckengebliebenen Zivilisation. Die Titelrolle in Don Giovanni erscheint als konzentrierte Zuspitzung des Geistes jener Zeit, wie auch der selbgenugsamen Menschennatur aller Zeiten. Eitler Mannestrotz, stets rege Begierde, rücksichtslose Verfolgung der allerpersönlichsten Zwecke, denen Leib und Seele anderer lachend aufgeopfert werden: das sind Eigenschaften des ungebrochenen natürlichen Menschenwillens, die in dem Charakter des Don Giovanni mit furchtbarer Anschaulichkeit in das Licht der Wirklichkeit gestellt worden sind. Mozart hatte selbst wie ein glückliches Kind bisher arglos im vollen Strom fröhlichen Lebensgenusses geschwommen. In seinem steinernen Gaste um, der von dem Reiche der Toten heraufgesandt, sich mit dem dröhnenden Ruf der Weltgerichtsposaune als Vollstrecker der unerbittlichen ewigen Gerechtigkeit ankündigt, trat dem Urheber des gewaltigen Kunstwerkes die Erkenntnis seiner selbst und der Zerbrechlichkeit übermütigen menschlichen Stolzes, unbeugsamen hartnäckigen Trotzens auf eigene Kraft niederschmetternd entgegen. Don Giovanni bezeichnet den wesentlichsten Wendepunkt der Kunst- und Lebensanschauung Mozarts in den letzten zehn Jahren seines musikalischen Schaffens. Einen weiteren Schritt auf der Stufenleiter sittlich-künstlerischer Vollendung that der Meister (1791) in seiner deutschen Oper „Die Zauberflöte“. Dieses universelle Werk ist eine künstlerische Symbolik der göttlichen Heilsordnung in der Verkörperung eines Lebensganges durch Nacht zum Licht. Tamino stellt sich dar als diametralischer Gegensatz zu Don Giovanni. Tamino gelangt zu der Erkenntnis, daß der Weg zur Glückseligkeit im verklärten Licht nur durch das gehorsame Ertragen und Bestehen leidensvoller Prüfungen hinanführe; er beugt aus freier Ueberzeugung seinen eigenen Willen der höheren Weisheit, welche seine Schritte leitet, und gelangt am Ende seiner Prüfungstage durch das Wasser der Trübsal und durch das Feuer der Anfechtung endlich zum ersehnten Ziel. Ihn bereiten zwei geharnischte streitbare Wächter auf die schwersten Prüfungen vor. Sie singen die Weise des evangelischen Chorals „Ach Gott vom Himmel sieh darein“ in einer Satzform Bachschen Kirchenstils. Wie deutlich war es dem Meister der Töne doch endlich geworden, daß er berufen sei, „die Menschenkinder, bei denen der Glaube gar erloschen war“, zur Besinnung auf sich selbst und auf das Ende aller Dinge aus dem Schlafe zu erwecken!

Mozart selbst war längst daraus erwacht. Und er erklomm die letzte Staffel seiner menschlich-künstlerischen Entwickelung in seiner musikalischen bußfertigen Beichte, zugleich seinem gläubigen Bekenntnis, dem Requiem, mit dem er auch das letzte Ziel seines Erdenwallens erreichte.

Nach seinem am 5. Dezember 1791 eingetretenen Tode erfolgte sogleich am Tage darauf seine Bestattung in der Form dritter Ordnung. Für einen würdigeren Leichenkondukt gebrach es an Mitteln. Der bekannteste und reichste Meister wurde in einem Massengrabe der stille Geselle einer Anzahl unbekannter armer Genossen. Man hat später seine Ruhestätte zu entdecken vergeblich gesucht. Die Nachforschungen sind noch in den jüngsten Tagen wieder aufgenommen. Die Wissenschaft hat die morschen Schädel Josef Haydns, Beethovens und Franz Schuberts aus den Stätten des Friedens gerissen, um durch Untersuchung der Knochenbildung zu einer natürlichen Erklärung des Wunderbaren zu gelangen, das die schöpferische Bethätigung auch jener drei berufenen Geister offenbart. Auch Mozarts Schädel hat man emsig, ja wohl am emsigsten aufzuspüren getrachtet. Glücklicherweise aber hat man bis jetzt keinen Anhalt für die Hoffnung entdecken können, ihn aufzufinden. Mozart ist gleich nach seinem Tode der Erde

spurlos entrückt worden. Und auch diese Thatsache bezeugt das Wunderbare seiner Sendung. Er, der selbst kaum eine Ahnung hatte von dem logischen Fortschreiten seiner Lebensführung, stieg Stufe für Stufe die Höhe hinan, die ihn endlich emporhob bis zur Himmelspforte. Sie leuchtete ihm entgegen schon auf dem Sterbelager und nahm ihn, den Herold des Schönen, Wahren und Klaren ein, nachdem er den Zweck seiner Sendung erfüllt, nachdem sein Genius sich am höchsten Ziel ausgelebt hatte in der Schöpfung seines erhabenen, begeisterten und gläubigen Bekenntnisses, des Requiem.

Wie ein göttlich Wunder steht wahrlich dieser unsterbliche Tonmeister allerzeit vor den Augen der Menschen da, auch ein Prophet in der Reihe der Propheten, die auf den ewigen Heilsplan hinweisen, nach welchem Gott das Licht in die Finsternis hineinscheinen lässet, um dem schwankenden Wandel der Menschheit den Weg zu erleuchten, der durch Wasser- und Feuerproben zur Glückseligkeit der Geprüften und Geweihten hinanführt.

So ragt Mozarts Bedeutung hoch empor über die Grenzlinie seines reinmusikalischen Schaffens, dessen reiche Blüten übrigens die Menschheit nun schon ein Jahrhundert lang erfreuen, allen kräftigen Irrtümern einer modernen Kunstanschauung zum Trotz, welche ihnen den Untergang zu bereiten wähnte. Wie eine Sonne überstrahlt Mozart mit der Klarheit seines himmlischen Gesanges all das schwüle Gewölk nach wie vor und er verdient die Liebe seines Volkes um so mehr, als er gesendet war, die Herzen mit Dank und Preis gegen den zu erwärmen, der ihn zu einem besonderen Dienst an seinem Reiche auf Erden berufen hatte.

Der Ad'm.*)

Novelle

von

Adolf Schmitthenner.

Er ist ein struppiger Bursche gewesen, fünfzehn und ein halbes Jahr alt. Aus der Strafanstalt für jugendliche Verbrecher hatte er einen kurzgeschorenen Schopf und die Redensarten „jawohl" und „nee" mitgebracht. „Jawohl" hatte er von einem Aufseher gelernt, „nee" von einem Kollegen aus Magdeburg, der neben ihm im Gefängnishofe Holz zu spalten pflegte.

Einmal war er während der Zeit seiner Haft zu Hause gewesen, als seine Mutter begraben wurde. Sie war im Spital gestorben, wohin man sie aus der ihr zugewiesenen Wohnung, einem alten Türmchen der Stadtmauer mit Schießscharten statt der Fenster, fünf Tage vor ihrem Tode gebracht hatte. In Ermangelung einer Krankenbahre wurde sie auf einem jener Handkarren transportiert, auf dem in den größeren Städten die Kälber vom Schlachthause zu den Fleischern geführt werden, nur mit dem Unterschiede, daß die Kälber ganz mit einem Tuche bedeckt sind, während die Frau Kopf und Beine hinausstreckte und darum von einer schweigenden Kinderschar geleitet wurde.

Als der junge Sträfling, von einem Gendarmen geführt, am Grabe seiner Mutter stand, war er der Zielpunkt aller Augen. Er vergoß keine Thräne. Nicht als ob er des Fluches gedacht hätte, den ihm seine Mutter bei der Verhaftung nachgerufen, weil er sich über dem letzten Diebstahl hatte erwischen lassen; sondern er pflegte überhaupt nur zu weinen, wenn er Schläge bekam. Andere Schmerzen als die des Hungers und körperlicher Mißhandlung kannte er nicht.

An der Mutter Grab sah er auch seine jüngeren Geschwister zum erstenmal wieder, zwei Mädchen, die bei einem Tagelöhner untergebracht waren. Das erste, was er bei ihrem Anblick empfand, war eine Art von Neid; denn er sah sie in neuen sauberen Kleidchen, die ihnen von der Gemeinde angeschafft worden waren. Von der Beerdigungsrede, die der Geistliche hauptsächlich auf ihn gemünzt hatte, vernahm er nichts.

Auf dem Rückwege vom Kirchhof sprang eines seiner Schwesterlein zu ihm heran und sagte: „Ad'm, wenn's bei uns Kartoffelschnitz gibt, dürfen wir essen, so viel wir wollen. Kriegst du auch Kartoffelschnitz?" — „Jawohl," erwiderte er, „dreimal in der

*) Adam.

Woche!" — Nach seinem älteren blödsinnigen Bruder, der während seiner Abwesenheit in der Kreispflegeanstalt untergebracht wurde, fragte er nicht.

Auf der Rückfahrt sah er zuerst mit innigem Behagen und mit dem Verständnis eines verdorbenen Gemütes zu, wie in der benachbarten Abteilung zwei Soldaten mit einem Mädchen schäkerten. Als ihm der Gendarm befohlen hatte, sich auf die andere Bank zu setzen, damit er der Szene den Rücken drehe, musterte er, was oben auf dem Gepäckbrette lag, und sann darüber nach, was er von diesen Dingen alles gebrauchen könne. Dann blitzte es einmal aus seinen grünlich braunen Augen; es mußte ihm irgend ein bübischer Gedanke durch den Kopf gezuckt sein. Dann sah er gleichgültig und schläfrig vor sich nieder, und während die Nacht kam, schlief er ein. Es träumte ihm, er ziehe seinen jüngeren Geschwistern die neuen Kleider aus, die Mutter komme fluchend auf ihn los, um ihn zu schlagen, er raufe mit ihr um den Stock; da sehe er das Mädchen von drüben winken; er auf, zur Thüre hinaus und ihr nach. Dann träumte ihm wieder, er sitze in seiner Zelle und schlage die Bibel auf, um die Geschichte von der schönen Susanna zu lesen; und wie er sie aufgeschlagen, da sei es der große Reisekoffer, der ihm gegenüber auf dem Gepäckbrett lag. Die eine Hälfte sei bis oben voll glitzriger Goldstücke. Eben wollte er mit zitternden Händen die andere aufschnallen, als ihn der Gendarm aus dem Schlafe rüttelte.

In seiner Zelle fand er auf dem Tisch ein aufgeschlagenes Buch. Es gehörte zum Inventar. „Der Pfarrer war da," sagte er; dann sah er hinein und las die Ueberschrift: Trost beim Verluste teurer Angehöriger. „Nee," lächelte er, und legte das Buch beiseite.

Seitdem hat er niemals mehr an seine Mutter gedacht oder des nachts von ihr geträumt.

* *
*

Fünf Wochen später, — es ging schon stark auf Weihnachten, — wurde er aus der Haft entlassen. Die Sorge, was nun zu beginnen sei, beunruhigte ihn keinen Augenblick. Vor der Landstraße als Heimat fürchtete er sich nicht, und als bewährte Gegenmittel gegen den Hunger kannte er das Betteln und Stehlen. So schaute er der Zukunft gleichmütig entgegen. Als ihm aber der Gefängnisvorstand nach einer ernsten Ermahnung eröffnete, daß der Pflegeverein seines Bezirkes für ihn ein Unterkommen besorgt habe, wo er ein Handwerk lernen könne, da war ihm das auch recht.

Es hatte Mühe gekostet, geeignete Leute zu finden, die den verwahrlosten Burschen ins Haus aufnehmen wollten. Endlich hatte sich ein Bahnwart angeboten, der in jeder Hinsicht als der rechte Mann erschien. Er wohnte eine halbe Stunde vom Dorfe entfernt. Sein Häuschen stand auf einem Hügel, welcher zwischen der hochgelegenen Landstraße und der Bahnlinie sich erhob. Nach der ersteren zu senkte er sich sachte, und man gelangte dorthin auf einem gewundenen Pfade, der sich zuerst zwischen Gärten und dann noch etwa hundert Schritte weit zwischen Fruchtfeldern hinabzog. Nach dem Schienenkörper dagegen, der in der Sohle eines tiefen Einschnittes lag, konnte man nur auf einer schmalen Treppe niedersteigen.

Der Bahnwart trieb als Nebenbeschäftigung das Weberhandwerk; das sollte der entlassene Sträfling bei ihm erlernen.

An einem Tage der zweiten Dezemberwoche — es war zum erstenmal heuer kalt gewesen — klopfte es um die Nachtessenszeit an die verschlossene Thüre des Bahnwärterhäuschens. Die junge Frau schob den Riegel zurück und rief: „Seid ihr's schon, Voglerin?" Dann setzte sie leise hinzu: „So hätt's nicht pressiert." — „Nee, der Ad'm ist's," rief eine Stimme, und ein stämmiger Bursche trat ohne weiteres in die Stube herein. „Ich soll ja hier bleiben."

„So, du bist der Adam?" sagte jetzt der Bahnwart, der auf der Bank hinter dem Tisch gesessen, jetzt aber sich schwerfällig erhoben hatte und mit der Lampe dem An-

kömmling ins Gesicht leuchtete. Die Gatten wechselten einen Blick. Der Bahnwart setzte die Lampe auf den Tisch nieder, nahm seinen alten Platz ein und sah schweigend vor sich hin. Die blasse Frau aber streckte dem Burschen die Hand entgegen und sagte: „Grüß dich Gott bei uns, Adam! Es ist kalt und finster draußen. Setz dich zu ihm auf die Bank! Das Essen kommt bald!"

Während die Frau in der Küche nachsah und der Mann immer noch schweigend auf die Tischplatte starrte, schaute sich der Junge mit frechen und listigen Augen im Zimmer um.

„Aha, da drinnen steht der Webstuhl!" sagte er und wies mit der Hand in die Kammer, zu der die Thüre offen stand. Ein gewöhnliches Auge erblickte nichts in ihr als Finsternis.

„Ja, Adam, und morgen geht's dran."

„Ungeschafft schmeckt's besser," lachte der Junge mit einem Blick nach der Thüre, die sich gerade aufthat. Die Bahnwartsfrau kam mit dem Essen herein.

Schweigend saßen die Dreie beim Mahle. Zuweilen thaten die Eheleute eine prüfende Schau nach dem ganz mit Essen beschäftigten Burschen hinüber, und dann fanden sich immer ihre Augen zu vielsagender Aussprache. In dem Blick des Mannes lag Unmut und Besorgnis, in dem der Frau begütigender Zuspruch.

Nach dem Essen legte sich Adam an die Wand zurück und schien zu schlafen; es kam jedoch der jungen Frau vor, als ob er zuweilen unter den Lidern hervorblinzle. Sie holte ihr Strickzeug, aber setzte sich so, daß sie dem Lichte und dem Burschen den Rücken drehte. „Du siehst ja nichts, Lisbeth," sagte der Mann. „Ich sehe genug," erwiderte sie und hob ein beinahe fertiges Kinderstrümpfchen in die Höhe. Da verschwanden alle Schatten von des Mannes Stirne, er lachte über das ganze ehrliche Gesicht. Auch die blasse Frau lächelte zu ihm herüber, dann wurde sie rot und beugte sich über ihre Arbeit.

Der Bahnwart ging jetzt hinaus auf seinen Posten. Kurze Zeit darauf brauste der letzte Zug vorbei. Unterdessen war die Frau hinauf in den Verschlag gegangen, wo der neue Hausgenosse schlafen sollte. Das Paar kam zusammen wieder zur Thüre herein. Der Mann rüttelte den Burschen auf, der fest eingeschlafen schien. „Geh zu Bett, Adam!" Als der Junge auf den Füßen stand, nahm der Bahnwart die Lampe und sagte zu ihm: „Komm!" Dann schritt er ihm voraus in die Kammer. Ein kräftiger Garngeruch erfüllte den kleinen Raum. In zahlreichen Strängen hing der gesponnene Hanf von der Decke herab. Der Pflegevater stellte die Lampe sorgfältig auf eine Stelle des Bodens, über der die eisernen Haken in der Decke kein Garn trugen, und holte aus dem Winkel hinter dem Webstuhl einen derben hagenbüchenen Stock hervor, den er dem verdutzten Burschen unter die Augen hielt.

„Wenn du brav bist, hast du's bei uns gut. Wenn du aber wieder stiehlst, dann hau' ich dich mit dem da, daß du dran denken sollst!"

Dann stellte er den Stock wieder an seinen Platz und ging mit der Lampe in die Stube hinaus.

Seine Frau war draußen am Fenster im Dunkeln stehen geblieben. Jetzt kam sie auf den Burschen zu und sagte mit ihrer sanften Stimme: „Sieh, Adam, wir wollen dir Vater und Mutter sein und dich lieb haben wie unser eigen Kind. Mach's uns nicht schwer! Sei brav! Und wenn dir dein Bett nicht warm genug ist, dann nimm die Säcke da und leg sie oben drauf!" Damit gab sie ihm ein halbes Dutzend neuer Säcke, die sie aus dem von ihrem Mann gewobenen Tuche genäht hatte.

Der Junge riß seine Augen auf und sah seine neue Mutter mit dem Ausdruck scheuen Erstaunens an. Dann lief ein helles Grinsen über sein Gesicht. Es sollte vielleicht dasselbe ausdrücken, was die Katze durch Schnurren kund gibt: die Empfindung wohlthuender Wärme, und in diesem Augenblicke hatte das verwahrloste Antlitz

den Zug frühreifer Gemeinheit verloren; es war wieder ein Kindergesicht, das man fast hübsch nennen konnte.

Als der Bahnwart, der seinen Pflegling nach seinem Verschlag geführt hatte, wieder zur Thüre hereinkam, sagte er zu seiner Frau: „Ich fürchte, wir haben einen Hallunken in unser Haus aufgenommen.“ Lisbeth seufzte; nach einer Weile sagte sie: „Der arme Bube! Er hat eine schlechte Mutter gehabt! Wir wollen gut zu ihm sein, Georg!“

Dann gingen sie mit einander die Treppe hinauf nach dem Schlafgemach. —

* *
*

Es war seitdem rüstig in den Winter hineingegangen, und Weihnachten stand vor der Thüre. Adam hatte sich das „Nee“ und „Jawohl“ fast wieder abgewöhnt, und der Zuchthausschnitt seiner strohgelben Haare war verwachsen. Seine Fortschritte hinter dem Webstuhl konnte man nicht sonderlich groß nennen; aber sonst war er willig und folgsam. Er trug Wasser, machte Holz klein und half der Frau seines Meisters bei allen häuslichen Arbeiten, was diese sich gerne gefallen ließ, da ihr das Heben und Tragen beschwerlich wurde.

Einmal, als er Scheitholz spaltete, während seine Pflegemutter auf einem Schemel saß und Kartoffeln schälte, fing er an eines der frechen Vagabundenlieder zu singen, die er von seinem Kumpan in der Strafanstalt, dem Magdeburger, gelernt hatte. Da sprang die junge Frau von ihrem Sitz auf und rief ihm zu: „Pfui, du wüster Bub, geh mir aus den Augen!“ Er erschrak, daß ihm das Herz zitterte, und schlich zur Küche hinaus. Am folgenden Tage war er stille bei seiner Arbeit. Am zweiten Tag pfiff er leise vor sich hin und hatte so tiefe Falten zwischen den Brauen, wie wenn er über ein finsteres Problem nachdächte. Am dritten Tage fing er beim Holzsägen eines der Lieder an, die er in der Schule gelernt hatte; auf das erste folgte ein zweites, und so weiter. Es war ein unerschöpflicher Vorrat. Sie paßten nicht gerade alle zu Zeit und Umständen: „Goldne Abendsonne, wie bist du so schön;“ — „Alle Menschen müssen sterben;“ — „Alle Vöglein sind schon da;“ und die vielen andern. Die junge Frau that, als ob sie nichts Absonderliches merke; aber bei jedem neuen Liede, das er anstimmte, lag ein glückseliges Lächeln auf ihren Lippen, und bei diesem oder jenem Liede fiel sie wohl selbst mit ihrer klangvollen Stimme ein.

So war der Tag, der dem Christfeste vorausgeht, herangekommen. Die Bahnwartsleute waren gerade mit dem Putzen des Christbäumchens fertig geworden. Als der Mann noch ein vergessenes Lichthalterchen auf einen Zweig steckte, sagte er zu seiner Frau: „Du, wie wird's nächstemal sein?“ — „Wie Gott will,“ erwiderte sie, und ein tiefer Atemzug hob ihre Brust.

Jetzt machte sich der Bahnwart fertig zu einem Gange ins Dorf. Ein Pfündlein Rindfleisch für die Suppe wollte er einkaufen; — zu einem Weihnachtsbraten reichte es nicht, wie sie vor einigen Tagen gefunden hatten, als sie während des Mittagessens die Festtagskosten überschlugen. Noch eine andere Adresse wollte er aufsuchen, die freundliche Frau, die in dem kleinen Hause bei der Kirche wohnte und der einzige Mensch im Dorfe war, neben dessen Hausthüre sich eine Nachtglocke befand. Man konnte nicht wissen, was sich in den nächsten Tagen ereignen werde.

„Es kann sein, daß ich bis zum Fünfuhrzug noch nicht daheim bin. Den Schlagbaum über den Feldweg hab' ich schon zugezogen. Gieb nur acht, wenn du die Treppe hinuntersteigst!“

„Geh ohne Sorge,“ rief sie lachend, „ich bin noch sicher auf meinen Füßen. Auch hat Adam heute das Eis weggehackt.“

„Was nur der Schlingel bei dem tiefen Schnee im Walde treiben mag?“ sagte noch der Bahnwart und schickte sich zum Gehen an.

In diesem Augenblick kam der Bursche zur Hausthüre herein, barhäuptig, mit hochroten Wangen und fliegendem Atem. Er mußte wacker gelaufen sein. Die Hosen staken in den Stiefeln und diese waren mit Schnee bedeckt. Er hielt etwas hinter seinem Rücken, und man sah es seinen lachenden Augen an, daß es etwas Gutes sein mußte. Rasch trat er in die Stube hinein, warf einen toten Hasen auf den Tisch und rief: „Da habt ihr euren Weihnachtsbraten!"

Die Beschenkten sahen sich sprachlos in die Augen. Die junge Frau sank auf einen Stuhl. Adam weidete sich an der Ueberraschung seiner Pflegeeltern. Bald aber klopfte ihm angstvoll das Herz. Das Antlitz des Bahnwarts war blutrot geworden.

„Wo hast du den Hasen her?"

„Ich hab' ihn gefunden und totgeschlagen."

„Wo hast du ihn gefunden?"

„In einer Schlinge."

„Wer hat die Schlinge gelegt?" Der Knabe zögerte mit der Antwort.

„Adam, sag die Wahrheit!" rief ihm die Frau zu.

„Ich hab' sie gelegt."

„Komm!" rief der Bahnwart und ging mit schwerfälligen Schritten nach der Kammer voraus, wie er an dem Abend gethan, an dem sein Pflegesohn eintraf.

Lisbeth trat ihm in den Weg. „Georg, thu's nicht! Ich bitt dich, — mir zu lieb! Denk doch, 's ist heiliger Abend! Er hat's gut mit uns gemeint! Georg, denk an mich!"

„Lisbeth, aus dem Weg!" rief der Mann mit einer vor Wut kreischenden Stimme. Erschrocken wich sie zur Seite. Er that sich Gewalt an, und seine Stimme klang unheimlich ruhig, als er sagte: „Ich hab's den Herrn auf dem Rathaus in die Hand versprochen, daß ich streng gegen ihn bin. Soll ich mein Wort brechen? Willst du, daß der Hallunke gestohlenes Zeug in mein Haus bringt?" Aus den letzten Worten flammte wieder der Zorn. Er riß die Thüre auf und stieß den zitternden Knaben in die Kammer. Es sah in ihr anders aus als an jenem ersten Abend. Anstatt des Webstuhls stand das Ehebett in der Mitte; denn da die obere Stube nicht geheizt werden konnte, hatte man für die Wochenzeit das untere Zimmer gerüstet. Neben dem Bett stand eine Wiege. Die Garnstränge waren verschwunden. Nur der hagenbuchene Stock stand noch im Winkel.

„Georg, thu' es nicht! in meiner Stube nicht!" rief die Frau, die in die Kammer nachgegangen war. Aber der Wütende schob sie zur Thüre hinaus.

„Mein Kind, mein Kind!" weinte sie und fiel erschöpft auf den Stuhl, die Hände im Schooße zusammengekrampft. Dann sprang sie auf, hielt sich die Ohren zu und eilte hinaus ins Freie. —

Es war geschehen. Der mißhandelte Bube lag wimmernd in seinem Verschlage auf dem Bett. Der Bahnwärter ging mit großen Schritten im Zimmer auf und ab. Die Frau folgte ihm bekümmert mit den Augen.

„Gesund ist's für ihn gewesen, Lisbeth," sagte er, „und sterben wird er nicht dran. Gieb mir noch eine halbe Mark, daß ich dem Buben ein Buch kaufe mit schönen Liedern, weil er so gerne singt." Sie gab ihm das Geld.

„Bist du mir noch böse, Lisbeth?" Sie schüttelte den Kopf. „Ich war dir nicht böse, ich bin nur traurig." „Bis ich zurückkomme, bist du wieder lustig, und dann halten wir Bescheerung."

Er gab ihr einen Kuß, nahm den Hasen vom Tisch und schritt zur Thüre hinaus.

Eine Weile später schlich Adam die Treppe hinunter. Es dunkelte schon. Etwas Raubtierähnliches war in dem Burschen, als er vor der Stube lauschte. Seine Augen funkelten. Die Hausthüre war angelehnt. Er huschte hinaus, um das Haus herum, die Treppe hinunter und über die Schienen. Mit etwas Schwerem in den Händen kam er wieder zurück. Es war ein großer Stein. Er legte ihn auf einer der mittleren

Stufen der Treppe sorgfältig zurecht. Dann schlich er wieder hinunter und duckte sich in den finstersten Schatten der Felswand.

Es war schwarze Nacht in dem Einschnitt. Durch den bleichen Schimmer des Schnees auf dem Bahnkörper schien die Finsternis zu beiden Seiten noch schwärzer. Es erhob sich ein Wind, und es fing zu schneien an. Bald ächzten die Tannen oben in der Höhe, bald fuhr der Sturm in die Tiefe und heulte an den Felswänden hin. Vom Dorfe her klang Glockengeläute, aber matt und verschleiert. „Jetzt ziehen die Kinder in die Kirche und singen Weihnachtslieder," sagte der Bursche zu sich, — „jetzt kommt der Zug bald."

Es schlug ab. Der helle Ton zitterte wie ein klagender Aufschrei im Sturmwind und wurde in der Ferne aufgenommen und weiter gegeben. Jetzt hörte man das Rollen des Zugs, und oben ging die Thüre des Hauses. Schritte näherten sich. Jetzt ist er am Rande angelangt; jetzt geht er die Treppe hinunter; die erste, die zweite, die dritte Stufe; — und jetzt —

Ein gellender Aufschrei. Aber was ist das? — so schreit kein Mann! dem Burschen stand das Herz still. Ein Poltern, — ein harter Fall, — ein leiser Klageruf „Adam, das hast du gethan." Er hörte nichts mehr. Ein Rauschen und Brausen erfüllte den Raum. Zwei ungeheure Fackeln, sprühend von rotem Licht, schossen auf ihn los, und die Felswand zitterte, als ob sie ihn abschütteln wolle. Jetzt war's vorbei. Er öffnete die Augen, die er entsetzt geschlossen. Er sah, drei Schritte vor sich, die Bahnwartsfrau auf dem Posten stehen. Jetzt wandte sie sich um, und ohne ihn zu bemerken, ging sie langsam und ächzend die Treppe hinauf.

Eine gute Weile blieb er noch; dann ging er ihr nach ins Haus hinein.

Mit klopfender Brust stand er einen Augenblick, die Hand auf dem Drücker, vor der Stubenthüre. Jetzt faßte er sich ein Herz und trat hinein. Die Lampe stand brennend auf dem Tisch, neben ihr ein Strickzeug und eine Schüssel voll Wasser mit einem Tuche, wahrscheinlich zum Abwaschen der Blutflecken, die der Hase auf der weißgescheuerten Platte zurückgelassen. Die Bahnwartsfrau war nicht da. Adam ging geräuschvoll und pfeifend an das Fenster und schaute in die schwarze Nacht hinaus. Dann brach er plötzlich ab und schlich auf den Zehen an die Kammerthür und horchte. Er meinte, er hätte einen Atemzug drinnen vernehmen müssen, aber er vernahm nichts. Dann holte er den Kalender von der Wand und setzte sich auf die Bank. Er schlug auf und las, was er gerade fand, die Legende vom heiligen Christophorus. Als er am Ende der Seite war, vergaß er umzudrehen und blätterte rückwärts. Da fand er, daß die zwei letztvergangenen Wochen auf dem Monatsblatt Dezember noch nicht ausgestrichen waren. Er holte aus der Tischschublade das Tintenfaß und die Feder heraus und zog zwei dicke Kreuzstriche, und von der begonnenen Woche strich er Tag für Tag durch, auch den heutigen; erst vor dem roten Christfest machte die Feder Halt. Zwischen hinein griff er sich an den Hals. Was klopfte denn da so schrecklich von unten herauf, daß es ihn schier erwürgte? Er that Kalender, Tinte und Feder an ihren Platz und ging hinaus auf den dunkeln Flur. Vor der Küchenthür stand er lauschend; dann stieß er den Kopf an den Pfosten und rief: „Holla, da ist's finster! Da rennt man sich ja den Schädel ein!" Keine Antwort erfolgte. Da machte er die Thüre auf. Es war kein Licht in der Küche. Im offenen Herde glommen die Kohlen eines verlöschenden Feuers.

Jetzt trieb's ihn zum Hause hinaus. Ein wildes Schneegestöber raubte ihm fast den Atem. Er ging um das Haus herum die Treppe hinunter. Die von der Nacht gedrückte Schneedämmerung, die über den Boden hinfloß, die Gegenstände auflöste und ineinander mischte, verdeckte den Absturz und hätte einen anderen genötigt, vorsichtig zu tasten. Adam aber hatte von seinen frühen Diebesfahrten her ein nachtgewohntes Auge, und hier ging er mit geschlossenen Lidern in vollkommener Sicherheit. Er zählte die Stufen. Diese hier war's. Da lag der Stein. So ist sie auf ihn getreten; dann

stürzte er hinunter und sie ihm nach. Er wischte mit seinen Händen den Schnee von der Stufe und starrte auf die schwarze Erde. Dann war's ihm, als ob es wieder sausend herankomme mit feurigen Augen, als ob die Felswand sich wieder schüttle und ihn hinabschleudern wolle in die Tiefe. Sich festkrallend in den Schnee kroch er auf den Knieen die Stufen hinauf und flog ins Haus hinein, in die Stube und wieder an die Kammerthür. Es war ihm, als müsse er etwas von derjenigen hören, die allein von allen Menschen gut gegen ihn war und der er ein Leid angethan. Aber es war totenstill in der Kammer. Da stürzte er von Verzweiflung gejagt wieder zum Haus hinaus, und, wie um Hilfe zu holen, der Straße zu. Dort kommt ein Licht heran; da ist er!

Adam sprang dem Bahnwart entgegen. Neben diesem trippelte rüstig ein altes Weiblein daher, wunderbar in Kapuze und Tücher vermummt.

„Du bist's, Ad'm?" sagte der Mann mit weichem Ton, und dann setzte er erschrocken hinzu: „Was ist's? Wie geht's meiner Frau? Ist etwas passiert?"

„Nein — ich weiß nicht — sie ist in der Kammer."

Da eilte der Mann, so schnell er konnte, den Hügel hinan; das Weiblein trippelte pustend hinten nach.

Eine Weile später war es hell und lebendig geworden in allen Räumen des Häuschens. Adam stand zitternd vor dem Fenster. Er wagte nicht einzutreten, und als er seinen Namen rufen hörte, zuckte er zusammen. „Sie hat's ihm gesagt, und er wird mich totschlagen," flüsterte er und zitterte heftiger. Da that sich der Laden auf und der Bahnwart schaute heraus. „Da bist du, Ad'm?" sagte er freundlich. „Komm doch herein, der Weihnachtsbaum brennt."

„Sie hat ihm nichts gesagt," flüsterte der Junge, und die Thränen traten ihm in die Augen.

Als er in die Stube kam, sah er auf dem Tisch den Weihnachtsbaum, der in einem kleinen Christgärtchen steckte. Es sah gar traulich und weihnachtlich aus. Der Junge schaute nach der Kammer. Die Thüre stand offen, und man konnte vom Bett aus gut zum Tische her schauen.

„Sie hat's so haben wollen," sagte der Mann, der sorgenvoll auf eines der brennenden Lichter gestarrt hatte; „wir sollen doch Bescherung halten, und sie wollte den Baum vorher noch brennen sehen." Dann wandte er sich zu dem Burschen: „Sieh, Ad'm, das ist für dich. Das Liederbuch hab' ich dir mitgebracht, weil du so gern singen thust. Unter dem Tisch steht ein Napf mit Nüssen, Aepfeln und gedörrten Zwetschgen; davon darfst du dir nehmen, so oft du magst. Und der Lebkuchen gehört dein und die Bretzel. Und hier die warme Mütze hat dir meine Frau noch gestrickt; du kannst sie bis über die Ohren ziehen; und diese Strümpfe hier auch. Und sie läßt dir noch sagen, du sollst nie in deinem Leben den heutigen Tag vergessen."

Keines Wortes mächtig stand der Bursche da. Mit zitternden Händen griff er nach der Mütze und den Strümpfen, hielt sie von sich und betrachtete sie mit Augen, die durch Thränen leuchteten, geradeso wie zur selben Stunde die Augen so mancher Braut auf den Schmuck niederschauten, den der Geliebte zum heiligen Christ beschert hatte. Jetzt wandte er den Kopf der Thüre zu, aber hatte nicht das Herz hineinzuschauen. Da konnte er sich nicht mehr halten. Er stürzte zur Thüre hinaus, alles dahintenlassend, Liederbuch, Lebkuchen, Bretzel und Aepfelnapf. Und draußen hub er zu heulen an, wie er noch nie in seinem Leben geheult hatte. Droben in seinem finstern Verschlag lag er auf seinem Bette. Den Pfühl hatte er hinuntergeworfen und sich mit den Säcken zugedeckt. Die Mütze hatte er sich über die Ohren und über die Augen gezogen, in seine Strümpfe die Fäuste hineingesteckt und weinte leise vor sich hin in Reue und Wonne.

„Ad'm!" rief jetzt wieder die Stimme seines Meisters, und in demselben Augenblick that sich die Thüre auf. „Komm schnell heraus!"

Im Nu stand er draußen auf dem Speicher. Der Bahnwärter wartete, seine Dienstlaterne in der Hand, auf der halben Stiege. Er zeigte ein verstörtes Gesicht.

„Ad'm, weißt du, wo der Doktor in der Stadt wohnt?"

„Jawohl!" — Wie oft hatte er bei der Frau Doktor gebettelt! Auch hatte er dort einmal einen Ueberzieher gestohlen.

„Geh' hin und hol' ihn! Er soll kommen, so schnell er kann. Wenn er nicht sogleich kommt, ist's zu spät."

Die Stimme versagte ihm. Dann fuhr er fort: „Ich muß Schnee schaufeln. Vor dem Einschnitt ist ein böser Windfang; da jagt der Sturm allen Schnee auf die Schienen; da gibt's Arbeit die ganze Nacht durch. Drum kann ich nicht gehen. Adam, trag' mir's nicht nach von heut' mittag! Lauf, was du kannst!"

Während der Bahnwart redete, hatte sich der Bursche seiner Stiefel entledigt, die neugeschenkten Strümpfe übergestülpt und die Stiefel wieder angezogen. Jetzt war er zum Gehen fertig. „Gebt mir Eure andere Laterne, Meister," sagte er, „und schreibt mir's auf einen Zettel; wenn der Doktor nicht daheim ist . . ."

„Da, nimm die! Die löscht nicht aus, mag's stürmen, wie's will!" Dann schrieb er drunten im Zimmer auf einen Fetzen Papier ein paar Worte. Adam wickelte den Zettel in sein Taschentuch und eilte hinaus.

Mit einigen Sätzen hatte er die Landstraße erreicht und trabte, vom Sturm geschoben, des Weges dahin. Das jagende Heer der Schneeflocken erfüllte die Nacht mit einem weißlichen Dunst, in dem das Auge noch blinder war als in lauter Finsternis, und der auch die schimmernde Schneedecke dem Blick entzog, so daß man den Boden nicht sehen konnte. Aber mit wunderbarer Sicherheit sprang der Knabe die Straße dahin. Es machte ihm Freude, daß der Schnee so tief war; er hatte ja so gute warme Strümpfe an. Und es glühte ihm der Kopf in der neuen Mütze von der Anstrengung und den sich jagenden Gedanken.

„Jetzt will ich ein tüchtiger Weber werden und ihr ein Tischtuch weben so groß, wie die Altardecke am Festtag ist; und dann ein Leintuch so weiß und weich wie frischer Schnee; und dann Servietten, drei Dutzend, weit feiner noch als die waren, die ich dem Ankerwirt vom Trockenplatz stibizt habe. Und Stehlen will ich gewiß nicht mehr, außer am Sonntag, eine Fastenbretzel vom Bäckerladen. Und wenn ich einmal ein Webermeister bin und der Robert von Magdeburg kommt und will bei mir fechten, dann werd' ich zu ihm sagen: schäm' dich, du Lump, daß du's nicht weiter gebracht hast, und werd' ihm nichts geben, oder höchstens ein Paar alte Stiefel, die ich nicht mehr tragen mag, weil ich zu stolz bin."

Unter solchen Selbstgesprächen kam er im Städtchen an. Die Straßen waren menschenleer. Die Laternen flackerten im Sturm. Die Nachtglocke an dem Hause des Arztes wurde ausgiebig gezogen, und einen Augenblick später stand Adam im Hausgange vor dem Dienstmädchen.

„Ich möchte den Herrn Doktor holen. Er soll gleich kommen; es ist nötig."

„Der Herr Doktor sind nicht zu Hause. Sie sind über Feld."

„Wo ist er?"

„Der Herr Doktor sind in Fischbach, und wenn sie nach Haus gekommen sind, dann halten sie Bescherung."

Fischbach war ein Dorf, das in der Richtung lag, von welcher der Junge gekommen. Die Straße nach Fischbach bog eine halbe Stunde vor dem Städtchen von dem Seitenwege ab, in dessen Nähe der Bahnwärter wohnte.

Das Mädchen schien weitere Erörterungen für überflüssig zu halten und ging in die Küche zurück. In diesem Augenblick öffnete sich eine Thüre und ein jugendlicher Lockenkopf schaute heraus.

„Philippine, führen Sie den Mann in das Wartezimmer; ich will selber mit ihm sprechen."

„Und wer soll den Boden putzen?“ brummte Philippine. „Ich nicht. Morgen ist heiliger Christtag, und heut' abend ist unser Heiland geboren. Da rühr' ich keinen Besen an. Religion haben sie doch alle keine, die Doktorsleut'! — Hinaus auf die Treppe und den Schnee abgeklopft! So! Und jetzt die Stiefel geputzt!“

Adam trat in das durchwärmte Zimmer und hörte von der Frau des Arztes dasselbe, was er von dem Mädchen vernommen. „Ist es denn nötig, daß mein Mann heute noch kommt?“

Adam knüpfte sein Taschentuch auf und wies der jungen Frau den Zettel. Diese warf einen Blick hinein. „Ja, 's ist nötig. Du kannst hier auf meinen Mann warten und dann mit ihm hinausfahren. Ist die Frau deine Mutter?“

„Ja.“

„Du bist rasch gelaufen und glühst ganz, bei diesem Wetter! Philippine,“ rief sie zur Thür hinaus, „bringen Sie ein Glas Glühwein herein, sobald er fertig ist!“

„Auch noch!“ brummte die Magd. „Bei der Verschwendung kann nichts herauskommen! Was werden der Herr Doktor kriegen von der Fahrt heut' Nacht? Nicht einmal die Fahrkosten!“

Unterdessen hatte Adam bei sich überlegt: Vom Kreuzweg bis hierher braucht der Doktor zehn Minuten; auf dem Rückweg eine Viertelstunde, denn es geht gegen den Wind. Wenn er heimkommt, trinkt er zuerst warmen Wein, das dauert fünf Minuten. Die halbe Stunde kann ich gewinnen.

„Ich will lieber nicht warten,“ sagte er zur jungen Frau. „Ich will dem Herrn Doktor entgegengehen;“ und er zog sich die Mütze über die Ohren. „Welche Straße fährt der Herr Doktor, die alte oder die neue?“

„Ich weiß es nicht sicher,“ sagte die Frau.

„Der Herr Doktor fahren immer nur die neue Straße,“ entschied Philippine aus der Küche.

„Was für ein Fuhrwerk ist's?“

„Der Ankerwirt fährt meinen Mann.“

„O, dem seine Schlittenschellen kenne ich von weitem,“ sagte Adam und schmunzelte. Hatte er ihm doch vor einem Jahre ein paar Schellen vom Lederzeuge weggeschnitten.

„Ich weiß nicht, ob mein Mann seine Instrumente bei sich hat.“

„Der Herr Doktor haben die nötigen Instrumente bei sich,“ rief das Mädchen.

„Wenn du nicht warten willst, dann geh' in Gottes Namen. Gute Verrichtung und gute Besserung deiner Mutter! Philippine, leuchten Sie ihm die Treppe hinab!“

Beim Hinuntergehen bemerkte Adam, daß er müde geworden. Unwillkürlich mußte er die Stufen zählen. Auf der fünften blieb er stehen. „Da hab' ich den Stein hingelegt,“ sagte er zu sich und hielt sich am Geländer. Darauf wandte er sich zurück. „Fräulein, steht's mit meiner — mit meiner Mutter sehr schlimm?“ Er hatte vor des Doktors Dienstmädchen einen gewaltigen Respekt und traute ihr alle medizinische Weisheit zu.

Philippine zuckte mit der Achsel. Dann kam sie neugierig herunter. „Zeig' mir einmal deinen Zettel!“

Adam knüpfte sein Taschentuch wieder auf. Er fürchtete sich davor, das Blatt selbst zu lesen. Philippine las: „Das vierte Bahnwärterhaus gegen Mettlingen zu. Meine Frau ist in —“ Philippine stieß einen unartikulierten Ton aus, ein Mittelding von Schreckensruf und Gekicher. „O ja, das ist sehr schlimm! Gott soll mich vor so was bewahren! Lauf was du kannst!“

Das Wetter war noch greulicher geworden. Der Sturm heulte durch die Gassen, und Ziegel flogen von den Dächern. Fußhoch lag der Schnee, und immer neue Massen wurden heruntergepeitscht. Im Thorweg des letzten Hauses, einer Gastwirtschaft, zündete Adam die Laterne an, deren er bisher nicht bedurft, und dann schritt der arme Junge hinaus in die menschenleere Wildnis.

Nicht mehr rasch ging's. Kopf und Brust bohrten sich in den Sturmwind hinein und die Füße stemmten, Schritt für Schritt, tapfer nach. Das Gefühl wohliger Lebenswärme war verloren. Der Kopf glühte, aber auf dem Rücken lag es eisig, das Wams war gefroren; und die Füße wurden kalt und schwer und immer schwerer.

Er hatte nach der Weisung der Magd die neue Straße eingeschlagen; auf dem Herwege war er die alte gegangen. Da kam ihm plötzlich der Gedanke, daß der alte Weg der geschütztere sei, und daß höchstwahrscheinlich der Doktor auf jenem fahren werde. Er brach fast zusammen vor Schreck, als ihm dies mit einemmal sonnenklar wurde, und es war ihm einige Augenblicke nicht möglich, einen Schritt weiter zu thun. Da raffte er Schnee auf und preßte ihn an die glühenden Lippen und an die dumpfe Stirne, und das leise Stöhnen, das aus seiner Brust brach, war ein Gebet, wie es schreiender nie aus der Tiefe menschlicher Not an das Herz dessen geschlagen hatte, der den Einsamen sieht und sich des Elenden erbarmt.

Adams Plan war gefaßt. Die beiden Straßen liefen parallel in geringer Entfernung von einander. Zwischen ihnen war zuerst der Eisenbahndamm und dann ein Bach mit tiefem Bette. Adam hatte zugesehen, wie man im Sommer vom Wasserspiegel bis zum Beginn des Dammes eine senkrechte Mauer aufgeführt hatte. Hier hinunter zu klettern war unmöglich; auch pflegte der Bach, dessen Wasser ungleichmäßig floß, beim härtesten Froste zwischem festem Eise lange offene Strecken zu behalten. Also war die Hoffnung, das Bett überschreiten zu können, eine unsichere. Aber Adam war früher unzähligemal herüber und hinüber gesprungen. So konnte es gehen.

Er bog von der Straße ab. Der Sturm hatte nachgelassen, aber um so dichter fielen die Schneeflocken. Die Laterne, die er an der Brust trug, beleuchtete scharf einen dreieckigen Ausschnitt, dessen Grundlinie fünfzehn Schritte weit von dem Lichte, der Spitze des Dreiecks, entfernt sein mochte. Adam sah vor sich den Damm. Zuerst sank er bis an die Lenden in den Schnee. Das war der Straßengraben. Dann arbeitete er sich mit Händen und Füßen hinauf. Jetzt war er oben. Er untersuchte mit dem Fuße. Hier sind die Schienen, das erste, das zweite Geleise. Jetzt stand er am Rande. Er lauschte. Ist das nicht Schlittengeläute in der Ferne? Ja, des Ankerwirts Schlitten ist's. Adam hätte seine Schellen aus Hunderten herausgekannt. Was jetzt thun? — Hier oben bleiben? — Allerdings, man sah von der Straße aus sein Licht. Aber mußte ihn nicht der Arzt für den Bahnwärter halten, der seine Strecke abging? — Hinüberrufen? — Er versuchte seine Stimme; sie war heiser und matt. Unmöglich konnte man ihn hören. — Die Laterne hinüberwerfen? Aber konnte sie nicht an einem der Prellsteine der Straße zerschellen oder verlöschen im Schnee? Oder sollte er es wagen, sich hinunterzulassen? Unter dem grellen Schein, der von der Laterne ausging, lag das tiefe Bett des Baches in schwarzer Finsternis. Wie er auch das Licht drehte und wendete, kein Strahl drang bis hinunter auf den Wasserspiegel. Ob Eis, ob Flut, wer konnte es wissen? Nur eins blieb übrig: der Sprung.

Adam spähte hinüber. Er wußte, daß von drei zu drei Schritten ein Quaderstein am Rand der Straße emporragte zum Schutze der Fuhrwerke gegen die Gefahr des Absturzes. Aber die fallenden Flocken verhüllten das gegenüberliegende Ufer. Adam schloß die Augen, krampfte alle Kraft in sich zusammen und sprang.

Ein furchtbarer Schlag traf ihn auf das Knie, ein zweiter mitten in das Gesicht; er war auf einen der Steine geprallt. Er griff zu, aber faßte nichts als Schnee und sank hinunter in die Tiefe. Es war kein hoher Sturz und auf der weichen Hülle des gefrorenen Wasserspiegels that er sich nicht wehe. Eine fast unbezwingliche Lust, liegen zu bleiben und auszuruhen, kam über ihn. Aber er hörte das Schlittengeläute näher und näher. Er drehte die brave Laterne nach allen Seiten, aber, er sah's an den scharf abgeschnittenen Schattenrändern, ihr Schein konnte nicht hinausdringen bis auf die Straße. „Ich selbst kann nimmer hinauf, aber du sollst hinauf, dann will ich schlafen!“ Er raffte sich auf. Der rechte Fuß war lahm. Er kroch den steilen Ab-

hang hinauf, sich haltend und emporziehend am Gesträuch und sich einkrallend unter den Schnee in die Erde. Seine Arme zitterten. „Noch einen Augenblick," sagte er, „dann ist's genug." Jetzt konnte er mit der Hand hinauftasten auf die Straße; er fühlte die Kante des Steins, wider den er gesprungen. Mit der Linken hielt er sich fest an einem Zweige, der von oben herunterhing, mit der Rechten griff er in die Brust und schob sein Taschentuch, in dem der Zettel stak, hinauf auf die Straße; dann nestelte er die Laterne los und schob sie daneben. Jetzt stand sie und mußte ihren Schein hell über die Straße werfen. Ein glückseliges Lächeln, von niemand als Gottes Engeln gesehen, verklärte sein blutiges Angesicht; dann glitt er lautlos in die Tiefe hinunter. — —

Da drunten ist's warm, da zieht's uns hin, riefen die Schneeflocken einander zu und stürzten in die Tiefe. Die einen fielen zwischen seine Lippen und zerschmolzen auf den Zähnen; die anderen häuften sich ums Herz. Er friert, wir wollen ihn wärmen; er will von seiner Mutter träumen, wir wollen ihn zudecken, flüsterten sie, und immer mehr Brüder und Schwestern riefen sie herbei. Bald schmolzen die Flocken auf seinen Zähnen nicht mehr, und als der Tag graute, riefen die zuletzt Gekommenen: jetzt ist's genug; wir haben's besorgt! —

Wieder kam des Ankerwirtes Schlittengeläute die Straße her. Man hielt oben an.

„Da ist die Laterne gestanden. Wer sie nur hingestellt haben mag?"

„Das hat das Christkind gethan," erwiderte des Ankerwirts alter Knecht.

„Ja, ein Engel muß es sein," sagte der Arzt, „denn wäre ich eine Viertelstunde später gekommen, so wären Mutter und Kind verloren gewesen. — Wo nur der Junge geblieben sein mag?"

Er stieg aus dem Schlitten und besichtigte die Stelle. Er schaute auch in die Tiefe hinunter. Aber die Schneeflocken hatten es gut besorgt. Ein Rabe erhob sich aus dem Bette des Baches und flog mit träger Schwinge drei Schritte weit. Dann schaute er die Männer an und krächzte. In der Ferne aber läuteten die Glocken zum Christfeste.

Eine deutsche Dichterin vor hundert Jahren.

Von

Martin von Nathusius.

Vor mir steht eine kleine Kiste, ganz angefüllt mit Manuskripten. Die meisten davon haben ein Papier, das sich würdig an die Briefbogen der modernen Altertumsnarren anschließen würde, die mit ihren künstlichen Fetzen und Grobheiten beweisen zu sollen scheinen, daß ihre Besitzer die historische Richtung unseres alternden Jahrhunderts mit Haut und Haaren in sich aufgenommen haben. Die ältesten dieser Manuskripte sind aus den siebziger Jahren des vorigen Jahrhunderts, die jüngsten aus dem Jahre 1840.

Dieses Kistchen mit seinem Inhalt bildet ein Stück des litterarischen Nachlasses meines Vaters, nämlich die Vorarbeiten, Sammlungen und Fragmente zu einer Biographie seiner Großmutter, der im vorigen Jahrhundert gefeierten Dichterin Philippine Engelhard, geb. Gatterer.

Daß sie wirklich eine gefeierte Dichterin war, beweisen nicht nur die Briefe von Bürger, Georg Forster u. a., die meine Kiste enthält, nicht nur die Mitteilungen der Dichterin über ihre Beziehungen z. B. zu Boie, Lavater u. s. w., sondern es reden davon auch die Auflagen ihrer Gedichte und nicht zum mindesten die Beurteilungen, welche dieselben vor den damals in erster Linie stehenden kritischen Richterstühlen gefunden haben.

Heute freilich würde eine Dichterin wie Philippine nicht in der damaligen Weise gefeiert werden. Die Proben ihrer Lieder, die weiter unten mitgeteilt werden sollen, haben heutzutage wesentlich ein litterar-geschichtliches Interesse, und nur in diesem mache ich mich an die Aufgabe, von ihrer Verfasserin zu erzählen.

Der Zustand nun aber, in dem sich meine Manuskripte befinden, ist ein in hohem Maße bruchstückartiger. Zwar sind darunter zwei wohlgeordnete und mit Seitenzahlen versehene Päckchen mit der Inschrift: „Das Büchlein von der Dichterin Philippine Engelhard, geb. Gatterer. Ihr zum Andenken und ihren Enkeln und Urenkeln zu Liebe und Frommen, aus ihrem Leben, ihren gedruckten und ungedruckten Werken zusammengestellt von Philipp Engelhard Nathusius. 1. Bändchen (mit ihrem Porträt als Mädchen); 2. Bändchen (mit ihrem Porträt als Matrone) 1840." Allein innerhalb dieser scheinbar druckfertigen Päckchen befinden sich starke Hefte unbeschriebenen Papiers, die nichts als die Seitenzahlen enthalten, und auch außerdem weisen viele Randbemerkungen darauf hin, daß aus den weit größeren Massen von Briefen und Notizen noch manches nach des Biographen Absicht eingeschoben und hinzugesetzt werden sollte.

Warum mag das schon so weit geführte Unternehmen nicht zustande gekommen sein? — Der damals 24jährige Biograph, selbst ein Dichter, der zwei seiner Namen nach dieser namhaften Großmutter trug, stand damals noch mit beiden Füßen in der ästhetisch-humanistischen Weltanschauung des jungen Deutschlands. Der leuchtende Stern an seinem Himmel war der Altmeister Goethe. Das Christentum hatte für ihn nur ein Interesse vom Standpunkte der Volkspoesie aus. In demselben Jahre noch, in dem die Fragmente jener Biographie entstanden, machte er die Bekanntschaft, die ihm zum Anlaß für die völlige Wendung und Wandelung seines inneren Lebens wurde. Wie fremd mögen ihn später seine eigenen Betrachtungen und Beurteilungen angemutet haben!

Hieraus beantwortet sich schon zum Teil die Frage, warum jenes „Büchlein von der Dichterin u. s. w.“ unvollendet geblieben sei. Doch waltete wohl noch eine andere Schwierigkeit ob. Für die Enkel und Urenkel sollte es geschrieben werden. Aber es lebten auch noch die Söhne und Töchter und viele Zeitgenossen und Freunde. Ich finde unter den Papieren den Auszug aus einem Briefe der Bettina von Arnim, mit der unser junger Biograph in lebhaftem geistigem Verkehr stand, der mir einen weiteren Erklärungsgrund für das Unterbleiben der Vollendung und der Herausgabe abzugeben scheint. Sie schreibt: „Deine Großmutter war ein burlesker Charakter, wie

> das leicht bei solchen Naturen der Fall sein kann, in denen das Großartige Fesseln tragen muß, die der gemeine Mensch nicht bemerkt. Alles Edle und Freie in ihr war verbrämt mit einem allem Anstande zuwiderlaufenden Humor, der nicht selten Anlaß zu lächerlichen Szenen gab. Und obschon dies so ganz nach der Natur aufgefaßte Bild von ihr auch allein sie in ein Licht stellen würde, wodurch ihrem Gedächtnis Ehre widerfährt und zugleich dem Leser eine wertvolle Skizze eines Menschenlebens gegeben wird: so glaube ich doch nicht, daß Du dies Deinen Verwandten recht machen würdest. Ich kann (aber) nicht leiden, wenn etwas der Art nicht in sich eine litterarische Wichtigkeit und Wahrhaftigkeit hat. Gerade in solchen Dingen muß ein höheres Interesse Deines Geistes, ein tieferes Auffassen sich darlegen, sonst verkaufst Du Dich mit.“

Kurzum, die Manuskripte blieben seit dem Jahre 1840 in dem Zustande, in dem sie noch heute sich befinden. Wenn ich sie demselben jetzt entreiße, so thue ich es nur in dem Gedanken, daß sie einen nicht nur unterhaltenden, sondern auch wertvollen Beitrag zur Kenntnis der ästhetischen, litterarischen und Kulturzustände jenes Abschnittes liefern. Eines persönlichen Interesses bedarf es bei unseren Lesern nicht. Es wird nur in sehr geringem Umfange vorhanden sein. Urteilte doch der Biograph schon vor fast fünfzig Jahren, daß er mit dem Denkmal, das er der Dichterin setzen wollte, wesentlich nur einem Bedürfnis, das sich in ihrer ausgebreiteten Familie kund gegeben, genügen wolle, — „denn das Publikum, dessen Zuneigung sie sich in ihrer Jugendzeit erworben, war durch die rasch und scharf über den Boden hinstreifende Zeit wohl ziemlich eingeschränkt worden.“ Ich befinde mich freilich, was die Form der Mitteilung betrifft, in nicht geringer Verlegenheit. Wollte ich einfach zum Druck geben, was der zuerst berufene Biograph im Jahre 1840 aufgesetzt hat, so würde es erstlich viel zu lückenhaft ausfallen, es würden aber auch außerdem zwei ganz verschiedene Sachen mit einander vermischt werden, nämlich mit dem Interesse an der Dichterin des vorigen Jahrhunderts das andere Interesse an ihrem Biographen, der später als ein so ganz anders Gearteter vor die Oeffentlichkeit — insonderheit des Publikums unserer Monatsschrift — getreten ist, als er noch in diesen Entwürfen, sowohl bei gelegentlichen Urteilen als auch in der zu Grunde liegenden Weltanschauung, erscheint.

Indem ich daher dasjenige, was für den inneren Entwickelungsgang des „Volksblattschreibers“ bezeichnend ist, herauslasse, gebe ich nur wieder, was ich mir objektiv als Mitteilungen und Urteile über die Dichterin, ihre Zeit und ihre Freunde, zu eigen gemacht habe, und werde nur hier und da mit besonderen Abzeichen einiges von dem

einfügen, was besagt, wie in dem dichtenden Enkel, dem Freunde Bettinas, dem Bewunderer Goethes, dem unbedingten Verehrer der klassischen Litteratur, sich das Bild der Großmutter und ihrer Zeit reflektierte. Die Quellen, die er benutzte und die also auch diesen Mitteilungen zu Grunde liegen, sind hauptsächlich mündliche Mitteilungen, wenige gedruckte Notizen in „Strieders Hessischer Gelehrtengeschichte" (1783, III. Bd.), „Deutschlands Schriftstellerinnen King-Tsching" (1790) und im „Nekrolog der Deutschen", — und endlich ihre eigenen Gedichte. Briefe von ihr sind leider sehr spärlich vorhanden. Nur gerade für die früheste Jugend können wir sofort mit einigen eigenen Aufzeichnungen beginnen. Für das Aeußere sei noch bemerkt, daß ich nur bei den mitgeteilten Briefen und Briefstellen hervorragender Zeitgenossen, wie Gatterer, Forster, Bürger u. s. w. die Orthographie beibehalten habe, nicht aber bei den eigenen Mitteilungen, Gedichten u. s. w. von Philippine selbst.

I. Kindheit und Elternhaus.

Philippine schreibt an Therese Huber, geborene Heyne, am 3. Mai 1827:

„Meine gute Huber! Sie liebe Jugendfreundin fragten mich neulich, ob ich nicht Skizzen meines Lebens aufsetzen oder einen Roman schreiben wollte, in den ich sie verwebte? Mißtrauen gegen meine Schreibart, die wohl nicht das Gepräge der neueren Mode führt, und die langjährige Gewohnheit, bei Handarbeit die Feder zu versäumen — werden es wohl nie dazu kommen lassen, dacht' ich immer. Heut, am dritten Mai, wo ich leider erst zum drittenmal den Frühling sah — und o wie blüht er dieses Jahr! — dacht ich im Gehen doch an manches Ereignis meines Lebens. Viel Wunderbares ist mir just nicht begegnet — und mir fehlt der Mut, Dinge von Menschen, denen ich Ehrfurcht schuldig war, der Welt zu erzählen, oder noch Lebende über ihr Porträt staunen zu sehen, zu dem sie mit ihrem Willen nicht saßen. Freilich könnten die Skizzen ungedruckt liegen bis zu meinem Tode und dann nach neuerer Art Memoires heißen. Sehen Sie, ich hoffe sogar fast, daß wenn ich jetzt deswegen sterben möchte, ich noch nach dem Tode was gälte. Bei Lebzeiten sah's etwas elend darum aus. Als ich in einer Stadt lebend, wo aus so vielen Gegenden Studierende zusammen kamen, und zu einer Zeit, wo die deutschen Dichterinnen selten waren, meine ersten Versuche Anno 1778 herauskamen, wegen Bojens Treiben und Dietrichs Anerbietung — ja da galt ich wohl was. Der edle Lavater, als er ein wenig bei mir gewesen war, zog den Vorhang, der Sonnenbrands halber beinah ganz zu war, selbst auf und sagte: Nein, liebes Weible! wir zwei wollen uns bei hellem Tage recht ansehen und kennen lernen. — Guter einfacher Mensch! wie lieb, wie teilnehmend warst du! Er hob mein damals einziges Knäbchen vom Boden empor, nahm es auf den Schoß, küßte und segnete es. Er prophezeite, es würde fromm werden, und o — welch Mutterglück, daß es wahr ward! — Der brave Zöllner, der witzige Nikolai, der hochberühmte Johannes von Müller — der süß dichtende Salis, der mir so viel Schönes von seiner Schwester sagte, o so mancher Berühmte und Beliebte der Zeit begrüßte mich. Aber sie ist lange vorbei diese Zeit. Kein Huhn und kein Hahn kräht nach mir, wie ein altes Sprichwort sagt. Bald schwieg ich lang — bald ward das stille lyrische Spiel nicht beachtet bei den wundersamen, oft verworrenen Liedern des neueren Geschmackes — die spanische Mandoline, die vielen fremden Töne überstimmten den deutschen Sang."

„Wo Albrecht Dürer malte, von der schlimmen schönen Frau immer zu noch mehrerem Schaffen gespornt, wo Hans Sachs, der witzige Schuster, neben dem Leisten dichtete — vermutlich hatte dieser eine gute Frau, weil nichts von ihr

gesprochen ist, — wo die künstlichen Eisengüsse gemacht wurden, die den Kirchhof und den Schönbrunnen und so manch andere Stadt zieren, — wo Kaiser und ihre Gattinnen sich des Lebens freuten — und ach, die Aristokratie so herrschte, daß unzählige Galgen und Räder die Despotie der Gutsherren bezeugten — daß ein solcher einst gesagt hat, wie mein Vater oft erzählte: Auf alle Weise hab ich schon Menschen hinrichten lassen, wenn man nur jemand der Hexerei überzeugen könnte oder als Mordbrenner beträfe, daß ich auch Einen könnte verbrennen lassen; — wo die Bürger ihr Vermögen der Abgaben halber den adligen Herrschern angeben mußten, es sogar (ach oft falsch) beschwuren! dort — erblickt ich das Licht der Welt am 21. Oktober 1756."

„Was soll ich von meiner ersten Kindheit sagen? Im ersten Alter war ich so ruhig, daß meiner Mutter Vater sagte: Es ist wohl gut, daß das Kind nicht schreit — es kann aber stumm bleiben. — Gut, ich bin leider wohl zu beredt geworden. Wenn ich vergnügt bin, straf ich mich, auf einmal heimlich merkend, daß ich mich der Rede fast ganz bemächtigt habe, und schweige beschämt eine Weile. Doch reißt die angeerbte Gesprächigkeit mich leicht wieder hin. Zu meiner höchst witzigen Mutter sagte einst mein Vater: ‚Mama, ich glaube, Sie könnten vierzig Menschen auf einmal unterhalten; überhaupt schade, daß Sie nicht eine große Fürstin wurden; es konnte eine Katharina aus Ihnen werden!' — Eine Aehnlichkeit war aber nicht da. Nie gab's wohl eine keuschere Frau."

„Mein Vater, der Lehrer ihrer Brüder war, hatte sie lange still geliebt. Theolog und zu den Pietisten gehörend, die uns noch oft Lämmleinslieder schickten, war er immer mit niedergeschlagenen Augen. Leider war, als sie sich heirateten, seine — —"

Hier bricht das Manuskript unserer Dichterin leider ab und wir müssen nun versuchen, den Faden selbständig wieder aufzunehmen. Philippinens Vater, Johann Christoph Gatterer, der nachher so berühmt gewordene Geschichtsforscher, war 1727 in der Nürnbergischen Festung Lichtenau geboren, als Sohn eines armen Soldaten. Der Vater hätte für seine Ausbildung nichts thun können, allein durch die Empfehlung seiner Lehrer in Nürnberg, wo er in die Schule ging und sich durch Fleiß und gute Aufführung auszeichnete, bekam er Unterstützungen einiger vornehmer Familien und konnte zu seiner großen Freude (1747) die Universität Altdorf beziehen, um dort Theologie zu studieren. Nebenbei aber legte er sich schon damals auf die humanen, namentlich die historischen Wissenschaften, wozu ihn Neigung und Anlage in besonderer Weise hinzog.

Als nach seinem Tode die Tochter sein Bildnis einem jungen Freunde zusandte, begleitete sie es mit einigen Versen, aus denen hier die Beschreibung der Entwickelung und der Persönlichkeit des Vaters Platz finden mögen: „An Herrn Christoph Rommel, Kassel am 3. Mai 1799.

Mein junger Freund! der du die Musen liebst,
Und dich schon früh in Fleiß und Tugend übst,
Nimm hier das Bild von einem großen Mann,
Der einst dein Vorbild werden kann.
In einer Höhe, die nur scharfe Geistes-Augen
Zu schätzen, zu erspähen taugen —
Steht leer sein Platz, den er so früh erklimmt,
Er, der jetzt Platz am Quell der Weisheit nimmt,
Der lebenslang mit Hindernissen kämpfte,
Von denen keine je sein Feuer dämpfte.
Du hast so vieles, was die Hand dir beut,
Den teuren Vater voll Gelehrsamkeit,
So manches Buch, noch damals unbekannt,
Hilfsmittel, die der Selige erfand.
Mußt nicht wie er acht Stunden Lehrer sein,
Dann dich belehren tief zur Nacht hinein.
Als Jüngling schwächt er seine Nerven so,
Ward selbst als Knabe nicht des Lebens froh,
Denn ach! studieren sollt' er nicht,
Drum gab er früh schon Unterricht,
Und kaufte sparsam sich dafür
Die Bücher, Federn und Papier.
Auf jeder Schulbank rückt' er schnell zur Höh',
Nur ihm ward stets des Fleißes Prämie.
Nun hohe Vorsprach hin zum Vater trat
Und für den armen Knaben bat:
Laß dies Genie aus Zwanges-Fesseln los,
Der wird gewiß einst als Gelehrter groß!
Doch Freund, kannst du wie er auch einsam sein?
Man sah ihn eifrig sich der Dichtkunst weih'n,

Durch himmlischen Gesang sich zum Klavier erfreun,
Durch Wechsel der Natur spazierend sich zerstreun,
Doch gleich schloß ihn die Zelle wieder ein.
— — — — — — — — — — — — — —
Der große Mann, so gütig und so mild
Als hier sein denkend, liebeatmend Bild,
Was er als Mensch und Vater war, der große Geist,
Das sagt der Tochter Thräne — die sie schweigen heißt."

In Nürnberg fand der angehende Gelehrte seine Gattin, das Töchterlein des Goldschmiedes Schubarth, der er Klavierunterricht gegeben hatte, und kehrte, nachdem er 1751 Magister und 1752 Privatdozent an der Universität Altdorf geworden war, noch in demselben Jahre als Lehrer am Gymnasium in die alte Reichsstadt zurück, wo ihm als drittes Kind unsere Magdalena Philippine am 21. Oktober 1756 geboren wurde.

In Nürnberg blieb Philippine kaum drei volle Jahre. Als 62jährige Frau sah sie die Vaterstadt wieder und rief ihr zu:

Sei mir gegrüßt mit deinen blanken Türmen
Du schöne große ehrenwerte Stadt!
Die Gottes Huld in alt' und neuen Stürmen
Vor Tausenden, so wohl erhalten hat.

„Wer kennt nicht Nürnberg? — Die freie deutsche Reichsstadt, so recht mitten im Herzen unseres Vaterlandes gelegen, in der sich gute alte Sitte noch so treu erhalten hat wie das altertümliche Aussehen, wo der Gewerbefleiß mit der Poesie auf einer Bank saß und aus der Vereinigung beider die schöne, in Ernst und Laune so biedere Kunst hervorging; wo der ehrliche, deutsch-gerade Meistergesang noch fast bis auf die jüngsten Zeiten herab gedauert hat. Ihre hohen Häuser mit verzierten Giebeln, denen man die Wohnlichkeit von außen schon ansieht, mit den gemütlichen Erkern, hier und da Terrassen mit Grün dazwischen; überall Blumen vor den Fenstern, und hier und da ein Freskogemälde an der Wand. Die krummen, so interessant abwechselnden Straßen, auf denen man lauter guten und freundlichen Leuten begegnet. Die ernsten dämmernden Kirchen, die die Andacht früherer Zeit bis ins Kleinste mit tausend Zierlichkeiten ausgestattet hat; Peter Vischers erzene Bildwerke, in deren unscheinbarem Aeußeren ein hoher und wunderbar schöner Geist spricht. Und wer von alledem nichts kennt, dem ist doch wenigstens das Nürnberger Spielzeug bekannt, mit dem diese gute alte Kinder liebende Stadt ganz Deutschland alle Jahre beschenkt. — Zwischen dem allen also stand Philippines Wiege, und wer weiß, was sie da mit ihren tiefen Atemzügen des ersten Schlafes von dem Geiste alles dessen eingesogen hat, denn man sagt ja, daß das Genie im Traum bescheert wird und daß ein Kind in seinem ersten Jahre sein ganzes übriges Leben vorausträumt" (Ph. N. 1840).

Ueber die erste Entwickelung können wir wieder ein Fragment von Philippines eigener Hand benutzen.

„Von meiner Kindheit soll ich Ihnen erzählen? Sie enthielt gar nichts besonderes. Schon haben berühmte und unberühmte Personen mich gebeten, meinen Lebenslauf aufzusetzen, allein es scheint mir ganz unmöglich. Wie vieler noch Lebenden, wie vieler Gestorbenen Schwachheiten auch Fehler würden hier an den Tag kommen? Erstere von mir sehr ehrwürdigen Personen. Wie würden Frömmler und Heuchler das Geständnis von Jugendschwärmerei, von Unfleiß der Kindheit u. dergl. verhöhnen oder verdammen. Es kann und wird nie ein ganz treuer Lebenslauf von meiner Hand erscheinen, und andere wissen nur Bruchstücke, wovon viere, von denen ich weiß, daß sie erschienen, Beweise sind."

„Doch der später gefundenen Freundin, die es als Freundschaftsbeweis fordert, will ich ein wenig aus der Kindheit vorplaudern."

„Ich mochte etwa drei und einhalb Jahre alt sein, als mein Vater den Ruf als Professor der Geschichte nach Göttingen annahm. In erster Kindheit schwebte mir oft ein dichter Wald vor und ein steiler, böser Weg und mehrere Männer, die um unsere Kutsche geschäftig waren. Damals gab's nur schlechte Landstraßen

und die Eltern sprachen davon, daß an einer Stelle mehrere Männer den Wagen hätten an einer Seite unterstützen müssen, damit er nicht herabstürzte. Vielleicht war gar der Fuhrmann einen falschen Weg gefahren, aber gewiß hatte das Aussteigen, der Angstruf der Eltern, die nie gereist hatten, und die wilde Gegend den Eindruck mir gegeben. Sehr lebhaft sah ich sie vor mir so oft ich wollte — und in einer Zeit wo ich weder Landstraße noch Wald wiedergesehen hatte."

„Ich begreife nicht, wie ich als ein so außerordentlich flüchtiges Kind, das damals und später bei allem Lernen keine Ausdauer hatte, so sehr früh habe lesen lernen und wer dies Wunder verrichtet hat. Man sagte mir, mit vollen vier Jahren hab' ich gelesen. Die Masern hatte ich mit fünf oder höchstens sechstehalb Jahren. Ich erinnere mich sehr deutlich in einer Zeit, wo es später Tag wird, an den Masern krank gelegen zu haben, und die aufstehende Kindermagd gebeten zu haben, die Laden zu öffnen. Sie verweigerte es, es sei noch nicht Tag. Ich ungezogenes Ding fing, da Bitten nichts half, zu weinen an und endlich öffnete das Mädchen. Warum wollt' ich sehen können? Unter meinem Kopfkissen lag das deutsch-lateinische Wörterbüchlein. Auf der linken Seite des Blättchens waren kleine Quadraten mit Holzschnitten, die alles in der Welt vorstellten, und die Benennungsworte standen deutsch und lateinisch daneben. Da lag auch der liebe, liebe Orbis pictus. Schöne Augenpflege! mit den verweinten Augen nun in der Dämmerung die Bilderschätze aufspürend und den Rücken erkältend. Es schadete mir zum Glück nichts und es war gar die Rede nicht davon. Vermutlich hatte die Magd es nicht berichtet. Diese Lesewut wuchs mit mir um die Wette. Es war da auch eine Acerra philologica und eine Welt in einer Nuß, die mir nützten und mich erfreuten. Eigentliche Kinderschriften gab es damals noch nicht. Allein wie glücklich machten mich Gellerts Schriften und Hagedorn. An meinem siebenten Geburtstage gab sie mir mein Vater in schönes Papier gebunden. Hier hast Du Deine Lieblinge nun ganz als Eigentum, sagte der Gütige. Einige Wochenschriften und mehrere Reisebeschreibungen las ich damals auch schon." —

Sehr früh lernte das Kind auch schreiben, und ihr erster schriftstellerischer Versuch war kindlich großartig genug. Kästner, der eines Tages in Gatteres Haus kam, fand das etwa fünfjährige Ding auf einer Fußbank sitzend und mit großem Eifer über einem dicken Buche schreibend. — „Was machst du denn da, Pinchen?" — „Ich schreibe die Bibel ab." — Und da hatte es ganz naiv wirklich mit dem ersten Kapitel Mosis angefangen.

„Das Magazin der trefflichen Madame Beaumont für Kinder, größere Mädchen und Jungfrauen, war damals in der Mode. Gerade wie die Schule, die sie beschrieb, war eine, der eine alte Wittwe aus der französischen Schweiz und zwei Töchter vorstanden. Ebenso waren kleine Kinder, größere Mädchen und Jungfrauen darin. Die älteste Tochter, obschon sehr still und fromm, liebte mich noch ganz kleines wildes Ding sehr. Wie oft steckte sie mir kleine Süßigkeiten oder Obst zu. Auf einmal kränkelte sie und legte sich endlich. Eines Abends ward ich zu ihr hinbeschieden. M. hob mich auf ihr Bett. Sie ermahnte mich, fromm und fleißig zu sein, und nahm zärtlichen Abschied."

Später wurde ihre Ausbildung vorzugsweise vom Vater geleitet. Die Familie vermehrte sich stark. Das eine der drei ältesten Kinder starb, die beiden anderen aber, Helene und Philippine, hielten sich mehr zum Vater, während die durch eine Lücke mehrerer Jahre davon getrennten jüngeren Geschwister, die im Scherz die Kinder zweiter Ehe hießen, mehr der Mutter überlassen blieben und ihr in der Häuslichkeit an die Hand gingen. Helene und Philippine halfen dem Vater später auch bei seinen litterarischen Arbeiten, sie schrieben seine Vorlesungen ab, malten die Karten aus, die er herausgab, halfen ihm genealogische Tafeln machen, ja die eine lernte sogar in Wachs

bossieren und die andere in Kupfer stechen. Mit weiblichen Handarbeiten gab sie sich damals wenig ab, und wenn sie in die Küche kam, so pflegte ihre Mutter wohl zu sagen: Was willst du hier, Philippine, hier gehörst du gar nicht her.

Doch obgleich sie ihre Bildung vom Vater erhielt, hatte sie die Natur weit mehr von der Mutter. Diese, eine Reichsstädterin von guten alten Sitten, war, wie wir schon vorhin gehört, gar redselig und lebenslustig und voll Witz und alter Kraftsprüche. Es ist schade, daß solche Sprichwörter immer mehr abkommen. Es liegt in ihnen eine ganze Lebensweisheit auf die einfachste und eindringendste Weise, und sie stellen sich immer gerade da ein, wo man ihrer bedarf, warnen, ermutigen oder trösten. Sie pflanzen sich von Geschlecht zu Geschlecht fort, und so hatte auch Philippine davon manche überkommen und sie nachher wieder in den Mund ihrer Kinder überliefert. Dabei war die Mutter immer beweglich, rüstig als Hausfrau, aber ebenso vergnügt in Gesellschaft, putzte sich gern und ließ sich täglich frisieren — kurz, sie war das genialere Element im Haushalt, ja sie machte sogar Gelegenheitsgedichte. Was also Philippine empfangen hatte, war im eigentlichsten Sinne Mutterwitz.

Was sie dagegen vom Vater in den oben mitgeteilten Versen über seine feurige Poesie erwähnt, scheint auf kindlicher Einbildung zu beruhen, wenigstens ist nie jemandem anders etwas davon zu Ohren gekommen. Er war vielmehr mit Leib und Seele ein Gelehrter, ein großer festgebauter Mann, von geradem, ruhig freundlichem Wesen, seltener Bescheidenheit, und allem Gewaltsamen abgeneigt. Eine Eigenheit, die mit seinem unverblümten Wesen in der Wissenschaft nicht übel zusammenstimmt, war, daß er keine Blume riechen konnte und davon unwohl zu werden meinte. Seiner ganzen pedantischen Art gemäß führte er eine einfache und äußerst mäßige Lebensweise und lebte fast einsiedlerisch allein seinen angestrengten Studien. Nur täglich von 11—12 Uhr ging er auf dem Wall spazieren, wo man sich denn mit anderen Professoren traf, und abends setzte er sich zu seiner Frau und ließ sich erzählen, was sie Neues gesehen und erlebt hatte. Wenn er den Tag über die Menschheit in ihren entfernten und großen Massen und Bewegungen studiert hatte, schien es, als ob er sie nun auch im Kleinen und in der täglichen Nähe betrachten wollte, und als ob die Vergleiche daraus ihm seine großen Studien wieder interessanter machten. Selbst mochte er seine Zeit nicht dazu verwenden und so hielt er seine Frau dazu an: Mamachen, gehen Sie denn heute nicht aus? — In demselben Interesse las er die Zeitungen, aber erst am Ende jedes Jahres, gleich im Zusammenhange weg. Sonst waren ihm gleichgültige Gespräche zuwider.

Dies war eben das Neue und Vortreffliche seiner Leistungen, daß er die Geschichte nicht, wie es bis dahin zumeist geschehen war, als einen abgerissenen fremden Stoff des Wissens betrachtete, sondern sie von einem humanen Standpunkt aus auffaßte und belebte. Dadurch, daß er die entferntesten Zeiten und Völker mit den Zuständen der Gegenwart stets verglich, brachte er richtige Vorstellungen hinein, dadurch, daß er bei den äußeren Begebenheiten, die überliefert werden, immer zugleich auf die Sitten und die Kultur des Volkes, das sie betrafen, Rücksicht nahm, brachte er eine Einheit in das ganze Gebäude; dadurch schied er auch die eigentlich wirkenden Ursachen von dem Zufälligen, und schrieb so — wie er selbst den Unterschied macht — nicht bloß Staatengeschichte, sondern auch Menschengeschichte. Von der Geschichte einzelner Familien, mit der er angefangen, ging er auf die Geschichte einzelner Epochen und Völker über und erweiterte zuletzt seinen Blick über die ganze Menschheit. Von Gatterer datiert eigentlich erst dasjenige, was man Universalgeschichte nennt, und indem er diese zugleich ihrer höchsten Aufgabe zuführte, ein Bild der Menschheit zu entwerfen, wodurch sie nicht nur praktisch belehrend wird, sondern auch unmittelbar an das Ganze des Wissens und die höchsten und tiefsten Fragen des Menschengeistes anknüpft, — hat er, unbewußt, das Fundament für die Geschichte als Wissenschaft gelegt. Die Tochter berichtete später mit Stolz, daß der Vater „sogar Herders hohe Bewunderung erregte, wie ich

mit dessen eigenen Worten las", — Herders, der ja nach einer anderen Seite hin dieser selben Aufgabe in so genialer Weise diente.

Von dem Blick ins Große führte ihn aber die Liebe zur Wissenschaft immer wieder gern auch in alles Einzelne zurück, und mit Fleiß und Emsigkeit konnte er sich in das Kleinste vertiefen. So lag er mit Eifer den historischen Hilfswissenschaften ob, der Genealogie, Heraldik, Diplomatik, Numismatik, Chronologie, Statistik und Geographie und legte in ihnen allen einen festen Grund. Von der Geographie kam er sogar auf die Metereologie, zu der er lange und genaue Beobachtungen über die Witterung anstellen, welche er in einem „Kommentar über das metereologische Fundamentaljahr" zusammentrug. Seine Pünktlichkeit in diesen Beobachtungen ging bis aufs äußerste. Ein Fenster der Gattererschen Wohnung war eigens mit den Apparaten dazu eingerichtet, denen niemand zu nahe kommen durfte, und nach der Minute schrieb er täglich auf. Mitten im Hofe hatte er einen blechernen Regenmesser; oft wenn die Professorenfrauen Wäsche halten wollten, schickten sie zu Gatterers Frau: sie möchte doch den Herrn Hofrat fragen, was es für Wetter gäbe, — worüber er sich aber, zumal wenn er nicht heiterer Laune war, sehr ärgern konnte.

In Schlichtegrolls „Nekrolog der Deutschen" (von 1799) heißt es von ihm nach einer lobenden Charakteristik seiner wissenschaftlichen Tugenden: „Selbst seine Bedächtlichkeit, die auf den ersten Blick als Phlegma erscheinen konnte, und die Abwesenheit einer lebhaften Phantasie waren der Art von Geschichtsforschung, durch die er sich auszeichnete, sehr vorteilhaft." — Aber eben seine Bedächtigkeit und der Trieb nach Vervollständigung seines Wissens hat ihn wenige seiner Werke ganz vollenden lassen. Die Menge des Stoffes übernahm ihn und noch unaufgeklärt gebliebene Punkte zogen ihn immer wieder an und führten ihn zurück.

Zur Vervollständigung des Bildes dieses Gelehrten gehört noch die Erwähnung, daß er auch im Wirken wie in Werken seinen Eifer bethätigte. Er stiftete das historische Institut in Göttingen (1764), und war eines der thätigsten Mitglieder der dortigen Sozietät der Wissenschaften. Das Wohl und der Ruhm der Universität ging ihm höher als sein eigener. In allem aber wirkte er als eine lautere Seele ohne kleinliche Rücksichten der Eifersucht oder der persönlichen Abneigung. Nur sein mündlicher Vortrag soll, wie das nach allem übrigen wohl erklärlich, etwas einförmig und langweilig gewesen sein.

Bezeichnend ist, daß die Tochter ihn in dem oben mitgeteilten Fragment einen „Pietisten" nennen konnte. Doch scheinen diese Beziehungen seiner Jugendzeit nicht angedauert zu haben. Wenn auch eine entschiedene Gottesfurcht und einfache Frömmigkeit sich in seinen Werken zeigt, so hat der Charakter derselben nirgends etwas von dem, was man Pietismus nennen könnte, — zu welchem sich die Tochter, wie die gleichfalls mitgeteilte Aeußerung über die „Lämmleinlieder" zeigt, schon im entschiedenen Gegensatz wußte. Es war ja gerade diese Zeit, der Anfang der zweiten Hälfte des Jahrhunderts, wo unter der Gönnerschaft des Philosophen von Sanssouci die Aufklärung ihren Einzug in die gebildeten deutschen Kreise hielt und wo in vielen Biographien sich die Erscheinung zeigt, daß die vereinzelten Wurzelfasern, welche die angeerbte biblische Frömmigkeit naturgemäß noch ausstreckte, in dem Boden, auf den sie angewiesen waren, in Gesellschaft und Kirche, keine Nahrung fanden und allmählich erstarben.

Um das Bild des Vaters gleich hier zu vollenden, teile ich noch einiges aus seinen Briefen mit, wenn dieselben auch aus den Jahren stammen, in denen Philippine schon verheiratet war. Er schickt am 15. Oktober 1782 seinen Sohn George nach Kassel in das Haus des Schwiegersohnes, von wo aus er das Lyzeum besuchen soll. Nach einigen äußeren Mitteilungen und Bitten heißt es:

„Ich bin sehr begierig, zu erfahren, ob — und wie sich George in den Claß-Zwang finden werde. Vielleicht thut die Aemulation bey ihm mehr, als ich von ihm hoffe. Solte er aber sich verdrüßlich, oder mürrisch, oder niedergeschlagen zeigen; so belieben

Sie mir ja ungesäumt davon Nachricht zu geben, um darüber urtheilen zu können. Seinen guten, freydenkenden und zu Erfindungen und Entwürfen von aller Art aufgelegten Kopf möchte ich nicht gern in Gefahr setzen. Seine Anlage ist, daß er entweder was rechtes, oder gar nichts werden kan. Etwas Eigensinn muß er behalten, denn darin besteht die Originalität. Er läßt sich an einer seidenen Schnur lenken; aber Stricke und Fesseln zerreißt oder vernichtet er. — Im Fall die Claßeinrichtung nicht für ihn seyn solte, so dürfte man vielleicht dort, wie an anderen Orten, im Lyceum Privatisten aufnehmen, die nicht an jede Stunde und Lection 2c. gebunden sind. Ich wolte gern etwas mehr geben. Geht dieß nicht an, so riethe ich einen Versuch mit etlichen besonderen Hauslehrern (zu denen er allenfalls selbst gehen könnte) oder die C.sche Anstalt an. Solte aber auch dieß nicht möglich, oder für Sie zu beschwerlich und für mich zu kostbar seyn: so müßte ich ihn sogleich wieder nach Haus nehmen. Indeß hätte er doch Gelegenheit gehabt, das schöne Cassel zu sehen, und die Welt außer des Vaters Hause kennen zu lernen. — Wöchentlich wollte ich bitten, ihm 1, 2 oder 3 Albus nach Beschaffenheit seines Fleißes und seiner Aufführung, und in gewissen Fällen auch gar nichts, zum Sackgelde zu geben. Alles übrige überlasse ich Ihrer gütigen Vorsorge und weiser Veranstaltung." —

Und vollständig möge hier ein Brief vom 17. Januar 1784 Platz finden:

„Mein Lieber Theurer Herr Schwiegersohn,
Liebe Philippine!

Ihre kindlichen Glückwünsche zum Jahreswechsel erwiedere ich durch herzliche Gegenwünsche. Beständige Gesundheit in einer langen Reihe vergnügter Lebensjahre und gutes Auskommen sind fast die einzigen Dinge, die man Ihnen wünschen kann: alles übrige, Hausvergnügen, Kinderfreude, wechselsweise Zärtlichkeit, Zufriedenheit mit dem was man hat u. dgl. hängt mehr von Ihnen selbst, als von fremden Wünschen ab."

„Uebrigens, weil doch solche periodische Wünsche, als Neujahrswünsche sind, mehr von der Mode, als vom freyen Willen abhangen; so wollen wir mit einander fürs künftige uns dahin verabreden, daß wir einander bis zum Ende des laufenden Jahrhunderts nicht öfter, als etwa einmal oder höchstens zweymal, uns zum Neujahr gratuliren. Sobald man aber 1800 schreibt, ja alsdann wollen wir keinen Jahreswechsel vorbeylassen, um uns bogenlange Glückwünsche zuzuschicken. Sie werden lachen, daß ich so ganz leichtsinnig weg an 1800 denke. Aber einem Historiker muß man es nicht übel nehmen, daß er so geschwind über Jahrzehnde wegsieht, da es ihm zur Gewohnheit geworden ist, immer Feder und Mund von Jahrhunderten und Jahrtausenden voll zu haben."

„So eben lese ich im . . . Gelehrten Teutschland folgenden Artikel: Engelhard, Philippine, Frau des Hessen-Casselschen Kriegsrats Engelhard 2c. Ich will diesen kleinen litterarischen Fehler, als Zusatz zu meinem Neujahrswunsch ansehen, und so ihn zum besten deuten."

„Bergen kann ich nicht, daß ich einmal Sie mit Ihren 2 lieben Kindern wieder hier in Göttingen zu umarmen wünsche. Es geht das Gerücht in unserem Hause, daß mein Lieber Herr Schwiegersohn auf den Frühling den Brunnen bey uns trinken wolle. Machen Sie ja dieses Gerücht wahr. Bis dahin, da wir uns mündlich alles Gute wünschen wollen, leben Sie sämtlich wohl, und bleiben geneigt

Ihrem
treuen Vater
Gatterer."

Meine Frau und Kinder grüßen
Sie hertzlich.

Dies also war der Vater, unter dessen auf selbständige Entwickelung der Originalität, wie wir sahen, so bedachten Erziehung und unter dessen Einfluß sich die junge, in Genialität und lebendigem Wesen der Mutter gleichende Philippine entwickelte.

In das Leben mit und bei ihm mögen uns die Verse einführen, die sie ihm als Dank für seine „neu ausgearbeitete Weltgeschichte“ zusandte, — am 14. Juli 1785.

Noch füllt jenes Feuer mein Gemüte,
Das als kleines Mädchen mich durchglühte,
Wenn fast jeden Tag ich listiglich
Mit dem Strickzeug von der Schwester schlich,
Und in deinen lieben Bücherstuben
Blindlings welche fand — die Mädchen so als Buben
Man just nicht gibt — las ich doch jedes Fach;
Klug und groß zu sein war meine Neugier wach.
Da fand ich Bücher, glühender Liebe voll,
Die solch ein Gelbschnabel nicht lesen soll;
Und Weisheit der Aerzte, die viel mir entdeckte,
Was Vorurteil oft nur den Kindern versteckte.
An zwei sich nahen Bücherbrettern
Wagt' ich oft Katzen gleich hinaufzuklettern,
Und blieb aus List oft mit den Büchern oben,
Die bei dem kleinsten Geräusch in ihre Fächer stoben.
Doch auch bei Büchern, die du mir empfohlen,
Und die ich also nicht verstohlen
Nur las, geschah mir's wohl, daß ich mich so vergaß
Und zwischen Erd und Himmel schwebend las.
Erschrocken trafst du, lieber sanfter Mann,
Mich mehr als einmal in der Stellung an.
Dann gab es zwar gebührenden Verweis,
Doch machtest du mir die Hölle nie zu heiß;
Und schlossest vom närrischen Mägdlein wohl fein:
Es sammelt vielleicht wie die Biene ein.
Wohl trug ich in Herzeleid und Ruh
Bald Honig der Poesie mir zu.
O gäb' er dem Vater jetzt Lindrung und Kraft,
Der lange mir Bildung und Nahrung verschafft.
Der heiße Lesetrieb ist wahrlich immer noch
Die Quelle mir der höchsten Lust; und doch —
Doch lernt ich bald ihn zu bezähmen,
Er darf kein Stündchen den Geschäften nehmen.
Schon lang fand kaum ein Wochenblatt
Auf meinem Arbeitstische statt u. s. w.

Sie freut sich nun der übersandten Weltgeschichte, für die sie gerade die schönste Zeit habe. Aber den Eifer des Lesens kann man wohl nicht charakteristischer abbilden als in dem auch hier Erwähnten, daß sie sich die Zeit nicht nahm, erst herunterzusteigen, sondern ein ganzes Buch gleich oben auf der Leiter stehend durchlas.

Dies viele und mancherlei durcheinander Lesen ist ebenso wie die mannigfachen wissenschaftlichen Berührungen, in die ihr Geist durch die direkten Hilfen, die sie dem Vater leistete, eine Probe, in der sich die gesunde geistige Natur Philippines bewährte. Es war nicht eine eigentlich gelehrte Bildung, die ihr dadurch zuteil wurde — diese thut wohl unter allen Umständen der Natürlichkeit und Liebenswürdigkeit der Frau den größten Schaden. Aber ihr Geist war dazu viel zu beweglich, unbeständig und natürlich gesund. Zwar Latein konnte sie so gut, daß sie noch später ihren Söhnen die Vokabeln abfragen konnte und auch wohl bei den Exerzitien hier und da aushelfen. Und so blieben auch sehr viele wirkliche Kenntnisse aus den Büchern sitzen. Aber sie nahm nichts als totes Wissen in sich auf, oder gar um es vor der Welt zu zeigen. Sondern das lebhaft wechselnde Interesse, das sie an allem nahm, ließ sie alles Unwichtige wieder schnell und glücklich vergessen und das menschlich Wichtige machte sie sich durch eigentümliche Auffassung zu eigen und sammelte dadurch einen Schatz in Gedanken und in der Phantasie, von dem sie dreist sagen konnte, er war ihr eigen, — kein Leihhaus, wie die Gedanken der meisten vielgelernten Leute sind, sondern ein Haushalt, wo alles, Bedürfnis und Luxus, an seiner Stelle stand und flink zum Gebrauch da war.

Eine Folge freilich, die ihre Art von Bildung hatte, läßt sich nicht leugnen. Wenn auch das, was sie auf diese Weise erfuhr, die Unschuld ihrer Empfindung nicht beeinträchtigte, so gab es doch später ihrer Poesie eine gewisse verstandesmäßige Beimischung und eine Art über Herzensangelegenheiten zu reden, die der Poesie nachteilig war.

Doch neben den Anregungen des Vaters und der väterlichen Bibliothek besaß Philippine noch eine Reihe anderer Bildungsquellen und Gelegenheiten, ihrem beweglichen und bedürftigen Gemüt den Stoff zuzuführen, den es bedurfte. Ein lebendiger Zug führte sie in das Leben der Menschen. In die Werkstätten ging sie gern, sah zu wie es gemacht wurde, versuchte es wohl auch selbst und unterhielt sich auch gern mit den Leuten aus dem Volk. Und noch einen anderen nie versagenden Born, aus dem die Kinderseele immer wieder trinkt, mag sie uns selbst beschreiben.

In jenen Jahren wo noch Spiel und Freude
Die Freundschaft unter Mädchen knüpft;
Und wo im leichten Flügelkleide
Das Herz im kleinen Busen hüpft:
Da hielt ich viel auf Märchen und Geschichten.
Bald las ich sie in Büchern und Gedichten —
Bald aber sank ich tiefer auch herab
Und horcht' auf die, die Bauernwitz mir gab.
Ja, denk ich jetzt daran, so lach ich fast mich krank!
Da saß ich euch auf einer kleinen Bank
Zu Füßen einer Magd — sah nebenher in Ruh
Dem Drehen ihres Spinnrads zu —
Und hörte Märchen an von mannigfacher Art,
Die ich zum Teil bis jetzt noch aufbewahrt,
Die bald von Königstöchtern handeln,
Die Hexen in ein Tier verwandeln . . .
Und bald von Mördern, die in Felsenhöhlen wohnten,
Und niemand als die schönsten Mädchen schonten . .
Auch (was mir stets das liebste war) von Spükereien,
Ich glaubte sie nicht ganz — und doch konnt' ich mich scheuen,
Wenn drauf ein Gang im Finstern zu passieren war;
Ob ich gleich kühn: Wer wollte so was glauben! rief,
Indem der Schauer mir noch übern Rücken lief.
Es wußte bald der kleinen Mädchen Schar,
Daß ich sehr viele Märchen las und hörte;
Und wollte drum, daß ich sie drin belehrte.
Mein Züngelchen war immer gut zu Haus;
Und was im Kopf war, floh nicht leicht heraus.
War uns das Pfänderspiel und Blindekuh zuwider,
So setzten wir in einen Kreis uns nieder:
Dann fingen sie mich an zu quälen,
Ich mußte ihnen was erzählen.

Da ging es an Erzählungen! die groben
Verfeinert ich, und die, die zu erhoben
Für ihre Sphäre waren, macht' ich leichter;
Natürlich wurden sie auch seichter
Als im Original; allein was thut das! keine gähnte,
Auch hört' ich nicht, das eine je erwähnte,
Mein Märchen sei zu lang. — Die guten Seelen,
An denen ich die Gabe zu erzählen
So früh schon übte, sind jetzt nie mehr um mich her,
Sie fordern meine Märchen jetzt nicht mehr.
Teils sind sie weg, teils haben sie zu wiegen,
Und manche haben jetzt Vergnügen
Von andrer Art. Auch hatt' ich lang zum Lügen
Und zum Erzählen keinen Trieb empfunden . . .

So beginnt ihr eigenes Märchen „Kolibri und Willibald" im 1. Band ihrer Gedichte. Und wie diese lebensvollen nehmenden und gebenden Einflüsse im Kindesalter stattfanden, so wurden sie, wenn auch in anderer Weise, der heranreifenden Jungfrau nicht minder geboten. Obgleich Gatterer weniger Umgang mit der übrigen litterarischen Welt in Göttingen hielt als unter den meisten Professoren üblich war, und daher auch in dem Briefwechsel jener Zeit weniger vorkommt, als er dem Range nach, den er einnahm, verdiente, so fanden sich doch immer der Berührungspunkte manche und Philippine hörte nicht selten unbemerkt, aber mit gespannter Aufmerksamkeit Unterhaltungen über wissenschaftliche und schriftstellerische Gegenstände an.

„Ein persönliches Zusammensein und Verkehr zum Wahren, Schönen und Edlen gleich strebender Menschen ist überhaupt das wirksamste Element, aus dem sich alles Große in der Zeit entwickelt oder zu seiner vollen Kraft gelangt. Wie wenig kann im Vergleich mit einem solchen die Belehrung und Begeisterung aus Büchern, auch den vortrefflichsten bewirken, und wenn ein Buch selbst wie ein Freund oder Erzieher zu uns reden kann, so liegt doch eine nicht zu ersetzende Belebungs- und Zeugungskraft gerade in dem persönlichen Umgang" (Ph. N. 1840).

Wir schließen diesen Abschnitt mit ihrem Gedicht „An Deutschlands Mädchen", das sie aber noch als Jungfrau gesungen hat, und aus dem ihre eigene Entwickelung teils kritisiert, teils in das rechte Licht gesetzt werden kann.

Hat sie Verstand bei gutem Herzen?
Denkt manche, fragt ein Freier nicht.
Ist nur zum Küssen und zum Scherzen
Noch ganz erträglich ihr Gesicht.

Doch die's empfindet, es beseele
Sie Geist, der sich zum Denken schickt;
Das liebe Mädchen, das erwähle
Nur solches Wissen, das beglückt.

Sich mit der Grundtext-Sprache quälen
Unübersetzt Homern verstehn —
Das ziemt sich nicht für Weiberseelen!
Latein — steht eben auch nicht schön.

Lernt — habt zu Sprachen ihr Talente —
Der Franz' und Briten Sprachenklang,
Und die sanftschmelzenden Accente,
In denen einst Petrarca sang.

In tiefgelehrten Schriften lesen,
Die man für ernste Männer schrieb —
Mein Trieb ist's mind'stens nie gewesen;
Weil ich in meiner Sphäre blieb.

Doch lernt Geschichte ja ein wenig;
Sonst heißt's, wenn man von Cäsarn spricht:
War dieser nicht in Frankreich König? —
Hier gibt's jetzt leichten Unterricht.

Fühlt eine Feuer in sich glühen,
Das sich zum Dienst der Musen schickt,
So denk' ihr Geist an Melodien,
Indes die Hand näht oder strickt.

Appollens Kunst mögt ihr euch weihen;
Schön ist's, wenn unter eurer Hand
Bald Flur-, bald Blumen-Schildereien,
Bald täuschendes Gesicht entstand.

Lernt schwerverschlungne Reihen führen;
Das schafft euch angenehmen Gang —
Und süße Silbersaiten rühren
Zu einem zärtlichen Gesang. —

Doch laßt dergleichen euch nicht gnügen,
Das nur als Nebensache schmückt;
Könnt ihr in Häuslichkeit euch schmiegen,
Dann ist einst euer Mann beglückt.

Kurz! die, die nicht bloß Scherz und Lachen,
Und Eitelkeit und Kleidung liebt,
Wird ihren Gatten glücklich machen,
Und Kinder, welche Gott ihr gibt.

Sie wird bei wenig Reiz gefallen —
Ist selbst im Alter noch geschmückt.
Und froh wird der durchs Leben wallen,
Den sie durch ihre Hand beglückt.

(Fortsetzung folgt.)

Zahl und Ziffer.

Von

Abu Kis.

IV. Rechnen.

Der geduldige Leser, der bis hierher gefolgt, möge nicht fürchten, nun zu all dem Vorangegangenen noch eine Rechenstunde zu bekommen. Das wäre überflüssig; denn das Rechnen wird heutzutage auf den Schulen in einer Vollkommenheit gelehrt und getrieben, die sich wohl nicht mehr übertreffen läßt. Wie es aber zu dieser Vollkommenheit gekommen ist, das eben ist interessant zu wissen; und so müssen wir wenigstens einen kurzen Blick auf den langen Weg werfen, den die Völker hier allmählich durchmessen haben.

Geschichte des Rechnens.

Dabei ist von vornherein klar, daß die Geschichte des Rechnens aufs engste mit der Geschichte des Zahl- und Ziffersystems zusammenhängt. Einerseits nämlich sahen wir, daß das Zahlsystem das Rechnen bereits voraussetzt und ohne Rechnen überhaupt nicht zustandekommen konnte. Das System entsteht durch Verknüpfung der einfachen Zahlbegriffe; und Zahlen verknüpfen heißt eben Rechnen. Wir fanden, daß geradezu alle vier Spezies zur Verknüpfung von Einer und Grundzahl im System zur Anwendung gekommen sind: Addition z. B. in drei-und-zwanzig, vingt-trois, Subtraktion besonders im Lateinischen und Griechischen: un-de-viginti, eins von zwanzig = 19; Multiplikation: drei-hundert rc.; Division — die am seltensten vorkommt — u. a. im Dänischen: halv-tres-indstyve, das dritte zwanzig halb = 50; anderswo wird dieselbe Zahl durch „ein halb Hundert" ausgedrückt. — Die Addition, diese einfache Rechenart, findet sich wahrscheinlich schon in den Urformen der einfachen Zahlwörter angewandt und niedergelegt; erklärt man doch z. B. das indogermanische Stammwort für acht aus der Wurzel des Wortes für vier, und zwar als eine Addition „vier und vier" enthaltend.

Setzt so einerseits das Zahlsystem bereits ein Rechnen voraus, so ist anderseits das Rechnen von dem Zahlsystem und noch mehr von dem Ziffersystem auf das Empfindlichste abhängig. Wir sahen, wie der Mensch die abstrakten Zahlbegriffe mittels der Finger, mittels gewisser Instrumente, endlich mittels Schriftzeichen, die sich von der

Buchstaben-Schrift merklich abheben, möglichst konkret darzustellen strebte. Dies geschah vornehmlich, um eben die Zahlen und Ziffern möglichst operationsfähig zu machen, um ein recht brauchbares, bequemes, vollkommenes Handwerkszeug in ihnen zu haben, mit Hilfe dessen man alle nur möglichen Zahlkombinationen und Rechnungen auszuführen im stande wäre.

Fingerrechnen.

Die unterste Stufe des Rechnens ist die, bei welcher die Finger mitspielen und das ganze Geschäft verrichten müssen. Wir können solches Fingerrechnen nicht nur bei jedem Kinde beobachten, es ist auch bei ganzen Völkern des Altertums und der Gegenwart im Gebrauch. Bei Homer heißt Rechnen geradezu pempazein, d. i. „abfünfen". Wie schon dieser Name sagt, ist das Fingerrechnen ein sehr mangelhaftes und umständliches Verfahren. Man muß fünf bei fünf oder höchstens zehn bei zehn weitergehen. Für hohe Zahlen lassen die Finger im Stich. Das Dividieren ist eigentlich unmöglich, das Multiplizieren muß auf das Addieren zurückgeführt werden, indem z. B. 8×9 durch achtmaliges Zusammennehmen von neun Fingern ausgerechnet werden muß. Allerdings sind da auch einfachere, direkte Methoden erfunden worden. Die interessanteste von allen haben wohl die Wallachen — schon Adam Riese soll dieselbe empfohlen haben — eine überraschend einfache Methode zur Multiplikation zweier Einer zwischen 5 und 10. Die Finger jeder Hand erhalten vom Daumen aufsteigend die Werte 6, 7, 8, 9, 10. Hat man nun 8×9 zu multiplizieren, so streckt man den 8-Finger, d. i. den Mittelfinger der einen, und den 9-Finger, d i. den Ringfinger der anderen Hand, vor. Die nach dem Klein-Finger hin übrigen Finger beider Hände (2 und 1) multipliziert man und erhält so die Einer des Produktes $(2 . 1 = 2)$. Die Finger vom Daumen aus bis zu den ausgestreckten einschließlich (3 und 4) addiert man und bekommt damit die Zehner des Produktes, $3 + 4 = 7$. So*) ergibt sich $8 \times 9 = 72$.

Andere Rechenmittel.

Die zehn Finger sind für Rechenzwecke unzulänglich. So werden sie auch hier wiederum durch Steinchen, Marken oder dergleichen ersetzt, die man der Reihe nach vor sich legt und an denen man entlang zählt. Soll man z. B. $16 + 14$ zusammenzählen, so zählt man erst 16 ab, von da an 14 ab, und zählt endlich wie viel man im ganzen abgezählt hat. Von solchem Gebrauch rühren die griechischen und lateinischen Wörter für Rechnen her, psefizein von psefos, Steinchen, und calculare von calculus, Steinchen, woher auch das französische calculer und unser Fremdwort Kalkül stammt; diese Wörter bedeuten demnach eigentlich „mit Steinchen hantieren". Bei unzivilisierten Völkern führen die Handelsleute zum Behuf des Rechnens stets ein Säckchen mit Maiskörnern bei sich. Wir hochstehende Kulturmenschen des 19. Jahrhunderts glauben über solche niedrige Mittel längst erhaben zu sein — allerdings; und doch haben wir in der Schule alle die Rechenmaschine mit ihren 100 Kugeln auf 10 Drähten benutzt —

*) Für Freunde der Mathematik sei auch die Erklärung dieser Methode beigefügt. Nennt man die zu multiplizierenden Einer a und b, so sind die noch übrigen Finger zum Kleinfinger hin $10 - a$ und $10 - b$, die Finger aber vom Daumen an $a - 5$ und $b - 5$. Erstere wurden multipliziert: $(10 - a) . (10 - b) = 100 + ab - 10 (a + b)$; letztere addiert: $(a - 5) + (b - 5) = a + b - 10$. Die letztere Summe (mit 10 multipliziert) sollte die Zehner geben, während die erstere die Einer zu liefern hat. Demnach soll und muß $10 (a + b - 10) + [(100 + ab - 10 (a + b)]$ gleich ab sein, was auch thatsächlich der Fall: $10 (a + b) - 100 + 100 + ab - 10 (a + b) = ab$.

was ist das anders als jene Rechensteine oder -Marken in praktischer fester Anordnung. Und es sind auch bei Männern und Frauen, besonders auf dem Lande, mehr solcher primitiver Rechenmittel im Gebrauch, als wir vielleicht denken.

Aber mit Fingern und Marken allein kann man es im Rechnen nicht weit bringen, da bleibt es eine saure Arbeit. Nun versetze man sich in die Zeiten zurück, wo die Völker einfach darauf angewiesen waren, wo sie noch keine Schrift oder wenigstens noch keine Zifferschrift hatten! Was für eine Erleichterung und Erweiterung der Rechenkunst mußte die letztere bringen! Heutzutage kann selbst der schlechteste Kopfrechner im „Tafelrechnen“ immerhin weit genug kommen. So, könnte man denken, habe gewiß damals, als die Zifferschrift aufkam, jeder arme Kopf-, Finger- und Markenrechner alsbald vergnügt seine Tafel zur Hand genommen und alle seine frühere Not damit vergessen. Ja wenn man damals unsere Ziffern gehabt hätte! Aber was konnte man mit solchen Malereien und Buchstabenkünsten, solchen verzwickten Zeichen und Systemen, wie sie vor Alters im Schwange waren, machen? Wir brauchen gar nicht einmal auf die ersten Anfänge der Ziffersysteme zurückzugehen; nehmen wir Beispiele aus einer recht späten Zeit und stellen uns einmal mitfühlenden Herzens vor, **wir** hätten folgende Additionen auszuführen:

1. Lateinisches Exempel aus dem 3. Jahrhundert nach Chr.:

$$\left|\overline{\text{X}}\right|\overline{\text{CLXXX}}\ \text{DCCXIV} + \text{XLCCCIX} + \text{MMDCDXLIII}$$
$$(1\,180\,714 + 40\,309 + 2943)$$

2. Griechisches Exempel aus dem 6. Jahrhundert nach Chr.:

$$\overset{\text{ϟ}}{M} + \overset{\gamma}{M}{,}\vartheta + \overset{\alpha}{M}\,\overline{\kappa\varepsilon} + \overline{{,}\alpha\varphi} + \overline{\sigma\kappa\varepsilon} + \overline{\psi\nu} + \lambda\Theta$$
$$(900\,000 + 39\,000 + 10\,025 + 1\,500 + 225 + 750 + 39)$$

Solche Exempel sind kein Vergnügen, und man begreift, warum vor Zeiten die Fertigkeit im gemeinen Rechnen für etwas Großes galt.

Recheninstrumente.

So lange die Ziffern ihren Zweck als brauchbares Handwerkszeug, als bequemes Recheninstrument noch nicht erfüllten, mußte man auf bessere Hilfsmittel sinnen. Fast alle Kulturvölker des Altertums nahmen darum nach und nach ein Recheninstrument in Gebrauch, welches das folgende Verfahren bedingte: Sie stellten die Einer durch ebenso viele Marken, die Zehner durch Marken anderer Art, ebenso die Hunderter u. s. f. dar, und konnten jetzt mit je neun Marken für die Einheiten der verschiedenen Stufen jede beliebige Zahl darstellen und in Rechnung bringen. Sie bekamen statt des mangelhaften Ziffersystems ein Markensystem ganz guter Art. Die Operationen mittels desselben waren sehr leicht und sicher, fast mechanisch. — Der Unterschied der Marken für die verschiedenen Stufen ward begründet entweder durch ihre Farbe — etwa wie bei den Spielmarken unserer Zeit — oder durch ihre Größe und ihr Gepräge, — wie es ja auch bei den mittelalterlichen vielgebrauchten Rechenpfennigen (abbey-counters) der Fall war —, oder auch nur durch ihre Ortsverschiedenheit, indem man die Marken auf parallelen Linien anordnete, welche der Reihe nach den verschiedenen Stufen entsprachen. Man gelangte also fast zu dem Stellungsprinzip in diesem Markensystem. Man traf auch schon früh die Einrichtung, daß sich zwischen den Hauptlinien noch andere befanden, welche der auf ihr liegenden Marke den Wert von

5 Einheiten gibt; eine Methode, welche genau der damals auch in der Zifferschrift angewandten entspricht und den Vorteil bringt, daß auf eine Hauptlinie nie mehr als vier Marken zu liegen kommen — 5 werden ja sofort durch eine Marke auf der Nebenlinie ersetzt.

Diese Marken, die Träger dieses Rechensystems, wurden vereinigt auf einem Brett oder einer Tafel, oft von Marmor, mit eingeschnitzten bezw. eingemeißelten Linien. Die Griechen, von denen diese Erfindung ausging, nannten die Rechentafel abax. Die Römer, die sie als abacus von den Griechen annahmen, brachten allmählich noch eine kleine mechanische Verbesserung an: die bisher frei beweglichen Marken ersetzten sie durch Knöpfe, welche in Schlitzen eines metallenen Tisches sich verschieben lassen; an dem einen Ende des Schlitzes werden sie aufbewahrt; dadurch, daß man sie von dort nach dem anderen Ende schiebt, zieht man sie mit in die Rechnung. Die Zahl der Schlitze betrug in der Regel sechs — so reichte man bis zu einer Million, mehr schien man für den Durchschnittsgebrauch nicht zu bedürfen. Wie das Klavier oder der Schachtisch im modernen Salon steht, so fand sich der Rechentisch unter den Möbeln eines römischen Hauses; und ein Rechenbrett gehörte zum notwendigen Inventar des römischen Schülers. Hölzerne Rechenbretter finden wir dann auch in deutschen Schulen des 15. Jahrhunderts wieder, wo der Rechenunterricht mit dem „auff der Linien", d. h. eben auf dem Rechenbrette, begann, und erst später als „auff der Federn", d. h. als Zifferrechnen, sich fortsetzte.

Uebrigens hatte man im Mittelalter in Deutschland und in Europa überhaupt, noch eine andere, vollkommenere Art von Rechentafel oder abacus. Unser heutiges indisches Ziffersystem war damals bereits eingeführt, und diese Rechentafel hatte lediglich den Zweck, das Zifferrechnen mechanisch zu erleichtern. Sie bekam nämlich eine gewisse Zahl von Kolumnen, mit oder ohne Ueberschriften, um die Stufen anzuzeigen; in diese Kolumnen setzte man Marken, welche mit Zeichen für die Zahlen von 1—9, d. h. mit unseren, arabischen, Ziffern beschrieben waren. Es besteht kein Wesensunterschied zwischen solchem Rechnen auf dem Brett und dem auf dem Papier; man sparte sich durch diesen Abacus nur das Schreiben der Ziffern.

Wie weit die Völker des Ostens irgend welche Recheninstrumente besessen, ist noch nicht genügend festgestellt. In China allerdings, wo ja immer alles längst gewesen sein soll, ehe in Europa nur daran gedacht wurde, in China ward schon im 6. Jahrhundert vor Chr. ein „Rechenknecht" gebraucht, welcher sich inzwischen so bewährt hat, daß er noch heute unter dem schwungvollen Namen Suán-p'huân (von suán, rechnen, und p'huân, Wanne) bei Chinesen und Tartaren in allgemeinem Gebrauche ist. Der Swán pân besteht meist aus 10—15 in einen Rahmen eingespannten Drähten, dieselben werden insgesamt durch einen Querdraht in zwei Abteilungen zerlegt, deren kleinere 2, deren größere 5 Kugeln trägt, also je eine Kugel mehr als der römische Abacus. Im übrigen aber sind sie, wie man sieht, genau nach demselben Prinzip wie dieser eingerichtet. „Geübte chinesische Rechner," so erfahren wir, „agieren mit den vier Fingern der rechten Hand auf ihren Rechenbrettern, wie auf einem musikalischen Instrumente und greifen ganze Zahlenakkorde."

Dasselbe Instrument, nur ohne den Querstab, statt dessen mit 10 Kugeln auf jedem Stabe, ist nun auch in Rußland in jedem Kaufmannsladen unter dem unaussprechlichen Namen Stschotü zu finden. Dort lernte es Poncelet, ein Franzose in russischer Kriegsgefangenschaft, kennen, und führte es nachher unter dem Namen boullier in die französischen Elementarschulen ein. So kam es vor wenigen Jahrzehnten auch in die deutschen Schulen, diesmal unter dem nicht ganz richtigen Namen Zählmaschine. Dieselbe sieht dem chinesischen Urgroßvater, dem Rechenknechte Swán pân, nun bloß noch äußerlich ähnlich; von verschiedenen Stufen ist nicht mehr die Rede, denn jede Kugel bedeutet ja, wie der geneigte Leser sich aus frühester Jugend wohl noch

erinnert, eine Einheit der untersten Stufe d. h. 1; 100 Kugeln bedeuten hundert. Nun, unsere Mittel erlauben uns das, denn wir haben ja daneben unser herrliches Ziffersystem. —

Instrumentalrechnen.

Die verschiedenen Methoden des Rechnens auf dem Brette aufzuführen, wie sie zu den verschiedenen Zeiten bei den verschiedenen Völkern im Schwange gewesen, würde langweilig. Nur daß man sich von den unendlichen Schwierigkeiten, welche bei diesem Rechnen, im Vergleich mit unserem, besonders bei Multiplikation und Division, vielfach zu überwinden waren, einen rechten Begriff mache! Voraussetzung war für diese Operationen — wie ja auch noch heute, — daß der Rechner das „Eins und Eins“ und das „Einmal Eins“ im Kopf hatte. Dies ward daher geradeso gut wie im 19. Jahrhundert auch schon im Altertum auf den Schulen getrieben, vielleicht nur nicht so allgemein wie heute, wie ja überhaupt die Bildung nicht so allgemein war. — Solche elementare Vorkenntnisse erleichterten dann die Multiplikation kleiner Zahlen; doch lassen sie oft im Stich, wo es sich um höhere Stufen handelt. In letzterem Falle wird noch im 10. Jahrhundert nach Chr. die Multiplikation auf Addition zurückgeführt, wenigstens von Nicht-Mathematikern. Um z. B. 409 mit 15 zu multiplizieren, wird zunächst 5 mal 400 genommen, indem man rechnet: 400, 800, 1200, 1600, 2000. Dann ist 10 mal 400 = 4000, also 15 . 400 = 6000. Weiter ist 9 . 5 = 45, 9 . 10 = 90, also 9 . 15 = 135. Nun endlich addiert 6000 + 135 gibt 15 . 409 = 6135.

Folgendes griechische Exempel einer Abacus-Multiplikation ist uns aus dem 6. Jahrhundert aufbewahrt:

$\overline{\sigma\xi\varepsilon}$	265		
$\overline{\sigma\xi\varepsilon}$	× 265		
$\overset{\delta}{M}\overset{\alpha}{M}{}_{,}\beta{}_{,}\alpha$	40 000,	12 000,	1000
$\overset{\alpha}{M}{}_{,}\beta{}_{,}\gamma\chi\tau$	12 000,	3 600,	300
${}_{,}\alpha\ \tau\varkappa\varepsilon$	1 000,	300,	25
$\overset{\zeta}{M}\ \overline{\sigma\varkappa\varepsilon}$	70 225.		

Viel schlimmer noch gestaltete sich die Sache beim Dividieren. Im Jahre 944 noch mußte ein deutscher Spießbürger folgendermaßen verfahren, wenn er 6162 durch 15 dividieren wollte: Bilde die Vielfachen von 15 bis 6000, mit einigen Abkürzungen so 15, 30, 60, 90, 120, 150, 180, 210, 240, 270, 300, 600, 900, 1200, 1500, 1800, 2100, 2400, 2700, 3000, 6000, bleibt 152; dies dividiere durch 15 so: 15, 30, 60, 90, 120, 150, es bleiben 2. Und dies ist noch eine der einfacheren Methoden!

Bruchrechnung.

Das Dividieren macht auch den Kindern unseres Jahrhunderts immer am meisten Mühe. Schon das bloße Verständnis für diese Operation kommt ihnen nur schwer. Das zeigt sich am klarsten darin, daß ihnen die Bruchrechnung so schwer eingeht.

Jeder Lehrer weiß, welche lange Mühe und immer neue Geduld es kostet, die Brüche in die kleinen Köpfe hineinzubringen.

Es wiederholt sich bei den Kindern nur, was die Völker im ganzen durchgemacht. Den alten Völkern wurde das Dividieren immer schwer; die Brüche haben sie nie ganz richtig aufgefaßt und dargestellt. Als sie an die Brüche kamen, da ging ihr ganzes Zahl-, Ziffer- und Rechenwesen in die Brüche.

Von zwei verschiedenen Seiten suchte man der Schwierigkeit beizukommen. Noch heute ist das beste Mittel, um Kinder zum Verständnis der Brüche hinüberzuleiten, daß man ihnen die Brüche möglichst konkret vorstellt. Man spricht nicht von $^1/_4$ schlechthin, sondern zeigt ihnen einen Viertelsapfel und operiert damit. Derselbe Weg wurde schon im Altertume eingeschlagen. Man setzte an Stelle der abstrakten Zahleinheit eine konkrete benannte Maß- oder Münzeinheit, welche in eine (zum voraus) bestimmte Zahl kleinerer benannter Einheiten zerfiel, deren jede wiederum eine Anzahl neuer benannter Einheiten enthielt. Wie also der deutsche Lehrer an Stelle der 1 einen Apfel, an Stelle der Brüche dann die bezüglichen Aepfelschnitten setzt, so wurde im Altertum statt 1 etwa ein Groschen genommen. Der Groschen hat 12 Pfennige. Jeder Pfennig ist ein Teil des Groschens, also ein Bruch in bezug auf 1 Groschen, nämlich $^1/_{12}$. $^1/_6$ wären dann 2 Pfennig, $^1/_4 = 3$ Pf., $^1/_3 = 4$ Pf., $^5/_{12} = 5$ Pf., $^1/_2 = 6$ Pf., $^7/_{12} = 7$ Pf., $^2/_3 = 8$ Pf., $^3/_4 = 9$ Pf., $^5/_6 = 10$ Pf., $^{11}/_{12} = 11$ Pf. Statt der Brüche hat man nun benannte Zahlen. Aber es ist klar, daß man nur eine sehr beschränkte Anzahl von Brüchen auf solche Weise ausdrücken kann, da man ja die Teilung des Groschens und die Benennung der Teile nicht bis ins Unendliche fortsetzen kann. 12 Pfennig hat der Groschen; mehr Bruchteile gibt es nur in der Theorie, d. h. für solche, die überhaupt bereits mit Brüchen rechnen könnnen. In der nüchternen hilflosen Praxis bleibt nichts anderes übrig als Brüche wie $^1/_5$, $^1/_7$, $^1/_{11}$ Groschen u. s. f. immer zu reduzieren, also fortwährend kleine Fehler zu machen. Kosten 7 Kugeln 1 Groschen und ich will nur 1 Kugel, so müßte dieselbe $^1/_7$ Groschen kosten, sie kann es aber nicht, weil es eine solche Münze nicht gibt. Die Regierung hat bloß $^1/_{12} = 1$ Pfennig und $^1/_6 = 2$ Pfennig zu prägen beliebt — daran müssen wir uns halten, das Geschäft kann demnach ohne Fehler und Schaden nicht abgeschlossen werden.

So ging es mit der Bruchrechnung der Alten. Man hatte nur wenig Wörter für Bruchteile der Einheit geprägt. Die meisten Brüche mußte man reduzieren, und das ging nicht ohne Fehler, so daß fast nie bei der Bruchrechnung ein theoretisch reines Resultat gewonnen werden konnte. Aber davon abgesehen, war die Einrichtung nun nach einer Seite hin sehr vorteilhaft — nämlich für die Addition und Subtraktion der Brüche: 3 Pfennig von 5 Pfennig abzuziehen ist keine Kunst mehr, während $^3/_7$ von $^5/_{12}$ auszurechnen nicht so einfach ist. Auf der anderen Seite ist es für ein logisches Denken sehr störend, wenn man bei der Multiplikation statt $^3/_7 \cdot {}^5/_{12}$ sagen muß 3 Pfennig mal 5 Pfennig. Das ist geradezu ein logischer Fehler; denn es ist ein einfaches Gesetz, daß man nur mit einer abstrakten Zahl eine andere Zahl multiplizieren kann, niemals aber zwei benannte Zahlen untereinander! Wohl kann man zwei benannte Zahlen addieren, auf alle Fälle. Bekannt ist ja die kleine Geschichte, wie ein Lehrer seinen Schülern eben die Addition benannter Zahlen klar zu machen sucht und noch hinzufügt, man könne aber Gleiches nur zu Gleichem addieren, und daher könnten z. B. 2 Kühe und 2 Pferde zusammen nicht etwa 4 Kühe oder 4 Pferde ausmachen, sondern müßten einfach neben einander stehen bleiben. „Aber, Herr Lehrer,“ rief der kleine Sohn eines Milchhändlers, „2 Quart Milch und 2 Quart Wasser geben doch zusammen 4 Quart Milch.“ Nun, der geneigte Leser zieht vielleicht die Bezeichnung Wasser-Milch für diese 4 Quart Milch vor; aber so oder so, benannte Zahlen lassen sich addieren, doch nicht multiplizieren. Indem man für die

Brüche bei benannten Zahlen stehen bleibt, bringt man ein ganz fremdes, logisch unbrauchbares Element in das Zahl- und Rechenwesen hinein. —

Die Römer sind die Hauptvertreter dieser Bruchmethode im Altertum. Die Einheit hies as, — daher unser Ausdruck im Kartenspiel — ursprünglich eine Kupfermünze von 1 Pfund Gewicht. Dies as zerfiel in 12 unciae (woher unsere Unze), so daß $^1/_{12}$ also uncia heißt; jede Unze hat 4 sicilici, 24 scripuli u. s. f., und jede Mehrheit von Unzen hatte wieder einen besonderen Namen. Daß die römischen Feldmesser und Ingenieure trotz ihrer umfassenden technischen Aufgaben, daß das ganze römische Volk trotz seiner die ganze Welt umspannenden Machtausdehnung bei dieser ungenauen und unwissenschaftlichen Methode stehen geblieben ist, hat denn endgültig bewiesen, daß die Römer bei aller sonstigen Tüchtigkeit und hohen praktischen Anlage doch im Rechnen kaum die Stufe eines siebenjährigen Kindes erreicht haben.

Von einer anderen Seite her suchten die Griechen der Schwierigkeit der Bruchrechnung Herr zu werden. Sie hatten zwar im täglichen Leben eine der römischen ähnliche Methode. Daneben aber hatten sie noch eine andere, mehr wissenschaftliche. Die griechischen Feldmesser rechneten mit völlig abstrakten Brüchen, und sie lösten alle Brüche konsequent in Stammbrüche, d. h. in solche mit dem Zähler 1, auf, und schrieben statt $^5/_{12}$ stets $^1/_3 + ^1/_{12}$, statt $^3/_5$ ebenso $^1/_2 + ^1/_{10}$, statt $^{12}/_{13}$ also $^1/_2 + ^1/_3 + ^1/_{13}$ u. s. f. Der Vorteil dieser Zerlegung scheint darin zu liegen, daß man die letzten Glieder einer solchen aus einem gemeinen Bruch entstandenen Stammbruchreihe ohne großen Fehler vernachlässigen kann, da sie in der Regel sehr klein sind. Uebrigens stammt diese Methode schon von den Aegyptern her. Auch sie benutzen die Stammbrüche und stellen diese in der Schrift dadurch dar, daß sie die Zahl des Nenners hinschreiben und ein Pünktchen darüber machen. Damit sie nicht jeden Bruch erst selbst in die Stammbrüche zu zerlegen haben, brauchen sie Stammbruchtabellen, welche beim Rechnen vor ihnen liegen.

Die Babylonier mit ihrem Sexagesimalsystem reduzieren ihre Brüche meist auf solche mit dem Nenner 60, so daß sie statt $^2/_3$ lieber $^{40}/_{60}$ schreiben, und außerdem nun häufig den konstanten Nenner 60 weglassen können. — Die Tamulen, eins der dunkelfarbigen ostindischen Völker, drücken alle Brüche durch $^1/_2$, $^1/_4$, $^1/_{10}$, $^1/_{40}$, $^1/_{80}$, $^1/_{960}$ aus und haben für letztere besondere Zeichen und Wörter.

Das sind nur einige Proben davon, welche Schwierigkeit doch die Bruchrechnung den Völkern machte! Welch ein Umhertappen; was für eine Hilflosigkeit des beschränkten Menschengeistes gegenüber der Unendlichkeit der Zahlenwelt offenbart sich da!

Die Schwierigkeit der Bruchrechnung liegt in der doppelten Unendlichkeit der Bruchreihen. Während die Reihe der ganzen Zahlen einmal von 1 bis in die Unendlichkeit fortläuft, also einfach unendlich ist, so haben die Brüche Zähler und Nenner, von denen jeder einer unendlichen Mannigfaltigkeit ausgesetzt ist. Sind die Zahlen an sich schon abstrakt, so sind die Brüche doppelt abstrakt.

Das Streben des Menschengeistes ging nun dahin, diese doppeltabstrakte „doppeltunendliche Mannigfaltigkeit der möglichen Brüche in ein bestimmtes Schema zu zwingen", d. h. man suchte diese doppelte Abstraktheit und doppelte Unendlichkeit der Brüche auf eine einfache, wie bei der Zahlenreihe, zurückzuführen. Zu diesem Zwecke mußte man entweder Zähler oder Nenner konstant, d. h. endlich und konkret machen. Die einen nun, nämlich Aegypter und Griechen, machten den Zähler konstant, immer gleich 1, und schafften ihn so, sozusagen, ganz fort. Die anderen, die Römer, Tamulen und am besten die Babylonier machten den Nenner konstant und konkret, die ersteren auf der Basis 12, die letztgenannten auf sexagesimaler, d. h. auf derselben Grundlage, auf welcher ihr Zahlsystem aufgebaut war. Das war entschieden ein sehr glücklicher Griff; und wir sind nur die Schüler der Babylonier, wenn wir heutzutage alle Brüche in Dezimalbrüche umzusetzen suchen. Unsere Dezimalbrüche sind genau parallel den babylonischen Sexagesimalbrüchen, nur daß die letzteren, mangels des Stellungsprinzips,

nicht zu solcher Vollkommenheit ausgebildet werden konnten. Wie bei uns nun $^1/_4$, $^1/_5$ einfach 0,2; 0,25 geschrieben wird, so erscheint auch auf babylonischen Inschriften für $^1/_2$, $^1/_3$ kurz 30, 20 — das „Sechzigstel" ist als selbstverständlich weggelassen.

Beiläufig bemerkt, erkannten schon die Griechen den Vorteil dieser Sexagesimalbrüche. Durch den Astronomen Ptolemäus übernahmen sie sie geradezu von den Babyloniern; seitdem blieben sie bis zum 16. Jahrhundert in allen astronomischen und vielen mathematischen Rechnungen über das ganze Abendland hin herrschend. Sie wurden durch die Dezimalbrüche aus der Praxis verdrängt; doch haben sie bis heute in der 60-Teilung des Himmels, des Kreises und der Stunden ihre Spuren hinterlassen. —

Die Dezimalbrüche kommen zuerst im 13. Jahrhundert bei den Arabern vor. Erst in neuester Zeit fangen sie an in den gemeinen Gebrauch des Volkes überzugehen. Der Grund für diese merkwürdige Erscheinung ist darin zu suchen, daß bis vor kurzem alle Maße und Münzen, d. h. also die wirklich konkreten Einheiten, auf der Basis 12 geteilt waren, von deren großen praktischen Vorzügen oben schon einiges gesagt war. Erst seitdem alle Maße und Münzen nun dezimal geteilt sind, finden auch die Dezimalbrüche vollen und leichten Eingang. Sind sie doch nun in der Zifferschrift äußerst bequem! Sind sie doch eigentlich eine notwendige Konsequenz unseres Zahl- und Ziffersystems.

Arithmetik und Algebra.

Nach alle dem Vorangegangenen ist klar, daß das Rechnen bei den alten Völkern eine schwer zu erlernende Kunst war und daher auch bei weitem nicht so allgemein geübt werden konnte wie heute. Der gewöhnliche Mann lernte in der Schule ein wenig Einmaleins und ward mit den Elementen der Bruchrechnung bekannt; nachher im Leben war es vorzüglich im Handel, wo ihm das Gelernte zu statten kam: es kommt ein Geschäftsmann zu ihm, sie gehen zusammen ins comptoir — wörtlich übersetzt Rechenstube, computorium — wo der Rechentisch steht, und nun geht das schwere Geschäft von statten, falls der Betreffende nicht etwa die seltene Fertigkeit des Kopfrechnens besitzt. Außer dem Handel machten vor allem Zeitrechnung, Feldmessung und Astronomie das Rechnen nötig; hier wurde die Rechenkunst so recht systematisch gepflegt und weiter gebildet; von hier gehen fast alle Verbesserungen am Ziffersystem und an der Methode des Rechnens aus.

Daß das Rechnen unter solchen Umständen nicht bloß eine Kunst war, sondern auch schon früh zur Wissenschaft erhoben ward, nimmt nicht wunder. Man begann in rein theoretischem Interesse die Eigenschaften der Zahlen und ihrer Verknüpfungen zu erforschen.

Diese abstrakte Zahlenwelt hat von jeher etwas merkwürdig Anziehendes, dazu Geheimnisvolles für den Menschengeist gehabt; sie war ein rechtes Feld für ihn zum Tummeln wie geschaffen, unbeschränkt wie der Geist selbst.

Daß wir diese Wissenschaft heute nach dem griechischen Worte für Zahl, arithmos, die Arithmetik nennen, ist bezeichnend für ihre Geschichte. Als Erfinder dieser Wissenschaft bezeichnen die Griechen selbst freilich die Babylonier und Phönikier; aber, wie schon der Name Arithmetik schließen läßt, von den Griechen hauptsächlich ward diese Wissenschaft ausgebildet und gefördert, von ihnen jedenfalls ins Abendland eingeführt. Es ist wahr, die vorzugsweise Anlage der Griechen lag in der **Geometrie**, aber die Namen der Mathematiker Pythagoras, Hippokrates, Archimedes, Nikomachus, Diophantus u. a. glänzen ebenso sehr in der Arithmetik. Raumanschauung (d. i. geometrische Anlage) ohne Zahlbegriff (d. i. arithmetische Anlage) ist auch viel weniger denkbar als etwa das Umgekehrte, welches bei den Indern der Fall gewesen zu sein scheint.

Unter den orientalischen Völkern zeichneten sich in der Arithmetik außer den genannten Erfindern dieser Wissenschaft besonders noch die alten Aegypter aus. Es sind uns von denselben arithmetische Aufgaben erhalten, deren manche einem heutigen mittleren Gymnasiasten Mühe machen würde: z. B. die folgende „Vorschrift zu verteilen (d. i. „Aufgabe: wie verteilt man ....") 700 Brote unter 4 Personen, $^2/_3$ für einen, $^1/_2$ für den anderen, $^1/_3$ für den dritten, $^1/_4$ für den vierten (d. i. die Teile sollen sich verhalten wie $^2/_3$ zu $^1/_2$ zu $^1/_3$ zu $^1/_4$)." Diese Aufgabe steht in einem 1700 vor Chr. geschriebenen, durchweg arithmetischen Papyrus, der die Ueberschrift trägt: „Vorschrift zu gelangen zur Kenntnis aller dunkelen Dinge". Denn nicht nur Aufgaben werden hierin gegeben, sondern vor allem die Methoden, alle möglichen Arten von Aufgaben zu lösen.

Die Römer finden in der Geschichte der Arithmetik keine Stelle. Bei ihrem oft genug beleuchteten Mangel an Zahlanlage läßt sich denken, daß sie in der Zahlwissenschaft nichts geleistet. Sie waren froh, wenn sie die Rechenaufgaben des täglichen Lebens bewältigen konnten. Horaz erzählt es als ein von allen Mitschülern angestauntes blaues Wunder, daß ein Schüler, gefragt wieviel $^5/_{12}$ weniger $^1/_{12}$ mache, gleich mit $^1/_3$ geantwortet hatte, und daß er $^5/_{12} + ^1/_{12}$ sofort zu $^1/_2$ auszurechnen im stande gewesen sei. „Das läßt tief blicken."

Im Mittelalter geriet die Arithmetik des Altertums bald in Verfall und Vergessenheit. Nachdem der letzte Stern Boethius aufgeleuchtet und verloschen, verlischt die „Wissenschaft" — so nannte man sie schlechthin, Mathematik — immer mehr. Man trieb nur so viel als man nötig hatte, um die Oster-, Fest- und Sternberechnungen anstellen zu können. Dabei benutzte man immer, als Haupterbstück aus dem Altertum, die schlechten römischen Ziffern und Brüche; diese Ziffern haben sich damals so in Europa eingebürgert, daß sie noch heute überall weitergeführt werden, obgleich sie doch, wie wir gesehen, auf der alleruntersten Stufe des Systems stehen.

Karl der Große, der aller Wissenschaft einen neuen Aufschwung gab, suchte auch der Arithmetik wieder aufzuhelfen; er verordnete, daß in allen Klosterschulen neben der Grammatik und dem Gesange „auch der computus solle gelehrt werden", d. i. zu deutsch Rechnen, besonders Kirchenrechnung, (woher auch das französische compte, compter, abzuleiten). Diese Verordnung schlug durch. Man fing in den Klöstern wieder an, fleißig auf die berühmten Arithmetiker des Altertums zurückzugehen.

Die eigentliche Neuschöpfung aber und Neugestaltung der Zahlwissenschaft kam dem Abendlande durch die Araber.

Das sagt uns auch schon der neue Name, den die Wissenschaft nun bekam: Algebra. Al ist der arabische Artikel, und gebr kommt von jabar, s. v. a. herstellen, einrichten; al gebr bedeutet ursprünglich: das Ergänzen einer Negation, d. h. das Versetzen eines negativen Gliedes einer Gleichung auf die andere Seite. Diese Bedeutung hat sich dann eben sehr erweitert, läßt aber noch schließen, daß das Hauptverdienst der Araber auf dem Gebiete der Gleichungen lag. Im übrigen steht es mit der Algebra der Araber wie mit der Arithmetik der Griechen: beide Völker sind nicht Erfinder, sondern bloß Vermittler zwischen Orient und Occident. Wir sahen bereits in einem früheren Abschnitte, daß die Araber, diese Hirten und Eroberer, auf dem Gebiete von Zahl und Ziffer gar nichts selbst geschaffen oder besessen, sondern nur die Weisheit der Inder überkommen haben. Daß sie die letztere uns nicht bloß äußerlich übermittelt, sondern sie erst noch selbst ausgearbeitet und uns so auch innerlich vermittelt haben, darin besteht ihr eigentliches Verdienst. Seitdem mit und nach Gerbert (s. oben) die arabischen Schriften ins Lateinische übersetzt wurden, seitdem hat sich die Arithmetik oder Algebra bei uns allmählich zu der wunderbaren Höhe aufschwungen, auf der sie heute steht.

Die Weisheit der Inder.

Es war schon wiederholt Gelegenheit auf das wahrhaft großartige Rechengenie der Inder, auf die hervorragende Anlage zu Zahl und Ziffer, die sich bei diesem uns stammverwandten Volke findet, hinzuweisen. Im vorigen Jahrhundert wurde man zuerst darauf aufmerksam. In Indien wohnende Europäer erfuhren, daß die einheimischen Gelehrten viele astronomische Berechnungen anzustellen verstünden. Was sie dann sahen, war in der That erstaunlich, einzigartig. „Die indischen Astronomen vollziehen ihre Rechnung mit großer Leichtigkeit, ohne eine Ziffer zu schreiben; statt dessen bedienen sie sich kleiner Muscheln, welche sie wie Spielmarken auf einen Tisch oder den Erdboden auflegen, verschieben und wieder aufnehmen. Ihre Rechnungsregeln sind in rätselhaften Versen enthalten, welche sie auswendig wissen und leise vor sich hin murmeln, während sie ihre Muscheln legen; von Zeit zu Zeit schlagen sie dabei in einem kleinen Hefte von Zahlen Tabellen auf Palmblättern nach. Sie arbeiten mit einer Kaltblütigkeit, deren ein Europäer unfähig ist, und verrechnen sich nie; die Resultate ihrer Finsternisberechnungen sind nicht weit von der Wahrheit entfernt. Das Erstaunen, bei einem für barbarisch gehaltenen Volke solche Fertigkeit zu finden, war um so größer als man merkte, daß man es hier mit einer uralten Weisheit zu thun hatte."

Die Inder sind sich durch die Jahrtausende hindurch im wesentlichen gleich geblieben. Die „uralte Weisheit" ist bei ihnen nicht ausgestorben. Allerdings hat sie sich auch wohl kaum mehr weiter entwickelt, seit sie etwa im 7. Jahrhundert ihren Höhepunkt erreichte, seit jener glänzende Name Brahmagupta in ihrem Zenithe erschien, einer der bedeutendsten indischen Rechner, der u. a. ein „zuckerleicht zu kauendes Organon", d. i. ein Rechenbuch, schrieb. Lange vor der Aera unserer Zeitrechnung, „im grauen Altertum schon", rechneten die Inder mit geradezu ungeheuren Zahlen, noch dazu im Kopfe. Interessant sind die verschiedenen Mittel, die sie hatten, um diese großen Zahlen im Gedächtnis zu behalten. Einmal benutzten sie konkrete Gegenstände dazu, so etwa wie die jetzigen Inder die Muscheln laut obigem Bericht; dann bildeten sie sich aber vor allem noch ganz eigentümliche Arten von Zahlsystemen aus. Eins von diesen ist ein alphabetisches System: Die Zahlen von 1—25, 30, 40 .... 90 bezeichnen sie mit den Konsonanten ihres Alphabetes, und um nun diese zu klingenden Wörtern zu verbinden, zugleich aber um das 100fache, 100^2fache u. s. f. der bezeichneten Zahlen auszudrücken, benutzen sie die Vokale. Z. B. ga = 3, gi = 300, gu = 30 000, gri = 3 000 000, gô = $3 . 100^8$; so denn gukvima = 36 125, und daß dies viel leichter zu behalten als „sechs und dreißig Tausend ein Hundert zwanzig fünf", wird jedem einleuchten.

Noch praktischer ist das etwas spätere alphabetische Positionssystem, wo nur die Zahlen von 1—9 durch gewisse Konsonanten des Alphabetes bezeichnet, die letzteren nach dem Stellungsprinzip geordnet, und um Wörter zu geben, durch Vokale verbunden werden. Die Vokale können hier aber beliebig, am besten dem Wohlklange nach, gewählt werden, da sie ja weder selbst einen Zahlwert besitzen, noch dem Konsonanten einen solchen verleihen. Die Möglichkeit, ein und dieselbe Zahl nach dieser Methode auf verschiedene Weise darzustellen, ist fast unbegrenzt, und gewährt durch den Sinn der jedesmal gebildeten Worte nicht bloß eine wahre Gedächtnishilfe, sondern ermöglicht auch die Benutzbarkeit im Verse unter Einhaltung der strengsten prosodischen Regeln. Um diese Methode eben aufs Deutsche anzuwenden, so denke man sich einmal, wir hätten statt der

10 Ziffern:	1	2	3	4	5	6	7	8	9	0
die Laute:	l	n	m	r	p	k	t	s	f	h
					(b)	(g)	(d)	(sz)	(v)	

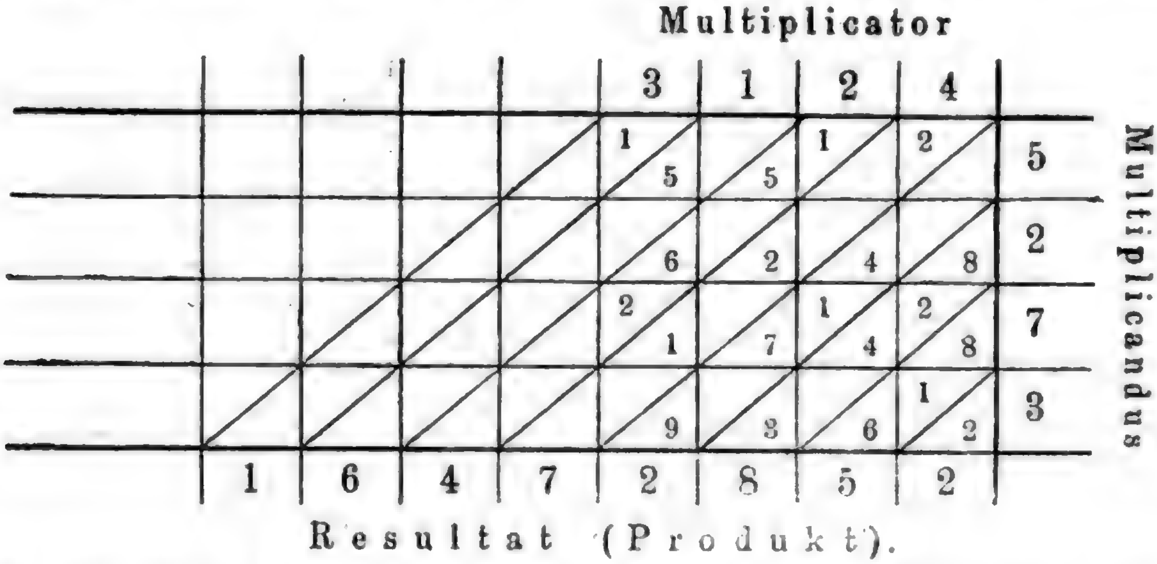
eingesetzt, wobei es erlaubt ist, eventuell die eingeklammerten Laute statt der ersten zu benutzen. Um sich dann z. B. die Zahl 6742 zu merken, würde man flugs das Wort katarine bilden, und man könnte sicher sein, daß die Zahl nun unauslöschlich dem Gedächtnisse eingeprägt ist, ja sogar auch wundervoll in den schönsten Vers paßt.

Noch geeigneter für die Poesie erscheint eine dritte, vielleicht die merkwündigste, Methode der Inder. Hier werden für die Einer, und auch für einige zweizifferige Zahlen symbolische Wörter gewählt und diese nach Stellungswert zusammengesetzt; es entstehen also jetzt Sätze, während man vorher Wörter bildete. Die Inder haben da wieder eine große Mannigfaltigkeit solcher symbolischer Wörter zur Verfügung; hier gebrauchen sie z. B. Mond, Anfang, Brahma, Schöpfer, Form u. s. f.; für 4 Veda, weil dieselbe aus 4 Teilen besteht, Ozean, weil sie nur 4 kennen, Himmelsgegend, weil sie nur 4 unterscheiden ..... 12 heißt sûrya, die Sonne mit ihren 12 Wohnungen; für 2 dient açvin, die 2 Söhne des Sûrya, für 4 eben Ozean, abdhi, so daß nun 2124 etwa lautet: abdhi sûryâçvinas.

Wie sehr sich dies Gedächtnismittel, das seiner Zeit in Indien gäng und gäbe war und auch heute noch gebraucht wird, bewährt hat, zeigt ein Blick in unsere heutigen Lehrbücher der Mnemotechnik, wo für Einprägung von Zahlen ganz dasselbe Mittel empfohlen wird, nämlich Worte oder Sätze zu bilden, in denen gewisse feststehende Buchstaben bezw. Wörter als Zahlen fungieren.

Ebenso wie für die bloßen Zahlen brauchten die Inder aber auch für ihre Rechenmethoden ein Gedächtnismittel. Darum sind alle ihre arithmetischen Werke in Versen mit den verschiedensten oft sehr kunstvollen Versmaßen geschrieben. „Alle Regeln sind in knappster Kürze in fast orakelhaften Versen gegeben, die sich ohne die Beispiele fast nicht enträtseln lassen, wohl aber, nachdem man sie verstanden, vortrefflich geeignet sind, dem Gedächtnis eingeprägt und leicht angewandt zu werden.“ Diese Verse sind es eben, welche die heutigen Inder beim Rechnen gleich Zaubersprüchen hermurmeln.

Die Methoden selbst zeichnen sich ebenfalls alle durch eine ungemeine Einfachheit und Knappheit, dabei doch durch klare Duchsichtigkeit und eiserne Konsequenz aus. Sie dürften zum Teil schlechtweg vollkommen genannt werden; wir könnten fast noch davon lernen. Als Beispiel sei ihre Multiplikationsmethode angeführt. Es soll 3124 . 5273 genommen werden. Der Inder verfährt folgendermaßen:



Es wird also ein Netz gebildet, in welchem jedoch die schräglaufenden Linien zuweilen fortgelassen werden. In jedes Quadrat kommt dann das ganze Produkt der am Ende der beiden Kolumnen stehenden Zahlen, und zwar so, daß der Zehner in die obere, der Einer in die untere Hälfte des Quadrates entfällt. Die Addition erfolgt nach den durch die Diagonalen gebildeten, schrägliegenden Kolumnen.

Diese Methode steht der unseren mindestens gleich. Vergleicht man sie aber mit den gleichzeitigen Methoden der Griechen und gar der Römer, dann wird man mit wahrer Bewunderung vor dem indischen Geiste erfüllt. — Die indischen Additions- und Subtraktionsmethoden sind den unseren durchaus gleich. Ihr Divisionsverfahren, von den Arabern al-mambû', d. i. das Ausgewischte, genannt, unterscheidet sich nur durch eine äußerliche Kleinigkeit, die eben durch diesen Namen angedeutet wird: gewisse Ziffern, die wir gar nicht erst schreiben, z. B. beim sogenannten Borgen, oder wenn beim Addieren Zehner gewonnen werden, schreiben die Inder hin und wischen sie wieder aus, oder streichen sie durch und verbessern sie — so verlangt es ihr Formalismus.

Indische Rechenlust.

Dem Genie ist eine Lust, was anderen Sterblichen nur Mühe und Last. Das Rechnen und die Beschäftigung mit der Zahl war den Römern eine saure Arbeit, den Indern ein Vergnügen. Arithmetische Aufgaben und Turnieren werden in Indien zu den gesellschaftlichen Lustbarkeiten gerechnet! Man denke! Ob sich ein europäischer Kulturphilister wohl auch so mit Zahlen speisen und tränken lassen würde? Im 7. Jahrhundert schließt eine algebraische Schrift in Indien: „Diese Aufgaben sind nur zum Vergnügen gestellt. Der Weise kann tausend andere erfinden, oder kann nach den gegebenen Regeln die Aufgaben anders lösen. Wie die Sonne durch ihren Glanz die Sterne verdunkelt, so wird der Erfahrene den Ruhm anderer verdunkeln in Versammlungen des Volkes, wenn er algebraische Aufgaben vorlegt, und noch mehr wenn er sie löst."

Aus der Jugendzeit des großen Reformators der indischen Religion, des Buddha, wird uns ausführlicher von einem arithmetischen Examen in der Volksversammlung berichtet. Als Buddha sich um ein Mädchen bewirbt, wird ihm ihre Hand nur zugesagt unter der Bedingung, daß er sich einer Prüfung in den wichtigsten Künsten unterziehe. Die Schrift, der Ringkampf, das Bogenschießen, der Spruch, die Schwimmkunst, der Wettlauf, vor allem aber die Rechenkunst bilden den Inhalt der von dem Jüngling mit glänzendem Erfolg bestandenen Prüfung. In der Arithmetik erweist er sich sogar weiser als der Weiseste, er, der nachmals sogar den Staub auf Erden und den Sand am Meere zählte. Er muß also zuerst auf Befragen einmal alle Namen der Stufenzahlen bis zu tallakshana, d. h. bis zu 1 mit 53 Nullen angeben. Das sei aber, heißt es, nur ein System; über dies hinaus liegen noch 5 oder 6 andere, deren Namen er gleichfalls anzugeben hat. Nachdem Jung-Buddha dadurch seine Gelehrsamkeit aufs glänzendste erwiesen, wird er zur Belehrung der Anwesenden noch gebeten, „die Zählung zu geben, welche vordringt zum Staub der ersten Atome, und zu sagen, wieviel erste Elementarteilchen an einander gelegt die Länge eines Yôjana erfüllen"; und nun rechnet er folgendermaßen: 7 erste Atome geben ein sehr feines Stäubchen, 7 sehr feine Stäubchen ein feines Stäubchen; 7 davon ein vom Winde aufgewirbeltes Stäubchen; 7 davon ein Stäubchen von der Fußspur des Hasen; 7 davon ein Stäubchen von der Fußspur des Widders, 7 davon ein Stäubchen von der Fußspur des Stieres, deren 7 ein Mohnsamen, 7 Mohnsamen ein Senfsamen, 7 Senfsamen ein Gerstenkorn, 7 Gerstenkörner ein Fingergelenk, deren 12 eine Spanne, 2 Spannen eine Elle, 4 Ellen einen Bogen, 1000 Bogen einen Kroça, deren 4 ein Yôjana. Letzterer also besteht aus $7^{10} . 32 . 12000$ d. i. 108 470 495 616 000 Atomen. Die Herausgeber dieses Berichtes fühlten übrigens ihre indische Phantasie von dieser 15stelligen Zahl noch nicht kräftig genug angeregt, sondern machten flugs eine 29stellige daraus.

Dies Beispiel stammt aus einer Zeit, viele Jahrhunderte vor Christo. Schon

damals also erfreuten sich die Rechenaufgaben und Zahlenrätsel, die arithmetischen Spiele und Künste einer Popularität, wie bei keinem anderen Volke bis auf den heutigen Tag. Sie wuchsen aus dem indischen Volke heraus, wie hierzulande etwa Märchen und Volkslieder; niemand kann ihren Urheber nennen oder sagen, wie sie sich verbreitet. So sind die indischen Zahlspiele und Rätselfragen auch fast unvermerkt zu uns gekommen und mancher schon hat sich an ihnen erfreut. Viele der schönsten Aufgaben in unseren Algebrabüchern stammen aus Indien. Die bekannte Berechnung der Summe der Weizenkörner, die unter steter Verdoppelung auf die Felder des Schachbrettes verteilt werden, stammt von den Indern. Und die Krone von allem, die Fundgrube von unzähligen immer neuen Problemen, das Schachspiel*) — stammt von den Indern.

Mit jener Popularität, deren sich die Zahl in Indien erfreute, mit jener Liebe und Lust des Volkes zum Rechnen hängt es auch zusammen, daß die algebraischen Aufgaben der Inder zumeist in einem bildlichen, poetischen, oft wundervoll anmutigen Gewande erscheinen. Hier einige Beispiele aus dem Aryabatta des Bhâskara, in welchem ein Kapitel über die Rechenkunst handelt. Der Verfasser hat dies Kapitel Lilâvati, „die Reizende“, genannt, und versteht es auf eine bezaubernde Weise, die glitzernden Augen der Schönen mit trockenen Rechnungsoperationen in Beziehung zu bringen.

„Schönes Mädchen mit den glitzernden Augen, sage mir, so du die richtige Methode der Umkehrung verstehst, welches ist die Zahl, die mit 3 vervielfacht, sodann um $^3/_4$ des Produktes vermehrt, durch 7 geteilt, um $^1/_3$ des Quotienten vermindert, mit sich selbst vervielfacht, um 52 vermindert, durch Ausziehung der Quadratwurzel, Addition von 8 und Division von 10 die Zahl 2 hervorbringt.“

(Auflösung: 28.) — Oder:

„Von einem Schwarm Bienen läßt $^1/_5$ sich auf einer Radam-Blüte, $^1/_3$ auf einer Silindha-Blume, nieder. Der dreifache Unterschied der beiden Zahlen flog nach den Blüten eines Kutaja; eine Biene blieb übrig, welche in der Luft hin und her schwebte, gleichzeitig angezogen durch den lieblichen Duft einer Jasmine und eines Pandamus. Sage mir, reizendes Weib, die Anzahl der Bienen.“

(Auflösung: 15.)

„Aus einem Haufen reiner Lotusblumen wurde bezw. der dritte, fünfte und der sechste Teil den Göttern Siva, Vischnu und der Sonne dargebracht, und ein Viertel der Bhavânî. Die übrigen sechs Lotus wurden dem ehrwürdigen Lehrer gegeben. Sage mir schnell die ganze Zahl der Blumen.“

(Auflösung: 120 : 40 . 24 . 20 . 30 . 6.)

„Die Quadratwurzel der Hälfte der Zahl eines Bienenschwarmes ist ausgeflogen auf einen Jasminstrauch; $^8/_9$ des ganzen Schwarmes sind zurückgeblieben: ein Weibchen fliegt um ein Männchen, welches in einer Lotusblume summt, in die es durch ihren Wohlgeruch bei Nacht gelockt ward, nun aber eingeschlossen ist. Sage mir die Zahl der Bienen.“

(Auflösung: 72 : 6 . 64 . 2.)

„Bei verliebtem Ringen brach eine Perlenschnur: $^1/_6$ der Perlen fiel zu Boden, $^1/_5$ blieb auf dem Lager liegen, $^1/_6$ rettete die Dirne, $^1/_{10}$ nahm der Buhle an sich, 11 Perlen blieben aufgereiht; sage, wieviel Perlen hat die Schnur enthalten?“

(Auflösung: 30 . 1.)

„Der 8. Teil einer Herde Affen, ins Quadrat erhoben, hüpfte in einem Heine

*) Es ist, beiläufig bemerkt, eine oft gemachte Beobachtung, daß gute Schachspieler auch gute Mathematiker sind, und umgekehrt, wenn anders sie beides in gleichem Maße getrieben haben. Die berechnende Thätigkeit, die das Schachspiel erfordert, ist eine mathematische.

herum und erfreute sich am Spiele, die übrigen 12 sah man auf einem Hügel mit einander schwatzen. Wie stark die Herde?"

(Auflösung: 16.)

Diese poetische Einkleidung erklärt sich zum Teil auch daraus, daß, wie bereits erwähnt, die arithmetischen Lehrbücher alle in ausgezeichneter, metrischer Form geschrieben sind. Das ganze Zahlengebiet ist den Indern eine Lust, ein des Dichters würdiges Feld. In Deutschland hat man es nachgeahmt, den trockenen Aufgaben solche schöne Form zu geben; „und es würde schwer sein," meint Hanckel*), „die Rechenbücher unserer alten Meister, eines Adam Riese u. a., von der Lilâvati Bhâskaras zu unterscheiden, wenn nicht in jenen ebenso viel von der Zeche im Wirtshause als hier von Lotusblumen und glitzernden Augen die Rede wäre."

„Freude und Glück wird in dieser Welt immerdar wachsen für den, der die Lilâvati in sein Inneres aufgenommen hat; geschmückt sind ihre Glieder mit schönem Verhältnis der Teile, deren Vielfältigkeit und Teilung; rein und vollendet sind ihre Lösungen und geschmackvoll durch Beispiele ist ihre Sprache." So die Inder, spricht ein Deutscher auch so von seinem Rechenbuche?

---

*) Hanckel, der treffliche, leider zu früh gestorbene Professor der Mathematik zu Tübingen, in dem Buche „Zur Geschichte der Mathematik im Altertum und im Mittelalter," Leipzig Teubner. — Außerdem seien denen, die sich noch weiter für Zahl und Ziffer interessieren, folgende Titel empfohlen:

Pott, Quinäre und vigesimale Zählmethode bei Völkern aller Erdteile, Halle, Schwetschke. — Derselbe: Sprachverschiedenheit in Europa an den Zahlwörtern nachgewiesen. Halle, Waisenhaus.

Cantor, Vorlesungen über Geschichte der Mathematik. Leipzig, Teubner.

Pihan, Exposé des signes de numération. Paris 1860.

Die Kaiserblume.

1875.

Kornblume schlicht im Aehrenfeld,
Wo du verborgen schier,
Hat dich erblickt ein hoher Held
Und Ruhm verliehen dir.

Wem jetzt dein Aug' entgegenblaut,
Von reifem Korn umwallt,
Der denkt, durch deinen Gruß erbaut,
An seine Huldgestalt.

Und weil sein Volk erfahren hat,
Daß er dir freundgewillt,
So ehrt man dich in Dorf und Stadt
Als seines Sinnes Bild.

Nun stehst du, ohne stolz' Bemüh'n,
Verklärt durch seinen Glanz,
Und mehr als je verschönt dein Blüh'n
Den vollen Erntekranz.

Kornblume schlicht im Aehrenfeld,
Wo du verborgen schier,
Hat dich erblickt ein hoher Held
Und Ruhm verliehen dir.

1888.

So sang ich einst, als ich geweiht,
Kornblume, dir mein Lied,
Das endet in Vergessenheit,
Seit uns der Teure schied.

Doch wenn nun bald voll Wunderpracht
Im Feld die Aehren steh'n,
Und uns dein Blick entgegenlacht,
Als wär' es nicht gescheh'n, —

Dann tritt Erinn'rung uns hervor
An ihn und seinen Ruhm,
Und unsichtbar erzählt ein Chor
Von seinem Heldentum.

Martin Greif.

Monatsschau.

Politik.

Der Juni 1888 wird in der deutschen Geschichte, ja in der Geschichte der Welt eine bedeutende Stelle einnehmen, um deswillen sowohl, was er beendet als was er eingeleitet hat.

Zwar ist die Regierung Kaiser Friedrichs III. zu kurz gewesen, als daß von ihr nachhaltige Wirkungen auf das Leben der Nation und ihr Verhältnis zu den Nachbarn hätten ausgehen können; gerade gegen ihr Ende jedoch begann sie einen Charakter anzunehmen, der deutlich erkennen ließ, daß es bei längerer Dauer dieses Standes der Dinge zu einer Widererstehung des „regierungsfähigen" Liberalismus, zu einem sehr ernstgemeinten Versuche gekommen sein würde, die Ideen der dreißiger und vierziger Jahre am Schlusse der achtziger Jahre zu praktischer Geltung zu bringen. Jetzt nachdem Friedrich III. nicht mehr unter den Lebenden wandelt, darf es ausgesprochen werden: er neigte in der That nach links, zu den Männern insbesondere, die den Kern der sogenannten „Sezession" gebildet haben und später der heutigen „freisinnigen" Partei beigetreten sind, ohne hier indessen eine ausschlaggebende Stellung einzunehmen. Welcher Art die Beziehungen dieser Leute zum Hofe von Charlottenburg und Friedrichskron im einzelnen gewesen sind, ist nicht genügend aufgeklärt, zum Teil eignet sich das Bekanntgewordene wohl auch nicht zur Veröffentlichung. Daß aber ein Verkehr stattgefunden hat, der auf eine gewisse Verwandtschaft der politischen Anschauungen schließen ließ, leidet, wie gesagt, keinen Zweifel. Wer zwischen den Zeilen zu lesen verstand, konnte das übrigens aus der „Freisinnigen Zeitung" entnehmen, die in den Tagen des Glanzes d. h. etwa April und Mai d. J. eine Sprache führte, als sei sie zum halbamtlichen Organ ernannt. Mit welcher Zuversichtlichkeit sprach sich Eugen Richter in diesem seinem Blatte über die Wirkung aus, welche seine Rede vom 26. Mai d. J. an entscheidender Stelle ausgeübt haben sollte. „Ein treffendes Wort zu rechter Zeit" habe Kaiser Friedrich sie genannt. Wenn dies nun auch später für erfunden erklärt worden ist, so hat der am 8. Juni erfolgte Sturz Puttkammers doch gezeigt, daß Abg. E. Richter der Sache nach nicht ganz im Unrecht gewesen sein dürfte. Jene Rede ist dazu benutzt worden, die ohnehin sehr geringe Vorliebe des Kaisers für den Minister des Innern vollends zu ertöten. Wer hierbei das ausschlaggebende Wort gesprochen hat, mag unerörtert bleiben. Dafür, daß der geschichtliche Thatbestand nicht umdunkelt werden kann und wird, ist jedenfalls gesorgt. Es ist das um so bemerkenswerter, als die Dinge, wie sie sich in der ersten Juniwoche zu-

getragen, eine über das bloß Persönliche weit hinausgehende Bedeutung haben. Was damals teils durchgesetzt, teils — und zwar in überwiegendem Maße — nur geplant worden ist, hat wie bereits angedeutet, einen vom Standpunkt der konservativen Interessen weit gefährlicheren Charakter getragen, als man ahnt. Mit Herrn v. Puttkammer wurde der Anfang gemacht, weil er zur Leitung der Wahlen berufen war, welche die erste Kraftprobe der „neuen Aera" abgeben sollten. Andere aber waren zur Nachfolge ausersehen, und niemand, der den wahren Zusammenhang der Dinge einigermaßen kennt, wird behaupten, daß dieser Ansturm vor irgendwelcher Autorität halt gemacht haben würde. Wir wissen, daß in dieser Hinsicht während einiger Tage nach dem Rücktritt des Herrn v. Puttkammer weitgehende Besorgnisse gehegt worden sind, daß es selbst an solchen nicht gefehlt hat, welche ein Ministerium Rickert nicht für ausgeschlossen hielten. Was diesen Vermutungen einen gewissen Rückhalt zu geben schien, war das Auftauchen von Persönlichkeiten, von denen man bis dahin geglaubt, daß sie mit der „Politik" fertig seien und sich zu großen Dingen nicht mehr berufen fühlten. Namentlich wurde die Anwesenheit des ehemaligen Chefs der Admiralität, Generals von Stosch, vielfach in diesem Sinne ausgelegt, ohne daß sich freilich feststellen ließe, ob dem etwas Thatsächliches zu Grunde gelegen hat, und wie viel. Die Persönlichkeit des Generals, in der sich unbezweifelte hohe Begabung mit festem Willen und dem entsprechend mit einem außerordentlich entwickelten Selbstgefühle mischen, schien sich durch seine unausgeglichene Gegnerschaft gegen den Fürsten Bismarck zu empfehlen, als dessen Nachfolger übrigens auch andere zum Teil in hohen amtlichen Stellungen befindliche Männer genannt wurden, wobei indessen nicht behauptet werden kann, daß dieselben von der ihnen zugedachten Rolle nur eine Ahnung gehabt.

In wie weit die „freisinnigen" „Macher" in Berlin sich auch für diese weiteren Ziele interessiert haben, wird sich kaum ermitteln lassen. Ihnen war es, wie gesagt, in erster Reihe um die Besetzung des Puttkammerschen Postens zu thun, von der sie annahmen, daß sie, zum mindesten, in einem ihnen nicht unmittelbar feindlichen Sinne erfolgen würde. Wir erwähnten schon, daß dies auch auf konservativer Seite zeitweilig nicht für ganz ausgeschlossen gehalten worden ist, während die Ansichten der Nationalliberalen sich in ganz andern Bahnen bewegten. Wie man uns aus guter Quelle mitgeteilt hat, soll Herr v. Bennigsen sich bis zum Todestage Kaiser Friedrichs „bereit" gehalten haben, um jeden Augenblick einer Berufung nach der Reichshauptstadt Folge leisten zu können. Hieraus erklärt sich die schlecht verhehlte Freude, mit welcher die nationalliberale Presse den Sturz Puttkammers auch ihrerseits begrüßte, vollauf. So weit zwar ging sie nicht, daß sie auf einen „Systemwechsel" gedrungen hätte. Ueberall konnte man sogar die Versicherung hören, daß ein solcher durch die Beseitigung des „einzigen Vertreters der äußersten Rechten" in keinem Falle herbeigeführt werden würde, das Gegenteil vielmehr, die innere Festigung des nunmehr ganz einheitlich gewordenen Ministerium Bismarck sei zu erwarten. Und das, obwohl die sogenannte „inspirierte" Presse aus ihren Besorgnissen kein Geheimnis machte und Gerüchte über den bevorstehenden Rücktritt der Herren von Scholz, Goßler und Friedberg bereits stark verbreitet waren, einer gewissen Begründung aller Wahrscheinlichkeit nach auch nicht entbehrten.

Diesen Wettrennen des liberalen Ehrgeizes sah die ultramontane Presse von ihrem besonderen Standpunkt höhnisch lächelnd zu. Bei dem Rücktritt Puttkammers, erklärte die „Germania", sei ihr „ein Stein vom Herzen" gefallen, und wenn sich andere Organe des Zentrums, wie z. B. die „Kölner Volkszeitung" diesem Urteile auch nicht ganz anschließen wollten, so zeigten doch auch sie, bis zu einem gewissen Grade wenigstens, eine Teilnahme an den Bestrebungen der „freisinnigen Wühler", die den in Wahrheit reichsfeindlichen Charakter der letzteren in das hellste Licht zu stellen geeignet war. An sich — das mußte die „Köln. Volkszeitung" zugeben — hatten die Ultramontanen kein erkennbares Interesse, Herrn v. Puttkammer durch jemand anderen ersetzt zu sehen.

Er mußte abgehen, damit der allgemeine Wirrwarr seinen Anfang nähme, aus dem man das „fröhliche Ende“ des Bismarckschen Regiments „im Geiste“ schon folgen sah.

Viel offener und unbefangener konnten diese Hoffnungen natürlich in der ausländischen Presse zum Ausdruck kommen. Diese mußte man um die Mitte des Juni 1888 studieren, um zu verstehen, um was es sich in Wahrheit damals für uns gehandelt hat. Was die „freisinnigen“ Organe als „Morgenrot der Freiheit“ priesen, ward von unseren lieben und getreuen Nachbarn von links und rechts als der beginnende „Verfall der deutschen Größe“ angesehen und demgemäß bejubelt.

So standen die Dinge, als am 15. Juni, vormittags, der kranke Kaiser starb, den niemand, der sein Leiden mit unbefangenen Augen angesehen, für die Vorgänge verantwortlich machen darf, die sich mit dem erlauchten Namen deckten. Daß Kaiser Friedrich liberale Neigungen besaß, haben wir gesehen. Aber auch der ganze Stolz und das Pflichtgefühl der Hohenzollern lebten in ihm: in gesunden Tagen würde er es deshalb nie soweit haben kommen lassen, als es schließlich gekommen ist. Allein schon seit dem Anfalle vom 12. April d. Js. war er nicht nur ein todkranker Mann, sondern ein Sterbender. Die Wahrheit, die in den amtlichen Krankenberichten stark verschleiert war, ist es jetzt für niemanden mehr, wie sie es für die Eingeweihten überhaupt nicht gewesen ist; und deren gab es mehr, als der äußere Anschein vermuten ließ. Die öffentlichen Blätter haben seit Beginn der Krankheit in Berlin wenigstens einesteils bewußt der Lüge gedient, andernteils eine Zurückhaltung beobachtet, die sie nicht aufgeben konnten, ohne „im gehässigsten Licht“ zu erscheinen. Es hat ja eine Zeit gegeben, wo die Mitteilung der bloßen Thatsache, daß die inneren Räume des Charlottenburger Schlosses „im englischen Geschmack“ eingerichtet würden, als „Hetze gegen die Kaiserin“ bezeichnet wurde, von keinem Geringeren natürlich als von Herrn E. Richter selbst in seiner „Freisinnigen Zeitung“.

Man mußte den „englischen Arzt“ und seinen aus nicht weniger als sechszehn meist „jüdischen Männern“ bestehenden Berichterstattertroß „machen“ lassen. Diese Leute, denen das Polizeipräsidium auf besonderen Befehl sogenannte „Palastkarten“ hatte ausstellen müssen, gingen im Schlosse nach Belieben aus und ein, während sonst niemand zugelassen wurde, der keinen derartigen Ausweis vorzeigen konnte. Schon dadurch mußten diejenigen Blätter, die den ausländischen Einfluß am kaiserlichen Krankenlager nicht für heilsam hielten, stark benachteiligt erscheinen. Sie waren es aber doppelt und dreifach, weil jede Kritik Mackenzies und seines Handlangers Dr. Hovell von den „freisinnigen“ Zeitungen nahezu als Hochverrat behandelt wurde. An heftigen Erörterungen hat es bei alledem, namentlich in der zweiten Hälfte des April, nicht gefehlt. Später, d. h. nachdem Professor v. Bergmann und Dr. Bramann aus der Behandlung ausschieden, trat Ruhe ein, die aber mit Frieden nichts zu thun hatte, sondern sich einfach daraus erklärte, daß die übrigen deutschen Aerzte, keine Lust hatten, mit Mackenzie einen aussichtslosen Kampf zu führen. Seit dieser Zeit drang daher weniger als sonst ins Publikum, weshalb sich im Mai die Ansicht festsetzte, daß es dem hohen Kranken erheblich besser gehe und daß eine Hinausschiebung der Katastrophe um Monate, ja selbst um Jahre möglich sei. Es sind uns Leute bekannt, die dem kaum 8 Tage vor der Entscheidung und zwar auf eigene, unmittelbare Anschauung hin, Ausdruck gaben. Noch am 13. Juni empfing der Kaiser den durchreisenden König von Schweden in voller Uniform. Zwei Tage später war er hinübergeschlummert, nachdem die traurige Wahrheit über seinen Zustand schon im Laufe des 14. Juni offenbar geworden.

Was wir hier gegeben, ist nichts als eine Skizze, die sich der Fülle des überreichen Stoffes gegenüber dürftig genug ausnimmt. Allein Rücksicht auf den Raum gestattet uns für jetzt nicht ausführlicher zu reden.

Der Tod Kaiser Friedrichs III. hat zu einer Menge von Kundgebungen Anlaß geboten, die an Zahl und Umfang hinter den seinem Vater drei Monate zuvor ge-

widmeten kaum wenn überhaupt zurückstanden. Daß dies den Thatsachen nicht entspricht wird unbeschadet der erfurchtsvollen Gefühle, die man dem Verewigten schuldig ist, kein Unbefangener leugnen. Kaiser Wilhelm I. nahm unter den Herrschern der Welt, nicht nur Europas allein, den ersten Rang ein. Unvergleichliche Thaten im Verein mit einem unvergleichlichen Charakter haben ihn zu dieser Stellung emporgehoben, die niemand anzutasten wagte. Kaiser Friedrich ist es bei allen seinen schönen Gaben nicht vergönnt gewesen, als Monarch etwas zu thun, was dem als Feldherr erworbenen Ruhme ein wesentliches, d. h. bleibendes Moment hinzufügen könnte. Dazu würden die kurzen drei Monate seiner Regierung voraussichtlich auch dann nicht ausgereicht haben, wenn er ein gesunder Mann gewesen wäre; bei einem Leiden, wie das seine, mußte es undenkbar erscheinen. Nicht im Entferntesten also kann es einen Vorwurf bedeuten, wenn der Vergleich zwischen Vater und Sohn geschichtlich zu Ungunsten des letzteren ausfällt. Wie Kaiser Wilhelm I. die Verkörperung des Glückes im schönsten und edelsten Sinne darstellt, so ist Kaiser Friedrich III., eine Schmerzensgestalt der Geschichte geworden, die als solche nie vergessen werden kann. Das Warum? ist göttliches Geheimnis. Auch in den bescheidenen Verhältnissen des Alltagslebens wiederholt sich dieselbe Erscheinung täglich. Den einen sehen wir unaufhaltsam zu den Höhen des Erfolges aufsteigen, der andere kommt über des Daseins Jammer nie hinaus. Beide aber, wenn sie Christen sind, beugen sich vor dem, der sie je und je geliebt, wenn er auch über den einen den „Stab Sanft“ schwingt und über den anderen den „Stab Weh“, das Maß der Leistung aber muß auch das der Trauer sein, wie sie einem großen Volk geziemt, das sich nicht auf den privaten Standpunkt stellen kann. In diesem Sinne aber ist wohl zu unterscheiden. Den ritterlichen Helden, den edeln Fürsten beklagen wir alle, ohne Unterschied der Parteien, tief. Als Politiker aber würden wir uns der Unwahrhaftigkeit schuldig machen, wenn wir sagten, daß wir das System bedauerten, welches mit Kaiser Friedrich allem Anschein nach zu Grabe getragen worden ist. Unterwerfung unter den Willen des Königs kann und muß man von seiten guter Unterthanen verlangen; Uebereinstimmung mit diesem Willen läßt sich nicht erzwingen. Unser Gewissen können wir nicht gefangen geben. Das aber würden wir thun, wenn wir den Schmerz der Liberalen zu dem unseren machten. Politische Trauer empfinden wir nicht; wie jene überwiegend nicht das persönliche Leid fühlen werden, das der deutsche Royalist stets empfindet, wenn er am Grabe seines Königs steht, mag der König als Politiker immerhin Ansichten gehuldigt haben, die er nicht teilen kann.

Seit dem 15. Juni 1888 können Betrachtungen dieser Art übrigens nur eine akademische Bedeutung haben. Kaiser Friedrich ruht nun bei seinen Ahnen; den Thron Preußens, das Szepter Deutschlands hat an diesem denkwürdigen Tage Wilhelm II. ergriffen, der nur 3 Monate die Stellung eingenommen, die sein Vater fast mehr als ein Vierteljahrhundert kennen gelernt. Man rühmt unserm neuen Kaiser viel Verwandtes mit seinem unvergleichlichen Großvater nach, dessen Liebling er ja auch gewesen ist, während ihn von dem Vater, aller persönlichen Zuneigung, die beide verband, ungeachtet, ein tiefer Abstand der Anschauungen und Neigungen zu trennen schien. Auch die Lebensführung Kaiser Wilhelms I. jedoch weist einen wesentlich verschiedenen Grundzug auf, den daß er erst dem Greisenalter nahe und nach langer Prüfungszeit erreicht hat, was seinem Enkel an der Schwelle des Mannesalters zugefallen ist.

Das eine Jahr, welches Kaiser Wilhelm II. hinter sich hat, wiegt freilich schwerer als sonst vielleicht zehn und mehr. Von dem, was seit dem Erscheinen Sir Morell Mackenzies in Berlin, in der dritten Maiwoche 1887, bis zum 15. Juni 1888 hinter den Kulissen der Oeffentlichkeit vorgegangen ist, hat in den berufenen Organen dieser Oeffentlichkeit nur wenig verlautet. Wem aber Gelegenheit geboten war, den wahren Sachverhalt, wenn auch nur annähernd zu erfahren, weiß, daß der Sohn des

damaligen Kronprinzen in dieser Zeit eine Schule der Selbstbeherrschung hat durchmachen müssen, in der er über sein natürliches Alter hinaus gereift ist, in der er das Leben in einem Sinne kennen gelernt, der sich mit heiterem Jugendsinne nicht mehr wohl verträgt, dem Träger einer Verantwortlichkeit, wie sie die seine ist, aber unentbehrlich ist.

Wenn die vielgebrauchten Worte von den Kronprinzen, die zu enttäuschen und zu überraschen pflegen, auch auf die Gegenwart Anwendung finden darf, würde man in Kaiser Wilhelm II. einen verhältnismäßig liberal gesinnten Herrscher zu erwarten haben, denn als Kronprinz und auch früher schon hat er für streng konservativ und kirchlich gesinnt gegolten. Wir überlassen die Entscheidung dieser Frage indessen der Zukunft und sagen für jetzt nur soviel, daß es in unsern Wünschen durchaus nicht liegt, in dem Kaiser einen Parteimann im hergebrachten Sinne des Wortes zu finden. Das soll und darf der Träger der Krone nicht sein, und wir sind überzeugt, daß Wilhelm II. es weder nach der einen noch nach der andern Richtung sein will, sondern mit der Bestimmtheit, die ihm eigen ist, das Gute nehmen wird, wo er es findet, ohne Rücksicht darauf, wem das im besonderen Falle zusagt und wem nicht.

Dieses Freisein von der ängstlichen Sorge um die Meinung der Welt nach außen wie nach innen ist schon in der ersten Regierungshandlung des jungen Kaisers scharf hervorgetreten. Die beiden Erlasse vom 16. Juni an das Heer und an die Marine atmen einen frischen kräftigen Soldatengeist, der im Auslande des ungewohnten Tones wegen, den er anschlug, anfangs Besorgnis erregte.

Daheim, wo man besser weiß, wie ein deutscher Kaiser zu „seinen blauen Kindern" steht, ist der Eindruck, soweit wenigstens als das in den Organen der Oeffentlichkeit zum Ausdruck gekommen, der günstigste gewesen, weil uns mehr kraftvolle Männlichkeit aus den Erlassen entgegentrat, als wir von derartigen amtlichen Kundgebungen zu erwarten gewohnt sind. Daß es der Leitung unserer Angelegenheiten an diesem Geist nicht fehlte, haben wir zwar stets gewußt; wie hätte das auch anders sein können, da Kaiser Wilhelm I. und Fürst Bismarck an der Spitze Deutschlands standen? Allein es schien zum Grundsatze geworden zu sein, im internationalen Verkehr die äußerste Vorsicht walten zu lassen, den Gegnern des Reichs rechts und links jeden Vorwand zur Beschwerde, ja selbst den Schatten eines solchen zu entziehen. Das aber mußte in einer Sprache seinen Ausdruck finden, die mitunter mehr an Klugheit als an entschlossenes Wesen mahnte.

Die weltberühmten Begründer des Reiches durften sich eine solche Haltung bei alledem gestatten, in ihrem Munde konnte sie niemals die Vorstellung des Kleinmutes und der Verzagtheit wecken. Dem neunzigjährigen Greise steht ruhige Milde ohnehin besser zu Gesicht, als feuriges Rasseln mit dem Schwert.

Der neunundzwanzigjährige Enkel, der für den eigenen Ruhm noch nichts gethan, den die Welt nicht kannte, wie er ist, war vor eine andere Aufgabe gestellt. Was bei Kaiser Wilhelm I. als Weisheit erschien, mochte Wilhelm II. leicht als Schwäche ausgelegt werden, die sich bescheidet, weil sie keine Verantwortlichkeit zu übernehmen wagt.

Dieser Auffassung ist durch die Erlasse an Heer und Flotte der Boden so gründlich entzogen worden, daß hinter dem entschiedenen Friedensbekenntnisse, welches der Kaiser am 25. Juni vor versammeltem Reichstage abgelegt hat, niemand eine schüchterne Seele suchen wird. Der vom 18. Juni stammende Erlaß an das preußische Volk war dem bei der friedlichen Färbung, die auch er an sich trug, nicht ausgesetzt, weil es sich hier um eine innere Angelegenheit handelt, um eine persönliche Begrüßung zwischen Fürst und Volk, in der eben deshalb alles fern zu halten war, was an Deutschlands äußere Beziehungen erinnern konnte.

Auch vom Standpunkte der inneren preußischen Politik übrigens vermied es der Erlaß auf Einzelheiten einzugehen, weil dies den unter der Asche glimmenden Hader der Parteien sofort wieder angefacht haben würde. Das aber durfte in diesem feier-

lichen Augenblicke nicht sein, und es ist auch nicht dazu gekommen. So allgemein wie die Worte des Königs an sein Volk gehalten waren, sie konnten von jeder Partei gebilligt werden, ja sie mußten es sogar. Eben darin aber bekundete sich das große Geschick des jungen Fürsten, der glückliche Instinkt sozusagen, mit welchem er das Rechte trifft, und deshalb eine der bedeutendsten politischen Eigenschaften darstellend.

In der Thronrede vom 25. Juni ist mehr Kunst zu finden. Hier haben wir ein Schriftstück vor uns, in welchem jedes Wort und jede Silbe sorgfältig überlegt erscheinen, das darum aber doch keineswegs als das Erzeugnis des bloßen kalten Verstandes anzusehen ist. Kopf und Herz vielmehr haben in bewunderungswürdiger Weise zusammengewirkt, um ein Werk zu schaffen, welches von einem gewissen Standpunkte aus vielleicht nicht Zustimmung finden wird, dem aber auch die schärfste Kritik nicht vorwerfen kann, daß es den Zweck, der ihm von seinem Urheber gesetzt ist, nicht erreiche.

Als Herrscher ist Kaiser Wilhelm II. ein weißes Blatt. Worauf es für ihn also vor allem ankam, war, sich Vertrauen zu erwerben bei denen, die bewundernd zu dem Schöpfer des Reichs aufgeblickt, die aber der Natur der Sache nach nicht wissen konnten, mit welchem Maße der jugendliche Erbe zu messen sei. Dieses Maß konnte ihnen, wie die Dinge lagen, zunächst nur durch ein festes klares Wort geboten werden, und dann ist die Thronrede auch für die Gegnerschaft gemacht worden. Jedermann weiß fortan, was er sich von dem dritten deutschen Kaiser zu versehen hat, und was er von ihm zu fordern wohl berechtigt ist. Mit schier ans Peinliche streifender Korrektheit zeichnet die Thronrede die Linien vor, welche dem Kaiser durch die Verfassung des Reiches gezogen sind. Die Wahrung der Form aber bedeutet in der Politik soviel wie die richtige Taktik im Kriege, ohne welche die größten strategischen Gedanken wertlos werden. In dem vorliegenden Falle war es besonders wichtig, der Wahrheit die Ehre zu geben, denn hier hängt die Form und das Wesen der Sache selbst, d. h. die Erhaltung des Standes der Dinge in Deutschland, untrennbar zusammen. Der Erfolg ist nicht ausgeblieben. Mit lautem Jubel hat der Reichstag das kaiserliche Gelöbnis begrüßt. Die versammelten Fürsten aber sahen sich für die Hochherzigkeit belohnt, mit der sie sich in diesem entscheidenden Augenblicke um die Person des jungen Kaisers schaarten, um der Außenwelt wie den widerstrebenden Elementen in Deutschland selbst zu zeigen, daß der Thron Kaiser Wilhelms des Siegreichen unerschüttert und unerschütterlich feststeht.

Nicht minder bedeutsam, wenn auch in anderer Richtung ist es, daß Kaiser Wilhelm II. sich mit Worten, die nicht mißverstanden werden können, zu dem größten Gedanken seines Großvaters, zu dem der christlichen Sozialreform bekannte. Der Ausspruch vom „praktischen Christentum“ wird nicht wiederholt. Kaiser Wilhelm faßt die Sache tiefer, er beruft sich auf die christliche Sittenlehre und giebt damit zu verstehen, daß er grundsätzlich aus dem Ganzen heraus zu arbeiten gedenke, nicht bloß dem „nächsten Bedürfnisse“ entsprechend, wie das bisher vielfach geschehen ist und wohl noch geschieht, so daß es möglich geworden ist, die Arbeiterversicherung eifrig zu fördern, für den Arbeiterschutz aber so gut wie nichts zu thun. Vom Standpunkt der christlichen Sittenlehre aber bedeutet der Arbeiterschutz unvergleichlich mehr als die Arbeiterversicherung, selbst wenn sie bis ins Kleinste hinein vervollständigt würde, je bedeuten kann.

Wie viel freilich gerade auf diesem Gebiet die Wirklichkeit hinter dem Ideal unter allen Umständen, selbst wenn sie die günstigsten sind, zurückbleiben muß und wird, darüber täuscht sich der Kaiser nicht. Daher will er der Lösung nahe zu kommen suchen, mehr erwartet er, angesichts der Unvollkommenheit des Irdischen, auch von dem besten Willen nicht. Darin aber tritt eine Bescheidenheit zu tage, auf welche die Versicherung des Bibelwortes paßt, daß der Herr „dem Demütigen Gnade giebt“. Indem er von eigner Kraft wenig erwartet, fängt Kaiser Wilhelm, so zu sagen, „im

Kleinen" an. Gottes Wille aber mag es gerade deshalb sein, ihn Großes erreichen zu lassen.

Die liberale Presse ist von der entschieden christlichen Auffassung der Sozialreform, wie sie der Kaiser bekundet, nicht eben sonderlich erbaut. Sie hat sich zwar, so weit wir sehen, nicht dazu aufgeschwungen, dieser Auffassung unmittelbar entgegen zu treten. Sehr bezeichnend war es aber doch, daß ein Blatt wie die „National-Zeitung" bei ihrer Besprechung des Vorganges am 25. Juni mit keinem Worte darauf eingeht, was Kaiser Wilhelm über die inneren Aufgaben der Reichspolitik gesagt hat. Das Blatt begnügt sich mit einigen kalten gemessenen Aeußerungen über die angeblich „günstige" Lage, in welcher sich der „nationalgesinnte Liberalismus" gerade jetzt befinden soll. Wir glauben indessen, daß diese Ueberzeugung keine sehr tiefgehende ist, da das Blatt sonst einen anderen wärmeren Ton angeschlagen haben würde. „Das Pentagramma macht mir Pein." Das ist eben das Christliche, welches Judengenossen, mögen sie sich nun nationalliberal oder „freisinnig" nennen, ebenso anstößig ist, als den Juden selbst. Bei diesem Anlasse benehmen sich die letzteren zum Teil sogar angemessen. Das „Berliner Tageblatt" z. B. stellt sich auch auf dem Gebiet der inneren Politik befriedigt, wenn es begreiflicherweise auf die Betonung des Christlichen auch keinen Wert legt. Wie wir die Herren aber kennen, wird es dabei allerdings nicht bleiben. Der Stachel sitzt nun doch einmal fest, und man wird seinen „Empfindungen" schon Raum zu schaffen wissen. Was in Berlin mit Rücksicht auf das Preßgesetz und aus andern Gründen nicht recht gesagt werden darf, findet im Auslande eine sichere Stätte und auch eine weite Verbreitung. Die „Neue Freie Presse" z. B. ist in der Verleumdung unseres jetzigen Kaisers von der Zeit her, als er noch Kronprinz war, so gut eingeübt, daß es ihr nicht schwer fallen wird, dem Kaiser wegen seiner „Einseitigkeit" allerlei Uebles nachzusagen. Schon die nächste Zukunft wird dem Beobachter in dieser Hinsicht höchst wahrscheinlich den interessantesten Stoff bieten.

Aber auch im eigenen Lande wird — mutatis mutandis — Aehnliches kaum unterbleiben. Im Wege der „Anspielung" läßt sich so manches vorbringen, was mit dürren Worten auszusprechen hie und da bedenklich wäre. Schon jetzt fehlt es an derartigen „Anspielungen" nicht, deren tendentiöser Charakter der großen Masse des Publikums allerdings entgeht, die aber gerade dadurch um so schädlicher wirken.

Wer Gelegenheit hat, das Denken und Fühlen der „kleinen Leute" in Berlin kennen zu lernen, kann die Frucht dieser bösen Saat schon reifen sehen. In diesen Kreisen sind abfällig verstimmte Aeußerungen über die „neue Aera" leider nicht selten, während der gebildete und einsichtige Teil des Volkes rasch begreifen lernt, was es an seinem jungen Herrscher hat.

Die Thronrede, mit welcher der König am 27. Juni den zur Eidesleistung versammelten preußischen Landtag eröffnet hat, wird diesen Eindruck verstärken, wenn sie sich auch nicht zu der schwungvollen Tonart der Erlasse an Heer und Volk sowie der Botschaft an den Reichstag erhebt, sondern als eine ziemlich nüchterne Darlegung der Ziele erscheint, welchen die preußische Politik als solche nachzustreben hat. Diese kühl zurückhaltende Sprache hat jedenfalls den Vorzug, daß sie den Oppositionsparteien keinen brauchbaren Stoff für die nun bald beginnende Wahlwühlerei bieten wird. In der Allgemeinheit, wie König Wilhelm sich als ein umsichtiger Anhänger der Vorsehung bekennt, die Freiheit allen religiösen Bekenntnissen, dem Beispiel seiner Ahnen folgend, schützen will, den Frieden mit der römischen Kirche zu wahren verspricht, der Selbstverwaltung gedeihliche Fortentwickelung wünscht und es für notwendig erklärt, auf dem Gebiet des Steuerwesens in der bisher befolgten Richtung weiter zu arbeiten — in dieser Allgemeinheit sagen wir — werden die in der Thronrede ausgedrückten Anschauungen auf keinen erheblichen Widerspruch

stoßen, alle Parteien vielmehr abwarten wollen, was im einzelnen gemeint ist. Das aber kann erst die Zukunft lehren.

Kaiser Wilhelm II. regiert erst seit Tagen; von Wochen läßt sich noch nicht einmal reden. Niemand aber vermag in Abrede zu stellen, daß er es in dieser kurzen Spanne Zeit verstanden hat, dem Staatsschiff einen festen Kurs zu geben, einen Kurs der allerdings das eigentliche Ziel mit Bestimmtheit nicht erkennen läßt, weil die Fahrt eben zu kurze Zeit gedauert hat, als daß nicht noch eine Anzahl von Fragen offen blieben, die aber in der Handhabung des Ganzen erkennen läßt, daß der Kapitän, wenn es endgültig zu wählen gilt, dem Bestimmungshafen ruhig und unentwegt zusteuern wird, gleichviel welche Wellen ringsum toben.

Bis jetzt vermissen wir nur Eines: daß der Selbständigkeitsbestrebungen der evangelischen Kirche und ihrer Berechtigung mit keiner Silbe gedacht worden ist. Wie das zusammenhängt, können wir uns allerdings wohl denken, und halten darum auch noch nichts für verloren. Eine Lücke bleibt trotz alledem doch offen, und wir sind gewiß, daß ihr Anblick gerade denen keine Freude machen wird, welche dem jungen Reiche ein besonders warmes Herz entgegen bringen. Ebenso sicher sind wir aber auch, daß sie sich nicht verstimmen lassen werden. Wenn irgendwo, so ist gerade hier Geduld am Platze. Was in mehr als dreihundert Jahren geworden ist, läßt sich nicht an einem Tage beseitigen.

* * *

Die Beziehungen zum **Auslande** können wir um so kürzer behandeln, als sie durchweg von dem einen Gesichtspunkte beherrscht werden, wie sich die „neue Aera“ bei uns entwickeln wird. Das aber ist eben „Zukunftsmusik“, niemand verfügt über ausgiebigeren Stoff, als ihn die deutsche Thronrede bietet, die ja klar und bestimmt genug lautet und darum auch sehr beruhigend gewirkt zu haben scheint, die die Ereignisse selbst aber doch nicht in dem Maße beherrschen kann, als die blinde Friedenswut — anders kann man das nicht bezeichnen — der nach oben festgelegten Spekulation zuweilen annimmt. In gewissem Sinne ist es für einen jungen Herrscher ja sehr schmeichelhaft, sich mit dem ersten Tage seiner Laufbahn in den Mittelpunkt der Weltgeschichte gerückt zu sehen. Kaiser Wilhelm aber wird sich bei alledem nicht darüber täuschen, daß auch die drei Millionen Bajonette, über die er, wenn es sein muß, verfügt, den Frieden nicht dauernd aufrecht zu erhalten vermögen, „wenn es den bösen Nachbarn nicht gefällt“. Diese Nachbarn nehmen zur Zeit zwar eine Miene an, als ob sie nicht drei zu zählen wüßten. In Frankreich wie in Rußland fließt man von Liebenswürdigkeiten oder doch von friedlichen Versicherungen über und es finden sich wie immer bei uns Leute genug, die das für baare Münze nehmen, obwohl es auf der Hand liegt, daß gerade die uns feindseligste Politik gegenwärtig das größte Interesse daran hat, sich von Deutschland nicht diplomatisch „ins Unrecht“ setzen zu lassen. Den Franzosen ist es außerdem darum zu thun, sich die Ausstellung von 1889 nicht verderben zu lassen, von der sie sich für das „Pariser Geschäft“ viel versprechen. Die Zufriedenheit dieses „Geschäfts“, welches in früheren Zeiten für Milliarden umsetzte und jetzt stets ins Hintertreffen geraten ist, hat für die armseligen Inhaber des „blau republikanischen“ Regiments aber die größte Bedeutung. So lange „Paris“ ihnen gehört, meinen sie vor Boulanger und den Bonapartisten ziemlich sicher zu sein, und wie sich die Dinge ganz neuerdings anlassen, scheint die Gefahr, die von dieser Seite droht, allerdings keine dringende zu sein. Boulanger hat offenbar auch Verstand und Willenskraft genug, um einen politischen Gedanken zu Ende zu denken und ihm entschlossen nachzugehen, gleichviel was inzwischen kommen mag. Eine Zeitlang ging er mit den Bonapartisten, und so lange er es that, war sein Stern, so weit sich das von außen übersehen läßt, wenigstens im Steigen. Schon

bei der letzten Nachwahl in der Charente aber verstand er sich mit seinen gerade dort sehr einflußreichen Verbündeten nicht länger zu einigen. Obwohl die Bonapartisten auf das Bestimmteste erklärt hatten, für Deroulède unter keinen Umständen stimmen zu wollen, stellte der in Boulangers Interesse thätige Wahlausschuß doch den Präsidenten der „Patriotenliga" auf und brachte dadurch eine Zersplitterung der Stimmen zuwege, welchen Boulanger in der öffentlichen Meinung, die nur nach dem Erfolg geht, sehr geschadet hat. Noch schlimmer aber ist für ihn der, wie es scheint, endgültige Bruch mit den Bonapartisten. Der Umstand, daß die Partei Boulanger beschlossen hat für die Stichwahl in der Charente für den opportunistisch-republikanischen Juden Weiller zu stimmen, läßt keine andere Deutung zu. Ob Boulanger hiernach noch eine nennenswerte Agitation wird aufrhalten können, muß sich zeigen. Die Bonapartisten stellen ihm einen andern abgesetzten General, du Barail entgegen, von dem es aber noch nicht feststeht, ob er auch nur die Befähigung Boulangers mit ins Geschäft bringt. So lebt die Republik, obwohl sie sich längst um allen Kredit gebracht hat, einstweilen an der Jämmerlichkeit ihrer Gegner weiter, und kann vielleicht auch noch lange leben.

* * *

In **Oesterreich-Ungarn** hat man allen Grund zufrieden zu sein, und so weit die cisleithanischen Regierungskreise dabei mit zu reden haben, wird daraus auch kein Hehl gemacht. Um so schärfer macht sich die unfreundliche Gesinnung gegen uns — man konnte es mit vollem Recht auch Haß nennen — einerseits bei der durch das Wiener Vaterland vertretenen, sogenannten „historische" Adelspartei, andrerseits wie schon erwähnt bei dem in der Presse das große Wort führenden Semitentum geltend, bei den einen, weil sie Königgrätz auch nun nicht vergessen können, bei den andern, weil ihnen Kaiser Wilhelm II. viel zu christlich ist. Das ist auch der Grund, weshalb selbst die ungarischen Offiziösen vom Schlage des von Herrn Max Falk geleiteten Pester Lloyd mit einem wahren Ingrimm über die Ansprache des Königs an das preußische Volk hergefallen sind, ohne daß Herr K. v. Tisza bis jetzt Miene gemacht hätte hier von sich aus einzugreifen; und das, obwohl die Nordd. Allg. Zt. zweimal in der schärfsten Weise auf die empörende Haltung des „Pester Lloyd" hingewiesen hat.

Uebrigens steht dieses Blatt mit seinen Angriffen gegen Deutschland nicht allein. Die magyarisch geschriebenen Pester Organe, offiziöse und unabhängige, schlagen dieselbe Tonart an; natürlich genug, da ja auch sie von Juden geleitet werden, die stets bleiben, was sie sind.

* * *

In **England** sieht es wenig zufriedenstellend aus. Die Regierung, schwach wie sie im gezwungenen Zusammenwirken mit Elementen ist, die im Grunde nur in der irischen Frage mit ihr übereinstimmen, schwankt haltlos hin und her, und verstimmt ihre umsichtigen Anhänger dadurch so sehr, daß ein Teil derselben bei verschiedenen Gelegenheiten von ihr abgefallen ist, so daß sie Niederlage auf Niederlage erlitten hat; allerdings nicht in sogenannten „grundsätzlichen Fragen", weshalb Lord Salisbury auch noch nicht genötigt worden ist, seinen Rücktritt zu erklären, immerhin aber doch oft genug, um den Glauben an die Dauerhaftigkeit des herrschenden Systems stark zu erschüttern und damit Gladstone wieder bedeutende Obermacht zu geben. Was das Ende dieser Entwickelung sein wird, läßt sich bei alledem noch nicht übersehen. Eine endgültige Niederlage der Toris und eine abermalige Herrschaft Gladstones würde trotz Lord Salisburys Schwäche für die friedliche Zukunft Europas kein gutes Anzeichen sein.

Die Russen stellen sich — wir berührten das bereits — von der deutschen Thronrede besonders befriedigt, obwohl dieselbe zwischen Interessen und persönlichen Gefühlen

scharf unterscheidet. Davon haben sie sich jedenfalls überzeugt, daß man sie im Innern nicht stören wird, wenn sie nach außen Frieden halten. Und das mag ihnen für den Augenblick genügen. Noch bleibt von deutscher Gesittung in den Ostseeprovinzen zumal, aber auch in anderen Teilen des Reiches genug übrig, um der Zerstörungslust einiger Jahre den Stoff zu bieten, den sie braucht. Darüber wird Bulgarien vielleicht — bis auf weiteres vergessen werden.

Wirtschaftspolitik.

Auch in den Tagen erneuter Trauer, welche das Ableben des zweiten deutschen Kaisers Friedrich mit sich brachte, hat der Meinungskampf auf wirtschaftspolitischem Gebiete nicht geruht, und er ist von den Vertretern des sinkenden Freihandels nach wie vor mit denselben Waffen geführt worden. Die Unmöglichkeit, mit schlagenden und sachlichen Gründen die Vollberechtigung der Interessen der Produktion aller Richtungen neben denen des Zwischengeschäfts und der Agiotage zu bestreiten, läßt nach wie vor die gehässigsten Parteiangriffe und Beschuldigungen ebenso wie Verdrehung der offenkundigsten Thatsachen an die Stelle der Gründe treten und trägt selbstverständlich nicht dazu bei, das so dringende sozialpolitische Wirken zur Beseitigung der vielen Mißstände des Industrialismus zu fördern. Der Freihandel glaubte sogar an das völlige und sichere Wiederanbrechen seiner Zeit in Deutschland — selbst der Sturz des Fürsten Bismarck wurde nur noch als eine Frage der Zeit angedeutet, um dem englischen free-trade, der im Vaterlande dem Bankerott mit Riesenschritten entgegeneilt, Deutschland wieder ungehemmt und breit zu öffnen; obgleich Deutschland kein England ist, und auch dieses noch nicht den Punkt außer der Welt, von wo aus sie sich leicht drehen läßt, bedeutet.

Inzwischen ist der Freihandel froh, daß wenigstens die als möglich bezeichnete Herstellung von Retorsionszöllen gegen die russische Getreideeinfuhr unterblieben ist. Es ist auch sehr wahrscheinlich, daß mit der Aussicht auf diese Maßnahme nur angedeutet werden sollte, daß Deutschland gegen etwaige und bereits in Beratung befindliche Maßnahmen Rußlands gegen deutsche Staatsangehörige keineswegs ganz wehrlos sei. Daß derartige Maßnahmen schneidig sind und daß sie nötigenfalls von seiten Deutschlands auch nachdrückliche Durchführung erfahren werden, ist durch den Erfolg der veränderten deutschen Politik gegen die Einführung neuer russischer Anleihen in Deutschland erwiesen worden. In den letzten Monaten ist es, da in Frankreich eine Anleihe sich als völlig unmöglich erwiesen hat, und Belgien und Holland für eine solche nicht kräftig genug sind, in England aber das Handels- und politische Interesse von der Geschäftswelt selbst genügend gewahrt wird, von einer neuen russischen Anleihe ganz still geworden, und der russische Finanzminister strengt sich unverkennbar an, seine Zinsverbindlichkeiten aus den eigenen Mitteln Rußlands zu decken. Infolge dessen haben bedeutende Goldsendungen von Petersburg nach Berlin stattgefunden und die russische Getreideaussicht ist sehr erheblich gesteigert worden; was freilich die Folge gehabt hat, daß die gewöhnlich vor der Ernte eintretende Preisfestigkeit auf dem Getreidemarkte sich nicht hat behaupten können, obgleich die Saatenstandsberichte aus den Vereinigten Staaten geraume Zeit sehr ungünstig lauteten. Das Ackerbauamt in Washington meldete nicht nur, daß der Weizenanbau in den Vereinigten Staaten, der eine Fläche von 36 000 000 Acres umfassen soll, gegen das Vorjahr um etwa ein Sechstel kleiner geworden sei, sondern auch daß der Saatenstand für Weizen nur etwas über siebzig Prozent eines Mittelstandes bezeichne. Spätere Berichte meldeten zwar Besserung des Standes, doch keine erhebliche. Der Hauptdruck auf dem Getreidemarkt ergab sich also aus der ver-

schärften russischen Zufuhr. Infolge dessen besserte sich auch der Berliner Wechselkurs auf Petersburg, da die starke russische Getreideausfuhr zunächst die russischen Guthaben an den Börsenplätzen vermehrte. Auf die Industrie freilich hatte diese Wendung gar keinen oder nur geringen Einfluß. Die Wechsel zur Ziehung auf die russische Staatskasse bleiben immer noch so massenhaft, daß die Industrie ihre Forderungen für Lieferungen nach Rußland schon deshalb sehr hoch halten muß, weil sie die dafür zu ziehenden Tratten billig verkaufen muß. Dies begünstigt natürlich den Verbrauch deutscher Industrieartikel in Rußland nicht. Und einige Zweige der in das industrielle Gebiet einschlagenden russischen Urproduktion erscheinen sogar als Konkurrenten auf deutschem Boden — besonders die Kohlenproduktion, da es möglich geworden scheint, auf der Weichsel polnische Kohlen mit Vorteil und in Konkurrenz mit den oberschlesischen Kohlenwerken nach Ost-Deutschland zu verfrachten.

Dies und der Umstand, daß einige andere Länder, welche mit Deutschland in Handels- und finanzieller Beziehung stehen, auch eine geringere Einfuhr deutscher Industrieerzeugnisse ausweisen, hat der Vertretung der internationalen Gewinn-Interessen neuerdings ausgiebigen Stoff zum Angriff gegen die deutsche Zoll- und Handelspolitik gegeben. Und dieser Angriff erfährt leider nicht die Zurückweisung, welche ihm gebührt, und welche im Interesse unserer Produktion so notwendig ist. Der Produktion, insbesondere der landwirtschaftlichen und ihren Interessen, fehlt es leider an jener nachdrücklichen auf breite Grundlage und Kenntnis der spekulativen Beziehungen gestütztem Vertretung in der Presse, trotz zahlreicher landwirtschaftlicher Zeitschriften, deren Leiter aber gegen das Geschick der Verfechter des Zwischengeschäfts nicht aufzukommen vermögen. Es ist dringend zu wünschen, daß sich dies ändere, und wir können daher der Gründung einer Zeitschrift,*) welche sich nur mit der Vertretung landwirtschaftlicher Interessen oder vielmehr mit der Darstellung und Erörterung der agrarpolitischen Bewegung befassen soll, als einen wichtigen Fortschritt auf publizistischem und hoffentlich auch auf praktischem Gebiete begrüßen. Das letztere ist die Hauptsache. Man muß sich vor allen Dingen über das wirkliche agrarische Interesse klar zu werden suchen und zwar über die doppelte Wichtigkeit desselben nach der großen und nach der kleinen Seite hin; und man darf nicht fremde Interessen, welche mit denen der Landwirtschaft gar nichts zu thun haben, denselben sogar nicht selten schnurstracks zuwiderlaufen und außerdem eine sehr geschickte Vertretung schon selbst besitzen, verfechten in der Meinung, damit der Landwirtschaft und der Produktion überhaupt zu dienen, wie dies leider nicht selten von landwirtschaftlicher Seite sowohl schriftstellerisch als parlamentarisch geschieht.

Was nun die jüngsten Angriffe gegen die deutsche (man könnte wohl eigentlich sagen europäische) Wirtschaftspolitik betrifft, so stützen sie sich auf die Handelsausweise der letzten Monate, nach denen der deutsche Handel, besonders hinsichtlich der Ausfuhr, gegen das Vorjahr etwas rückgängig erscheint, während der englische Handelsumschlag eine Steigerung ausweist, und auf die Bemerkung, daß die deutsche industrielle Ausfuhr nach Rußland, Oesterreich u. s. w. keine Fortschritte gemacht hat.

Diese Erscheinungen erklären sich aber weit weniger als eine solche unserer Schutzzollpolitik, als eine solche der mit dieser keineswegs in Einklang stehenden Finanzpolitik. Im Jahr 1887 ergaben die statistischen Ausweise für den deutschen Zollverein ein nicht unerhebliches Ueberwiegen der Ausfuhrbewertung gegen die Einfuhrbewertung. Dies würde geradezu als ein höchst ungesundes Verhältnis bezeichnet werden müssen, wenn nicht die Hansestädte noch außerhalb des deutschen Zollvereins sich befänden, während dieselben als Handelsthore doch im wirtschaftlichen Gebiet desselben liegen. Auch die Stellung der Häfen der Niederlande und Antwerpens zum deutschen Handel beeinflußt sehr bedeutend die Ergebnisse unserer Handelsstatistik wegen des Gewinnes,

*) Dieselbe erscheint vom Juli an als „Zeitschrift für Agrarpolitik“, herausgegeben von Dr. Frankenstein, bei Georg Böhme in Leipzig.

den diese Handelsplätze am Handel machen und der natürlich in Gestalt eines Teiles der durch sie hindurchgehenden Werte in ihrem Kreise bleibt. Würden daher diese Häfen zum deutschen Zollvereine gehören und demgemäß in die deutsche Ein- und Ausfuhrstatistik einbegriffen sein, so würde der gedachte Teil unserer Ausfuhr in der deutschen Ausfuhrstatistik nicht erscheinen, während andererseits derjenige Teil der überseeischen Einfuhr dieser Städte, welcher in diesen Plätzen selbst verbleibt, daher gegenwärtig in der deutschen Einfuhr nicht erscheint, in derselben auftreten müßte.

Ergibt sich daraus, daß sich aus der Zollvereinsstatistik ein richtiges Bild über das Verhältnis der deutschen Ausfuhr zur Einfuhr gewinnen läßt, so mag immerhin zugegeben werden, daß die deutsche Ausfuhr gegen die Einfuhr im Jahr 1886, sowie zuvor und auch noch im Jahr 1887 verhältnismäßig zu stark war. Wenn nun die Freihändler bei ihrer Kritik der deutschen Wirtschaftspolitik gerecht sein wollten, so hätten sie doch, wenigstens so weit als sie die Anschauung, daß ein den Einfuhrwert übersteigender Ausfuhrwert ein günstiges Verhältnis bezeichne, vertreten, jene Wirtschaftspolitik deshalb rühmen müssen. Denn wenn man dieselbe jetzt verantwortlich machen will für die Veränderung der Ausfuhr, so muß man ihr zuvor das Verdienst der „Hebung" zugestehen — denn beides vollzog sich unter ihrem Bestand.

Thatsächlich aber hat die deutsche Zollpolitik auf die Handelsbewegung nur einen sehr mäßigen Einfluß. Zwar wird freihändlerischerseits unausgesetzt behauptet, daß die Schutzzollmaßnahmen anderer Länder nur „Repressalien" seien gegen die Deutschen; allein diese Behauptung ist einfach lächerlich. Abgesehen davon, daß bereits vor dem Uebergang Deutschlands zur Zollpolitik anderwärts Schutzzölle, z. B. in Rußland, den Vereinigten Staaten u. s. w. bestanden haben, so ist klar, daß die Länder, welche Schutzzölle annahmen, dies nicht thaten, weil ihre Erzeugnisse beim Eingang in andere Länder Zoll zahlen mußten, sondern deshalb, weil sich ihre eigene Industrie bez. Produktion, durch den Eingang fremder Erzeugnisse bedrängt fühlte und Schutz verlangte; wozu noch das Finanzbedürfnis trat. So lange in einem Lande keine Industrie besteht, wird sie auch keinen Schutz gegen fremde Industrieerzeugnisse, welche hereinkommen, fordern. Deshalb sind in industrielosen Ländern auch vielfach Industrieerzeugnisse, besonders wenn sie dem Gebrauch mehr als dem Verbrauch dienen, zollfrei; jedenfalls sind die von ihnen erhobenen Einfuhrzölle Finanz- nicht Schutzzölle. Sobald aber eine Industrie sich ansiedelt und sich ausdehnen will, aber Schwierigkeiten durch die fremde Konkurrenz findet, so wird sie stets verlangen, geschützt zu werden. Waren z. B. in Rußland früher die auf fremde Industrieeinfuhr gelegten Zölle nur Finanzzölle, so haben sie, seitdem die dortentstehende Industrie Schutz verlangt, auch den Schutzcharakter angenommen. Und eine bestehende Produktion in einem Lande, welche keine Konkurrenz von auswärts fühlt und vielleicht selbst mit Vorteil exportiert, wird keinen Grund haben, Schutz zu fordern; wohl aber wird dies eintreten, wenn die fremde Konkurrenz in das Land einbricht und die einheimische Produktion zu vernichten droht. Deshalb hat die deutsche Produktion Schutzzölle gefordert und erhalten, und ebenso ist es in anderen Ländern, z. B. in Oesterreich, wo die Zölle übrigens nicht sowohl hoch sind zum Schutze der Industrie, als zur Hebung der Staatseinnahmen; so ist es in Frankreich und Italien; und so wird es in Großbritannien werden.

Als Großbritannien zum Freihandel überging, war die Uebermacht der englischen Industrie unbestritten. Es wäre Narrheit gewesen, dort fremde Industrieerzeugnisse einzuführen, es wären denn solche von ganz besonderer, von altersher berühmte Art gewesen. Doch spielten dieselben im ganzen keine merkliche Rolle. Dagegen durfte man hoffen, durch den Freihandel nur die Landwirtschaft der Konkurrenz preiszugeben, da für die Industrie, wie bemerkt, keine Konkurrenz bestand. An die Möglichkeit, daß sich dies ändern könne, hat damals niemand gedacht. Jeder, der eine Vermutung deshalb ausgesprochen haben würde, hätte sich dem Spott ausgesetzt. Allein dies hat sich jetzt wesentlich geändert. Klagen schon längst die englischen Industriellen über eine vordem

nicht für möglich gehaltene Konkurrenz, welche sie auf dem internationalen Markt erfahren, so wachsen nun auch schon die Klagen über die Konkurrenz auf heimischem Boden, und bevor fünfzig Jahre seit dem Uebergang zum Freihandel in England vergangen sind, begegnen wir schon dem unaufhaltsamen Drange nach dem Schutzzoll, der nicht weniger bedeutungsvoll ist, weil er verblümt auftritt. Alle die bereits erwähnten Maßnahmen, die strenge Handhabung der Muster-, Marken- und Aufschriftgesetze, sowie die Forderung, daß nur auf Verlangen der Käufer in den Läden andere als englische Waren vorgelegt werden sollen, bezeichnen nur verschämte Schritte auf dem Wege zum Schutzzoll, ebenso wie der Flaschenzoll u. dergl. m. Selbstverständlich werden alle diese Maßnahmen von der Freihandelspresse auf deutsches Konto geschrieben. Dieselben sollen Repressalien sein gegen die deutschen Schutzzollmaßnahmen.

Hierin zeigt sich besonders die Perfidie der freihändlerischen Presse. Dieselbe Behauptung wurde ebenfalls ausgesprochen, als Rußland seine peinlichen Maßregeln gegen die Fremden anordnete. Man sagte keck, daß dies Repressalien seien gegen den deutschen Schutzzoll und man bezeichnete sogar den viel älteren russischen Schutzzoll als — vorweggenommene Repressalie gegen Deutschland. Als nun aber von wirklichen Repressalien, von den obenerwähnten Retorsionszöllen Deutschlands gegen Rußland gesprochen wurde, hieß es in derselben Presse, die russischen Maßnahmen seien nicht nur gegen Deutschland, sondern gegen alle Länder getroffen worden; also auch gegen das freihändlerische Großbritannien. Gegen solche Beweisführung muß freilich die Vernunft alle Segel streichen. Hier will der krasseste Egoismus, dem jedes Mittel recht ist, auf jeden Fall im Trüben der irregeleiteten Meinungen fischen.

Dies wiederholt sich freilich bei jeder Gelegenheit. Man erinnere sich nur der Beweisführung gegen das Tabakmonopol, und gelegentlich der Branntweinmonopoldebatte; und man weiß, mit welchem Nachdruck dabei das „Interesse“ der Tabakbauern und Fabrikanten ins Feld geführt wurde, ebenso wie später behauptet wurde, Staat und Großgrundbesitzer beabsichtigten, sich auf Kosten der Wirte und der armen Branntweintrinker zu bereichern. Leider ist den Freihändlern damals im Reichstag nicht erwidert worden, wie es nach dieser Richtung hin im freihändlerischen England aussieht; und von seiten der Freihändler hat man die seltsame Beleuchtung des englischen Freihandels durch das dort bestehende Verbot, daß Tabak im Lande gar nicht angebaut werden darf, wohlweislich verschwiegen. Denn dadurch würde die Begünstigung, welche das Manchestertum auf Kosten der Produktionsfreiheit dem Zwischengeschäft zuwendet, schlagend festgestellt worden sein. Ebenso würde dadurch, daß die englischen Schankwirte lizenzpflichtig sind und für ihre Lizenz jährlich je zehn Pfund Sterling, also über zweihundert Mark bezahlen müssen, auf die englische Mustergewerbefreiheit ein beachtenswertes Streiflicht geworfen worden sein. Diese Lizenzgebühr hat im vorigen Finanzjahr dem englischen Staatsschatz nicht weniger als 1 697 078 Lstrl. eingebracht. Allein dies ist nicht die einzige Steuer, welche der englische Staat vom Schankgewerbe zieht. Die hierhergehörigen Steuern sind vielmehr, zuerst die bereits erwähnte

Lizenzgebühr	mit einem Ertrag von	1 697 078 Lstrl.
die Biersteuer	„ „ „ „	8 653 007 „
die Branntweinsteuer	„ „ „ „	13 473 593 „
die Branntwein-Mauth und Zoll	„ „ „ „	4 195 248 „
der Weinzoll	„ „ „ „	1 129 630 „
	insgesamt mit einem Ertrag von	29 148 556 Lstrl.

also mehr als 583 Millionen Mark, wobei der Finanzminister von der Erhöhung des Zolles auf Flaschenweine eine Einnahmesteigerung von mehr als $1\frac{1}{2}$ Millionen Lstrl. erwartet, wodurch also die Getränksteuern mehr als 30 000 000 Lstrl. abwerfen werden, während die englischen Gesamteinnahmen im gedachten Finanzjahr $87\frac{1}{2}$ Mil-

lionen Lstrl. betrugen; wonach also aus den Wirtschafts- und Getränkesteuern mehr als der dritte Teil der gesamten englischen Staatseinnahmen flossen.

Es genügt wohl, diesen Punkt hervorzuheben, um die freihändlerische Kritik auf der einen und die freihändlerische Wirksamkeit auf der andern Seite zu beleuchten; es ist gar nicht nötig, hervorzuheben, mit welcher zunehmenden Schärfe auch Frankreich auf seiner Grenze abschließend gegen das Ausland vorgeht, zum Teil durch gesetzgeberische Zollmaßnahmen, zum Teil durch Verwaltungsmaßregeln, welche die Einfuhr erschweren. Hier aber ist die Demokratie unbeschränkt, sie könnte also das Himmelreich des Freihandels gründen. Aber es zeigt sich da nur die Gegensätzlichkeit der Interessen um so schärfer und zugleich die Unfähigkeit der Demokratie die Gegensätzlichkeit auszugleichen; es ist dabei gelegentlich der Verhandlungen über die Erhöhung des Maiszolles zu einer unglaublichen parlamentarischen Bloßstellung gekommen, indem das betreffende Gesetz so gefaßt wurde, daß der durch die ersten Paragraphen hergestellte Maiszoll durch die Schlußparagraphen wieder aufgehoben wurde. In den letzten Tagen war dann bekannt worden, daß die französischen Zollbehörden von allem nach Frankreich eingeführten Wein ein Ursprungszeugnis verlangten — eine Maßnahme übrigens, welche die Weinbauern sehr kalt gelassen, umsomehr aber die Zwischenhändler in Aufregung gesetzt hat, weil diese letzteren öfter nicht in der Lage sein sollen, einen Berg, wo ihr Wein gewachsen, bezeichnen zu können, Kellerzeugnisse aber für Wein so wenig Kredit genießen, wie Kellerwechsel.

Inzwischen können die jetzt erscheinenden Handelskammerberichte für das Jahr 1887, so wenig sie für die Schutzzollpolitik gestimmt sind, nicht umhin, den Geschäftsgang des Jahres mit geringen Einschränkungen als günstig zu bezeichnen. Und in der That, wenn der Anteil Deutschlands am internationalen Handel ohne Berücksichtigung der zollausgeschlossenen Hansastädte sechs Milliarden Mark Umschlag übersteigt, wenn die Produktion von Roheisen fast auf 4 Millionen Tonnen gestiegen ist, obgleich diejenige Englands 7 Millionen Tonnen überstiegen und die nordamerikanische 7 Millionen Tonnen fast erreicht hat, so kann doch wahrhaftig nicht aus einigen unvollständigen und in Vereinzelung gar nicht zur Begründung eines Urteils geeigneten Ein- und Ausfuhrziffern auf einen schlechten Geschäftsgang für den deutschen Handel und die deutsche Industrie geschlossen werden. Und selbst wenn sich in einem Jahr ein Rückgang in den statistischen Ziffern des Handels oder der Industrie zeigen sollte, so sind Schlüsse auf den Gesamtgang des Geschäftes nicht ohne weiteres zu machen. Immer gehört zum statistischen Urteil eine Reihe von Jahren, und man muß längere Zeitabschnitte miteinander vergleichen. Dann wird man klarer sehen. Es betrug die deutsche

Einfuhr 1880:	14 170 907	Tonnen	im	Wert von	2 820 700 000	Mark
„ 1887:	19 386 477	„	„	„	3 124 700 000	„
Ausfuhr 1880:	16 401 063	„	„	„	2 895 400 000	„
„ 1887:	19 495 464	„	„	„	3 135 300 000	„

Bezeichnet dies schon eine stetige Steigerung von $^3/_4$ Mill. Tonnen und 45 Millionen Mark bei der Einfuhr, von ebenfalls $^3/_4$ Millionen Tonnen und 40 Mill. Mark bei der Ausfuhr, so muß man den Vergleich erst bis zum Jahre 1850 zurückführen, um die Steigerung das internationalen Geschäftes in dieser kurzen Periode völlig zu übersehen. Denn im Jahr 1850 betrug im deutschen Zollverein nach dem Wert

die Einfuhr:	181 659 164	Thaler	=	544 977 492	Mark
die Ausfuhr:	172 948 116	„	=	518 834 348	„

Es hat sich also der Wert des deutschen auswärtigen Handels binnen siebenundzwanzig Jahren fast versechsfacht. Damals betrug der Wert der Ein- und Ausfuhr auf den Kopf der Bevölkerung 36 M.; gegenwärtig beträgt er auf den Kopf fast 134 M. Und in noch größerem Umfange ist die Industrie gewachsen. Wie bemerkt, ist im Jahre 1887 die Roheisengewinnung des Zollvereins auf fast 4 Millionen Tonnen gestiegen,

Digitized by Google

und nach Maßgabe der bis jetzt vorliegenden Monatsausweise für das Jahr 1888 wird in diesem Jahr die Menge von 4 Millionen Tonnen überschritten werden. Dagegen betrug die deutsche Roheisenproduktion im Jahre 1850 nicht mehr als 173 520 Tonnen, im Jahre 1834 war die Gesamtroheisengewinnung Deutschlands aber nur 96 580 Tonnen. Binnen fünfzig Jahren hat also eine vierzigmalige Steigerung der deutschen Roheisenproduktion stattgefunden. Dabei waren im Jahre 1850 in sämtlichen Bergwerken, Hütten und Salinen des preußischen Staates 110 082 Arbeiter (mit 232 152 Familienangehörigen) in 3337 Werken beschäftigt. Es gab darunter neun Werke, die weniger als vier Arbeiter beschäftigten, und mehr als 100 Arbeiter auf ein Werk kamen nur beim Steinkohlenbergbau vor. Dagegen beschäftigten im April 1888 allein 205 zum Verein deutscher Eisen- und Stahl-Industrieller gehörige Werke 138 695 Arbeiter, während im Jahre 1850 auf sämtlichen damals vorhandenen 1223 Hütten nur 40 701 Arbeiter beschäftigt waren. Der Gesamtwert der Jahresproduktion dieser 1223 Hütten betrug im Jahre 1850 nicht mehr als 118 279 347 Mark, also monatlich 9 856 612 Mark, wogegen jene 205 Werke für den Monat Januar 1888 allein 10 259 518 Mark Arbeitslohn zu zahlen hatten. Es beträgt also gegenwärtig der Arbeitslohn nur für einen Teil der Eisenhüttenwerke mehr, als im Jahre 1850 der gesamte Produktionswert der sämtlichen Hütten betrug.

Daß dabei die Preise erheblich niedriger sind als damals, ist freilich nicht zu bestreiten, und nassauisches Stabeisen kostete in Köln im Jahre 1850 durchschnittlich 276 Mark. Allein es ist damit noch nicht gesagt, daß der Geschäftsgewinn, auf den es bei den freihändlerischen Beurteilern vor allem ankommt, nicht gegenwärtig trotz der gesunkenen (Gros-) Preise höher ist, als damals. Jedenfalls hat man im Jahre 1850 von fremden „Emissionen“, also vom Verborgen deutschen Kapitals in das Ausland nichts gewußt. Dagegen hatten die Summe der an die deutschen Börsen gebrachten Emissionen

im Jahre	1883:	782 790 000	Mark	Nennwert	und	753 660 000	Mark Kurs
„	1884:	988 630 000	„	„	„	901 390 000	„
„	1885:	989 420 000	„	„	„	907 480 000	„
„	1886:	1 007 490 000	„	„	„	963 820 000	„
„	1887:	1 032 370 000	„	„	„	1 024 210 000	„

Der Kapitalgewinn am Geschäftsumschlag der produzierten Werte ist aber im Wesentlichen die Quelle dieser Emissionen, aus ihm nähren sie sich. Es gibt aber auch Einzelangaben, aus denen man die Höhe jener Geschäftsgewinne erkennen kann. In dem Prospekt der kürzlich zur Emission gebrachten Riebeckschen Bergwerke in Halle a. d. S. ist angegeben, daß bei einem Aktienkapital von 10 000 000 Mark binnen der letzten vier Jahre fast 11 000 000 Mark Gewinn erübrigt wurde.

Jene Taktik, die Lage der Handels- und Industriebetriebe unter der Schutzzollpolitik als gedrückt und gefährdet darzustellen, ist daher hinsichtlich ihres Zweckes einfach zu kennzeichnen als ein Versuch, Verwirrung anzurichten und die Befestigung der Produktionsverhältnisse zu hintertreiben. Erfolge hat diese Taktik zur Genüge. In der Frage der Spiritusbank hat sich dies wieder gezeigt. Freilich waren hier die Produzenten auf falschem Wege; aber sie glaubten doch wenigstens zum Teil auf richtigem zu sein. Aber nicht an der Einsicht des anderen ist das Projekt gescheitert, sondern am Zwang, den das Zwischengeschäft üben konnte. Es ist daher auch wenig Aussicht, daß eine Genossenschaft der Spritproduzenten Aussicht habe; nur das Reichsmonopol kann hier noch helfen.

Kirche.

Die kirchlichen Konferenzen, deren Erblühen wir im Maimonat erwähnten, haben sich im Laufe des Juni nur noch vermehrt. Es ist der Monat der Pfingstkonferenzen: Berlin, Leipzig, Hannover — dazu kommen noch viele kleinere. Und wiederum war es die Ritschl'sche Theologie, oder eins der durch sie angeregten Probleme, welche auf den meisten derselben den Stoff für die Verhandlungen lieferte. Wir gehen auf dies Thema heute nicht schon wieder ein, sondern wenden uns sofort zu einer Konferenz, die einen ganz eigenartigen Charakter hatte und die auch deshalb eine besondere Erwähnung verdient, weil sie in diesem Jahre zum erstenmal an das Licht trat.

In Gnadau trat in der Pfingstwoche eine „freie Konferenz evangelischer Männer" zusammen aus allen Teilen Deutschlands, die von vollständig anderen Beweggründen getrieben wurden, als sie durch die neuere theologische Entwicklung an die Hand gegeben werden. Es ist vielmehr der beherrschende Gedanke für sie eine Umgestaltung der kirchlichen Amts- und Gemeindeverhältnisse, die den besonderen Bedürfnissen der Zeit nicht genügend angepaßt seien. Daß auch die persönliche Heiligung des Lebens in dem Programm mit erwähnt war, als eine besonders zu pflegende Aufgabe, war nicht von Ausschlag gebender Bedeutung. Der Vortrag, der über dies Thema vom Generalsuperintendent Geß in Gnadau gehalten worden ist, beweist, daß hier keine anderen Anforderungen gestellt werden, als sie allgemein in den gläubigen kirchlichen Kreisen, in Zeitschriften und Konferenzvorträgen verlangt werden. Es sind die gesunden Anschauungen der evangelisch-lutherischen Reformation, welche Geß darstellte. Der Nüchternheit entbehrende Uebertreibungen wies der Referent entschieden zurück. Daß von anderer Seite solche in Gnadau vertreten worden seien, wie behauptet ist, davon ist uns in keinem Berichte etwas entgegengetreten.

Die Hauptsache also war die Frage der Laienthätigkeit in der Kirche, wie man es nennt. Dieselbe steht ja schon lange auf der Tagesordnung und wird neuerdings von einigen trefflichen Männern, die in ihren besonderen Verhältnissen merkwürdige Schwierigkeiten von geistlicher Seite erfahren haben müssen, mit einem gewissen ängstlichen Eifer betrieben. Wodurch sie aber jetzt ganz besonders in den Vordergrund gerückt ist, ist der Umstand, daß sich eine bedeutende wissenschaftliche Kraft praktisch für die Sache eingelegt hat, — Professor Christlieb in Bonn, der neben seinem Amte als Bildner künftiger Geistlicher an der Universität, an die Spitze eines Unternehmens getreten ist, das sich zur Aufgabe stellt, auch noch andere „geistliche Kräfte" in den Dienst der Gemeinde zu stellen als diejenigen mit der spezifisch wissenschaftlichen Ausbildung; es ist das von uns mehrfach erwähnte und auch von der westfälischen Provinzialsynode warm empfohlene Johanneum in Bonn.

Man sagt etwa so: Der Pastor wird gegenwärtig geschult zu einer Thätigkeit, die nicht mehr genügt. Er wird angeleitet, eine Herde zu weiden, die nicht mehr vorhanden ist. Es muß vielmehr gesammelt werden, und zwar einerseits durch Weckung des Gemeinschaftslebens und andrerseits durch eine Missionsthätigkeit, die sich zielbewußt an die entfremdeten Massen wendet. Um diese Gedanken bewegten sich alle Gnadauer Themata. Dr. Fabri sprach über die Berechtigung, Notwendigkeit und Grenzen der Laienthätigkeit, — Herr von Oertzen über die Notwendigkeit der organisierten Evangelisation neben dem pastoralen Amt und ihre Bedeutung für das kirchliche Leben, — Sup. Schmalenbach über die Gemeinschaft der heiligen und die notwendige Organisation der christlichen Gemeinschaften in Stadt und Land, — Pastor Schrenk über Gebetsversammlungen und Gebetsgemeinschaften und Pastor Kärger aus Barmen über Bibelstunden und Bibelbesprechungen.

Es ist natürlich auch bei dieser Versammlung für uns nicht möglich, ein eingehendes Referat in dieser kirchlichen Umschau zu geben. Ein kurzes Urteil aber ist

sehr schwierig. Vielleicht daß dem einen und andern doch zur Orientierung dient, wenn wir uns auf folgende Sätze beschränken. Wir begrüßen die ganze Bewegung mit herzlicher Freude, daß sich unter der Versammlung und ihren Freunden nicht wenige Elemente befinden, die sich einer erheblichen Unklarheit über die tieferen grundsätzlichen Fragen rühmen können, steht uns zwar fest. Es ist z. B. die Grenze des bloß Mißverständlichen bereits überschritten, wenn ein Teilnehmer der Konferenz — übrigens ein Geistlicher — in seinem Bericht im Duisburger Sonntagsblatt „das geordnete Amt" mit Anführungsstrichen schreibt. Allein wir stoßen uns nicht an solchen Elementen. Es scheint uns in der Kirchengeschichte unerhört, daß eine gute Sache von Anfang an nur reine Vertreter gehabt hätte. Wir warnen darum unsere Freunde vor ängstlicher und engherziger Befehdung. Wir können uns doch nur aufrichtig freuen, wenn dem immer wiederholten Appell an die Gemeinden zur Mitarbeit an den kirchlichen Aufgaben in immer reicherem Maße entsprochen wird. Man wird des „geordneten Amtes" und der theologischen Bildung niemals entraten können. Aber daß bei der letzteren vielfach spanische Stiefel angelegt worden sind: das zu leugnen, werden wir am wenigsten versucht sein. Die Kirche des Herrn verträgt sehr viele Formen. Wenn nur Christus gepredigt wird! — sagen wir mit Paulus. Und wir freuen uns, wenn in die kirchliche Armee noch mehr leichtere und beweglichere Truppen eingeführt werden können. Andererseits aber würden die lieben guten Herren, die so fleißige Laienarbeit treiben, sich und der Kirche die Sache erleichtern, wenn sie sie etwas weniger prinzipiell faßten. Wir hoffen noch auf eine starke Vermehrung der Laienkräfte in der Kirche, aber eine neue kirchengeschichtliche Epoche wird damit auch nicht begründet sein. Deren Quellen fließen in der Theologie.

Und dann hätten wir gewünscht, daß bei den vielen Klagen über die Arbeit der geistlichen Amtsträger der Gedanke abgewehrt worden wäre, als sei nur die Laienarbeit überall vortrefflich. Ein Berichterstatter — ich glaube in der Allgem. ev.-luth. K.-Z., — hebt hervor, welche trefflichen Grundsätze über das Gebet in den Referaten und Ansprachen aufgestellt seien, und wie die praktische Uebung damit zuweilen kontrastiert hätte. Schreiber dieses hat Laienarbeit in Ansprachen und Gebeten reichlich kennen gelernt und muß gestehen: gibt es schon Pastoren, die „fürchterlich" beten können, so ist das in Gebetsversammlungen, wo Laien mit Vorliebe auftreten, noch viel schlimmer. Gerade wegen unseres Interesses an einem stärkeren Eingreifen von nicht theologischen Hilfskräften in unsere Arbeit haben wir Professor Christliebs Eintreten dafür und seine Bildungsschule im Johanneum mit Freuden begrüßt.

Denselben Gegenstand berührte übrigens auch ein Thema der Berliner Pastoralkonferenz, auf der Pfarrer Schlosser über deutsches und englisches Kirchenideal referierte, und zwar in dem Sinne über englisches, daß er den eigentlichen Anglikanismus ausschloß, als der auf deutsche Verhältnisse gar keinen Einfluß habe, und nur von dem englischen Wesen sprach, das sich bei uns Eingang verschafft, nämlich dem methodistischen. Bekanntlich vertritt der Evangelische Verein in Berlin mit seinem Ev. kirchl. Anzeiger den ausgesprochensten Gegensatz gegen vieles, was in der „freien kirchlichen Arbeit" jüngst erstrebt wird, und er nimmt darum auch gegen die Gnadauer Konferenz, und insbesondere gegen den von uns sehr hochgeschätzten Schrenk, eine viel ablehnendere Haltung ein als wir.

In das große Gebiet, auf dem diese Fragen jetzt zum Austrag stehen, gehört auch die Gründung des Hilfsvereins für die Stadtmission in den großen Städten, der durch die bei Graf Waldersee gehaltene viel besprochene Versammlung zuerst angeregt wurde. Unsere jetzt regierende Kaiserin hat noch als Kronprinzessin die Protektion des Vereins übernommen, der auf sehr großartiger, breiter Basis angelegt ist, und das beste, was der Verein uns bisher zu Wege gebracht hat, ist der liebe Brief, den Ihre Majestät an den Vorsitzenden, Herrn von Levetzow, gerichtet hat, — ein

Brief, der jedes deutsche Christenherz entzückt hat und eine Sprache redet, wie sie selten schöner vom Throne gesprochen worden ist.

Noch eine Versammlung fiel in die Pfingsttage, die ein völlig anderes Gepräge trägt als die freie der evangelischen Männer in Gnadau, — nämlich die Zusammenkunft der kirchenregimentlichen Abgeordneten in Eisenach. Recht praktische Fragen waren es, welche dieselbe in diesem Jahre beschäftigt haben. Es wurden besondere Jugendgottesdienste für unentbehrlich gehalten, weshalb nicht nur die Pflege und Wiederbelebung der kirchlichen Katechisationen empfohlen wurde, sondern auch daß denselben „die neuerdings aufgekommenen Kindergottesdienste“ — namentlich in den Städten — ergänzend zur Seite träten. Ferner wurde der Grundsatz aufgestellt, daß bei nicht getauften und nicht mehr völlig unmündigen Kindern, sofern sie nicht widerstreben, die Taufe in der Regel ohne Aufschub, und zwar in der Form der Kindertaufe, unter Zuziehung von Paten, vollzogen werde. „In dem Maße als der Täufling bereits zu entwickelterem Bewußtsein gelangt ist, kann eine angemessene aktive Beteiligung desselben stattfinden. Ist derselbe schon fähig am Konfirmationsunterrichte teilzunehmen, so ist die Taufe möglichst in den Anfang desselben zu legen und die Konfirmation nachher in der gewöhnlichen Art zu vollziehen.“ —

Aus Berlin ist noch eine unangenehme Skandalgeschichte in dem kirchlichen Bericht nicht zu übergehen. In der Reichshauptstadt sollte das Lutherfestspiel vom Superintendent Trümpelmann aufgeführt werden und nach längeren Hin- und Herverhandlungen mit der Polizei kam am Vormittage des bestimmten Tages noch ein Verbot des Ministers an, und das Komitee konnte am Abend vor dem gefüllten Theater eine Szene aufführen, die eine gewaltige Aufregung hervorrufen mußte. Wir bedauern das Verbot des Ministers auf das Tiefste, können aber doch damit nicht zurückhalten, daß es für die evangelische Kirche verhängnisvoll werden kann, wenn eine Sorte von Verteidigern für sie auftritt, die den „freien protestantischen Geist“ hauptsächlich in dem Stück des Erbes Luthers sehen, auf das wir gern verzichten, nämlich im Schimpfen. Der hochpoetisch begabte Trümpelmann ist nicht der Mann, dem wir die Bestimmung über das was evangelisch taktvoll und geistlich ist, überlassen möchten. Daß von der lutherischen Kirchenbehörde Sachsens das Stück von Trümpelmann als für Dresden unmöglich bezeichnet ist, steht neben der Thatsache, daß es in Weißenfels u. a. O. ohne Anstoß aufgeführt worden ist.

Zum Schluß erwähnen wir einen Streit zwischen den deutschen Geistlichen in Italien und der Waldenserkirche, den wir eigentlich hatten ruhen lassen wollen. Allein ein Bericht in der Allg. Ev. Luth. K.-Z. über die letzte Zusammenkunft der deutschen Pastoren in Florenz veranlaßt uns zu folgenden Bemerkungen. Auch bei dieser Gelegenheit wieder hat man sich beklagt über das Verfahren der Waldenser, und zwar ganz besonders in S. Giovanni Lugatolo. Dem Referenten hat die Korrespondenz zwischen dem Präses der Waldensersynode Prochat und Prediger Rönnecke über diesen Fall vorgelegen, nach deren Einsicht er sagen muß, daß die Beschuldigungen des letzteren völlig grundlos sind. Daß dieselben noch festgehalten und wiederholt werden, während der Brief Prochats mit Bitten um Motivierung derselben unbeantwortet geblieben war, ist uns, wie den Waldensern, unbegreiflich und wir möchten fast der Erklärung uns anschließen, daß die deutschen Herren zu viel zu thun haben, um sich gründlich genug in die Angelegenheit zu versenken.

Neue Schriften.

1. Politik.

— Georg Friedrich Knapp: Die Bauernbefreiung und der Ursprung der Landarbeiter in den älteren Teilen Preußens. I. Teil. Ueberblick der Entwicklung. II. Teil. Die Regulierung der gutsherrlich bäuerlichen Verhältnisse von 1706—1857, nach den Akten. (Leipzig, Duncker & Humblot.) 1887. XXIII. 352 S. XXX. 478 S.

Es ist eine Freude zu sehen, wie in der heutigen Wissenschaft die Teilnahme für das Gebiet der Staatsökonomie uns seit dem Vorgange Schmollers jährlich eine wachsende Anzahl gründlicher Arbeiten liefert, die alle mehr oder minder dem einen Zwecke sich widmen, die Geschichte unseres engeren Vaterlandes, insbesondere Alt-Preußens, nach der wirtschaftlichen Seite darzustellen und so eine Uebersicht dessen zu geben, was unsere Fürsten und Vorfahren im wahren Sinne des Wortes „erarbeitet“ haben, und was sie durch ihre Arbeit geworden sind. Nichts ist mehr imstande vaterländische Gesinnung und treue Anhänglichkeit an den teuren Mutterboden unseres Volkes zu erzeugen als diese Thätigkeit. — Ein vortreffliches Werk dieser Art liegt uns vor in G. F. Knapps Bauernbefreiung. Man kann nicht sagen, daß es zum erstenmale diesen Stoff behandele. K. hat in gewissem Grade seine Vorgänger in Dönniges, d. Landkulturgesetzgebung Preußens 1843, in Meitzen, Der Boden und die landwirtschaftlichen Verhältnisse Preußens, in den vortrefflichen Arbeiten Stadelmanns über die Landeskultur Preußens von Friedrich Wilhelm I. bis Friedrich Wilhelm III. u. a. m.; aber es bleibt sein Verdienst, daß er zum erstenmale diesen Stoff aus der Menge verwandter und angrenzender Stoffe herausgehoben und in streng quellengeschichtlicher Forschung eine erschöpfende, folgerichtige und überall wohlbegründete Darstellung gegeben hat. Die Absicht K's. ist, die in der Landwirtschaft beschäftigten Menschen, die ländliche Verfassung, die Beziehungen der gesellschaftlichen Klassen und die Stellung des Staates zu denselben uns vor die Augen zu stellen. „Indem wir die Befreiung der Bauern und den Ursprung der Landarbeiter erforschen, beschäftigen wir uns mit der sozial-politischen Geschichte der ländlichen Bevölkerung.“ — Der Verf. gibt im I. Bd. „die Beschreibung und Erzählung des Vorgangs, wie er dem Verf. — erscheint“, im II. Bde. eine übersichtliche Zusammenfassung des quellengeschichtlichen Stoffes. — In der Einleitung werden sorgfältig die Arten der ländlichen Bewohner insbesondere der Bauern und abhängigen Leute von einander geschieden. Die letzteren zerfallen 1) in gutsunterthänige Leute bei erblichem Besitze, 2) in solche mit unerblich-lassitischem Grundbesitze oder Leibeigene im uneigentlichen Sinne und 3) in wirklich Leibeigene d. h. Unterthane, welche gebunden sind an die Person des Herrn und ebenso unfähig zum Erwerb beweglichen wie unbeweglichen Vermögens. Die letzte Art findet sich allerdings nur „sporadisch“ und sehr selten; aber sie kommt noch selbst auf Domänen in Brandenburg 1719 und in einigen Fällen in Ostpreußen vor. — Die Bezeichnung „Leibeigenschaft“ im 18. Jahrhundert ist daher nur in uneigentlichem Sinne zu verstehen. — Uebrigens hat sich die Unterthänigkeit der Bauern ganz natürlich und in den meisten Fällen ohne Gewalt entwickelt, indem in den östlichen, ehemals slawischen Ländern die Landesherren, d. h. die Markgrafen, ihre Rechte an die Bauern, bestehend in Ackerzins, Wagendienst im Kriege oder Frieden, endlich auch dem Burgdienst, gegen Entgelt an die Rittergutsbesitzer, d. h. die Ritter (Adel) abtraten, die nun die Dienste in regelmäßige Fronden umwandelten. Aber allmählich ging die Erinnerung an dieses Verhältnis verloren, der Bauer schien mit seinem Gute nur um der Dienste willen da zu sein; that er sie nicht oder schlecht, so wurde er von seinem Gute vertrieben und ein anderer für ihn eingesetzt oder sein Besitz eingezogen. In letzterem Falle verringerte sich die Zahl der Fron-Bauern; aber ihre Leistungen wuchsen auf dem vergrößerten Besitze des Herren. Dazu kommt, daß im 16. Jahrhundert an sich das Streben der letzteren vorherrschte, die Dienste zu steigern („ungemessene Dienste“). Der Landesherr tritt hierbei meistens auf die Seite der Herren. „Erst auf diese Weise

Digitized by Google

und erst um jene Zeit (1550) wird der „ägyptische“ Dienst zur Plage des Landvolkes“. — Der 30-jährige Krieg hat diesen Zustand nur verschlimmert; das Bauerngut wurde vom Gutsherrn wegen Mangels an Unterthanen eingezogen, der Bauer selbst, weil selten geworden, um so fester an den Gutsherrn geknüpft und mit seinem Dasein für denselben verhaftet. Daher kann auch einem Bauern ein Gut vom Gutsherrn aufgezwungen werden, damit durch die Uebernahme desselben die auf dem Gute haftenden Dienste für den Gutsherrn wieder fällig werden. — Dieser Zustand trug für den Staat große Gefahren in sich. Friedrich I. von Preußen trat ihm daher schon in der Edikte vom 14. Oktober 1710 entgegen; seine Nachfolger in gleicher Weise 1714, 1739, 1748, 1763. Der „Bauernschutz“ geht von den Hohenzollerschen Königen aus. Aber er entbehrte noch des rechten Inhalts. Indessen erhielt er denselben durch die Edikte von 1777 und 1790. Die Domänenbauern erhielten erblichen Besitz und durften 1799 alle Dienste ablösen. 1808 verwandelte sich ihr Besitzrecht in Eigentumsrecht, welches 1810 seine volle Geltung bekommt. — Sehr anders gestaltete sich diese Entwicklung bei den Privatbauern; sie ist zu verwickelt, als daß sie sich in Kürze darstellen ließe, aber um so anziehender ist die unermüdliche Thätigkeit, welche der Staat auch auf diesem Gebiete entwickelt. Erst durch das Edikt vom 29. Mai 1816 wurde diese Angelegenheit so festgesetzt, wie sie bis 1850 bestanden hat. — Man muß die Fülle des Stoffes mit eigenen Augen übersehen, die ungeheure, wahrhaft ergreifende Thätigkeit der preußischen Könige aus ihren Reglements und Edikten selbst erkennen, um die Verdienste derselben um die Bauern und kleinen Leute zu begreifen. — Nur eine kurzsichtige, kenntnislose Richtung in der Litteratur hat dies zu leugnen vermocht und versucht, sich selbst getreu, bis auf den heutigen Tag die thätige Fürsorge der Krone und aller ihr treuen Staatsmächte für den Bauernstand zu hemmen und zu hindern. A. Br.

— **Choses d'Allemagne**, coup d'oeil sur les forces militaires de l'Allemagne par **Gallus** (Paris, Louis Westhaußer) 1888. 220 S. 8°. 2,80 Mark.

Eine in dem bekannten hannoverschen Verlage militärischer Broschüren erschienene kleine Arbeit, Gallicae Res von Celticus, in welcher die Zustände der französischen Armee, insonderheit die inneren Verhältnisse im französischen Offizierkorps in einer Weise besprochen wurden, welche die Höflichkeit vermissen ließ, die man zwischen den Wortführern zweier feindlicher Armeen mit vollem Recht fordert, findet hier ihre Antwort.

Der Verfasser — er bezeichnet sich selbst an einer Stelle als ehemaliger Offizier der Nationalgarde und ist vermutlich Elsässer von Herkunft, muß auch gegenwärtig im Reichslande wohnen — verbindet mit einer Menge von Einzelkenntnissen eine große Vertrautheit mit der deutschen Militärlitteratur; es ist nur im hohen Maße zu bedauern, daß mit dieser Belesenheit nicht die Fähigkeit, das Wichtige vom Unwichtigen, das Unparteiische von dem wissentlich Entstellten zu sondern gleichen Schritt gehalten hat. Eugen Richter erscheint einigemale als Gewährsmann, zahlreiche Auszüge aus Zeitungen und Streitschriften, welche bis auf einen ganz geringen Bruchteil dem fortschrittlichen Lager entstammen, werden als Belegstellen für die Ansichten des Verfassers angeführt, und so muß denn das hier entworfene Bild, wie die Figur der preußischen Leutnants, welche den Umschlag ziert, zu einem Zerrbild deutscher Verhältnisse werden. Neben der Fähigkeit Einzelheiten und Thatsachen mit einander in Zusammenhang zu bringen, geht Gallus die Gabe, wenn nicht gar der Willen ab, die Thatsache der Erscheinung durch die geschichtliche Entwickelung zu begründen und zu erklären; vieles, so vor allem die Sonderstellung der Offiziere, muß ihm als outsider daher unverständlich bleiben. Gallus ist was Lord Chesterfield von seinen Landsleuten behauptet: a mighty observer of events but ignorer of causes. Wir wollen hier nicht weiter auf den Vorwurf des Verfassers eingehen und die Behauptung widerlegen, daß seit einer Reihe von Jahren in Deutschland nur geflissentlich gefärbte Darstellungen von Frankreich und den Franzosen erscheinen, um eine feindselige Stimmung gegen Frankreich, „qui ne provoque personne“, zu erregen. Seit etwa einem Jahrzehnt haben wir die französische politische Litteratur auf das eifrigste beobachtet und könnten Gallus eine Blütenlese von Werken zur Verfügung stellen, welche die viel angegriffenen Erzeugnisse Tissots als zu harmlos nicht einmal nennen würde. Gallus schließt sich in der Einteilung des Stoffes dem Buche des Celticus Abschnitt für Abschnitt an. Es wird die Zusammensetzung der deutschen Streitkräfte zu Lande und zu Wasser, Eisenbahnen, Festungen, Lage der Nachbarstaaten im Kriegsfalle besprochen und dann vor allem das Offizierkorps des aktiven Heeres und des Beurlaubtenstandes einer eingehenden Kritik unterzogen.

Mit dem ersten Teile, wenn er auch eine Unmenge Fehler und Unrichtigkeiten aufweist, deren Aufdeckung ohne weiteres Interesse sein würde, wollen wir uns nicht beschäftigen, sondern uns dem zweiten Teile zuwenden. Von vornherein wollen wir auf eine Wiedergabe einzelner Stellen aus in Deutschland hinreichend bekannten Schriften — sogar die Münchener Fliegenden Blätter dienen als Quellen — verzichten und nur die Ansichten des Verfassers, in sofern sie sein eigenstes Geistesprodukt sind, hier wiedergeben. Sind auch in jüngster Zeit in Paris zwei Arbeiten: Education de l'infanterie française und L'officier allemand, erschienen, welche parteilose Kritik üben und dem deutschen Militärstaate auch die Anerkennnng nicht versagen, so sind doch solche Erscheinungen selten wie weiße Raben, während uns Gallus in ungeschminkter Weise zeigt, wie man jenseits der Vogesen von uns denkt.

Als Gegenstück der Trennung der Offiziere in Frankreich in St. Cyriens und in troupiers, wie diese ja auch durchgehends von Franzosen anerkannt wird, wird die Trennung des deutschen Offizierkorps in Adelige und Bürgerliche angeführt,

beide Klassen sollen kaum mit einander verkehren, la camaraderie, meint Gallus, cest une affaire d'étiquette et voilà tout! Unsere Lachmuskeln muß aber geradezu die Schilderung des Lebens der Offiziere in ihren vier Pfählen in Bewegung setzen, wir lassen sie hier folgen „unless it were to be a moment merry".

„Ist der Dienst beendet, so schickt der Offizier, welcher in der Kaserne wohnt, seinen Burschen in die Mannschaftskantine, um sich sein Abendessen holen zu lassen, dieses besteht für gewöhnlich aus einem Häringssalat, einer „Knackwurst", oder oft gar aus einer Portion „Limburger", der dann mit zwei oder drei „Seideln" begossen wird. Dann fängt er an eine Unmenge echter Havanas zu rauchen, von denen fünf Stück vier Pfennig kosten. Wird ihm dann der Kopf schwindelig, so geht er zu Bett, glücklich am anderen Tage ein gleiches Leben beginnen zu können."

„Die in der Stadt wohnenden Offiziere lassen sich aus dem Kasino ein warmes, oder, weil dieses billiger ist, ein kaltes Gericht holen, zu welchem sie dann ebenfalls eine erstaunliche Menge von Seideln vertilgen. Diejenigen, die höhere Ansprüche machen, speisen in einem Bierhause und ich bin oft genug Zeuge eines solchen Schauspiels gewesen. Es hat mir immer eine unsagbare Freude bereitet, einen unserer stolzen Sieger sich hinter ein Wiener Schnitzel oder ein Stück Zunge mit scharfer Sauce setzen zu sehen. Wie sie langsam und methodisch essen, ab und zu sich mit den Papierservietten (ressemblent point pour point à celles qui servent en France à un autre usage) den Schnurrbart streichend, voller Zufriedenheit dem erstaunten Bürger einmal zeigend, wie ein „Herr Offizier" ißt. Nach beendigtem Essen wird eine Cigarre von eleganter Form angesteckt, der Herr erhebt sich mit der selbstzufriedenen Miene, durch dieses Schauspiel zur moralischen wie intellektuellen Erziehung des Landes beigetragen zu haben, voller Verachtung für alle nicht zum „Schwertadel" gehörigen".

„Ich habe immer wie toll lachen müssen, wenn ich einen Burschen mit dem Abendessen seines Herrn habe vor mir aufziehen sehen. Man kann sich kaum die Vorsorge vergegenwärtigen, mit welcher er in der einen Hand eine Schüssel im Gleichgewicht zu halten bemüht ist. Die Schüssel enthält meist einen in Essig schwimmenden Hering, für den es gewiß nichts erbauenderes geben kann, als die Nahrung eines glänzenden Offiziers abzugeben. In der anderen Hand trägt der Bursche ein Seidel mit dem schäumenden Trank des Gambrinus gefüllt. Dieser Bursche zwischen seinem Hering und seinem Seidel ist für mich das beste Bild des deutschen Dualismus, er lacht über das europäische Gleichgewicht, für ihn ist das Seidel und der Hering die ganze Welt."

Nachdem der Verfasser in ähnlicher geistvoller Weise die Beziehungen des Offiziers zum anderen Geschlecht vor seinen Richterstuhl gezogen hat, kommt er zur Gesellschaft.

„Man muß gestehen, der deutsche Offizier wird überall und mit großem Zuvorkommen empfangen und das kommt daher, daß sich die Offiziere auf der obersten Sprosse der gesellschaftlichen Stufenleiter befinden. Sie verkehren bei den hohen Beamten, den Rechtsanwälten, vor allem haben sie eine Schwäche für die großen Gewerbtreibenden. Man muß die Erfolge der Herren Kommerzienräte bei den Herren Leutnants gesehen haben. Diese finden alle Eigenheiten jener reizend und liebenswürdig, wobei sie mehr den Geldbeutel, als das Herz einer etwaigen Tochter im Auge haben. Dafür sind jene aber auch nicht so sparsam, wie unsere Landsleute, sie zerreißen sich völlig, geben Gesellschaften und Bälle und überschwemmen die Kehlen des „Schwertadels" mit gutem Münchener Bier, von welchem der Hektoliter 20 Mark kostet. In diesen Kreisen gibt es jene vorzüglichen Soupers mit „Hamburger Bücklingen und Kartoffelsalat" . . .

„Die Vorschriften über Verheiratungen sind sehr hart, wenigstens für die Schwiegerväter, und ich bin überzeugt, daß den vorschriftsmäßigen Bedingungen nur von sehr wenigen Personen genügt wird. Ich kenne wenigstens eine ganze Anzahl junger Mädchen, welche geheiratet haben, ohne wie vorgeschrieben ein Einkommen von 2125 Frks. zu besitzen, eine andere Dame meiner Bekanntschaft hat nicht einmal 1200 Franken und doch hat der Bräutigam sein Ehrenwort gegeben, über das nötige Einkommen zu verfügen . . ."

„Alle Welt bewundert und achtet das Offizierkorps, aber wer sucht die Gesellschaft desselben auf? Vielleicht einige Gewürzkrämer, welche sich mit dem Titel Kommerzienrat vom Geschäft zurückgezogen haben und für ihre Tochter eine gesellschaftliche Stellung zu erlangen suchen, die sie durch das Bezahlen der Schulden ihrer demnächstigen Schwiegersöhne erkaufen müssen. Mit ihren groben Sitten und mit ihrem eingebildeten Wesen sind die Offiziere der Schrecken — bei geschlossenen Thüren der Gegenstand des Gespötts — aller Welt. Bekannt ist es, daß eine ganze Anzahl Zivilisten die Restaurants, in denen Offiziere verkehren, nicht zu besuchen wagen! . . ."

„Der deutsche Offizier ist ein vorzüglicher Lehrmeister seiner Untergebenen, vorzüglich im Feuer, mit Leib und Seele seinem Könige ergeben, außer Dienst ist er aber das denkbar unerträglichste Wesen, welches man sich nur vorstellen kann, unverschämt gegen Männer und Frauen, eingebildet, geckenhaft, fade in seinem Gespräch, eine überraschende Erscheinung im XIX. Jahrhundert; aber an dem Tage, wo ihm das Schlachtenglück untreu wird, da wird es mit ihm aus sein; wie aus einem geplatzten Ballon wird aus ihm nichts anderes wie Luft herauskommen".

Der Verfasser schließt mit den „quatre vers" von Voltaire:

> Aimer son roi, la gloire et la patrie,
> Sacrifier son bien, sa santé et sa vie,
> Tourmenté par des fous, et chicané pour
> un rien,
> Voilà le vrai portrait d'un officier prussien.

Das alles bedarf keiner weiteren Erörterung, wir müssen gestehen, selbst in französischen Kreisen bis jetzt noch nicht auf solche Schilderungen ge-

stoßen zu sein. Derartige Anschauungen können nur in den Köpfen von Leuten reifen, denen das Verständnis für die inneren Grundbedingungen des deutschen Offizierkorps mangelt. Wäre es dem Verfasser darum zu thun gewesen, ein unparteiisches Bild der deutschen Offiziere zu entwerfen, er hätte in den Fußtapfen des Verfassers des Officier allemand, son rôle dans la nation treten müssen, dessen richtige, unparteiische Kritik aber auch in Deutschland, nur nicht in Frankreich, gewürdigt wird. Das französische Lesepublikum verlangt stets nach Schilderungen über Deutschland in bestimmter Färbung, daß nach beendigter Lektüre der biedere Bourgeois sein: „Herr Gott, ich danke dir“ ausrufen kann.

In gleicher Weise beleuchtet Gallus die Verhältnisse der Offiziere des Beurlaubtenstandes und die unseres Unteroffizierkorps. Wir wollen ihm hier nicht weiter folgen, die Widerlegung der unglaublichsten Anschuldigungen würde zwecklos sein. Mit wahrem Wohlbehagen berührt der Verfasser das Kapitel „Mißhandlungen“; sollte ihm aber die Anwendung der crapaudine in der eigenen Armee unbekannt sein, sollte er nie gehört haben, daß französische Offiziere im Tonkin-Feldzug ihr eigenes Quartier mit Posten umgaben, den poste de discipline — wo sich unbewaffnet Bestrafte aufhalten müssen — aber in einzelnen Fällen zwischen den beiderseitigen Postenketten aufstellten? Wir haben eine zu große Achtung vor der Masse des französischen Offizierkorps, als daß wir eine solche Polemik hier aufnehmen würden.

Ebensowenig lohnend würde es sein, dem Verfasser auf das Gebiet der Zukunftsschlacht zu folgen. Trotz allen Aufwandes an Phrasen und plumpen Angriffen auf Deutschland wird es ihm aber auch in den Augen aller denkenden Franzosen nicht gelingen, den Beweis zu führen, daß Frankreich stets und zu aller Zeit das unschuldige Opferlamm deutscher Politik gewesen ist; dennoch läßt er sich zu folgendem hinreißen, nachdem er gelegentlich des Friedensschlusses 1871 die Unterschätzung der Hilfsquellen Frankreichs durch die Deutschen erwähnt hat: „Maintenant que vous reconnaissez votre erreur, vous vondriez le réparer, sachant que le jour où nous aurons un gouvernement solide nous vous casserons les reins, comme nous l'avous déjà fait en 1806, mais d'une façon plus radicale“. —d.

2. Kirche.

— **Aus der Geschichte des Christentums**, sechs Vorlesungen von **Karl Sell**. (Darmstadt, Waitz.) 1888. 163 S.

Der Verf., Superintendent und Oberkonsistorialrat in Darmstadt, stimmt mit R. Sohm u. a. auch darin überein, daß er von unseren Gebildeten erst dann ein Interesse an der Geschichte der religiösen Fragen erwartet, wenn sie ihnen im weltgeschichtlichen Zusammenhang gezeigt wird. Aus diesem Grunde hat er diese Vorlesungen mit wachsender Teilnahme in Darmstadt gehalten und, wie wir nach dem trefflichen Inhalte derselben annehmen dürfen, seinen Zuhörern einen wesentlichen Dienst geleistet. Denn was kann dienlicher sein, als der noch immer herrschenden kirchlichen Gleichgültigkeit durch den Nachweis zu begegnen, daß die kirchengeschichtlichen Ereignisse im Mittelpunkt der Weltgeschichte stehen. — Die sechs Vorlesungen behandeln: das ursprüngliche Christentum, die alte katholische Kirche, das Mittelalter, die Reformation, die Gegenreformation, das Christentum im letzten Jahrhundert. In diesen sechs Abschnitten hat der Verf. die Hauptzüge der Geschichte der christlichen Kirche durch lebendige Charakter- und Thatenschilderung in fortwährend interessanter Weise uns einzuprägen verstanden. Weniger das bescheiden zurücktretende Urteil des Verf. als die in großer Klarheit dargestellten Sachen an sich erfüllen und bewegen uns, weil sie in ihrer vollen Bedeutung, zuverlässig, mit seinem nüchternem Wahrheitssinn in geistvoller Erfassung künstlerisch gestaltet und mit dem warmen Leben des geistlichen Berufes vorgetragen sind. In lebendigen, kräftigen Zügen treten die Heldengestalten der alten katholischen Kirche und des Mittelalters plastisch vor uns hin. Besonders gelungen sind die Abschnitte über das Mönchtum, über Luther und den Jesuitismus, von welchem es z. B. treffend heißt: „Der Jesuitismus ist der äußerste Gegensatz gegen das Luthertum. Luther glaubt an das siegreiche Wort Gottes, auch wo er nicht die geringste irdische Vermittlung sieht. Der Jesuit glaubt auch — ich finde kein Recht ihm den Glauben abzusprechen — an den Sieg seiner Sache, aber doch erst dann, wenn er alle Mittel, alle Minen und Gänge, womit er den Feind in die Luft sprengen kann, in Händen hat. Er ist ganz und gar Politiker. Darin liegt seine Stärke — darin das Geheimnis seiner Anziehung auf jeden Politiker, darin auch seine Grenze. Denn wo ist denn für diese Art von Religion noch der lebendige Gott? Es scheint als habe er abgedankt zu Gunsten seines Statthalters auf Erden und zu Gunsten von dessen Geschäftsträgern, die an unsichtbaren Fäden die Geschicke der Völker zu lenken glauben.“

Es wird sehr heilsam sein, wenn die dürftigen, oberflächlichen Redensarten vieler Gebildeten über kirchliche Dinge durch solche wohlbegründete Urteile korrigiert und ergänzt werden. Darum sind diese Vorträge vorzüglich zur Familienlektüre zu empfehlen.

Für sehr gewagt halten wir die Behauptung S. 84: Protestantismus und Katholizismus unterscheiden sich nicht wie Spielarten einer und derselben Religion, sondern wie zwei verschiedene Religionen. Denn mit der verschiedenen Bestimmung des Grundes der Religion, des Verhältnisses zu Gott läßt sich dies nicht begründen. Danach wäre jeder Dogmatiker, der dies Verhältnis anders wie die übrigen bestimmt — und das belieben sie bekanntlich alle zu thun — ein „Religionsstifter“. Wir halten diesem Schluß die ökumenischen Symbole entgegen, durch welche alle christlichen Kirchen sich gleicherweise zum dreieinigen Gott stellen, speziell das Wort des Apostolikums: „Wir glauben an den heiligen Geist, eine heilige christliche Kirche“. Diese Anschauung hängt wohl zusammen mit des Verf. Anschauung vom Christentum als einer vom Menschensohn gestifteten Religion. Es ist ge-

wiß nicht die Meinung des Verf., Christum, den er als Gottes Sohn bekennt, gewissermaßen als „Religionsstifter“ auf eine Vergleichslinie mit andern Religionsstiftern wie Konfucius oder Muhamed zu stellen, aber schon dieser Ausdruck S. 5 ist mißverständlich. Die christliche Kirche ist nicht eine menschlich, d. h. von Katholiken oder Protestanten bestimmte Religion, sondern lediglich Schöpfung Gottes, wenigstens wie Tertullian de baptismo sagt die Religion des lebendigen Gottes. In der christlichen Kirche bestimmt Gott und nicht der Mensch das gegenseitige Verhältnis. In ecclesia non valet hoc ego dico, hoc tu dicis, hoc ille dicit, sed haec dicit dominus sagen wir mit dem hl. Augustin. E. K.

— Die Anfänge des Christentums in Württemberg von G. Bossert. Erweiterter Abdruck aus den Blättern für württembergische Kirchengeschichte I. (Stuttgart, Greiner & Pfeiffer.) 1888. 35 S. 8°.

Der durch seine unermüdliche und fruchtbare Thätigkeit für die Geschichte und Altertumskunde Württembergs, zumal des fränkischen, in weiteren Kreisen bekannte Verf. sucht in dieser Schrift durch sorgsame umsichtige Prüfung alter Nachrichten und Ueberlieferungen Antwort auf eine der Kardinalfragen zunächst des württembergischen, bei vorsichtiger Vergleichung aber auch des gesamten deutschen Altertums zu gewinnen. Er fragt: wann ist die christliche Kirche als solche in Württemberg gegründet worden, wann hat sich das Christentum hier als eine Macht kundzugeben begonnen, die in das öffentliche Leben eingreift? Er hebt gleich zu Anfang den Unterschied hervor, der in verschiedenen Gegenden Deutschlands bei der Einführung des Christentums in die Augen springt. So sei bei den Sachsen mit Gewalt, bei den Thüringern, teilweise auch bei den Sachsen, durch bestimmte nachhaltig wirkende Glaubensboten die Lehre und Kirche Christi gepflanzt worden. Anders in Württemberg. Dies wird nun des näheren in verschiedenen Abschnitten gezeigt. Nach einer Auseinandersetzung über den Stand der Frage wird im zweiten Abschnitte die Frage aufgeworfen: Gab es Christengemeinden in Württemberg vor 506? Daß es schon zu römischer Zeit hier eigentlich christliche Gemeinden gegeben habe, wird verneint, aber darauf hingewiesen, daß doch die römischen Niederlassungen nach der Vernichtung des Reichs an etwas hätten erkennbar sein müssen. Diese Spuren findet der Verf. in der Grenzbestimmung des Bistums Augsburg längs des römischen Limes, in dem Hinüberragen des alten Lorcher Pfarrbezirks nördlich über diesen Grenzwall, in der Zugehörigkeit dieser alten Pfarrei zu Augsburg und in der h. Maria als Kirchenheiligen. Als kümmerlich und gedrückt wird die Lage der aus römischer Zeit in die der selbständigen Alamannenherrschaft herübergeretteten Christen anzunehmen sein. Diese Lage der Dinge begann sich nun (3. Abschnitt) seit dem Jahre 506 und den Siegen des Frankenkönigs Chlodwig zunächst im Ostfrankenlande — wozu ja die nördlichen Striche Württembergs gehören — zu ändern: Indem die Frankenkönige an den alten Römerorten, die sie für sich als Krongut in Anspruch nahmen, fränkisches Recht einführten und fränkische Ansiedelungen gründeten, wurden sie auch, ohne irgendwie das Christentum mit Gewalt einzuführen, Begründer christlicher Gemeinden. Diese fränkischen Kirchengründungen lassen sich nun ganz besonders an den alten Kirchenheiligen, vor allem dem heiligen Martin erkennen. Der heilige Martin ist das Symbol der ersten Begeisterung der Franken für das Christentum. Daneben trat auch S. Michael, den die Priester dem Volk der Alamannen als Heiligen für ihren Kriegsgott Ziu gaben. Die im Einzelnen nachgewiesenen an den alten Römerorten und auf Königsboden gegründeten königlichen Kirchen bildeten nun die Missionsstationen, von denen aus das fränkische Gebiet allmählich mit weiteren Kirchen ausgestattet wurde. Was nun zunächst in Ostfranken geschah, vollzog sich ganz auf dieselbe Weise in Alamannien, seit 536 der Ostgothenkönig Vitiges dieses Land dem Frankenkönige Theudebert abgetreten hatte, denn wieder bildete sich hier ein Krongut, auf dem überall christlich-fränkische Gemeinden und Kirchen, die dem Martin, Michael, auch wohl Remigius, Medardus u. a. geweiht waren. Ein Schlag für das alte Heidentum und dessen Erschütterung in der Volksseele der Alamannen mußte dann die Vernichtung der alamannischen Scharen unter Leutharis und Butilin im Jahre 553 werden. Um diese Zeit wird auch an der Stelle von Windisch (Vindonissa) das alamannische Bistum Konstanz errichtet (4. Abschn.). Im fünften oder Schlußabschnitt wird nun angedeutet, wie zwar zu Anfang des siebenten nachchristlichen Jahrhunderts die christliche Kirche in Alamannien bestand, die Hauptmasse des Volks äußerlich dazu bekehrt war, wie aber noch viel fehlte, daß das Volk dasselbe in seiner Tiefe erfaßt hätte. Dazu diente nun die Predigt einzelner Glaubensboten, besonders aber das vorbildliche Leben von Männern wie Kolumban, Gall, Pirmin u. A. Der durch königliche Macht geschaffenen Kirche fehlte die Kraft, die Reste des Heidentums zu gewinnen und das Leben der Christen zu bessern und zu vertiefen. In den genannten Männern lernten die Alamannen eine Kraft der Weltverleugnung und ein Streben nach Heiligung kennen, wie es ihnen in den vom Frankenkönig errichteten Kirchen nimmer zum Bewußtsein gekommen war.

Die besprochene Arbeit bezeichnet sich selbst nur als einen Versuch in eine schwierige, durch klare unzweideutige gleichzeitige Zeugnisse nicht hinreichend zu lösende Frage einiges Licht zu bringen. Wir glauben nicht, daß man dieser sorgfältigen besonnenen Untersuchung, die uns zeigt, wie die Christianisierung des Alamannenlandes das Werk einer stetigen Entwickelung und planmäßig wirkender Kräfte war, die Anerkennung und das Zeugnis innerer Wahrscheinlichkeit und Berechtigung wird versagen können.

Wernigerode. Ed. Jakobs.

3. Geschichte.

— Gneomar Ernst von Natzmer. Unter den Hohenzollern. Denkwürdigkeiten aus dem Leben des Generals Oldwig v. Natzmer. Aus der Zeit Friedrich Wilhelms III. II. Teil: 1832 bis 1839. (Gotha. F. A. Perthes.) 1888. XXII. 338 S.

Das Buch, dessen erster Teil schon früher angezeigt wurde, zeugt nicht weniger von dem Geschick des Vf. als seine erste Hälfte. Er verbindet in sehr gewandter Weise seinen an sich nicht umfangreichen Stoff mit den Zeugnissen der Zeitgeschichte, so daß man den Eindruck bekommt, der General N. stehe im Mittelpunkte der Thatsachen. Dies ist jedoch nur dann der Fall, wenn es sich um die Person, die Familie, die besondere Wirksamkeit des Generals handelt, wie z. B. bei seiner Versetzung nach Königsberg, bei der Schilderung seiner Aufnahme und seines Umgangskreises, seiner Wohnung daselbst; oder auch der mannigfachen wichtigen oder unwichtigeren Begebnisse bei Gelegenheit des Königsmanövers und des Besuches Friedrich Wilhelms III. in N's. Hause. Man darf daraus dem Verf. keinen Vorwurf machen. Das Leben des kommandierenden Generals des ersten Armeekorps in jenen Jahren steht mit der großen Politik nicht in dem Zusammenhange, daß wir aus den Aufzeichnungen desselben wesentlich fördernde Aufschlüsse über gewisse dunkle Punkte derselben erwarten dürften. Was er davon kennt, erfährt er von anderen, die an der Quelle der Neuigkeiten sitzen und schöpfen. Aber deren Mitteilungen waren uns nicht mehr unbekannt. — Was dem Buche trotzdem seinen Wert verleiht ist, daß es uns einmal bekannt macht mit dem äußeren, amtlichen Leben eines so hohen Offiziers in jener Zeit; daß es dann Urteile über Persönlichkeiten bietet, die mit diesem in Beziehung traten, und dadurch unsere Kenntnis derselben erweitert (z. B. des Kriegsministers von Witzleben), daß es uns ferner einzelne Züge aus dem Leben des Königs Friedrich Wilhelm III. (sehr anziehend und wertvoll ist die Schilderung des Besuches des Königs S. 132 ff.), seines Bruders und seines Sohnes Wilhelm u. a. fürstlicher Männer überliefert, um so mehr, da wir von diesem Stoffe nie genug empfangen können, falls die Thatsachen so gut verbürgt sind, wie hier; daß es auch die religiösen Verhältnisse, insbesondere die Kämpfe der preußischen Regierung mit der römischen Kirche, durch die Erlebnisse und Anschauungen des Generals und seiner Gattin (sie war katholisch geworden, später aber in die evangelische Kirche zurückgetreten), besonders in Beziehung zu dem Freunde des N.'schen Hauses, des Fürstbischofs von Sedlnitzki, von neuem beleuchtet; endlich, daß es uns höchst wertvolle Beiträge zur Kenntnis des damaligen russischen Heeres, insbesondere der Persönlichkeit des Kaisers Nikolaus I. bietet. Hier ist H. v. N. in seinen Erzählungen und Berichten als Quelle ersten Grades zu betrachten, da er als Freund des Königs wie des Kaisers, als hochgeschätzter General und als ausgezeichneter Gast tief in Verhältnisse blicken durfte, die anderen unzugänglich blieben. Kaiser Nikolaus wird nach dieser Darstellung vielen in seinem Wesen deutlicher, wenn auch nicht anziehender erscheinen als früher. — Der Schluß behandelt des Generals Rücktritt aus dem Dienste, seinen Gutskauf, den Tod Friedrich Wilhelms III., den Regierungsantritt Friedrich Wilhelms IV. — Durch das ganze Buch weht ein wohlthuender frommer und vaterländischer Geist.

A. Br.

4. Biographisches.

— Ph. Alb. Stapfer, helvetischer Minister der Künste und Wissenschaften (1766—1840). Ein Lebens- und Kulturbild von Rudolf Luginbühl. (Basel. C. Detloff.) 1887. IX. u. 589 S. 10 Mk.

Dieses umfangreiche Werk ist zunächst für die Schweiz bestimmt. Bei uns in Deutschland wird man durch die allzu weitgehenden Abschweifungen ins Gebiet der schweizer und der französischen Schule zu dem Wunsche gebracht, das Lebensbild Stapfers möchte in gedrängter Fassung gegeben worden sein. Den Löwenanteil des Interesses nehmen die Männer der Schule weg; das allgemein-politische Interesse steht jenem nach. — Stapfer entstammt einem alten Geschlechte in Brugg Ct. Aargau, welches der reformierten Kirche der Schweiz eine ganze Reihe von Geistlichen gegeben hat. Auch Stapfers Vater war Pfarrer und zwar (am Münster) in Bern. Hier wurde St. am 23. September 1766 geboren. Durch seine Mutter, eine Waadtländerin, ist er frühzeitig mit der französischen Sprache vertraut geworden und da er nachmals eine Französin geheiratet und die längste Zeit seines Lebens in und bei Paris (Belair) gewohnt hat, so ist es erklärlich, daß er die deutsche und die französische Sprache mit gleicher Meisterschaft zu beherrschen lernte. In Bern und Göttingen studierte St. Theologie. Nach Beendigung seiner Studien hielt er sich längere Zeit in London und Paris auf. 1791 wurde er Professor der Theologie an der Berner Akademie, 1792 auch Professor der Philologie und Philosophie am „politischen Institut". Seine Sympathien für die französische Revolution — hierin Gesinnungsgenosse von Klopstock, Fritz Stolberg, Schiller und vielen anderen — ließen ihn empfehlenswert erscheinen, um mit zwei anderen Abgeordneten 1798 in Paris den Versuch zu machen, für die Schweiz Erleichterung von dem entsetzlichen Franzosendruck herbeizuführen. Während des Aufenthaltes in Paris ist St. zum „helvetischen" Minister der Künste und Wissenschaften (Kultusminister) ernannt worden. Da er zeitlebens den Einheitsstaat für die beste politische Gestaltung der Schweiz gehalten hat, so war er unermüdlich im Entwerfen von umfassenden Gesetzen über die Volksschule, über eine National-Universität u. s. w., doch erlangten seine Entwürfe in der aufgeregten Zeit keine Gesetzeskraft. Ein besonderes Augenmerk richtete er auf die in ihrem Einkommen schmählich durch die neue Ordnung der Dinge geschädigten Pfarrer und Volksschullehrer. Es ist fast unglaublich, was man damals den Erziehern des Volks zugemutet hat. Interessant ist ein bisher

nicht gedruckter Brief Goethes vom 15. März 1799 an den gleichfalls in seinem Einkommen verkürzten Professor Hottinger in Zürich, welchem Aussichten auf anderweite Anstellung außerhalb der Schweiz gemacht werden: „Wer hätte sonst daran denken dürfen, einen Schweizer aus seinem Vaterlande zu rufen, aus einem Lande, wohin sich so mancher andere Europäer sehnt." — Aber „in dem Augenblicke, da man überall beschäftigt ist, neue Vaterlande zu erschaffen, ist für den unbefangen Denkenden, für den, der sich über seine Zeit erheben kann, das Vaterland nirgends und überall." Hottinger blieb in seiner Heimat, obschon die Regenten, „Bürger Administratoren" angeredet und am Schlusse jedes Aktenstücks mit den Worten „Republikanischer Gruß" beglückt (Talleyrand: „la révolution helvétique n'est qu'une singerie") den Hilferufen St's. fast immer passiven Widerstand entgegensetzten. Einen besseren Erfolg hatte St. mit seinem Freunde Pestalozzi, dessen Normalschule, Erziehungsanstalt und Seminar in Burgdorf er förderte. Dagegen schlug der Plan, durch Pestalozzi ein offizielles helvetisches Volksblatt erscheinen zu lassen, vollständig fehl; das Volk mißtraute allem „Helvetischen". — St., von Haus aus ein gläubiger Christ, sah die Kirche als eine Privatgesellschaft an, welche man zur Förderung ihrer Freiheit nach und nach vom Staat losmachen müsse. Er that alles zur Erhaltung der kirchlichen Ordnung; er war ein ausgesprochener Gegner der Pfarrwahl und der Abschaffung des Zehntens. — Von 1800 bis 1803 war St. Gesandter in Paris, ein außerordentlich schwieriger Posten. Am 17. Sept. 1800 schreibt er seiner Regierung: „Je ne dois pas vous cacher, Citoyens Magistrats, que nous sommes profondément méprisés, et c'est peut-être (il me répugne de le dire) ce mépris seul, joint à une tradition diplomatique encore respectée, qui nous a épargné le sort de la Pologne". Zehn Tage später schreibt er einem Freunde: „Bis zur Evidenz ist es mir nun klar und erwiesen, daß die französische Regierung die Einführung einer die wahre Freiheit begünstigenden Verfassung nicht nur nicht befördern will, sondern auf alle mit ihrem Interesse und ihren nun einmal öffentlich angekündigten Grundsätzen vereinbare Art zu hindern entschlossen ist. Der Zweck Bonapartes ist gewiß kein anderer, als der, Frankreich unter republikanischen Formen und Namen unumschränkt à la Louis XIV. zu regieren. — — Nicht nur werden alle unbefangenen Freiheitsfreunde entfernt, während Jakobiner und Royalisten promiscue angestellt werden und freien Zutritt haben, sondern es wird planmäßig daran gearbeitet, die ganze Nation wieder monarchisch zu stimmen, versteht sich, nicht um einem Bourbon wieder den Weg zum Throne anzubahnen, sondern um dem neuen Oktavian, qui plebem discordiis civilibus fessam sibi, specie rei publicae conservata, subjecit, das Herrschen leicht zu machen. Nicht nur hat dieser Jüngling, bei seinen großen Talenten, keine Seele und keinen Funken von Moralität, sondern er verfolgt recht systematisch den Plan, den so viele Könige gleichsam instinktmäßig befolgt haben."

Im Luneviller Frieden war der Schweiz das Selbstbestimmungsrecht zurückgegeben worden, gleichwohl hatte Bonaparte bei den wechselnden Verfassungen und Staatsstreichen seine Hand im Spiel und zur Belohnung für seine unerwünschte Thätigkeit verlangte er Abtretung des Wallis. Mit den Verfassungen liberalen oder reaktionären Zuschnitts wußte St. sich abzufinden, gegen die Abtretung des Wallis kämpfte er erfolgreich an. Nach seinem Ausscheiden aus dem Staatsdienst widmete sich St. der Erziehung seiner beiden Söhne, hierbei unterstützte ihn von 1807 bis 1810 der im Anfang seiner Laufbahn stehende Guizot. Paris und seine Umgebung boten dem vielseitig angeregten St. einen reichen geistigen Verkehr. Adolf Monod, der Sohn seines Freundes Johann Monod, sagte von ihm: „sa conversation était, si j'ose ainsi dire, son triomphe." Als seine Hauptaufgabe betrachtete er die Verbreitung von deutscher Litteratur und Wissenschaft auf französischem Boden. Zu seinen intimsten Freunden gehörten, außer den Schweizern Pestalozzi, Fellenberg und Zschokke, in erster Linie Alex. v. Humboldt, der monatelang im Hause Sts. wohnte. — Sts. litterarische Arbeiten sind äußerlich angesehen nicht hervorragend. Er schrieb nur französisch und zwar über das Berner Oberland — im vorliegenden Werke wird eine treffliche Schilderung der „Jungfrau" mitgeteilt — eine Geschichte der Stadt Bern, eine Anzahl Biographien der Biographie universelle, von welchen diejenigen über Sokrates und Kant unverkürzt in besonderer Ausgabe erschienen sind. — St. half die Gesellschaft für christliche Moral in Frankreich gründen und die diesen Bestrebungen feindseligen Anschläge des reaktionären Bourbonentums und der französischen Priesterwelt zurückweisen. Dadurch wurde er mit Alex. Vinet, dem Verf. einer preisgekrönten Schrift über die von seiner Gesellschaft zur Beantwortung gestellten Frage nach der Kulturfreiheit, bekannt. Auch der Bibelgesellschaft und vielen anderen religiösen Vereinigungen gehörte St. an. Am 27. Mai 1840 ist er im festen Glauben an seinen Erlöser in Paris gestorben. O. K.

5. Heerwesen.

— The balance of Military Power in Europe by Colonel Maurice (London, Blackwood and Sons bezw. Leipzig, Tauchnitz). 1880. 240 bezw. 288 S. 8⁰ bezw. 12⁰. 6 M. bezw. 1,60 M.

Das vorliegende Buch ist eine Entgegnung auf eine Arbeit von Sir Charles Dilke in der Fortnightly Review und zuerst in dem ältesten englischen Magazine: Blackwoods Magazine erschienen. Der Herr Verfasser ist Lehrer an der englischen Generalstabsschule und wir müssen gestehen, daß wir von einem Lehrer der Kriegsgeschichte an einer so hervorragenden Anstalt mehr erwartet haben als der Inhalt des Buches in der That bietet. Eine dankenswerte Studie wäre es jedenfalls gewesen, das militärische Gleichgewicht der europäischen Staaten einer kritischen Betrachtung zu unterwerfen und der Herr Verfasser würde als Historiker und Generalstabsoffizier wohl geeignet

sein, eine solche Aufgabe mit Erfolg zu lösen. Der Grundgedanke, welcher sich durch das ganze Buch hindurchzieht, ist das Bestreben für den „Dreibund“ die Notwendigkeit darzuthun, England in sein Schutz- und Trutzbündnis gegen russische und französische Angriffe mit aufzunehmen. Nicht schwer ist es aber, zwischen den Zeilen die Absicht herauszulesen, die Truppen der drei Mächte für die eigenen insularen Interessen auszunutzen, während England sich mit seiner Flotte, zwei Armeekorps und einer Kavalleriedivision an diesem Kampfe beteiligen würde. Wenn wir auch in keiner Weise die Bedeutung eines vollkräftigen Beitritts Englands in den Dreibund verkennen wollen, welcher die Offensive Italiens erleichtern, die Neutralität der kleinen Nordseemächte sichern, sowie die deutsche Küstenverteidigung im hohen Maße entlasten würde, so stehen einem kräftigen Eingreifen Großbritaniens so viele Schwierigkeiten im Wege, daß die Unterstützung Englands nicht viel mehr als eine moralische sein dürfte. Bei dem unfertigen Zustande von Heer und Flotte ist England selbst zumeist durch Frankreich bedroht, die in den ersten vier Wochen in Dienst zu stellenden Schiffe würden in keiner Weise zum Schutze der Küsten Deutschlands und Italiens verfügbar sein, man würde jedes einzelne Kriegsschiff dringend notwendig haben, um die französische Kanalflotte in Schach zu halten, die Verbindung mit Indien, die Lebensmittelzufuhr und die Kohlenstationen zu schützen. Nicht unwahrscheinlich wäre es, daß Frankreich versuchen würde, mit kühnem Handstreiche in England zu landen und in London den Frieden zu diktieren, mit Recht werden in England derartige Unternehmungen gefürchtet, und die englische Armee ist nicht in der Lage, einen solchen Schlag zu verhindern, welcher sich in jeder Weise für Frankreich nützlich erweisen würde. Aber auch Rußland besitzt Mittel genug, um, ohne einen Mann seiner europäischen Feldarmee zu entziehen, jede thatkräftige Unterstützung Englands lahm legen zu können. Das Heranrücken eines russischen Heeres aus dem Inneren Asiens, im Verein mit beutegierigen Turkmenen, denen sich die unzufriedenen Elemente Afghanistans anschließen würden, würde die Verwendung eines jeden englischen Soldaten zur Verteidigung der Nordwestgrenze Indiens unbedingt erheischen. Bei der Unfertigkeit aller militärischen Einrichtungen und bei der Langsamkeit der Mobilmachung wäre eine Niederlage der Engländer unvermeidlich, welche selbst bei den glänzendsten Erfolgen der Mächte des Dreibundes nicht verfehlen würde, bei den Friedensverhandlungen einen schwerwiegenden Einfluß auszuüben. Dann denke man an die Folgen eines Ministerwechsels, welcher schon dreimal in der Geschichte zum Nachteile der deutschen Verbündeten ausgeschlagen ist. Will England die Vorteile, welche durch einen Anschluß an die Mächte des Dreibundes erwachsen, genießen, so muß es auch imstande sein, eine entsprechende Gegenleistung zu bieten, die Streitkräfte müssen soweit entwickelt werden, daß England nicht allein in der Lage ist, seine eigenen Küsten und Grenzen zu schützen, sondern auch die französischen Häfen zu blockieren und mit etwa vier Armeekorps sich an einem Angriffskriege zu beteiligen. In diesem Falle würde Englands Mitwirkung von hoher Bedeutung sein, vorläufig und sicherlich für die nächsten fünf Jahre reichen hierzu die Streitmittel Englands aber nicht aus.

Auch die Behauptung des Colonel Maurice, daß erst nach Uebernahme des Küstenschutzes durch ein anglo-italienisches Geschwader die Offensive Italiens möglich sein würde, ist in gleichem Maße hinfällig. Italia farà da se. Zum Küstenschutz ist die italienische Flotte völlig ausreichend, ein vereintes italienisch-österreichisches Geschwader würde imstande sein, die französischen Küsten zu blockieren und den Eintritt feindlicher Schiffe in das Mittelmeer zu verhindern.

Was sonst über die Verteidigungsfähigkeit der deutschen Grenzen nach Osten und Westen gesagt wird, ist nicht neu, die hier gemachten Angaben stützen sich durchgehends auf deutsche Quellen, auch sind die Grundzüge des deutschen und französischen Verteidigungssystem richtig gekennzeichnet und gewürdigt. Für englische Leser muß die Arbeit des Colonel Maurice von hohem Interesse sein, für uns hat sie, da sie den spezifisch englischen Standpunkt, den Standpunkt der anglo-zentrischen Weltauffassung, vertritt, nur bedingten Wert.

—d.

6. Verschiedenes.

— Schwert und Kelle. Von Carlos von Gagern. Aus dem Nachlasse des Verfassers herausgegeben von M. G. Conrad. (Leipzig, Wilhelm Friedrich.) 1888. 215 S.

Ein in jeder Art widerwärtiges Buch, das einerseits nur für den von Wert sein kann, der noch nötig hat, sich durch solche Lektüre eine gründliche Abneigung gegen die Freimaurerei anzulesen, und dem man anderseits doch wieder die größte Verbreitung zu wünschen sich versucht fühlen könnte, da es geeignet ist, jedem die Augen zu öffnen, der die Endziele der fortgeschrittenen Maurer noch nicht kennt. Entschieden das Merkwürdigste an dem Verfasser ist sein abenteuerlicher Lebenslauf, weit mehr als seine „bedeutende“ Persönlichkeit, die es für ihre Pflicht hielt (S. 30) „Flecken selbst in der Sonne zu suchen“. — Carlos Freiherr v. Gagern wurde im Jahre 1826 zu Rehdorf in der Neumark auf dem Gute seines Vaters, eines preußischen Majors, geboren. Als er acht Jahre alt war, verlor er seinen Vater. Von drei Gymnasien ward er relegiert wegen undisziplinierbaren Wesens. Um Jura zu studieren, besuchte er die Universität Berlin, ging nach Holland, studierte in Leyden, reiste nach Südfrankreich und Spanien, woselbst er am politischen Leben teilnahm, ins Gefängnis kam und dem Tode nur auf sehr romantische (romanhafte?) Weise entging. Im Jahre 1849 trat er in die preußische Armee, schloß sich darauf an Wislicenus an, ward Sprecher der „Gemeinde“ und versah die Funktionen eines „Geistlichen“. Nach Amerika ausgewandert, ernährte er sich in New-York durch journalistische Arbeiten. Von hier trieb es ihn nach Mexiko, das sein Adoptivvaterland werden sollte. Er brachte es daselbst bis zum Hauptmann, jedoch der Sturz seines

Gönners, des damaligen Präsidenten Santa Anna, veranlaßte ihn bald nach Habanna, Yukatan und nach der Insel Cuba zu gehen. Nach Mexiko zurückgekehrt, wurde er vom neuen Präsidenten zum Oberstleutnant befördert. Als er aber zur gegnerischen Partei überging, wurde er in die Verbannung, dann ins Gefängnis geschickt, bis ihn die Revolution des Jahres 1860 befreite und er zum Obersten und Lehrer an der Militärakademie befördert wurde. Später geriet er in französische Gefangenschaft und kam nach Paris, von wo er 1865 wieder nach New-York zurückging. Nach verschiedenen Kämpfen, wiederholter Gefangenschaft in Mexiko und wiederholter Befreiung aus dem Kerker („durch das freimaurerische große Not- und Hilfszeichen," romanhaft?), nachdem er sich so ziemlich mit allen Parteien überworfen hatte, kam er um die Mitte der 70er Jahre nach Europa, lebte zuerst in Wien, dann 1883 als mexikanischer Militär-Attaché in Berlin, darauf in Dresden, und unternahm 1885 als Zeitungsberichterstatter eine Reise nach Spanien, wo er im selben Jahre starb. — Carlos von Gagern nennt sich mit Stolz „Reformmaurer". Was er sich darunter vorstellt, erläutert er zur Genüge. Wie müssen aber nach seiner Beschreibung die eigentlichen Maurer sein, die nicht reformierten? Er selbst spricht von Scharen von feigen, dummen, stumpfsinnigen und kriechenden Maurern, gegen die er kämpft. Das hält ihn aber nicht ab, wenn es ihm gerade paßt, zu rühmen (S. 69): „Wenn wir unsere Hand ausstrecken im Kreise unserer Mauren-Genossen, wir sind sicher, die Hand eines edlen, braven Mannes zu erfassen, eines Mannes, auf den wir uns verlassen können, den wir ein Recht haben mit dem schönsten Namen zu begrüßen, mit dem Namen eines Bruders." Wenn nur der Nebenmann, den er da in der Kette an der Hand faßt, nicht am Ende einer von den stumpfsinnigen Brüdern ist! — — Es wäre ein ebenso unangenehmes wie überflüssiges Geschäft, sich auf eine, wenn auch noch so kurze Widerlegung der Ansichten des Verfassers einzulassen. Nur einige Proben seien mitgeteilt. S. 50 wird prophezeit: „Es wird und muß kommen die Zeit, wo der Atheismus die allgemeine Ansicht der Menschen sein wird." „Begnüge man sich nicht," heißt es an anderer Stelle," abzusehen von besonderen Glaubensbekenntnissen, sehe man überhaupt ab von einem Gott-Glauben!" „Lassen wir Gott in seinem Himmel, wenn es einen Gott und einen Himmel gibt," heißt es dann etwas weniger zuversichtlich. „Mit einem Worte, unser maurerisches Wirken, es liege angefangen und beschlossen in dem reinen, jeder religiösen Idee baren Kultus der Menschlichkeit!" „Religion und Freimaurerei," wird S. 75 versichert, „sind kontradiktorische Begriffe." „Wir wollen ja Luzifers sein par excellence." S. 54 entthront Darwin Gott als „allmächtigen Baumeister aller Welten," nachdem bereits Kant „die Hinrichtung Gottes vollzogen hatte." — Fast geradeso abstoßend wie diese blasphemischen Aeußerungen ist es, wenn S. 75 „der milde Nazarener „die herzigen Worte spricht" ꝛc. — Wie reformmaurerische Anschauung im Gegensatz zu christlicher wirkt, das beweist das Verhalten des jugendlichen Gagern bei seiner Konfirmation. „Da er trotz zweijährigen Unterrichtes in den Grundsätzen der evangelischen Religion sich dazu nicht herbeilassen wollte, so vereinbarte er mit seiner Familie, die unbedingt auf dieselbe bestand, daß er, wenn der Priester nach Verlesung des Kredo die Aufforderung an die versammelte Jugend richten wird: „Wenn ihr dieses glaubt, bekräftigt es mit einem lauten, vernehmlichen „Ja", ein lautes, vernehmliches „Nein" rufen werde, welches allerdings in dem hundertstimmigen Chor der „Ja"-Rufenden ungehört verhallen würde. So geschah es auch; und er konnte sagen: confirmavi et salvavi animam!" — Noch deutlicher zeigt solch traurige Verirrung der tragische Ausgang seiner Tochter, „der wunderlieben Grete", nach seinem Tode. Da kein Strahl in die schmerzzerwühlte Seele der Hinterbliebenen leuchtete, öffnete sie „mit gewaltsamer Hand die Pforten des Todes." Beklagenswert, aber folgerichtig.

In seinem Schlußwort ist Herr Conrad überzeugt, daß diese Nachlaßschrift Gagerns „einen Ehrenplatz in der Bücherei aller starken und fröhlich schaffenden Geister" finde. Sollte die Verwendung als Makulatur nicht geeigneter sein? Das Papier ist gut. Sch.-K.

Das Kommentarwerk von Strack-Zöckler.

Von

Superintendent Holzhauer.

I.

Der unter Mitwirkung von elf anderen Theologen von Strack und Zöckler herausgegebene „Kurzgefaßte Kommentar zu den heiligen Schriften Alten und Neuen Testaments“ (Nördlingen, C. H. Beck) hat gleich mit seinem ersten Bande einen außergewöhnlichen Zornesausbruch auf der Seite der negativen Theologie hervorgerufen. Der Moniteur der in Gießen-Marburg herrschenden Richtung, die Theologische Litteraturzeitung, gab angesichts dieses exegetischen Sammelwerkes, der, wie hinzugefügt wird, schon durch das Handbuch der theologischen Wissenschaften von Zöckler gewonnenen Ueberzeugung Ausdruck, daß fortan die Theologen der Rechten und der Linken fast nichts mehr mit einander gemein hätten. Prof. Zöckler hat darauf in einer Broschüre: „Wider die unfehlbare Wissenschaft“ die sachliche Ueberlegenheit der konservativen theologischen Forschung über die wie alles Tendentiöse in der Wurzel faule destruktive Kritik von neuem dargethan. Und das von ihm geleitete Werk geht seinen Gang weiter, von den Gegnern weiter befehdet, weil in ihm ihre unerwiesenen Hypothesen nicht als gesicherte neueste Resultate erscheinen, dafür aber allen denen zur weiteren Freude, die sich ein Verständnis dafür bewahrt haben, daß die wahre Wissenschaft von der heiligen Schrift die Leuchte der Glaubensgewißheit trägt.

Die drei ersten Evangelien hat Nösgen bearbeitet. Vielleicht hätte er wohlgethan, über das Labyrinth von Einfällen, mit welchen man diese Evangelien umgeben hat, mehr zu orientieren. Anderseits muß auch das Recht, das wissenschaftliche Recht, gewahrt bleiben, die Tradition, unbeirrt durch hyperkritische Tüfteleien, einfach auf der Wage der Elementargrundsätze zu wiegen, welche man sonst in den historischen Wissenschaften zu befolgen pflegt. Mehr objektiver Grund ist thatsächlich vorhanden, daß Matthäus der Verfasser des ersten Evangeliums ist, als daß er es nicht ist. Und daß sie so nahe liegt, spricht gewiß nicht gegen die Annahme, daß er, der Verfasser zunächst der aramäischen Redesammlung, später zur Bekämpfung irdisch theokratischer Hoffnungen sich zu dieser Schrift von dem Reich, das durchaus Himmelreich ist, und von dem König dieses Reiches, dem erniedrigten und doch mit aller Gewalt im Himmel und auf Erden begabten, entschlossen hat. Und was die Ordnung der drei betrifft, so hat der Bibelleser, der nicht anders weiß, als daß sie immer noch so sei: Matthäus, Markus, Lukas, damit alles in allem etwas viel Gesicherteres als die an der Drehung des großen Kaleidoskops, in welche man die Synoptiker gebracht hat, Beteiligten an ihren Augenblicksbildern.

Das Evangelium des Johannes: Luthardt.

Das Material zu den Einleitungsfragen ist, soweit es von Belang ist, vollständig geboten. Die johanneische Abfassung wird natürlich festgehalten. „Der Nachweis der gedankenmäßigen Einheit bei Geschichtlichkeit und der alttestamentlichen Grundlage der evangelischen Schrift“ wird in Uebereinstimmung mit dem 1852/53 erschienenen Kommentar des Verfassers erbracht. Wertvoll sind auch Exkurse über die Geschichte der Auslegung an besonders hervortretenden Stellen in Godetscher Art.

Die Apostelgeschichte: Zöckler.

Von vornherein wird der Ausbeutung dieses Geschichtswerkes zu einseitigen und tendentiösen Zwecken dadurch der Weg verlegt, daß ihm der Charakter belassen wird, auf den es Anspruch machen kann, eine wahrheitsgetreue Schilderung des missionsgeschichtlichen Prozesses auf der judäischen, der samaritischen und der heidenchristlichen Stufe während der nächsten Jahrzehnte nach dem Heimgang des Herrn zu sein.

Der herkömmliche Auslegungsapparat ist durch die betreffende Litteratur in englischer Sprache wesentlich bereichert.

Dem Vorwurf von der Gießener Seite, daß Untersuchungen, wie die über die sogenannten Wirrstücke, 16, 10 u. a., oder hinsichtlich der Identität der Jerusalem-Reisen Apostelgesch. 15 und Gal. 2, nicht eingehend genug seien, sei hier die Anerkennung gegenübergestellt, daß, was in diesen Fragen die Entscheidung zu geben im stande ist, einer Erörterung unterzogen ist, die an Klarheit Geschlossenheit und Ueberzeugungskraft nicht recht etwas zu wünschen übrig läßt. Es sei zugegeben, daß mehr Umständlichkeit möglich war. Aber ob man in jede Nebengasse eines Irrgangs erst mit hinein muß um darüber zur Tagesordnung übergehen zu können, ist eine andere Frage.

Die Briefe an die Thessalonicher: ebenfalls Zöckler.

Der Brief an die Galater: ebenso.

„Daß unsere Galater-Exegese,“ bemerkt der Verfasser im Vorwort, „der scharfen Würze, die das neueste Paulusbüchlein von Volkmar ihr zuzuführen vermocht hätte, noch entbehren mußte, beklagen wir nicht allzusehr. Die große Kunst tendenzkritischen Erdichtens ersteigt darin fast den Gipfel. Zumal in scharfsichtiger Durchschauung der innersten Motive und der Tragweite des antiochenischen Peter-Paulstreites (Gal. 2) wird hier Frappanteres und Pikanteres denn je zuvor ge-

leistet.“ Wie viel wissenschaftlicher ist der Zöcklersche Standpunkt schon, weil ihm die Raffiniertheit dieser „in modernen Vorstellungen befangenen und moderne Motive in die Schriftwerke der christlichen Urzeit hineintragenden Kritik“ fehlt!

Die beiden Korintherbriefe: Schnedermann. Dabei, daß die deutsche Schreibung Korinther richtig ist und nicht Korinthier, hätte der Verfasser sich wenigstens nicht aufzuhalten brauchen.

Der Aufsatz über die sogenannten Parteien des 1. Briefes trifft in seiner Besonnenheit unzweifelhaft das Richtige, nämlich daß wir ein bestimmtes Bild dieser Erscheinungen nicht haben, und daß es sich in ihnen um eigentliche Parteien gar nicht handelt. Im 2. Briefe dagegen ist eine ausgeprägte Gegenpartei nach Analogie der galatischen vorhanden.

Bei den Stellen vom Abendmahl behandelt der schweizerische Theologe die objektive Gabe als selbstverständlich.

Vor einer Auslegung wie die von I. 15, 29, als hätten sich Lebende zu gunsten nahestehender Verstorbener taufen lassen, hätte schon mehr Rücksicht auf den Zusammenhang bewahren können. Daß, um in das Reich der unerweckbaren Toten einzugehen, man sich nicht erst noch taufen zu lassen braucht, der Gedanke liegt doch dicht vor der Thür des Folgenden: „Was stehen wir alle Stunden in der Fahr?“

Der Brief an die Römer: Luthardt.

Der wesentlich heidenchristliche Charakter der römischen Gemeinde, der auch gar nicht übersehen werden kann, ist jetzt fast allgemein anerkannt. Auch hier. Zum Schaden der Betrachtung würde jedoch irgendwelche Bezugnahme auch auf die Ausführungen in Ottos Kommentar nicht gewesen sein, die den Brief in einen bestehenden Konflikt des aus eingewanderten Paulinern bestehenden Grundstocks der Gemeinde mit nachgewanderten christgläubigen Juden eingreifen lassen. Das gründliche Werk von Otto konnte gewiß soviel Aufmerksamkeit auch beanspruchen als gelegentliche Aufsätze von Delitzsch oder von Beyschlag.

Die Disposition des Ganzen in vier Abschriften, Kap. 1—4, 5—8, 9—11, und dann bis zu den Grüßen hat unsere volle Zustimmung. Wir haben die Disposition selbst bereits früher in der Evangelischen Kirchenzeitung so vertreten. Die den einzelnen Kapiteln oder Kapitelteilen vorangeschickten im Zusammenhange orientierenden Exkurse sind besonders eingehend und durchsichtig.

Die Briefe Pauli aus seiner römischen Gefangenschaft an die Epheser, Kolosser, Philemon und Philipper; Schnedermann.

Die Pastoralbriefe: Kübel.

Es wird um des ganzen Kolorits willen richtig sein, daß sie der Zeit gegen das Ende des Lebens Pauli entstammen. Und es hat Wahrscheinlichkeit, daß den 1. Timotheus- und den Titusbrief der aus der römischen Gefangenschaft Wiederfreigewordene, den 2. Timotheusbrief der Abermalsgefangengenommene geschrieben hat. Uns ist es auch bei der Annahme einer so späten Abfassungszeit des 1. Timotheusbriefs nicht bedenklich, daß zu Timotheus noch gesagt wird: Niemand verachte deine Jugend. Allerdings ist Timotheus bereits 32—34 Jahre alt und längst bewährt. Aber sind nicht in unserer Zeit auch Stimmen laut geworden, welche den fast dreißigjährigen wohlbewährten Erben eines Kaiserthrons auch für zu jung erklärten? Wir bedürfen, um solche und ähnliche Anstöße zu beseitigen, nicht der Vorstellung, die Kübel von Grau in seiner Entwickelungsgeschichte des Neu-Testamentlichen Schrifttums übernommen hat, als mache sich in der jetzigen Gestalt dieser echten Pauliner die Mitwirkung einer späteren Hand geltend. Wären aus paulinischen Billeten, wie man es nennt, u. dergl. diese Sendschreiben mit apostolischem Titel von einem anderen gemacht, so wären dieselben im Grunde doch — Fälschungen. Die Hinweise darauf, daß die Gemeindeordnung, welche die Briefe voraussetzen, in keiner Weise hierarchischer, sondern vielmehr „pneumatisch“ autoritativer Art sei, sind dankenswert.

Der Brief an die Ebräer: Kübel.

Der Brief ist dem Verfasser ein Werk des Barnabas, für den, wie es heißt, alles sprechen soll, während dafür doch nur das autoritative Ansehen des Mannes den judenchristlichen Empfängen gegenüber und die Angabe Tertullians, daß ein Brief des Barnabas an die Ebräer existiere, angeführt werden. Wir mußten dabei bleiben, das uralte Zeugnis des Orients, des gerade beim Ebräerbrief meistinteressierten und bestunterrichteten Teils, für Paulus als das wichtigste aller Momente bei der Entscheidung der ganzen Frage anzusehen, umsomehr als die Unterschiede in der Anschauung und in der Diktion, die allerdings vorhanden sind, einer Zurückführung auf einen einheitlichen Stamm durchaus nicht wiederstreben. Auf einen Historiker wie Ranke hat die Kritik, welche den Brief dem Heidenapostel abspricht, keinen Eindruck gemacht. Er hält in seiner Weltgeschichte den paulinischen Ursprung desselben einfach fest. Als recht geschichtsmäßig aber erweist es sich nicht, wenn Kübels Untersuchung sich von vornherein auf die Seite des dem Paulinismus des Briefes ungünstigen Abendlandes stellt, obwohl es sich doch hier erst um ein zweites Stadium in der Beurteilung der Sache handelt.

Die mehrfach beliebte Scheidung in einen didaktischen und einen paränetischen Teil der Ausführung wäre z. B. bei Kap. 4 besser unterblieben, da V. 1, durchaus paränetischer Art, wie er ist, dem Schema, welches ihm seinen Platz im didaktischen Abschnitte zuweist, sich nicht fügt.

Daß dieses in großartigster Weise geschlossen sich entwickelnde Ganze eine Behandlung durch einleitende Bemerkungen und erläuternde Anmerkungen nicht verträgt, drängt sich einem auch bei diesem exegetischen Versuch wieder auf.

Auch hinsichtlich der Würdigung der Zentralidee des Briefes, der neutestamentlichen Opferidee, können wir einen Dissens nicht unterdrücken. Daß die Person des neutestamentlichen Hohenpriesters nicht bloß als diejenige Persönlichkeit in Betracht kommt, welche die ewige Lebenskraft in sittlichem, echtmenschlichem Ringen bewährt, darüber läßt schon eine Stelle wie 8,4 keinen Zweifel. Das,

was spezifisch höher liegt, als alles Kreatürliche, auch Echtmenschliche (s. 9, 11) sagen wir: Dies, daß der wahrhaftige Hohepriester der Sohn Gottes ist, das ist's, woran die ewige Erlösung hängt.

Die katholischen Briefe haben **Burger** und **Luthardt** behandelt.

In seiner Auslegung des Jakobusbriefes unternimmt Burger in schlichter zutreffender Weise Schlichtung der sogenannten Differenz zwischen Jakobus und Paulus. Der Abschnitt 2, 14—26 ist ihre unbeabsichtigte und darum nur noch wirksamere Korrektur gegen einseitigen Mißbrauch der paulinischen Rechtfertigungslehre. Und im 21. V. handelt es sich nicht um den Paulinischen Begriff der Versetzung in das Verhältnis eines Gerechten vor Gott durch die sündenvergebende Gnade, sondern im Anschluß an den alttestamentlichen Sprachgebrauch um die Versetzung in ein dem Willen Gottes entsprechendes Verhalten.

Die beiden Briefe Petri: ebenfalls **Burger**. Die Authentie auch des zweiten Briefs wird gewahrt.

Der Brief Judä: ebenfalls **Burger**.

Die Briefe Johannis: **Luthardt**.

Die Disposition des ersten Briefs, sofern sie nur sagen soll, wovon die einzelnen Teile „ausgehen", kann man sich gefallen lassen. Daß der 1. Teil (1, 5) von der Gegenwart des Christen als Gemeinschaft mit Gott, der 2. (3, 1) von der Zukunft des Christen, der 3. (3, 24) von dem göttlichen Grunde unseres Christenstandes ausgeht, ist richtig. Dennoch greifen innerhalb dieser Fächer Gedanken auch über in andere Fächer. Und das Leben in Gott, zu Gott, aus Gott thut das auch.

Die Offenbarung Johannis: **Kübel**.

Das Isagogische ist mit großer Sorgfalt behandelt. Die durchschlagenden Momente, welche für die Autorschaft des Apostels Johannes existieren, werden überzeugt und überzeugend geltend gemacht. Daß der Stil der Apokalypse der ausschließliche Stil des Johannes sei, scheint uns jedoch in der Erwägung, daß es sich um ein Buch göttlich gegebener Gesichte handelt, beanstandet werden zu müssen. Wenigstens ist es sonst im günstigsten Falle ein für das Evangelium und die Briefe zu statuirender Amanuensis, der die Erklärung für die stilistische Eigentümlichkeit dieser Schriften zu bieten hätte. Und das wäre in formaler Beziehung noch mehr gegen den Wortlaut von Ev. Joh. 21, 24, als selbst die Annahme nichtjohannaeschen Ursprungs. Johannes der Verfasser des Evangeliums, der Briefe und der Apokalypse ohne Abzug da oder da, man wolle es dabei, als so gewißlich wahr bezeugt, wie es ist, belassen.

Die Auffassung des Ganzen ist vorwiegend die endgeschichtliche, und mit Recht, da sich alles um das Ende, die Parusie und ihre Anbahnung dreht. „Die Apokalypse malt das Drama des Endes, insbesondere Kampf und Sieg des Christusreichs gegen das Finsternis- und Weltreich." Auf dem Boden dieser Grundanschauung kommen aber auch die zeitgeschichtliche und die kirchen- und reichsgeschichtliche Auffassung zu ihrem Rechte. Die erstere so, daß die Geschichte des Endes als das „aus ihren Zeitverhältnissen herwachsende Resultat der mit dem Kampf Roms gegen das Christentum eingetretenen Bewegung" erscheint. Die letztere so, daß „das Ende seine Vorspiele von jeher gehabt hat und immer neu hat, und daß die apokalyptische Darstellung des Endes auch die beherrschenden Gesichtspunkte ergibt, nach denen diese Vorspiele zu beurteilen sind, daß sie zwar keineswegs diese in Detailweissagung schildert, wohl aber daß sie Mächte und Verhältnisse, wie Gesetze ihres Wirkens malt, welche, so oder anders, immer wieder auftreten."

Der Zweck, der die Herausgeber mit diesen Kommentaren verfolgen, durch Darbietung dem neuesten Stande positiv biblischer Wissenschaft entsprechender Forschung in gedrängter Form zu fruchtbarem und zusammenhängendem Schriftstudium Handreichung zu thun, ist für das N. T. mit der Auslegung desselben, wie sie nun vollständig vorliegt, erreicht.

Und alles das im N. T., was die Vandalen der Kritik ungewiß gemacht, verschoben, zerstückelt, in der Zeit und im Werte herabgedrückt zu haben wähnen, hat wiederum auf der ganzen Linie die Probe bestanden, so unverwundbar wie echt zu sein. Man hat den Eindruck, die konservative Wissenschaft vom Neuen Testamente ist wider den Feind und an ihr selber ein glückhaft Schiff.

Digitized by Google

Carl Ninck.

Am 21. September 1887 sah die große St. Michaeliskirche in Hamburg eine Gemeinde versammelt, die nach Tausenden zählte und — Kopf an Kopf — die weiten Räume des Gotteshauses bis in die Winkel hinein füllte. Es war ein Trauergottesdienst, zu welchem die Glocken gerufen hatten und der alle Teilnehmer mit spürbarer tiefer Bewegung erfüllte. Nach Beendigung desselben bewegte sich ein langer Leichenzug — Wagen auf Wagen unter der stillen, ernsten Teilnahme vieler Anwohner durch die Straßen des St. Michaeliskirchspiels zur Stadt hinaus nach dem anderthalb Stunden entfernten Kirchhof in Ohlsdorf, wo der teure Mann, dem man so das Geleite gab, zur letzten Ruhe gebettet ward.

Es war der am 17. September nach schweren Leiden im Alter von erst 53 Jahren entschlafene Carl Ninck, Pastor an der St. Anschar-Kapelle in Hamburg.

Den nicht in Hamburg Geborenen darf doch die Stadt und insbesondere die Kirche Hamburgs dankbar zu den Ihrigen rechnen, weil er durch eine vierzehnjährige unermüdete, bis zuletzt stetig wachsende Arbeit in ihr heimisch geworden ist, wie wenige andere, und ihr reiche Quellen des Segens erschlossen hat, welche, will's Gott, auch nach seinem Heimgang noch lebenskräftig weiter fließen werden. Seine Wirksamkeit reichte aber weit über die Grenzen Hamburgs hinaus und hat ihn vielen Tausenden im evangelischen Deutschland lieb und wert gemacht.

So ist es wohl gerechtfertigt, sein Bild in kurzen Zügen auch dem Leserkreis dieser Monatsschrift darzubieten; es ist überdies lehrreich genug für die rechte Art, den dringenden, ja vielfach schreienden kirchlichen Bedürfnissen der Gegenwart — insbesondere in den großen Städten — wirksam zu begegnen.

Die St. Anschar-Kapelle, an welcher Ninck Pastor war, verdankt selbst der Empfindung dieser kirchlichen Bedürfnisse ihre Entstehung. Aus Gaben der Liebe, unter denen der Thaler einer armen Witwe das erste Scherflein war, erbaut, und mit einer Palmsonntagspredigt des in den kirchlichen Kreisen Hamburgs unvergessenen, speziell um diese Kapelle vielverdienten lieben Direktors Dr. Bertheau im Jahre 1860 ihre Arbeit beginnend, war sie bestimmt, nicht etwa als Gotteshaus einer parochial abgegrenzten Gemeinde zu dienen, sondern innerhalb der volkreichen St. Michaelisgemeinde eine Stätte für die Arbeit der Sonntagsschule, für die Verkündigung des Wortes Gottes an die Erwachsenen und für Versammlungen zu Zwecken der inneren und äußeren Mission zu bieten. Gleich von Anfang an ward mit der Kapelle eine Wochenschule verbunden, welche den Kindern des Bürgerstandes eine von christlichem Geiste durchdrungene Erziehung zuwenden sollte.

Erst im Jahre 1865 ward es ermöglicht, auf Grund eines angesammelten Pfarr-

fonds zur Berufung eines eigenen Pastors zu schreiten und dadurch der Arbeit an der Kapelle eine festere und umfassendere Gestalt zu verleihen. Die Wahl traf einen durch seine Schriften bereits in weiteren Kreisen des Volkes bekannten und beliebten Mann, den jetzigen Generalsuperintendenten der Rheinprovinz, Wilhelm Baur. Derselbe hat in siebenjähriger gesegneter Arbeit den Grund gelegt zu der kirchlichen Wirksamkeit, die später in weiter Verzweigung aus der Anschar-Kapelle hervorgewachsen ist. Vor allem wußte er durch seine reichen Gaben in der Predigt eine sehr zahlreiche Gemeinde in seinem Gotteshause zu sammeln. Dieselbe gehörte zwar überwiegend den Kreisen der Vornehmen und der ohnedies schon kirchlich Gesinnten an, und so schien in dieser Hinsicht die Anschar-Arbeit eine Gestalt anzunehmen, welche nicht ganz der bei der Gründung gehegten Absicht entsprach. Aber anderseits war es Baurs Verdienst, gerade diese Kreise für ihre Pflichten gegen die Armen und die Entkirchlichten zu erwärmen und zur Mitarbeit für dieselben anzuregen. Abgesehen von der von Anfang an in der Kapelle betriebenen Sonntagsschularbeit gründete Baur einen Verein von Helfern und Helferinnen für regelmäßige kirchliche Armenpflege, ebenso ein weibliches Asyl, das in späterer Zeit von der Anschar-Kapelle getrennt und nach dem Vorort Hamm verlegt ist; er legte auch den Grund zur Diakonissenarbeit durch Anstellung einer eigenen Gemeindeschwester.

Als Baur im Jahre 1872 in das Amt eines Hofpredigers nach Berlin berufen ward, sah sich der Vorstand der Kapelle vor der schwierigen Aufgabe, einen geeigneten Ersatz zu finden. Da zeigte Gott den rechten Mann. Das war unser Carl Rinck, damals Pastor in Frücht bei Ems. Nach manchen Hemmnissen, unter denen aber der Vorstand unentwegt an ihm festhielt, trat Rinck im Frühjahr 1873 sein Amt an der Anschar-Kapelle an.

Er war in stiller Arbeit unter dem Landvolk vorbereitet für die Wirksamkeit, welche sich ihm nun in der großen Weltstadt erschloß und die er alsbald unter einem weiten Gesichtskreis auffaßte, — mit einer seltenen Thatkraft durchführte.

Im Jahre 1834 in Staffel bei Limburg a. L. als Sohn des damaligen Pfarrers und späteren Herborner Professors Rinck geboren, hat er seine Jugendzeit größtenteils in Berg Ebersbach verbracht. Durch den Verkehr mit der Dorfjugend, mit der er auf einer Schulbank saß, hat er früh die Liebe zum Volk und das Verständnis des Volkes gewonnen, die ihm lebenslang eigen geblieben sind und seiner späteren Wirksamkeit die Richtung gegeben haben. In Weilburg erhielt er dann seine Gymnasialbildung und hat darauf in Erlangen und Halle seine theologischen Studien gemacht, bei denen insbesondere Delitzsch und Tholuck auf ihn Einfluß gewannen. Er besuchte außerdem das theologische Seminar in Herborn, von wo aus er bereits mannigfach Gelegenheit fand, in den umliegenden Orten in sehr wirksamer, von vornherein überaus volkstümlicher Art zu predigen.

Seine eigentliche pfarramtliche Thätigkeit begann er im Jahre 1858 als Vikar in Westerburg auf dem Westerwald unter sehr schwierigen kollegialen Verhältnissen. Mit jugendlicher Energie griff er in das kirchliche Leben der heruntergekommenen Gemeinde ein, und es gelang ihm in siebenjähriger Arbeit dort gründlich Wandel zu schaffen. Namentlich die Jugend ward durch seine Predigten innerlich ergriffen, und die Gemeinde schloß sich in einem herzlichen, glaubensinnigen, fröhlichen Gemeinschaftsleben um ihren Pfarrer zusammen. Schon damals hat Rinck es verstanden, mit seiner Gemeinde, mit der Jugend wie mit den Erwachsenen, christliche Volksfeste zu feiern.

Als Pfarrer in Frücht bei Ems (1865—1873) fand er Gelegenheit, auch noch in anderen Aufgaben als der ihm zunächst liegenden Gemeindearbeit seine Gaben zu entfalten und seine Kräfte zu üben. Er gründete dort den nassauischen Kolportageverein, dessen Seele er bis zu seinem Fortgange blieb; und ganz besonders übte er einen durchgreifenden Einfluß auf die Rettungsanstalt in Scheuern aus, die unter seiner

Digitized by Google

Mitwirkung in eine Idiotenanstalt umgewandelt ward. Wenige haben so wie er diese bis heute segensreich wirkende Anstalt auf liebendem Herzen getragen.

In die Zeit der Früchter Wirksamkeit fällt der große Krieg von 1870, der auch Rinck zeitweilig seiner Gemeinde entführte. Vom August 1870 bis zum Friedensschluß hat er als Militärgeistlicher bei Metz und in Straßburg gestanden. Mit welcher Hingebung und Wärme er dabei seine Aufgabe ergriffen, das bezeugt manche Geschichte, die er in seinem „Kinderfreund" erzählt hat, das bezeugen die 80 Straßburger Waisenkinder, die er aus dem Kriege mit heimgebracht, um für ihr Unterkommen zu sorgen, — das beweist desgleichen das eiserne Kreuz, mit welchem er ausgezeichnet ward.

Der Vorstand der Anschar-Kapelle in Hamburg hat das Rechte getroffen, als er im Jahre 1873 diesen Mann in die kirchliche Arbeit der Großstadt rief. Blicken wir von den vierzehn Jahren, während welcher er in dieser Arbeit stehen sollte, auf die eben skizzierten fünfzehn Jahre, die ihnen vorangingen, so treten in diesen letzteren deutlich alle Ansätze zu derjenigen Art des Schaffens hervor, die in Hamburg zu so bedeutenden Erfolgen geführt hat.

Mit gläubigem Herzen und kräftiger Hand, in Demut und Mut griff Rinck die Arbeit an der Anschar-Kapelle an, vom Anfang bis zum Ende die Losung vor Augen, die er sich in seiner Antrittspredigt auf Grund von 1. Kor. 9, 19 erwählt hatte: Frei von jedermann und jedermanns Knecht! Nach der langen Vakanz, die vorhergegangen, mußte sich eigentlich um den neuen Pfarrer auch die Gemeinde erst wieder neu sammeln. Sie hat sich gesammelt, keineswegs mit einem Schlage, aber in stetig fortschreitendem Wachstum. Anregend war seine Arbeit von vornherein, aber doch tritt dem Kundigen ein wesentlicher Unterschied zwischen den ersten und den letzten Jahren seiner Thätigkeit entgegen. Zuerst ein Sondieren des Bodens und seiner Bedürfnisse, ein Ringen nach Klarheit und Festigkeit in bezug auf die Grundsätze, mit denen den kirchlichen Schäden der Großstadt auf dem ihm zugewiesenen Arbeitsfelde beizukommen sei, ein versuchsweises Eröffnen neuer Wege, ein Anfangen im kleinen Kreise, ein Bereiten des Ackers in stiller Säemannsarbeit, — und dann dagegen in den letzten Jahren eine reiche Erntezeit, Erfolg auf Erfolg, und jeder neue Erfolg ein Antrieb zu neuem Unternehmen, unter immer allgemeinerer Anerkennung ein siegesfreudiges Fortschreiten in ruhiger Sicherheit, bis es Gott gefiel, dem rastlos im Dienste seines Herrn und seiner Brüder die eigenen Kräfte Verzehrenden auf der Höhe seiner Wirksamkeit den Feierabend zu gebieten. Wie oft und nachdrücklich hat er seine Gemeinde auf das Grundgesetz der Entwickelung des Reiches Gottes in dem Gleichnis vom Senfkorn hingewiesen. Er selbst hat sich, wie wir sehen, an dies Gesetz gebunden, zum Segen der Arbeit. Das klein begonnene Werk ist stetig gewachsen, weil die Keimkraft des Glaubens und der Liebe, verbunden mit einem offenen Blicke für das Notwendige, darin wirksam war.

Der Mittelpunkt seiner Thätigkeit und die Grundlage aller der Arbeiten, für die er seine Gemeinde zu gewinnen suchte, war ihm stets die Predigt des Evangeliums. Er hat in dieser Hinsicht eine kräftig erweckende und viele Herzen tief gründende Wirksamkeit ausgeübt. Seine Predigten zogen in keiner Weise an etwa durch rhetorische oder homiletische Kunst, — man könnte sie im Gegenteil bei aller Sorgfalt der inneren wie der schriftlichen Vorbereitung als schlichte Naturprodukte bezeichnen. Was ihnen ihre Kraft verlieh, war dies, daß sie die großen Kernwahrheiten des Evangeliums, den Ernst der Sünde, die Seligkeit der Gnade, die befreiende Kraft des Glaubens, den unumgänglichen Kampf der Heiligung mit großer Entschiedenheit der Gemeinde ins Herz und ins Gewissen schrieben, und zwar so, daß man unmittelbar empfand, wie der Mann sich selbst mit seiner ganzen Person unter diese Wahrheiten gestellt habe, wie sie sein eigenes Herzblut geworden seien. In diesem Sinne darf man seine Predigten wohl als Zeugnisse bezeichnen: die ganze Persönlichkeit trat bezeugend ein für das, was der Mund redete. Gedanken, die ihm in seiner Arbeit an sich selbst bedeutsam

geworden waren, kehrten deshalb auch zu derselben Zeit in seinen Predigten vielfach mit Nachdruck wieder. Es war überdies seine Art, wenn er die Notwendigkeit erkannt hatte, einen Nagel einzuschlagen, dann auch seine wuchtigen Hammerschläge unermüdet auf denselben Punkt zu richten bis er überzeugt war: der Nagel sitzt fest. Das Ziel seiner Predigt war, Menschen Gottes darzustellen, in denen Jesus Christus wirklich eine Gestalt gewonnen habe, — wie oft hat er gemahnt „die Kräfte aus dem obern Heiligtum" im Glauben anzuziehen, damit durch sie „wachstümlich" „ein göttlicher Lebensbestand" im Herzen sich entwickele! Dabei war es ihm die liebste Methode der Predigt, das Schriftwort einfach Vers um Vers auszulegen und dem lebensvollen Gehalt der biblischen Begriffe recht tief nachzugraben.

Rinck hat durch diese Art seiner Predigt vielen Herzen einen Samen der Ewigkeit wirksam mitgeteilt. Aber er begnügte sich damit nicht. Er fügte zur Arbeit des Pflanzens auch die des Begießens. Der Prediger ward zum Seelsorger. Er war in dieser Hinsicht vor seinen Kollegen in Hamburg in der glücklichen Lage, daß er — frei von der Fürsorge für eine Parochie mit ihren oft so massenhaften Amtsgeschäften — mehr als sie im stande war, sich der Seelsorge ausgiebig zu widmen. Er war zu dieser Arbeit zugleich besonders ausgerüstet. Er hatte unter vielen inneren Kämpfen eine reiche christliche Lebenserfahrung gewonnen, — er verband mit ihr einen klaren und tiefen Blick ins Menschenherz mit seinem Trotz und seiner Verzagtheit, — er hatte außerdem den Mut der Offenheit und verstand es, in liebevollem Ernst denen, die seinen Rat begehrten, rückhaltlos „die Wahrheit zu sagen". Es gelang ihm darum auch in der Seelsorge, die Gewissen zu wecken und die Gewissen zu trösten, verborgene Schäden aufzudecken und offene Wunden zu heilen. In seelsorgerlichen Besuchen war er unermüdlich, und ebenso waren an jedem Tag mehrere Stunden denen gewidmet, die in seinem Hause ihn aufsuchten und seinen Rat in Anspruch nahmen.

Wir würden indes die Grundgedanken der Rinckschen Arbeit noch nicht richtig gefaßt haben, wollten wir bei dieser seiner Fürsorge für die einzelnen Seelen stehen bleiben. Ihm schwebte vielmehr das Ziel einer Einwirkung auf das christliche Volk im ganzen, bezw. auf die entchristlichten Massen vor. Auf dasselbe Ziel hin arbeitet die Stadtmission. So war es naturgemäß, auch dem eigentlichen Zweck der Anschar-Kapelle entsprechend, daß Rinck gleich seinem Vorgänger Baur die Leitung der Stadtmissionare und ihrer Arbeit in die Hand nahm. Indessen ging diese Aufgabe nachher in die Hände des Herrn Jasper von Oertzen über, während Rinck sich von der Mitarbeit an der Stadtmission auf seine spezielle Anschar-Arbeit zurückzog. Seiner Auffassung war es entsprechender, in einem begrenzteren Kreise die Arbeit der inneren Mission mit größerer Intensität zu treiben, als es die auf das ganze Stadtgebiet berechnete Organisation der Stadtmission nach dem Maß der ihr zu Gebote stehenden Kräfte gestattete. Mehr oder weniger unbewußt mag dabei für Rinck das Gefühl mitgewirkt haben, daß er für die Ausgestaltung der in ihm sich regenden Ideen einer vollständigen persönlichen Freiheit und eines ihm eigenen Bodens bedürfe, während die einmal gegebene Einrichtung der Stadtmission ihm in dieser Hinsicht natürlich manche Schranken würde aufgelegt haben. Man darf wohl urteilen, daß diese Trennung, wenn sie sich auch zunächst nicht ganz ohne Schmerz vollzog, doch beiden Teilen zur Förderung ihrer besonderen Aufgaben gedient hat, indem das Nebeneinander beider Arbeiten eine gegenseitige Anregung in sich schloß.

Was aber Rinck nun auf seinem Boden ganz besonders vorschwebte, und was er nicht müde geworden ist auf immer neue Weise ins Werk zu setzen, war eine Organisation derer, die sich in der Anschar-Kapelle um die Verkündigung des Evangeliums sammelten, zu einer wirklichen Gemeinschaft. Ihm, dem früheren Landpastoren, dem es in seinen beiden kleinen nassauischen Gemeinden, und ganz besonders in der ersten, gelungen war, ein warmes und herzliches Gemeindeleben zu erzielen, mußte der Mangel eines solchen in der Großstadt doppelt schmerzlich fühlbar

werden. Es ist ja in der That so, daß in unseren großen Städten von christlichen Gemeinden im tieferen Sinne des Wortes kaum die Rede sein kann. Man sammelt sich in den Kirchen und erbaut sich an der Verkündigung des göttlichen Wortes, man sucht sich seinen Beichtvater und kommt mit Hunderten und Tausenden zusammen zum Tisch des Herrn, ohne daß die, welche so doch durch ein doppeltes heiliges Band sich verbunden fühlen sollten, nur irgend sich um einander kümmern und in eine Gemeinschaft des Lebens unter einander eintreten. Rinck sah darin einen der Hauptschäden des kirchlichen Lebens auch in Hamburg. Der Mensch ist auf Gemeinschaft angelegt, ganz besonders auch in bezug auf sein religiöses Leben, das in der Vereinzelung leicht erstirbt, wie eine allein liegende Kohle. Da sind Tausende, die alljährlich vom Lande in die Stadt ziehen. Daheim waren sie durch ein geordnetes Gemeindeleben getragen. Nun fehlt ihnen jeder persönliche Rückhalt, sie sind nur noch wie Atome in einer atomisierten Gesellschaft, und nur zu schnell pflegen sie dadurch dem kirchlichen Leben verloren zu gehen. Oder sie befriedigen ihr Bedürfnis nach Gemeinschaft da, wo sich ihnen Gelegenheit bietet: die einen bei den Sozialdemokraten, die in ihrer Mitte vielfach ein starkes Gemeinschaftsbewußtsein zu erzeugen wissen, — die anderen, die noch Glaubenswarmen, bei den Sekten, die gerade durch ihr Gemeinschaftsleben der Kirche ihre besten Kräfte aus dem Volke entziehen. Und sind dann treue Seelen da, die sich trotz alledem fest an die Kirche halten, sie fühlen sich doch in ihren „Gängen" und „Höfen" zwischen Hunderten von Entkirchlichten schmerzlich vereinsamt und können vielfach Sonntags ihren einsamen Kirchweg nicht antreten, ohne den Spott der Nachbarn fühlen zu müssen.

Deshalb wirkliche Gemeinschaft derer, die sich eine Gemeinde nennen! Das war Rincks Parole. Da soll eins das andere stärken, eins das andere fördern und halten und in der Gemeinschaft mit anderen seines Glaubens froh werden. In mannigfachster Weise hat Rinck auf dies Ziel hingearbeitet. In großen Sälen wurden Famlienabende eingerichtet, wo sich die Glieder der Anschargemeinde zu vielen Hunderten aus allen Ständen zusammenfanden, während man früher nur „tea-meetings" von meist vornehmem Charakter für bestimmte Zwecke der inneren oder äußeren Mission gekannt hatte. An jenen Abenden wurden dann wohl die Landsleute je aus einer Provinz des Vaterlandes, oder die Bewohner einer Straße und der benachbarten Gänge zusammengesetzt, um ihre Bekanntschaft unter einander zu befördern und sie so auch zum Zusammenhalten im täglichen Leben zu bringen. Außerdem wurden innerhalb dieses großen Kreises wieder kleinere Kreise Zusammengehöriger gebildet, Männer- und Jünglings-, Frauen- und Jungfrauen-, Dienstboten-Vereine u. s. w. Außerdem gab Rinck seit 1875 „Mitteilungen aus der Anschar-Kapelle" in zwanglosen Heften heraus, die nach ihrem Erscheinen Sonntags an der Kirchthür den Besuchern der Anschar-Kapelle umsonst verabreicht wurden, um sie alle über alle Angelegenheiten der Anschargemeinde in Kenntnis zu setzen, für die vorliegenden Aufgaben sie zu interessieren und so das Gefühl kirchlicher Gemeinschaft unter ihnen zu stärken.

Es konnte nicht ausbleiben, daß diesem immer klarer hervortretenden Streben gegenüber bald in freundlich warnender, bald in überaus gehässiger Weise der Vorwurf der Sektiererei laut wurde. Der immer festere Zusammenschluß der Gemeindeglieder mußte in der That den Fernerstehenden einen derartigen Eindruck gewähren, — es läßt sich sogar nicht leugnen, daß in der Sache wirklich eine Gefahr liegt, wenn nicht ein nüchterner, selbstloser Mann den Zügel in der Hand hat. Aber Rinck war dieser Mann, — und der Vorwurf der Sektiererei hat ihn keinen Augenblick an seinem Ziel irre gemacht, da er sich bewußt war, gerade so einem wirklichen Bedürfnis der Kirche zu dienen, der Propaganda der Sekten entgegenzuwirken und nur das zu wollen, was er am liebsten in allen Gemeinden in einer ihren Verhältnissen entsprechenden Weise verwirklicht gesehen hätte. Und man darf sagen: je mehr dieser Zweck der Sache ans Licht trat, um so mehr schwand auch jener Vorwurf hinter der

immer allgemeineren Anerkennung der gerade auf diesem Wege zu stande gekommenen Leistungen.

Denn das war nun eben das Wesentliche bei dieser erstrebten Organisation des Gemeindelebens, daß Rinck es dabei nicht etwa nur auf eine Gemeinschaft des Feierns, des geistlichen Genießens oder des geselligen Verkehrs abgesehen hatte, sondern vor allem auf eine Gemeinschaft der kirchlichen Arbeit. Ihm galt es als ein höchst ungesunder Zustand, daß die meisten kirchlichen Leute gute Christen zu sein glauben, wenn sie für sich selbst in der Kirche ihre Erbauung suchen und dann ihre Wege gehen, wie der Priester und Levit, welche aus dem Tempel in Jerusalem nach Jericho ziehen und dabei den unter die Mörder gefallenen Volksgenossen kaum eines Blickes für wert achten. Er empfand es, wie wenig diese — man möchte sagen — passive Kirchlichkeit den schreienden Schäden der kirchlichen Gegenwart und des christlichen Volkslebens insbesondere in den großen Städten gewachsen sei. Er erkannte in der kräftigen Mitwirkung der ganzen Gemeinde die einzige wirkliche Hilfe für unsere Zeit. Aktivität des Glaubens und der Liebe von seiten aller Gemeindeglieder, das war die große Forderung, die er fort und fort auch seiner Anschargemeinde ins Gewissen gerufen hat, — ohne diese galt ihm das Christenleben nicht für voll und gesund. Eben deshalb sollte sich seine Gemeinde zu einer Gemeinschaft der Arbeit zusammenschließen, bei der jedes Glied nach dem Maß seiner Gabe an seinem Platze in mannigfaltigster Weise dienend seinen Baustein zur Erbauung der Gemeinde hinzutrüge. Durch diesen Grundsatz, auf den sein ganzes Wirken angelegt war, hat er der Anschargemeinde ihr eigentliches Gepräge verliehen. Es sei deshalb erlaubt, ihn selbst zu Worte kommen zu lassen, wie er sich über diesen Punkt in einer seiner „Mitteilungen“ aus dem Jahre 1877 ausgesprochen hat: „. . Darum, lieben Freunde, lasset euch von eurem Pastor und Seelsorger namentlich im Blick auf die furchtbaren sozialen Notstände, die uns überall in nächster Nähe umgeben und immer bedrohlicher werden, im Namen Jesu Christi des Gekreuzigten und Auferstandenen ins Herz und Gewissen rufen: ‚Alle Mann auf Deck! Die Gemeinde erwartet, daß ein jeder seine Schuldigkeit thue‘. Mit diesen historischen Worten spielt man nicht. Sie wurden stets nur in besonderer Notzeit, dann aber auch mit ganzem und vollem Nachdruck gebraucht. Auch ich bin mir dessen bewußt, indem ich sie ausspreche und möchte durch dieselben einen jeglichen von euch besonders bei der Hand nehmen und ihn ernstlich und dringend bitten, doch nicht bloß ein gemütliches christliches Privatleben zu führen, sondern wie es heutzutage nötig ist, sich an den großen Aufgaben und Arbeiten der Gemeinde lebendig und eifrig zu beteiligen und — weil mir dies die wichtigste kirchliche Aufgabe der Gegenwart zu sein scheint — kräftig mit Hand an die Gemeindediakonie zu legen. Lasse sich ein jeglicher von seinem Heilande ein reiches Maß von Liebe schenken und dann kommt herzu und helft uns, ein jeglicher an seinem Teil und mit seiner Gabe.“

In diesem Sinne die Gemeinde zu organisieren, das ist dem unermüdlichen Manne in seltenem Grade gelungen. Nicht nur ein hohes Maß von Opferwilligkeit in äußeren Gaben, sondern auch ein hohes Maß von persönlicher Dienstwilligkeit hat er bei fast allen zu erwecken gewußt. Er verstand es, Aufgaben zu stellen, für diese Aufgaben die rechten persönlichen Kräfte ausfindig und die gefundenen zur Uebernahme des Dienstes mit der ihm eigenen Eindringlichkeit auch willig zu machen. Da waren die Helfer und Helferinnen in dem Kindergottesdienst, der in stetigem Wachstum zuletzt wohl an 1000 Kinder sonntäglich sammelte, in der Armenpflege, in der Krankenpflege, im Besuchen allein stehender Gemeindeglieder; da gab es persönliche Dienstleistungen im Nachtwachen bei Kranken, im Vorlesen bei Alten und Schwachen, im Begleiten Blinder und Gebrechlicher zum Gotteshause, da gab es Arbeit in den verschiedenen Vereinen, — Arbeit für Männer wie für Frauen, — sowie in den Vorständen für mancherlei Anstalten der Liebe, — kurz, es gab überhaupt kaum eine Arbeit an der Kapelle, in welcher der

Pastor allein gestanden, in welcher er nicht vielmehr mitwirkende Kräfte aus der Gemeinde gehabt hätte, die mit Vertrauen unter seiner sicher leitenden Hand arbeiteten.

Aber bei alledem erkannte Rinck, daß angesichts der großen kirchlichen Bedürfnisse der Weltstadt neben diesen freiwilligen Dienstleistungen solche Kräfte nicht entbehrt werden können, die berufsmäßig ihr ganzes Leben in den Dienst der Gemeinde stellen. In dieser Erkenntnis hat er das Werk der weiblichen Diakonie aufs Kräftigste gefördert. Den Grund zu demselben hatte bereits Baur gelegt. Unter Rinck ward die Zahl der Diakonissen bald von einer auf drei vermehrt, und sie ist dann stetig gewachsen. Im Jahre 1877 ward ein eigenes Haus bei der Kapelle gemietet, und in der Schwester des weiland Professors Wappäus in Göttingen eine treue Leiterin für die kleine Schwesterschaft gefunden. Das Haus ward für den zunehmenden Schwesternkreis bald zu eng und so ward im Jahre 1881 der Bau des schönen, geräumigen Diakonissenheims Bethlehem auf dem Anscharplatz in Angriff genommen. Am Weihnachtsfest 1879 hatte Rinck seiner Gemeinde zuerst diesen Bau warm ans Herz gelegt, und am Weihnachtsfest 1881 konnte er „an Bethlehems Krippe" eingeweiht werden. Die 95 000 Mark Baukosten und noch 10 000 Mark dazu hatte die Liebe der Gemeinde ohne irgendwelche öffentliche Aufrufe aus ihrer eigenen Mitte in den zwei Jahren zusammengetragen; schuldenfrei ward das Haus unter innigem Danke gegen Gott bezogen. Es war für 36—40 Diakonissen, sowie für eine Krankenstation, eine Kinderstation und eine Krippe eingerichtet, — diese letzteren den Bedürfnissen der Gemeinde und der Ausbildung der Schwestern zugleich dienend. Die in Aussicht genommene höchste Zahl der Diakonissen ist nun bereits erreicht. Mit dem Wachsen der Schwesternzahl hat aber das Wachstum der ihnen erschlossenen Arbeit mehr als gleichen Schritt gehalten.

Rinck wollte mit seinem „Bethlehem" nicht eine Diakonissen*anstalt* im gewöhnlichen Sinne gründen, auf welcher Schwestern zu mannigfachstem Dienste ausgebildet werden, um dann auf verschiedene Stationen sich entsenden zu lassen, sondern dies Diakonissen*heim* soll lediglich ein Gemeindeinstitut sein. Es soll aus der Gemeinde seine Schwestern ebenso wie seinen Unterhalt empfangen. Die Schwestern aber — gleich anderen Diakonissen aufs Sorgfältigste innerlich und äußerlich ausgebildet — *sollen wieder lediglich der Gemeinde in der Armen- und Krankenpflege u. a. unter Ausschluß der Privatpflege bei Bemittelten* ihren Dienst widmen. Dieser Rinckſche Gedanke eines Instituts von Gemeindeschwestern, die dies ausschließlich sein sollen, ist nicht unangefochten geblieben, aber er ist durch den Erfolg gerechtfertigt, dem Geist der ersten apostolischen Gemeinden gewiß nicht widersprechend und für die Verhältnisse unserer großen Städte von segensreicher Bedeutung. Findet er anderweitig Nachfolge, so werden die eigentlichen Diakonissen*anstalten* am meisten Ursache haben, dafür dankbar zu sein, da sie dadurch in etwas entlastet werden von der übergroßen Zahl von Anforderungen, denen sie mit der ihnen zu Gebote stehenden Zahl von Diakonissen so oft nicht gewachsen sind.

Den Anscharschwestern fiel die Gemeindepflege in dem engeren Kreis der Anschararmen, sowie in dem weiteren Kreise der großen St. Michaelisgemeinde und der in gewissem Sinne ihr verbundenen noch größeren St. Pauligemeinde zu. Das ist ein Bezirk, in welchem 150 000 Menschen wohnen! Welch eine Fülle von Liebesarbeit an Armen und Kranken ist damit den Herzen und Händen der Schwestern zugewiesen!

Und doch sollte sich ihnen noch eine weitere Aufgabe erschließen, die, scheinbar dem oben angedeuteten Prinzip widersprechend, doch tiefer angesehen nur eine Konsequenz derselben ist. Wie oft treten ihnen auf ihren Wegen arme Menschenkinder entgegen, denen wahrhaft Hilfe nur gebracht werden kann, wenn sie den Lebensverhältnissen, in denen sie stehen, entnommen werden und an anderen geeigneten Stätten die rechte Fürsorge erfahren. Aus dieser Wahrnehmung sind eine Reihe von Anstalten hervorgewachsen, in denen die Anschar-Diakonissen arbeiten, aber so, daß auch diese Arbeit nur

als ein Dienst an den Gliedern der Gemeinde betrachtet wird, denen in ihren eigenen Häusern nicht recht gedient werden kann.

Es ist damit hingedeutet auf eine Gründung, welche bei dem 25jährigen Stiftungsfest der Anschar-Kapelle als schöne Blüte am Baum der Anschararbeit erwachsen ist. Eine der Gemeinde und ihrem Pastor treu verbundene Hamburgerin hat bereits im Jahre 1883 das Emilienstift als eine Anstalt für sittlich gefährdete Mädchen im Alter von 14—20 Jahren ins Leben gerufen zu dem Zweck, dieselben dort zu tüchtigen Dienstboten auszubilden. Im Jahre der Jubelfeier, 1885, kaufte nun dieselbe ein Grundstück in Eppendorf bei Hamburg an, um auf demselben ein neues Gebäude für diese Anstalt zu errichten. Dieses Grundstück ward der Anschargemeinde übergeben und bei der Jubelfeier als „Anscharhöhe" eingeweiht. Nun ist dort schon eine Kolonie von vier Häusern entstanden: das „Emilienstift", zu dem bereits genannten Zweck, der „Kastanienhof", eine vom „Rauhen Hause" erbaute und der Fürsorge der Anschargemeinde überwiesene Erziehungsanstalt für konfirmierte Mädchen, „Emmaus", ein Siechenhaus für alte und unheilbare Frauen, und „Bethanien", ein Erholungshaus für Diakonissen.

Es ist in der That eine reiche Entfaltung, welche der Arbeit der weiblichen Diakonie an der Anschar-Kapelle bis hierher zuteil geworden ist. Und Rinck war und blieb die Seele dieser Arbeit, — ja es ist ihm kaum eine andere so wie diese ans Herz gewachsen und seines Herzens Sorge und Freude geblieben bis zuletzt.

Man wird denken: das alles sei nun aber genug und mehr als genug der Arbeit gewesen auch für einen starken Mann. Doch Rinck hat sich daneben noch ein ganz andersartiges Feld weitgreifender Thätigkeit eröffnet. Wir gehen vorüber an seiner treuen Mitarbeit für die „Norddeutsche Mission", an seiner Mithilfe bei der Gründung des „Seemannsheims", an der Entstehung des „Luisenhofs" in Eppendorf nach dem Vorbilde des „Versorgungshauses" in Bonn, und an seiner Leitung des „Vereins der Freundinnen junger Mädchen" in Hamburg, um nachdrücklicher hinzuweisen auf das, was er für die volkstümliche christliche Presse geleistet hat. Seinem Blicke ist es nicht entgangen, daß in ihr wieder eine Waffe liege, die mit Energie gehandhabt werden müsse, um der feindlichen, unchristlichen Mächte der Zeit Herr zu werden.

Auch hier hat er zunächst an schon Vorhandenes angeknüpft, um es mit neuen Gedanken und neuer Kraft zu durchdringen. Er nahm die Leitung der „Niedersächsischen Traktatgesellschaft" in die Hand, die, bis dahin zum großen Teil von englischem Gelde unterhalten, auch vielfach durch den Inhalt ihrer Schriften in englisch-methodistischem Geiste wirkte. Rinck verlieh ihr ein deutsch-evangelisches Gepräge, indem er für Schriften sorgte, die, der gesunden Lehre entsprechend, auch zugleich deutsche Volksschriften im besten Sinne sein sollten, und als infolge dessen die englische Unterstützung zurückgezogen ward, gelang es ihm, die Arbeit auf solchen finanziellen Grundsätzen aufzubauen, daß sie im stande ist, sich selbst zu erhalten.

Noch bedeutsamer ist, was Rinck durch seinen „Nachbar", ein „christliches Volksblatt für Stadt und Land", geleistet hat. Seinen Nachbar darf man ihn nennen, obgleich er auch hier nicht der Gründer, sondern nur der Erbe früherer Arbeit ist. Denn als er den „Nachbar" übernahm, mochte er vielleicht 1000 Abonnenten zählen, und jetzt, wo ihm die Feder aus der Hand genommen ist, wird dies Volksblatt in nahe an 100 000 Exemplaren gedruckt, und ist aus einem Hamburger Sonntagsblatt zu einem deutschen Volksblatt, — fast dem verbreitetsten — geworden. Es ist wahr: als Rinck diese Arbeit in die Hand nahm, da hat er ein paar Jahre lang stark getrieben zur weiteren Ausbreitung des Leserkreises, aber er hat es gethan aus der innersten Ueberzeugung, daß es auch auf diesem Gebiete gelte, eine hervorragende Christenpflicht der Gegenwart und in ihrer Erfüllung die Liebe zum Volke zu bethätigen, dem so hundertfach schwarz auf weiß das Gift ins Haus getragen wird, und bei seiner immer erneuten Anforderung an seine Leser, auch Verbreiter des Nachbar zu wer-

den, leitete ihn doch nur derselbe Grundgedanke, der uns bei seiner Pfarrarbeit so charakteristisch entgegengetreten ist, die Herzen aus einem müßigen Genießen geistlicher Güter zur Mitarbeit für dieselben aufzurütteln. Später that ein solches Eintreten für die Verbreitung des Blattes nicht mehr not; — nachdem ihm die Bahn gebrochen war, sorgte es selbst durch seinen volkstümlichen Ton und Inhalt für seine weitere Ausbreitung, — es erscheint gegenwärtig für verschiedene Gegenden des deutschen Vaterlandes in einer Reihe von verschiedenen Ausgaben.

Nicht minder glücklich war Rinck in seinem „Deutschen Kinderfreund", der monatlich mit vielen und schönen Illustrationen erscheint und sich durch seinen edlen unterhaltenden und belehrenden Inhalt schnell viele tausend Kinderherzen und auch die Herzen der Erwachsenen erobert hat. Diese Jugendzeitschrift ist das einzige Blatt, welches Rinck selbst ins Leben gerufen hat, und es ist ihm recht aus dem Herzen herausgewachsen. Er, der starke, energische, unerschrockene Mann trug doch in sich ein reiches Kindesherz mit dessen Fröhlichkeit, Innigkeit und Unmittelbarkeit. Deshalb fühlte er sich überall unbeschreiblich zu den Kindern hingezogen, wie nicht minder die Kinder zu ihm, konnte er doch in keinem Orte der Welt weilen, selbst nicht in einem Badeort, ohne daß er alsbald eine ganze Kinderschar um sich versammelt sah. So hat er denn seinen „Kinderfreund" selbst als sein liebes Kind in die Welt hinausziehen lassen, um der leselustigen deutschen Jugend eine gesunde geistige Nahrung zu bieten und ihr alle Herrlichkeit und Schönheit der lieben Gotteswelt in dem Lichte des „großen Kinderfreundes" und seines Wortes, — wie das Titelbild es andeutet — zu zeigen. Man muß das, was Rinck selbst in seinem Kinderfreund geschrieben hat, lesen, um ihn recht kennen zu lernen. Es ist aber merkwürdig, wie er auch den Leserkreis dieser Jugendschrift so gut wie den Leserkreis des Nachbar als eine Art von Gemeinde betrachtete, die er sich sammelte und in der er wirkte, — natürlich durfte es aber dann in diesen „Gemeinden" auch an der gemeinsamen Arbeit nicht fehlen. alljährlich wurden ihm freudig von alt und jung aus dem weiten deutschen Vaterland und selbst aus anderen Ländern die Gaben dargereicht für den „Nachbarchristbaum" und für den „Christbaum des Kinderfreundes", jener bestimmt, um den „Nachbarmissionar", den er im Dienst der Anfragen aus der „Nachbargemeinde" angestellt hatte, zu unterhalten und christlichen Anstalten eine Weihnachtsfreude zu bereiten, dieser, um in der Missionsstation Ho in Westafrika eine Schule zu unterhalten. — Auch der Ertrag des „Kinderfreundes" kam wieder armen Kindern zugute: er dient zur Unterhaltung der Kinderstation und der „Krippe" im Diakonissenheim Bethlehem.

Wie Rinck für alle Mitarbeiter in seinem Werk stets eine herzliche Dankbarkeit fühlte, so hat er es auch dankbar empfunden, daß ihm bei seiner Arbeit für den Nachbar und den Kinderfreund eine treue, hingebende und geschickte Hand vieles erleichterte.

Ueberblicken wir das ganze Arbeitsgebiet, von welchem doch in dieser Skizze nur Andeutungen gegeben werden konnten, so muß man bekennen: es ist ein reiches Leben, das sich darin ausgewirkt hat.

Wo liegen die Wurzeln desselben? Gewiß nicht vor allem in Rincks Gaben. Wohl war er für die von ihm ergriffene Arbeit besonders begabt. Aber jeder bekam doch den Eindruck, daß nicht seine Gaben, sondern sein Charakter das Treibende und Wirkende in derselben waren. Oder um es näher zu bezeichnen: er konnte mit seinen Gaben so Bedeutendes wirken, weil sie durch starken Glauben und durch feurige, verzehrende Liebe geheiligt, ja zum großen Teil eben dadurch überhaupt erst erweckt waren.

Der nach außen so viel in Anspruch genommene Mann hat doch ein überaus reiches und tiefes Innenleben geführt. Es sei nur nebenbei bemerkt, daß er trotz seiner vielen Geschäfte mit seinen Arbeiten nie im Rückstande, sondern immer im Voraus-

arbeiten begriffen war: nicht zum wenigsten dadurch hat er sich in seinem Schaffen stets eine große Ruhe bewahren können. Aber er hat — abgesehen davon — stets auf das Energischste sich die Zeit zur inneren Sammlung zu bewahren gesucht. Er wußte, wo die starken Wurzeln seiner Kraft lagen. In gleicher Weise hat er auch seiner Gemeinde auf das Dringendste ans Herz gelegt, über ihrer treuen Marthaarbeit das Allerwichtigste nicht zu vergessen, den stillen, gesammelten, in das Wort Jesu sich versenkenden Mariensinn mit dem „Eins ist not"! So sehr er selbst alle Gemeindeglieder zur kirchlichen Arbeit anstachelte, so stellte er dieselbe doch erst an die vierte Stelle; voran standen ihm das Gegründetsein im Glauben, der Ernst der Heiligung des eigenen Lebens, die tägliche Treue im nächsten Beruf.

Er selbst gewährte den Eindruck eines Mannes, der seine Lebenswurzeln tief in Gott gesenkt hat. Er trug ein starkes Bewußtsein der eigenen Sünde und der Fleischesmacht in sich. Aber eben deshalb konnte er sich auf keinem anderen Grunde, als dem der Gnade Gottes sicher fühlen. Von der eigenen Gebrechlichkeit hinweg auf seinen Heiland schauend, fand er in dem „Allein aus Gnaden" den Grundton des Christenlebens. Aber die erfahrene Gnade schuf in ihm ein Neues. Aus ihr erwuchs ihm der freudige Mut und die brennende Liebe, wie sie sein Losungswort atmet: Frei von jedermann und jedermanns Knecht. Sein gläubiger Aufblick zu der Gnade Gottes, um in ihr den Frieden zu finden, und die rastlose Werkthätigkeit seiner Liebe hatten denselben Zusammenhang, der uns in dem Worte des Apostels entgegentritt: „Nachdem uns Barmherzigkeit widerfahren ist, so werden wir nicht müde. Ich bin ein Schuldner beider, der Griechen und der Ungriechen."

Daß bei einer so stark ausgeprägten Individualität und einem so männlich festen Willen, wie sie uns in Ninck entgegentreten, auch wohl Einseitigkeiten nicht ausbleiben mochten, daß es da auch — zumal bei den eigenartigen Verhältnissen der Anschar-Kapelle — gegenüber anderen Männern, die die Kirche Christi mit gleicher Liebe umfassen, nicht immer ohne Reibungen abging, — wen will das Wunder nehmen? Er selbst hat sich mit Rücksicht darauf wohl manches Mal einen „Einspänner" genannt. Er war es in der That in gewisser Hinsicht, aber in anderer Beziehung war er es auch gerade nicht. Vielmehr suchte er gern Anschluß und Gemeinschaft des Wirkens. Sein offenes, gerades Wesen, sein selbstloses Absehen von der eigenen Person, sein Sinn, der nur der Sache dienen wollte, hat dazu mitgewirkt, manchen Verstimmungen den Boden zu entziehen, und ihn in treuer Freundschaft auch mit ganz anders angelegten Männern zu verbinden, selbst da, wo man nicht ohne weiteres allen seinen Schritten beistimmen konnte. Insbesondere war es etwas überaus Wohlthuendes, zu sehen, wie ihn ein Band gegenseitiger herzlicher Hochachtung und inniger Liebe mit den ihm amtlich zunächst stehenden Pastoren von St. Michaelis verknüpfte! Auch sonst war er seinen Freunden ein sehr treuer und opferwilliger Freund.

Ninck hat treulich an sich selbst gearbeitet. Vielleicht haben auch andere den Eindruck empfangen, daß eine frühere Neigung zur Schroffheit später immer mehr der Milde und Freundlichkeit Raum gab, die den Freunden beim Gruß aus seinem seelenvollen Auge entgegen leuchtete. Er hat auch angesichts der Fülle seiner Pflichten sich selbst zu einer großen Pünktlichkeit und Arbeitstüchtigkeit erzogen. Das Arbeiten war ihm, soweit Kraft und Gesundheit es gestatteten, zur zweiten Natur geworden. Es lag in seiner Art, kaum einem Genusse sich hinzugeben, der sich ihm nicht irgendwie wieder in Arbeit umgewandelt hätte.

Davon zum Schluß noch ein nicht unbedeutender Beweis.

Es war Ninck vergönnt, einen sehnlichen Wunsch seines Herzens erfüllt zu sehen, indem er im Winter 1884 mit einem Kreis von Freunden eine Reise nach Palästina antreten konnte. Ueber Aegypten reiste die Karawane von 15 Personen nach dem gelobten Lande, um von diesem über Kleinasien, Griechenland und die Türkei wieder

heimzukehren. In 10 Wochen ward die Reise vollendet, — Ostern konnte Rinck in seiner Gemeinde bereits wieder die Auferstehung des Herrn feiern. Mit großer Innigkeit und heiliger Freude und zugleich mit einem für alles geöffneten Auge hat er auf dieser Reise insbesondere die heiligen Stätten geschaut, an denen der Sohn Gottes unter uns gewandelt und gelitten hat, gestorben und auferstanden ist, der Herr, von dem er so freudig stets bekannt: „Er ist es wert, daß man ihn ehrt und sich in seinem Dienst verzehrt." Reiche Anregung und tiefe Erquickung hat ihm diese Reise gebracht, und sie ist ihm ein heller Lichtblick für die letzten Jahre seiner zum Ende neigenden Pilgerfahrt geblieben.

Eben auch diese Reise ist ihm aber aus einem Genuß zu einer Arbeit geworden. Sie war ja schon in sich selbst eine Arbeit durch die ernste und tiefe Art, in der er sie erfaßte, und es ist ihm auch nachträglich eine Arbeit aus ihr erwachsen. Seiner ganzen Denkweise nach, nicht für sich behalten zu wollen, was er hatte, sondern mit dem Empfangenen zu wuchern, erschien es ihm als Christenpflicht, an dem Gewinn, den die Reise ihm gebracht, auch andere Anteil nehmen zu lassen. In diesem Sinne hat er sie beschrieben in dem prächtigen, lebensvoll abgefaßten, mit schönen Bildern reich gezierten Buche: „Auf biblischen Pfaden." Auch das war gemeint als eine Gabe fürs christliche Volk, das er so lieb hatte, wie er selbst es in der Vorrede ausspricht: „Fürs christliche Volk sind diese Reisebilder bestimmt. Ihm durch Wort und Bild „die biblischen Pfade" so viel als möglich anschaulich und heimisch zu machen, dadurch die Liebe zum heiligen Lande, das Verständnis der heiligen Schrift und das Interesse für die evangelische Mission in weiteren Kreisen fördern zu helfen, war mein sehnlichster Wunsch und mein ernstes Streben."

Das ist ihm in der That reichlich gelungen. Mit fast übergroßer Anstrengung hat er sich gleich nach seiner Heimkehr an die Arbeit gemacht, so daß der erste Teil bereits auf den Weihnachtstisch des Jahres 1884 gelegt werden konnte. Seitdem ist das Buch bereits in dritter Auflage erschienen und hat u. a. das Interesse für die so wichtigen evangelischen Anstalten im heiligen Lande kräftig angeregt. Auf diese Weise ward seine Reise zu einer That. Von dem Reinertrage des Buches aber hat er draußen auf der Anscharhöhe das Haus „Bethanien" erbaut, dessen oben schon gedacht ist.

Ihm selbst sollte dies Haus nun noch in besonderem Sinne zu einem „Bethanien" werden, zu der letzten Station seines Weges nach dem Jerusalem, auf das er sein Gesicht mit ganzer Wendung gerichtet hielt.

Rinck war bereits in früheren Jahren — hauptsächlich in Folge von Ueberanspannung seiner Kräfte — mehrfach an einem Herzleiden aufs ernstlichste erkrankt und dadurch zeitweilig arbeitsunfähig geworden. Im Sommer 1887 kehrte das Leiden besonders stark wieder.

Der erste Juli, der Tag seiner silbernen Hochzeit, ward in Folge dessen in einen sehr ernsten verwandelt. Anstatt sich von einem entfernteren Kurorte Stärkung und Genesung zu versprechen, zog es ihn bald nachher in sein liebes Bethanien auf der Anscharhöhe, von deren frischer Luft man eine gute Einwirkung hoffen durfte.

Dort hat er die letzten Wochen seiner irdischen Wallfahrt verbracht. Es war eine schwere Leidenszeit. Er mußte durch tiefe und dunkle Stunden der Angst hindurchgehen. Da hat er es zuletzt lernen müssen, was er so oft schon in seinem Leben geübt, sich „durchzuglauben," sich dem sinkenden Petrus gleich an „seinen Heiland" zu halten und „sich ganz in die Arme des ewigen Erbarmens sinken zu lassen." Es war, als ob der Knecht, der lebenslang darnach gerungen hatte, seinen Herrn durch seine Arbeit zu preisen, ihn nun zuletzt noch durch sein Leiden preisen solle. Daß er auf diesem dunklen Passionsweg innerlich gewachsen ist, daß — nach dem Worte des Apostels — ob auch der äußere Mensch verweste, doch der innerliche von Tag zu Tag erneuert ward, das hat er selbst noch manches mal bezeugen können.

Am 17. September 1887 morgens rief der Herr seinen treuen Knecht zu seinem Frieden. Am Vorabend des Begräbnisses sprach im engern Kreise der Angehörigen draußen in Bethanien sein Schwager an seinem Sarge auf seinen ausdrücklichen Wunsch über das Wort: „Hier kommt ein armer Sünder her, der gern ums Lösgeld selig wär'.“

Von Bethanien nach dem Jerusalem, das droben ist! Wir gedenken dabei des Wortes, das einst der Herr über den in Bethanien Entschlafenen gesprochen hat: „Lazarus unser Freund schläft, aber ich gehe hin, daß ich ihn aufwecke.“

Paderborn.

Theodor Nottebohm.

Die Renaissance.

Ein Breslauer Vortrag*)

von

R. Rocholl.

Für die Geschichte des Abendlandes ist das Wort „Renaissance" von nicht geringer Bedeutung geworden.

Den Sinn des Worts werden wir uns von Kugler später deuten lassen. Hier genügt, daß es für die Völker unserer Kultur wesentlich nur zwei Kunstrichtungen gibt, die hellenische und die romantische.

Die Hellenen sind die Träger der Weltbildung. Der römische Staat hatte nur das mächtige Becken zu schaffen und in Rechtsbildungen zu formen, in welches diese Bildung einströmen konnte, als sie gereift von ihrem Träger, der griechischen Staatengruppe, sich zu lösen im stande war.

Im Gegensatz zu den morgenländischen Monarchien, zu einer dumpfen Kultur des sinnlos Kolossalen, entwickelte sich an glücklichen und heiteren Gestaden der Griechen der Gedanke einer harmonischen Ausbildung des Menschen nach seiner geistigen und leiblichen Natur.

„Die Hauptform der alten Kunst ist — sagt Otfried Müller in seinem in Breslau 1848 erschienenen Handbuch der Archäologie — der menschliche Körper. Er erschien den alten Griechen als das notwendige Korrelat des Geistes, als der natürliche und einzige Ausdruck dafür." Soweit Otfried Müller, unser Landsmann aus Ohlau.

Dies ist also eine Errungenschaft des griechischen Geistes: Geist und Leib wertvoll für gegenseitige Ergänzung, wertvoll, und nicht nur zu pflegen, sondern auch zu bilden.

Und dieser Mensch, so verstanden, hat seinen Wert völlig unabhängig von Masse. Seine Größe ist eine innere. Sie trägt das Maß in sich selbst und Geist und Maß siegen in ihr über das Geist- und Maßlose.

Diese Bilder aus Marmor stellen Abschluß und Ruhe dar, zu welcher die alte titanenhafte Kunst gelangte. Diese Gebilde stehen, schön in sich, ohne Nebenbeziehungen zur lärmenden, anspruchsvollen Welt. Sie entfalten „fern von der Unruhe der

---

*) Dieser Vortrag, Skizze aus einem Zusammenhang geschichtsphilosophischer Erörterungen, ist im vorigen Winter in Breslau gehalten. Er hat lokale Färbung angenommen, und wird aus der Sommerfrische am Rhein als Gruß zur Oder entsendet.

St. Goar, Mai 1888. D. V.

Zwecke und Ziele," die in das Unermeßliche und Dunkle reichen: einfach, ruhig, vollendet ihre eigne Herrlichkeit in stiller Feier. Damit sind alle beängstigenden, über die Erscheinung und die erscheinende Welt emporgreifenden Fragen ausgeschlossen. Alles ist selige Gegenwart.

Allerdings ist damit die Angst jener Fragen nicht aus der Welt geschafft. Sie ist nur in kindlicher Harmlosigkeit flüchtig überdeckt. Sie meldet sich. Und wo sie sich meldet, dort kündet sich eine ungestillte Tiefe im Menschen, es kündet sich eine jenseitige Welt an, mit all den Fragen, welche nicht diese Weltbildung, sondern nur die Weltreligion lösen kann.

Das Christentum tritt ein:

Es zerstört die Illusionen. Es lenkt den Blick in die Weite.

Es senkt ihn in die Tiefe der nur künstlich hinweggescherzten Furcht.

Es zeigt den auf dieser Stufe unlösbaren, mißtönenden Zwiespalt von Ideal und Wirklichkeit und hält alle Mittel für Lösung dieses Zwiespalts in seiner Hand.

Aber zunächst, ohne es zu wissen.

In der heiligen, ihm offenbarten Figur des Erlösers selbst liegt die Lösung. Hier liegt die Formel für alle Welträtsel. Aber die Kirche faßt und verkündet es noch nicht völlig, was sie hat. Die Proklamation, mit der der Apostel in die Mitte hellenischer Kunst zu Athen tritt: „Wir sind seines Geschlechts", sie enthält die universale Kunsttheorie. Aber die Kirche versteht sie, versteht ihre Schätze, versteht sich selbst noch nicht.

Zunächst, soweit sie judenchristlich sich hält, hebt sie das Kreuz über den Erdball empor und zertrümmert die Weltwirklichkeit. Zunächst scheint ihre Aufgabe nicht Weltdurchdringung, sondern Weltflucht.

Damit ist der Kampf der beiden großen Denkweisen eingeleitet.

Der Kampf ist's des christlichen und hellenischen Geistes, der Romantik und der Klassizität, des Evangeliums des Jenseits und des Diesseits. Dieser Kampf beherrscht von nun an die Kulturgeschichte der gebildeten Völker. Er beherrscht ihre gesamte Litteratur und ihre Kunstgeschichte.

Wir treten in die Zeit, in welcher die Kirche wie ihren Aufbau im Staat, so ihren Ausbau im künstlerischen Schaffen erst suchte.

Die fremden vorgefundenen Werke zertrümmert man, wenigstens in den Ostmarken des Reichs, weil sie dämonisch dem heidnischen Götterwesen gedient hatten. Oder man verwandte sie als fremde.

Das Reich war christlich. Alle Unterthanen mußten den Glauben bekennen, „den Petrus den Römern überliefert" habe. So das Edikt des Theodosius.

Das Serapeion zu Alexandrien war zerstört. Ein Soldat zerhieb mit der Axt das Bild der Gottheit. Die Welt sank nicht ins Chaos zurück, wie der Göttersprùch lautete. Aber eine ganze Kunstwelt sank, den Siegern unverstanden, in Nacht. — Bald folgte die Zerstörung des Marneion zu Gaza und damit der Hochburg des palästinensischen Heidentums durch Porphyrios mit Hilfe der Kaiserin Eudoxia. Der Tempel Aphroditens zu Byzanz wurde eine Wagenremise.

Damit sind wir schon auf europäischen Boden getreten und stehen in der Stadt Konstantins.

Hier fand man das Bildwerk der ehernen Schlangen, welches einst Hellas dem delphischen Apoll stiftete nach dem persischen Siege, hier schaute man eine Fülle hellenischer und morgenländischer Bildwerke, alle für den Glanz der Kaiserstadt herangeholt, alle wie Beutestücke verwendet. Als die Sophienkirche geweiht war, als Anthemios von Tralles die Schätze des Morgenlandes in sie hineinbaute, als die silberbelegten Wände und Säulen im Licht der Tausende goldner Ampeln strahlten, welche wie schimmernde Fahrzeuge den weiten Raum durchzogen — da war die klassische Kunst in den Dienst der Kirche herübergenommen.

Sie war unvermittelt herübergenommen und ihre Säulen von Marmor und Serpentin, wie die aus dem ephesinischen Dianentempel, standen wie gefangene Sklavinnen.

Oder die Gefangenen wurden zurechtgeformt.

Es gab ein altes Bildnis der Rhea von Cyzicus. Die Begleiter Jasons sollten es dort aufgestellt haben. Nach Byzanz geschleppt, wurde aus dem Heiligtum der Argonauten eine anbetende Christin hergestellt, wie uns Viktor Schultze zeigt.

Betreten wir den Boden Italiens, so stehen wir am Quell der unmittelbaren Kunstanregungen für das Abendland.

Wie staunte Kaiser Constantius, als er im goldnen Wagen in die Straßen Roms einfuhr! Er kam aus Byzanz, er meinte, nichts könne herrlicher sein als dieses, wo die Kunstwerke des Phidias und Praxiteles einander drängten. Kaum mochte der Kaiser seinen Blick umherschweifen lassen. Dann aber kam er zum Forum. Da ragte das Kapitol. Dort erhob sich das Pantheon und riesenhaft das Flavianische Amphitheater. Die Majestät des Anblicks übermannte ihn.

Wie konnte es anders sein, als daß die Majestät dieser Bildungen immer wieder sich behauptete! Das zeigen die Genien in der Domitilla-Katakombe.

Die Kunstrichtung der Kirche wich der Antike nicht mehr aus. Man verwendete sie. Die römische Basilika ward das Modell der Gotteshäuser. Die Zerstörung der antiken Kunstwerke unter Theodosius machte langsam aber sicher der Anerkennung und Erhaltung jener Werke Raum.

Denken wir nur an die, wenn auch kurze, Blüte der Kunst von Ravenna. Denn Theoderich, der Ostgotenkönig, verkündet, im Geist der alten Cäsaren bauen zu wollen. So entstehen jene Bauten von Ravenna bis Neapel, so sein königliches Mausoleum, streng antik, reckenhaft bedeckt vom gewaltigen, aus Istrien herbeigeschafften Steinblock, welcher, wie Ebe sagt, an die altnordischen Male erinnert. Nationales ist in die Antike eingefügt!

Es war eine kurze Blüte. Die Griechen machten ihr mit der Eroberung Ravennas ein rasches Ende. Die byzantinische Form trat die Herrschaft an. Also die Weltflucht tritt die Herrschaft an.

Diese Askese schuf jene mumienartigen, entsetzlich steifen Figuren der Heiligen. Mit finsterem, richterlichem Antlitz erscheint auf dem Goldgrund der Apsis am Abschluß des düsteren Schiffes der Kirche der Erlöser. Zu ihm führen die schwerfälligen, ungegliederten Säulen, über denen finster die Reihe der düsteren Bilder der Apostel und Propheten droht. Alle Figuren gelb, hager, skelettartig. Der Menschenleib mit dem Adel seiner Verhältnisse, das Antlitz mit der Schönheit seiner Linien, ward von der Hand des Malers ebenso mißhandelt, als von der Hand des sich geißelnden Mönchs oder auf der Folterbank in dunkler Steinkammer. Allerdings müssen wir hier die Schwierigkeit des ersten Materials, der Steinmalerei, der Mosaiken in Anschlag bringen.

Rom, ein Pantheon der Götter aller Völker, wurde ein Pantheon der Reliquien aller Heiligen. Angelsächsische Fürstensöhne eilten herbei, ihr blondes Haar ab- und das Mönchsgewand anzulegen. Ganz Rom ward ein Kloster. Aber Eisenfeilspähne von den Ketten des heiligen Petrus, vom Rost des heiligen Laurentius, Baumwolle, ins Oel der Lampen getaucht, die an den Gräbern der Märtyrer brannten, das ging wiederum von hier in alle Welt.

Der eherne Herkules im Tempel zu Agrigent war einst der Gott der Umgegend und die Küsse der Gläubigen hatten ihm Kinn und Wangen abgeschliffen. Jetzt lagen die Gläubigen vor den düsteren Bildern, wie vor der Bronzestatue des heiligen Petrus im Atrium seiner Basilika, und sein Fuß ward ebenso von den Küssen des Volks und der Völker geschliffen. Welch ein Umschwung!

„Nie sah die Geschichte,“ sagt Gregorovius, „ein gleiches Schauspiel der Abwendung des Menschengeschlechtes von einer noch völlig stehenden Kultur. — Die vier-

hundert Tempel standen leer. Rom verfaulte als Leiche an dem einen Teil seines Lebens und verjüngte sich zu gleicher Zeit im anderen wieder, ein Doppelwesen, einzig in der Geschichte der Menschheit."

Die Herrschaft der Kirche im Abendland, ausgeprägt in der ihr eignenden Kunstform, war entschieden.

Nicht, als ob nun die Elemente hellenischer Kunst von der Fläche verschwunden wären. Das ist niemals ganz geschehen.

In der kaiserlichen Pfalz zu Aachen baute Abt Ansigis. Für die Kapelle holte man Marmorplatten und Säulen aus Ravenna und antike Stücke aus Trier.

Man hat neulich im Dom zu Magdeburg auf einer Bronzeplatte aus dem zehnten Jahrhundert den Dornauszieher gefunden, wie Springer berichtet.

Rabanus Maurus redet die Mönche zu Fulda an: Supplex vos posco testans per sceptra tonantis. Alles das ist bezeichnend.

König Ottos I. Nichte Hedwig, Tochter Herzog Heinrichs von Bayern, hatte von Griechen, die von Byzanz kamen, griechisch gelernt. Saß sie dann als Witwe Herzog Burkards auf dem Hohentwiel, so gab sie, wie man weiß, den Kenntnissen nicht Abschied. Mit Mönch Ekkehard von St. Gallen las sie den Virgilius. Dagegen lehrte sie den jungen Burkard, den Klosterschüler, griechisch.

Ihre Schwester Gerbirg, Aebtissin zu Gandersheim, war sehr gelehrt und weise. Die noch gelehrtere Hroswith, die ihr in der Regierung des Klosters folgte, war ihre Schülerin. Niemand kannte die Komödien des Terenz genauer.

Also in der finstersten Zeit des Mittelalters — Renaissance und Humanismus, wenn auch nur auf der Oberfläche. Denn auch Aeneas und Alexander der Große, der das Paradies erstreiten will, sie müssen es sich gefallen lassen, in Sage und Lied doch wieder in die phantastische Anschauung des Mittelalters übersetzt zu werden. Dies zeigt am besten das auf der Breslauer Rathausbibliothek von Opitz aufgefundene, von hier aus zugänglich gewordene Anno-Lied.

Mit dem Beginn des zwölften Jahrhunderts finden wir die französischen Kleriker förmlich auf der Jagd nach dem griechischen Olymp, den sie für ihre Werke zu Citaten und Floskeln plündern. Die Griechen-Götter und Helden treten auf die Bühne. Johann von Salisbury nimmt seine Beispiele aus der Welt griechischer und römischer Helden weit lieber als aus der Schrift. Und wo wäre ein Annalist gewesen, der nicht seine Kloster- oder Stadt-Chronik am liebsten wie Jornandes vom Paradiese oder von Troja begonnen hätte. Wie Widukind die Sachsen von den Makedoniern ableitete, so mußte man mit Griechen und Römern beginnen und mit Citaten aus ihren Dichtern sich schmücken.

Die Aebtissin Herrad von Landsberg bildet fast eine Ausnahme, wenn sie in ihrem hortus deliciarum den alten Dichtern schwarze Vögel auf die Schultern malt, zum Zeichen, daß sie mit dem Gottseibeiuns im Bunde standen. Aber die Ansicht der herrschenden Kirche spricht sie aus. Ihre Herrschaft auf allen Gebieten, auch dem der Kunst, war unzweifelhaft.

Die Ströme der Völkerwanderung hatten die alten Kulturländer bedeckt. Seßhaft geworden, brachten jugendfrische Stämme übersprudelnde Kräfte und phantastische Kühnheit mit und nötigten nach verschiedenen Seiten auch zum Fortschritt. Auch baulich wird aus dem überliefert römisch-christlichen Bausystem die romanische Kunst, die nun vom 10. bis ins 13. Jahrhundert das Bewußtsein des gebildeten Abendlandes widerspiegelt. Wir erhalten einen Begriff von ihr, wenn wir nur das prachtvolle Südportal der Breslauer Maria-Magdalenen-Kirche in Augenschein nehmen wollen.

Und dann geht der romanische Stil in den gotischen über. Mit der Gotik aber tritt an die Stelle des Massenbaues der Gliederbau. Er bedeutet den Fortschritt der Individualisierung innerhalb des Gefüges der europäischen Menschheit.

Als dieser Baustil, vom nordöstlichen Frankreich ausgehend, seine Herrschaft antrat,

war's allerdings, als ob, wie ein neuerer Kunstforscher sagt, das vor der Welt verschlossene, sie zu erobern gesammelte Geheimnis seine metallnen Pforten geöffnet und eine nun eroberte vielbewegte Welt in die weiten, farbigen, vielgegliederten, kühn und selbstbewußt aufsteigenden Räume zur Feier und Anbetung hätte laden wollen. Statt der dunklen Krypten — lichtdurchflossene Gewölbe, statt der schweren, ernsten Pfeiler — schlanke, gegliederte Säulen, alles lebendig, bewegt.

Und damit tritt in der mittelalterlichen Welt noch eine neue Eigentümlichkeit der christlichen Kunst hervor. Sie ist im Drang zum Jenseits immer bereit, die natürlichen Bildungen, Verbindungen und Maße gering zu achten, und geneigt, mit ihnen souverän sowohl umzugehen, als sich humoristisch über sie zu erheben. Daher das Phantastische in dieser Ornamentik und die Welt wüster Ungetüme; daher die Satyre in Tierprozessionen, wie am Breslauer Rathaus, und in sprudelnder Fülle von Fratzen urwüchsiger Komik im Stein der Wasserspeier und im Eichenholz des Chorgestühls.

In diesen Bauten ist in ihre Tiefe hinein alles in Einem durchgeführt, der eine Gedanke alles durchherrschend.

Aber freilich die Gestalten der Menschen, hager, eckicht, fleischlos und verzeichnet, spotten jeder Anatomie, verachten jeden Reiz von Linie und Rundung. Wir vergessen diese Verachtung oder Stilisierung des Natürlichen gern, denn wir sehen, wie auf den Bildern von Fiesole, die rührende, innige, kindliche Frömmigkeit in heiligem Schimmer von oben her alles überstrahlt. Aber es ist doch so. Und dies ist der Zauber dieser Kunstrichtung, vor welcher Dürer 1521 bewundernd stand, als er sich zu Köln für zwei Weißpfennige ließ die „Tafhel auffsperren, die Meister Steffan gemacht hat", also das Mittelstück des Dombildes, die Anbetung der Könige, betrachtete.

Blicken wir nur um uns. Betrachten wir nur diese Perlen edler Gotik, diesen Marien-Altar des Augustinerklosters, im Besitz des schlesischen Museums, dieses Sakramentshaus der St. Elisabethkirche und die Grabplatte Bischof Johanns IV., welche Peter Vischer 1496 in Nürnberg für den Breslauer Dom vollendete, der in seinem Chorbau den deutschen Stil in seiner frühsten Gestalt uns zeigt.

Betrachten wir auch nochmals das Breslauer Rathaus, eins der schönsten Deutschlands, nun von Baurat Lüdecke kunstsinnig hergestellt. An diesem im vierzehnten Jahrhundert begonnenen Bau, an der „verschwenderischen Pracht" seiner Erkertürme, sehen wir sowohl, von welcher Majestät, Innigkeit und Zierlichkeit dieser Stil ist, als wie er mählich ausartet und sinkt.

Vorerst aber beherrschte er das Abendland, wie die Macht der Kirche alles überspannte.

Da hub die „Wiedergeburt", die Renaissance, des antiken Sinns an. „Die Götter Griechenlands" stiegen, ein Evangelium des Diesseits, wieder empor.

Das Wort rinascito kommt zum erstenmal, wie Kugler meint, bei Vasari vor, der damit die Kunstbewegung seit dem zwölften Jahrhundert bezeichnet. Diese aber nahm den Geist des Altertums auf, um mit Hilfe desselben dann den Geist der modernen Welt erstehen zu lassen.

Oberitalien hatte sich dem mittelalterlichen romanischen Stil angeschlossen, Venedig und Unteritalien beharrten im byzantinischen. Da trat die italienische Reformation ein.

„Die Renaissance", sagt Gregorovius mit Recht, „war die Reformation der Italiener. Sie machte die Wissenschaft von dogmatischen Fesseln frei." Sie gab den Menschen „der Menschheit und der ganzen Kultur zurück".

Gehen wir näher ein.

Das alte Byzanz war den Griechenkaisern entrissen. Da flüchtete man vor den in Morea einfallenden Türken das Haupt des Apostels Andreas, Symbol, wie Gregorovius schön sagt, „vom Reiche Konstantins und Justinians, von der Kirche des Origenes und Photius". Das Apostelhaupt kommt vor Rom an. Feierlich wird's im Triumphzug durch die Straßen der Stadt geführt. Feierlich redet der Papst es an:

„So kommst du endlich, allerheiligstes und duftendes Apostelhaupt; zu deinem Bruder, dem Fürsten der Apostel (Petrus) nimmst du als Verbannter deine Zuflucht.“

Gleichzeitig, es war im Frühling 1462, studierte bereits zu Florenz Cosimo Medici der Aeltere mit Argyropylos aufs eifrigste die platonische Philosophie.

Es ist, als hätte Manuel Chrysoloras, als er nach Florenz kam, den Zauberstab erhoben, um das wissenschaftliche junge Italien in die Kreise griechischer Bildung zu ziehen.

Und doch war er nur Vorläufer.

Wir stehen noch in der Frührenaissance. Wollen wir den eigentümlichen Baustil, den sie schuf, in der Nähe betrachten, so brauchen wir nur das alte schlesische Piasten-Schloß in Brieg in Augenschein zu nehmen.

Aber wir treten sofort zu Dichtern und Künstlern der Hochrenaissance.

Petrarca war, wie Janitschek in seiner „Gesellschaft der Renaissance in Italien“ sagt, „der erste Humanist und zugleich der größte“, dem nichts Menschliches fremd ist. Darum seine Bekämpfung der Scholastik, des öden Magisterstolzes, und seine Darstellung des Reinmenschlichen.

Dante stand auf der Scheide der kämpfenden Richtungen. — Petrarca aber gehörte rein dem neuen Leben an. So war seine Krönung auf dem Kapitol ein Signal auch für das Studium des Griechischen gewesen.

Laurentius Valla aber gab in seinen Dialogen das Programm, Aufgebot aller Kräfte für die Befreiung der Sinnlichkeit von den Fesseln der mönchischen Moral. Und Antonio Beccadelli aus Palermo verkündete laut das Evangelium des Diesseits und pries die höchste Schönheit in der Menschengestalt.

Um 1460 war baulich das Gotische in Italien noch nicht völlig ausgerottet, wenn auch Filarete rief: „Verflucht, der diese Pfuscherei erfand, ich glaube, nur Barbarenvolk konnte sie nach Italien bringen!“ Aber seit jenem Jahre etwa verschwand der gotische Stil, wenn er auch den Mailänder Dom geschaffen.

Mit Beginn des 16. Jahrhunderts stehen wir auf der Höhe der Restauration der antiken Kunst in Italien. Bramante stand neben Raffael und sandte Zeichner durchs Land, um das Studium der alten Baukunst zu beleben.

„Großartiger aber als je ein christliches Fest gefeiert worden,“ sagt der Schlesier Wolfgang Menzel, „feierte Papst Julius II. die Auffindung der Statue des Laokoon. Und nun erhebt sich das Pantheon, dies ist das Bezeichnendste, oben auf St. Peter.“

Der neue Geschmack ging rasch in die Weite. Die klassischen Autoren und Formen wirkten verschieden, je nach Veranlagung der Völker. „Der italienische Geist ward,“ wie Ranke sagt, von jenen Mustern „zur Nachbildung ihrer Formen angeregt, der deutsche durch das Studium der Sprache auf die Urkunden des Glaubens und ihre Aneignung im Geiste zurückgeführt; der französische setzte sich mit der Mannigfaltigkeit des Inhaltes der alten Autoren, namentlich des Geschichtlichen, in unmittelbare Beziehung.“

In Frankreich stellt die Entwicklung der neuen Kunst sich am Hofe dar. In Deutschland bricht beim Mangel einender Mitte ein vielleicht desto reicheres und eigenartigeres künstlerisches Schaffen aus tausend Quellen, und sucht Betten und Becken für Lauf und Sammlung.

Und immer finden wir die Wiederherstellung des Altertums gleichzeitig in Schrift und Bild.

Anregung wie Bücher kamen aus Italien.

Der Magistrat von Augsburg kaufte für tausend Goldgülden griechische Handschriften von Corfu, und zweitausend Bände wanderten aus Venedig nach Wittenberg.

Heiter stürmen die Humanisten voran.

Die „Lust zu leben“, von welcher Hutten schwärmt, zeigte sich unter den erwachenden Geistern deutlich genug.

Die Sodalitas litteraria, jene gelehrte Gesellschaft Ingolstadts, war von Italien aus hierher verpflanzt und von Aventinus gegründet. Hier tönten, echt modern, nächtig die Lieder zu Ehren aller Götter Griechenlands.

Aeneas Sylvius, seit 1443 einer der kaiserlichen Sekretäre, ließ zu Wien, wohin auch Purbach kam, bei heiteren Gelagen die Musen leben, glühte für die humanistischen Studien und stürmte die finstere Scholastik. Mit Gregor von Heimburg in Nürnberg, einer Kulturmitte, aber kam, nach Sylvius' Ausdruck, Latium vollends nach Deutschland. Hemmerlein, der Stadtschreiber, und der Propst zu St. Lorenz, Thomas Pirkheimer, standen nicht in der letzten Reihe der Nürnberger Humanisten. Sie traten freilich nicht wie Heimburg auf, welcher, nach einer Audienz beim Papst, vor dem Vatikan trotz seiner gesandtschaftlichen Würde in höchst saloppem Aufzug auf und nieder ging, unaufhörlich auf die Pfaffenwirtschaft scheltend. So erzählt Hagen.

Neben Nürnberg bildete Heidelberg eine Mitte für die klassischen Studien. Hier traf Agricola von Nürnberg ein. Hierher eilte Conrad Celtes, als er das Winzermesser zur Seite geworfen hatte, um nun voll Eifers für das Antike in Kreuz- und Querzügen litterarische Bünde zu stiften. Hier kehrte Reuchlin bei Vigilius ein, und die Freunde der Musen ließen nächtig volle Becher erklingen.

Der ehrwürdige, nur etwas sanguinische Abt Trithemius hatte eine Bibliothek von zweitausend Bänden zu Spanheim zusammengebracht. Jetzt machte er seine Abtei zur gesuchten Herberge der Humanisten, welche Klostergarten und Kreuzgang unsicher machten. Seine Mönche freilich, von den klassischen Studien weniger begeistert, antworteten mit einer Revolution gegen ihren Abt, welcher aus seinem Museum, wo unter Sprüchen und Gedichten Celtes' Bild stand, und aus seinem Kloster flüchten mußte.

Heiterkeit fehlte auch den Erfurtern nicht, zumal als der Kanonikus Mucianus in Gotha war. Eobanus Hessus war König des Trinkreichs.

So gärte, heiter und unbändig, der junge Most.

Und so regte sich's auch in den Künsten überall.

Das deutsche Mittelalter faßte die Kunst als Handwerk auf. In Italien waren Architekten und Maler bereits freie, geehrte Künstler. Hier war die rein ästhetische Freude am Kunstschönen erwacht. Albrecht Dürer schrieb aus Venedig: „O wie wird mich daheim nach der Sunnen frieren; hie bin ich ein Herr, daheim ein Schmarotzer." — In Deutschland hatte er in dreißig Jahren nicht für fünfhundert Gulden Arbeit erhalten; die Herren in Venedig boten ihm zweihundert jährlich, wenn er dort bleiben wolle. Man blicke in die zwei Bände von Moritz Thausing. An Pirkheimer schrieb er, die Venediger Meister lachten ihn aus, weil seine Kunst nicht „antikisch" sei. Nun, er lernte es früh genug und hat urkräftigen Geistes von Nürnberg aus mehr als einer für die neue Kunst in Deutschland geleistet. Und daß er statt der architektonischen Hintergründe die anheimelnde Landschaft wählt — das ist das Zeichen zugleich des modernen Geistes.

Hans Holbein der Jüngere brach völlig mit der alten Kunst. Und Vielheit und Entwickelung seiner Architekturformen weisen, so belehrt man uns, deutlich auf Oberitalien.

Wollen wir den künstlerischen Umschwung deutlich sehen, so ist's an Peter Vischer. Als er 1495 das Grabdenkmal des Erzbischofs Ernst im Dom zu Magdeburg schuf, da war er noch Gotiker. Als er aber 1508 bis 1519 das Sebaldusgrab formte, da gab er das vollendetste Werk der Frührenaissance. Eine Welt antiker, zierlichster Gestalten erscheint bekanntlich zwischen den gotischen Bogen und Säulen des Aufbaues.

Aber auch diesen Bogen und Säulen war der Untergang geschworen.

Diese aus schlanken Pfeilern aufgetürmten Gewölbe mit aufsteigenden Gurten und Rippen waren der neuen Kunst bald verhaßt. Sie litt über den Stützen nur antikes Gebälk, und mochte nur starke Horizontalflächen, wenn sie nicht zum Tonnengewölbe genötigt wurde.

Die Schilderung der Formen der Renaissance selbst dürfen wir uns wohl ersparen. Sie blicken auf jeder unserer älteren Straßen uns an.

Nach Max Bischof in Dresden fand die Renaissance „gerade in Schlesien am frühesten Aufnahme".

Gegen Ende des 15. Jahrhunderts tritt sie reichlich in Bauten und Bildnereien in Breslau auf. Der Reichtum der Stadt war groß. Hier trafen die Pelzhändler von Kiew und Nowgorod ein, und italienischer Luxus ward hier dem Norden vermittelt. Der Verkehr mit Venedig und Florenz zog Künstler jeder Art herbei. Manches der alten Patrizierhäuser der Stadt haben Italiener geschaffen, denn seit 1540 traten welsche Künstler in Menge auf.

In der gotischen Elisabethkirche aber besitzt Breslau ein vollendetes Werk der Renaissance, das Grabmal des kaiserlichen Rats Rybisch von 1534. Wenn Kugler sagt: „Außer Köln hat wohl keine Stadt in Deutschland noch jetzt solche Zahl mittelalterlicher Kirchen und Kunstwerke aufzuweisen wie Breslau" — so gehört jenes Kunstwerk in erster Reihe hierher.

Aber unzählige Portale alter Bürgerhäuser in zierlichsten Formen und unzählige Giebel, von oben herabgrüßend, zeichnen uns die Stadt, sehen wir von ihren alten Kirchen ab, als eine Stadt der Renaissance.

In Oels, wo, irre ich nicht, Johann Hessus, ein Freund Pirkheimers, neben den Humanisten Saurus und Valentinus Cratoaldus wirkte, haben wir im herzoglichen Schloß ein prächtiges Stück Renaissance, und ebenso im Schloß zu Liegnitz.

Im klassischen Altertum ist die Natur in ihrer Schönheit völlig gewürdigt. Darum sorglos-heitrer Genuß des Diesseits. Im Mittelalter Verkennung der Natur, Abtötung des Fleisches, düstere Weltanschauung, einseitige Flucht ins Jenseits. Und nun war mit dem Mittelalter gebrochen, Humanismus und Reformation hatten eine neue Weltzeit eingeführt. Ein starkes Bürgertum trug die neuen Gedanken auf kräftiger Schulter. Das Diesseits trat mit der Menge seiner Aufgaben nicht mehr als zu Fliehendes und Abzutötendes zurück. Es trat zur Arbeit aufrufend, in seiner ganzen Wirklichkeit derb hervor, sein Recht begehrend, Durchdringung fordernd.

In diesem Sinn nun bewegt sich die Kunst auch ferner.

Wir brauchen nur den Namen Michelangelo zu nennen, um damit schon an eine Bewegung erinnert zu haben, die ganz Europa als die vielgeteilte, besser vielwechselnde Kunstrichtung der Spätrenaissance durchzieht.

Aus ihr entwickelt sich der Barockstil.

Das Barocke ist das „Verschobene". Es ist die Kunst der gewaltsamen jesuitischen Reaktion. Die Säulen biegen und winden sich, und wo Raum bleibt, dort vertiefen sie sich zu Nischen. In deren Muschelform erscheinen die Figuren dieser weichlichen, augenverdrehenden, in ekstatischer Hast gewundenen Heiligen, jeder Blick, jede Falte des Gewandes selbstgefällig und üppig. Und auf diese überladene Schwülstigkeit blicken aus dicken, runden Wolken die ebenso dicken Engel in einer Ueberfülle herab. Das ist barock.

Auf das Barocke können wir den Stil Ludwigs XIV. folgen lassen. Es ist die Zeit der pathetischen Allongeperücke. Aber auch die Zeit Mansards und Lebruns. Wie der König, so wußten sie für Repräsentation zu sorgen. Man braucht nur Versailles zu sehn. Alles steif pathetisch, wogegen in Klein-Trianon die zierlich galante Seite dieses Stils, nach welchem jedes Stück Hausrat wie zum zierlich gemessenen Menuett anzutreten scheint.

Eigenartig aber hat sich dann eine deutsche Klassik entwickelt. Denken wir hier an die Bauten von Pöppelmann in Dresden und Schlüter in Berlin.

In diese deutsche Klassik greift aber dann das Rokoko. Den Namen leiten wir mit v. Zahn von roc (Felsen) ab. Denn hier ist alles imitiertes Felsen- und Grottenwerk zwischen fächerförmig verschnittenen Baumpartieen.

Es folgt die Zeit Ludwigs XVI. In Deutschland nennen wir diese Kunstrichtung

Zopf. Es ist der Zopf, für welchen Breslau namhaft durch seinen Wolff beitrug, den der treffliche Senior Kaspar Neumann zu St. Elisabeth für die mathematische Methode, ohne es zu wollen, anregte. Es ist der Zopf, den Gottsched in die Dichtkunst übersetzte. Wir denken, wollen wir uns diesen Stil in Bauten gegenständlich machen, an die große „Komode“, an die kgl. Bibliothek in Berlin.

Doch alle diese Spielarten und Ausläufer der Renaissance bis in die vollendete Geschmackswillkür unserer Tage liegen uns nicht weiter am Herzen. Wir schließen ab.

Wir schließen ab, indem wir Rückschau halten, um zusammenzufassen.

Also zwei große Kulturwelten, zwei beherrschende Kunstperioden überblickten wir, die hellenische und die christliche. Wir sahen, wie die Feier des Diesseits, die antike Welt, vom Gedanken der Weltverachtung unterworfen wurde, und wie die niedergehaltene Antike in ihrer Wiedergeburt siegreich wieder emportritt.

Diese Bewegung innerhalb der Bildung der abendländischen Welt wiederholt sich ja für die Litteratur der Deutschen, wie in jedem ruhig sich entwickelnden Schrifttum eines Kulturvolks. Wir hatten die Periode Gudrun und Parzival als erste Blüte, wir hatten die klassische Epoche, Schiller und Goethe, als zweite. Es bedurfte, sagt Vilmar, nun der Durchdringung beider in einer dritten.

Es bedurfte ebenso der Durchdringung von Klassizität und Romantik, von Objektivität und Subjektivität der Anschauung in einer abschließenden Höhe der litterarischen und künstlerischen Welt in Europa. Es bedürfte vieler Abschlüsse. Aber auf Erden ist eben kein Raum für sie.

Die Antike war, wie gesagt, niemals wirklich überwunden. Sie war eben nur niedergehalten. Es ist ein Ringen zweier Weltanschauungen, welches wir erblicken.

Durch die ganze Folge der Zeiten des Christentums läuft im Abendland die natürliche Religion, läuft das wildgewachsene Denken und Dichten, läuft das Heidentum neben der Kirche her. Das Christentum, eine Macht, die das Abendland bändigte, hat doch nicht vermocht, die dunklen Wasser abzudämmen, welche aus der Naturtiefe der Völker quollen. Wie der Gegensatz zwischen geistlichem und natürlichem Leben im einzelnen Menschen hier auf Erden nicht völlig überwunden wird, so überwand die Kirche niemals völlig jenes natürliche Denken. Der Kampf bleibt in Hebung und Senkung sich fortsetzend.

Michel Angelo meißelte die Gruppe der heiligen Jungfrau, den im Tode entschlafenen Heiland auf den Knieen. Kurz vorher hatte er die Statue des trunkenen Bacchus vollendet! — Das ist der Mensch!

Und das ist die Menschheit. Sie hat in der Antike die Schönheit des erscheinenden natürlichen Lebens gepriesen und die Durchsündetheit der Sinnlichkeit nicht erkannt. Sie hat dann, aus der Höhe angerufen, das, was sie eben noch anbetete, in wilder Askese unverstanden von sich geworfen. Aber dann hat die verständnislos zurückgeworfene wirkliche Welt sich gerächt und ist zu neuen Siegen in antiker Macht der Sinnlichkeit Formvollendung wiedergekehrt.

So sehen wir die abendländische Menschheit zwischen Gegensätzen hin- und hergeworfen. Von der Kultur der Welt wird sie im Taumel der Weltherrlichkeit gefangen, von der Kultur der Kirche in einseitiger Weltverachtung nach Oben gewiesen.

Ist eine Ausgleichung dieser Gegensätze nicht möglich?

Offenbar ist dies der Fall, und die Versöhnung des Widerspruchs ist gerade die Aufgabe der Kirche. Nur konnte die mittelalterliche Kirche diese Aufgabe weder verstehen noch lösen. Denn gegenüber der Antike mit ihrer Feier der natürlichen Welt war sie in das entgegengesetzte Extrem gefallen, indem sie gebot, daß diese natürliche Welt mit all ihrer Schöne das überhaupt zu Ertötende sei.

Schleiermacher, dem unsere Stadt als ihrem Sohne ein Denkmal gesetzt hat, sah die Zeit nahen, daß „Kunst und Religion, die zwei befreundeten Seelen, ihre innere Verwandtschaft untereinander erkennen und die bisher verschlossenen Lippen zu freund-

lichem Austausch öffnen würden". Diese Zeit und diese Möglichkeit sind seit dreihundert Jahren vorhanden, wenn die Wirklichkeit auch nicht in diese Weltzeit fällt.

Denn nur das Bewußtsein vermag jene Gegensätze auch jetzt schon annäherungsweise zu überwinden, welches statt der Weltflucht die ernste Arbeit der Weltdurchdringung verstand, welches den Apostel wieder verstand, welcher, wie wir sahen, einst zu Athen angesichts der Säulen der Akropolis die an sich göttliche Art des Menschen feierlich proklamierte.

In diesem Verständnis liegt zugleich dasjenige, daß, wie der Leib des Menschen Tempel des heiligen Geistes, so die ganze wirkliche Welt überall wertvoll an sich, daß sie, wenn auch jetzt in Eitelkeit seufzend, doch wiedergeboren werden, daß Geist samt Leib bewahrt werden solle, daß Geist und Leib einander zu vollendeter Schöne zu durchdringen bestimmt sind.

Man hat eingeworfen, daß gerade das evangelische Bewußtsein, wie wir in den Ländern deutscher Nation es erblicken, von Anbeginn am entschiedensten mit der Welt der Sinne brach, indem im Leben des einzelnen die Ablösung von ihr in Gestalt eines den Einklang des ganzen innern Menschen brechenden Risses vor sich gehe.

Wir antworten, daß gerade hierdurch der Geist der sinnlichen Welt gegenüber frei hingestellt wird, frei, um nun, weil nicht mehr verschlungen in das Naturallgemeine des heidnisch-naturhaften Bewußtseins, wirklich persönlich frei und darum kräftig und markig die Arbeit der Weltdurchdringung zu beginnen. Und wir setzen hinzu, daß das Schöne gerade der Ausgleich des Widerspruchs ist. Und hier ist nicht nur der Widerspruch zwischen Stoff und Gedanken gemeint. Alles Lebendige besteht in thätiger Abwehr, im Festhalten der Entwickelung mitten im Kampf. Und alles Schöne soll, wie Lotze sagt, „die Wunde aufzeigen, die es heilt, und durch Ueberwindung einer innern Anlage zur Häßlichkeit sich selbst den Glanz der Erhabenheit geben, der der unbefangenen kampflosen Schönheit nicht zusteht."

Dies nur nebenbei.

Das Ziel der Kunst-Entwickelung geht also auf jene Durchdringung des Jenseits mit dem Diesseits, des christlichen Denkens mit dem, was an hellenischer Kunst berechtigt ist, der Romantik mit der Antike. Oder sagen wir: Das Ziel der Entwickelung geht auf die Humanität, auf Erfassung des Menschlichen in seiner dem Widerspruch der Sünde enthobenen Ganzheit und tiefsten Bedeutung. Es geht auf volle Darstellung jener Verkündigung des Apostels, daß wir, wenn auch erlösungsbedürftig, dennoch unserer Anlage nach göttlichen Geschlechts sind. Es sind konvergierende Linien. Sie schneiden sich dort, wo die Leiber verklärt, weil vom geheiligten Geist durchdrungen sind; dort, wo demnach allein die eigentliche Kunst erscheinen, aber als Natur erscheinen wird. Die Kunst auf Erden ist in ihren Schöpfungen: Weissagung.

Erblicken wir Raffaels Arbeiten, jene Durchdringung heiliger Geistigkeit mit irdischer Formenschönheit, so stehen wir auf einer Höhe, die uns in ein Jenseits schauen läßt, und ein Angeld für Künftiges und Ewiges erscheint. Und worin anders als in jener Durchdringung liegt die Schwärmerei eines Goethe für Raffael? Und worin liegt's, daß wir nun in seiner Iphigenie die Antike so warm durchhaucht sehen, daß wir hinter diesen Formen den höchsten Adel der Menschheit, den des Christen, zu empfinden glauben! Und besitzen wir nicht auch in Albrecht Dürer teilweis schon diese Durchdringung, haben wir sie nicht in seinen vier Aposteln oder vier Temperamenten?

An den Darstellungen des Erlösers aber werden wir den besten Maßstab für das Kunsturteil besitzen.

War der Heiland der Welt zu Anbeginn in jugendlicher Schöne dargestellt, als der schönste unter den Menschenkindern, wie in der Kaisergruft zu Ravenna, so verdrängte die byzantinische Malerei, es verdrängte die mittelalterliche Kunst jede Spur der Schönheit der Linien und Formen aus seinem heiligen Angesicht.

Digitized by Google

Da hat die Renaissance uns unser Recht gelehrt, zur Heiligkeit auch die Schönheit, zum Geistigen auch das Leibliche zu fordern. Und nun konnte, auf ihr Eigenes sich besinnend, die kirchliche Kunst den Völkern ihren Erlöser und Herrn vor Augen malen, denn dies ist das letzte Ziel ihrer Arbeit. Sie konnte ihren Herrn den Völkern der Erde entgegenhalten, erhaben, heilig, schön und darin ihnen Empfindung und Maßstab für eine Harmonie des Göttlichen und Menschlichen, Geistigen und Leiblichen darreichen, auf welche von Anbeginn die Welt angelegt und für welche sie von demjenigen erlöst ist, welcher, in heiliger Arbeit, die Welt zur ursprünglichen Schönheit zurückzuführen, als Meister aller Meister uns zuruft: Siehe, ich mache alles neu!

Sein ist das Reich und die Kraft und das Werk wie der Erlösung, so der Vollendung.

Eine deutsche Dichterin vor hundert Jahren.

Von

Martin von Nathusius.

II. Die junge Dichterin.

Göttingen war in den siebziger Jahren des vorigen Jahrhunderts in seiner vollen Blüte und — was bald darauf Weimar wurde — der geistige Mittelpunkt Deutschlands. Hallers Andenken, der, gleich groß als Gelehrter wie als Dichter, die neue Epoche der deutschen Poesie anhob, war noch frisch; er war der erste Präsident der Göttinger Akademie gewesen, und obgleich er (1753) in seine Vaterstadt Bern zurückgekehrt war, so wirkte sein Geist gleichsam in Göttingen noch fort. Dort hatte der hannöversche Staatsminister von Münchhausen, „der scharfblickende Prüfer der Geister“, wie ihn Heyne nannte, mit Umsicht und Energie die trefflichsten Männer aller Fächer versammelt. Dort blühten, um Heyne, den großen Philologen, der über alle ragte, geschart, neben Gatterer noch Kästner, Lichtenberg, Schlözer, Blumenbach und andere — jeder in seinem Fach ein Riese. Dort stifteten Jüngere: Gotter aus Gotha, der früher in Göttingen studierte und jetzt als Begleiter zweier junger Edelleute dahin zurückgekehrt war, und Boie aus Holstein im Jahre 1770 den ersten deutschen Musenalmanach, den Boie von 1771 an allein fortsetzte. Um ihn versammelten sich geistvolle und strebsame junge Männer, die von den verschiedensten Seiten nach Göttingen zum Studieren kamen, und stifteten im Jahre 1772 den Hainbund, aus dem Voß, Miller, Hölty, die zwei Stolberge, und, in den folgenden Jahren aufgenommen, Cramer, Leisewitz u. a. über ganz Deutschland ihre Namen bekannt und geliebt gemacht haben.

Der kräftige Geist, der in Lessing und Klopstock sich in der deutschen Poesie aufgemacht hatte, fand in diesem Bunde sein verbreitertes Fortleben, und Goethes Götz und Werther, die im Jahre 1773 erschienen, gossen neues Oel in die Flamme der Begeisterung.

Wenn nun Philippine mit diesen Bestrebungen auch in keinem näheren Zusammenhange stand, so mußte es doch schon einigen Einfluß auf sie haben, daß sie an demselben Orte mit ihnen war. Und daß sie von Poesie stets und zwar aus der nächsten Umgebung reden hörte, mußte ihr eigenes Talent auf sie aufmerksam machen. Es gibt eine geistige Atmosphäre, die man atmet, und deren Einflüsse desto unbemerkter sind, je allseitiger und mächtiger sie auftreten.

Gebildet hatte Philippine ihren Geschmack an den älteren Dichtern, die noch

vor der Mitte des Jahrhunderts blühten: Hagedorn, Gellert, Pfeffel, von dem sie singt, als im Februar 1809 eine ihrer Töchter zu seiner goldenen Hochzeit reiste:

O ich pilgerte gern, verhüllt in männliche Kleidung
Weiten schmählichen Weg, auch bei dem Feste zu sein.
Weinend schmiegt' ich mich dann an das frömmste der männlichen Herzen,
Dessen reiner Erguß Wonne und Lehre mir war.

Ferner waren es Geßner, dessen sanfte Seelentöne und klare Naturschilderungen ihr ihn lieb machten, so daß sie noch in ihrem Alter ihn jungen Herzen zu empfehlen pflegte — und Gleim, dessen idyllische Empfindung und verständig betrachtende Dichtweise sich ihr tief eingeprägt zu haben scheinen. Dazu gesellte sich nun von dem höheren und eigentlich lyrischen Schwung jener Jüngeren ein Anflug.

Zwei Männer scheinen den ersten persönlichen Einfluß auf die Entwickelung ihrer Poesie geübt zu haben: Kästner, von dem wir gesehen, daß er von ihrer Kindheit an ihr väterliches Haus besuchte, und Boie.

Abraham Gotthelf Kästner, der große Mathematiker und Philosoph, war zugleich einer der gebildetsten „Schöngeister", wie man sie damals nannte, und vielleicht der witzigste Mensch seiner Zeit. Unter seinen Auspizien war auch der junge Musenalmanach an das Licht gekommen. Geboren 1719 und als einziges Kind von seinem Vater, Professor der Rechte zu Leipzig, allein erzogen, ohne je eine öffentliche Schule besucht zu haben, hatte er alles spielend gelernt. So schrieb er alte und neue Sprachen geläufig, ohne die Grammatik zu kennen. So war er der große Mathematiker ohne das Einmaleins und das gewöhnliche Addieren so gelernt zu haben, daß er es ohne Mühe gekonnt hätte, — wie er selbst gestand, daß er das Siebenmalacht nie recht wisse, und um etwas Lateinisches oder Griechisches zu schreiben, allemal erst die Grammatik flüchtig überlesen müsse. Sein Vater hatte ihn nie zum Auswendiglernen, zu einer mechanischen Beschäftigung des Verstandes, sondern nur zum eigenen Nachdenken angehalten und hatte es vor allen Dingen verstanden, ihm Lust zu machen, — diese große Kunst, von der aber bei diesem aufgeweckten Knaben der Aufwand nicht allzu groß gewesen zu sein braucht. Viel auch gestand er, aus Rätseln, Spielereien, die man in späterer Zeit verdammen wollte, aus Wortspielen, Reimchen und dergleichen Kinderspielen gelernt zu haben. Mit dreizehn Jahren war er Student gewesen, und wie sehr diese originelle Erziehung seine innere Originalität hatte unbeschädigt lassen und ausbilden müssen, kann man sich denken. Er war übrigens ein einfacher, biederer Mann geworden, altes Schrot und Korn auch in den alten Formen liebend, klein und beweglich von Gestalt und mit einem seltsam gebauten Kopfe und mächtig gewölbter Stirn. Seine Schriften zeichnen sich durch einen immer heiteren Blick über die Welt, und nicht nur durch Laune und Witz, sondern auch durch jenen Scharfsinn aus, der, aus einer tieferen Anschauung hervorgehend, dem leichten Witze erst Gewicht und Nachdruck gibt und das Bekannte und Unbedeutende durch feinere und tiefer geschöpfte Auffassung neu und interessant macht. Er hatte selbst in der älteren Weise gedichtet; am bekanntesten und gelungensten sind seine „Sinngedichte", die seiner Natur am entsprechendsten waren. Mehr aber noch galt er durch sein litterarisches Urteil, obgleich er selbst von sich die „Ketzerei" gestand, „daß ich von den Bemühungen, die manche gar sehr weit treiben, die Schönheit der Dichter zu entwickeln, nicht viel halte. Ich denke, wer Gefühl hat, braucht das nicht, und wer keins hat, wird durch solche Entwickelungen nur ein ästhetischer Schwätzer"*) — ein Urteil, dessen entsetzliche Bestätigung durch die Behandlung der Litteratur in unseren gegenwärtigen höheren Schulen (Knaben- und Töchterschulen) Kästner nicht ahnen konnte.

Wie viel der Verkehr dieses feinfühlenden und immer schlagfertigen Mannes dazu

*) Biographien jetzt lebender Aerzte und Naturforscher. Herausgegeben von Baldinger. 1772.

hat beitragen können, die geistige Beweglichkeit und den Geschmack des jungen Mädchens zu üben, läßt sich denken, obgleich sich keine äußeren Thatsachen davon angeben lassen. Wohl aber von dem anderen — Boie. Dieser gehörte zu denjenigen Menschen, die, ohne selbst Bedeutendes zu leisten (seine Gedichte sind ganz vergessen), andere zu Leistungen anzuregen berufen scheinen. Es muß auch solche Leute geben, und man findet, daß Gottes vorsehende Weisheit zu allen Epochen, wo er große produktive Männer auftreten ließ, ihnen auch solche an die Seite gab, deren Verdienste zwar minder in die Augen fallend, aber oft größer und im ganzen seltener sind als das des produktiven Genies selbst. Boie war es, der Voß nach Göttingen zu kommen bewog, später die Stolberge in den jungen Bund einführte und auch auf Bürger einen großen moralischen und kritischen Einfluß zu dessen Bestem ausübte.

Doch wir wollen Philippine wieder selbst reden hören. Sie schreibt in Strieders hessischer Gelehrtengeschichte (1783, Bd. VII): „Wie ich zur Dichtkunst kam? Das weiß ich selbst nicht. So wenig auch meine Eltern Kosten bei der Erziehung ihrer Kinder sparten, und so viele Mühe sie sich auch selbst mit uns gaben, — diesen Funken Genie zündete Mutter Natur an.“

Zur Zeit, als sich in mir Grillen empörten,
Die oft, sogar im Schlafe, mich störten,
Erst brausend im Gehirn mir gährten,
Dann durch die Feder sich Ausbruch gewährten:
Da präsentierte der ehrliche Damm
Mir deutlich den heidnischen Götterstamm,
Und jetzo, kraft seiner Mythologie,
Verwechselt' ich Götter und Göttinnen nie.
Auch sammelt' ich — trotz meinem flüchtigen Lauf —
Manch andres gelehrtes Brosämlein auf.
Nun schrieb ich im Kämmerlein (oft im Stehn
Am Fenster) Liederchen, ungesehn.
Ich hielt mirs für keine geringe Schande
Das einzige Mädchen im ganzen Lande,
(So dacht' ich damals aus Irrtum) zu sein,
Mit welchem Signor Apollo sich hielte,
Und das auf der Leyer der Musen spielte,
Und sänge, bald Trauer, bald Tändelein,
Bald idealische Liebe drein.
Drum trug ich jedes beschrieb'ne Papier
Als Heiligtum in der Tasche bei mir;
Zog manches wohl mit dem Schnupftuch hervor,
Weil ich die ersten fast alle verlor.
So schleicht ein Kätzchen (sans comparaison)
Gar lustig mit seinen Jungen davon,
Legt, sie zu verbergen, aus ehrlichem Sinn,
In glühendheiße Asche sie hin.
Ich sagte zu Eltern und Schwestern und Brüdern,
Zu keinem ein Wörtchen von meinen Liedern,
Bis Boie einst hinters Geheimnis kam
Und sich von einigen Abschrift nahm.
Als drauf ich die Dinger im Almanach sah,
Da stand ich halb lachend, halb weinend euch da.
Freund Boie gab auch den Gevattersmann ab,
Der mir den Namen Rosalia gab.
Ich dachte lang in der Verkleidung zu gehn,
Doch Fama, die in jeder Stadt
Gar feine Augen und Ohren hat,
Ging bald drauf herum, von Haus zu Haus,
Und rief der Verfasserin Namen aus.
Jetzt, dacht' ich, mußt du's wohl offenbaren,
Sonst möchten dir andre die Müh' ersparen.
Nun kam ich mit einem Geburtstagslied
(Das man im ersten Bändchen sieht)
Und mit gar vielen Gedichten heran — —
Potz tausend! wie sah der Herr Vater mich an!
Ein kleiner Verweis — doch sanft, nicht voll Hohn,
War meines zu langen Verschweigens Lohn,
Dann floh ich — so hochrot als blühender Mohn.
Zu der Zeit wollt' er mir gütig erklären,
Was Daktylus und Spondeen wären,
Und alles das — — doch ich muß bekennen,
Kaum weiß ich noch die Namen zu nennen.
O was so schwer ist, begreif ich nie!
Ich liebe nur Praxis, nicht Theorie.
So mach' ich mir Hauben und Kleider und Hut —
Nie lernt' ich's nach Regeln — doch steh'n sie mir gut.*)

Die Gedichte, die im Musenalmanach von 1776 von dieser Rosalia standen, fanden allgemeinen Beifall und, wie Philippine selbst erzählt, blieb auch ihr Name nicht lange verborgen. Hatte sie aber schon bisher durch ihr munteres und geistreiches Wesen interessiert, so zog sie nun noch mehr an durch den Nimbus, den es in den Augen der Leute gibt, daß von einem etwas gedruckt ist, und das nun gar von einem Mädchen.

Das erste öffentliche Auftreten ist für den Dichter entscheidend. Nicht nur für

*) Diese wahrscheinlich ursprünglich für Strieders hess. Gelehrtengesch. geschriebenen Verse sind auch in die Einleitung zu dem Gedicht „Eine wahrscheinliche Historie“ in der zweiten Sammlung aufgenommen.

Digitized by Google

den äußeren Eindruck, den er bei dem Publikum hervorbringen wird, sondern auch für ihn selbst in seinem eigenen Innern. Es entscheidet sich da namentlich eins, ob seine poetische Kraft stark und innig genug ist, um von der natürlich sich aufdrängenden Eitelkeit, für die Welt etwas zu sein, nicht überwunden zu werden, ob die letztere den Vorrang gewinnt — und dann ist's schon in der Knospe mit ihm aus — oder ob er, unbekümmert um die Welt, nach wie vor dem eigenen inneren Leben nachgehen kann. Freilich ist die Grenze zwischen eigentlicher Eitelkeit und berechtigter Freude an der Freude, die man anderen macht, oder dem Gewinn, den man ihnen bringt, oft schwer zu ziehen. Daß Philippine der ersteren nicht verfallen und nicht eine eitle Dichterin geworden ist, davon zeugt ihre köstliche Naivetät, die sie bis in das Alter bewahrte. Die andere tritt oft lebhaft in ihren Aeußerungen hervor. So sagt sie selbst von ihren Liedern in einem Gedicht an einen poetischen Kollegen, der sich brieflich ihr genaht. (An Herrn Amtmann Weppe 1779.)

„O viele viele Lust entspringt aus ihnen mir und hoher Lohn!
Denk, wie mein Herz für Freude springt, wenn oft, mit süßem Zauberton
Ein Kreis Gespielinnen sie singt — und eine zärtlich mich umschlingt.
Ja, manche Frau gewann mich lieb, seit ich die kleinen Lieder schrieb.
Und mancher Mann, sehr hochgelehrt, hält jetzt mich eines Wörtchens wert.
Frech hüpft kein Stutzer zu mir hin, weil ich kein Püppchen für ihn bin.
Doch mancher Jüngling ist mir gut, voll Witz, voll Geist und Edelmut.
Mich liest sogar der Handwerksmann und gafft mich freundlich lächelnd an.“

Philippine bekam früh von dem dauernden Gewinn eine Vorstellung, der darin für den Schriftsteller liegt, daß er mit einem größeren Kreise von Menschen in Berührung kommt, als ohne eine solche Oeffentlichkeit des eigenen Namens möglich ist. Und indem der Dichter sein innerstes Leben, und gerade das, was sonst am spätesten bei Bekanntschaften hervortritt, offenbart, erhält er die mannigfachsten Rückwirkungen und bereitet sich selbst auf diese Weise ein reicheres Leben.

Es mögen hier noch einige Proben aus der ersten Zeit, in der sie mit ihren Gedichten hervortrat, folgen. Zuerst das oben bereits erwähnte „Am Geburtstage, 1776“.

Schon zwanzig Jahr, daß ich auf Erden walle?
Sie schwanden wie im Traum dahin!
So schwinden sie, die frohen Jahre alle —
Ach bald ist meine Jugend hin!

O rechn' ich aus, wie manches Jahr verloren,
Fast ganz bewußtseinslos als Kind,
Und überhaupt wie viel, seit ich geboren,
Durch Spiel und Schlaf verloren sind:

Dann braust mein Geist wie stürmendes Gewässer
Und will sich ganz der Weisheit weihn.
Dann treibt mich Weiberfleiß. Er ziemt uns besser
Als Putz und Liebeständelein.

O Ewiger! ich fleh an diesem Tage
Dich an um deines Geistes Kraft,
Der uns beschützt vor des Gewissens Klage
Und Wollen und Vollbringen schafft.

Dein Wort ist besser als was Menschen schreiben
Es sei mir lieb zu aller Zeit.
Da sind Exempel, die zur Tugend treiben,
Und Gegengift für Eitelkeit.

Daß nicht durch Beifall ich mich einst vergesse,
Geheimer Hochmut mich beseelt,
Daß ich mich nur an solchen Menschen messe,
Die Tugend üben, die mir fehlt.

Nach einer langen Reihe von Wünschen an den Allgütigen, für sich selbst, die Ihrigen und die Feinde, bedenkt sie, daß sie vielleicht nicht mehr lange leben werde und fährt dann fort:

Doch kann mein Los auch sein, daß lang ich walle
Auf dieser kummervollen Welt.
Du Herr! du weißt's, zählst unsre Tage alle —
Mir geh' es, wie es dir gefällt.

Vielleicht auch ernt' ich einst die schönsten Freuden
Als Gattin und als Mutter ein.
Dann kann ich — o das Los ist zu beneiden! —
Das Glück von vielen Menschen sein u. s. w.

An das Klavier. 1776.

Mit stillem Kummer in der Brust schleich ich mich jetzt zu dir,
Bring Harmonie in mich und Lust, du liebliches Klavier.

In deine Saiten sing ich's oft, bestürmt ein Leiden mich.
Die Thräne rollt — und unverhofft genieß ich Ruh durch dich.

Du lispelst meine Klage nach, voll Sympathie — und auch
Verrätst du niemals was ich sprach, nach falscher Freunde Brauch.

Bald sing ich zum Akkordenklang von deinem Saitenspiel
Dem Herrn der Erde Lobgesang und warmes Dankgefühl.

Bald sing' ich keusche Liebe drein, die mir im Busen glüht,
Und — so wie deine Saite rein — vor Gottes Augen blüht . . . .

Dank sei dem Mann, der dich erfand, du sprechendes Klavier!
Dir längst verschwund'ne liebe Hand, wie feurig dank ich dir!

An die Freude. 1776.

Ich suche dich — doch ohne dich zu finden —
Bei Spiel und Tanz und heller Saiten Schall,
Im kühlen Hain, auf bunten Wiesengründen,
Bei Mondenschein, am lauten Wasserfall.

Sonst hüpftest du mir ungesucht entgegen,
Auf glattem Pfad, mit Rosen schön bestreut.
Jetzt schleicht um mich auf krummen Dornenwegen
Im langen schwarzen Kleid die Traurigkeit.

Du halfst mir tragen Leiden meines Lebens
Und würztest lieblich jedes kleine Glück.
Doch du entflohst! — Ich suche dich vergebens
Und meine Thräne bringt dich nicht zurück....

O Freude komm zum armen Mädchen wieder,
Und fliehe nur den finstern Menschenfeind.
Dann singt sie wieder jubelvolle Lieder,
Die einsam jetzt auf dumpfe Saiten weint.

Ich möchte den Leser nicht durch weitere Mitteilungen dieser Poesien ermüden. Das Vorstehende wird genügen, um einen Eindruck zu geben von der wirklich poetischen Anlage, die in Philippinen lag, wie auch von der harmlosen Natürlichkeit, mit der sie produzierte, nicht minder aber von der Macht des Zeitgeistes, dem sich auch diese Sängerin der Zopfzeit noch nicht entzogen hatte. Die Gegenstände ihrer Gedichte sind alle von gleicher Einfachheit; wie an das Klavier, so wendet sie sich auch in poetischer Rede an ihren Fächer, reflektiert über den Nachmittagsschlaf des lieben Vaters, teilt kleine Ereignisse vom Spaziergang mit und tröstet sich über ihre „nicht Griechenland sondern Aethiopien verwandte“ Nase.

„Einen tieferen poetischen Schwung sollte ihre Poesie aber durch das bekommen, was ja die Vögel wie die Dichter immer zuerst in den schönsten Akkorden singen macht, das ist die Liebe.“ Eine Universitätsstadt wie Göttingen gibt den Mädchen die leichteste Gelegenheit zum Umgang mit jungen Männern. In Gatterers Haus kamen zwar nur ihm empfohlene junge Leute, oft von ferne her, als Engländer und Russen. Doch fand sich manche Gelegenheit zum geselligen Verkehr auch außer dem Hause, und Philippine genoß darin die größte Freiheit. Ihrer äußeren Erscheinung nach war sie keine auffallende Schönheit; aber sie hatte im ganzen Auftreten etwas kindlich Anmutendes; man lobte ihren leichten und schönen Tanz, überhaupt das Gefällige ihrer Bewegungen, aber ihr Gesicht wurde erst beim Sprechen oder Lächeln hübsch. Das weist auf das vorherrschend geistige Interesse hin, das sie bei allem belebte. Und dies wiederum half ihr dazu, um sich in dem nach unseren heutigen Begriffen besonders freien Umgang dennoch mit der größten Schicklichkeit zu bewegen. Offen sah sie mit lebendigem Auge jedem ins Gesicht, interessierte sich für jede Anrede, ohne Rücksicht auf die Person, die sie that, um des bloßen Gegenstandes willen, der ihr darin nahe trat, war sofort mit ungeteilter Seele dabei und wußte durch ein geistreiches Ergreifen ihm stets neue Seiten abzugewinnen. Niemand hatte ihr gegenüber das Gefühl der

Verlegenheit, weil sie aus allem, was gesagt oder gethan wurde, auch dem Unbedachtesten, etwas zu machen wußte. Man kann sich denken, wie diese lebendige, menschlich wohlwollende, über alles Leere, das sonst die Unterhaltungen füllt, hinweggehende Art, dazu beitrug, ihr die Herzen zu gewinnen.

„Es versteht sich von selbst, daß ein solcher lebendig und geistig unbefangener Umgang die toten Formen falscher, lügenhafter und erfundener Schicklichkeit, die zu aller Zeit willkürlich in der Welt gegolten haben, nicht einhalten konnte und sie im Gefühl seiner inneren Schicklichkeit öfters, ohne es zu ahnen, übersprang. Daher erfuhr auch Philippine manche Nachrede, aus der sie sich aber wenig machte; denn, wie Georg Forster (1780) an Jacobi schreibt: „Wer in Göttingen einen Professor besucht, der eine heiratsfähige Tochter hat, der muß gleich ein Auge auf die Tochter haben wollen, und die alten Weiber beiderlei Geschlechts verkuppeln sie."

„Schwieriger mochte es sein und mehr dazu gehören, einen solchen Umgang damals durchzuführen als heutzutage. Von den Franzosen herüber war anfangs des Jahrhunderts eine Frivolität herübergeweht auch nach Deutschland, und wenn sie auch nicht überall so tiefe Wurzel geschlagen hatte wie in Berlin und einzelnen andern großen Städten, so war doch wenigstens ein Anflug davon in den geselligen Ton überhaupt übergegangen, oder hatte sich in ein zweites, fast noch mehr zu verabscheuendes Ungetüm, deutschem Sinn mehr zusagend, verkleidet: in die Sentimentalität. Das war Wielands Blütezeit gewesen. Nun mußte, um die Dreizahl voll zu machen, auch noch die Prüderie hinzutreten, die sich aufwarf, deutsche Sittlichkeit gegen jene Frivolität zu beschützen, bis denn am Ende eine sich wieder kräftigende Empfindung alle drei zugleich aus dem Tempel warf, wenigstens so weit wie sie jetzt heraus sind, denn ganz haben wir die Abwesenheit dieser drei Ungrazien noch immer nicht zu beklagen. Ein Großes zu dieser Erkräftigung und Reinigung der Empfindung aber hat unverkennbar die Poesie beigetragen." (Ph. N. 1840.)

Philippine verfügte nun im Umgang über eine Waffe, die es ihr erleichterte, dem leicht entzündeten flüchtigeren oder tieferen Interesse das Gegengewicht zu halten: das war ihr Witz, um deswillen Voß von ihr sagte: Philippine ist süß wie eine Biene, die das Schönste aus allen Blumen sammelt, aber sie sticht auch wie eine Wespe. Sie ließ sentimentale Stimmungen ihr gegenüber nicht aufkommen und verstand es auch, durch ihre ganze Haltung gemeine Naturen von sich fern zu halten. Zu hindern war es trotz alledem nicht, daß die Gefühle derjenigen Liebe, in die die Freundschaft unter jungen Leuten so leicht überkippt, für sie erweckt wurden. Als ein Zeichen jener Zeit kann ich es mir nicht versagen, aus den Geständnissen in Prosa und Poesie, die sie erhielt, hier eins mitzuteilen. Es lautet:

„Hüten Sie sich, daß niemand durch die Verse, die ich in den Kalender eingeschrieben, meine Gesinnungen erfahre. Sie allein sollen's wissen, daß ich unglücklich bin. Gott bewahre Sie.

Dir sei das Glück so hold als es dem, den du liebst,
Sich einst beweisen wird, wenn du dein Herz ihm gibst.

Leben Sie unendlich glücklich; dies ist der Wunsch, den Ihnen noch von jenseit des Grabes zurufen wird der Schatten Ihres

Sie ewig, ewig verehrenden

Geschrieben in den ersten Stunden des 1776ten Jahres." — —

Doch wenn Philippinens strenge Gesinnung eine Grenze gezogen hatte, so wußte ihr leichter Scherz wieder anzuknüpfen und heilend da zu vertuschen, wo sie erst hatte verwunden müssen, und mit ungezwungenem Wohlwollen führte sie die sich außer des Weges verirrende Zuneigung in die richtigen Bahnen zurück. Mehrere solcher Freundschaftsverhältnisse haben noch nach ihrer Verheiratung als die reinste gegenseitige

Achtung fortgedauert. Noch an den Kindern der Jugendfreunde nahm sie Interesse, suchte sie auf und freute sich ihres Wohlergehens.

Ein solches Freundschaftsverhältnis bestand u. a. mit einem jungen Gelehrten, dem nachmaligen Altdorfer Professor Siebenkees. Es hatte sich aus litterarischen Interessen entsponnen, und ich will hier einige Notizen aus seinen Briefen von einer Reise mitteilen, die dazu beitragen mögen, in die damalige Zeit (1776) und ihre geistigen Bewegungen zu versetzen.

Von Braunschweig schreibt er: „Von den Bibliotheken, Archiven, Gemälden, Galerien, Naturalien- und Kunst-Kabinetten, welche ich bisher gesehen, kann ich Ihnen Weniges sagen, was Sie erbauen würde. Lessing in Wolfenbüttel, welchen Jerusalem den zweiten Teil der Wolfenbütteler Bibliothek nennt, ließ sich von uns nicht sprechen, sondern schützte eine Reise nach Braunschweig vor. Jerusalem ist von Person ebenso liebenswürdig als in seinen Schriften. Von seinem unglücklichen Sohn*) hat Lessing vor kurzem philosophische Aufsätze herausgegeben, welche zeigen, was man von ihm in Zukunft erwarten konnte. Die Aufsätze selbst würden Sie nicht sehr erbauen, aber Lessings Vorrede wünsche ich, daß Sie lesen. — Ebert ist in seinem Umgang freundlicher als der Schriftsteller, den er so meisterhaft übersetzt hat, Young. — Zachariä ist von Person so ansehnlich als etwa Böhme in Göttingen. Sein Anblick war uns anfangs sehr auffallend. Seine Gespräche sind sehr zur Satire geneigt. Von Göttingen und den wenigen Plaisiers daselbst urteilte er ganz seinem weichlichen Charakter gemäß. — Oeding, ein Maler, der schon deswegen merkwürdig ist, weil er in den achtzig Jahren seines Lebens keine Krankheit ausgestanden. Seine Frau war eine Nürnbergerin und er selbst lebte einige Zeit in Nürnberg, wovon er noch viel Gutes rühmt. Er war vom Herzog der Kunst wegen dahin geschickt worden. Er verliebte sich aber in seine nachmalige Frau und vergaß den Herzog. Erst vor einigen Monaten bekam er das Podagra, welches nach der Versicherung der Aerzte sein Leben um zwanzig Jahre verlängern wird. Er ist noch sehr munter und erwartet den Tod mit aller Freudigkeit eines Christen. Die Bekanntschaft dieses Mannes, Jerusalems und Schmids wird mir vielen moralischen Nutzen bringen. — Der letzte, Conrad Arnold Schmid, lehrt am Carolinum die Theologie. Er war noch sehr betrübt über den Tod seines Sohnes, der in Göttingen studiert hat und vor einigen Wochen gestorben ist. Aus einigen Reden merkten wir, daß der unglückliche Jerusalem in eine seiner Töchter verliebt war.“

Aus Hannover, den 12. Mai: „... Der letzte, den ich noch kennen lernte (in B.), war Professor Eschenburg, welcher eben jetzt den Shakespeare übersetzt. Es ist ein junger, hübscher Mann, kurz, er sieht ungefähr aus wie ich, aber nur im Profil. (Diese Vergleichung rührt von Prof. T. her.) Seine Farbe ist besser als die meine, aber doch sehr ungesund. Er kränkelt beständig. — Wir sahen den letzten Nachmittag noch das Logenhaus der Freimaurer. Sie genießen hier den größten Schutz. Der Herzog selbst und Prinz Ferdinand sind im Orden; an diesem Tage war ordentliche Loge, welche auch der Held Ferdinand besuchte. Für einen Reisenden ist es sehr vorteilhaft, Maurer zu sein ..... So weit war ich diesen Morgen gekommen, ehe ich in die Kirche ging, um Schlegeln predigen zu hören. Dieser Mann wird Ihnen als einer der besten geistlichen Redner bekannt sein. Er läßt sich auch wirklich eben so gut hören als lesen. Er predigte von der Allwissenheit Christi sehr eifrig und erbaulich ..... Nach dem Gottesdienst suchte ich Boien auf. Ich traf bei ihm einen holländischen Kaufmann an, welcher der deutschen Litteratur zu Gefallen eine Reise macht. Während daß ich da war, kam Herr Sekretär Kästner und ein Offizier von Osten. Es wurde von einigen neuen Schriften, die Herrn B. eben geschickt worden waren, gesprochen,

*) Er hatte sich 1772 aus unglücklicher Liebe in Wetzlar erschossen, was Goethe, der gleichzeitig in Wetzlar war, das Vorbild zu Werthers gleichem Ende geboten hat. Der Vater Jerusalem war braunschweigischer Hofprediger († 1789) und hat viele, oft aufgelegte Predigten herausgegeben, auch „Betrachtungen über die vornehmsten Wahrheiten der Religion“ u. s. w.

z. E. von dem Julius von Tarrent, welcher mit **Klingers** Zwillingen in Hamburg um den Preis gestritten hat. Das Drama: Die Freunde machen den Philosophen, ist von **Lenz**, nicht von Goethen. Ich blieb bei dem lieben Boien, auch nachdem die übrigen weggegangen waren und er sich erst frisieren ließ, bis um 1 Uhr. Denn man speist in Hannover erst um 2 Uhr. Herr B. war in das Rechbergische Haus invitiert, sonst würde er in unserem Wirtshaus gegessen haben. Wir logieren in der neuen Schenke auf der Neustadt ...."

Hamburg, d. 7. Juni: „... Das güldene Kalb Hamburgs, nämlich Pastor **Götzen**, habe ich vorige Woche kennen lernen und ihn ganz der Beschreibung ähnlich gefunden, welche der verstorbene Dreyer von ihm gemacht hat:

Dort steht er, seine fette Wange
Färbt keine Scham mehr rot ...."

Aus Berlin schreibt er über **Mendelsohn**: „M. haben wir vorigen Sonnabend besucht. Eine groteske Figur! Etwa so wie Kästner, klein und hager und wenn er sitzt, wie ein Taschenmesser zusammengebogen. Er spricht besser deutsch als alle Juden, die ich noch habe kennen lernen. Unser Diskurs war zu gelehrt, als daß ich Ihnen davon schreiben könnte. — Wir haben eine sehr angenehme Wohnung unter den Linden. Dies ist eine Allee auf der Neustadt, welche in 6fachen Strichen etwa 1200 Schritte fortgeht. Alle Abends und besonders am Sonntage gehen hier viele 100 Menschen spazieren ... Wenn Sie einstens noch satirische Schriftstellerin werden wollen, so müßten Sie vorher noch einige große Städte sehen z. E. Hamburg, Berlin. Alsdann würde es Ihnen gewiß glücken."

Dieser Satz schließt sich an die Beschreibung eines Konzertes und der dort beobachteten Damen. Verschiedene höchst charakteristische Züge für die damalige Zeit übergehe ich. Sie würden einen höchst verwunderlichen Eindruck geben von der Freiheit des Ausdruckes, die auch unter den Gebildeten in einem derartigen Briefwechsel damals möglich war. Aus Hamburg erzählt er eine Skandal- und Liebesgeschichte, welche das oben von der Sentimentalität Gesagte zu bestätigen geeignet wäre, und die — es war die Zeit von Werthers Leiden — mit dem Pistolenschuß endigt. Aus Berlin bringt er Nachrichten aus dem Hof- und Gasthofsleben, welche die dort herrschende Frivolität, besonders auch von dem damaligen Kronprinzen, dem späteren Friedrich Wilhelm II. vertreten, in das grellste Licht setzen.

Aus dem litterarischen und freundschaftlichen Verkehr mit diesem jungen Gelehrten entspann sich nun seinerseits Liebe, und er wagte es, ihr immer deutlichere Erklärungen zu machen. Von Hamburg aus schickt er ihr ein Paar Handschuhe und schreibt: „Das beiliegende Geschenk kann niemand anders gehören als Ihnen, beste Philippine. Wenn Sie dessen Bedeutung nicht erraten können und doch dieselbe wissen möchten, so können Sie insgeheim Herrn Kulenkamp darum fragen. Können Sie sich aber nicht überwinden, dieselben zu tragen, so muß ich es mir auch gefallen lassen. Nur entziehen Sie mir wegen meiner guten Meinung nicht Ihre Freundschaft gänzlich. Sonst würden Sie machen, daß ich mein Verfahren sehr bereuen müßte. Ihre nächste Antwort soll dies entscheiden, welche ich aber freilich erst in Berlin bekommen werde. Alsdann werde ich mich freuen oder — doch weg mit den Grillen!" — Philippine antwortete, sie würde sie aufheben bis auf den glücklichsten Tag seines Lebens und sie dann seiner Braut überschicken.

Philippine selbst bewahrte die leichte Beweglichkeit ihres Geistes lange Zeit vor den tieferen Eindrücken der Liebe. Sie konnte noch ganz unbefangen, umringt von allen Freunden und Anbetern, ein Gedicht machen, das ihr von der Welt als höchst unschicklich ausgelegt wurde, weil ein Mädchen nicht an ihren künftigen Mann denken dürfe, das aber von der Naivetät, womit sie sich selbst keine ihrer Empfindungen und Gedanken verbarg, ein deutliches Zeugnis ablegt. Es heißt:

Der künftige Gemahl.

Wer ist der Mann, der einst durchs Leben mich leiten soll?
O möcht' er doch jetzt freundlich vor mir schweben und liebevoll.

Ist's einer, der sich schon voll sanfter Triebe zu mir genaht
Und der mit Worten treugesinnter Liebe mein Herz erbat?

Lebt er vielleicht, noch nicht von mir gesehen, in fernem Land?
Sah ich vielleicht ihn schon vorübergehen, mir unbekannt?

Wer kann mir diese Frage wohl verübeln? Doch schweig ich hier.
Du lieber Gott bringst, ohne mein Ergrübeln, den Mann zu mir.

Was Zufall scheint, macht, wer die Welt regieret, uns offenbar;
Und deiner Hand trau ich auch hier, sie führet mich zum Altar.

Wie will ich den, der dort mir Liebe schwöret, mit Lieb erfreun!
Und wie, wenn er mit sanftem Ernst mich lehret, so folgsam sein!

Wie will ich dann, will Trauern ihn umziehen, durch Freundlichkeit,
Und Thränen, oder Scherze, mich bemühen: bis ich's zerstreut!

Du arme Leier, wirst im Staube hängen, jetzt Zeitvertreib:
Denn mancherlei Geschäfte wird sich drängen zum jungen Weib.

Doch löscht dein Angedenken, gute Leier, nie ganz sich aus;
Ich rühre dich bei jeder frohen Feier in meinem Haus.

Oft stimm' ich auch die hellen Saiten wieder für Freundesohr;
Und singe meinen Kindern kleine Lieder von Tugend vor.

Hier muß nun aber ein Verhältnis erwähnt werden, das vielleicht schon damals tief im Hintergrunde ihres Herzens lag, und zu der Sprödigkeit, mit der sie die einen zurückhielt, und zu der Unbefangenheit, in der sie mit den anderen umging, beigetragen haben mag. Ein russischer Fürst Meschersky aus Grusien studierte in Göttingen und war in dem Gattererschen Hause bekannt. Er war ein schöner stattlicher Mann, dem nicht nur der fürstliche Name Ansehen in den Augen der Betrachtenden gab, sondern in dessen ganzem Wesen, Haltung und Benehmen sich der Edelmann zu erkennen gab. Dabei war er ein einfaches, kindliches Gemüt, das im Gegensatz zu dem Wesen der großen Welt, durch das er umgetrieben war, im Gattererschen Familienhause sich desto heimischer fühlte. Er durfte ohne Zwang und ängstliche Beobachtung mit den beiden ältesten Töchtern umgehen. Sie saßen oft im Garten zusammen und die Unbeholfenheit, mit der er das Deutsche kaum eben zu sprechen anfing, das gegenseitige Lehren und Lernen erhöhte den Reiz des Beisammenseins. An diese Sprachübungen knüpfte die erste Neigung an — und sie nahm schneller zu als die Sprache. Doch

Bald kommt, ach bald! der Lenz zurück,
Der uns — auf ewig? — scheiden soll?

Der Frühling 1778 kam, der ihn nach Hause zurückrief. Und es folgte nun für Philippine auf die sonnigen Höhen des Glückes ein ebenso düsteres Thal — ein Wechsel, der freilich ihrer Poesie zu einer erheblichen Vertiefung und zu einem höheren Schwunge verhalf.

Der Freund schrieb noch mehrere Male, zuletzt am 5. Juli 1778 von Moskau. Er hatte von seiner Kaiserin die Rückkehr nach Deutschland nicht erwirken können; der Türkenkrieg ist ausgebrochen und er ist Offizier. Das war das letzte, was die Göttinger Freunde von ihm hörten, doch ist sein Name viel später noch mannigfach mit Auszeichnung in den öffentlichen Blättern genannt. Bei Philippine aber blieb die wunde Stelle noch lange schmerzlich nach. Für ihre Poesie, zu der sie nun lebhafter als je zurückkehrte, hatte sie an ihrer Lage reichen Gegenstand. Sie fing an, einen

Roman in Briefen zu schreiben, in den sie einzelne Gedichte zu verflechten und einzukleiden gedachte.

Soweit war sie gekommen, als sie **Bürger**, der inzwischen — wie nachher erzählt werden wird — einen entscheidenden Einfluß auf ihr Dichten bekommen hatte, diesen Erstlingsversuch zeigte. Bürger sagte: „Wer so leicht und fließend Verse macht wie Sie, der sollte nicht anders als in Versen schreiben.“ So ließ sie das Werkchen abgebrochen liegen und gab ihm eine neue Gestalt in einer Reihe zusammenhängender Gedichte. Das Beispiel, das ihr offenbar dabei vorgeschwebt hatte, sind **Göckings** kurz vorher erschienene „Lieder zweier Liebenden“. Wären die ihrigen damals erschienen, so hätten sie gewiß Aufsehen erregt. Welche Zeit wäre wohl einem solchen Gegenstande günstiger gewesen als die damalige? Doch die „Lieder der Liebe“, wie sie sie nannte, blieben ungedruckt und fanden sich erst nach ihrem Tode in ihrem Nachlaß in einem zierlich geschriebenen Manuskript, mit einem blauen Bändchen umbunden, vor. Es war wohl zu viel Wahrheit darin aus ihrem eigenen Leben und Empfinden, als daß sie sich hätte entschließen können, sie der profanen Welt zu überliefern.

Vor mir liegen noch beide Werke, die von Bürger verworfenen Briefe in Prosa und die daraus entstandenen Lieder der Liebe, die zwischen Adolar und Adeline geteilt sind. Wenn ich in diesen Blättern in erster Linie ein biographisches Denkmal zu setzen hätte, so müßten jetzt Mitteilungen aus jenen ungedruckten Werken hier folgen. Doch es scheint mir, daß wir dasjenige, was zur richtigen Vorstellung von der Geschmacksrichtung und dem Kulturzustande jener Zeit nötig ist, in genügender Weise aus dem schöpfen können, was sie selbst an das Licht gebracht hat. Von solchen Männern freilich, die einen erheblichen Einfluß auf ihre Zeit gehabt haben, hört man auch später gern noch Mitteilungen aus ihrem ungedruckten Nachlasse; deshalb werde ich weiter unten eine Reihe von Briefen Bürgers und anderer veröffentlichen. Allein Philippine als Mensch und als Dichterin, als Kind ihrer Zeit, steht in ihren gedruckten Werken so lebendig vor uns, daß es eines Zurückgehens auf die von ihr selbst zurückgelegten Geheimnisse ihrer dichtenden Seele nicht bedarf. Ich teile statt dessen einige ihrer Gedichte mit, die aus der Zeit des ersten Liebesschmerzes stammen und in ihrer ersten Sammlung Aufnahme gefunden haben. Zunächst den Anfang eines Liedes mit der Ueberschrift: „Der Abendspaziergang“.

Wenn ich sonst zur Zeit der Abendröte
Hurtig durch die grünen Wiesen strich,
War ich fröhlich; nach und nach erhöhte
Mein Gefühl zu stiller Andacht sich.

Neben mir rauscht, glänzend wie Kristallen,
Ein von Weiden schön umkränzter Bach.
An ihm seh ich Aehrenfelder wallen;
Und nicht fern hör' ich der Wachtel Schlag ....

Jetzo schleich' ich langsam und mit matten,
Kranken Schritten durch die Blumenflur.
Kalt und unempfindlich wie mein Schatten
Wall' ich durch die lachende Natur.

Doch wer malt die tausendfachen Reize
Dieser langgedehnten Landschaft ganz!
Sonst verschlang ich sie mit edlem Geize,
Und besang in Liedern ihren Glanz.

Aber jetzt, da meine matten Glieder
Kränklichkeit, und Gram die Seele quält,
Greif ich selten nach der Leier wieder,
Die ich sonst durch meine Hand beseelt ....

Die Nacht.

O du! — willkommen jedem Müden, doch tausendmal willkommner mir!
Du schenkst mir immer kurzen Frieden, aufs neu klag ich mein Leiden dir.

An diesem jetzt verflossnen Tage war wieder manches mir zur Pein.
Bald sah ich Spott — bald hört' ich Klage — und selten nur war ich allein....

Jetzt hör' ich nichts mehr um mich schallen, kühl ist's um mich — still wie im Grab.
Die frohe Hülle darf nun fallen, die vor der Welt die Stirn umgab.

Im Schutz der Nacht macht jeder Kummer durch Thränen unbemerkt sich Raum,
Und senkt sich dann auf uns der Schlummer, so sind wir glücklicher im Traum....

Erhebe hoffnungsvolles Flehen zu dem, der alles mächtig lenkt.
Er hat dich wieder weinen sehen, und kennet alles, was dich kränkt.

Wie tröstet dies! Auch ich genieße ja Freuden — Schwermut, laß mir Ruh!
Und jetzt, du Todesbruder, schließe die mattgeweinten Augen zu.

Aus einem sehr eigentümlichen Gedicht „An Wilhelmine", das verschiedene gestörte Freuden schildert, gebe ich noch den Schluß:

In dem mächtigen Lenz, wo die Erde erwacht,
Schwingt sich jauchzend die Lerch' empor.
Und ihr wechselndes Lied flötet die Nachtigall
Im vollblühenden Schlehenstrauch.

Doch wenn brausender Nord kahle Wälder durchpfeift,
Reif und Schnee die Fluren bedeckt,
Ach so flieht auch zugleich mit dem Schmuck der Natur
Ihr so angenehmer Gesang.

Keinen wunderte je solche Verwandelung —
Und du, Liebe, wunderst dich doch,
Daß, da Kummer und Gram meine Seele erfüllt,
Mir kein fröhliches Lied gelingt?

Ach es wandelt sich jetzt der sonst frohe Gesang
Ganz in traurigen Klageton!
Tiefen, sterbenden Klang seufzen die Saiten nur,
Wenn die bebende Hand sie rührt.

Lacht mir wieder das Glück, blühen Freuden um mich,
Dann stimmt auch die Leier sich um.
O ergreif ich sie dann, ströme die Saiten durch —
Und dir, Freundin, weih' ich ihr Lied!

(Fortsetzung folgt.)

Elsaß-Lothringische Zeitfragen.

Von

H. Gerdolle, kaiserl. Oberförster a. D.

IV.

Auf dem Gebiete des Steuerwesens gibt es ebenfalls eine ganze Reihe von Reformen, die alljährlich zum Gegenstande der öffentlichen Diskussion werden und nunmehr erst recht in den Vordergrund treten, seitdem durch die Erfolge der Reichsfinanzpolitik die Landesfinanzen sich immer günstiger gestalten. Niemand zahlt ja gerne Steuern, und es ist daher kein Wunder, wenn in wirtschaftlich schweren Zeiten ein jeder sich für übermäßig belastet hält und die Last auf andere abzuwälzen versucht. Solchen Vorgängen begegnet man gegenwärtig in fast allen Staaten. Sie sind indessen im Reichslande um so natürlicher, als das noch von französischer Zeit her stammende Steuersystem zum großen Teil veraltet ist und deshalb für die heutigen Verhältnisse nicht mehr genügen kann.

Das direkte Steuersystem umfaßt die vier Hauptsteuern: 1) Grund-, 2) Thür- und Fenster- (Gebäude)-, 3) Patent- (Gewerbe-) und 4) Personal- und Mobiliarsteuer. Wie man sieht, geht das mobile Kapital aus der direkten Besteuerung frei heraus, denn wenn auch die Mobiliarsteuer als eine Art Einkommensteuer betrachtet werden kann, so bieten doch die Wohnungsverhältnisse für das Einkommen nicht immer einen zuverlässigen Anhaltspunkt, und außerdem wird ein jeder, also ebensowohl der Grundbesitzer, der Gewerbetreibende u. s. w. als der Rentner und Kapitalist, von dieser Steuer getroffen. Dies hat nun vom Standpunkte der Leistungsfähigkeit der Steuerzahler seine sehr großen Schattenseiten. Die Staatsbedürfnisse wachsen mit jedem Jahre, und mit ihnen folglich die Höhe der Besteuerung, während dieselbe schon in ihrem jetzigen Stande, der für die wirtschaftlich günstigen Zeiten berechnet war, heutzutage immer drückender wird. Entlastung der Produktivstände und stärkere Heranziehung der Einkommen aus mobilem Kapital heißt daher in Elsaß-Lothringen wie im übrigen deutschen Reiche die Losung.

Wir müssen jedoch bemerken, daß, so notwendig und zweckmäßig eine solche Reform sich erweist, sie sich doch in einem anderen Lichte zeigt als in Altdeutschland. Eine vollkommen gerechte Veranlagung läßt sich in der direkten Besteuerung kaum erreichen, und es kann sich daher bei allen Reformvorschlägen jedesmal nur um eine relative Besserung, d. h. um die Abschaffung der allzusehr schreienden Ungerechtigkeiten handeln. In der staatlichen Besteuerung sind nun diese Ungerechtigkeiten in Altdeutschland weit geringer als in Elsaß-Lothringen, da sie nur eine Mehrbelastung von Grundbesitz und

Arbeit dem mobilen Kapitale gegenüber, keineswegs aber eine vollständige Steuerfreiheit des letzteren, wie sie im Reichslande thatsächlich besteht, enthalten. Indessen werden diese an und für sich geringeren Ungerechtigkeiten weit auffallender und unerträglicher, weil sie bei dem unbeschränkten Rechte der Gemeinden und Gemeindeverbände, Zuschläge zu den Staatssteuern zu erheben, sich bis ins Unendliche vervielfältigen können, was im Reichslande nicht der Fall ist, da eine Reihe weiser Schutzvorschriften dafür sorgt, daß die Steuerzuschläge in erträglichen Grenzen bleiben, und auch die Armengesetzgebung dazu wesentlich beiträgt. Während es sich also in Altdeutschland um eine Bedürfnisfrage, und zwar um eine sehr brennende, handelt, steht im Reichslande hauptsächlich das Prinzip im Spiele, was indessen die Bedeutung und Notwendigkeit einer Reform nicht im geringsten mindert.

Diese Notwendigkeit tritt sogar weit bedeutender hervor, wenn man das indirekte Steuersystem, und namentlich das sehr „ergiebige" Einregistrierungswesen — eine Einrichtung, die sich in Altdeutschland nur im Gebiete des rheinischen Rechts befindet, aber dort schon längst gebessert worden ist — mit in Betracht zieht. Da geht zwar das mobile Kapital nicht ganz steuerfrei aus, der Grundbesitz ist aber sehr viel schwerer belastet, und außerdem weiß sich das Kapital in den meisten Fällen der Besteuerung zu entziehen. Es ist deshalb schon lange die Rede, die Uebergangsgebühren für den Grundbesitz, wenigstens im Erbgange, bedeutend zu verringern, wenn nicht ganz zu beseitigen, und es handelt sich nur mehr darum, den Ausfall auf andere Weise zu decken.

Außerdem gibt es einige Spezialsteuern, die einem immer größeren Widerwillen beim steuerpflichtigen Publikum begegnen, und deren Beseitigung von den Betroffenen lebhaft gewünscht und verlangt wird. Dieselben beziehen sich besonders auf die geistigen Getränke, und wir wollen davon nur die zwei hauptsächlichsten, die Zirkulationssteuer für Wein und die Lizenzsteuer, erwähnen.

Frankreich besaß und besitzt noch heute, wie man weiß, ein ausgedehntes System indirekter Steuern auf die geistigen Getränke, und dieses System ist auch im Reichslande zum Teil bestehen geblieben. Wir sagen zum Teil, denn mit dem Eintritt in die norddeutsche Brennereigenossenschaft mußte dasjenige, was sich auf Branntwein bezog, sowie, infolge der Reichsverfassung, die Zirkulationssteuer auf Bier und die Schanksteuer (droit d'exercice) wegfallen. Somit ist nur die Zirkulationssteuer auf Wein geblieben, die, anfangs auf 3 Mark pro Hektoliter erhöht und dann später auf die Hälfte reduziert, um so lästiger erscheint, als die übrigen gewohnten Korrelate nunmehr fehlen. Zwar bildet diese Steuer an und für sich keine drückende Belastung, weder für den Konsumenten, noch für den Händler, noch schließlich für den Produzenten; sie ist aber für den Verkehr im hohen Grade unbequem, besonders auf abgelegenen Gütern und in Orten, wo die Weinbergmenge nicht groß genug ist, um die Anstellung eines besonderen „Ortseinnehmers" zu gestatten, und solche Ortschaften sind, besonders in Lothringen, zahlreich genug. Man bedenke nur, was es heißt, wenn kein Faß Wein, und sei es nur ein Fäßchen, transportiert werden darf, ohne daß vorher ein „Zirkulationsschein" gelöst worden, und daß auf diesem Scheine das Transportmittel, der Führer, der einzuschlagende Weg, die einzuhaltende Zeit u. s. w., von denen unter Vermeidung schwerer Strafen nicht abgewichen werden darf, genau vorgeschrieben sind. In keinem deutschen Staate wäre eine solche Steuer möglich, man würde sie auch in Elsaß-Lothringen nicht einführen, wenn sie nicht vorhanden wäre; sie ist aber einmal vorhanden, wirft recht ansehnliche Erträge ab, und ihre Abschaffung wird daher recht schwer halten. Sie darf jedoch nicht aus dem Auge gelassen werden, und zwar um so weniger, als sie das letzte Ueberbleibsel des einseitig fiskalischen französischen Steuersystems in der Besteuerung der geistigen Getränke bildet.

Anders verhält es sich mit der Lizenzsteuer. Sie ist ein ureigenes Kind des Landesausschusses und daher auch ein Lieblingskind desselben, was sie allerdings weder gerechter noch beliebter macht. Als Ende der 70er Jahre die Ueberschwemmung des

Reichslandes mit schlechtem Sprit, der dadurch verursachte Schnapskonsum mit seinen für das hiesige Klima so nachteiligen Folgen u. s. w. immer bedenklicher wurden, wollte man dies durch eine besondere Besteuerung des Schankgewerbes verhindern, und da eine eigentliche Schanksteuer, d. h. nach Prozenten der wirklich verabreichten Getränkemenge, wie sie früher in französischer Zeit bestand, mit der Reichsverfassung schwer in Einklang zu bringen war, so griff man zur direkten Besteuerung, indem man jeder Schankstätte eine feste Steuer von jährlich 75—1500 Mark auferlegte. Damit konnte man natürlich den beabsichtigten Zweck nicht erreichen. Ein Unterschied zwischen Schankstätten, in denen Branntwein, und solchen, in denen keiner verschenkt wird, konnte nicht gemacht werden, und da bei der Veranlagung, ohne eine lästige, übrigens ganz unmögliche Inquisition, nur die äußeren Merkmale den Ausschlag geben konnten, so war die natürliche Folge, daß die besseren Kaffeehäuser, die größeren Bierhallen, kurz die unschädlichen Wirtschaften, zu gunsten der Schnapsbudiker belastet wurden. Die Wirtschaften haben allerdings in ihrer Anzahl ein wenig abgenommen, die sogenannte Schnapspest aber nicht, welche übrigens mit ganz anderen Ursachen zusammenhängt als der Billigkeit des Getränkes. Dagegen hat sich die Steuer als eine recht ergiebige erwiesen, so daß sie jetzt aus fiskalischen Gründen nicht mehr so leicht abgeschafft werden kann. Thatsächlich sind alle diesbezüglichen Bemühungen der Wirte bisher ohne Erfolg geblieben, und das einzige, was sie in letzter Zeit erreicht haben, war, daß man ihnen das Erwägen eines besseren Veranlagungsmodus in Aussicht stellte.

Summiert man alle diese Forderungen — Verringerung der Grundsteuer, event. nur bei den untersten Steuerquoten, Verringerung der Einregistrierungsgebühren, namentlich im Erbgange, für die Uebertragung von Grundbesitz, Wegfall, bezw. Aenderung der Weinzirkulationssteuer, und Reform, bezw. Beseitigung der Lizenzsteuer — so kommt man zu einer ganz erklecklichen Anzahl von Millionen, denen gegenüber selbst die allerergiebigsten Ueberweisungen aus den Reichssteuern sich nicht viel anders ausnehmen können als ein Tropfen Wasser auf einem heißen Stein. Es war auch von unserer Regierung sehr weise gehandelt, als sie sich über die Verwendung des Ueberschusses von 1 100 000 Mark, den der Landeshaushaltsetat für 1888—89 aufwies, schon für dieses Jahr nicht schlüssig machen wollte: indessen wird auch später die Schwierigkeit dieselbe bleiben, und soll man allen Anforderungen gerecht werden, so ist die Erschließung neuer Einnahmequellen unerläßlich.

Als solche tritt nun die Einführung einer Kapitalrentensteuer zuerst in den Vordergrund. Hierdurch würden nicht bloß erhebliche Mittel, genügend, um alle Steuerreformen und Entlastungen durchführen zu können, gewonnen werden; es wäre auch gleichzeitig ein Akt der ausgleichenden Gerechtigkeit, der um so besser wirken würde, als die systematische Bevorzugung des mobilen Kapitals, wie sie die Politik der französischen Regierungen während der letzten hundert Jahre enthielt, zur Verbreitung der kapitalistischen Anschauungsweise mit allen ihren verderblichen Konsequenzen unter allen Schichten des Volkes ungemein beigetragen hat. Freilich ist die Einführung einer Kapitalrentensteuer in einem Lande, wo keine Einkommensteuer mit besonderen Sätzen für die verschiedenen Einkommenquellen besteht, nicht ohne Schwierigkeiten in bezug auf die Veranlagungsweise: denn für eine Kouponsteuer ist das Land zu klein, bei Selbstangabe lassen sich etwaige Defraudationen nur schwer entdecken, und die Einschätzung durch besondere Kommissare ist mit einer sehr unangenehmen Inquisition verbunden. Indessen sind solche Schwierigkeiten mit gutem Willen leicht zu bewältigen.

Die Kapitalrentensteuer hat in der Bevölkerung, namentlich im produktiven Teil derselben, warme und zahlreiche Anhänger, nicht aber im Landesausschuß, wo, wenn man von einigen sehr vereinzelten Ausnahmen absieht, die kapitalistischen Anschauungen noch fast unbeschränkt herrschen. In dieser Beziehung brauchen wir nur daran zu erinnern, daß vor drei Jahren, als der jüngere Herr von Bulach in einem Antrage die Regierung ersuchen wollte, baldmöglichst einen diesbezüglichen Gesetzentwurf dem Hause

vorzulegen, der Abgeordnete Dr. Racis unter allgemeinem und langanhaltendem Beifall diesen Antrag als sozialistisch (sic), und jede direkte Besteuerung des mobilen Kapitals als eine Förderung der Umsturzbestrebungen bezeichnen konnte. Angesichts dieser Haltung mußte damals die Regierung, welche sich vorher zu gunsten der Kapitalrentensteuer ausgesprochen hatte, den Rückzug kleinlaut antreten, und seitdem ist die Frage erst in diesem Jahre, und zwar nur beiläufig, wieder aufs Tapet gekommen. Es war eben die Folge der damaligen unglücklichen Lawierungspolitik. Heute sind jedoch diese Tage vorüber. Die bisherige Handlungsweise der jetzigen Regierung hat aufs deutlichste bewiesen, daß sie, wo das allgemeine Interesse auf dem Spiele steht, die kleinlichen Rücksichten ihrer Vorgängerinnen dem Parlamentarismus gegenüber, und mit recht, nicht kennt, und so steht denn zu hoffen, daß, wenn sie der Frage näher tritt, sie dieselbe auch mit dem nötigen Nachdruck zu vertreten, und schließlich auch durchzuführen wissen wird. Dadurch würde sie sicher viel Dank ernten.

V.

Neben diesen allgemeinen, sich auf das ganze Land und die Gesamtbevölkerung erstreckenden Reformen gibt es noch andere, die sich bloß auf einen besonderen Teil derselben, namentlich auf die Produktivstände beziehen, und als solche nehmen diejenigen, welche die Hebung, bezw. den Schutz der Landwirtschaft zum Ziele haben, entschieden den ersten Rang ein.

Allerdings hängt das Schicksal des Nährstandes in der Hauptsache von der Reichspolitik und von der Reichsgesetzgebung ab, und es haben daher die maßgebenden Faktoren eines Einzelstaates darauf nur wenig Einfluß. Die Zölle und die Währungsverhältnisse, diese Hauptregulatoren für die Preise der landwirtschaftlichen Erzeugnisse, sind ausschließlich Sache des Reiches. Desgleichen eine Menge anderer wichtiger Gegenstände, so z. B. die Regelung des Genossenschaftswesens, der bäuerlichen Erbfolge u. s. w. — wenigstens, was letzteres betrifft, insofern, als man von nun an die endgültige Festsetzung der diesbezüglichen Bestimmungen im zukünftigen Zivilgesetzbuche abwarten wird, ehe man die Landesgesetzgebung mit diesem Gegenstande befaßt. Auch eine weitere, sich zwar speziell auf Lothringen beziehende Frage, aber für diesen Landstrich eine wahre Lebensfrage, die wir letzthin in einer besonderen Schrift, dem 23. Heft der „Sozialen Zeitfragen", eingehend besprochen haben, nämlich die, wie die im hiesigen Großgrundbesitzerstande vorhandenen Lücken am besten zu füllen wären, und ob sich nicht zur Erleichterung dieses Vorganges, eine ähnliche Maßregel empfehle, wie sie für den Osten Preußens bereits getroffen wurde — gehört leider vor das Forum des Reichstags. Wir sagen „leider", denn nach Mitteilungen, die wir jeden Grund haben für zuverlässig zu halten, hätte eine diesbezügliche Vorlage, wie aus vertraulichen Anfragen bei den einzelnen Parteileitungen hervorgegangen sein soll, momentan keine Aussicht auf Erfolg, und muß daher die Erledigung dieser hochwichtigen Frage, welche, soviel wir wissen, an maßgebender Stelle seiner Zeit in Erwägung gezogen wurde, bis auf weiteres, zum großen Schaden des Landes, aufgeschoben bleiben.

Nichtsdestoweniger bleibt für die Landesregierung, bezw. die Landesgesetzgebung auf dem Gebiete der Landwirtschaft genug zu thun, und daß erstere durchaus nicht gesonnen ist, die Hände in den Schoß zu legen, beweist die jüngst erlassene Verordnung des Statthalters, betreffend das landwirtschaftliche Vereinswesen, wonach die Leitung der Kreis- und Bezirksvereine, die bisher zum größten Teil als bloße Versorgungsanstalten für das Kliententum einflußreicher Parlamentarier dienten, von nun ab den Organen der Staatsverwaltung übertragen, und eine Zentralvertretung, unter dem Namen Landwirtschaftsrat, als ständige Einrichtung errichtet werden soll. Beides

ist entschieden mit Freude zu begrüßen, und letzteres um so mehr, als die Mitglieder der Zentralvertretung ausschließlich vom Statthalter ernannt werden sollen, und somit die kapitalistischen Einflüsse, die sich fast bei jeder Delegiertenwahl infolge der Zusammenstellung unserer landwirtschaftlichen Vereine bisher bemerkbar machten, nunmehr lahm gelegt werden können.

Eine der wichtigsten Fragen, mit welcher sich der zukünftige Landwirtschaftsrat wohl zu befassen haben wird, ist die Reorganisation des völlig daniederliegenden Realkredits. Dies dürfte um so mehr zu erwarten sein, als die Regierung durch besondere, freilich in der besten Absicht getroffene Maßregeln diesen Zustand selbst herbeigeführt hat.

Bis noch vor kurzem lag das ganze ländliche Kreditwesen in den Händen der Notare, welche die zahlreich ihnen anvertrauten Gelder gegen Handschein oder hypothekarische Sicherheit auslichen, und somit als förmliche Bankiers fungierten. Die Notwendigkeit, sich mehr oder weniger anrüchiger Zwischenpersonen zu bedienen, um solche Geschäfte, die von jeher streng verboten, aber dennoch geduldet waren, besser zu bemänteln, die politische Stellung, welche die Notare unter Herren von Möller und dem Feldmarschall von Manteuffel als angebliche „Notabeln“ zu erringen wußten, und die damit unvermeidlich verbundene Schonung, die ihnen zu teil wurde, hatte nun in der letzten Zeit Auswüchse gezeitigt, von denen der Fernstehende sich unmöglich einen Begriff machen kann, und die schließlich die Regierung zwingen mußten, wollte sie das Rechtsgefühl im Volke nicht vollständig untergraben lassen, energisch einzugreifen. Hierzu kamen noch zahlreiche Konkurse von Notaren (15 in $2\frac{1}{2}$ Jahren, mit einem Gesamtverlust von über 40 Mill. Mark), bei denen jedesmal ein Teil der Landbevölkerung seine Ersparnisse verlor, während die Stellung der verschuldeten Grundbesitzer in äußerste Gefahr geriet.

Schon unter dem verstorbenen Statthalter war der Versuch gemacht worden, eine allmähliche Gesundung dieser wahrhaft haarsträubenden Mißstände herbeizuführen, und zwar durch Einführung des Grundbuchsystems. Dasselbe hätte den deutschen Hypothekeninstituten gestattet, ihren Geschäftsbetrieb auf Elsaß-Lothringen auszudehnen, sowie die Gründung einer staatlichen Pfandbriefanstalt für das Reichsland selbst wesentlich erleichtert, so daß einerseits die Notare eine Auseinandersetzung mit ihren Gläubigern und Schuldnern, und andrerseits die Grundbesitzer eine Konvertierung ihrer Hypotheken ruhig und ohne Umwälzung vornehmen konnten. Leider haben aber die zahlreichen Vertreter des Notariats im Landesausschuß, in einem Augenblicke wahrhaft unglaublicher Verblendung, durch Verwerfen der Grundbuchvorlage diese ihnen gebaute goldene Brücke mutwillig zerstört, und so konnte eine Katastrophe nicht unterbleiben.

Sie ließ auch nicht lange auf sich warten; es war eine der ersten Hauptmaßregeln des heutigen Statthalters, für die das Land ihm übrigens nicht genug danken kann, eine Verordnung zu erlassen, wonach den Notaren aufs strengste untersagt wurde, künftighin Depositen anzunehmen, und sie gleichzeitig angehalten wurden, ihre bisherigen Depositen binnen kurzer Frist herauszuzahlen. So zweckmäßig jedoch diese Maßregel auch war, so war sie doch nur eine halbe Maßregel und erzielte deshalb auch nur einen halben Erfolg. Das Notariat als Stand wurde zwar ungemein rasch gesäubert, denn fast alle stark engagierten Notare nahmen nacheinander ihre Entlassung, um bequemer liquidieren zu können; die Lage des Publikums wurde indessen keine bessere, im Gegenteil.

Schon gleich nach dem Erscheinen dieser Verordnung hatten wir in einer besonderen Schrift, die als Separatabdruck aus der „deutschen landwirtschaftlichen Zeitung“ im Verlage der Scribaschen Hofbuchhandlung in Metz erschien, auf die Notwendigkeit hingewiesen, eine allgemeine Liquidierung der Notariatsstuben durch die Gründung eines besonderen Kreditinstituts zu unterstützen, und unsere damaligen Ausführungen finden in den heutigen Zuständen ihre volle Bestätigung. Ein Notar kann doch die ihm an-

vertrauten Gelder nur dann herauszahlen, wenn er diese Gelder, die er ausgeliehen, wieder zurückerhalten hat, und dies kann er wiederum nur durch Kündigung der betreffenden Forderungen erreichen. Da aber gekündigte Hypotheken in der Regel nur durch Aufnahme einer neuen Anleihe zurückgezahlt werden können, so müßte doch für die Erleichterung der Aufnahme solcher Anleihen gleichzeitig gesorgt werden, wenn nicht die Massenkündigung zu einer allgemeinen Katastrophe führen, oder eben aus Furcht davor unterbleiben, dann aber die Maßregel selbst illusorisch bleiben sollte.

Dies trifft um so mehr zu, als bis dahin außerhalb des Notariats der Realkredit hierzulande äußerst beschränkt war. Die reichsländische Aktienpfandbriefanstalt, „Aktiengesellschaft für Boden- und Kommunalkredit in Elsaß-Lothringen", leiht nur auf Grund eines notariellen Gutachtens und besitzt übrigens eine solche Abneigung gegen ländliche Darlehen überhaupt, daß sie nur sehr wenig in Betracht kam, während die direkte Privathypothek zwar dem Namen nach wohlbekannt, dem Wesen nach jedoch nur wenig im Gebrauch war, da das Publikum die Gewohnheit hatte, die zur hypothekarischen Anlage bestimmten Kapitalien einfach dem Notar zu übergeben, sich mit einem kleinen Zins zu begnügen und sich sonst nicht darum zu kümmern. Letzterer Umstand war unserer Ansicht nach ein Grund mehr, um eine neu zu gründende Kreditanstalt mit der Liquidation der Notariatsstuben zu betrauen, denn auf diese Weise hatte die Privathypothek keine Zeit, sich im Publikum einzubürgern, und so erreichte man ohne Weiterungen und Schwierigkeiten ein Resultat, welches in Altdeutschland nur mit Zwangsmaßregeln und Aenderung des Agrarrechtes zu erreichen ist, nämlich die Umwandlung sämtlicher Grundschulden in unkündbare, amortisierbare Rentenschulden.

Leider ist, wie gesagt, dieses notwendige Korrelat der Liquidation der Notariatsstuben unterblieben, und die Folgen davon machen sich in doppelter Beziehung nachteilig bemerkbar. Auf der einen Seite geht die Liquidation selbst ungemein langsam vor sich, denn eine Massenkündigung würde den Notaren wohl den gesamten Grund und Boden, aber noch lange nicht bare Mittel in die Hände geben; in vielen Fällen können sie sogar ihren Verpflichtungen nur durch Aufnahme neuer Mittel gerecht werden, und so haben sich die meisten als Bankiers etabliert, in welcher Eigenschaft sie ihre früheren Geldgeschäfte einfach weiter fortführen. Der alte Zustand dauert also immer fort, mit dem Unterschiede jedoch, daß früher in der Aufsicht der Staatsanwaltschaft noch wenigstens ein Schein von Garantie für das Publikum vorhanden war, während heute selbst dieser Schein verschwunden ist. Auf der anderen Seite ist an der Stelle des früher sehr mangelhaften und ausbeuterischen notariellen Realkredits ein Zustand der völligen Kreditlosigkeit eingetreten, der sehr leicht recht verhängnisvolle Folgen haben kann, und der sich bei weiterem Gehenlassen nicht ändern wird, da einerseits die Aktiengesellschaft für Boden- und Kommunalkredit, selbst wenn sie helfen wollte, in den meisten Fällen durch ihre Statuten die Hände gebunden hatte, und andrerseits die durch die zahlreichen Notarenprozesse der letzten Jahre hervorgerufene Rechtsunsicherheit keineswegs dazu angethan ist, um dem Privatkapital, welches bisher an ein direktes Ausleihen nicht gewöhnt war, Vertrauen für diese Anlageart einzuflößen.

Für den Personalkredit ist allerdings sofort gesorgt worden. Schon in der vorigen Tagung des Landesausschusses kam ein Gesetz über Gemeinde-, Spar- und Darlehnskassen zustande, welches, trotz seiner entschiedenen Mängel, die, nebenbei bemerkt, fast ausschließlich von den im Hause erfolgten Abänderungen herrühren, den Bedürfnissen so ziemlich abzuhelfen geeignet ist, und rechnet man hierzu die Raiffeisenschen Darlehnskassenvereine, die unter dem Patronate der katholischen Geistlichkeit im Elsaß recht lebhaft um sich greifen, so kann man die Dinge auf diesem Gebiete ihrer weiteren Selbstentwicklung ruhig und getrost überlassen.

Auf diesem Gebiete ist jedoch das Bedürfnis ein weit weniger dringendes als auf demjenigen des Realkredits. Hier gilt es vor allen Dingen, die neuen, an die Stelle der früheren Notariatsstuben getretenen Bankanstalten sobald als möglich unschädlich

zu machen, denn sonst wird die Ausbeutung von Gläubigern und Schuldnern in der alten Weise ruhig fortfahren. Auch muß für die Kapitalisten und namentlich für die kleineren gesorgt werden, die gar nicht mehr wissen, wohin mit ihrem Gelde, da sie die deutschen Papiere nicht kennen, über keine heimatliche Anlage verfügen, und somit noch immer französische Anlagen suchen. Schließlich muß für eine Konvertierung der alten immer noch 5prozentigen und kurzfristigen Grundschulden sowie für eine ungefährliche Aufnahme der neuen gesorgt werden, für welch letztere unser Agrarrecht ja täglich Gelegenheit bietet, wenn der Grundbesitz nicht in eine unerträgliche Zwangslage geraten soll. Leider ist aber auf diesem Gebiete noch nichts geschehen, und so viel wir wissen hängt diese Unterlassung damit zusammen, daß man an maßgebender Stelle die Gründung einer staatlichen Pfandbriefanstalt, die bereits unter dem verstorbenen Statthalter ins Auge gefaßt war, ohne vorherige Einführung des Grundbuchsystems für unmöglich oder für wenigstens nicht zweckmäßig hält. Mit dieser Ansicht können wir uns jedoch nicht einverstanden erklären, wiewohl wir die Nachteile unserer hiesigen Grundbesitz- und Hypothekengesetzgebung für eine gesunde Realkreditentwickelung keineswegs verkennen, bezw. unterschätzen. Die Notare, welche sich weder auf Börsen- noch sonstige Spekulationen eingelassen, haben meist recht ansehnliche Vermögen gesammelt, und die „Aktiengesellschaft für Boden- und Kommunalkredit" erteilt alljährlich — trotz einiger Verluste, die aber lediglich von mangelhaften Taxationen und durchaus nicht von Ursachen herrührten, die mit unserer Grundbesitz- und Hypothekengesetzgebung zusammenhängen — recht hübsche Dividenden. Und so glauben wir, daß, wo Private und Aktiengesellschaften gute Geschäfte machen, der Staat, der ja über zuverlässige Taxatoren verfügt, und bei dem jede Spekulation von vornherein ausgeschlossen ist, erst recht nichts zu befürchten hätte.

Freilich wird sich, solange das Grundbuchsystem nicht ganz durchgeführt ist — dazu gehören aber Jahrzehnte — eine staatliche Pfandbrief-, bez. Realkreditanstalt im Reichslande noch mit anderen Geschäften als der bloßen Beleihung von ländlichen Grundstücken befassen müssen, wenn sie ihrer Hauptaufgabe, das Notariat zu ersetzen, vollständig gerecht werden soll. Dies würde um so notwendiger sein, als durch die „väterliche Fürsorge" der Herren Notare und ihres Anhangs im Landesausschusse wohlweislich verhindert worden ist, daß diese Sorte von Geschäften in den Thätigkeitsbereich der neuen Darlehnskassen, wohin sie eigentlich gehörte, kommen wird. Wir meinen hiermit die Uebernahme, bezw. Beleihung von Hypothekarforderungen, wie sie in einem Lande, wo die Bauerngüter im Detail und gegen Ausstand versteigert zu werden pflegen, zu den dringenden Notwendigkeiten gehört, wenn die Bevölkerung der Ausbeutung nicht anheimfallen soll. Auf den sogenannten Ankauf von Versteigerungsprotokollen legt bekanntlich der für die preußische Saargegend durch den hochverdienten Landrat Knebel ins Leben gerufene „Verein gegen Wucher" ein Hauptgewicht, und eine diesbezügliche Forderung hatten mehrere landwirtschaftliche Vereine bei Gelegenheit der landwirtschaftlichen Enquete im Jahre 1889 gestellt. Diese Art von Geschäften hätten nun, wie gesagt, am besten die Darlehnskassen übernehmen können; da dies indessen nach den Bestimmungen des diesbezüglichen Gesetzes nicht möglich ist, so würden sie ausschließlich den Exnotaren und deren Banken zufallen, wenn nicht die staatliche Pfandbriefanstalt sich damit befassen sollte. Hierin liegt jedoch unserer Ansicht nach keine besondere Schwierigkeit. Es würde hierzu genügen, wenn bei dieser Anstalt, ähnlich wie bei den großen Hypothekeninstituten Altdeutschlands (auch bei den genossenschaftlichen), eine besondere Abteilung für Personalkredit errichtet würde, eine Einrichtung, die auch sonst nur segensreich wirken könnte und auch aus anderen Gründen sehr wünschenswert wäre.

Jedenfalls thut, wir wiederholen es, eine baldige Regelung des Realkreditwesens in hohem Grade not, und am besten wäre es, wenn sie ohne weiteres in Angriff genommen werden könnte. Sollte sie jedoch aus Gründen, die wir nicht einzusehen ver-

mögen, an die vorherige Einführung des Grundbuchsystems geknüpft sein, so führe man dann dasselbe ein, ohne das Zivilgesetzbuch erst abzuwarten, denn bis dahin kann die Sache nicht verzögert werden, ohne unberechenbaren Schaden zu bringen!

VI.

Die Reihe weiterer Reformen, welche den zukünftigen Landwirtschaftsrat in der nächsten Zeit beschäftigen werden, können wir wohl füglich unbesprochen lassen; es würde uns zu weit führen, und, da es sich meist um rein technische Fragen handelt, in den Rahmen dieser Zeitschrift nicht gut passen. Nur für eine derselben möchten wir uns jedoch eine Ausnahme zu machen gestatten, weil sie einerseits die öffentliche Meinung sehr erregt, und andrerseits, weil sie auf die Haltung des Landesausschusses ein recht charakteristisches Licht wirft. Es ist dies die gesetzliche Regelung der Wildschadenersatzpflicht, eine Frage, die wegen der Neuheit des sogenannten Reviersystems und besonders wegen des fast in allen Gegenden vorhandenen starken Schwarzwildstandes vielleicht hierzulande eine noch größere Bedeutung besitzt als anderswo.

Bis zum Jahre 1880 hatte Elsaß-Lothringen noch das aus französischer Zeit herstammende sog. Patentsystem; d. h. jeder, der einen Jagdschein löste, war auf seinem Grundeigentume jagdausübungsberechtigt und hatte sich nur den allgemeinen jagdpolizeilichen Bestimmungen über Schonzeit u. s. w. zu fügen. Unter solchen Umständen konnte von einer Haftbarkeit der Jagdberechtigten, und namentlich der Waldeigentümer, für den auf Nachbargrundstücken entstandenen Wildschaden kaum die Rede sein. Nach der französischen Rechtsprechung war dies auch nur dann der Fall, wenn ihnen eine Begünstigung, eine künstliche Vermehrung des Wildstandes, sowie überhaupt eine Schuld nachgewiesen werden konnte, und das ist für Schwarzwild, welches bekanntlich keinen festen Standort hat, äußerst schwierig, wenn nicht unmöglich. Man half sich auch deshalb mit anderen Mitteln, den sogenannten Anstandserlaubnisscheinen, den Polizeitreibjagden u. s. w. Im übrigen gestattete die mit einem solchen System notwendig verbundene Zersplitterung der Jagdreviere eine merkliche Schonung nur auf größeren zusammenhängenden Gütern, und da hatte der Grundbesitzer allein zu bestimmen, bis wie weit er mit der Schonung gehen wollte.

Mit dem Gesetze vom Jahre 1880 wurde es anders. Dasselbe führte das in ganz Deutschland bestehende Reviersystem ein; das Jagdrecht der Grundeigentümer, insofern es sich um Grundstücke handelte, die nicht groß genug sind, um einen selbständigen Jagdbezirk zu bilden, wurde vergenossenschaftlicht und meistbietend verpachtet. Dadurch war überall eine waidmännische Pflege der Jagd und eine erfreuliche Vermehrung des Wildstandes ermöglicht, aber auch gleichzeitig die Möglichkeit eines Wildschadens gegeben, für welche der Jagdberechtigte von den Grundeigentümern verantwortlich gemacht werden konnte. Die Frage wurde bis jetzt allein der gerichtlichen Entscheidung überlassen, es ist aber begreiflich, daß eine allgemeine prinzipielle Regelung besser wäre, zumal in bezug auf das Schwarzwild, dem die neue Gesetzgebung am meisten zu Gute gekommen ist, und welches sich an manchen Orten in unerträglicher Weise vermehrt hat, und für diese Regelung ist der Augenblick gerade günstig, da nach den Bestimmungen des erwähnten Gesetzes sämtliche Jagden im Sommer 1889 wieder verpachtet werden sollen, und somit, wenn bis dahin eine Entscheidung getroffen wird, dieselbe in keine wohlerworbenen Privatrechte einzugreifen braucht.

Nach den in der diesjährigen Tagung des Landesausschusses abgegebenen Erklärungen der Regierung beabsichtigt dieselbe, diese Regelung in der erwähnten Frist vorzunehmen, und zwar in der Weise, daß der Jagd-Berechtigte für jeden in

seinem Revier vorkommenden Wildschaden haftet, mit der Maßgabe jedoch, daß für Schwarzwild mit Rücksicht auf dessen Wanderlust diese Verantwortlichkeit auf einen größeren Bezirk verteilt werden, also eine Solidarhaft zwischen mehrern Jagdberechtigten eintreten soll. Wie letzteres erreicht und eingerichtet werden kann, darüber ist man sich an maßgebender Stelle noch nicht im klaren; dagegen haben eine Anzahl Landesausschußabgeordnete, die meist dem Stande der Großindustriellen angehören und größere Waldreviere gepachtet haben, die Gelegenheit wahrgenommen, um die Angelegenheit in ihrem Sinne, bezw. zu ihren gunsten zu regeln. Sie brachten einen Antrag ein, wonach ein Zuschlag zu den Jagdscheingebühren erhoben, damit ein besonderer Fonds gebildet und aus demselben die nötigen Mittel entnommen werden sollen, um die durch Schwarzwild beschädigten Landwirte zu entschädigen.

Wir glauben kaum, daß selbst im „reaktionärsten" Lande ein solcher Antrag hätte eingebracht werden können, selbst da nicht, wo wirklich althistorische Rechte mit auf dem Spiele ständen. Hier sieht man am besten, was man von einer Plutokratie, wie sie im Landesausschuß vertreten ist, zu erwarten hat. Auf der einen Seite sollen sämtliche Jagdliebhaber, also auch solche, die Feldreviere besitzen, in denen kein Schwarzwild vorkommen kann, sowie diejenigen, und das ist die Mehrzahl, die überhaupt kein Jagdrevier besitzen, sondern einfach bei Freunden und Bekannten als Gäste dem Waidwerk obliegen, für die Unterlassungssünden einiger reicher Herren aufkommen. Auf der anderen Seite bezweckt der Antrag nichts Geringeres, als eine förmliche Expropriation der Grundeigentümer zu gunsten dieser selbigen Herren; denn wird einmal der Schwarzwildschaden aus Staatsmitteln prinzipiell und ohne Regreß gegen die Jagdpächter vergütet, so kann sich der Landmann über die Vermehrung des Schwarzwildes nicht mehr beklagen — er wird ja entschädigt, und der Vermehrung bis ins unendliche steht kein Hindernis mehr im Wege. Und diese Expropriation wird noch nicht einmal von denen bezahlt, die allein ein Interesse daran haben, sondern von den kleinen Jagdliebhabern, und wenn die Zuschläge, bezw. der mit denselben gebildete Spezialfonds nicht ausreicht, was bald der Fall sein würde, von den Steuerzahlern, also zum Teil von den Beschädigten selbst! Eine krassere Interessenvertretung kann nicht erdacht werden, und wir erwarten mit Zuversicht, daß, im Fall dieser Antrag wirklich durchginge, demselben die verfassungsmäßige Zustimmung versagt werden wird.

Was nun das Vorhaben der Regierung selbst betrifft, so können wir uns mit demselben, wenn auch die gute Absicht keineswegs verkennend, offen gestanden, ebenfalls nicht gut befreunden. Hochwild ist im Reichslande nur in den sehr ausgedehnten, zusammenhängenden Hochgebirgsforsten der ehemaligen Grafschaft Dagsburg vorhanden, wo es ziemlich unschädlich ist, da kein landwirtschaftlicher Betrieb sich in deren Nähe befindet, und es kommt daher um so weniger in betracht, als eine Einbürgerung dieser Wildart in anderen Revieren kaum zu erwarten ist. Mit Rücksicht auf Rotwild ist daher die Zuerkennung eines unbedingten Wildschadenanspruchs nicht notwendig. Was aber das zur niederen Jagd gehörige Wild betrifft, so ist dasselbe für die Landwirtschaft im allgemeinen nicht schädlich; wenigstens ist der von demselben verursachte Schaden, wenn man von Wildständen absieht, wie sie hier in absehbarer Zeit nicht zu haben sein werden, so gering, daß er durch die erhöhte Pacht, die nach dem Gesetze den einzelnen Grundeigentümern direkt zukommt, als vollauf vergütet zu betrachten ist. Wahrscheinlich haben einige Prozesse, die seinerzeit großen Lärm verursacht haben, zu dieser Stellungnahme der Regierung Veranlassung gegeben. Diese Fälle sind jedoch unserer Ansicht nach nicht maßgebend. Es handelte sich dabei, soviel wir wissen, um Baumschulbesitzer, die wegen Hasenfraß gegen die betreffenden Jagdpächter klagbar geworden waren, und daraus dürfte doch die Notwendigkeit eines unbedingten Ersatzanspruchs nicht gut herzuleiten sein. Einesteils ist Hasenfraß in Baumschulen ebenso gut bei schwachem als bei starkem Wildstand zu befürchten, so daß, wer eine Baumschule besitzt, bezw. anlegt, die Schuld nur sich selbst zuzuschreiben hat, wenn er die nötigen Abwehr-

mittel nicht anwendet, zumal die hohe Rentabilität dieser Anlagen die Anwendung solcher Mittel (Einfriedigung, Anstreichen mit übelriechenden Stoffen u. s. w.) recht gut erlaubt: und andrerseits kann für solche vereinzelte Fälle die Entscheidung am besten den Gerichten überlassen bleiben, die ja thatsächlich in den obenerwähnten Klagen zu gunsten der Baumschulbesitzer ihr Urteil gefällt haben. Einen unbedingten Schadenersatzanspruch für zur niederen Jagd gehöriges Wild anzuerkennen, heißt dagegen nichts anderes, als der Prellerei, der Chikane, den Gehäßigkeiten Thüre und Thor öffnen, und gerade das als Vorbild schwebende Beispiel des Nachbarstaats Baden, worin solcher unbedingte Anspruch existiert und zu den größten Unzuträglichkeiten führt, müßte vor einer Nachahmung warnen.

Mit dem Schwarzwild liegt freilich die Sache anders. Die Schädlichkeit dieser Wildart für die Landwirtschaft ist eine allgemeine, und sie läßt sich weder ableugnen noch vermeiden. Will man jedoch den Betroffenen einen unbedingten Schadenersatz zuerkennen, so setzt man sich, ganz abgesehen von der Frage, wer den Ersatz zu leisten hat, der Gefahr aus, daß der weniger ehrliche, oder der schlecht situierte Bauer, anstatt den Besuch der Schwarzröcke abzuwenden, vielmehr alles versuchen wird, um dieselben auf seine Felder zu locken: denn in solchem Falle braucht er nur zum Scheine zu pflügen und zu säen, seine Ernte wird weder Hagel noch Frost zu befürchten haben, für alles muß eben das Schwarzwild aufkommen. Aehnliches geschieht ja in der Umgegend von Paris, wo die reichen Jagdpächter für den durch die dort zahlreich vorhandenen und sorgfältig gehegten wilden Karnikel angerichteten Schaden, entweder freiwillig oder nach Verurteilung durch die Gerichte, reichlichen Ersatz leisten, und es ist wahrlich nicht nötig, solche höchst demoralisierende Zustände nach hier verpflanzen zu wollen.

Da ist Vorbeugen das entschieden Richtigere, d. h. die Ueberhandnahme, bezw. das Vorkommen der für die Landwirtschaft anerkannt schädlichen Wildarten ist von Staatswegen zu regeln. Zu einem kultivierten Lande paßt Schwarzwild überhaupt nicht; es muß also ausgerottet werden oder kann höchstens auf größere Forsten verwiesen werden, die mit Rücksicht auf die Wanderlust dieser Wildart am besten einzugattern sind. So ist es fast überall in Altdeutschland und niemand beschwert sich darüber, denn dafür kann man einen um so besseren Rehstand erziehen, der nicht oder wenigstens nicht wesentlich schädlich ist. Freilich gehört dazu eine bessere waidmännische Qualifikation, als sie die Mehrzahl unserer Jagdpächter besitzt, während Schwarzwild nur sich selbst überlassen zu werden braucht, daher auch wahrscheinlich die Vorliebe unserer „Waidmänner“ für diese Wildart. So groß jedoch der Wert der Jagd, sei es in moralischer, sei es in wirtschaftlicher Beziehung, auch ist, so dürfen doch Einseitigkeiten auf Kosten anderer produktiver Zweige, zumal wenn sie zu solchen Auswüchsen ausarten, nicht geduldet werden.

VII.

Mit der Erläuterung dieser wenigen „Fragen“ glauben wir uns nunmehr begnügen zu können. Was wir noch anführen könnten, ist übrigens entweder allgemein bekannt oder weniger dringlich.

Die Schulfrage ist z. B. hierzulande genau dieselbe wie in ganz Altdeutschland; mit der liberalen Aera Möller sind die Gymnasien überall wie Pilze aus der Erde geschossen, um freilich bald entweder mit einer lächerlichen Anzahl von Schülern ein trauriges Dasein zu fristen oder in „Progymnasien“ und dergl. sog. Vorbereitungsanstalten wieder umgewandelt zu werden. Dabei fehlt es vielfach an Schulen für den mittleren Bürgerstand, auf die es doch hauptsächlich ankommt, wenn die eingeborene Bevölkerung davon einen Nutzen haben soll. Jedoch spruchreif ist die Frage, wie eine solche

Reform allgemein durchzuführen, durchaus noch nicht, und es wird wohl noch viel Zeit vergehen müssen, ehe sie endgültig gelöst wird. Gesunden Teilreformen die Hand zu bieten ist dagegen die Regierung, nach ihren letzten Erklärungen, gern bereit, und das ist wohl die Hauptsache.

Ebenso wird man mit einer Umgestaltung der öffentlichen Armenpflege warten müssen. Trotz der entschiedenen Mängel der hier geltenden Bestimmgen, wonach fast alles der Privatinitiative überlassen bleibt und die Pflichten der Gemeinden, bew. des Staates sich auf nur sehr wenige Fälle beschränken, sind dieselben jedenfalls nicht schlechter, als das von allen Seiten als besserungsbedürftig anerkannte deutsche Unterstützungswohnsitzgesetz, dessen klarster Erfolg darin besteht, die am wenigsten leistungsfähigen Gemeinden am meisten zu belasten und denselben unerträgliche Steuerzuschläge aufzubürden. Trotz der allerdings rechtlich vorhandenen Möglichkeit sterben hierzulande nicht mehr Leute am Hunger — nach allen Nachrichten sogar weit weniger — als in manchen großen Städten im Gebiete der Zwangsarmenpflege, und der hier gänzlich fehlende Begriff der Heimat ist doch im Unterstützungswohnsitzgesetz zu einem bloßen Begriff herabgesunken. Letzteres daher hier einführen zu wollen, könnte nur der Schablone zuliebe geschehen. Es darf übrigens nicht unberücksichtigt bleiben, daß die Sozialreform mit ihren zahlreichen Versicherungseinrichtungen in nicht zu langer Zeit eine vollständige Umgestaltung der öffentlichen Armenpflege hervorrufen muß, und daß schon deshalb die sofortige Einführung des Unterstützungswohnsitzgesetzes keinen rechten Sinn hätte. Freilich bedarf unsere öffentliche Armenpflege einer durchgreifenden Reform, und zwar im deutschen Sinne, d. h. im Sinne einer Pflicht für die Gesamtheit, ihre Armen zu unterhalten. Allein warte man ab, bis das Reich seine ebenfalls reformbedürftige Armengesetzgebung umändert; das ist der Wunsch aller Einsichtigen, und dieser Wunsch wird wohl an maßgebender Stelle auch geteilt werden.

Jedenfalls genügen unsere bisherigen Ausführungen, um zu zeigen, daß zahlreiche Aufgaben ihrer Erledigung harren, daß die Regierung denselben nicht zu entweichen sucht und daß sie dabei einen starken Hinterhalt an der Bevölkerung besitzt. Sie zeigen aber gleichzeitig, daß in der Landesvertretung ein nicht geringes Hindernis vorhanden ist, und es fragt sich, in welcher Weise dieses Hindernis am besten zu beseitigen wäre. Mit einigen Bemerkungen darüber wollen wir diese Arbeit schließen.

Zunächst müssen wir ausdrücklich betonen, daß mit der „Beseitigung des Hindernisses" wir durchaus nicht eine Beseitigung der Landesvertretung als solche meinen. Ein solcher Wunsch ist allerdings des öfteren in einem Teile der deutschen Presse geäußert worden, kann aber nicht ernst genommen werden, und der vom Landesausschuß in diesem Jahre gefaßte Beschluß, als Protest dagegen endlich einmal eine Rate für den Bau seines zukünftigen Sitzungsgebäudes zu bewilligen, ist nur als ein Zeichen lächerlicher Angst, höchstens noch als eine Selbstanerkenntnis der eigenen Unbeliebheit im Volke, aufzufassen. Heutzutage läßt sich die Mitwirkung des Volkes an der Gesetzgebung nicht mehr entbehren, und zur Aufhebung der reichsländischen Volksvertretung aus politischen Motiven liegt um so weniger Veranlassung vor, als der Landesausschuß sich als eine deutsch-, bezw. regierungsfeindliche Körperschaft durchaus nicht erwiesen hat. Selbst das, was ihm so oft vorgeworfen wird, die Vorliebe für das „provisorische" Sitzungsgebäude, welches den Kaiserplatz zu Straßburg verunziert, ist weit mehr einer übelangebrachten Sparsamkeit zuzuschreiben als einer etwaigen Deutschfeindlichkeit. Auch die unvermeidlichen Reden pour la galerie, die bei der ersten Lesung des Etats wie in jedem Parlamente gehalten zu werden pflegen, sind nicht „tribunenhafter" als anderswo, während der Landeshaushaltsetat alljährlich mit einer Bereitwilligkeit und einer Schnelligkeit erledigt wird, die manchem Parlamente in Altdeutschland zu wünschen wäre, ebenso übrigens manche Regierungsvorlage. Den Landesausschuß nach dem Rate gewisser deutscher Heißsporne auflösen, bezw. aufheben zu wollen, hätte daher

sehr unnötigerweise böses Blut gemacht und ihm dazu einen Nimbus des politischen Märtyrertums sowie eine Popularität verliehen, die er thatsächlich nicht besitzt.

Auf der anderen Seite, wenn auch vielleicht gerade das passive Verhalten des Landesausschusses gegen die von der Regierung vorgeschlagenen Reformen in hohem Grade geeignet ist, für die deutsche Sache im Lande zu wirken, so kann dies Resultat auch ebensogut, wenn nicht sogar besser, erreicht werden, wenn die Regierung eine Volksvertretung zu schaffen versteht, die Hand in Hand mit ihr geht in allen Fragen, wo das Volkswohl auf dem Spiele steht. Und da dies mit dem jetzigen Landesausschusse wohl schwer zu erreichen ist, so wird man wohl über kurz oder lang der Frage einer Reorganisation desselben, bezw. der reichsländischen Volksvertretung näher treten müssen.

In seiner überwiegenden Mehrheit setzt sich der gegenwärtige Landesausschuß aus Elementen zusammen (Großindustriellen, Notaren, ländlichen Rentiers u. s. w.), die als entschiedene Vertreter der kapitalistischen Richtung zu betrachten sind. Wer unseren Ausführungen gefolgt ist, wird über dessen Leistungen schon im klaren sein, und demgegenüber vermögen weder die entschieden deutschfreundlichen, noch die ausgesprochen klerikalen Elemente ein Gegengewicht zu bieten. Erstere gehören mit Ausnahme des jüngeren Freiherren von Bulach, seines Vaters und seit letzterer Zeit des übrigens recht „stillen“ Herren Remlinger dem Juristenstande an, dessen Vorliebe für Abstraktionen sie natürlich auch teilen, während bei letzteren die Abneigung gegen das Deutschtum, die demokratischen Neigungen und die stereotyp gewordene Angst vor „Staatsomnipotenz“ jede gesunde Regung unterdrücken.

Hierzu kommt noch der fast gänzliche Mangel an einem organisierten Parteiwesen, sodaß die in jeder Versammlung doch unvermeidlichen Gruppierungen lediglich auf Personen erfolgen, und wohin dies führte, hat man ebenfalls aus vorstehendem zur Genüge sehen können. In der That wird in keinem Parlamente, wenigstens in keinem deutschen, eine so krasse Interessenpolitik getrieben, d. h. eine Politik der persönlichen Interessen der Parlamentsmitglieder und ihres Anhangs.

So ist es denn auch begreiflich, daß der Landesausschuß sich in allen Volksschichten nur einer höchst negativen Popularität erfreuen kann, was auch thatsächlich der Fall. Die Namen „Landschaussüre“ (Schuhflickbude), „Ochsenstall“ und noch drastischere, mit welchen der Volksmund die kleine Holzbude auf dem Kaiserplatz getauft hat, gelten nicht bloß dem äußeren „Stile“. Uebrigens fehlen auch in den einheimischen Blättern jeder Schattierung die Hiebe durchaus nicht. In keinem Lande würde ein so wenig geachtetes Parlament die Dauer einer Legislatur-Periode überleben.

Da liegt aber der Haken, indem bei dem bestehenden Wahlsystem das eigentliche Volk auf die Wahlen nur einen sehr unbedeutenden Einfluß auszuüben vermag und es für einen Teil der Mitglieder (die von den Bezirkstagen gewählten) noch nicht einmal Legislaturperioden gibt, da dieselben nur teilweise ausgelost werden. Ja, es kann sich sogar ereignen, wie es sich übrigens vor zwei Jahren mit Notar Fuchs in Molsheim thatsächlich ereignet hat, daß ein bei der Gemeindedelegiertenwahl, wo die Volksstimmung noch einigermaßen zum Ausdruck kommt, durchgefallenes Mitglied von seinen Bezirkstagskollegen gewählt wird und also, nachdem es aus der einen Thüre fortgejagt, flugs durch eine andere wieder hineinschlüpfen kann. Auf diese Weise müssen sich die Personen, selbst die mißliebigsten, geradezu verewigen.

Freilich ist dies gerade das Ziel, welches man bei der Ausarbeitung eines so komplizierten und sonderbaren Wahlsystems verfolgte. Man wollte eben dem Lande die von jeder politischen allgemeinen Wahl unzertrennliche Agitation ersparen, und dieses Ziel ist, wie man sieht, vollständig erreicht worden. Gewiß war es gut gemeint; man ist aber dabei unvorhergesehen in die erwähnte kapitalistische Versumpfung hineingeraten, die vielleicht noch gefährlicher geworden als die politische Agitation; denn die wirtschaftlichen und sozialen Fragen überwiegen doch schließlich alles andere. Die Not-

wendigkeit, aus diesem Zustande herauszukommen, ist nun auch von der jetzigen Regierung anerkannt worden, wie denn die Vorlage der Einführung der deutschen Gewerbeordnung an den Reichstag deutlich genug beweist.

Ein solches Auskunftsmittel läßt sich indessen nur ausnahmsweise gebrauchen und deshalb wird auch in der Volksvertretung selbst, aber in dem von uns gemeinten Sinne, d. h. um der Volksmeinung zum unverfälschten Ausdrucke zu verhelfen, nicht aber, um dieselbe zu unterdrücken, wie es gewisse „Kreise“ wollen — eine Reorganisation eintreten müssen.

In welcher Weise dies nun zu geschehen hätte, ist eine Nebenfrage, die wir füglich unerörtert lassen können. Zwar wären wir persönlich für ein Einkammersystem, wie man es in vielen kleineren deutschen Bundesstaaten antrifft, d. h. für eine teilweise aus Rechtssitzen, teilweise aus gewählten Abgeordneten bestehende Kammer. Z. B. könnten im Landesausschusse Rechtssitze erhalten: die beiden Bischöfe, der Präsident des Direktoriums Augsburger Konfession, der Rektor der Kaiser-Wilhelm-Universität, der Generalstaatsanwalt beim Oberlandesgericht und die Häupter einiger noch ansässiger, zur alten deutschen Ritterschaft gehöriger adeliger Häuser, während der Großgrundbesitz, die Städte und die Landgemeinden, und zwar getrennt, eine Anzahl Abgeordnete zu wählen hätten. Die Anwesenheit der Bischöfe hätte jedenfalls den großen Vorteil, die unerquickliche und im hohen Grade schädliche Opposition gewisser sogenannter Katholiken, denen Katholizismus und Christentum nur als Maske dienen, um ihre wahre Gesinnung, einen ungesunden Demokratismus zu verbergen, zum Verstummen zu bringen, und die Errichtung von Rechtssitzen für einzelne adelige Häuser sowie einer gesonderten Vertretung für den Großgrundbesitz, hätte, wie wir schon früher angeführt haben, für unsere engere Heimat Lothringen einen großen Wert. Ob indessen ein solcher Vorschlag Aussicht auf Verwirklichung besitzt, ist eine schwer zu beantwortende Frage, und jedenfalls halten wir jedes System, selbst das von uns durchaus perhorreszierte direkte allgemeine Wahlrecht, für besser als den jetzigen Zustand.

Zum Schlusse wollen wir uns eine letzte Bemerkung gestatten: Als die deutsche Reichsregierung, nach dem politischen Bankrott der liberalen Aera, eine Politik der wirtschaftlichen und sozialen Reformen inaugurierte, war das programmmäßige Betonen ihrer Ziele, welches sie bei jeder Gelegenheit, sei es im Parlamente, sei es durch die ihr ergebene Presse zu wiederholen nicht verfehlte, ihre beste Waffe gegen die Reaktionsbestrebungen des Manchestertums, und dieses Verfahren hat ihr schließlich zum Siege verholfen. Nichts ist ja geeigneter, den Massen zu imponieren und dieselben zu gewinnen, als ein zielbewußtes, unerschrockenes Vorgehen.

Ebenso wie im Reiche würde dies der Fall im Reichslande sein. Sicherlich hat dem verstorbenen Freiherren von Manteuffel, trotz seiner allgemein anerkannten guten Absichten, nichts mehr geschadet als die unter ihm befolgte Politik des ruckweisen Vorgehens und des Lawierens. Ob diese verhängnisvolle Politik das persönliche Werk des Feldmarschalls oder nicht vielmehr die naturgemäße Folge des dadurch entstandenen Dualismus war, daß neben dem konservativen Soldaten als Statthalter ein liberales Bureaukratenministerium errichtet worden war, wollen wir hier nicht untersuchen. Diese Zeit ist ja vorüber: durch die Nichtbesetzung des Staatssekretärpostens ist jener Dualismus unmöglich gemacht; der Wille des Statthalters kommt ungeschwächt zum Ausdruck; und daß derselbe, im Gegensatze zu seinen Vorgängern, nicht bloß verwalten, sondern auch regieren will, hat er zur Genüge in erfreulicher Weise bewiesen. So möge denn auch ein starkes und öfter wiederholtes Betonen seiner Ziele seiner Regierung über die unvermeidlichen Schwierigkeiten hinweghelfen, die Bevölkerung über deren Vorzüge aufklären und ihn zum Siege führen!

Für die Apologeten des positiven Christentums.

Von

Th. Weber, Breslau.

Vor kurzer Zeit ist bei Friedrich Andreas Perthes in Gotha folgende 126 Seiten umfassende Schrift erschienen: „Die naturwissenschaftliche Weltansicht in Beziehung auf Religion und Staat, Erwerb und Ehe" von Fr. M. A. Hölscher. Dieselbe ist gerichtet gegen das nunmehr schon in dreizehnter Auflage vorliegende, durch und durch antichristliche, von verderblichem Parteifanatismus eingegebene Buch des der litterarischen Welt längst bekannten Juden Max Nordau: „Die konventionellen Lügen der Kulturmenschheit". Leipzig, Verlag von Bernhard Schlicke (Balthasar Elischer). Hölscher berücksichtigt ziemlich ausführlich auch meine ebenfalls aus dem Verlage von Perthes in Gotha im Jahre 1885 hervorgegangene Schrift: „Emil Du Bois-Reymond. Eine Kritik seiner Weltansicht". Er erteilt ihr großes Lob, läßt sich bei der Wiedergabe meiner Ausführungen aber auch viele und große Mißverständnisse zu schulden kommen. Eine Beleuchtung der Hölscherschen Beurteilung meiner Arbeit in der einen oder anderen Beziehung liegt mir hier fern. Was mich zu den nachfolgenden Erörterungen bewegt, ist einzig und allein die mehr als wunderliche Art, wie Hölscher in der oben angezogenen Schrift für die Weltanschauung des positiven Christentums in die Schranken tritt. Er findet nämlich, daß ich mir die zu dem gleichen Kampfe in dem „Du Bois" (und jüngstens wieder in dem I. Bande meiner ebenfalls bei Perthes in Gotha erschienenen „Metaphysik") eingenommene Position „unnötigerweise erschwert habe". Ich soll dieses dadurch gethan haben, weil ich annehme, daß „der Dualismus oder die wesentliche Verschiedenheit von Geist (Seele) und Leib (im Menschen) die unerläßliche Voraussetzung der religiös-christlichen Weltansicht sei, und daß der Monismus oder der Naturalismus unter allen Umständen zu jener christlichen Weltanschauung in unversöhnlichem Gegensatze sich befinde". Dem gegenüber meint Hölscher, sogar unter Berufung auf die beiden Korintherbriefe des Apostels Paulus, daß „eine monistische Anschauung des Menschen an sich keineswegs mit der christlichen Weltansicht unvereinbar erscheine"; wohl „unterscheide das christliche Evangelium Seele und Leib oder innere und äußere Natur des Menschen", ohne sie aber mit mir auch „als zwei wesensverschiedene Substanzen hinzustellen". Dieser Auffassung zufolge will Hölscher in seinem Kampfe für das Christentum und gegen das Antichristentum denn auch „darauf verzichten, irgendwelche dualistische Voraussetzungen zu machen, und sich auf einen Boden stellen, der von allen Parteien in gleicher Weise anerkannt ist, auf den Boden der Allnatur". Und den Begriff „der Allnatur" haßt er „im allerweitesten Sinne, so daß überhaupt nichts unleugbar in der Welt Vorhandenes ausgeschlossen erscheint" (S. 6 und 7).

Als ich diese und ähnliche Expektorationen in der Einleitung seiner Arbeit las, kam mir anfänglich der Gedanke, ob in Hölscher nicht ein Schalk stecken möge, der die Weltanschauung des positiven Christentums nur zu verteidigen vorgebe, um sie desto sicherer mitruinieren zu helfen. Indessen der Fortgang meiner Lektüre überzeugte mich vollkommen, daß dies nicht der Fall sei. Hölscher ist kein Schalk. Es ist ihm mit der Verteidigung „der religiös-christlichen Weltansicht“ wahrhafter Ernst, und am Schlusse seiner Schrift (S. 124) gibt er sich sogar dem süßen Wahne hin, das hohe Ziel in unanfechtbarer Weise erreicht zu haben. Diese Entdeckung gibt nun aber vieles zu denken; denn sie beweist sonnenklar, daß es immer noch Apologeten des Christentums gibt, die über das, was zu diesem wesentlich gehört und innerhalb seiner Weltanschauung schlechthin unaufgebbar ist, selber nicht einmal gewiß und einig sind. Auch unterliegt es keinem Zweifel, daß gerade in dieser betrübenden Thatsache einer der Hauptgründe zu suchen ist, warum die Bekämpfung des so weit verbreiteten Antichristentums unserer Tage im Gebiete der Wissenschaft verhältnismäßig von einem nur geringen Erfolge gekrönt wird. Der Verwirrung in dem Urteil über die dem Christentum wesentlichen Bestandteile entgegen zu arbeiten und die scharfe, präzise und deutliche Fassung derselben zu fördern, soll daher die Aufgabe der nachfolgenden Auseinandersetzungen sein. In denselben werde ich zwar nicht alle wesentlichen Bestandteile der Weltansicht des positiven Christentums zur Sprache bringen — es ist dies durch die Kürze des mir zugewiesenen Raumes schon unmöglich — aber diejenigen werden erörtert werden, welche die Grundlage aller übrigen sind und mit deren Preisgebung das feste Gefüge der ganzen Welt- und Lebensansicht des Christentums als unhaltbar zu Boden sinkt. Alle, die in der Wissenschaft für letzteres noch eine Lanze brechen wollen, müssen daher auch die Positionen, die ich namhaft machen werde, in erster Linie zu verteidigen, ja durch eine streng wissenschaftliche Begründung derselben gegen jeden ferneren Angriff sicher zu stellen suchen.

1. Der gesamte Lehrkomplex des positiven Christentums wurzelt in einem einzigen Punkte, in seiner Lehre vom dreipersönlichen Gotte. Und dieser Gott der Christen ist in erster Linie Substanz oder substantiales (reales) Sein, und zwar Substanz oder Sein schlechthin, weil er als Substanz weder durch sich, noch durch eine andere Substanz geworden ist, sondern schlechthin, d. i. von Ewigkeit zu Ewigkeit, existiert, ohne daß seine Existenz auf eine sie bewirkt habende Ursache (Kausalität) zurückgeführt werden könnte. Gott als Sein schlechthin, oder in theologischer Ausdrucksweise als principium sine principio, ist der Zahl nach Einer und, weil auf dasselbe die Kausalitätsidee nicht übertragbar ist, für unseren Intellekt unbegreiflich, denn begreiflich für uns ist nur das, was für seine Existenz eine es bewirkende Ursache zur Voraussetzung hat und dessen Ableitung aus dieser nicht zu den Unmöglichkeiten gehört. Aber wohlgemerkt! auf Gott erleidet die Kausalitätsidee nach christlicher Anschauung auch nur insofern keine Anwendung, als er Substanz oder Sein schlechthin ist. In einer anderen Beziehung dagegen ist Gott nach Weisung jener Anschauung ohne allen Zweifel selbst die ihn bewirkende Ursache; in dieser Hinsicht ist er causa sui, ens a se, nämlich nach der Seite seiner Dreipersönlichkeit. Denn die Dreipersönlichkeit Gottes ist nicht, wie die göttliche Substanz, schlechthin, sondern sie ist nach christlicher Auffassung Produkt eines in Gott sich vollzogen habenden und von ihm als Ursache bewirkten Prozesses. Gott ist zu einem dreipersönlichen Gotte geworden. Da er dieser aber, ohne Mitwirkung anderen substantialen Seins, aus und durch sich allein geworden, so hat er, als Sein schlechthin, auch schlechthin, d. i. von Ewigkeit her, durch absolute Selbstbestimmung zur Dreipersönlichkeit sich entfaltet. Der Dreipersönlichkeitsprozeß Gottes ist, obgleich ein wahrhafter Prozeß, d. i. ein durch Gott in ihm sich vollzogen habender Vorgang, dennoch mit anderen Worten ein ewig vollendeter, so daß die Dreipersönlichkeit Gottes mit der Substanz Gottes als dem Sein schlechthin der Zeit oder Ewigkeit nach in Eins zusammenfällt und das Sein schlechthin niemals anders als in der

absoluten Form der Dreipersönlichkeit existiert hat. Nichtsdestoweniger kommt die Dreipersönlichkeit Gottes als die (absolute) Daseinsform oder Existenzweise des Seins schlechthin nicht neben dieses und unabhängig von ihm zu stehen; jene ist diesem nicht koordiniert, sondern subordiniert, insofern, als eben das eine Sein schlechthin oder die eine göttliche Substanz es ist, welche sich in ihrer (freilich ewig vollendeten und abgeschlossenen) Entwickelung oder Entfaltung die Form der Dreipersönlichkeit gegeben hat. Und eben weil die letztere Produkt der Entwickelung oder der Entfaltung des Ewigen ist, so wird sie auch mit Recht und durchaus zutreffend als die göttliche Dreifaltigkeit bezeichnet. Aber wie ist Gott aus und durch sich von Ewigkeit her zum dreipersönlichen Gotte geworden? Der Lehrbegriff des positiven Christentums läßt über den Verlauf und die Momente des Prozesses einen Zweifel nicht aufkommen.

2. Das Sein schlechthin ist, wie schon erwähnt, als solches ein einziges, eine schlechthin existierende substantiale Monas, ein ursprüngliches reales Prinzip, welches von Ewigkeit her ist, bloß deshalb, weil es ist und zufolge seiner Beschaffenheit nicht nicht sein kann. Aber diese eine ursprüngliche, schlechthin existierende Substanz hat sich durch ihren trinitarischen Personifikationsprozeß zu einer dreifachen Existenz verholfen, und zwar so. Die eine ursprüngliche göttliche Monas hat mittelst totaler Wesens-Emanation ohne alle und jede Teilung zunächst sich sich selbst gegenüber gesetzt; sie hat sich verdoppelt, so daß die eine ursprüngliche Monas oder die eine Substanz schlechthin jetzt zweimal da ist, einmal als emanierende und das andere Mal als emanierte. Zwischen den beiden Faktoren besteht demnach eine Seins- oder substantiale Verschiedenheit nicht, sondern jeder von ihnen ist ganz dieselbe göttliche Substanz oder ganz dasselbe Sein schlechthin ohne irgendwelche Minderung wie der andere. Vielmehr besteht die Verschiedenheit beider einzig und allein in der Art, wie jeder von ihnen als ein von dem andern Faktor unterschiedliches Moment in den Prozeß eintritt. Der emanierende Faktor als das ursprüngliche Sein schlechthin ist der erste, der sich in den Prozeß einlassende, und der emanierte Faktor ist der zweite als das durch jenen mittelst Total-Emanation von Ewigkeit her gesetzte und ihm selbst gegenübergesetzte substantiale Produkt desselben. Die ursprüngliche substantiale Einheit hat sich durch den in Rede stehenden Vorgang zu einer substantialen Zweiheit erschlossen, in der zwar keins der beiden substantialen Glieder als solches das andere, wohl aber jedes von ihnen mit dem andern substantial identisch (konsubstantial) ist, weil beide ein und dasselbe ungeteilte Sein schlechthin, nur das eine als emanierendes, das andere als emaniertes, sind. Höchst anschaulich finde ich den geheimnisvollen Vorgang schon in der Theologie des Mittelalters geschildert, und zwar in den dogmatischen Deklarationen des 4. Lateran-Konzils vom Jahre 1215. Ich erlaube mir die betreffende Stelle wörtlich mitzuteilen. Sie lautet: Pater (unser „emanierender" Faktor) ab aeterno Filium (der „emanierte Faktor") generando suam substantiam ei dedit, juxta quod ipse testatur: Pater quod dedit mihi, majus omnibus est. Ac dici non potest, quod partem substantiae suae illi dederit et partem ipse sibi retinuerit, cum substantia Patris indivisibilis sit utpote simplex omnino. Sed nec dici potest, quod Pater in Filium transtulerit suam substantiam generando, quasi sic dederit eam Filio, quod non retinuerit ipsam sibi: alioquin desiisset esse substantia. Patet ergo, quod sine ulla diminutione Filius nascendo substantiam Patris accepit, et ita Pater et Filius habent eandem substantiam, et sic eadem res est Pater et Filius nec non et Spiritus Sanctus ab utroque procedens. Ich bitte meine Leser, diese mittelalterlichen Konzilsaussprüche, und besonders gewisse Worte in ihnen, mit einem geschärften Auge sich anzusehen; ich zweifle nicht, daß, wenn dies geschieht, sie in denselben die Bestätigung der Richtigkeit der oben von mir entwickelten Auffassung entdecken werden.

3. In dem angezogenen Konzilsdekrete ist auch schon von dem dritten Faktor

der Gottheit, dem heiligen Geiste, die Rede. Aber wie? Ist der Selbstentfaltungsprozeß Gottes als des Seins schlechthin durch die ewige Setzung des zweiten Faktors (des Sohnes) mittelst Total-Emanation (Zeugung) seitens des ersten Faktors (des Vaters) denn noch nicht zu Ende? Nein! Und warum nicht, und warum kann er es nicht sein?

Zwischen dem emanierenden und dem emanierten Faktor oder, um von nun an theologisch zu reden, zwischen Vater und Sohn der einen Gottheit besteht vollkommenste Wesensidentität, zwar nicht, wie wir oben vernommen haben, in dem Sinne, als ob die Substanz von Vater und Sohn der Zahl nach nur eine sei. Denn hat der Vater nach dem angezogenen Konzilsausspruche in der ewigen Zeugung des Sohnes diesem seine Substanz übergeben und dieselbe zugleich für sich auch zurückbehalten, so ist offenbar, daß die Substanz des Vaters als solche nicht die des Sohnes und umgekehrt ist. Die Wesensidentität (Consubstantialität) von Vater und Sohn liegt nicht darin, daß in beiden die göttliche Substanz nur einmal vorkäme. Vielmehr ist dieselbe darin zu erschauen, daß durch die Zeugung des Sohnes die eine ursprüngliche substantiale Monas zwar sich verdoppelt hat, aber — man beachte das wohl! — ohne alle und jede Teilung oder Veränderung, so daß der Sohn als Substanz ebenso das Sein schlechthin, nur als gezeugtes, wie der Vater ganz dasselbe Sein schlechthin, aber als zeugendes, ist. Und mit der Identität der Substanz hat der Sohn vom Vater selbstverständlich auch alle Eigenschaften derselben geerbt, so daß der Sohn nach Substanz und Eigenschaften dem Vater in allem vollkommen gleich und nur in Hinsicht seines Eintrittes in den Organismus der Gottheit von diesem verschieden ist. Vater und Sohn stehen sich mit anderen Worten als zwei nach Substanz und Eigenschaften einander vollkommen gleiche göttliche Faktoren (Personen) gegenüber. Aber diese vollkommenste Gleichheit beider hat in ihnen als solchen noch nicht ihren objektiv-realen Ausdruck gefunden. An sich sind beide in den angegebenen Beziehungen vollkommen einander gleich, aber diese Gleichheit ist noch nicht bezeugt durch einen Faktor, der als solcher ebenso real wie jeder der beiden ersten Faktoren ist. Und doch ist der Eintritt auch dieses dritten Faktors in die Gottheit die unerläßliche Bedingung dafür, daß der ewige Selbstentfaltungsprozeß derselben die Form der Absolutheit gewinne. Wovon wird nun aber der Eintritt des dritten Faktors, des heiligen Geistes, bedingt sein? Ganz offenbar von einer zweiten durch Vater und Sohn gleichmäßig bewirkten totalen Wesens-Emanation. Vater und Sohn, jeder für sich, setzen demnach durch eine zweite Total-Emanation ihre Substanz ohne alle Teilung oder Verminderung noch einmal sich gegenüber, jetzt aber zu dem Zwecke, daß die beiden so gesetzten Substanzen in dem dritten Faktor, dem heiligen Geiste, sich zur absoluten Wesens-Identität und Wesens-Einheit miteinander vereinigen. Die zweite Emanation aus dem Vater und die (erste und einzige) aus dem Sohne, jede die ungeteilte göttliche Substanz, bestehen demnach nicht für sich, sondern sie treten nur ein, um durch ihre Verbindung im heiligen Geiste die absolute Wesens-Identität von Vater und Sohn zur realen Darstellung zu bringen. Daher ist ihre Vereinigung im heiligen Geiste auch keine formale, so daß beide Emanationen als solche in demselben bei und neben einander beständen, sondern sie ist eine reale in dem Sinne, daß beide in ihm zur absoluten Seins-Einheit zusammengehen. So ist der heilige Geist, obgleich auf einer zweimaligen oder auf einer doppelseitigen totalen Wesens-Emanation aus dem Vater und dem Sohne beruhend, an Substanz doch nicht mehr als der Vater oder der Sohn. Er ist die göttliche Substanz nicht zweimal, sondern wie der Vater und wie der Sohn nur einmal, indem die beiden erwähnten Emanationen in ihm zur absoluten Substanz-Einheit, zu einer einzigen mit der des Vaters und der des Sohnes schlechthin identischen substantialen Monas sich verbunden haben. Und mit dem Eintritte dieses Faktors in die Gottheit hat ihr Entfaltungs- als Personifikationsprozeß die Form der Absolut-

heit erreicht, weshalb denn auch eine weitere Fortsetzung des Prozesses durch neue Emanationen eine Unmöglichkeit ist. Die eine ursprüngliche göttliche Monas oder das eine ursprüngliche Sein schlechthin hat durch den Gegensatz (Antithese: Vater und Sohn) zum absoluten Gleichsatze (Synthese: Heiligem Geiste) sich vermittelt — eine Vermittelung, durch welche der trinitarische Prozeß als absoluter Selbstvollendungs- oder Selbstverwirklichungsprozeß des einen ursprünglichen Seins schlechthin kund und offenbar wird. Fügen wir dem noch hinzu, daß die drei substantialen Faktoren der einen Gottheit, Vater, Sohn und heiliger Geist, obgleich in der von uns charakterisierten Reihenfolge durch einander bedingt, dennoch aus dem schon erwähnten Grunde nicht in einem zeitlichen Nacheinander in die Gottheit eingetreten, sondern in derselben gleichewig (coätern) sind, so erhellt, daß eben die Dreipersönlichkeit die absolute Daseinsform ist, welche die eine und einzige ursprüngliche göttliche Substanz von Ewigkeit zu Ewigkeit sich selber gegeben hat. Und weil die Dreipersönlichkeit nur die ewige, absolute Selbstvollendung oder Selbstverwirklichung des einen Seins schlechthin oder der einen ursprünglichen göttlichen Substanz ist, so kann gegen die Grundlehre des positiven Christentums auch nicht der Vorwurf des Tritheismus als eines christlichen Polytheismus erhoben werden. Obgleich in der trinitarischen Gottheit die göttliche Substanz dreimal vorkommt, in Vater, Sohn und heiligem Geiste, so sind diese drei doch nur ein Gott, weil sie alle drei nur die verschiedenen Momente in der absoluten Selbstverwirklichung des einen ursprünglichen Seins schlechthin oder der einen ursprünglichen substantialen Monas sind; sie sind unius trinitas substantiae.

4. Der vorher gezeichnete trinitarische Personifikationsprozeß ist, wie gesagt, der Gottheit eigener Selbstvollendungsprozeß, er ist ihre ewige Entfaltung zur Absolutheit des Daseins. Daher ist selbstverständlich, daß alle Momente, welche in diesem Prozesse sich einstellen, selbst nur göttliches Sein und Leben sind. Aber außer und neben Gott besteht auch eine Welt als die Totalität des nicht-göttlichen, kreatürlichen Seins und Lebens. Sie als solche stellt sich in dem trinitarischen Prozesse der Gottheit noch nicht ein. Und doch muß sie nach christlicher Anschauung in und aus Gott ihren Ursprung haben, da sie als die Totalität des Seins nicht-schlechthin von Gott geschaffen, nicht aber auch aus ihm emaniert oder von ihm gezeugt ist. Haben wir oben die Lehre von der Trinität das Wurzeldogma des positiven Christentums genannt, so sind wir mit der Schöpfung der Welt bei dem Zentraldogma desselben angekommen, dessen volle Klarstellung und Begründung für die Wissenschaft der Gegenwart und Zukunft die allergrößte und weitesttragende Bedeutung hat. Aber wie wird man sich die Entstehung der Welt aus und durch Gott nach christlicher Weisung zu denken haben?

Offenbar lehrt das positive Christentum, daß der Weltschöpfung durch den Willen Gottes der Weltgedanke in der Intelligenz Gottes vorhergeht. Von welcher Beschaffenheit und welchen Inhaltes wird letzterer nun aber sein müssen? Da die Welt die Totalität der nicht-göttlichen (kreatürlichen) Substanzen ist, also zu Gott in einem kontradiktorischen substantialen Gegensatze sich befindet, so wird auch der Weltgedanke in Gott nicht diesen selber als Substanz, sondern nur die Negation seiner als Substanz, also nicht-göttliche Substanz zum Inhalte haben können. Denkt Gott sich selbst, so denkt er göttliches Sein und Leben, denkt er die Welt, so denkt er nicht-göttliches Sein und Leben, also die Negation seiner selbst, er denkt einen Nicht-Gott. Nun existiert der eine Gott aber in dreifacher Daseinsform, als Vater, Sohn und heiliger Geist, von denen die beiden ersten Faktoren ebenso die gegensätzlichen Glieder (die Antithesen) der Gottheit sind, wie der dritte Faktor der absolute Gleichsatz (die Synthese) derselben ist. Ist daher der Weltgedanke in Gott die Negation Gottes als des Seins schlechthin, so wird jener auch die Negation Gottes in seiner dreifachen Daseinsform sein müssen, also ebenfalls drei Glieder einschließen, von denen

die beiden ersten ebenso die Negation der gegensätzlichen Faktoren des absoluten Seins sein werden, wie das dritte Glied der Gedanke der Negation des absoluten Gleichsatzes sein muß. Der Weltgedanke Gottes ist mithin der Gedanke von drei nicht-göttlichen, kreatürlichen Substanzen. Und von diesen drei Substanzen stehen zwei als kreatürliche Gegensätze (Antithesen) in der Intelligenz Gottes, während die dritte als der Gleichsatz (die Synthese) jener Gegensätze in derselben auftritt. Der Weltgedanke Gottes ist mit anderen Worten der Gedanke eines wesenhaften (qualitativen) Dualismus der Kreatur und seiner Synthese. Aber jener als solcher ist eben auch nur der Gedanke eines Dualismus kreatürlicher Substanzen und ihrer Synthese in der Intelligenz Gottes. Wirklich, d. i. zur Existenz gelangen können die von Gott gedachten kreatürlichen Substanzen nur durch den (allmächtigen) Willen Gottes, und dieses geschieht in der Weltschöpfung. Die Schöpfung der Welt von seiten Gottes ist daher nach der Lehre des positiven Christentums nichts als die Substantialisierung des göttlichen Weltgedankens in drei wesenhaft verschiedenen Faktoren, als Geist, Natur und Mensch, durch die göttliche Willensallmacht.

5. Aus dieser Darlegung geht hervor, daß die wirkliche Welt wohl ein substantial gewordener Gedanke Gottes ist, aber da dieser Gedanke als solcher die Negation der Substanz (des Wesens) Gottes zum Inhalte hat, so ist jene als solche auch nicht-göttliche Substanz oder nicht-göttliches Wesen; d. i. die wirkliche Welt in allen ihren Faktoren ist nichts von der Substanz oder dem Wesen Gottes. Es ist daher nach christlicher Anschauung grundfalsch und grundverkehrt, wenn Hölscher a. a. O. S. 53 behauptet, daß „die bei der Schöpfung und Entstehung der Welt leitende und zielbestimmende Idee, also die Idee und damit auch das Wesen des Weltschöpfers selbst, verhältnißmäßig am deutlichsten im Menschen zur Erscheinung komme.“ Das Wesen (die Substanz) Gottes ist mittelst Emanation in seinem ewigen Dreipersönlichkeitsprozesse zur Erscheinung gekommen, aber es kommt nicht mittelst Kreation in der Welt und auch im Menschen nicht zur Erscheinung. Die gegenteilige Ansicht Hölschers ist Pantheismus, ist Identifizierung der Welt oder eines Teils der Welt (des Menschen) mit Gott dem Wesen nach — eine Verhältnisbestimmung zwischen beiden, die, in welcher Form sie auch auftreten mag, von dem Christentume als einer der radikalsten Irrtümer und als eine der verhängnisvollsten Unwahrheiten zurückgewiesen und verworfen wird. Dagegen ist nicht bloß in dem Menschen als der Synthese des kreatürlichen Wesens-Gegensatzes von Geist und Natur, sondern auch in den beiden letzteren durch die Weltschöpfung ein (negativer) Gedanke Gottes aus der bloßen Form des Gedankens in die substanziale Existenz übergeführt worden, und eben der in jedem der drei Weltfaktoren substantialisierte oder realisierte Gedanke, nicht aber auch das Wesen (die Substanz) Gottes kommt in einem jeden derselben nach der von Gott in der Weltschöpfung ihm verliehenen Beschaffenheit zur Erscheinung.*) Und diese Beschaffenheit der Weltfaktoren als substantialisierter Gedanken Gottes, ohne aus seinem Wesen oder etwas davon zu sein, ist, wie wir schon wissen, eine dreifach qualitativ verschiedene. Die Wesens-Gegensätze innerhalb der einen von Gott geschaffenen

*) Die Behauptung, daß in der Welt und in allen ihren Faktoren die Substanz oder das Wesen Gottes nicht erscheine, ist in der Weltanschauung des positiven Christentums unbezweifelbar. Denn dieses ist durch und durch antipantheistisch; es lehrt nur einen der Welt transzendenten, aber keinen ihr immanenten und auch keinen der Welt transzendenten und zugleich immanenten Gott. Nicht die Substanz, wohl aber ein Gedanke Gottes ist der Welt immanent, denn diese ist, wie wir vernommen, nichts als eben nur der substantalisierte göttliche Weltgedanke selbst. Aber wenn auch die Substanz Gottes in der Welt nicht zur Erscheinung kommt, so hat Gott sich doch in der Schöpfung der letzteren nicht unbezeugt gelassen. Denn die Welt als Kreatur in allen ihren Faktoren trägt auch die Signatur ihrer Geschöpflichkeit an sich. Und gelingt es dem vernünftigen Geiste, diese ihre Signatur zu entziffern, so führt die gemachte Entdeckung ihn konse-

Welt sind das Reich der reinen (naturlosen) Geister, nach biblischem Sprachgebrauche, der Engel. Es besteht aus einer Vielheit kreatürlicher Substanzen, von denen jede, durch einen unmittelbaren Schöpfungsakt Gottes zur Existenz gekommen, eine Substanz an und für sich, ein ungeteiltes und unteilbares ganzheitliches Realprinzip ist, welches infolgedessen durch seinen Entwickelungs- oder Differenzierungsprozeß sich auch in die Lebenssphäre der selbstbewußten, freien Persönlichkeit erhoben hat. Die Vielheit der Substanzen im Reiche der reinen Geister ist daher eine ursprüngliche, weil Setzung Gottes mittelst Schöpfung. Anders aber verhält es sich in dem kreatürlichen Wesens-Gegensatze des reinen Geisterreiches, in der ebenfalls von Gott geschaffenen reinen (geistlosen) Natur. Gott hat nur eine Natursubstanz geschaffen. Denn die unermeßliche Vielheit der substantialen Naturprodukte (der Naturwesen), von dem untersten anorganischen angefangen bis zu dem höchstentwickelten Organismus, beruht nicht auf einer Setzung Gottes mittelst Schöpfung, sondern sie ist das Erzeugnis der einen von Gott geschaffenen Natursubstanz auf dem langen Wege ihrer Entwickelung oder Differenzierung mittelst Diremtion oder Zersetzung ihrer ursprünglichen substantialen Ein- und Ganzheit in eine unermeßliche Vielheit von Teilen (materiellen Atomen). Und eben in dem Umstande, daß jedes Glied des reinen Geisterreiches ein substantiales Ganze, eine Substanz an und für sich, dagegen jedes Naturwesen nur ein Teilganzes oder ein Fragment der als Setzung Gottes, d. i. der ursprünglich noch ungeteilten, ganzheitlichen, aber in ihrer Entwickelung, freilich der Absicht und dem Willen Gottes entsprechend, in Geteiltheit auseinandergefahrenen Natursubstanz ist — gerade hierin, sage ich, offenbart sich wie in seinem Kulminationspunkte der Wesensgegensatz von Geist und Natur innerhalb des kreatürlichen Universums. Der Mensch aber als drittes und letztes Weltglied ist die Synthese des kreatürlichen Wesensgegensatzes von Geist und Natur, indem in ihm ein von Gott geschaffener Geist (Seele) und ein Leib als die höchste Individualität der Natur unter der Einwirkung des Willens Gottes auf diese (auf die Erde) zur persönlichen Einheit oder zu einem Ich sich mit einander verbunden haben oder richtiger durch Gott miteinander verbunden worden sind. Außer den genannten drei Schöpfungsgliedern von Geist, Natur und Mensch kann es ein weiteres nicht mehr geben, denn in ihnen ist der Weltgedanke Gottes seinem ganzen Umfange nach real oder substantial geworden, dieser ist in jenen durch den allmächtigen Willen Gottes aus seiner bloßen Formalität als Gedanke in die Realität als die Totalität der nichtgöttlichen, kreatürlichen Substanzen ein- und übergeführt. Auch gibt es zwischen den erwähnten Schöpfungsgliedern keinen Uebergang aus dem einen ins andere, denn ihre Verschiedenheit ist keine quantitative, graduelle, sondern eine qualitative, wesentliche. Jedes der drei Glieder ist ein selbständiges, ob zwar mit den beiden anderen in lebendiger Wechselwirkung befindliches Teilganze der Weltkreatur. Und so steht denn dem dreieinigen Gotte als dem Sein schlechthin seit der Schöpfung eine dreieinige Welt als die Totalität des Seins nicht-schlechthin gegenüber. Sie ist eine Welt, weil sie die Realisierung oder die Substantialisierung des einen göttlichen Weltgedankens ist. Und sie ist eine dreieinige Welt, weil sie aus drei wesenhaft verschiedenen substantialen nicht-göttlichen (kreatürlichen) Faktoren besteht: aus Geist, Natur und Mensch.

6. Das sind in gedrängtester Kürze und in vielfach nur flüchtiger Andeutung die Hauptwahrheiten, deren Begründung eine Wissenschaft, die sich als Apologetin der Lebens-, Welt- und Gottes-Anschauung des positiven Christentums erweisen will, vor allem andern unausgesetzt im Auge behalten muß. Es gilt in erster Linie, die Welt in allen ihren substantialen Faktoren wirklich einmal als Kreatur Gottes darzuthun,

quenterweise auch von der Kreatur zur Erkenntnis Gottes als des Kreators derselben hinüber. Daher erhält gerade auf dem Boden der Kreationslehre mit Ausschluß all' und jeden pantheisierenden Einschlages der tiefsinnige Ausspruch des Weltapostels in Röm. I, 20 erst recht seine volle Wahrheit.

mithin den ganzen und halben Pantheismus oder die Identifizierung der Welt oder eines Teiles der Welt mit Gott dem Wesen nach aus den Hallen der Wissenschaft für immer zu exterminieren. Es gilt ferner, über der so gewonnenen Welterkenntnis sich in wahrhaft wissenschaftlicher Form zu Gott als dem Schöpfer der Welt zu erheben und ihn als den schon vor der und ohne die Weltschöpfung in und durch sich absolut Vollendeten, weil Dreipersönlichen, nachzuweisen. Sind diese Aufgaben erst erledigt, so wird sich die Begründung alles dessen, was sonst noch dem Lehrbegriffe des positiven Christentums wesentlich ist, verhältnismäßig leicht und wie von selbst schon ergeben. Allein wo die vorher charakterisierten gewaltigen Aufgaben anfassen und wie ihre Lösung zu einem glücklichen Ende führen? Der Verfasser glaubt und hofft, den einzig möglichen Weg, der eine sichere Aussicht auf Erfolg verspricht, in seinen beiden Schriften: „Emil Du Bois-Reymond. Eine Kritik seiner Weltansicht. Gotha 1885“ und „Metaphysik. Eine wissenschaftliche Begründung der Ontologie des positiven Christentums. Erster Band: Einleitung und Anthropologie. Gotha 1888“ betreten zu haben. Die Wanderung nach dem hohen Ziele muß beginnen mit einer streng wissenschaftlichen, in der Erfahrung wurzelnden Erforschung des Menschen. Die Herstellung einer gründlichen Anthropologie, also die lichtvolle und gesicherte Beantwortung der Fragen: was ist der Geist des Menschen, was sein Leib und was der Mensch als die Synthese von Geist und Leib (Natur)? — die vollkommene Lösung dieser Probleme, sage ich, aber auch nur sie versetzt die Forschung endlich einmal auf einen Standpunkt, von dem aus sie in der Lage ist, der ganzen Welt- und Lebensansicht des positiven Christentums im Gebiete der Wissenschaft zum entscheidenden Siege zu verhelfen. Denn das unterliegt jetzt schon auch nicht dem allergeringsten Zweifel, daß die Resultate, welche eine gründliche und wahrhaft wissenschaftliche empirische Erforschung des Menschen über diesen und seine Beschaffenheit erzielen wird, der oben kurz charakterisierten Auffassung desselben von seiten des positiven Christentums das Zeugnis und die Bestätigung nicht schuldig bleiben. Ist aber die rechte Erkenntnis des Menschen als der Synthese des kreatürlichen Gegensatzes von Geist und Natur erst gewonnen, so wird sich von hier aus für den Forscher eine Fernsicht eröffnen, in welcher auch die gegensätzlichen Faktoren der Weltkreatur, das reine (antithetische) Geisterreich und die reine (antithetische) Natur und deren Beschaffenheit seinem Blicke sich enthüllen werden. Die Erkenntnis der Welt in ihren drei Gliedern als Kreatur Gottes führt aber zur Erkenntnis Gottes als des Kreators der Welt hinüber. Und hat der forschende Geist in Gott einmal den Kreator der Welt gefunden und wissenschaftlich festgestellt, so kann er auch der Frage nach der Beschaffenheit Gottes vor der und ohne die Weltschöpfung oder nach der Beschaffenheit Gottes an sich nicht mehr aus dem Wege gehen. Auch auf diese Frage wird er die dem Lehrbegriffe des positiven Christentums entsprechende Antwort schon finden und wissenschaftlich begründen. Da nun aber die vom Christentume als die frohe Botschaft verkündete Erlösung der Welt durch den Gottmenschen Christus Jesus nichts ist als die durch diesen bewirkte Wiederherstellung der durch die Sünde des ersten Menschen zerrütteten Schöpfung, so muß es der Forschung auf der erklommenen Höhe endlich einmal auch gelingen, das große Werk des sich erbarmenden Gottes in der Erlösung unseres Geschlechtes zum vollen Verständnisse und zur Anerkennung zu bringen bei jedem, der eines guten Willens ist. Beendigung des langen verderblichen Streites der Weltweisheit mit der Gottesgelehrtheit, der Philosophie mit der Theologie, der Vernunft mit der Offenbarung ist der Preis, welcher der Anthropologie als der wahrhaft wissenschaftlichen Begründung des im Menschen zur persönlichen Einheit verbundenen kreatürlichen Wesens-Dualismus von Geist und Natur (Seele und Leib) zuteil werden wird. Und was das bedeutet? Wer wollte sich erkühnen, die unermeßlichen Segnungen zu schildern, die aus dieser Errungenschaft den Völkern der Erde und namentlich dem deutschen Volke zufließen werden?

Leos Geheimnis.

Erzählung

von

A. v. d. Elbe.

Zwölftes Kapitel.

Das schwärmerische „Käthchen“ hatte den Briefwechsel gleichfalls unermüdet weiter gesponnen. Leontine konnte sich nun allerdings nicht verhehlen, daß die kleinen rosenfarbenen Billets des armen Kindes inhaltlos und uninteressant seien, aber deshalb durfte sie doch eine Bedrängte nicht aufgeben. Selbst die immer wieder vorkommenden Schnitzer beirrten sie nicht. Von einem ganz jungen, ländlich erzogenen Mädchen war ja nicht mehr zu verlangen. Zartheit der Empfindung, ein gewisser geschmückter und gezierter Stil und große Geläufigkeit des Ausdrucks fielen ihr daneben auf.

„Was Olga mir ist, möchte ich aus Dankbarkeit der Kleinen sein,“ sagte sich Leontine gerührt und ließ nicht ab, Käthchen freundlich zuzureden.

Es war jetzt Dienstag, auf heute über acht Tage hatte sich Herr von Uting mit seinem Sohne angemeldet; um am Mittwoch Leos Geburtstag samt Mündigkeitserklärung festlich zu begehen. Quosig hatte eben wieder zwei Briefe aus Göttingen gebracht, mit denen die Empfängerin in den einsamen Bosketgängen des Gartens sinnend hin und her schlenderte.

Vorläufig beschäftigte Käthchens Schreiben die nachdenkliche Wanderin ganz besonders. Die Kleine bat flehentlich um eine persönliche Begegnung, ein Kennenlernen. Sie meinte, daß sie mündlich viel offener sein und viel besser den Rat des Freundes empfangen könne. Gegen die Richtigkeit dieser Annahme ließ sich nichts einwenden.

Sollte nun Leontine sich als Freundin bekennen und die Hilfesuchende zu sich einladen? Es sprach vieles dagegen; wie konnte sie den Besuch bei ihrer Hausgesellschaft einführen? — Allein das war es nicht, sie wollte sich nicht belügen, sie fürchtete noch einen Verlust, wenn sie gestand, daß sie selbst ein Mädchen sei. Warum sollte sie auch die geborgte Rolle nicht festhalten, falls sie in derselben mehr wirken konnte? Es reizte sie, ein Abenteuer zu bestehen.

Wie oft hatte sie tadelnd hören müssen, daß sie die Manieren eines jungen Mannes habe, daß man sie in den Kleidern ihres Bruders nicht als Mädchen erkennen werde. Warum sollte sie nicht einmal im Ernst von dieser Eigentümlichkeit Gebrauch machen, sich in Männertracht für einen Mann halten lassen und als solcher ihr Käthchen auf einen vernünftigen Weg bringen? Sie wollte die kleine Freundin nach

irgend einem, beiden zugänglichen Ort bestellen, wo man zusammentreffen und sich ungestört aussprechen konnte.

Die Bittstellerin hatte einen Sonntag vorgeschlagen; gut, der Tag konnte Leontinen gleichviel sein, nahm man den nächsten Sonntag Nachmittag auf dem Rohns — dieser mit Kaffeehaus und Tanzlokal geschmückten Anhöhe — bei Göttingen. Unter dem dort sich versammelnden Volke, von den Studenten und Göttinger Bürgern kannte niemand das Fräulein von Rosla näher; sie konnte sich da entweder von dem unter sich amüsierten Publikum absondern, oder mit ihrem trauten Kinde unter die Menge mischen.

Rasch entschlossen ging sie in ihr Zimmer und schrieb an „K.“, nächsten Sonntag, vier Uhr nachmittags, wolle sie an einem näher bestimmten Platze des Rohns ihrer warten. Jeder solle als Erkennungszeichen eine weiße Rose vorgesteckt und einen Brief in der Hand tragen.

Nachdem Leo solchergestalt erledigt, was sie „ihre Pflicht“ nannte, wandte sie sich in warmer Hingabe dem Briefe Olgas zu; jetzt durfte sie sich damit belohnen, diese gemütvollen Zeilen wieder und wieder zu genießen. „O.“ schrieb:

„Sie fragen mich, teurer Freund, ob die Liebe denn wirklich so mächtig ist, daß sie Gegensätzliches, Fernstehendes und Getrenntes zu einander zieht, und ob ich die Liebe in ihrer gewaltigen Kraft schon kennen gelernt habe? Ich muß Ihnen beide Fragen mit „ja“ beantworten. Ich erfahre an mir, daß ich mich einem mir äußerlich fernstehenden Wesen mit zwingender Gewalt hingegeben fühle. Mein weiteres Leben scheint mir nur Wert zu besitzen, falls mir durch das Glück eine Vereinigung mit dem geliebten Gegenstande beschieden sein sollte. Aber die Hoffnung, meines Lieblings Herz zu erringen, ist sehr schwach. Es wird mir nichts übrig bleiben, als mich nach der vermutlich nahe bevorstehenden Entscheidung in trauriger Entsagung zurückzuziehen. Wer große Liebe kennt, begnügt sich nicht mit geringeren Empfindungen. Da haben Sie den Zustand meines Herzens, den Inhalt meiner besten Lebenshoffnungen; schenken Sie mir Ihre Teilnahme!“

Und das that Leontine; sie fühlte ihre Augen feucht werden bei dem Gedanken, daß dies herrliche Mädchen, dessen Auffassung eine so hohe und ideale war, vielleicht aussichtslos liebe. Wenn sie ihr doch helfen, zur Erfüllung ihrer Wünsche etwas beitragen könnte!

Plötzlich durchzuckte sie ein jäher Schreck. Wie, wenn Olga, getäuscht von ihrer Angabe, ein Mann zu sein, sie liebte? Sie glaubte, daß aus einer Korrespondenz wie die ihrige, ein solches Gefühl entspringen könne; die letzten Briefe der Teuren hatten einen besonders warmen Ton gehabt. Sie selbst fühlte sich ganz eigenartig durchschauert und ergriffen, wenn Olga von Liebe sprach — welch ein Verhängnis hatte sie heraufbeschworen, mit welchen unbekannten Mächten hatte sie gespielt? Sollte sie jetzt ihr Geschlecht der Armen entdecken und Freundschaft statt Liebe bieten? — Nein, ihre Voraussetzung war thöricht, ein Trugbild ihrer Eitelkeit, fort damit, sie durfte sich nicht lächerlich machen, aber antworten mußte sie gleich, ihre zärtliche Teilnahme mußte sie der herrlichen Freundin so bald wie möglich aussprechen.

„Wie sollte das hohe Geschenk Ihrer Liebe, Sie Treffliche,“ schrieb Leontine tief bewegt, „nicht jeden Mann beglücken? Wie sollte ein fühlendes Herz Ihnen seine Gegenliebe versagen können? Das Bild, welches Sie von der Zusammengehörigkeit zweier Herzen, von Liebe und Ehe entwerfen, ist ja so ideal schön, daß jegliche fühlende Seele davon ergriffen und mit Sehnsucht nach einem solchen Verhältnis erfüllt werden muß. Zweifeln Sie nie an meiner warmen Anerkennung, meiner aufrichtigen Sympathie für Sie und die Entwickelung Ihrer Schicksale, die Erfüllung Ihrer Wünsche.“

Nachdem Leontine diese beiden Briefe für einen sofortigen Ritt Quosigs zur Post adressiert hatte, fühlte sie sich so bewegt, daß sie zu ihrer Beruhigung wieder in den

Garten hinunterging, wo sie mit Anna zusammentraf. Diese schlang den Arm um sie und schlenderte mit ihr durch die schattigen Laubengänge.

„Nun, wie steht's mit deiner großen Angelegenheit?" fragte die lustige Kleine. „Wie viele Bekehrte haben schon den Schwur der Ehelosigkeit vor dem Tribunal deiner unnahbaren Majestät abgelegt?"

Leo fühlte sich unangenehm berührt. Rasche Selbstprüfung sagte ihr, daß ihr Brief an Olga durchaus nicht abmahnend laute, und daß auch von dem sentimentalen Käthchen keine Männerfeindschaft zu erwarten stehe. Es fiel ihr aber nicht ein, ihre Niederlage zu bekennen.

„Ich werde etwas dergleichen — von dem du sprichst — vermutlich nächsten Sonntag besiegeln," sagte sie stockend, doch mit dem alten, überlegenen Ton.

„Nächsten Sonntag? Hast du eine Verabredung getroffen?"

„Ja, ich habe zur Befestigung meines wohlthätigen Einflusses ein übel beratenes junges Ding, Käthchen, nach dem Rohns bestellt."

„Sonntag nach dem Rohns, in das Volksgedränge? Ist das nicht gewagt?"

„Sei ganz ruhig, ich gehe in einem Sommeranzuge meines Bruders, kein Mensch erkennt mich, und von vier bis fünf soll es auch noch nicht voll sein."

„Leontine! In Männerkleidern!" rief Anna ganz bestürzt. „Du kannst dir ja entsetzliche Unannehmlichkeiten zuziehen. Ich bitte dich dringend, das nicht zu wagen!"

„Unsinn, Kind, was ist Gewagtes dabei? Ich reite mit Quosig, der, wenn ich absteige, den Braunen hält, bis an einen der wenig benutzten Seitenpfade zum Rohns, lasse Jakob warten, steige hinauf, treffe in einer genau bezeichneten versteckten Laube um vier Uhr das Mädchen und kehre, nachdem ich mich mit demselben ausgesprochen, auf dem nämlichen Wege zurück. Die Sache wird so ungefährlich und glatt wie möglich verlaufen. Mir ist ja oft genug gesagt, daß man mich in Julius' Kleidern nie für ein Mädchen halten würde."

„Das glaube ich nicht," warnte Anna noch einmal und schilderte der Freundin voll Besorgnis, wie peinlich es für sie sein müsse, doch erkannt zu werden; wie sonderbar oft der Zufall spiele, und wie übel man von ihr reden werde, wenn es in ihrem Umgangskreise verlaute, daß sie, als Mann verkleidet, in ein Kaffeehaus gegangen sei.

Ihr Zureden half indes nichts. Je deutlicher sich Leontine bewußt wurde, daß sie bis jetzt mit ihrer Korrespondenz, mit ihren besonderen Ansichten nichts ausgerichtet habe, um so fester steifte sich ihr Sinn auf das beabsichtigte Vorhaben. Es war, als sei ihr Widerspruch gegen die gewöhnliche Ordnung der Dinge von einer Verschanzung in die andere getrieben und halte sich nun mit äußerster Hartnäckigkeit in der letzten. Sie blieb dabei, am Sonntag nachmittag nach dem Rohns reiten zu wollen, und verließ Anna in gereizter, selbstgewisser Stimmung.

„Es muß ihr jemand beistehen" — sagte Anna zu sich selbst, als Leontine gegangen war. „Halt, das geht, ich werde ihr Hilfe verschaffen!"

Die Warnungen der Freundin hallten doch in Leos Gemüt nach und erfüllten sie während der vier Tage bis zum Sonntag mit peinlicher Unruhe. Hätte sie am Sonnabend die Verabredung rückgängig machen können, würde sie es vielleicht gethan haben, aber wie sollte sie „K." erreichen und so rasch abbestellen? Nein, sie durfte das arme betrübte Kind nicht täuschen. „Ein Mann, ein Wort," sagte sie zu sich selbst, während sie in ihrer verschlossenen Kammer des Bruders dunkelgrauen Sommeranzug vor dem Spiegel anlegte. Die gewonnene Ueberzeugung, daß ihrer schlanken Gestalt die Sachen außerordentlich gut saßen, beruhigte ihr Gemüt und gab ihr die alte Unternehmungslust zurück.

Der Sonntag kam. Quosig war benachrichtigt, daß er um zwei Uhr mit den beiden Pferden — auch der Hans mit einem Herrensattel versehen — an der hinteren

Gartenthür halten solle. Gegen Mittag ging Leontine, von Unruhe gepeinigt, in die Küche, um das wie immer um ein Uhr angesetzte Mittagessen früher zu bestellen.

„Ich will ausreiten, Mamsell,“ sagte sie zu Philippine, die eben den Braten begoß, „könnten Sie wohl etwas zeitiger anrichten? Jakob muß abdecken und Silber waschen, er möchte nicht präzise fertig werden, wenn das Essen sich hinzieht.“

„Recht gern, gnädig' Fräulein,“ antwortete die Haushälterin und hielt ihre tropfende Saucenkelle wie ein Szepter ausgestreckt von sich. „Die ganze Küche freut sich, wenn sie Sonntags etwas früher aufatmet. Der Sonntag Nachmittag ist ja auch recht dazu geschaffen, sich etwas Bildung anzueignen.“

„Tante Madeweiß macht das Pinchen noch ganz närrisch,“ dachte die junge Herrin, indem sie die Küche verließ.

Um halb zwei Uhr huschte Leontine in den Garten, um sich eine weiße Remontant-Rose abzuschneiden; dann wollte sie sich ankleiden. Als sie in ihr Zimmer kam, sah sie zu ihrem Verdruß, daß eben Oberförster Schröters mit dem jungen Herrn von Grips auf den Hof fuhren. Zum Glück war Parisius nicht dabei! Unsere neuliche Begegnung hat ihn verstimmt, dachte sie; ich konnte nicht anders, ich habe ihn wieder ungezogen behandelt. Sonderbar, daß es einige Menschen gibt, gegen die man sich immer wehren muß!

Die Gäste kamen ungewöhnlich früh, nichtsdestoweniger wollte sie sich — als bereits ausgeritten — verleugnen lassen und heimlich entschlüpfen: sie konnte in der letzten Stunde ihr Unternehmen nicht aufgeben, mochten die guten Oberförsters sich mit Jüly und Anna begnügen! Letztere stürzte jetzt zu ihr herein und beschwor sie, den Besuch als Hindernis ihres unsinnigen Planes gelten zu lassen. Leo blieb aber hartnäckig bei ihrem Vorsatz und schickte Anna hinunter, die Gäste zu empfangen. Dann legte sie rasch die Herrenkleider an, steckte sich die weiße Rose ins Knopfloch, ein Briefkouvert in die Tasche, nahm Hut und Reitpeitsche und schied mit einem zufriedenen Blick in den Spiegel aus ihrem Zimmer.

Auf dem Gange fiel ihr ein, daß sie klug thun werde, die Hintertreppe hinabzugehen. Diese führte gleich neben dem Zimmer der Mamsell in einen Raum hinunter, von dem man durch die Küche in eine Seitenpartie des Gartens und am unbemerktesten an jene hintere Thür gelangen konnte, an der Jakob mit den Pferden wartete.

Als Leontine neben Pinchens Kammer stand, hielt sie es für richtig, diese auf die Ankunft der Gäste aufmerksam zu machen. So öffnete sie die Thür nur wenig, um sich nicht in ihren Herrenkleidern sehen zu lassen, und rief hinein: „Die Grünhagener sind gekommen, Mamsell, Sie könnten etwas Rahmwaffeln backen.“

Pine Kruse stand vor ihrem mit Pfauenfedern geschmückten Spiegel, gleich rechts neben der Thür, und zupfte sich ihre langen Granat-Ohrbummeln über die gelben Bänder ihres neuen Sommerhutes hervor. Auf die Mahnung wandte sie sich mit einem langsamen „Ja“ — etwas zur Seite, sagte aber zu sich selbst, als die Thür sich schloß: „Das kann Lotte ebenso gut, ich habe meinen freien Sonntag und werde die Fahrgelegenheit nicht verpassen.“

Leo fand, nachdem sie ungesehen hinausgeschlüpft war, ihren getreuen Jakob mit den beiden Pferden zur Stelle, saß auf und ritt, gefolgt von dem Diener, ihrem Abenteuer entgegen.

Die Ungeduld hatte sie getrieben, es war ein Viertel vor vier, als sie am Rohns, an der hinteren Partie des Wäldchens, neben einem wenig begangenen Seitenpfade absaß. Leo schärfte Jakob ein, nicht vom Flecke zu gehen und sie nach etwa einer Stunde zurück zu erwarten. Dann schritt sie, recht unternehmend gelaunt, auf dem Waldwege bis zu den Bänken und Tischen der Kaffeewirtschaft vor.

Sie hatte richtig gerechnet: es war um diese Zeit noch nicht voll, und auch die angegebene Terrassenlaube fand sich noch frei, ebenso ein nahe gelegenes Rondel mit

vielen Tischen und Bänken. Leontine setzte sich, bestellte bei dem herbeieilenden Kellner Bier und wartete.

Nach und nach füllten sich die Anlagen, jede hell gekleidete, zarte Mädchengestalt, die irgendwo erschien, konnte das ersehnte „Käthchen“ sein und zog die Aufmerksamkeit der Harrenden auf sich, aber nirgend sah sie eine weiße Rose vorgesteckt, und keine der Schönen wandte sich zu ihrer Laube. Die Tanzmusik begann und es wurde immer lebhafter.

Auch das Rundteil zur Seite ward jetzt von einer Gesellschaft lustiger Studenten eingenommen, kecke, übermütige Gesichter, viele mit Schmarren gezeichnet, darüber den kleinen, buntgestickten Mützendeckel.

„Laßt Stoff anfahren!“ hieß es — „Werde auch 'ne Masse vertilgen“ — „Alter Schwamm!“ — „Der Kater von gestern schon bezwungen?“ — „Kunz ist als Faß geaicht!“ So lachte und schwirrte es durcheinander.

„Was sitzt denn da für ein Schmachtlappen?“ hörte Leo, die sich zurückgelehnt hatte und nicht zur Seite blickte, um keine Aufmerksamkeit zu erregen, mit halb gedämpfter Stimme fragen. „Gevatter Schneider oder Handschuhmacher,“ — „Nein, ein hübsches Bürschchen, ein patenter Kerl!“

In diesem Augenblicke knisterte zur Seite der Kies; sie kommt endlich! fuhr es durch Leos Sinn, mit ihr kann ich diesen fatalen Platz verlassen. Sie richtete sich achtsam empor.

Und um die buschige Ecke trat — Philippine Kruse! — Verschämt lächelnd, die weiße Rose vorgesteckt, den Brief in der Hand, schritt sie auf die männliche Gestalt in der schattigen Laube zu.

Leontine fuhr mit einem Schreckenslaut empor, sprachlos standen sich die beiden Hausgenossen gegenüber. „Sie — Pine!“ stammelte die junge Herrin entrüstet.

„Ach herrje — gnädig' Fräulein!“ sagte die Krusen mit dem Tone der größten Enttäuschung.

Leontine wandte sich, um die Laube zu verlassen. Was gab es nun hier noch für sie zu thun, sie konnte sich daheim mit der albernen Person abfinden. Zudem hatte sie auch wieder Ohr für die beängstigenden Bemerkungen der Studenten, die sich auf ihre Person bezogen.

„Der Kerl ist ein Frauenzimmer,“ rief eine kräftige Bierstimme. — „Alle Donnerwetter, ich glaube, Kunz hat recht!“ — „Will selber eins sein, wenn's nicht wahr ist!“ brüllte Kunz, „vorwärts, rempeln wir das Ding an, um zu sehen, ob's Kourage hat!“

Einige der stämmigen Gesellen sprangen empor; Leontine beschleunigte ihre Schritte. Da stand plötzlich der Forstassessor Parisius vor ihr. Eine Sekunde lang blickten sie sich in die Augen. „Rasch zu den Pferden, Fräulein von Rosla,“ raunte er, „ich trete ihnen entgegen.“

Die Geängstigte warf ihm einen dankbaren Blick zu und entfloh.

„Sie rennt, seht ihr, es ist ein Frauenzimmer, schnell — hinterdrein!“

„Lassen Sie meinen Bruder in Ruhe!“

„Wer hat uns 'was zu sagen?“

„Ich, ich lasse Sie nicht durch,“ — so schwirrte es hinter der Fortstürzenden her. Es war Parisius geglückt, die Verfolger so lange zurückzuhalten, bis Leo sich auf ihren Braunen geschwungen; nun jagte sie in wilder Flucht von dannen.

Dreizehntes Kapitel.

Es waren höchst verworrene und keineswegs angenehme Empfindungen, mit denen Leontine wieder in Holzhausen ankam. Sie fühlte jetzt deutlich, daß sie zu viel gewagt, daß ihr Unternehmen, ja ihre ganze vorhergehende Handlungsweise thöricht und

unbesonnen gewesen sei. Beschämung dieser närrischen Pine Kruse gegenüber, die sie noch heute zur Rede stellen wollte, und Verdruß, so getäuscht zu sein, quälten sie.

Allein mächtiger als alles andere beunruhigte sie der Gedanke, vor Parisius in einem sonderbaren Lichte erschienen zu sein. Was mochte er von ihr denken? Neulich eine Demütigung und nun wieder eine! Aber heute hatte er ihr noch wesentlichere Dienste geleistet als damals auf der Hühnerjagd. Und wie seine Begegnung mit den Studenten wohl abgelaufen sein mochte? Ob er sich mit den Uebermütigen schlagen würde? In Gefahr bringen für sie! Es überlief sie mit schaudernden Schrecken. Was konnte sie indes dagegen thun? hilflos abwarten, daß er die Folgen ihres Wagnisses für sie trug. Ja, da war sie wieder als Frau zum Stillhalten verurteilt; aber als die Studenten hinter ihr johlten, hatte sie vielleicht zum erstenmal die ganze Schwäche der weiblichen Natur empfunden.

Anna kam mit besorgter Miene bald nach Leontinens Rückkehr in ihr Zimmer: „Nun, wie ist es abgelaufen?“

„Ganz gut,“ sagte die Erregte mit unsicherer Stimme: sie konnte ihren harten Sinn noch zu keinem beschämenden Geständnis beugen.

„War dein „Käthchen“ reizend und will sie aus Liebe zu dir jeder Ehe entsagen?“

„Möglich.“

„Du bist ja so trocken wie eine Semmel von ehegestern!“ lachte die Kleine; „es scheint doch nicht alles richtig zu sein. Da muß ich dich wohl unterhalten. Schröters haben zum Donnerstag zu einem Waldfest eingeladen. Der gute Oberförster sagte, er müsse durchaus seinen Freund, Herrn von Uting, bei sich sehen und wolle auch eine Nachfeier deines Geburtstages geben. Sie kamen so früh, weil sie noch zu Marxmanns und Schusters wollten, die auch geladen werden sollten. Ach, wenn du doch da einmal dein weißes Kleid anziehen möchtest, das Tante Jüly dir zu Weihnachten geschenkt hat!“

„Ich kann über Annahme oder Ablehnung der Einladung noch nichts bestimmen,“ sagte Leontine kühl. „Du siehst, Kind, ich bin ein wenig ermüdet von dem Ritt, ich will mich umkleiden und früh schlafen legen. Grüße Tante Madeweiß von mir, ich komme nicht mehr zum Thee hinunter.“

Das war eine deutliche Entlassung, welche Annchen auch wohl verstand. Sie küßte die verstörte Freundin mitleidig, denn sie fühlte, daß diese sehr verändert und sichtlich bedrückten Herzens sei.

Als Leo allein und umgekleidet war und sorgenvoll in die herabsinkende Dämmerung des Sommerabends hinausstarrte, fuhr der Stuhlwagen des benachbarten Müllers vor, welchem Philippine Kruse entstieg. Ihr Anblick traf die Hinausschauende wie ein Stich. Dann lebte die schwache Hoffnung in ihr auf, Mamsell Kruse könne wissen, was aus dem Streit zwischen Parisius und den Studenten geworden sei, und sie beschloß, ihr entpupptes „Käthchen“ aufzusuchen. Wenige Minuten später klopfte sie an die Kammer der Haushälterin.

Pine hatte schon Licht angesteckt und ihren Hut abgesetzt, dessen schöne gelbe Bänder sie eben glatt strich; verstört blickte sie der Eintretenden entgegen. In beiden kämpfte dieselbe Scham über ihre sonderbare Stellung zu einander. Wäre Leo nicht besorgt um die Folgen ihrer Unbesonnenheit für Parisius gewesen, sie würde bei dem Gedanken, in dieser erhitzten, robusten Person ihr „Käthchen“ zu sehen, laut gelacht haben.

„Was wissen Sie von dem Verlauf des Streites auf dem Rohns, Krusen?“ fragte das Fräulein unsicheren Tones.

„Ich habe mich beeilt, daß ich dazwischen aus gekommen bin,“ sagte die Stämmige weinerlich.

„Sie wissen also nicht, wie der Forstassessor mit den Studenten fertig geworden ist?“

„Nein, einer der jungen Herren sagte zu mir: ‚Olle Kamelle, Sie haben ja 'en sonderbaren Geschmack,' das war mir zu anzüglich und da machte ich aus der ungebildeten Gesellschaft weg."

Leontinens Lippen verzogen sich nun doch zu einem Lächeln. „Wer hat Ihnen bei den Briefen geholfen, Krusen?" fragte sie vertraulich; „korrigierte Tante Madeweiß daran?"

„Keine Menschenseele, Fräulein," versicherte Mamsell Pine empfindlich, „ich habe ja mein Buch," und sie langte einen stark gebrauchten Band vom Bord herunter; die Neugierige aber las: „Briefsteller für Liebende beiderlei Geschlechts." „Aha" — sagte sie, „und das „K.", da Sie doch Pine heißen?"

„Fräulein nennen mich ja selbst immer „Krusen"; auch bin ich Philippine Katharine getauft; also konnte mir der hübsche Name, den der Brieffreund mir gab, wohl passen."

„Na, vergessen wir die Thorheit!" Damit verließ die mißgestimmte junge Herrin ihre gebildete Haushälterin.

Kurze Zeit bevor die beiden Utings am Dienstage anlangten, erhielt Leontine durch den Postboten einen Brief, dessen bloßer Anblick sie mit seltsamem Erschrecken durchrieselte. Er trug ihre voll ausgeschriebene Adresse in Olgas wohlbekannter Handschrift. — Die Empfängerin flüchtete mit dem Unbegreiflichen in ihr Kabinett und schloß hinter sich ab. Sie öffnete; die Unterschrift bestand diesmal nicht aus einem schlichten „O.", sondern lautete: — „Otto Parisius".

Das Blatt entsank der zitternden Hand, Schwindel ergriff sie; jene von ganzer Seele geliebte, verständnisvolle Freundin und — „Er" waren eins!

Es währte einige Minuten, bis sie im stande war, klar zu sehen und das, was sie las, zu begreifen. Er schrieb:

„Angelockt von der Aussicht, mit einem jede Annäherung ablehnenden geliebten Wesen zu verkehren, habe ich unsere Korrespondenz begonnen. Ich habe Ihnen kein Wort geschrieben, das ich nicht als Mann und der Wahrheit gemäß wiederholen kann. Ist es Ihnen nun möglich, das herzliche Gefühl, welches Sie der liebenden „Olga" schenkten, dem werbenden „Otto" zu geben, so wissen Sie, daß Sie ein Herz beglücken, welches lange innig für Sie schlägt. Am Donnerstage hoffe ich Sie hier zu sehen und werde dann mein Schicksal mündlich von Ihnen hören."

Leontine fühlte sich in eine Flut von streitenden Empfindungen versetzt; zwei Wesen, die beide längst Bedeutung für sie gewonnen hatten, schmolzen in eins. Sie mußte nun die Züge der Getrennten und ihr verschiedenartiges Gefühl vereinen, um zu erkennen, wie sie zu diesem Ganzen stehe. Das war eine Aufgabe, die ihre Seele eigenartig in Anspruch nahm und tief bewegte.

Einmal wollte sie zornig auffahren und ihn „Betrüger" schelten, aber sie besann sich sogleich. Lag eine tadelnswerte Täuschung vor, so war diese von ihr begangen. Daß Otto sie als Mann anredete, für den sie gehalten sein wollte, durfte sie ihm ebenso wenig verübeln, wie daß er — anonym wie sie — nur mit einem Buchstaben unterzeichnete und sich ihre Uebertragung in „Olga" gefallen ließ. Trotz dem Vorwurf, der nach solcher Ueberlegung auf sie fallen konnte, fühlte sie sich doch frei von jeder Selbstanklage, da sie sich vollkommen bewußt blieb, aus den reinsten Beweggründen gehandelt zu haben. Leider hatte sie sich in dem Wesen der Menschen geirrt und vielleicht auch in dem Mittel fehlgegriffen, die Besseren herauszufinden.

Aus diesen Gedanken wurde sie unsanft aufgeschreckt, indem Annchen lebhaft an ihre Thür pochte: „Mach schnell auf, Utings sind da!"

Leontine konnte nicht umhin, den Vormund zu empfangen, sie verschloß rasch ihren Brief und öffnete die Thür, in der sich nun beide Mädchen mit gleich erregten Mienen und glühenden Wangen gegenüber standen. „Komm!" rief Leo und eilte hinaus, ihren Gästen entgegen.

Auch Tante Madeweiß war schon zur Stelle, als der Wagen mit Vater und Sohn vor der Hausthür hielt. Bruno sprang wie ein Gummiball über die geschlossene Wagenthür hinweg, stand vor Anna, ohne die anderen zu sehen, und ergriff mit beiden Händen ihre Rechte. „Da bin ich wieder," lachte er, „und nun soll ein Haupt-Ulk losgehen!"

„Den ich nicht mitmache," sagte sie schnippisch und sich halb abwendend, „ich bin jetzt ganz vernünftig geworden." Nahm er ihre Ausrede für Ernst, oder erkannte er ihre Verlegenheit, die sich so zu helfen suchte? Jedenfalls überschüttete er sie mit einem Strom von lustigen Reden, unter denen sie allmählich ihre volle Unbefangenheit wiedergewann.

Herr Theobald von Uting hatte sich mittlerweile der Tante und Nichte zugewandt und war von diesen ins Haus geführt worden. „Welche Freude, Sie so wohl zu sehen, meine Damen," sagte er in seiner halb galanten, halb behaglichen Weise, „und nun wollen wir dies liebe, junge Täubchen so lange flügge machen, bis es sich freiwillig wieder einfangen läßt."

„Das wird leider nie geschehen," klagte Tante Jüly, „ihr harter Sinn bleibt von dem sanften Blumenschmelz der Myrtenkränze ungerührt."

Bruno war mit Anna in den Garten geschlendert. Als sie sich einander so nahe fühlten, der Wonne des Beisammenseins hingegeben, sich sahen und hörten, nachdem sie sich so lange entbehrt, quoll in den beiden jungen Herzen ein heißes Glück auf. Wie hatten sie sich seit der gemeinschaftlichen Reise nach einander gesehnt! Aber beileibe nichts von dieser großen Empfindung merken lassen, nicht sentimental werden! Das war der vorherrschende Gedanke in den trotzigen jungen Gemütern. Derselbe erfüllte sie mit so viel Standhaftigkeit, daß sie scherzen und spotten konnten, als sei der eine nur das Stichblatt für die gute Laune des anderen. Sie spielten mit dem, was ihnen doch heilig war, und glaubten sich nicht, weil jeder die Grenze zwischen Scherz und Wahrheit selbst mühsam verhüllte.

„Ich habe mich wahrhaftig kolossiv nach Ihnen gesehnt," sagte er endlich, „finden Sie mich nicht traurig abgemagert, zum Schatten, zum Skelett heruntergekommen? Von wehmütigem Verschwind angehaucht?"

„Sicher nicht angehaucht, nur angeheuchelt!"

„O, Sie Ungläubige, warum sind Sie auch gerade mit so viel Reiz behaftet!"

Der Ruf zum Thee unter der Veranda unterbrach diese mit einer wahren Empfindung spielende Neckerei der jungen Leute, die beide sich so tapfer sie konnten gegen weiche Hingabe wehrten; unter den Augen der anderen hatten sie sich nun doch einigen Zwang aufzuerlegen und der allgemeinen Unterhaltung anzuschließen.

Auch Fräulein von Madeweiß war jetzt besonders froher Laune; die Post hatte ihr eben eine langentbehrte Freude, einen Brief ihrer teuren Schwanenflügel gebracht. Diese wußte nichts vom Rendezvous am Radaufalle, sie hatte eine andere, längere Reise unternommen gehabt und bat, Jüly solle, wenn sie ihre majorenne Nichte verlassen könne, zu ihr nach Berlin kommen, wo sie eine Zierde des ästhetischen Kreises sein werde, der sich um die Dichterin schare.

Welche Hoffnung für die Chanoinesse! Sie teilte ihre Aussichten in begeisterten Worten den Fremden mit. „Im poetischen Schaum der Kaiserstadt zu schwelgen," lächelte sie, mit gen Himmel gerichtetem Blick. „Welch ein Genuß! Eingeflochten in die Strahlenkrone edelster Geister, hingegeben dem Duft werdender Lyrik, umschlungen von der Freundschaft Tempelbau — er schweigt die Phantasie vor dem Höhenmaß solchen Daseins!"

Herr von Uting sprach die Hoffnung aus, seine liebenswürdige Freundin, falls sie reise, auch bei sich zu sehen, und Leontine erklärte, das Zimmer der Tante werde ihr immer bewahrt, sie immer ihr lieber Gast bleiben, wenn nun auch die Führung des Hauswesens in die Hände der eigentlichen Herrin übergehen müsse.

„In meinem Stifte hat man sich auch schon zärtlich nach mir gesehnt,“ meinte Jüly, selbstgefällig lächelnd. „Es ist fast grausam, daß ich mich den Klosterschwestern so lange entzogen habe.“

Abends, als Philippine die Locken ihrer Gönnerin aufwickelte, sagte diese: „Es wird mir eine schwere Trennung sein, liebes Fräulein Kruse, wenn ich von hier gehe und Ihre angenehme Aushilfe entbehren muß. Es kommt mir auch ganz unnatürlich vor, Sie Zartfühlende unter dem Regimente meiner derben Nichte zurückzulassen. Wie wäre es, wenn Sie mich als Jungfer und Gesellschafterin begleiteten?“

Pine Kruse war außer sich vor Vergnügen über diesen Vorschlag; sie küßte die Löckchen und Hände der Gütigen und erklärte, Holzhausen sehr gern verlassen zu wollen. Der Gedanke an den Briefwechsel mit ihrer Hausherrin verleidete ihr den Aufenthalt. Und welche Aussicht für ihre Bildung, wenn sie dereinst in Berlin einen ästhetischen Thee würde bedienen dürfen!

Während in der folgenden Nacht Anna von einem köstlichen Garten voll unbekannter Früchte träumte, in dem sie Arm in Arm mit Bruno von Uting lustwandelte, lag Leontine schlaflos da. Sie hatte zum erstenmal die Verbindungsthür zwischen Annchen und sich leise abgeschlossen, dann alle Briefe „Olgas“ oder „Ottos“ auf ihr Nachttischchen getragen und las nun bei brennendem Lichte jene wieder und wieder.

Ein schwerer Kampf mit ihrem Herzen, ihrem trotzig hochgehaltenen Mädchenstolz, ließ sie die ganze Nacht nicht zur Ruhe kommen.

Niedergedrückt durch den Mißerfolg ihres mit so vielem Eifer ergriffenen Unternehmens, hatte sie viel von ihrem Selbstgefühl und Thatendrang eingebüßt und empfand zum erstenmal das Bedürfnis der Anlehnung. Anderseits legte sich, gerade weil derartige Empfindungen auf der Seite des „Für“ mitzogen, der Stolz auf das „Wider“. Was sollte sie thun? Sollte sie morgen mitfahren, ihm Aug' in Auge gegenüber stehen, ihn, treu ihrer Selbständigkeit, streng abweisen? Warum sollte sie nicht ihrem Plane, nur für des eigenen unterdrückten Geschlechtes Wohl zu leben, nachkommen? Der mißglückte Versuch, auf dem Wege der Annonce die rechten Hilfsbedürftigen zu finden, hatte ihr ja nichts verdorben, sondern sie nur klüger gemacht. Es erschien ihr immer noch edler, ein Asyl für Verlassene, für kranke Frauen, oder für Waisenmädchen in Holzhausen zu gründen, als sich nur einem einzigen hinzugeben und in den gewöhnlichen Banden der Ehe zu leben, wie viele Tausend andere. Was hinderte sie, ihren Vorsätzen, ihrer besseren Ueberzeugung treu zu bleiben? Wie konnte sie daran denken, in die nächste Gemeinschaft mit einem Manne, dem Widersacher ihres Geschlechtes zu treten? „Dies ist nichts als eine Versuchung, mein hilfsbereites Herz den gemeinnützlichen Bestrebungen für unser Geschlecht zu entfremden,“ murmelte sie vor sich hin. „Die Liebe macht schwach, willenlos, hingebend; ist es ein Glück, sich erbärmlich zu fühlen? Nein, nur dem Feststehen, dem Kraftbewußtsein, entspringen Glücksgefühle!“ Und doch dachte sie daran, schwach zu sein, dachte immer wieder daran. Jetzt wie an eine Versuchung zur Untreue an den eigenen heiligen Vorsätzen, dann wie an ein Lebensglück, das unrecht war, anzunehmen, während sie meinte, mit sich und ihren Kräften in anderer Weise mehr ausrichten zu können. „O, leidiger Egoismus, du bist es, der mich umgarnt,“ flüsterte sie. Allein das verführerische Bild der Vereinigung, der süße Gedanke, einem teuren Wesen mit ihrem Ich, ihrer Hingabe, Glück bereiten zu können, fiel immer wieder zu Ottos gunsten in die schwankende Schicksalswage und hielt den Kampf, der Leontinen zuletzt vorkam wie ein Streit zwischen Pflicht und Herz, bis zum hellen Tage unentschieden.

Am andern Morgen stand Mamsell Kruse mit hochgetragenem Kopfe in ihrer Küche. Das Wörtchen „Jungfer“ war ihrem Gedächtnisse gänzlich entfallen, sie fühlte sich als „Gesellschafterin“ der Chanoinesse und erklärte der staunenden Lotte und den beiden Viehmägden, daß sie unter jener Würde ihren hiesigen Dienst verlasse und mit dem Fräulein von Madeweiß nach Berlin gehen werde.

Quosig lehnte, während diese Eröffnung stattfand, an der Anrichte und schnitt sich ein Butterbrot. Er sagte garnichts dazu, aber die Ueberlegung wurde so mächtig und drängend in ihm, daß er sein Brot hinlegte und hinausging.

Bald darauf sah die Haushälterin, daß sie zu ihrem heutigen Geburtstagsdiner noch einiger Gurken bedürfe; sie begab sich also in den Garten, um jene von Quosig zu holen. Bereitwillig ging er mit ihr zu den Beeten und schnitt ab, was sie brauchte. Während er mit Händen und Aermel an den Gurken wischte, redete er darüber, daß es nichts tauge, wenn der Mensch allein sei.

„Da Sie nu weg wollen, Mamsell Krusen," fuhr er heute sonderbar kleinlaut und verlegen fort, „ist es Zeit, daß ich ordentlich mit Sie spreche. Ick weit ja: Gewohnheit is de tweite Natur, aber frien is ne schöne Mode! — Wo wer' et nu, wenn wir unsere Lumpen zusammenschmissen? Ich habe wol 'mal mit die Heuforke gewinkt, mir aber nie deutlich ausgesprochen. Sie als rechtliche Person, konnten nich' anders als spröde thun. Nu' aber wird es ernsthaft, und ich wollte Sie man fragen, ob Sie mir nich' heiraten möchten."

„Sie haben sich diesmal recht anständig benommen, Herr Quosig," erwiderte Pine, „und ich danke Ihnen für den ehrenvollen Antrag; es will mir aber nicht in den Sinn, immerzu nur für Sie allein hier auf Holzhausen zu sitzen. Wenn Sie selbst von weiblicher Geburt wären, würden Sie wohl ein besseres Einsehen in mein Recht haben, mich freiwillig zu bewegen. Die Welt ist groß, und der Mensch hat mehr zu thun; besonders darf einer seine Bildung nicht vernachlässigen. Dafür habe ich nun bestens gesorgt, indem ich mit unserer gnädigen Stiftsdame nach Berlin in die höheren Kreise mache. Das arme gnädig' Fräulein kann ja nicht ohne meine Gesellschaft fertig werden" — damit nahm sie ihre Gurken an sich und ging würdevoll in die Küche.

Quosig blickte ihr erschrocken nach, alle die lustigen Fältchen in seinem Gesichte waren langgezogen. „Ein hochnasigtes Menschenkind," knurrte er und kraute sich in seinen ergrauenden Haaren. „Na, Fräulein Leontinchen hat doch am Ende recht, daß Freien nichts taugt; so will ich's denn wie sie machen und ledig bleiben."

Nach der Feier des Geburtstagsmorgens kam Herr von Uting in Leontinens Zimmer, um seiner Mündel den Stand ihrer Angelegenheiten vorzuführen und Rechenschaft über die Verwaltung des ihm Anvertrauten abzulegen. Als die Geschäfte erledigt waren, sagte Uting: „Morgen sollen wir ja nun zu den biederen Schröters fahren, am Freitage denke ich aber, gehen wir zum Amtsgericht und schließen die Vormundschaftsrechnung bündig ab."

„Ob ich morgen mit nach Grünhagen fahre," antwortete Leontine, während ihre Wangen sich dunkel färbten, „weiß ich noch nicht, für das Geschäftliche stehe ich Freitag zu Diensten."

„Wie, mein Kind, die braven Oberförsters sollten ihre Fete ohne die Krone derselben loslassen? Das wäre denn doch fatal! Was gibt es gegen die Gesellschaft einzuwenden?"

„Mädchen haben ihre Launen," stammelte die Bedrängte achselzuckend.

„Dagegen hast du dich ja immer mit Hand und Fuß verwahrt."

„Man ändert sich."

Später wanderte Vater Uting mit seinem Sohne in einem der schattigen Boskettgänge des Gartens auf und ab. Bruno redete eifrig auf den alten Herrn ein, der etwas bedenklich vor sich hin schaute.

„Du gibst doch selbst zu, Papa, daß sie reizend ist."

Der Vater nickte und schmunzelte: „Ein süßes Ding, hast recht, — aber heiraten — ihr seid beide zu jung."

„Ich weiß selbst nicht, wie ich auf den Einfall komme, aber ich halte es nicht mehr neben ihr aus, ohne sie in meine Arme zu reißen und durchzuküssen. Sie hat

mich keineswegs mit ihrer Nettigkeit fest gekriegt. Entweder will ich, wie ich hier stehe, abreisen, geradezu ins Unglück hinein, oder du mußt sie mir geben."

„Na — dann in Gottesnamen! Aber was wird deine Mutter dazu sagen!"

Es war am Donnerstag. Gleich nach dem Essen schlüpfte Annchen mit dem frisch ausgebügelten weißen Kleide der Freundin über dem Arm in Leontinens Zimmer.

„So," lachte die Kleine, die selbst schon festlich geschmückt war, vergnügt, „nun leg' 'mal deinen alten dunkeln Herrenrock ab und ziehe dich an, wie es einem hübschen, jungen Geburtstagskinde zukommt. Es ist ja purer Unsinn, nicht mitzuwollen und dazustehen, als hättest du 'en Mord auf der Seele."

Leontine lehnte allerdings mit düsterer Miene am Fenster; sie hatte die brennende Stirn an die Scheibe gelegt und wandte sich nur langsam um, da sie sich scheute, die Thränenspuren auf ihrer Wange der lustigen Freundin zu zeigen. Noch immer schwankte sie unter Seelenpein zwischen dem entscheidenden: soll ich oder soll ich nicht?

Anna that, als merke sie von all der Qual, all den Kämpfen gar nichts. Sie hüpfte um die Ernsthafte her, plauderte dies und das, kramte herbei, was jene sonst noch zu ihrem Anzuge gebrauchen mochte, und nahm als selbstverständlich an, was Leo immer noch für unentschieden gehalten. So kam es, daß die schwermütige Ueberlegung ein Ende gewann, und Leontine, sie wußte selbst nicht wie, sich in der ungewohnten Kleidung vor dem Spiegel fand, umtanzt von ihrer in die Hände schlagenden Gefährtin, die sich gar nicht genug über das hübsche Aussehen der Geputzten freuen konnte. Dann kam die Kleine noch mit zwei frischen roten Rosen gelaufen, von denen sie eine Leo, die andere sich selbst vorsteckte.

Im nächsten Augenblicke fuhr unten der Wagen vor. „Nun rasch Hut, Schirm und Handschuhe, guter Leo!" bat Annchen, und dann liefen beide Mädchen miteinander die Treppe hinunter.

Quosig, der den Kutscher machte, sah sich ganz erstaunt nach seiner Herrin um. „Alle Wetter, ist die heute schmuck," dachte er, „sieht doch netter aus, als wenn sie dem jungen Herrn sein Sommerzeug anhat."

Die andern waren auch der Meinung, daß Leo das Weiß gut kleide, und sprachen sich anerkennend darüber aus. Als Leontine nun in fröhlicher Gesellschaft — denn sowohl das alte wie das junge Paar scherzte und lachte — durch die eignen Felder und dann durch den schönen Wald dahin fuhr, bemächtigte sich ihres Herzens ein aufquellendes Wonnegefühl, ein Sehnen und Hoffen, ein Frohlocken und Zagen, wie sie es nie gekannt. Ja, der Mensch sollte und durfte dem natürlichen Drange zum persönlichen Glücke folgen. Man konnte in jeder Lage wohlthun und für andere leben. Wo sich kein Unrecht mit der Befriedigung eines natürlichen Herzenswunsches verband, da gestattete der gütige Schöpfer das Begehrte. Und was sie vor allem andern ersehnte, das wußte sie jetzt ganz genau. Welch ein Trost, endlich mit sich im Reinen zu sein!

Freudiger Empfang wartete der kleinen Gesellschaft in Grünhagen. Vier ländliche Musikanten standen unter den alten Eichen vor dem Forsthause und spielten lustige Weisen. Geputzte Gäste bewegten sich auf dem Rasen unter den Bäumen, ein reich besetzter Kaffeetisch blinkte mit weißem Tuch und buntem Geschirr durchs Grün herüber. Schröters empfingen die Ankommenden mit Herzlichkeit. Leontine verstand indes wenig von des guten Oberförsters lebhafter Begrüßung; sie hatte nur einen einzigen Blick in ein freudestrahlendes Augenpaar gethan, aber dieser Blick hatte sie so verwirrt, daß sie für mehrere Minuten gar nichts mehr sah und hörte. Am Kaffeetisch unter den Anreden der Bekannten fand sie sich wieder.

Nach dem Kaffee, als man sich zwanglos bewegte, stand Parisius plötzlich neben ihr. „Darf der Freund auf dem Grunde weiter bauen, den die Freundin gewonnen?" raunte er ihr zu.

Sie nickte mit scheuem Augenaufschlag; wo war ihre kühle Sicherheit geblieben? Als

er sie so verändert sah, wußte er, daß er gesiegt habe. Ein stolzes Gefühl der Befriedigung schwellte sein Herz, schweigend wandelten sie unter den Bäumen dahin.

„Leontine“, hob er endlich gepreßt an — ihm war, als müsse er in Jubel ausbrechen, so bald er nur die Lippen öffnete, — „Leontine teures, herrliches Mädchen, wollen Sie mit mir vereint versuchen, Ihre Ideale zu verwirklichen? Wollen wir, eins das andere stützend, dem Leben einen zweifachen Reiz, einen zweifachen Segen abgewinnen?“

Sie blickte zu ihm auf und reichte ihm die Hand. „Ich will alles Gute — alles, was Sie wollen.“

Sie waren hinter einem Haselgebüsche angekommen; hier legte er die Arme um ihre Schultern, küßte sie wie von heiliger Scheu erfüllt und flüsterte: „Meine Braut!“

Dann lachten sie beide, als sie sich umsahen; dies war ja das Gesträuch, an dem er vor kurzer Zeit ihren Braunen eingefangen hatte. Waren sie denn noch dieselben Menschen wie damals?

Als sie sich anschickten, zur Gesellschaft zurückzukehren, trat ihnen aus einem anderen Gebüsch Bruno, sein Annchen am Arm, entgegen. Beide Paare hatten mit einer leichten Verwirrung zu kämpfen. Die Freundinnen überwanden jedoch diese Anwandlung in einer herzlichen Umarmung. „Mir däucht“, sagt Otto lächelnd, „hier haben sich vier zusammengefunden, die alle ‚auf dem nicht mehr ungewöhnlichen Wege‘ — der Ehe, glücklich zu werden hoffen.“

„Richtig“, antwortete Bruno, „was bleibt uns über beide Ohren verliebten Leuten anderes übrig?“

Man kehrte nun in heiterem Gespräch zur Oberförsterei zurück. Welche Ueberraschung für die ganze Gesellschaft! Und wie war es dem Forstassessor gelungen, sich das spröde Fräulein von Rosla zu gewinnen?

Glückwünsche überfluteten die beiden jungen Paare; das Erstaunen, die Aufregung nahmen kein Ende.

„Sehen Sie wohl, Verehrteste,“ sagte Herr von Uting vergnügt zum Stiftsfräulein, „das Täubchen hat sich doch gutwillig wieder ein Netz überwerfen lassen, die lästige Freiheit hat nur einen Tag gedauert.“

„Nicht jede ist so schmetterlingsartig gebildet,“ entgegnete Fräulein Jüly feierlich, „um über die Blumenkelche und Klippen des Lebens unversengt hinweg zu gaukeln.“

Etwas von der inneren Seligkeit der Verlobten schien sich dem ganzen Kreise mitzuteilen, man hatte lange Zeit keine fröhlichere Gesellschaft gesehen. Nur der junge Herr von Grips schlug sich tief betrübt in die Büsche.

E n d e.

Die Branntweinfrage in der Schweiz.

Von

Dr. Fritz Baur in Basel.

Als im Sommer 1884 die eidgenössischen Räte beschlossen, von Staats wegen der Branntweinpest entgegenzutreten, da fing man im ganzen Lande an, sich mehr als bisher mit der Alkoholfrage zu befassen, und es war damals ein vielgehörtes Wort, das Uebel müsse „konzentrisch" bekämpft werden. Man wollte darunter verstanden wissen die Kriegführung, welche nicht mit einfachem Frontangriffe sich zufrieden gibt, sondern den Gegner umzingelt und von allen Seiten andringend ihn gleichsam erdrückt. Die stärkste Hilfe erwartete man ziemlich allgemein vom Staate, getreu dem Zuge unserer Zeit, nach welchem man in der Republik mehr noch denn anderswo durch den Staat fast ausschließlich Heilung von allen Krankheiten des Gesellschaftskörpers, Rettung von jeglichem Elend, Erlösung aus jeder widerwärtigen Lage auch für den einzelnen fordert. Neben den sozialistischen Strebungen ging her eine mächtige Bewegung in unserem stark ausgebildeten und weit verbreiteten Vereins- und Gesellschaftswesen. Der Kampf gegen den Alkoholismus wurde plötzlich Mode, jedermann wollte sich daran beteiligen, überall sann man auf Mittel und Wege, den Schnapsgenuß zu mindern. Die Gemeinnützigkeit erblickte ihre Waffe vorzüglich in der Beschaffung nahrhafter, wohlschmeckender und dabei doch möglichst billiger Nahrungsmittel. Auch den Zuzug der bisher in weiten Kreisen, besonders in den staatlichen, ziemlich gering geachteten Mäßigkeitsvereine dachte in diesem Kampfe niemand zu missen. Im Gegenteil, diese „Fanatiker" wurden als unerschrockene Vorkämpfertruppe mit doppelter Freude begrüßt und benützt; die Mitglieder solcher Vereinigungen tragen den Gedanken der Enthaltsamkeit von allem Alkohol bis ins entlegenste Dorf und bringen der Bevölkerung überall nach und nach die Erkenntnis bei, daß ein Einhalten im Genusse des verbreitetsten Giftes dringend notwendig sei, sofern nicht der einzelne und die Gesamtheit einem langsamen Untergang entgegensiechen soll. Endlich erhob auch die Wissenschaft ihre Stimme; nicht nur daß Aerzte, Physiologen und Statistiker in den für ihresgleichen bestimmten Büchern und Tabellen die Schädlichkeit übermäßigen Alkoholgenusses wissenschaftlich an unwiderleglichen Zahlenreihen nachwiesen, man trat auch unter das Volk mit diesen Ansichten, und in mancher Dorfkirche hat der Arzt bei den Mäßigkeitsversammlungen die Kanzel bestiegen und den staunenden Bauern eine neue Botschaft populär-wissenschaftlich ausgelegt. Ja es ließ sich ein hoch angesehener Universitätslehrer vernehmen, der in gemeinverständlichem Vortrage nicht die Schäden

der Unmäßigkeit, sondern die Verderblichkeit jeglichen Alkoholgenusses schlechthin nachwies und mit feurigen Worten völlige Enthaltsamkeit predigte. Es gelang dem Manne sogar, auf der Universität Basel einen Studentenverein ohne Bier oder sonstigen Alkohol zu begründen, welcher bei Selterswasser und Milch seine frohen Kommerse soll gefeiert haben. Wir wissen nicht, ob der Verein noch besteht; wohl aber kennen wir unter den Studierenden unserer Hochschule verschiedene, welche auf eigene Faust Enthaltsamkeit üben und sich vorzüglich dabei befinden.

Wenn in den folgenden Blättern von Alkoholgegnern die Rede ist, so verstehen wir darunter in der Regel nicht die Feinde alles und jeglichen Alkoholgenusses, sondern lediglich die Feinde des Mißbrauchs geistiger Getränke. Wir stehen nicht auf dem Standpunkte englischer Abstinenzler, welche auch mäßigen Weingenuß als Sünde verdammen und hierauf bezüglichen Bibelstellen Gewalt anthun, um sie ihren Zwecken dienstbar zu machen, und welche den Alkohol eine „Gabe des Teufels“ nennen, während doch nur menschliche Verkehrtheit das göttliche Geschenk vielfach in sein Gegenteil verwandelt. Nur wo ein Gewohnheits-Säufer, um sich von seinem Laster zu retten, volle Enthaltsamkeit übt, oder wo zur Unterstützung eines solchen in seinem schweren Kampfe ein anderer freiwillig das Gelübde der Enthaltung auf sich nimmt, da vermögen wir eine Berechtigung dieser letzteren anzuerkennen.

* * *

Der schweizerische Mäßigkeitsverein, dessen Mitgliedern Enthaltung von allem Alkohol Pflicht ist, zählte im Herbste des Jahres 1887 im ganzen 4500 Angehörige. Er besteht zu einem großen Teil aus ehemaligen Säufern, welche durch die Bemühungen von Mitgliedern des Vereins dem Elend entrissen, ihrer Familie und ehrlicher Arbeit wiedergegeben wurden. An der Spitze stehen vielfach Geistliche, wie denn ein stark religiöser Zug unsre Mäßigkeitsvereine kennzeichnet. In diesem Umstande liegt aber auch eine Gefahr für die „Temperenz“. Es liegt uns fern, die Notwendigkeit der Religion auch für diesen Zweig menschlicher Liebesarbeit in Zweifel zu ziehen; das Christentum erst macht den „Temperenzler“, welcher sich aus der Sklaverei des Lasters wieder zu einem freien menschlichen Dasein emporgerungen hat, wirklich zum geretteten Säufer. Allein in diesen Kreisen wird u. a. das „Zeugnisreden“ nach methodistischer Art oft und viel betrieben. Da können wir uns denn der Befürchtung nicht enthalten, es möchte manchmal eine Seele der Trunksucht entrissen werden und dafür dem geistlichen Hochmut und der Heuchelei verfallen. Diese Gefahr liegt um so näher, als es doch auch für die Religiosität einer gewissen Vorbildung bedarf. Woher das Verständnis für die höchsten Schätze unsres Glaubens kommen soll bei einem Menschen, der noch vor kurzem in beständigem Branntweinrausche hindüselte, das ist schwer abzusehen. Ein erziehliches Vorgehen, ein Fortschreiten vom leicht Verständlichen zum Schwierigern, erscheint auch hier sehr angezeigt; sonst werden sich die armen Bekehrten für ganz besonders begnadigte Geschöpfe halten; das stets wiederholte öffentliche „Zeugnis“ über die Errettung gebiert Heuchelei, und das Gleichnis von der Austreibung des Teufels durch Belzebub muß wieder Anwendung finden. Auch sonst gibts bei den Mäßigkeitsvereinen noch Auswüchse zu beschneiden. Wir erwähnen die sogenannten „Hoffnungssektionen“ für Kinder unter 15 Jahren, welche das Enthaltsamkeitsgelübde auf sich genommen haben. Für solche Kinder ist Milch das selbstverständliche, einzig richtige Getränk und somit jedes besondere Gelübde der Enthaltsamkeit vom Alkohol ein Unsinn. Wir geben gerne dieser Ueberzeugung inbetreff der Mäßigkeitsvereine bei diesem Anlaß Ausdruck, da eine kürzere, nicht genauer begründete Aeußerung ähnlichen Inhalts, welche wir an dieser Stelle thaten, seiner Zeit manchen Orts Kopfschütteln erregte. Wir erkennen dabei aufs bereitwilligste den großen Nutzen an, welcher der menschlichen Gesellschaft aus der Thätigkeit der Mäßigkeitsvereine erwächst. Gar viele

anscheinend rettungslos dem Schnaps verfallene Menschen wurden durch Bemühung von „Temperenzlern“ einem mäßigen Wandel, redlicher Arbeit, ruhigem Familienleben wieder gewonnen. Mehr noch als diese höchst anerkennenswerten Erfolge der Mäßigkeitsvereine interessieren uns hier deren Bestrebungen in propagandistischer Hinsicht. Auf diesem Gebiete leisteten sie der gegen übermäßigen Alkoholgenuß gerichteten Zeitströmung den schätzbarsten Vorschub; denn ihre sonstigen thatsächlichen Erfolge, so wertvoll sie für den einzelnen Geretteten und für dessen Angehörige sein müssen, fallen für die Gesamtheit nur wenig in Betracht.

Jede „Sektion“ des schweizerischen Mäßigkeitsvereins pflegt von Zeit zu Zeit neben den regelmäßigen Zusammenkünften öffentliche Versammlungen für jedermann abzuhalten. Dabei bindet sie sich nicht an eine bestimmte Ortschaft oder an dasselbe Lokal, sie wechselt vielmehr gerne den Schauplatz. Mit Vorliebe werden diese Versammlungen anberaumt für Ortschaften, wo eine „Sektion“ noch nicht besteht. Gewöhnlich gibt der Ortsgeistliche die Kirche zur Versammlung her, verleiht wohl auch durch seine persönliche Anwesenheit der ganzen Sache ein erhöhtes Ansehen. Die Mäßigkeitsversammlung pflegt nicht nur von den kirchlich gesinnten Kreisen, sondern ebenso zahlreich von den weniger ernst Denkenden aufgesucht zu werden, welche der Bewegung mit Mißtrauen zusehen. Auf den einleitenden Vortrag eines Freundes oder Gönners der Mäßigkeitssache folgt hier der Gesang eines Kirchenchors, dort eines aus ehemaligen Trinkern zusammengesetzten Quartettes, deren nicht wenige bestehen; gerettete Säufer erzählen die Geschichte ihrer Heilung oft in recht drastischer Sprache, dazwischen erschallt Gemeindegesang, und Gebet beschließt die Versammlung. Man mag über ein solches Mäßigkeitsfest und dessen in den Einzelheiten vielfach an amerikanische „Revivals“ erinnernden Verlauf denken, wie man will; der Propagande für Bekämpfung des Alkohols dienen solche Tage gewiß. Wie vieles wird doch gewonnen schon dadurch allein, daß in weiteren Kreisen ein Begriff von der Schädlichkeit übermäßigen Branntweingenusses erwacht, daß hier und da einem allzu eifrigen Freunde geistiger Getränke der Stachel ins Gewissen gedrückt wird! Oft wirkt es beinahe erheiternd, wie solche, die bisher der ganzen Bewegung ferne standen und sie nur durch die Brille der Wirte und der mit diesen verbundenen „Kenner“ betrachteten, nach dem Besuch einer Mäßigkeitsversammlung gestehen müssen, die hier verfochtenen Grundsätze seien eigentlich so verrückt nicht, und das blaue Band im Knopfloch, das Zeichen der Zugehörigkeit zum Mäßigkeitsverein, noch nicht ohne weiteres eine Freikarte ins Irrenhaus. Fast regelmäßig nach einer Mäßigkeitsversammlung auf dem Lande finden solche Stimmen ihren Ausdruck in der betreffenden Lokalpresse und wirken gewiß ihr Gutes noch an manchem Orte, wo man die an der Versammlung selber von lauter Mitgliedern und Freunden des Bundes gesprochenen Worte mit mehr Mißtrauen aufzunehmen geneigt war als dies Urteil eines Unbeteiligten, dem man Voreingenommenheit nicht zutraut. Es stände zu wünschen, daß mehr noch als bisher die Aerzte an der Mäßigkeitsbewegung sich beteiligten. Erfahrungsgemäß übt auf die Menge ihr Wort einen bedeutenden Eindruck. Der Arzt kann bloße Mäßigkeit im Alkoholgenuß empfehlen, um nicht durch das Lob gänzlicher Enthaltsamkeit lästige Konsequenzen über sich zu nehmen. Uebrigens enthält sich auch von den Geistlichen, welche zu gunsten der Mäßigkeitsvereine auftreten, selten einer gänzlich des Alkohols, und dennoch verfehlen ihre Worte nicht die beabsichtigte Wirkung. Denn der Hauptnachdruck pflegt je und je auf dem übermäßigen Trinken zu ruhen; gänzliche Enthaltung wird nur dem eigentlichen Säufer empfohlen, welcher auf andere Weise seinem Laster nicht entkommt.

Wie bereits erwähnt, tritt im schweizerischen Mäßigkeitsverein ein religiöser Zug neben dem nächstliegenden Zwecke des Bundes stark hervor. Die Nachteile, welche damit zusammenhängen, haben wir oben schon besprochen, und es bleibt uns nun die angenehmere Pflicht, auf die Vorteile hinzuweisen, welche aus dieser Verbindung mit der Religion dem Vereine erwachsen. Mancher ernstgesinnte Christ nämlich, von den

religionslosen Kreisen gänzlich zu schweigen, ist geneigt, diesen Umstand als der Verbreitung der Mäßigkeitsbewegung durch alle Schichten der Bevölkerung hinderlich zu beklagen. Wir sehen vielmehr in dem Umstande, daß die deutsche Bewegung der 40er Jahre, welche das religiöse Moment unbeachtet ließ, so kläglich im Sande verlief, sowie darin, daß heutzutage dies- und jenseits des Atlantischen Meeres kaum ein Mäßigkeitsverein besteht, der nicht wesentlich auf religiöser Grundlage beruhte, eine Gewähr dafür, daß dieser Kampf gegen die Trunksucht zu schwer ist für den, der nicht immer wieder seine Freudigkeit stärken kann durch das Gebet zu dem, dessen Kraft unerschöpflich ist. Denn man gebe sich keinen Täuschungen hin; etwas anderes ist es, als barmherziger Samariter den durch Trunk vertierten Säufern nachgehen, sie durch sanfte Ueberredung zu einem Versuche mit der Mäßigkeit bringen, ihnen stets wieder Mut und Ueberzeugung stärken; und etwas anderes wiederum, vom behaglichen Arbeitszimmer aus, getrieben von höchst anerkennenswerten menschenfreundlichen Gefühlen, die Gründung einer Kaffeehalle beschließen oder in den abstrakten Höhen der Wissenschaft die Schädlichkeit des Alkoholgenusses nachweisen!

Gesetzt auch, es hafteten dem schweizerischen Mäßigkeitsverein mehr und schwerere Mängel an als die bisher erwähnten, wie sie keiner menschlichen Bestrebung erspart bleiben, so würde doch stets sein Hauptruhmestitel darin bestehen, daß er den besserungsbedürftigen Säufern einen Sammelpunkt bietet, und daß er da, wo sich mehr Trinker zu gleichem Zwecke zusammenfinden, den armen Mitbrüdern ihren Kampf erleichtern hilft. Es gehört eine Charakterstärke dazu, wie sie bei den durch Trunk heruntergekommenen Menschen am allerwenigsten sich findet, den Alkoholismus selbständig zu bekämpfen; das Gefühl der Gemeinsamkeit dagegen, das Bewußtsein, daß noch eine Schar von Kameraden Hohn und Spott mitträgt, mitstreitet, mitbetet, dieses Bewußtsein stärkt und läßt alle die Unannehmlichkeiten, welche das blaue Band seinen Trägern zuzieht, leichter erscheinen.

Kommt doch überall, wo mehrere sich zu gleichem Zwecke zusammenfinden, diese schöne Folge gemeinsamer Interessen zur Geltung; auch anderen Vereinigungen kommt sie zu statten, welche in der Schweiz weniger ausschließlich als der Mäßigkeitsverein ähnliche Zwecke verfolgen. Hier sei als Beispiel nur der „landwirtschaftliche Mäßigkeitsverein des Kantons Bern“ genannt; dieser besteht zum größten Teil aus Großgrundbesitzern, welche sich verpflichten, ihren Angestellten allen Schnaps vorzuenthalten, ein in dieser Gegend doppelt verdienstliches Beginnen.

Die Bestrebungen der Mäßigkeitsvereine jeder Art kommen aber stets nur einzelnen zu gute. Was wollen die, hoch gerechnet, 2000 durch den Mäßigkeitsverein geretteten Trinker besagen gegenüber den Zehntausenden, welche im Alkohol versumpfen? Was bedeuten die paar Hundert Großgrundbesitzer, welche keinen Schnaps ausschenken, gegenüber den Tausenden, die dies thun? Vor einem so tief gewurzelten, so allgemein verbreiteten Uebel, wie es der Alkoholismus ist, stehen Privatpersonen, auch wenn sie sich zu Vereinigungen zusammenschließen, machtlos da. Ueberhaupt gibt es schließlich nur ein Mittel, welches dem Elend gründlich abzuhelfen vermöchte: die überall sich Bahn brechende Erkenntnis, daß das Laster der Trunksucht die davon ergriffene Bevölkerung über kurz oder lang ausstreicht aus der Zahl der lebenden Stämme. In unseren modernen Verhältnissen vermag außer dem Staate niemand den wohlmeinenden Zwang auszuüben, welcher allein jener Ueberzeugung Bahn bricht. Kaum irgendwo erscheint das Eingreifen des Staates in die Verhältnisse des einzelnen so durchaus gerechtfertigt wie eben hier; wenn er inbezug auf den Alkoholkampf mit weitgehenden Befugnissen ausgerüstet würde und sie vernünftig anwendete, so dürften bald auch andere Aufgaben, wie Kranken- und Altersversicherung, viel von ihrer abschreckenden Schwierigkeit verlieren.

Die Ueberzeugung von der Notwendigkeit staatlichen Einschreitens hatte sich in der Schweiz bei den denkenden Kreisen längst Eingang erzwungen und sich schon

bei der Volksabstimmung vor 3 Jahren deutlichen Ausdruck geschaffen. Damals wurde bekanntlich vom Volke mit ganz bedeutender Stimmenmehrheit eine Verfassungsänderung genehmigt, welche nicht nur dem Bunde das Recht zusprach, den Alkoholgenuß auf gut scheinende Weise einzuschränken, sondern auch erlaubte, wenn es dieser Zweck erfordere, den so oft als „Perle" der 1874er Verfassung gepriesenen Grundsatz der Handels- und Gewerbefreiheit wenigstens in bezug auf die Wirtshausfreiheit preiszugeben. Die Arbeiten unserer Exekutive, des Bundesrates, welcher, sobald diese Verfassungsbestimmung in Kraft trat, den Entwurf eines entsprechenden Gesetzes vorbereitete, wurden überall mit gespanntester Aufmerksamkeit verfolgt. Drei in ihren Grundlagen durchaus verschiedene Entwürfe wurden schließlich den ad hoc bestellten Kammerausschüssen vorgelegt, und diese entschieden sich einstimmig für den auf dem Gedanken des Verkaufsmonopols beruhenden Entwurf, den sie mit wenigen unwesentlichen Aenderungen den Räten zur Annahme empfahlen. Im National- und im Ständerate wurde das Gesetz nach Ueberwindung eines schwachen Widerstandes angenommen und hätte nun unserer Verfassung zufolge in Kraft treten können, wenn nicht in der Frist von 3 Monaten nach dessen Veröffentlichung 30,000 Unterschriften wären gesammelt worden, welche noch den Entscheid aller Stimmfähigen über dasselbe verlangten (Referendum). Am 11. Mai 1887 kam's zur Abstimmung. Das Gesetz gelangte mit einer glänzenden Mehrheit zur Annahme; noch in gegenwärtiger Stunde beschäftigt sich der Bundesrat mit der Einführung seiner einzelnen Bestimmungen und vor kurzer Zeit wurden an die kantonalen Regierungen zum erstenmal jene Betreffnisse aus dem Alkoholgewinne des Bundes ausbezahlt, von denen weiter unten noch die Rede sein wird.

Das eidgenössische Alkoholgesetz nimmt das Recht zur Herstellung und Einfuhr gebrannter Wasser ausschließlich für den Bund in Anspruch. Ausgenommen sind die von Kleinbauern und Kräutersammlern des Gebirgs hergestellten Obstbranntweine (Kirschwasser u. dergl.) und Kräuterschnäpse (wie z. B. Enzianengeist), denen vielfach Heilwirkung zugeschrieben wird. Doch darf ein solcher „kleiner Mann" nicht mehr als 40 Liter jährlich brennen. Ein Viertel des Gesamtbedarfs an Alkohol in der Schweiz wird durch Lieferungsverträge gedeckt, welche der Staat mit inländischen Produzenten abschließt. Den Brennereien, welche Gewähr bieten für Darstellung eines genügend gereinigten Wassers, wird die Lieferung durch den Bundesrat in Losen von mindestens 150, höchstens 1000 Liter absoluten Alkohols im Jahre vergeben; dabei sollen landwirtschaftliche Genossenschaften vor anderen Bewerbern den Vorzug genießen. Die Einfuhr alkoholhaltiger Getränke kann auch Privatleuten gestattet werden gegen eine Monopolgebühr von Fr. 80 (64 Mark) per 100 Kilo brutto nebst Eingangszoll, ohne Rücksicht auf den Alkoholgehalt. Der Bund verkauft die gebrannten Wasser zum Preise von Fr. 120 bis Fr. 150 den Hektoliter absoluten Alkohols. Bei der Ausfuhr von Erzeugnissen, zu deren Herstellung steuerpflichtiger Alkohol Verwendung fand, muß für den entsprechenden Monopolgewinn Rückvergütung geleistet werden. Alkohol für technische und Haushaltungszwecke wird einem Denaturierungsverfahren unterworfen. Hausieren und Kleinhandel mit gebrannten Wassern, sowie deren Ausschank sind verboten in allen Fällen, wo nicht die Bewilligung dazu von den kantonalen Behörden erteilt wird. Die aus dem Alkoholmonopol sich ergebenden Einnahmen bezieht der Bundesrat und bestreitet damit zunächst die Kosten der Alkoholverwaltung. Die übrigbleibenden Reineinnahmen werden sodann an die Kantone verteilt, und zwar bis zum Jahr 1890 zunächst ein Teil an die sog. Ohmgeldkantone, welche vor dem Inkrafttreten des Alkoholgesetzes ein Ohmgeld, eine kantonale Eingangsgebühr auf geistige Getränke, bezogen, nach Maßgabe des Durchschnittes aus dem in den letzten Jahren bezogenen Ohmgeldertrag. Bleibt noch ein Teil des Ertrages übrig, so wird er gleichmäßig im Verhältnis der Bevölkerungszahl an alle Kantone verteilt. Verfassungsgemäß haben die Kantone 10% dieses Alkoholgeldes zur Bekämpfung des Al-

koholismus zu verwenden. Auf Umgehung des Gesetzes stehen schwere Bußen bis zu Fr. 10 000 und Freiheitsstrafen bis zu 6 Monaten, und zwar soll der Versuch strafbarer Handlungen auf diesem Gebiete der Vollendung gleich geachtet werden. Die Eigentümer bestehender Brennereien werden durch den Bund entschädigt für den Wertverlust, welchen ihre Einrichtungen durch das Gesetz erleiden, sofern sie sich nicht zur Uebernahme von Brennlosen entschließen.

Das hier in seinen Hauptzügen gezeichnete Gesetz fand in jeder Stufe seiner Beratung eine erbitterte Gegnerschaft, welche jeweils von anderen Heerrufern angeführt wurde. Als es sich vor drei Jahren um Einführung einer verfassungsmäßigen Bestimmung handelte, als deren Hauptzweck Steigerung des Schnapspreises bezeichnet wurde, da waren es namentlich die Sozialisten und zugewandte Orte, ferner eine große Zahl von verhetzten Angehörigen der unteren Klassen, welche für das „Gläschen des armen Mannes“ bangten und die Verfassungsänderung, so viel an ihnen lag, zu hintertreiben suchten. Es gelang aber, die angefochtene Verfassungsänderung durchzudrücken, und daraus erwuchs das Gesetz, welchem nun eben diese Sozialisten freudig zujubeln und es als das Morgenrot einer sozialistischen Monopol-Aera begeistert begrüßen. Man hört nicht selten als Programm für die gesetzgeberische Arbeit der nächsten Jahre in der Schweiz anführen: Tabakmonopol und Kornmonopol. An Stelle der verstummten Gegnerschaft der Sozialdemokratie erwuchs nun aber in den Räten dem Gesetz eine andere: die der extremen Föderalisten.

Die Schweiz wurde erst 1848 aus dem Staatenbunde der einzelnen Kantone zum heutigen Bundesstaat, und das Bestreben der konservativen Parteien ging stets dahin, das rasche Anwachsen der Zentralgewalt, des Bundes, möglichst auf den Bahnen natürlicher Entwickelung zu halten. Nicht nur sind die Konservativen überzeugt, daß bei der großen Verschiedenheit der schweizerischen Bevölkerung in Sprache und Sitte, in Religion und Gesetzgebung es nicht tauge, alle über einen Kamm zu scheren, abgesehen davon, daß eine nicht durch die Umstände gebotene Entwickelung in politicis niemals zum Guten ausschlägt; die Bundesverwaltung liegt auch seit ihrem nunmehr vierzigjährigen Bestand ausschließlich in den Händen der radikal-fortschrittlichen Gruppe, und die konservativen Parteien haben wahrlich nicht Anlaß, auf deren Stärkung bedacht zu sein. Daß aber das Alkoholgesetz eine ganz bedeutende Stärkung der Bundesgewalt bedeute, das war jedermann sofort klar; denn die bedeutenden Geldmittel, welche aus dem Ertrage des Monopols der Bund an seine Angehörigen verteilen kann, werden bald den Grundsatz: „wer zahlt, befiehlt“ auf diesem Gebiete zur Geltung gelangen lassen. Wenn also die Politiker von rechts sich für Empfehlung des Alkoholgesetzes entschlossen, so thaten sie es nicht wegen, sondern trotz dieser zentralistischen Seite des Gesetzes. Man glaubte sich sagen zu dürfen, daß die in Aussicht stehenden moralischen Vorteile des Gesetzes die politischen Nachteile überwiegen, und die Großzahl der konservativen Minderheit konnte deshalb in diesem Falle mit den Radikalen stimmen. Man durchbrach mit solcher Stimmabgabe einen wichtigen politischen Grundsatz und brachte damit ein schweres Opfer; man bewies aber dadurch, daß das Wohl des Volkes höher stehe als der Parteikatechismus und legte dadurch eine Probe der lautersten Vaterlandsliebe ab. Auch mußte die gemeinsame Arbeit der beiden Hauptparteien einen günstigen Eindruck hinterlassen. Wenn auch die Einigung nicht dauern kann, so steht doch nunmehr durch Beweis fest, daß man sich auf neutralem Gebiete gegenseitige Verständigung nicht zu versagen gedenkt.

Wir fassen den Ausgang dieses ganzen staatlichen Alkoholfeldzuges auf als gutes Zeichen für die Gesinnung des Schweizervolkes. Daß damit aber erst ein kleiner Teil der Arbeit gethan ist, davon sind auch wir fest überzeugt. Jeder Gewohnheitssäufer wird sich, auch wenn sein Gläschen um so und so viel teurer geworden ist, doch zur gewohnten Zeit betrinken. Mit der bloßen Verteuerung des Giftes ist an dessen verderblicher Wirkung nichts geändert.

Nachhaltigere Mittel zur Bekämpfung der Trunksucht gibt die Verfassung den Kantonen in die Hand. Da stellen wir in erste Linie die Möglichkeit, die Zahl der Wirtshäuser zu vermindern. Das ist ja ein Hauptgrund unsres sozialen Elends, daß an jeder Straßenecke ein ausgestreckter Arm den Schwachen einlädt, hier sein Geld zu verjubeln. Wenn es gelänge, auch nur den vierten Teil dieser Arme auszureißen und wegzuwerfen, so wäre großes Aergernis aus der Welt geschafft. Solche Befugnis steht aber den Kantonen zu, indem die Verfassung ausdrücklich den Wirtshausbetrieb von der Handels- und Gewerbefreiheit ausnimmt, und die zuständige Behörde somit an die Gewährung neuer und an die Erneuerung bereits erteilter Wirtschaftspatente den Bedürfnismaßstab anlegen kann. Ueber Ausführung dieser Bestimmungen läßt sich einstweilen noch nicht viel sagen. Bezügliche kantonale Bestimmungen müssen mit dem Bundesgesetz in Einklang stehen; somit kann erst seit verhältnismäßig kurzer Zeit von derartiger gesetzgeberischer Arbeit die Rede sein, und jedenfalls war die Frist bis zum 1. Jan. 1888, welche der Bundesrat den Kantonsregierungen für diese Arbeiten stellte, etwas zu kurz. Hier und da hat man bezügliche Vorlagen durchberaten, z. B. in Basel-Stadt. Das Wirtschaftsgesetz dieses Kantons beruht auf dem Patentsystem, und zwar sind Patente von 200—2000 Fr. jährlich in Aussicht genommen. Bei Erteilung von Wirtschaftsbewilligungen soll das Bedürfnis berücksichtigt werden; für die Wirtschaftslokalitäten sind sehr erschwerende bauliche Vorschriften aufgestellt, und die persönlichen Anforderungen an den Wirt sind nicht eben lax; liederliche Wirte werden mit empfindlichen Strafen bedroht; auf das Bedienungspersonal wird gebührende Rücksicht genommen. Für den Ausschank von Branntwein bedarf es einer besondern Bewilligung; der Verkauf im kleinen wurde vom Kanton als sein Monopol erklärt. Die Regierung wird also die Zahl der Verkaufsstellen für geistige Getränke möglichst beschränken und deren Vertrieb nur ganz zuverlässigen Leuten anvertrauen können. Das Gesetz wird ohne Zweifel bei strenger Handhabung eine wohlthätige Wirkung nicht verfehlen. — Auch die gesetzgebenden Behörden andrer Kantone haben ähnliche Gesetze durchberaten und damit den Beweis geleistet, daß auch sie thun wollen, was an ihnen liegt, im Streit gegen den nationalen Feind, den Alkohol.

Den Kantonen steht auch die Strafrechtspflege zu. Schlecht und recht wird sie im ganzen geübt. Doch entziehen sich auch die schweizerischen Gerichte nicht dem Zuge der Zeit, welcher ein in der Trunkenheit begangenes Verbrechen eher für entschuldbar hält als die That eines Nüchternen. So verschanzen sich denn die Genossen der internationalen Verbrecherzunft gerne hinter diesen Wall, und oft kommt einer wegen des mildernden Umstandes der Trunkenheit mit leichterer Strafe davon als ein andrer, welcher eine ähnliche That in nüchternem Zustande beging. Dies muß anders und besser werden; die Trunkenheit muß bei der Beurteilung von Verbrechen als erschwerender Umstand ins Gewicht fallen, wenn die Strafrechtspflege das Ihrige im Kampfe gegen den Alkoholismus thun soll; mit ihrer bisherigen Praxis leistete sie dem Uebel geradezu Vorschub. Andres noch bleibt auf verwandtem Gebiete zu thun übrig: öffentliches Aergernis, im Rausche begangen, skandalöse Trunkenheit, unsittliches Geschwätz und liederliches Betragen, wie sie den Säufer in der Regel auszeichnen, wurden bis jetzt höchstens mit leichten polizeilichen Haftstrafen geahndet; eine strengere Praxis gegenüber derartigen Vergehungen erscheint dringend geboten. Dies alles sind ja nur die Symptome der zu bekämpfenden sozialen Krankheit, die Wurzel selbst anzugreifen, bleibt nicht der Gesetzgebung vorbehalten. Allein es ist schon viel gewonnen, wenn der Alkoholiker aus Angst vor den Strafen, welche die letzten Ausschreitungen seines Lasters bedrohen, es wenigstens nicht so weit kommen läßt, daß ihm ein Konflikt mit den strafenden Gewalten des Staates droht. Es lassen sich allenthalben Stimmen vernehmen, welche Abänderung der Strafgesetzgebung in einem — man gestatte das Wort — antialkoholischen Sinne verlangen. Uebereifrige Zentralisten rufen längst nach einem einheitlichen Strafgesetzbuche für das ganze Land und nach Unterstellung der Straf-

rechtspflege unter Bundesgewalt. Beinahe möchten wir über die Thatsache hinwegsehen, daß die in den einzelnen Landesgegenden tief eingewurzelten grundverschiedenen Rechtsanschauungen sich schlechterdings nicht unter einen Hut bringen lassen; fast wären wir versucht, uns für das einheitliche Bundesstrafrecht zu begeistern, wenn es uns einige gegen den Alkoholmisbrauch gerichtete Bestimmungen brächte.

Das Uebel in seinem Ursprunge zu bekämpfen, das gilt vor allem als Aufgabe der gemeinnützigen Thätigkeit. Zwar auch sie hilft nur mittelbar zur Austilgung des eigentlichen Keimes, der überall verbreiteten Neigung zur vermeintlich wohlthätigen, weil für den Augenblick entlastenden Alkoholbetäubung. Da muß, wie nicht genug betont werden kann, durch eine Aenderung der Ueberzeugung bei jedem einzelnen ein Umschwung im Volksbewußtsein erzeugt werden. Wohl aber wird der Menschenfreund suchen, bei der sogenannten Arbeiterbevölkerung, bei armen Landleuten und beim Proletariate der großen Städte, den Kartoffelbrei und die dünne Kaffeebrühe, mit denen zugleich fast durchgängig auch Branntwein genossen wird, zu verdrängen durch billige Beschaffung guter Nahrungsmittel, so daß das Verlangen nach einem starken Magenreiz sich weniger geltend macht; er wird trachten, die Bezugsquellen abzugraben, aus denen der Schnaps seinen Weg in die Bevölkerung findet; er wird — und das ist die Hauptsache — zum Wecken und Fördern eines andern Sinnes, edlerer Neigungen alle seine Kraft einsetzen. Wo irgend möglich, wird er persönlich durch sein Wort und durch das Beispiel den Branntweingenuß als gefährlich und verabscheuungswürdig darstellen. Zu allen diesen Bemühungen steht ihm die Hilfe des Staates in Aussicht; denn durch die bereits angedeutete Verfassungsbestimmung, welche 10 Proz. des Ertrags aus dem Alkoholmonopol den Kantonen überläßt „zur Bekämpfung des Alkoholismus in seinen Ursachen und Wirkungen", kann sich der Mann der Gemeinnützigkeit unter Umständen beträchtliche finanzielle Unterstützung von seiten des Staates für seine Unternehmungen sichern. Bis jetzt gelangte der Alkoholertrag eben erst zur Verteilung und wird auch in wesentlichen Summen erst nach 1890 zur Ausbezahlung kommen, wenn die Pflicht des Bundes zur Entschädigung der Ohmgeldkantone dahinfällt (Siehe Seite 860). Demgemäß läßt sich über Verwendung dieser Summen bis jetzt nur weniges berichten. In den Ratssälen wurde, wenn wir nicht sehr irren, seinerzeit bei Besprechung dieser Bestimmung beispielsweise die Subvention von Kaffeehallen genannt. Seitdem wurde dieser Gedanke dahin abgeändert, man wolle die Patentsteuer für solche Anstalten aus dem Alkoholgelde bezahlen und die Unternehmer steuerfrei lassen. Von den Plänen, welche hier und da in der Presse auftauchen, weiß kein Mensch, ob sie wollen aufgefaßt sein als bloße fromme Wünsche, als offiziöse Fühler oder als an maßgebender Stelle herrschende Absichten. So soll ein Kanton beabsichtigen, einen Teil seines Betreffnisses den Verpflegungsstationen für arme Durchreisende zuzuwenden. Da leider stets viele der letztern durch Trunkenheit oder deren Folgen ganzen Gegenden lästig fallen, so dürfte es an Berechtigung hierzu nicht fehlen. Anderwärts soll aus dem Alkoholgeld ein Irrenhausbau unterstützt werden u. s. f. Ueber die Verwendung seiner 10 Proz. hat jeder Kanton alljährlich den Bundesbehörden Rechenschaft abzulegen.

Das Trachten, den Arbeiterstand durch Beschaffung gesunder, kräftiger Nahrung körperlich zu heben, ist schon im eidgenössischen Alkoholgesetz unverkennbar, indem dort der Handel mit Wein, Obstwein und Bier auf alle Weise gefördert wird, im Gegensatz zu dem mit allen denkbaren Schranken umgebenen Alkoholausschank. Das nämliche Bestreben führte auch längst zur Gründung von Konsumvereinen, deren Einrichtung zu bekannt ist, als daß sie an dieser Stelle brauchte auseinandergesetzt zu werden. Bei diesen Genossenschaften steht der Zweck der Branntweinbekämpfung in der Regel erst in zweiter Linie. Mit dem einfachen Dargebot einer gesunden Nahrung ist's aber noch lange nicht gethan, namentlich da nicht, wo es sich um die Rettung eines dem verführerischen Gifte bereits allzu sehr ergebenen Menschen handelt. Lobenswerterweise weigern sich zahlreiche Konsumvereine, Schnaps zu führen, um wenigstens, so viel an

ihnen liegt, die Verbreitung desselben zu hindern. Damit treffen die Vereine einen Kernpunkt der ganzen Alkoholfrage; denn ebensoviel, wenn nicht noch mehr Unheil als die Winkelkneipen richten die Krämerläden an, in denen der Schnaps zum häuslichen Gebrauch in größeren oder kleineren Mengen gekauft wird. In solchen Läden kann jedermann unbeschrieen aus- und eingehen. Infolge dieser Einrichtung verkommen ganze Familien im Branntwein, ohne daß je auch nur ein Glied derselben im Wirtshause gesehen wurde. Ehrbar und züchtig holen sie beim Krämer ihr Mehl, ihr Salz und den übrigen Haushaltungsbedarf; wer sieht es der Flasche an, welche das Kind nach Hause trägt, ob sie Essig, Petroleum oder Branntwein enthält? Unsere schweiz. Gesetzgebung gestattet den Verkauf von nicht denaturiertem Sprit nur solchen Personen, mit deren sonstigem Geschäft dieser Handel „in natürlichem Zusammenhange steht". Außer dem Wirteberufe kennen wir höchstens noch das Küferhandwerk, wo von einem solchen „natürlichen Zusammenhang" die Rede sein könnte. Wenn der Gesetzgeber somit dem Spezereihändler die Erlaubnis zum Schnapsvertrieb erteilt, so handelt er vielleicht im Einklange mit der gedankenlosen, Jahrzehnte alten Ueberlieferung, aber er mißachtet die unbefangene Auffassung des Gesetzeswortes. Uns erscheint zweifellos, daß die Obrigkeiten der Schweiz befugt wären, den Kleinhandel mit gebrannten Wassern im Krämerladen einfach zu verbieten. In der That hat auch in den letzten Tagen der Bundesrat auf geschehene Anfrage hin die Bestimmung des Gesetzes nur als die Minimalforderung bezeichnet, so daß die Kantone nach Gutfinden weitergehen können und z. B. auch das kantonale Monopol des Kleinverkaufs gerechtfertigt erscheint.

Die Gemeinnützigkeit kennt verschiedene Mittel, um die Bezugsquellen des Branntweins nach Kräften zu verstopfen. Je mehr der Staat in der eben angedeuteten und in anderer Weise ihren Bestrebungen entgegenkommt, desto leichter wird ihr dies gelingen. Die Einrichtung der Kaffeehallen, welche sich nicht nur in den größeren Städten der Schweiz, sondern nachgerade auch auf dem Lande schöner Verbreitung erfreuen, streifen wir nur kurz. Denn ihre Zahl ist noch immer zu gering, als daß von einer bemerkbaren Wirkung die Rede sein könnte; ihr Besuch beschränkt sich auch, so weit unsere Beobachtung reicht, größtenteils auf das weibliche Geschlecht. Ja wir konnten uns des Eindruckes oft nicht erwehren, daß ein vom Markte heimkehrendes armes Weiblein in der Kaffeehalle der Versuchung zu unnötigen Geldausgaben ebenso leicht unterliegt, wie der Arbeiter in der Schnapskneipe; immerhin wurde doch jene mit unschädlicher Kost erwärmt und gestärkt, dieser hingegen durch verderbliches Gift an der Gesundheit geschädigt. Eine beschränkte Wirkung üben die Kaffeehallen auch darum, weil sie ihrer Natur nach zumeist die Nicht-Alkoholiker anziehen; weiterhin stehen sie im Geruche des Muckertums und schrecken dadurch eine fernere Zahl von Besuchern ab. Eine Kaffeehalle erscheint somit weniger geeignet zum Kampfesmittel, als vielmehr zum Sammelpunkte für die aus der Trunksucht Erretteten.

So ergibt sich von selbst das Bedürfnis nach einem Lokal, welchem diese Nachteile nicht anhaften, und das dennoch dem Branntwein den offenen Krieg erklärt. Wir kennen bis jetzt in der Schweiz nur einen Ort, welcher diesem Bedürfnis in umfassendster Weise Rechnung trug: die Stadt Basel. Schon seit längeren Jahren besteht, aus kleinen Anfängen hervorgegangen, auf dem ausgedehnten Zentralbahnhofe, zunächst nur für die Angestellten bestimmt, eine von höheren Bahnbeamten in menschenfreundlichster Absicht gegründete Wirtschaft mit dem leitenden Grundsatz: Gesunde Speisen und Getränke zu möglichst billigem Preis. Da man sich mit einem mäßigen Preise begnügte, so gelang es, namentlich den Wein in ungleich besserer Qualität und doch zu absolut billigerem Preise auszuschenken als in den übrigen Wirtschaften, wo der Gastgeber so oft eine gesundheitsschädliche, künstlich zusammengebraute Flüssigkeit mit 150—200 Prozent Gewinn ausschenkt. Der gute, billige Wein, dem in Qualität und Preis das Bier entsprach, sowie nahrhafte, billige Speisen sicherten dem neuen Unternehmen den Zuspruch aller Bahnarbeiter. Branntwein kommt nur im Grog an

kalten Tagen zum Ausschank; an Betrunkene wird nichts verabreicht. Jetzt hat man es, unterstützt durch eine strenge, die Trunkenbolde und Schnapsbrüder unnachsichtlich bestrafende und entlassende Disziplin, dank dieser Speiseanstalt so weit gebracht, daß auf dem ganzen Zentralbahnhof, der viele Hunderte von Arbeitern beschäftigt, mit Ausnahme einiger alter, seit Jahrzehnten in die Organisation der Bahn hineingewachsener Kerle, die man ohne unmenschliche Grausamkeit nicht entlassen konnte, keine Säufer mehr zu finden sind.

Durch diese Erfolge ließ sich die Gemeinnützige Gesellschaft von Basel zur Gründung einer großen Anstalt ähnlicher Art veranlassen. Die hier bloß Bahnarbeitern und zufälligen Besuchern des Bahnhofes gebotene Wohlthat trachtete diese seit mehr als einem Jahrhundert mit größtem Segen wirkende Vereinigung der Bevölkerung im allgemeinen zuteil werden zu lassen. In der neu zu gründenden Anstalt sollte jedermann um einen anständigen Preis reichlich gesunde Nahrung und reingehaltene Weine sich verschaffen können. Eine Nebenabsicht ging, wie wir vermuten, dahin, kleine Kneipwirte der Nachbarschaft von der Sorte, bei welchen erfahrungsgemäß Trunksucht und Laster sich eine bevorzugte Brutstätte offen halten, durch erlaubten Wettbewerb zur Aufgabe ihres edlen Geschäftes zu zwingen. Es wurde also eine Aktiengesellschaft zu solchem Zweck ins Leben gerufen; daran beteiligte sich die „Gemeinnützige" mit einer namhaften Zahl von Aktien. Auf einem käuflich erworbenen Grundstück im hauptsächlichsten Fabrikarbeiterviertel der Stadt errichtete man eine ausgedehnte Anlage mit gewaltiger Küche, großartigen Kellern, geräumigen luftigen Speisesälen und allem, was sonst zu einer ordentlichen Wirtschaft gehört. Selbst eine trefflich eingerichtete Kegelbahn ladet zu fröhlichem Spiel ein. Das Bestreben der Unternehmer ging keineswegs dahin, ihrer Kundschaft etwa eine Wohlthat bieten zu wollen; nur sollte das Wirtschaftswesen von gemeinnützigen Gesichtspunkten aus betrieben und dabei kein unmäßiger Profit erzielt werden. Man verwahrte sich ernstlich dagegen, Almosen geben zu wollen, die Aktien gleichsam à fonds perdus zu zeichnen. Geschäftlich stellte sich die Anstalt durchaus auf gleiche Linie mit allen andern Wirtschaften, mit denen sie den Wettbewerb zu unternehmen sich anschickte. Anfangs 1887 wurde sie eröffnet und hatte damals sowohl mannigfaltige Anfeindungen auszuhalten von seiten des Wirtsstandes, als auch sonstige Unannehmlichkeiten von seiten der durch die Neuheit der Sache und durch die billigen Preise in hellen Haufen angelockten Besucher. Einigemal kam's in und vor der Anstalt zu Ausschreitungen; nachdem sich aber die Bevölkerung an dieses Wirtshaus gewöhnt hatte, kam das Geschäft in ein ruhiges Fahrwasser und heute darf es mit Befriedigung auf das erste Jahr seines Bestehens zurückblicken.

Es versteht sich von selbst, daß in dieser Wirtschaft mit Bezug auf den Schnapsausschank und auf die Behandlung Betrunkener die oben erwähnten Grundsätze der Anstalt auf dem Bahnhof streng zur Ausführung gelangen. Im übrigen macht es sich die Verwaltung zur Pflicht, ihre Gäste durchaus so zu behandeln, wie es in andern Gasthäusern üblich ist. Es wird ihr auch die Genugthuung zu teil, daß ihre Bestrebungen in stets weitern Kreisen Anerkennung finden: die Einrichtung, daß zu billigem Preis eine gute Mahlzeit zu den Hauptessensstunden stets kann in die Privatwohnungen abgeholt werden, und welche hauptsächlich berechnet ist für Familien, in denen die Hausmutter den ganzen Tag über dem Verdienste nachgehen muß, findet immer mehr Anklang. Endlich suchte man neuerdings die Privatwohlthätigkeit für das Unternehmen zu interessieren, indem man Gutscheine ausstellte, mit welchen die um eine Unterstützung Bittenden anstatt mit einem Almosen können beschenkt werden. So entgeht der Wohlthäter der Gefahr, durch eine Gabe in barem Gelde der Lumperei und Säuferei Vorschub zu leisten. Wir verkennen keineswegs, daß die hier in ihren Hauptzügen geschilderte Speisehalle, der man vielleicht im Laufe der Jahre in andern Stadtteilen weitere wird folgen lassen, auch ihre Schattenseiten bietet. So mag hier oder da in der Nähe der Anstalt eine arme Familie, welche sich schlecht und recht

durchbrachte, indem sie für die bescheidenen Bedürfnisse der Arbeiter einen Kosttisch offen hielt, gezwungen worden sein, sich ein andres Auskommen zu suchen. Es sei zugegeben, daß bei dem und bei jenem die Neigung zum Wirtshaussitzen durch unsre Anstalt gefördert wurde. Allein wo finden wir eine menschliche Einrichtung, der ein Nachteil irgend welcher Art nicht anklebt! Jedenfalls dürfen sich die Gründer und Leiter des Unternehmens mit Freuden gestehen, daß ihre Anstalt im wesentlichen dem von Anfang an verfolgten Zweck entspricht, in wirklich gemeinnützigem Sinne wirkt und überall reiche Anerkennung erwirbt.

Eine andere Richtung menschenfreundlicher Thätigkeit trachtet danach, in möglichst weite Kreise Aufklärung und Belehrung über die schädlichen Wirkungen des Schnapsgenusses zu tragen. Eine Preisausschreibung der schweizerischen Gemeinnützigen Gesellschaft veranlaßte vor einer Reihe von Jahren die außerordentlich ansprechende, auch in diesen Blättern schon wiederholt lobend erwähnte Schrift „das Wirtshaus" von Traugott Siegfried (Basel, bei Riehm 1883). In gemeinverständlicher, anheimelnder, kerniger Sprache legt dieser Verfasser auf 70 Seiten Geschichte, Gesetzgebung und Vermehrung der Wirtschaften, Folgen des Wirtshausbesuches und Vorschläge zur Abhilfe dar. Da stellt er neben dem Einpflanzen des Familiensinnes, der Belehrung der untern Klassen, der Einführung von Sparkassen und von Konsumvereinen mit in erste Linie das sogenannte Gothenburger System. Wir bedauern, bei Aufzählung der in unserem Vaterlande eingeführten Anstalten zum Kampfe gegen die Trunksucht diese Aeußerung der Menschenliebe und Gemeinnützigkeit nicht anführen zu können. Vielleicht gelingt es, einen neuerdings aufgetauchten Vorschlag auszuführen, demzufolge verschiedene Kantone sich zusammenthun sollten, um mit Hilfe der 10 Proz. des Alkoholgeldes von Staats wegen dieses System einzuführen. Es beruht bekanntlich darauf, daß nur eine bestimmte Zahl von Wirtshäusern in einer und derselben Stadt, in einer und derselben Gegend geduldet und diese alle in einer Hand, wohl meist in der einer Aktiengesellschaft vereinigt werden. Die einzelnen Wirtschaften werden von Verwaltern besorgt und durch besondere Inspektoren scharf beaufsichtigt. Spirituosen werden nur gegen bar verkauft. Damit der Verwalter kein Interesse daran findet, seine Kunden zu starkem Konsum alkoholischer Getränke zu veranlassen, hat er nur von dem Verkaufe von Zigarren, Kaffee, Thee und Speisen einen Gewinnanteil. Speziell in Gothenburg hatte die Unternehmergesellschaft sich verpflichtet, etwaige Gewinne der Stadtgemeinde auszuliefern und konnte gleich im ersten Betriebsjahre dem Stadtsäckel eine schöne Summe zuwenden. Seitdem hat sich diese Einrichtung in Schweden und in Norwegen außerordentlich rasch ausgebreitet und seit den 20 Jahren ihres Bestehens reichlich Segen gestiftet.

Der Plan, dieses Gothenburger System auch bei uns einzuführen, ging, soweit uns bekannt, wiederum von Traugott Siegfried aus, welcher auch zu den Hauptförderern der oben beschriebenen Speisehalle gehörte. Wie die Staatshilfe sich in diese Maschinerie einfügen ließe, auf welche Weise der Plan im einzelnen durchgeführt werden könnte, ohne berechtigte Interessen bestehender Gewerbe, z. B. der sogenannten „Fremdenindustrie" (Gasthofbetrieb, Fremdenpensionen u. dgl.) schwer zu schädigen, das auseinanderzusetzen überlassen wir Leuten, welche der Angelegenheit näher stehen als wir. Daran aber wird kaum jemand zweifeln, daß mit gutem Willen das Gothenburger System auch in unsern Volks- und Staatshaushalt sich einfügen ließe. Ja es bleibt wohl für einen großen Teil der Leser gleich wie für den Schreiber dieser Zeilen unentschieden, ob nicht die wohlthätigen Folgen des Gothenburger Systems auf die Gesamtheit des Volkes das vollständige Eingehen der Fremdenindustrie, das wir übrigens unter keinen Umständen befürchten, mehr als reichlich aufwiegen würden.

Die Privatwohlthätigkeit greift auch im Kampfe gegen den Alkoholismus vielfach in das Gebiet der öffentlichen Vereine hinüber. Es liegt aber in der Natur der

Sache, daß hiervon verhältnißmäßig weniges nur bekannt wird und daß die diesbezüglichen Bestrebungen in der Regel nicht des großartigsten Erfolges sich erfreuen, denn sie wenden sich zumeist nur gegen die Wirkungen des Giftes. Wir zählen hierher die Unterstützung von im Elend verkommenden Trinkerfamilien, die Verabreichung gesunder Nahrung an Säufer und an deren Angehörige u. dgl. Auch der Mäßigkeitsvereine soll an dieser Stelle nochmals Erwähnung geschehen. Manche ihrer Aeußerungen verfolgen streng genommen nicht mehr den Zweck, vollständige Enthaltsamkeit zu predigen; wir erinnern an die von Mäßigkeitsvereinen herausgegebenen Schriften über Schädlichkeit des Alkoholgenusses. In der Veranstaltung von Vorträgen über die schlimmen Folgen des Alkoholgenusses u. dgl. m. wetteifern sie mit den Leitern christlicher Vereinshäuser und gemeinnütziger Gesellschaften. Weil aber in diesen Bestrebungen die Temperenzvereine der ganzen Welt sich gleichen, so bedarf es keiner eingehenderen Besprechung derselben, wie sie sich in der Schweiz offenbarten. Im ganzen hat sich die Gemeinnützigkeit seit allzu kurzer Zeit erst auf Bekämpfung der Trunksucht geworfen, als daß von namhaften Erfolgen in dieser Hinsicht schon viel könnte gesprochen werden.

Weit jünger noch ist ein thatkräftiges Eingreifen der Wissenschaft in die Angelegenheit, so weit ein nicht dem ärztlichen Stand angehörender Beobachter dies zu beurteilen vermag. Doch scheint erst das Urteil des Laien auf diesem Gebiet einigermaßen wertvoll, da Abhandlungen in medizinischen Zeitschriften und in ähnlichen, dem gewöhnlichem Menschen unzugänglichen Büchern höchstens mittelbar einen Einfluß ausüben auf die Allgemeinheit. Im Winter 1885—86 hielt G. Bunge, ordentlicher Professor der physiologischen Chemie an der Universität Basel, einen öffentlichen Vortrag über „die Alkoholfrage" (gedruckt bei F. C. W. Vogel, Leipzig 1887). Dabei wurde mit begeisterter Beredsamkeit und für den Augenblick durchaus überzeugendem wissenschaftlichem Rüstzeug nachgewiesen, der Genuß von Alkohol in jeglicher Form, in großen oder in geringen Mengen bringe unbedingt dem menschlichen Organismus Schaden. Mögen auch die Ausführungen des Gelehrten, mit denen er alle Wirkungen des Alkohols auf Körper und Geist als Lähmungserscheinungen hinzustellen bestrebt war, bei kühlerer Betrachtung viel von ihrer Beweiskraft verlieren; mögen auch die wiederholt als Belege beigezogenen Zahlen über Leistungsfähigkeit und Sterblichkeit sowie Gesundheitszustand der mäßigen Alkoholtrinker einer- und der Teatotallers anderseits in der nordamerikanischen Armee manchenorts nicht ohne Fragezeichen hingenommen werden — der Beweis gelang doch vollkommen, daß niemand in regelmäßigem körperlichem Zustande des Alkohols zu seinem Wohlbefinden notwendig bedarf und daß eigentlich jedermann mit einigem guten Willen ohne Wein, Bier, Branntwein u. dgl. sehr wohl auszukommen vermöchte. Aus seinen Ueberzeugungen über absolute Schädlichkeit jeglichen Alkoholgenusses ergibt sich für Bunge die sehr energisch gehaltene Forderung, der Staat solle den Verkauf von Alkohol in jeder Form verbieten. Das ist in der That eine so weitgehende Forderung, daß wir über deren Erfüllung innerhalb einer absehbaren Zeit die lebhaftesten Zweifel nicht verhehlen. Aber ohne eine Art Fanatismus, ohne eine gewissermaßen über das Ziel hinausschließende Begeisterung wird niemand etwas Großes erreichen.

Groß aber dürfen wir in der That die bisher erreichten Erfolge des Professors nennen. Zum Unglaublichsten gehört wohl die bereits erwähnte Gründung eines Studenten-Temperenzvereins. Denn wie notwendig gerade in den Kreisen, in welchen die Bildung vermittelt wird, eine kräftige Mahnung zur Mäßigung ist, das weiß jeder, der einmal eine Hochschule besuchte, nur zu genau. Groß ist auch der Erfolg, den Bunge in unseren gesellschaftlichen Kreisen, soweit mein Urteil reicht, errang. An die Stelle spöttischen Achselzuckens und der mitleidigen Duldung „überspannter Ansichten" ist jetzt allerseits die Anerkennung eines alkoholfeindlichen Standpunktes getreten; wird aber einmal die Furcht vor den Spöttereien des gebildeten und des ungebildeten

Pöbelhaufens gegenstandslos, dann ist vielleicht der mächtigste Bundesgenosse des Alkoholismus in den Sand geworfen. Wir überschätzen die Macht der Wissenschaft nicht, allein wir wissen, auf wie viele gerade von den angesehensten Mitmenschen, wie sie der große Haufe gerne für Räuspern und Spucken, Trinken und Sichenthalten zu Vorbildern wählt, allein wissenschaftliche Gründe Eindruck hervorbringen. Die auf diesem Weg allenthalben durchdringende neue Anschauung vom Alkoholgenuß im Uebermaße kann nicht verfehlen, ihren Einfluß auf weite Kreise auszuüben.

Ein ebenso energischer Vorkämpfer für die Mäßigkeit wie Bunge in Basel ist Prof. Dr. Forel in Zürich, Vorsteher der Irrenanstalt Burghölzli. Aus seiner Berufsarbeit schöpfte dieser die Ueberzeugung von dem Unheil, das der Alkohol anrichtet, und seitdem wird er nicht müde, in Wort und Schrift, mit Rat und That für Verbreitung der Temperenzgrundsätze zu wirken. Seine Persönlichkeit vor allem bot den Anlaß, daß ein sehr zahlreich besuchter internationaler Kongreß von Feinden des Alkoholgenusses für den Herbst 1887 als seinen Versammlungsort Zürich wählte. An diesem Kongresse fanden sich zahlreiche Temperenzgrößen der alten und der neuen Welt zusammen mit den Anhängern eines mäßigen Alkoholgenusses und den Männern der Wissenschaft, welche dieser Frage ihre besondere Aufmerksamkeit widmen. Staatsmänner und Aerzte, Menschenfreunde aus dem Laienstand und Geistliche, Herren und Damen tauschten bei den mehrtägigen Verhandlungen ihre Erfahrungen aus. Es kam wiederholt zu scharfen Auseinandersetzungen zwischen den grundsätzlichen Gegnern jedes Alkoholgenusses und denen, welche bloß die Unmäßigkeit bekämpft wissen wollen. Es wurden die Vorzüge der verschiedenen Systeme einander entgegengehalten und neue Beweise für die Schädlichkeit des Alkoholgenusses zu den alten gehäuft. Einen dieser Beweise wenigstens möchte ich hier anführen. Es ergab sich aus den Tabellen amerikanischer Versicherungsanstalten, daß Teatotallers sich im Durchschnitt einer längeren Lebensdauer erfreuen als selbst solche Alkoholiker, welche das „Gift“ nur in mäßigen Mengen genießen. Und so klar trat diese Thatsache hervor, daß der gewinnsüchtige Yankee es für gerechtfertigt erachtete, von den Enthaltsamen eine geringere Prämie zu fordern, als von Freunden des Alkohols.

Einen anderen Irrenarzt, den in der französisch sprechenden Schweiz auch als Novellenschriftsteller nicht unbekannten Dr. Chatelain aus Neuenburg, ziemt es sich in Kürze hier zu nennen. Im Neuenburgischen und im Waadtlande gilt der Weingenuß und das Absynthtrinken in reichlichstem Maße für so durchaus selbstverständlich, daß der genannte Gelehrte mit seinen Mäßigkeitspredigten einen sehr schweren Stand hat. Immerhin ist es ihm gelungen, mit einer von der medizinischen Gesellschaft zu Bordeaux preisgekrönten, sehr volkstümlichen Schrift über diese Angelegenheit die Aufmerksamkeit seiner Landsleute auf dieses Kapitel zu richten. Wenn er es auf thatsächlichen Erfolg absah, so durfte er nicht ausschließlich verfahren und den Weingenuß an sich schon für schädlich erklären. Vielmehr gibt er zu, für einzelne Fälle, für gewisse Naturen erscheine Alkoholgenuß ratsam. Mit aller Energie aber tritt er dem Vorurteil entgegen, als ob Wein, Bier, Schnaps ꝛc. kräftigten. Es versteht sich von selbst, daß auf dem internationalen Gebiete der Wissenschaft diese alkoholfreundliche Strömung nicht in einem einzelnen Lande bloß fühlbar wird. Dem Fachmann dürfte es nicht schwer fallen, zahlreiche Zeugnisse von mancherlei Lehrkanzeln anzuführen. Wir müssen uns begnügen mit den Beispielen, welche zufällig einem Nichtmediziner vor Augen kommen. Weil wir daher von der Mangelhaftigkeit unserer Aufzählung selbst, was die schweizerische einschlägige Litteratur betrifft, von vornherein überzeugt sind, so möchten wir ein deutsches Buch, welches in seinen Ausführungen durchaus mit Bunge, Forel, Chatelain übereinstimmt, hier wenigstens erwähnen. Es ist die „Gesundheitslehre auf naturwissenschaftlicher Grundlage“ von Dr. Max Reimann, königl. Kreisphysikus in Neumünster (Kiel und Leipzig, Lipsius & Tischer, 1887). Hier lesen wir u. a.: „Der Alkohol ist von jeher der ärgste Feind des Menschengeschlechtes gewesen,

gegen dessen Vordringen man internationale Maßregeln ergreifen sollte, wie gegen die pandemischen Seuchen, Cholera und Pest".

Der Verfasser glaubt nachgewiesen zu haben, daß zwischen Rhein und Alpen alle Beteiligten sich von dem ernsten Willen leiten lassen, den Alkohol zu verdrängen aus der Stellung, die er unter unseren Volksgenossen einnimmt. Wenn die erstrebten Ziele auch noch bei weitem nicht erreicht sind, so waltet doch kein Zweifel, daß es vereinter ernster Arbeit im Laufe der Jahre mit Gottes Hilfe gelingen wird, das gefährliche Krebsübel nach Möglichkeit einzudämmen und dadurch Tausende einem freien Leben wieder zu gewinnen.

Ein denkwürdiger Ausflug nach Thüringen.

„Wen Gott lieb hat, dem gibt er ein Haus in Thüringen!“ Das hat schon Luther gesagt; und doch ist das schöne Land immer noch weniger bekannt und besucht, als es verdiente, wenigstens manche Gegenden desselben. Friedrichsroda soll meist überfüllt sein von Fremden, und auch die Partie nach der Wartburg und nach dem romantischen Schwarzburg unternehmen viele, aber so manche schöne Punkte, die daneben und dazwischen liegen, werden vernachlässigt oder nur im Fluge gesehen. Die Saalbahn führt jetzt recht ins Herz des Landes hinein, aber auch vorbei an manchem Schönen. Ich kannte und liebte diese Gegend, als es noch keine Eisenbahnen gab, als man noch mit dem lustigen Schwager fuhr, der sein Posthorn blies, oder im langsamen Hauderer sich mühsam durch die Hohlwege und über die steilen Berge arbeitete, und endlich manche Wanderung zu Fuß unternahm, um die alten Schlösser zu besuchen, deren es so viele in dem sagenumwobenen Lande gibt. Da ist die ganz versteckte und so wenig bekannte Saalburg in der Nähe von Schleiz, wo die Grafen und Fürsten von Reuß die Hirsche zu jagen pflegten, und nachher in den hohen düstern Gemächern und den vielen geheimen Gängen und Treppen des Schlosses ihre Gäste durch Geistererscheinungen zu erschrecken liebten. Den ganzen Apparat solcher riesigen Erscheinung, gleichsam eine ungeheure Krinoline, mit weißem Stoff bezogen, die sich durch einen Ruck der Schnur aufziehen ließ, und dann wieder in sich zusammenfiel, habe ich noch als Kind mit leisem Grauen gesehen. Auch in Ranis, der alten stolzen Kaiserburg, die, einmal schon halbzerfallen, jetzt durch ihren Besitzer zum Teil restaurirt wurde, sollten Geister in den dunkeln Höhlen des steilen Berges hausen, von dem herab die Burg das gleichnamige Städtchen und das weite, blühende Land überblickt. Ein längst zerfallener unterirdischer Gang sollte früher nach dem gerade über liegenden Brandenstein geführt haben. Wie oft habe ich in meiner Jugend, wo man das Geheimnisvolle liebt, vergeblich den verschütteten Eingang gesucht, um den Zwergen und Gnomen oder der verzauberten Prinzessin Ilse zu begegnen, die in den Urfesten von Ranis hausen und ihre Schafe mit goldnem Stabe dort weiden soll — die Pforte blieb verschlossen — wie so mancher Traum, der nicht erfüllt wird. Daß aber diese alten Raubschlösser ein Schrecken der Umgegend früher waren, wenn auch nicht durch bloße Gespenster, davon zeugt noch der Name des Städtchens, das in ihrer Nähe liegt: Pösneck — im sächsischen Dialekt für: „böse Ecke“; so gefürchtet war der Weg, die alte Landstraße, die dort vorüber nach dem romantischen Ziegenrück führt, oder nach Saalfeld, das man jetzt mit der Eisenbahn rasch und ungefährdet erreicht. Auch dort winken drei Schlösser aus den verschiedensten Zeiten von der Höhe hernieder. Das älteste, die Sorbenburg, nur noch ein halbverfallener Turm und eine Mauer

mit einigen kühnen Fensterbogen, soll noch von Karl dem Großen zum Schutze gegen die Sorben erbaut worden sein. Auch das gotische Rathaus mit mancher alten Reliquie ist sehenswert; ebenso die schöne Johanneskirche, wo noch Tetzel gepredigt hat, und wo auch der Sarg des kühnen Prinzen Louis Ferdinand gestanden, als er in der Schlacht bei Saalfeld für sein Vaterland gefallen war.

Wer militärische Interessen hat oder ein wenig Soldatenblut in seinen Adern, der mag dort das Schlachtfeld studieren, oder auch das wenig schöne Denkmal des heldenmütigen Prinzen besuchen; dann fährt der Zug nur in wenig Minuten nach Schwarza, wo die kleine Bahn nach Blankenburg sich abzweigt. Blankenburg, nicht zu verwechseln mit dem Blankenburg im Harz, was Briefen und selbst Reisenden zuweilen passiert, liegt am Eingang des berühmten Schwarzathales, und Schwarzburg, der Sommeraufenthalt des Fürsten von Rudolstadt, ist von dort mit Wagen oder Omnibus in einer Stunde erreicht. Die Schönheiten des Thales sind schon oft, auch von Freytag in seinem Ingo geschildert worden; früher wurde auch Gold in den Wellen der rauschenden Schwarza gefunden; jetzt soll es dort, wie überall in der Welt, knapp geworden sein. Wer aber noch etwas davon, d. h. ein paar Zwanzigmarkstücke übrig hat, wenn sie auch nicht aus dem Sande der Schwarza mit doppelten Kosten ausgewaschen wurden, der versäume doch ja nicht, in Blankenburg etwas zu verweilen, das der lohnenden Spaziergänge und Ausflüge so viele bietet. Das Saisonbillet von Berlin aus, das 6 Wochen Gültigkeit und 50 Pfund Freigepäck hat, kostet 2. Klasse nur 31 Mark, und niemand wird es bereuen, das alte Städtchen am Fuß der Ruine Greifenstein aufgesucht zu haben, wo einst der Kaiser Günther, aus dem Hause Schwarzburg, in den kurzen Tagen seines Glanzes residierte. Außer in den verschiedenen Hotels und hübschen Villen außerhalb der Stadt findet man auch in dem Vereinshause, das seit wenigen Jahren dort gegründet ist, in schöner, freier Lage, mit Garten und Balkons sehr komfortabel eingerichtet, eine freundliche Aufnahme bei verhältnismäßig billigen Preisen und einen für Geist und Herz anregenden Verkehr. Niemand sollte es unterlassen, von Blankenburg aus die Ruinen von Paulinzell zu besuchen; einsam in einem Waldthal gelegen, gewähren sie mit ihren schönen romanischen Säulen und Fensterbogen, von Epheu bezogen und von hohen Bäumen beschattet, mit ihrer ganzen wohlgepflegten Umgebung das Bild einer englischen Abtei, wie wir sie wohl auf alten Kupferstichen sehen, aber bei uns in Deutschland selten in dieser Art antreffen. Besonders beim Mondschein und auch in der Morgenbeleuchtung ist die Wirkung zauberhaft, und es empfiehlt sich daher wohl, in dem freundlichen, reinlichen Gasthof dicht daneben einmal über Nacht zu bleiben.

Haben wir dann mit schwerem Herzen dem lieben Blankenburg den Rücken gekehrt, so führt uns der Zug nur allzuschnell an Rudolstadt vorüber wieder in das Saalthal. Schön und imposant ist der Anblick des Rudolstädter Schlosses auf halber Berghöhe; unten am Wege die schattigen Kastanienalleen, in deren Nähe alljährlich das große Vogelschießen stattfindet, mit den weitgerühmten Rostbratwürsten, die der Thüringer warm aus der Hand verzehrt. „'S geht doch nix über Rudolstadt," sagt der Volksmund durch den dort so beliebten Dichter Sommer, der so unnachahmlich den Rudolstädter Dialekt wiederzugeben weiß in seinen „Bildern und Klängen".

Nur ein paar Stationen weiter liegt auf der Höhe des Berges das thüringische Bethlehem, Orlamünde, das uralte Bergstädtchen. Dort, wo die Orla aus ihrem schönen, fruchtbaren Gau herniederströmt und sich in die Saale ergießt, hausten früher die reichen Grafen von Orlamünde, und ein alter, schwerer, riesiger Wartturm, zeigt noch, wo einst ihr Schloß gestanden und die Gegend beherrscht hat. Dort ist ja auch die Heimat der gefürchteten „weißen Frau" gewesen, die eine Gräfin von Orlamünde war und in manchen fürstlichen Häusern noch als Schreckgespenst umhergeht. Sie liebte einen Hohenzollern, einen Burggrafen von Nürnberg, und ermordete ihre beiden Kinder erster Ehe, im Wahne, dann leichter sein Herz zu gewinnen.

Natürlich war die Unthat umsonst, aber wessen ist ein rasendes Weib aus verschmähter Liebe oder auch aus Ehrgeiz nicht fähig? Sie fand auch im Grabe keine Ruhe, und man sagt, daß sie noch bis heute besonders in dem hohenzollernschen Fürstenhause erscheine, um Unglück oder Tod zu verkünden. Da hätte sie freilich jetzt kommen können, wo die Helden in Israel gefallen sind — einer nach dem andern! Ich habe sie nie gesehen, wie oft ich auch in den zerfallenen Ringmauern der alten Kemenate umhergeklettert bin; aber es gibt doch Dinge zwischen Himmel und Erde, an die man auch im Scherz nicht rühren soll, wenn auch unsere Schulweisheit sich nichts davon träumen läßt. Wunderbar war es wenigstens, daß der damalige deutsche Kronprinz im Herbst 1886, dem letzten also, den er noch in voller Gesundheit verlebte, auf seinem Wege zu den Manövern nach Bayern zum erstenmale in seinem Leben in jene Gegend kam, „zu der weißen Frau“, wie er selbst scherzend sagte.

Es war am Tage nach dem Sedanfest, das in Thüringen noch sehr feierlich begangen wird, also dem Erinnerungstage an einen der größten Triumphe unseres Heeres, das „unser Fritz“ damals mitführte; die Fahnen wehten noch von allen Häusern, auch von der alten Burg oben auf dem Berge; die Schützen und Gewerke versammelten sich rasch auf dem Bahnhofe, denn die Nachricht von der Ankunft des Kronprinzen hatte sich plötzlich verbreitet. Ich stand unter der Menge, die sich drängte, ihn zu sehen, als er in seiner gewohnten Leutseligkeit am offenen Fenster des Waggons erschien; es war schon spät geworden, als endlich Böllerschüsse das Nahen des Zuges verkündet hatten, und der kleine Bahnhof war mit bunten Lampen möglichst festlich erleuchtet. Trotz des Dämmerlichtes erkannte mich der Kronprinz, als ich ihm einen Strauß von Rosen und späten Kornblumen überreichte, nahm ihn freundlich entgegen und bedauerte scherzend, daß er die „Heimat der weißen Frau“, die er längst gern gesehen, nur bei Nacht berühre, und die schöne Gegend kaum unterscheiden könne. Ich sagte ihm, daß die Burg bengalisch beleuchtet sein würde, und so richtete er denn das volle blaue Auge empor, und fuhr unter den brausenden Hurrahs der Menge langsam weiter. War es der Widerschein der bläulichen Flamme, das Antlitz des Kronprinzen erschien mir bleich in dem Moment, und ein müder Zug legte sich um die hohe Stirn — war das der Gruß der weißen Frau dort oben? Ich hörte die bewundernden Urteile der Menge über unsern schönen, stattlichen Kronprinzen, über seine Leutseligkeit — ja, wir nannten ihn eine Siegfriedsgestalt; wußten wir nicht, daß das ein böses Omen war, daß jener edle Held doch seine verwundbare Stelle hatte, wo der grimme Hagen ihn mit dem Todesstoß tückisch treffen konnte? Auch unsern Siegfried hat die tückische Hand der schleichenden Krankheit getroffen, und die einzige verwundbare Stelle an dieser Reckengestalt nur zu gut aufgefunden. Es war seine letzte Reise gewesen, die ihn nach Thüringen zu der Burg der weißen Frau geführt; er kam nicht, wie er versprach, im Tageslicht einmal wieder, um alles beim Sonnenschein zu sehen. Als ich ihn wenige Monate später in Berlin wieder traf, kam er scherzend noch einmal auf unsre Begegnung bei der „weißen Frau“ zurück, wie schön die Burg beleuchtet, wie festlich überall der Empfang gewesen sei. Aber der Scherz klang gezwungen und die Stimme war heiser und tief verschleiert — die tödliche Krankheit hatte ihn schon im geheimen erfaßt, und eine bange Ahnung durchzuckte mich, daß er uns genommen werden könnte, der so lange unser Stolz gewesen. Mit welchen Riesenschritten die Krankheit weiterging, wie rasch und doch nach welchen Leiden das Ende kam, das will ich nicht wiederholen — wir wissen es alle; aber ich werde wohl nie Thüringen wiedersehen und die alte Kemenate, ohne des Siegers von Sedan zu gedenken und des letzten Blickes, den er da hinauswarf. So liegt auch über den lachendsten Landschaften zuweilen ein trüber Schleier und umhüllt für mich den Schluß des sonst so schönen Ausflugs nach Thüringen, so daß ich seiner übrigen Schlösser und Burgen, die ich noch gesehen, hier nicht mehr gedenken will.

L. v. K.

Monatsschau.

Pragmatische Tabelle

Juli.

13. Neues Wehrgesetz in Rußland.
— Duell Floquet-Boulanger.
19. Kaiser Wilhelm II. in St. Petersburg.
26. Kaiser Wilhelm II. in Stockholm.
30. Kaiser Wilhelm II. in Kopenhagen.

Politik.

E—r. Brachte der Juni mit dem Thronwechsel in Preußen die ersten bedeutungsvollen Erlasse des deutschen Kaisers und Königs von Preußen, welche nach innen das treue Festhalten an den Bundesverträgen, nach außen Frieden verkündeten, so hat der Juli in schneller Folge der Ereignisse diese Friedensbotschaft bereits in Thaten übersetzt.

Kaiser Wilhelm II., eingedenk des ihm von seinem Großvater auf dem Sterbebette erteilten Rates: „den Kaiser von Rußland mußt du mit besonderer Rücksicht behandeln“, hat sich mit der ihm eigenen Entschiedenheit kurzer Hand entschlossen, dem Kaiser Alexander III. einen Besuch abzustatten, der, man mag im übrigen über die Tragweite desselben denken, wie man will, nicht als ein bloßer Akt der Courtoisie erscheint, sondern schon durch den äußeren Verlauf zeigt, daß es auf die Wiederanbahnung eines besseren Verhältnisses zwischen Deutschland und Rußland abgesehen ist. Eine imposante deutsche Flotte verließ am 14. Juli mit dem Kaiser am Bord der vom Prinzen Heinrich geführten Yacht „Hohenzollern“ Kiel und traf am 19. Juli auf der Reede von Kronstadt ein, woselbst alsbald die herzliche Begrüßung des hohen Gastes durch den Kaiser Alexander erfolgte. Beide Kaiser fuhren auf der russischen Kaiseryacht „Alexandria“ nach Peterhof, dort von der Kaiserin Maria Feodorowna in liebenswürdigster Weise empfangen, und haben bis zum 24. Juli fünf Tage lang, da man die Trennungsstunde auf beiderseitigen Wunsch über den ursprünglichen Plan hinaus aufschob, in überaus innigem persönlichen Verkehre gestanden. Die denkbar freundlichsten Beziehungen zwischen dem russischen Hofe und dem deutschen Besuche traten während der ganzen Zeit sichtbar zu tage.

Auch die russische Bevölkerung bezeigte dem Kaiser Wilhelm überall, wo er sich sehen ließ, in Peterhof, Petersburg, Krasnoje Selo ꝛc., Sympathien, die im Fluge zu erwerben, seinem einfachen, offenen und freien, aber auch mit einem gewissen selbstbewußten Ernst gepaarten Wesen beschieden zu sein scheint. Selbst die russische Presse vergaß im Festjubel eine Zeitlang den alten Haß, wurde des Streites mit der „Norddeutschen Allgemeinen“ müde und feierte nicht nur den Gast des Landes, sondern auch das Ereignis einer Annäherung zwischen beiden Nachbarreichen, welches nur dem Frieden förderlich sein könnte.

Darüber hinaus ging weder die offizielle, noch die offiziöse Presse. Das „Journal de St. Petersbourg“ hob in einer Würdigung der Bedeutung der Kaiserreiche zwar hervor, es habe sich bei den Zusammenkünften eine vollkommene Harmonie zwischen den beiden Souveränen und zwischen allen denen, die in so großer Zahl zur Entrevue zusammengekommen seien, hergestellt, fügte aber in demselben Atem einschränkend hinzu, wenn sich das Einverständnis der Souveräne ebenso getreu in den Gesinnungen der Völker widerspiegele, so dürfe man vertrauensvoll auf eine Aera freundschaftlicher Beziehungen Deutschlands und Rußlands rechnen; gute Beziehungen unter diesen beiden Nationen bildeten aber das sicherste Unterpfand für den von aller Welt ersehnten Frieden. Der Petersburger „Herold“ hielt es für unnütz, sich den Kopf darüber zu zerbrechen, was wohl aus der Kaiserbegegnung sich ergeben werde; die Thatsache der Zusammenkunft selbst sei schon ein Ergebnis, dessen Folgen keiner Macht, die es friedlich meine, zu Schaden, übrigens aber allen zu größtem Nutzen gereichen werde. Weniger optimistisch klingt schon, was ein Petersburger Brief des mitunter halbamtlichen Brüsseler „Nord“ ganz in Übereinstimmung mit der „Moskauer Zeitung“ schrieb. Hier wurde freilich auch ein freundnachbarliches Verhältnis beider Länder als in der Luft liegend angesehen und zugleich in seinem Werte für die ökonomischen Interessen derselben, sowie für den Frieden im allgemeinen gekennzeichnet — was auch wohl von niemand bezweifelt werden wird — jedoch als conditio sine qua non einer wirklichen Verständigung nichts Geringeres verlangt, als daß Deutschland aufhören müsse, sich in erster Linie auf seine „famose“ Friedensliga zu stützen; sonst würde es in der alten „Unruhe wegen morgen“ bleiben. Und sieht man jetzt, nachdem das Feuerwerk verraucht und die Festfreude verrauscht ist, die russischen selbständigen Journale an — es brauchen gar nicht einmal panslawistische zu sein — so gewahrt man zwar eine gewisse, von oben herab gewünschte Zurückhaltung in der Schmähung Deutschlands, aber nichts, was auf eine erhebliche Aenderung der Gesinnung schließen ließe.

Das Bemerkenswerte allein in der Haltung der russischen Blätter ist, daß sie aufhören, mit Frankreich als Bundesgenossen zu rechnen, daß die Schärfe der Sprache gegen Oesterreich nicht abnimmt, und daß gelegentlich die Versuche fortgesetzt werden, einen Keil in das Bündnis der Friedensmächte zu schieben. So griff neuerdings der „Nord“ nach Art der Opposition den italienischen Ministerpräsidenten an und warf die Frage auf, was die Tripel-Allianz Italien genützt habe; wenn Rußland und Deutschland einander näher träten, so hänge Italien förmlich in der Luft: die jetzigen Bundesgenossen bedürften seiner nicht mehr, mit Frankreich habe es sich unklugerweise verfeindet und es befinde sich somit auf einem völlig falschen Wege.

Das Organ Crispis, die „Riforma“, fertigte den Versucher gebührend ab, indem sie ausführte, daß seit Jahren die Stellung keiner italienischen Regierung dem Lande gegenüber eine so feste gewesen sei, wie die des Kabinetts Crispi, und daß der leitende Gedanke der italienischen Politik im Oriente die Aufrechterhaltung des bestehenden Zustandes sei, wobei Italien in dem Wunsche nach Frieden sich mit seinen Alliierten begegne und nicht begreifen könnte, wie es eine Aussöhnung Deutschlands und Rußlands mißgünstig aufnehmen oder gar als eine Gefahr für sich betrachten sollte; vielmehr könnte Italien nur erwünscht sein, wenn Rußland auf jede Störung des Friedens verzichten, wenn es sich gleichsam dem Friedensbunde anschließen möchte.

Das Vertrauen auf Deutschlands Vertragstreue ist auch in Oesterreich-Ungarn nicht gewichen, doch machte sich daselbst in letzter Zeit ein gewisses Unbehagen geltend. Nicht als ob aus diesem Gefühle die fortgesetzte Vervollständigung der dortigen Wehrkraft entsprungen wäre, denn dieselbe war eine schon vorher beschlossene Sache. Neben der Ueberzeugung, daß dem Besuche in Petersburg ein solcher in Wien folgen werde, und daß der Zweck des ersteren dem allgemeinen Weltfrieden zu gute komme, tauchte aber offiziös die Andeutung auf, daß in der Peterhofer Entrevue vorläufig etwas besprochen sein könnte, was, um Gestalt zu gewinnen, der weiteren Beredungen und Entschließungen zwischen den Kaisern Wilhelm und Franz Joseph bedürfte. Wir sehen nicht ein, was eine solche eventuelle Absprache an Gefahren im Schoße bergen könnte, und würden von jener mystischen Andeutung überhaupt keine Notiz genommen haben, wenn sie nicht in der Wiener „Polit. Korrespondenz" erst kürzlich gemacht wäre und sekundierend eine russische Stimme bemerkt hätte, daß das Ergebnis der Peterhofer Unterredungen erst dann einen definitiven Charakter annehmen sollte, wenn die Begegnung des deutschen Kaisers mit dem Kaiser von Oesterreich stattgefunden haben werde. Andere Blätter bezeichnen direkt die bulgarischen Wirren als den fraglichen Verhandlungsgegenstand, indem sie sich in mehr oder weniger gewagten Vermutungen ergehen.

Es ist ja möglich, daß die bulgarische Thronfrage und der Einfluß Rußlands in Bulgarien, den schon Fürst Bismarck in seiner großen Rede vom letzten Januar für theoretisch berechtigt in Gemäßheit des Berliner Kongresses erklärt hatte, zur Sprache gekommen sind, aber alles darüber hinaus entzieht sich der Kontrolle, insbesondere die behauptete Nachfolgerschaft des Prinzen Waldemar von Dänemark, die zwischen ihm und seinem Bruder, dem Könige Georg von Griechenland, bezüglich Macedoniens und Thraciens einen schwer zu lösenden Antagonismus hervorrufen würde.

Präjudizierliche Abmachungen, welche die österreichische Politik im Oriente lahm legen könnten, sind jedenfalls bei der alle Welt in Bewegung setzenden Zweikaiserzusammenkunft nicht getroffen worden. Dafür bürgt allein schon die Thatsache, daß Kaiser Wilhelm erst jüngst in seiner Thronrede vor dem Reichstage die feierliche Erklärung abgegeben hat, daß er den auf den Frieden gerichteten Bündnissen mit Oesterreich und Italien treu bleiben wolle, und daß diese ihm zu seiner Freude gestatteten, die persönliche Freundschaft mit dem russischen Kaiser zu pflegen und die seit hundert Jahren bestehenden friedlichen Beziehungen Deutschlands zu Rußland aufrecht zu erhalten. Es wäre eine Beleidigung des Kaisers, ihm andere Absichten unterzuschieben, als die in feierlicher Stunde vor der Nation verkündeten sind.

Insofern haben also die französischen Zeitungen recht, wenn sie das Resultat des Kaiserbesuches als nicht epochemachend charakterisieren. Sie vergessen in ihrem Unmute über die vereitelten Hoffnungen auf russisch-französische Waffenbrüderschaft nur das eine, daß es doch etwas für den Frieden dieses Erdteils zu bedeuten hat, ob das Deutsche Reich und Rußland verfeindet oder friedlich nebeneinander leben. Und die hochherzige Initiative ergriffen zu haben, um mit Rußland zu einem erträglichen modus vivendi zu gelangen, ist das unbestreitbare Verdienst unseres Kaisers, ein Verdienst nicht allein um die beiden zunächst interessierten Länder, sondern auch um die Ruhe Europas. Kaiser Wilhelm ist nicht nach Rußland gegangen, um Familien-Zwecke zu verfolgen, wie einige Blätter wissen wollen; auch nicht, um die Grundlage einer zollpolitischen Verständigung zwischen Deutschland und Rußland zu finden — desto besser freilich, wenn auch diese mehr nebensächlichen Dinge geordnet sind — sondern um dem Kaiser Alexander einen offensichtlichen Beweis friedfertiger Gesinnung zu geben und denselben für ebendiese zu gewinnen. Daß dies gelungen ist, kann als unzweifelhaft nach dem Benehmen beider Kaiser gegeneinander angenommen werden, und das ist ein Ereignis von großer politischer Tragweite, wobei allerdings zu wünschen bleibt, daß dem besseren Einvernehmen auch wirklich gelingen möge, die schwebenden europäischen

Fragen einer für die übrigen Mächte, namentlich für die Verbündeten Deutschlands annehmbaren Lösung entgegenzuführen.

Kaiser Wilhelm dehnte seine gewappnete Meerfahrt noch weiter aus, indem er den Rückweg von Petersburg über Stockholm und Kopenhagen machte. Dort galt es die Pflege bereits vorhandener Freundschaft, hier die Beseitigung eines Restes ehemaliger Gegnerschaft, und so schloß sich der Besuch der Nachbarhöfe friedlich und versöhnend dem Friedenswerke an der Newa an.

Aus Deutschland registrieren wir neben der allseitig Befriedigung erregenden Besetzung des preußischen Ministeriums des Innern mit dem bisherigen Unterstaatssekretär desselben Ressorts Herrfurth, einem vieljährigen Mitarbeiter des zurückgetretenen Ministers von Puttkamer, sowie der Ernennung des Reichstags- und Regierungspräsidenten von Wedell-Piesdorf zum preußischen Hausminister die Vermehrung der Kaiserfamilie um einen Prinzen und ein dramatisches Nachspiel zur Leidensgeschichte des Kaisers Friedrich, welches weit über die Grenzen Deutschlands berechtigtes Aufsehen verursacht hat und unser früheres Urteil über den Kompagnon der Freisinnigen Dr. Mackenzie in noch viel zu rosigem Lichte erscheinen läßt.

Mit Genehmigung des Kaisers Wilhelm ist eine authentische Darstellung der Krankheit und des Endes Kaiser Friedrichs erschienen, deren Fazit kurz dahin zusammengefaßt werden kann: „Kaiser Friedrich wäre nach menschlicher Wissenschaft gerettet worden, wenn man im Frühling 1887 zu der einstimmig von den deutschen Aerzten angeratenen Operation geschritten wäre, Mackenzie hat die Vornahme derselben hintertrieben und durch falsche Behandlung den qualvollen Untergang des Kaisers herbeigeführt." Wir könnten mehr sagen und dem englischen Arzte nicht nur Arroganz und Ungeschicklichkeit, sondern auch absichtliche Unterdrückung der Wahrheit vorwerfen, doch wir wollen damit zurückhalten, bis derselbe seine lange genug unter allerhand Vorwänden verzögerte Apologie veröffentlicht hat. Vertrauenerweckend ist es gerade nicht, daß er dem Vorhaben der Veranstaltung einer englischen Ausgabe der amtlichen ärztlichen Denkschrift mit der Androhung einer Verleumdungsklage entgegengetreten ist. Inzwischen haben mehrere der deutschen Aerzte die Genugthuung gehabt, vom jetzigen Kaiser mit hohen Orden ausgezeichnet zu werden.

Die Kartellfrage hat zu einem erbitterten Streite geführt, bei dem sich die offiziöse preußische Presse, voran die „Norddeutsche Allgemeine Zeitung", in mehr als mittelparteilicher Gebahrung dermaßen auf die Seite der Nationalliberalen stellte und noch stellt, daß danach den Konservativen nichts anderes übrig bliebe als abzudanken und freundlichst in die nationalliberale Partei aufzugehen. Herr v. Rauchhaupt hatte als Führer der Konservativen im preußischen Abgeordnetenhause sich mit Recht veranlaßt gesehen, in der „Hall. Ztg." den Ursprung und den Wert des Wahlkartells in wahrem Lichte darzustellen, sowie die Anmaßungen abzuweisen, mit welchen die nationalliberalen Führer sich in einigen preußischen Provinzen die Unterstützung der Konservativen sichern, in anderen aber, wo die Konservativen auf Hilfe der Nationalliberalen rechneten, freie Hand behalten wollen. Diese den Konservativen zugemutete societas leonina hätte billigerweise auch bei den Offiziösen Verurteilung finden sollen; im Gegenteile, „Köln. Ztg.", „Nordd. Allgem." rc. fallen über die auf ihre Existenz als Partei bedachten Konservativen her, bezichtigen sie des Mangels an Verständnis für die wahren Interessen des Vaterlandes — es fehlt nur noch der nackte Vorwurf der Reichsfeindschaft — und suchen ihnen ein unkündbares Kartell aufzudrängen, in welchem dieselben unter „nationalem" Banner-Schleppenträger der Nationalliberalen sein und die christlich-konservativen Grundsätze einfach verloren gehen würden. Daneben mußte nicht nur die Person des Reichskanzlers mit ganz ungehörigen Unterstellungen herhalten, sondern es wurde auch versucht, in nationalliberaler Observanz einen Keil zwischen den linken und rechten Flügel der konservativen Partei zu schieben.

Die Sache ist ernst. Die Wahlen zum preußischen Abgeordnetenhause stehen bevor; an eine Erneuerung oder, wenn man lieber will, Fortsetzung des Kartells für dieselben pro toto ist nicht zu denken, womit natürlich lokale Verständigungen nicht ausgeschlossen sind, und die Kraftprobe der sog. „Kartellbrüder" gegeneinander wird einzutreten haben. Mögen dadurch vielleicht einige Sitze der Konservativen im Abgeordnetenhause verloren werden, obgleich unsere Hoffnung auf den Sieg gerichtet ist, so ist das unseres Erachtens immer noch besser, als eine Parteiverschmelzung, bei der niemand weiß, woran er ist. Vor allem ist es doch Pflicht eines konservativen Mannes, angebliche Opportunitätsrücksichten nicht dauernd über die eigenen Grundsätze zu stellen, vielmehr „Mit Gott für König und Vaterland" unbeirrt den für richtig erkannten Weg zu wandeln. Hätte man der konservativen Partei auf Grund ihres Besitzstandes ein Kompromiß für die Abgeordnetenwahlen geboten, so wäre darüber allenfalls zu reden gewesen; jetzt aber, wo die Nationalliberalen die Mehrheit im Abgeordnetenhause für sich haben wollen, muß energisch ihren Aspirationen begegnet werden, und es ist unfaßlich, wie die „Konservative Korrespondenz" gegen die ausdrückliche Instruktion der Parteileitung es hat wagen dürfen, die konservative Presse in diesem Kampfe zu befehden.

* * *

Ueber das **Ausland** genügen wenige Bemerkungen.

In **Frankreich** spielte sich am 12. Juli ein neuer Kammerskandal ab, von Boulanger hervorgerufen, der die Zugkraft seines Namens schwinden fühlte und sein „Prestige" durch einen Theaterstreich aufzufrischen gedachte. Aber die Sache kam anders, als der in letzter Zeit recht unglückliche Abenteurer berechnet hatte. Er wurde von dem Ministerpräsidenten Floquet in der Kammer moralisch und Tags darauf mit dem Degen körperlich abgeführt. Dies wäre von seinem Standpunkte noch zu verschmerzen gewesen, indessen ein Unglück kommt selten allein. Der Exgeneral hatte in jener Kammersitzung unter lächerlichen Nebenumständen sein Mandat niedergelegt, um „Frankreich" entscheiden zu lassen — natürlich durch seine Wiederwahl. Frankreich entschied sich jedoch anders; die Wähler der Ardèche beantworteten seine Werbung mit großer Majorität verneinend. Seitdem ist der einst gewaltige Mann unter Hohn und Spott als „Toter" zu den Akten gelegt; sein Anhang wird immer geringer, man rechnet nicht mehr ernstlich mit ihm und er versucht es, da eine Kandidatur nicht mehr sicher ist, mit mehreren, indem er sich sowohl in der Somme als auch in der Charente-Inférieure aufstellen läßt. Die Episode Boulanger scheint in der That beendet zu sein.

Die Republik hat am 14. Juli ohne erhebliche Störung ihr Nationalfest bei gleichzeitiger Enthüllung eines Gambettadenkmals gefeiert, und die Stellung des Präsidenten Carnot befestigt sich, wenn bei seiner Reise nach dem Südosten des Landes die wahre Volksmeinung zum Ausdrucke gekommen ist, sichtlich. Gefährlicher freilich, als Boulanger, ist eine Bewegung unter den Arbeitern in Paris, die in bedenklichem Maße an Umfang zunimmt und ein Symptom des verderblichen radikalen Uebergewichts im Staatsleben bildet.

England geht gegen die Parnelliten in der Phönixaffäre rc. auf gerichtlichem, nicht parlamentarischem Wege vor; das Ministerium ist nur in der irischen Frage einig, und das Land fühlt sich isoliert, je mehr von einer Annäherung Deutschlands und Rußlands gesprochen wird. Man sieht übrigens jenseits des Kanals ein, daß die englische Regierung selbst an der Entfremdung Deutschlands, sowie daran Schuld ist, daß ein Bündnis mit ihr für unzuverlässig und wenig bedeutend gehalten wird.

Rußland hatte die Jubiläumsfeier seiner Kirche, der vor 900 Jahren erfolgten Christianisierung. Die von Ignatieff und den Panslawisten lange vorbereitete und mit vielem Geräusch in Szene gesetzte Feier in Kiew verlief ohne politische Bedeutung. Der Kaiser, die Mitglieder der kaiserlichen Familie, die Regierung und großen Staats-

körperschaften blieben fern, das orthodoxe Ausland beteiligte sich sehr schwach und politische Reden waren allerhöchst untersagt worden. So ließe sich also wohl im Hinblick auf den in Bewegung gesetzten Apparat des Panslawismus sagen: „Parturiunt montes" etc.

Der **serbische** Ehezwist ist noch nicht von der Tagesordnung verschwunden. Die Synode hat sich in der Scheidungsangelegenheit des Königs für inkompetent erklärt und es soll nunmehr das ordentliche geistliche Ehegericht entscheiden. So sehr wir mit der gegenwärtigen politischen Haltung des Königs Milan übereinstimmen und so wenig andererseits mit derjenigen der Königin, so haben wir doch bisher nicht gehört, daß abweichende politische Ansicht ein Ehescheidungsgrund sei. Wir sind daher neugierig, wie sich ein „ordentliches geistliches Ehegericht" auf die Klage des Königs mit der Sache abfinden wird.

In **Bulgarien** scheint sich ein Widerstand gegen die gutwillige Heimschickung des „Fürsten" Ferdinand vorzubereiten. Seit der Rückkehr desselben nach Sofia am 23. v. M. ist von einer Meinungsverschiedenheit zwischen ihm und dem Ministerpräsidenten Stambulow nicht mehr die Rede. Es soll eine Aussöhnung beider stattgefunden haben, und die „Swoboda", das halbamtliche Blatt der Regierung, erklärte kürzlich bündigst: der Fürst sei einzig und allein durch die Nation auf seinen Posten berufen und werde solange im Lande verbleiben, als er die Liebe des Volkes, die sich bei wiederholten Anlässen geoffenbart habe, besitze; das möge Allen vor Augen schweben u. s. w. Das Völkchen ist im Stande, sich für seinen Erwählten zu schlagen, wofern dieser nicht freiwillig geht. Auf Letzteres ist die Meldung zu deuten, daß die Mutter des Fürsten, Prinzessin Clementine von Koburg, in der Ueberzeugung, der entscheidende Moment für ihren Sohn sei eingetreten, einen Familienrat in Koburg veranlaßt habe. Die nächste Zukunft muß lehren, welcher Art die angeblichen Verständigungen von Peterhof in der bulgarischen Frage sind, und — was die Hauptsache ist — wie eventuell der Beschluß der Mächte gegen das bulgarische Volk durchgesetzt werden soll.

Wirtschaftspolitik.

Das bedeutungsvollste Ereignis der letzten Wochen auf wirtschaftlichem und sozialpolitischem Gebiete für Deutschland ist ohne Zweifel das Erscheinen des Entwurfs eines Gesetzes über die Alters- und Invalidenversorgung der Arbeiter. Dieser Entwurf bezeichnet ohne Zweifel einen weiteren großen Fortschritt auf dem Boden des Ausgleichs der wirtschaftlichen Gegensätze, obgleich derselbe gerade bei den Nächstbeteiligten, wie wir uns haben mehrfach überzeugen können, wenig Anerkennung gefunden hat und obgleich derselbe in der That als sehr unvollkommen bezeichnet werden muß — merkwürdigerweise weit weniger in seinen Einzelheiten und nach der organisatorischen Richtung hin, als weil eine eigentliche Erkenntnis des sozialpolitischen Zieles, das zu erstreben ist, aus der Arbeit ebensowenig hervorleuchtet wie ein tieferes Bemühen, die Beziehungen, auf die erleichternd und bessernd eingewirkt werden soll, zu erkennen. Der bittere Spott, den man nicht nur von seiten der demagogischen Presse vernimmt, ist nicht unverdient, weil der Beginn der Altersrente für die Arbeiter für das einundsiebzigste Lebensjahr angenommen ist und die Annahme des Satzes von einhundert und zwanzig Mark für diese Rente hätte erspart werden können, wenn die Voraussetzungen, welche wir bei der Arbeit vermissen, Platz gegriffen hätten, und wenn man überhaupt die Grundgedanken des Versicherungswesens auf den Entwurf hätte einwirken lassen.

Der letztere Mangel erscheint uns als der Schwerpunkt des Ganzen und gewisser-

maßen als der Brennpunkt aller Fehlerhaftigkeit, welche sich so schwerwiegend und unerfreulich bei dem Entwurf geltend macht; wobei wir die erstgenannten Mängel ebenfalls nicht gering anschlagen. Wenn man erwägt, daß in den größeren Städten mit zahlreicher Arbeiterbevölkerung die mit fünfzehn Jahren in den Beruf eintretenden Arbeiter im Durchschnitt nur 50 Jahre alt werden, und daß das siebenundsechzigste Lebensjahr nur drei Viertel der Personen, welche fünfzehn Jahre alt geworden sind, erreichen, so kann man schon daran erkennen, daß eine Altersrente, die mit dem einundsiebzigsten Lebensjahr beginnt, nur noch für die Toten Interesse haben kann. Dies zeigt sich aber noch weit drastischer an den Lebensverhältnissen in den eigentlichen Arbeitervierteln, wo das Durchschnittsalter, welches die Fünfzehnjährigen erreichen, nur 45 Jahre beträgt; wo drei Vierteile derselben unter dem 62. Lebensjahre sterben und nur etwa ein Zehntel das siebzigste Jahr erreicht; wobei aber zu bemerken ist, daß in diesem Alter die weibliche Bevölkerung die männliche um $33^1/_3$ Prozent überwiegt, während im fünfzehnten Lebensjahr die männliche um $1^1/_2$ Prozent stärker erscheint als die weibliche.

Hier handelt sich's aber, wie bemerkt, nicht um Verhältnisse einer Fabrikstadt; und es wird das Sterblichkeitsverhältnis an sich sehr stark verschoben durch das Zwischentreten zahlreicher der Industrie durchaus fernstehender Bevölkerungselemente unter weit günstigeren Lebensbedingungen, als jene sie bieten kann. Es erscheint daher die Ansetzung der Altersgrenze für die Altersrente auf das einundsiebzigste Jahr als entschieden zu hoch, und man sollte sich entschließen, wenigstens auf das fünfundsechzigste Jahr zurückzugehen. Man muß immerhin erwägen, daß es sich auch bei dem kleinsten Beitrag, der für die Sache geleistet werden muß, um eine neue Geldlast der Pflichtigen handelt; und man wird niemand deshalb tadeln dürfen, daß, wenn daraus ein Vorteil hervorgehen soll, er verlangt, es solle ihm wenigstens die Aussicht, diesen Vorteil zu erlangen, nicht verschlossen sein, und daß die Wirkung der Kasse nicht nur nach der drückenden, sondern auch nach der vorteilhaften Seite hin erkennbar wird. Es scheint, als ob nach dieser Seite hin die statistischen Erhebungen versäumt worden sind. Aber es kann nicht schwer sein, aus dem Material, das aus den letzten Volks- und Gewerbezählungen im statistischen Reichsamt aufgehäuft liegt, sowohl die Zahl der steuerpflichtigen jüngeren Arbeiter als diejenige der rentenberechtigten Alten ganz genau festzustellen. Dies ist aber unerläßlich, wenn man eine gerechte Altersgrenze erlangen will.

Ebenso bedenklich als die allzuhohe Feststellung der Altersgrenze ist die Schablonisierung der Rente, und man könnte auch sagen die Schablonisierung jener Altersgrenze. Es handelt sich doch um eine Versicherung; und die Versicherung muß immer wesentlich den Charakter der Ersparungsanstalt tragen. Der reiche Kapitalist, welcher sein Leben versichert, thut dies nicht, um seine Angehörigen nach dem Tode vor Not zu sichern, sondern er sieht in der Versicherung eine besondere Art der Kapitalisierung seiner Einkommensüberschüsse. Der Arbeiter aber ist in anderer Lage; er kann nicht sparen zur Kapitalisierung, sondern nur zum Wiederverbrauch. Aber das Schlimme bei den gegenwärtigen Ersparungseinrichtungen ist, daß die Früchte der Ersparnis denen, welche sie machen, entfremdet und zweckwidrig, sowie sozialgefährlich der Kapitalisierung zugeführt werden. Im einzelnen mag dieser Schaden klein erscheinen; in der Zusammenfassung und in der Einwirkung auf die Verteilung des Materialwohlstandes wird er sehr groß und von einschneidender Wirkung, besonders seit das System der Sparkassen durch das der sogenannten „Volksbanken“ noch eine unheilvolle Erweiterung erfahren hat. Aus diesem Grunde haben wir uns seinerzeit nachdrücklich für Einrichtung von Postsparkassen ausgesprochen, und bekämpfen unablässig die „Volksbanken“ — im ausgesprochenen Gegensatz zum Liberalismus und Manchestertum, welche aus den gleichen Gründen jene bekämpfen und diese verfechten.

Aus dem von uns hervorgehobenen grundsätzlichen Unterschied des Erübrigens zur Kapitalisierung und des Ersparens für Gebrauchs- und spätere Verbrauchszwecke

und der bisherigen Unzulänglichkeit der Einrichtungen für diese letzteren Zwecke ergibt sich sehr wesentlich der soziale Druck, welcher auf der Bevölkerung ruht; und daher sollten auch alle Einrichtungen, welche nach Maßgabe der kaiserlichen Botschaft zur Verbesserung des sozialen Zustandes getroffen werden, auf Beseitigung der Benachteiligung, welche die sozialen Beziehungen durch die kapitalistischen erfahren, hingerichtet sein. Insbesondere müßte es daher immer als vornehmste Aufgabe sozialpolitischer Wirksamkeit, welche sich in keinem der einschlagenden Gesetzentwürfe verleugnen sollte, sein, die Einzelnen in ihrer wirtschaftlichen Wirksamkeit auf den Fuß des Kapitals zu heben.

Dem Kapitalisten als solchem steht es z. B., wenn es eine besondere Altersrente erwerben will, vollkommen frei, festzustellen, welche Höhe dieselbe haben und in welchem Lebensalter dieselbe beginnen soll. Es kommt dabei nur darauf an, wie viel er jährlich von seinem Einkommen für diesen Zweck verwenden will. Es liegt aber gar kein Grund vor, weshalb nicht die Reichs-Alters-Versicherung ihren Teilnehmern dieselbe Freiheit eröffnen will. Selbstverständlich hat einfach derjenige, welcher etwa anstatt mit dem siebzigsten schon mit dem sechzigsten Jahr in den Genuß einer Rente treten will, einen entsprechend höheren Beitrag, dessen Verhältnis sich mit Hilfe der vorhandenen statistischen Hilfsmittel sehr genau feststellen läßt, zu zahlen. Ebenso gibt es keinen Grund, weshalb es dem Einzelnen verwehrt sein sollte, auch die Höhe seiner Rente zu bestimmen. Auch in diesem Falle hätte sich einfach der Beitrag nach Höhe der erwünschten Alters- oder Invalidenrente zu richten. Endlich sollte man die Altersversicherung nicht auf die Arbeiter beschränken. Man sollte dieselbe über alle Bevölkerungsklassen erstrecken; wenigstens sollte, wenn auf die eigentlichen Arbeiter ein Zwang ausgeübt würde, hinsichtlich des Beitritts und des Mindestsatzes der Rente, auch außerdem jedermann berechtigt sein, die Altersrente zu erwerben und dieselbe bis zu einem nicht zu niedrig gegriffenen Satze zu erhöhen. (Für diese Fälle dürfte allerdings der Reichszuschuß nicht bewilligt werden. D. Red.)

Auch dieser letztere Punkt erscheint uns von ganz außerordentlicher Wichtigkeit; er betrifft ebensowohl die grundsätzliche Gestaltung der Reichsalters-Versicherung als sozialpolitische Punkte von maßgebender Bedeutung. Wir haben schon öfter darauf hingewiesen, wie eine Hauptquelle der sozialen Mißlichkeiten, insbesondere insofern dadurch die Produktion unmittelbar berührt wird, zu suchen ist in der allzustarken Abscheidung des Kapitals auf Kosten des Verbrauchs und in der Verwendung desselben für Zwecke, welche der nationalen Wirtschaftlichkeit fern liegen oder wohl gar feindlich sind. Hiermit steht der Umstand, daß die große Masse der Bevölkerung in ihrer Verbrauchskraft, besonders in den höheren Altersreihen, allzustark und in zunehmendem Umfange beschränkt wird, in sehr engem Zusammenhang. Wir bezeichnen es daher geradezu als eine Aufgabe der Altersversicherung, jene Verbrauchskraft in den höheren Altersreihen zu stärken, und anderseits der Ersparnisfähigkeit das Feld, wo die Ersparnis dem eigentlichen Kreise der Sparer wieder zum Vorteil wird und wo auch die Ersparnis ihrem hier ausschließlichen Zweck des Wiederverbrauchs erhalten bleibt, zu eröffnen. Wenn aber die Ersparnislust, worauf doch so viel Gewicht gelegt wird, angespornt werden soll, so gehört dazu, daß eine wirklich vorteilhafte Ersparnisgelegenheit geboten wird und daß es zugleich in den Willen des einzelnen gelegt sein muß, sein Sparen zu steigern.

Daß dieser Voraussetzung der Entwurf zum Altersversicherungsgesetz wenig entspricht, ist leicht erkennbar; und doch kann es bei einer so mächtigen und breiten Einrichtung, wie sie hier entstehen sollte, nicht schwer sein, Hervorragendes zu leisten. Möglicherweise fürchtet man Mühen und Verwickelungen von einer größeren Vermannigfaltigung. Aber ohne Mühen und ohne Hingebung wird man überhaupt nichts, was der Rede wert sein könnte, erreichen; und wenn man sich begnügen wollte, auf diesem wichtigsten Gebiete etwas Zweckloses zu schaffen, um nur überhaupt etwas zu

leisten, so wäre dies das Bedauerlichste, was man sich denken möchte. Allein es ist gar nicht schwer, eine auf kleinere Kreise sich bauende Gestaltung von vollkommenster Wirksamkeit einzurichten.

Wir können hier freilich nicht selbst einen Gesetzentwurf, oder auch nur einen Einrichtungsentwurf für eine Reichs-Alters-Versicherung geben; wir müssen uns begnügen, ohne noch auf das Einzelne einzugehen, auf die grundsätzliche Verfehltheit des veröffentlichten Entwurfes, der nach keiner Seite hin günstige Aussichten auf Erreichung des Zweckes, dessen Erreichung sozialpolitisch gefordert werden muß, eröffnet, hinzuweisen. Darunter steht das Beitragsverfahren obenan. Man muß doch immer voraussetzen, daß es sich um eine Gegenseitigkeitsanstalt handelt, wobei die etwaigen Ueberschüsse wieder den Versicherten zufließen, nicht kapitalisiert werden sollen. Unter dieser Voraussetzung wollten wir uns mit dem Prämiensystem einverstanden erklären. Aber wir sind der Meinung, daß das vorgeschlagene Beitragsverfahren nicht entsprechend ist. Das Gesetz muß allerdings vorschreiben, daß jedermann, der in einem Arbeits- oder nicht altersversorgungsgewährenden Anstellungsverhältnis steht, verpflichtet ist, einen wöchentlichen Beitrag, welcher den Minimalsatz der Altersrente sichert, zu leisten. Diese Leistung muß alljährlich durch Einreichung des vorzuschreibenden Markenbuches kontrolliert werden. Jeder der Pflichtigen wird eventuell zur Einreichung des Buches bei der Ortsgenossenschaft gezwungen. Aber der Betreffende braucht innerhalb des Jahres nicht an die bestimmte Einklebung gebunden zu sein, so daß er Arbeitslosigkeit vorübergehen lassen, größeren Arbeitsverdienst aber durch Vorauseinklebung von Marken vorteilhaft benutzen kann. Nicht der Arbeitgeber hat danach die Einklebung der Marken und den Abzug des Betrages vom Arbeitslohn zu besorgen, sondern der Versichernde besorgt dies selbst; aber man kann jenen verpflichten, bei der Lohnauszahlung den Arbeitern Marken, welche außerdem für jedermann bei der Reichspost verkäuflich sein müssen, zur Einklebung nach Bedarf zur Verfügung zu stellen. Für die Einrichtung zur Steigerung der Rente wird es aber genügen, daß für jede Steigerung besonders Buch zu führen ist; und daß, wenn z. B. eine Steigerung um die halbe Rente beabsichtigt wird, sechs und zwanzigmalige, um die Viertelrente dreizehnmalige Einklebung der Einheitsmarken auf das Jahresblatt genügt. Wer seine Rente aber mehrfach steigern will, der muß sich für jede Steigerung ein besonderes Buch halten und hat dasselbe ebenfalls alljährlich einzureichen; nicht der Pflicht, sondern der Beglaubigung wegen. Es versteht sich aber unter dieser Voraussetzung von selbst, daß von einem einheitlichen Satze für eine Rente nicht die Rede sein kann, sondern daß sie sich nach dem Alter des Eintritts richten muß. Uebrigens sollte auch der Mindestsatz einer Alters- oder Invalidenrente nicht 120 Mark, sondern so viel Thaler betragen. Doch könnte vielleicht für die ersten zehn Jahre den Altersklassen über vierzig Jahre übergangsweise die Steuer für eine Rente von nur 120 Mark gestattet sein. Die Heranziehung der Arbeitgeber halten wir nach den bei der Krankenversicherung gemachten Erfahrungen kaum für zweckmäßig — bei der Unfallversicherung ist es etwas anderes; dabei gebührt die ganze Last dem Betriebe, während es sich bei der Invaliden- und Altersversicherung um persönliche und soziale, von der eigentlichen Arbeitsthätigkeit unabhängige Sicherung handelt. Es muß aber ohne Zweifel dem Staat nicht nur sehr viel daran liegen, die wirtschaftlichen Lasten und Vorteile möglichst nach Maßgabe der einflußreichen Verhältnisse zu verteilen, sondern auch dahin zu wirken, daß die Abhängigkeit der Gesamtbevölkerung vom kapitalistischen Industrialismus gemäßigt werde. Es dürfte sonst nicht ausbleiben, daß sich jener immer mehr zum Staat im Staat entwickelt und den letzteren aus den Fugen zu heben sucht; wo es dann darauf ankäme, wer sich als der Stärkere erweist. Es empfiehlt sich daher auch auf diesem Gebiete, immer und insbesondere beizeiten eingedenk zu sein des Wahlspruches: Suum cuique. — —

Die Fortschritte, welche die deutsche Industrie auch im laufenden Jahr gemacht

hat, kennzeichnen sich zunächst darin, daß die Roheisengewinnung Deutschlands in den ersten sechs Monaten dieses Jahres zwei Millionen Tonnen überschritten hat, obgleich die Herstellung im Juni etwas kleiner gewesen ist als im Mai. Die Vermehrung gegen das Vorjahr beträgt zehn Prozent. Dabei ist von einer Häufung der Lager wenig zu bemerken und auch die Verkaufspreise werden als günstig oder doch als befriedigend bezeichnet; für mehrere Gebiete der Eisengewinnung und -Verarbeitung sind sogar für nächste Zeit Preiserhöhungen in Aussicht genommen worden. Dadurch werden jene Behauptungen der freihändlerischen Presse, nach denen sich infolge der deutschen Schutzzollpolitik die deutsche Industrie und der Handel besonders dem englischen gegenüber rückgängig zeige, schlagend widerlegt. Denn die Verhältnisse der englischen Industrie scheinen sich zwar in der letzten Zeit wenigstens teilweis einigermaßen gebessert zu haben; allein die drückende Zunahme der öffentlichen Lager dauert fort, und die Klagen über den ungünstigen Einfluß der Warrantspekulation sind nicht geringer geworden. Die öffentlichen Lagerhäuser von Glasgow zeigen gegenwärtig mehr als eine Million Tonnen, also den siebenten Teil der großbritannischen Jahresgewinnung von Roheisen, und die Verschiffungen von dort stehen in geradezu schreiendem Mißverhältnis zu der Größe der öffentlichen Lager. Zudem macht sich jetzt schon die industrielle Konkurrenz der australischen Kolonie geltend, und kürzlich wurde gemeldet, daß bei einer Verdingung von Lokomotiven in Australien der Zuschlag nicht an englische Fabriken, sondern an australische selbst erfolgt sei. Auch in den Kreisen der englischen Textilindustrie zeigt man sich sehr besorgt. Man leidet unter steigender Ungunst des ostasiatischen Marktes und unter der zunehmenden Konkurrenz der ostindischen Spinnerei und Weberei, während andrerseits die Verhältnisse des Marktes für Rohbaumwolle und die spekulativen Einwirkungen auf dieselben ebenfalls unerfreulichen Einfluß auf die industriellen Verhältnisse äußern. Kürzlich hat man es von England her unverhohlen ausgesprochen, daß die Veröffentlichungen des Ackerbauamtes in Washington über den Stand der Baumwolle rein spekulativer Natur seien und ihre Losung von seiten der New-Yorker Börse empfingen. Daß dies hinsichtlich des Getreidestandes nicht besser sei, hat man schon seit geraumer Zeit vermutet.

Allerdings hat man wohl seit vielen Jahren nicht mit gleicher Spannung den Ernteergebnissen entgegengesehen wie gegenwärtig. Die eigentümliche Witterung hat zwar ein außerordentliches Wachstum der Cerealien gefördert; mit Ausnahme einiger Getreidelagen, die nicht gut überwintert haben, ist das Getreide auch fast überall in Deutschland emporgeschossen, und nicht minder zeigt das Obst eine Fülle wie seit lange nicht. Allein dann hat das Wachstum und die Reife der Frucht schwer durch die anhaltende Kälte und Nässe gelitten, und die Heuernte ist durch letztere vielfach vernichtet worden, während sie bei dem Obst die Ausbreitung von Ungeziefer außerordentlich begünstigt und den Roggen vielfach zum Lagern gebracht hat. Gleichwohl sind die Getreidepreise gedrückt. Im Frühling lauteten die Saatenstandsveröffentlichungen des Ackerbauamtes der Vereinigten Staaten durchaus ungünstig; aber je näher man der Ernte rückte, desto mehr hoben sie sich; und während man anfänglich kaum eine Zweidrittelernte in Aussicht nahm, ist man jetzt schon nahe bei einer Durchschnittsernte angekommen. Aber noch bei weitem einflußreicher ist der südrussische Getreidemarkt für die Preisentwickelung geworden. Von dort aus ist jetzt die Ausfuhr außerordentlich gewachsen; und obgleich diese Ausfuhr die dortigen Lager umfassend räumen läßt, zeigt sich doch daraus keine günstige Einwirkung auf die Preise, welche vielmehr fortgesetzt als gedrückt, wenn nicht rückgängig bezeichnet werden. Unter diesen Umständen müßte natürlich eine wenn auch nur teilweise Mißernte in Deutschland für weite Kreise unserer Landwirtschaft geradezu verhängnisvoll werden, da nicht zu erwarten ist, daß etwa durch Preiserhöhung ein Teil des Verlustes an der Menge ausgeglichen werden könnte.

Auch die Handelskammerberichte bestätigen, wenn auch unverkennbar widerwillig, die Schwierigkeiten und insbesondere den Preisdruck, unter dem insbesondere die land-

wirtschaftliche Produktion zu leiden hat, wogegen für Handel und Verkehr meistens Aufschwung und Steigerung zu verzeichnen ist. Freilich kann man auch aus jenen Berichten erkennen, daß neben der Landwirtschaft auch vielfach schon die kleinen Städte leiden. Während Eisenbahn-, Post- und Telegraphenverkehr in den größeren Städten ein wahrhaft überstürzendes Wachstum zeigen, gibt es schon zahlreiche kleine Städte, wo jene in bedenklich starkem Umfange rückgängig sind, und zwar offenbar nicht vorübergehend, sondern stetig von Jahr zu Jahr. Aber ebensowenig wie für die landwirtschaftlichen Mißlichkeiten findet sich für diejenigen dieser kleinen Städte irgendwelche Teilnahme. Und doch muß schon der gesunde Verstand sagen, daß die Blüte verwelken muß, wenn der Stamm verdorrt. Alle Wünsche, welche in den Handelskammerberichten zum Ausdruck gelangen, gehen auf weitere Steigerung des Handels, insbesondere des fremden; aber für den Ausbau, für die feste Stützung des Erworbenen zeigt sich nirgend Sinn. Der Zug der Börse, der jedes Verhältnis und Ereignis für den raschen Tagesgewinn auszubeuten strebt, erstreckt sich immer weiter über das Land und trifft den konservativen Geist aufs schwerste.

Auch jene Ereignisse, welche der Thronbesteigung Sr. Majestät des Kaisers Wilhelm II. vorangingen, sie begleiteten und ihr folgten, sind für diese Richtung uns wegen des Vorteils, der sich aus ihnen ziehen ließ, und der Spekulationen, die man daran knüpfte von Bedeutung gewesen. Die Reise Sr. Majestät nach St. Petersburg war für jene nichts als die Eröffnung der Aussicht, daß nun wieder russische Schuldtitel nach Belieben der Börse in Deutschland emittiert werden könnten, und daß sich sowohl die Reichsbank als die königliche Seehandlung wieder an russischen Finanzgeschäften beteiligen würden. Die schweren Folgen der falschen Finanzpolitik gegen das Ausland hat freilich nicht die Börse zu tragen. Dieselbe schwimmt überhaupt jetzt wieder oben. Seit Jahren hatten die spekulativen Kurse nicht die Höhe wie gegenwärtig, und von Neugründungen und Emissionen jagt eine die andere. An der Londoner Börse hatten die Emissionen mit dem Halbjahr fast einhundert Millionen Lstrl. erreicht. Die deutschen Emissionen erreichten zwar diesen Betrag nicht; aber eine Milliarde Mark wurde ebenfalls überschritten, wobei noch eine ganze Menge besonders großer fremder Emissionen angekündigt sind, darunter Vereinigte-Staaten-Eisenbahnen, argentinische, brasilianische, italienische, serbische u. s. w. Und in gleicher Lage sind alle Kapitalländer, die sich dieser Umgarnung durch Verschärfung der Schutzzölle nur unvollkommen erwehren.

Kirche.*)

Kirchenpolitische Wandlungen in Baden. Baden marschierte bekanntlich an der Spitze des Kulturkampfes. Bereits elf Jahre bevor man in Preußen etwas von demselben wußte, wurden in dem badischen Landtag die ersten Schlachten desselben geschlagen, erst die fakultative, dann die obligatorische Zivilehe eingeführt, mit der konfessionell gemischten Volksschule die Trennung der Schule von der Kirche vorgenommen, das theologische Staatsexamen erfunden u. s. f. Da der damalige Kulturkampf von Altkatholiken, Protestantenvereinlern und Reformjuden gegen jede religiös positive Richtung geführt wurde, standen die evangelischen Konservativen in den Hauptfragen entschieden auf der Seite der Ultramontanen, was namentlich bei den Wahlen zutage trat. Sie wurden deshalb in der offiziellen und der halboffiziellen Presse des Landes wieder-

---

*) Da Herr Professor Martin von Nathusius diesmal leider verhindert war, den kirchlichen Bericht zu schreiben, bringen wir hier eine Mitteilung aus Baden zum Abdruck, welche ein dortiger Mitarbeiter unserer Monatsschrift uns freundlichst zugesandt hat. Die Redaktion.

holt als Regierungsfeinde bezeichnet. Wer jene Kämpfe mit durchgerungen und sodann die kirchenpolitischen Verhandlungen des jüngst geschlossenen Landtags verfolgt hat, der konnte sich in ein Märchen von 1001 Nacht versetzt wähnen, so überraschend erschien die Wandlung. Wieder waren zwar die Führer der Konservativen die Gegner der liberalen Regierung, und zwar hüben und drüben die gleichen Männer, aber die liberale Regierung wurde von den Ultramontanen unterstützt und die liberale Kammerfraktion ging in ihrer Mehrheit Hand in Hand mit den Konservativen. Woher diese Wandlung?

Die Frage ist um so berechtigter, als in Baden, obwohl zwei Dritteile seiner Bevölkerung katholisch sind, der Sieg der liberalen Kulturkämpfer als ein vollkommener bezeichnet werden mußte. Beweis hierfür ist die Erklärung, welche der hervorragendste Führer der damaligen ultramontanen Fraktion der zweiten Kammer, der Reichstagsabgeordnete Kirchenrat Lender, vor drei Jahren abgab, und in welcher es hieß, daß die Katholiken Badens mit den bestehenden kirchenpolitischen Verhältnissen zufrieden seien. Noch deutlicher wurde dieser Beweis bei den Wahlen des letzten Herbstes erbracht, indem die ultramontane Fraktion bei denselben auf die Hälfte ihrer bisherigen Stärke zusammenschmolz. Jene Wandlung erscheint als das Produkt einerseits des großen kirchenpolitischen Sprungs des Reichskanzlers vor zwei Jahren und andrerseits der veränderten Taktik der Ultramontanen in ganz Deutschland, welche seit einigen Jahren von der Defensive zur Offensive übergegangen sind und hiermit einen neuen Kulturkampf ins Leben gerufen haben. Es sind dies zwei Momente, welche den badischen Wandlungen ein allgemeineres Interesse verleihen.

Das weitgehende Entgegenkommen, welches zwar nicht das Zentrum unter Windhorsts Führung, aber die römische Kirche unter Leo XIII. von seiten der preußischen Regierung erfahren hat, übt einen gewaltigen Druck auf alle anderen deutschen Regierungen aus und zwingt sie in ähnliche Bahnen. Angesichts der Zugeständnisse, welche der katholischen Kirche in Berlin gemacht wurden, erklärten ihre Angehörigen in Baden, nicht Katholiken zweiter Klasse sein zu wollen, und verlangten die gleichen Rechte. Hierdurch sah sich die badische Regierung veranlaßt — vielleicht auch durch Wünsche von Berlin her gedrängt — dem Landtage eine kirchenpolitische Vorlage zu machen, durch welche der katholischen Kirche zwei große grundsätzliche Zugeständnisse gemacht werden sollten. Dieselbe sollte das Recht erhalten, zur Heranbildung ihrer eigenen Priester Erziehungs- — (nicht Lehr-) — Anstalten zu gründen, und sodann Ordensgeistliche zur aushilfsweisen Seelsorge heranzuziehen, während durch ein Gesetz von 1872 den Ordensgeistlichen jede seelsorgerliche Wirksamkeit und jede Missionsarbeit verboten waren. Die liberale Regierung erntete hierfür selbstverständlich ein überströmendes Maß von Lob in den ultramontanen Kreisen und in der Zentrumspresse, stieß aber in ihrer eigenen Partei bald auf Widerstand.

Der entschiedenste und nachdrücklichste Protest gegen die Zulassung der Ordensgeistlichen erfolgte aber aus den Reihen der früheren Bundesgenossen der Katholiken, von evangelisch-konservativer Seite. Diese Wandlung haben die Katholiken sich aber allein zuzuschreiben. Denn seit dem Katholikenkongreß in Bamberg, auf welchem das Zentrum jenen Uebergang von der Defensive zur Offensive vorgenommen hat, gewann von Jahr zu Jahr einer gemäßigten Richtung innerhalb der katholischen Volkspartei in Baden gegenüber eine intransigente Gruppe die Oberhand, in deren Leitung die katholische Presse sich allein befindet. Keine Gelegenheit wurde versäumt, die evangelische Kirche zu verletzen, in Mischehen Unfrieden zu stiften, das katholische Volk zu verhetzen. Trotzdem verlangte diese Partei von den evangelischen Konservativen Heeresfolge, und als diese infolge des Kartells und bereits vorher gegen demokratische Kandidaten des Zentrums auftraten, fiel die katholische Presse mit einem namenlosen Geifer über sie her. Diese Vorgänge konnten nur das konfessionelle Bewußtsein in den evangelischen Kreisen stärken und jenen Protest gegen die Zulassung von Ordensbrü-

dern hervorrufen, welche in einem konfessionell so vollständig gemischten Volke, wie die Erfahrung aus den 50er Jahren reichlich lehrt, die Gegensätze noch verschärfen würde.

In der zweiten Kammer, in welcher nur elf Zentrumsmitglieder und nur ein Konservativer sich befinden, wurde der Artikel über die Zulassung der Orden gänzlich gestrichen und der Artikel über die Errichtung geistlicher Erziehungsanstalten durch lästige Kontrollmaßregeln und scharfe Strafbestimmungen in hohem Grade verklausuliert. Von der ersten Kammer erwartete man die Wiederherstellung des Ordensartikels, weil in diesem Oberhause eine größere Zahl katholischer Standes- und Grundherrn und außerdem acht vom Großherzog ernannte Mitglieder ihre Sitze haben. Auch beantragte der vom Geh. Hofrat von Holst erstattete Kommissionsbericht in der That die aushilfsweise Zulassung der Orden. Dagegen stellte Frhr. v. Göler den Gegenantrag, im Interesse des konfessionellen Friedens die Orden auch in Zukunft fern zu halten und nur die von der zweiten Kammer gemachten Verschärfungen zum Erziehungsartikel zu streichen. Nach dem Stimmenverhältnis erwartete man, es würden elf gegen elf Stimmen sich ergeben, und bei dieser Stimmengleichheit die Stimme des Präsidenten zugunsten der Orden den Ausschlag geben. In achtstündiger Debatte wogte der Kampf in zum Teil scharf zugespitzten grundsätzlichen Erläuterungen. Da erwuchs den Gegnern der Orden eine nie geahnte Unterstützung in dem hochultramontanen Fürsten Karl von Löwenstein-Rosenberg, welcher kürzlich erst einen Pilgerzug nach Rom geleitet hatte. Derselbe erklärte nämlich, die vielen Erschwernisse, welche der Kommissionsantrag für die Zulassung der Orden immer noch enthalte, seien eine Beleidigung für diese, und er müsse deshalb gegen diesen Artikel stimmen. So fiel letzterer gegen alle Erwartungen mit 12 gegen 10 Stimmen. Die Regierung fand sich gerne hinein, und die zweite Kammer nahm nunmehr den Gesetzentwurf in der von Göler und Genossen befürworteten Gestalt an. Wie nach einem schweren Alpdrucke atmete aber das badische Volk in seiner großen Mehrheit wieder auf, und zahlreiche Kreise, welche sich vorher aus Zweckmäßigkeitsgründen für die Zulassung der Orden ausgesprochen hatten, freuten sich über das Endergebnis und würden heute gegen die Orden stimmen. Auch hier zeigte sich die Macht des Erfolgs.

Als ein entschiedener Protest des germanischen, evangelischen Geistes gegen überspannte ultramontane Gelüste und damit als ein Zeichen der Zeit verdient dieser Sturm im badischen Lande auch in weiteren Kreisen einige Beachtung.

Neue Schriften.

1. Kirche.

— **Allgemeine kirchliche Chronik**, begründet v. K. Matthes, fortgesetzt von Dr. F. H. Brandes zu Göttingen. 34. Jahrgang 1887. (Dresden, A. Dieckmann) 1888. V und 283 S. 4 M.

Ein mit großer Sachkenntnis, streng objektiv gehaltenes und dabei flott geschriebenes Nachschlagebuch über die kirchlichen Ereignisse des vorigen Jahres, nicht nur auf dem Gebiete der deutschen, sondern der europäischen Christenheit, ja der andern Erdteile. Man folgt dem Darsteller gern in die kirchlichen Versammlungen aller Art, auch wenn man sich noch der Zeitungsberichte erinnert, und muß die große Genauigkeit und Treue bewundern, womit die Quellen benutzt sind, während wir andrerseits sehr vieles entdecken, was, der Beachtung sehr wert, sich doch unserer Kenntnisnahme entzogen hat. Daß über die Arbeiten der äußeren und der inneren Mission nur kurz referiert werden konnte, liegt insofern in der Natur der Sache, als eine Darstellung der Thätigkeit auf diesen weiten Gebieten allein ein ganzes Buch erfordern würde. Dagegen finden wir ferner liegende Bestrebungen, wie die der „Freireligiösen", der Vegetarianer, Mormonen, Leichenverbrenner u. s. w., berücksichtigt. Eingehend ist auch über wichtige Gerichtsentscheidungen referiert. Wir können das Buch nur warm empfehlen. —r.

— **Einführung in die heilige Schrift Alten und Neuen Testaments.** Vorträge von G. Behrmann, Hauptpastor zu St. Michaelis-Hamburg. (Gütersloh, C. Bertelsmann) 1888. IV u. 341 S. 4,50 M. geb. 5,50 M.

Für dieses Buch werden viele dankbar sein. Es ist nicht etwa eine trockene Einleitung in die Bibel, sondern eine lichtvolle, in schöner Sprache geschriebene Einführung in den Inhalt der heiligen Schrift auf dem Grunde großer Belesenheit in der einschlägigen Litteratur. Vielfach begegnen wir jetzt dem Verlangen, in das Alte Testament eingeführt zu werden, und was der Verf. über seine Sprachgestalt, Geschichtsschreibung, Dichtkunst, Weissagung und religiöse Bedeutung in 7 Vorlesungen sagt, ist sehr geeignet, Licht zu verbreiten, Verständnis und Liebe zu wecken. Seine Darlegungen sind ein geeigneter Führer in diese Bücher, die manchem wie ein Labyrinth erscheinen. Was weiter über Christi Person und Werk, den Zustand der Heidenwelt bei Einführung des Christentums in die Welt, über St. Paulus, sein Leben und seine Briefe, über die Evangelien gesagt ist, wird auch von solchen, die Neues nicht erfahren, doch gern gelesen werden, während der jetzt erweiterte Kreis der „Zuhörer und Zuhörerinnen" des Verf. reiche Anregungen und viel Nutzen haben wird. Möchte dieser Kreis recht groß werden! —r.

2. Geschichte.

— **Zur Geschichte der Annexion des Elsaß durch die Krone Frankreichs.** Historische Aufsätze auf Grund archivalischer Dokumente von Dr. Heinrich Rocholl, Divisionsprediger der 15. Division zu Köln. (Gotha, F. A. Perthes). 1888. X. 162 S. 3 Mk.

Unter denjenigen, welche im neuen Reichslande deutsche vaterländische Gesinnung zu erwecken und zu befestigen gesucht haben, ist Rocholl nicht der letzte. Er hat das Glück gehabt, in dem Stadtarchiv zu Kolmar eine große Menge von geschichtlichen Akten zu finden, welche Zeugnis davon ablegen, wie treu, opferbereit und begeistert die Altvorderen der jetzigen Elsaß-Lothringer einst zu dem deutschen Reiche hielten, und mit welchem Mute und welcher Zähigkeit sie sich gegen „die Verwälschung" gewehrt haben. — Der Verf. hat als Divisionspfarrer längere Zeit unter den Bewohnern der Reichslande zugebracht. Seine eigene Vaterlandsliebe und seine Zuneigung zu den neuen Reichsangehörigen haben ihm die Feder in die Hand gedrückt und ihn eine Reihe von Aufsätzen verfassen lassen, die in Zeitungen und Zeitschriften nacheinander veröffentlicht wurden. — Diese bietet er dem weiteren Publikum in der vorliegenden Sammlung. — Es sind meist Bilder aus dem 17. Jahrhundert, welche uns entgegentreten. Vorausgeschickt ist eine Geschichte des sogenannten

Zehnstädtebundes, nämlich der 10 freien Reichsstädte Kolmar, Schlettstadt, Mühlhausen, Münster, Türckheim, Kaisersberg, Oberehnheim, Rosheim, Weißenburg, Landau von 1354—1648. Von da beginnen die offener hervortretenden Bemühungen der Franzosen, sich derselben zu bemächtigen. Vortrefflich verstanden es die Bewohner der „Dekapolis" die französischen Machinationen längere Zeit zu hintertreiben. Endlich aufgegeben vom Mutterlande, mußten sie sich unterwerfen. Aber damit hatten sie ihr Deutschtum keineswegs aufgegeben. Sie hielten sich zwar als Unterthanen des Königs Ludwigs XIV., aber nicht als Franzosen. Der König war nur Inhaber der Reichsvogtei Elsaß, diese aber deutsch. — Auch der Stellung des Großen Kurfürsten zum Elsaß 1674—75 geschieht Erwähnung. Die Elsässer, insbesondere die Straßburger, haben sich ihm mit rührendem Vertrauen hingegeben; war er doch der einzige Fürst und der einzige Feldherr, der ihnen Rettung aus der drohenden Gefahr von seiten der Franzosen bot. Sie standen nicht an, den kaiserlichen General Bournonville geradezu des Verrates seiner und ihrer Sache an die gemeinschaftlichen Feinde zu bezeichnen. Sie waren nicht weit von der Wahrheit entfernt. Genaueres hierüber werden wir allerdings erst dann vernehmen, wenn einmal in Wien wie in Paris alles hierher gehörige Aktenmaterial in durchaus vorurteilsfreier Weise zur Veröffentlichung gelangt, wie dies von brandenburgisch-preußischer Seite durch die Veröffentlichung der Urkunden und Aktenstücke zur Geschichte Friedrich Wilhelms des Großen Kurfürsten geschieht. — Sehr anziehend sind die Abschnitte, welche „Paris und das Ober-Elsaß in den Jahren der Schrecken 1789—1795", und einiges „zur Geschichte der deutschen Sprache im Elsaß" zur Zeit Napoleons III. behandeln. Wer demgegenüber noch immer von einem in dem Volkscharakter der Elsässer begründeten Bedürfnis, die französische Sprache als Verkehrssprache zu pflegen, sprechen kann, macht sich zweifellos der Unwissenheit oder der Unwahrhaftigkeit schuldig. — Die frisch geschriebenen Aufsätze werden sich in dem neuen Gewande ebensoviel Freunde erwerben, wie sie sich in ihrem älteren gewonnen haben.

A. Br.

— Zürcher Taschenbuch auf das Jahr 1888. Herausgeg. v. einer Gesellschaft zürcherischer Geschichtsfreunde. Neue Folge. Elfter Jahrgang. (Zürich, S. Höhr.) 1888. XVII. 264 S. 5 Frks.

Acht zum Teil auch für weitere Kreise anziehende Aufsätze enthält das neueste Taschenbuch. Dies gilt besonders von dem zweiten: die Reformation im Bezirke Affoltern, welcher einen vorzüglichen Beitrag zur Geschichte der Glaubensreinigung in der Schweiz, insbesondere zur Schlacht bei Kappel bildet; sodann von dem dritten: „die Anfänge der zürcherischen Politik", der die Verhältnisse Zürichs zur Zeit Rudolfs v. Habsburg und ihre Versuche, sich selbständig zu machen, behandelt; und endlich von dem fünften: eine „schweizerische Gesandtschaft an den französischen Hof in den Jahren 1687 und 1688", einer Darstellung, die trefflich geeignet ist, das herrische und gewaltthätige Verfahren Ludwigs XIV. auch gegenüber der Schweiz, aber auch die Treue und Unbestechlichkeit der schweizer Gesandten gegenüber den wälschen Verführungskünsten in helles Licht zu stellen. Der sechste Aufsatz: „die Belagerung von Rhodus im Jahre 1522" wird denjenigen manches Neue und Wertvolle bieten, welche sich mit den Pilgerfahrten nach Jerusalem und der Geschichte des Johanniterordens beschäftigen. Er enthält den Bericht eines Augenzeugen, Peter Füßli aus Zürich, über jene denkwürdige Belagerung. A. Br.

3. Biographisches.

— Erinnerungen an Jane Welsh-Carlyle. Eine Briefauswahl. Uebersetzt, mit Anmerkungen und verbindendem Text versehen von Th. A. Fischer, Mitglied der „Carlyle-Society", London. Mit Porträt. (Gotha, F. A. Perthes.) 1888. VI und 350 S.

Im Juniheft 1887 ist die Uebersetzung des Froudeschen Lebens Thomas Carlyles (2 Bände, Gotha, F. A. Perthes) angezeigt worden. Die vorliegende Sammlung von Briefen der Jane Carlyle, geb. Welsh, ergänzt jene Biographie in der glücklichsten Weise. Es handelt sich um die bedeutende Frau eines berühmten Mannes, um eine Hausfrau, deren Schriftstellerei in Briefen an Freunde und Nachbarn besteht, während sie gewiß das Zeug hatte, Bücher zu schreiben, welche die gewöhnlichen Leistungen der Schriftstellerinnen tief in Schatten gestellt hätten. Ihre Freundesbriefe geben ein treues Bild, die Licht- und Schattenseiten der einzigen Frau, während die Nachbarbriefe, nach dem Inhalte jener, in wirksamen Vorstellungen bestanden, um irgend einen nachbarlichen Hund, Hahn, Kater u. s. w. und die Störungen zu beseitigen, welche dem ebenso fleißigen als reizbaren Carlyle von jenen Vier- und Zweifüßlern zu teil wurden.

Das englische Originalwerk ist 1883 in drei Bänden herausgekommen und enthält über 300 Briefe. Aus diesen ist die deutsche Auswahl getroffen worden. „Alles was Frau Carlyle schrieb, war geistreich; daneben aber war sie, infolge ihres Temperamentes, ihrer stets leidenden und oft völlig gebrochenen Gesundheit und vieler häuslicher Unannehmlichkeiten, so überaus verschieden in ihrer Stimmung, oft „himmelhoch jauchzend, oft zum Tode betrübt," daß man Gefahr läuft, sich bei einer Briefauswahl ein völlig verkehrtes Bild der Schreiberin zu entwerfen." Die Veröffentlichung der Briefe ist von Carlyle selbst als eine Art Sühne angeordnet worden. Im Leben hat das kinderlose, durch und durch originelle Ehepaar sich das Leben vielfach sauer gemacht; nach dem Tode der in ihrer Eifersucht wunderlichen, aber von ihrem Manne oft rücksichtslos behandelten Frau wollte der Witwer mit dem Abdruck der Briefe, so zu sagen, Buße thun. — Tiefer, schwerer Ernst und leichter, frischer Humor wechseln in diesen Briefen ab. Ihre stete Fürsorge für ihren heißgeliebten Mann, der Verkehr mit ihren liebevoll behandelten Dienerinnen, die zahlreichen Beziehungen zu ihren Verwandten und Freunden, die Erlebnisse in Chelsea und auf Reisen, all' das

gibt dem vor uns liegenden Buche einen ungemein reichen Inhalt. — Als der erste Band der „französischen Revolution“ zum zweitenmale beinahe vollendet war, schrieb Frau C. ihrer jüngsten Schwägerin, daran erinnernd, daß das Manuskript des ersten Bandes durch die Nachlässigkeit John Stuart Mills verbrannt worden war: „Es fehlt jetzt nur noch ein Kapitel zu seinem zweiten „ersten Bande“; dann singen wir ein Tedeum und betrinken uns — wozu wir, nebenbei gesagt, eben jetzt eine ganz ungewöhnlich gute Gelegenheit haben, da ein Freund uns gestern einen Korb voll des besten alten Madeiras zum Geschenk gemacht hat.“ Ihrem Freunde John Sterling, einem Geistlichen, schreibt sie, daß sie alles, nur keine Briefe schreiben könne. „Von einem Briefe wird verlangt, daß der Schreiber darin über sich selbst schreibe, und wenn man mit sich selbst unzufrieden ist, da möchte man lieber von etwas anderem sprechen, denn es gewährt uns leider! nicht dieselbe Befriedigung, von unseren eigenen Sünden und unserem eigenen Elend zu erzählen, als von den Sünden und dem Elend unserer Nachbarn. Ich schwöre Ihnen jedoch, sollte ich jemals wieder mit mir selbst zufrieden sein, so will ich über alle Maßen mitteilsam werden; um aber dieses wünschenswerte Ziel erreichen zu können, muß ich vor allen Dingen mich nach einer besseren Gesundheit umsehen, und um zu einer besseren Gesundheit zu gelangen, muß ich damit anfangen, weiser zu werden als ich es bin. Dies erinnert mich an den kleinen Jungen „des englischen Opiumessers“ (im Buche de Quincey's Confessions of an English Opium Eater), der mir einmal sagte, er werde nächstens Griechisch lernen. Sein Vater wünsche aber, er solle es vermittelst des Lateinischen lernen, doch habe er damit noch nicht angefangen, weil sein Vater ihm Latein aus einer von ihm verfaßten Grammatik lehren wolle, die er aber erst noch schreiben müsse!“ — Im Mai 1837 hielt Carlyle in London mit großem Beifall aufgenommene Vorträge über deutsche Litteratur. Darüber teilt Frau C. ihrem Onkel John Welsh in Liverpool mit: „Die „Vorstellung“ soll in Willis Roans stattfinden, soll um drei Uhr anfangen und Punkt vier Uhr aus sein, und zwar jeden Montag und Freitag während der ersten drei Wochen des Mai. Vielleicht wird es „pünktlich anfangen“, wenn ich die nötige Vorsicht gebrauche und alle Uhren im Hause um eine halbe Stunde vorrücke; was aber das „Punkt vier Uhr aus sein“ betrifft, so können wir nur darauf hoffen! Es gibt auf dieser Welt Dinge, die, wenn sie einmal im Gange sind, nicht leicht zum Stillstehen gebracht werden können, und zu diesen gehört auch „er“. Es ist mir die Idee gekommen, daß der sicherste Weg, ihn zu einem cetera desunt (von einem Schluß kann gar nicht die Rede sein) zu bringen, wohl der wäre, mit dem Glockenschlag vier eine brennende Zigarre vor ihn auf den Tisch zu legen — nun wir wollen sehen.“

Von allem ihren Mann besuchenden Volk waren Frau C. die Nordamerikaner die unangenehmsten. „Ich habe kürzlich innerhalb vierzehn Tage deren nicht weniger als vierzehn gezählt, unter denen Dr. Russel der einzige war, bei dem man nicht Lust verspürte, mit dem Schürhaken zu kommen. Brächte Mr. Carlyles „wachsender Ruf“ nichts weiter ein als glückwünschende Yankees, dann würde ich dafür stimmen, daß dieser Ruf sich ohne Säumen mindere.“

Die Briefe wimmeln von Anspielungen auf Erlebnisse, die immer auf humoristische Weise verwendet werden. Von einem Sofa schreibt sie ihrem Manne, daß es weder teuer noch billig gewesen sei. Dies bezieht sich auf die Antwort eines Kaufmanns, der von einem Kunden beim Handel gefragt worden war: „Heißen Sie das billig?“ und die Erklärung abgab: „Weder billig noch teuer, sondern gerade was es wert ist.“

Dem schon genannten John Sterling schrieb sie: „John Sterling „ist ein verständiger Mann“ (wie Mrs. Buller einmal in Gegenwart Carlyles in herablassendem Tone vom Apostel Paulus sagte) — —.“ Solche lächerliche Charakterisierungen haften im Gedächtnis. Derselbe Apostel wurde einst von einem freimaurerischen Kreisarzt, der unmittelbar vorher von dem „sehr ehrenwerten Abu Bekr“ gesprochen hatte, „der sehr ehrenwerte Apostel Paulus“ genannt. — „Doch wollen wir Besseres hoffen, obschon wir so sprechen“ heißt es in einem Briefe an Carlyles Mutter, welche damit an eine in Schottland in Predigten oft gebrauchte Redensart erinnert wurde. „Ich will auch von dem schweigen, wovon ich vorhin geschwiegen habe“ soll der weiland Geheime Kirchenrat Engel in Gießen in seinen Predigten gesagt haben. — „Ihr heute angekommener Brief,“ schreibt sie an Frau Russel in Holm Hill 1862, „hatte ungefähr dieselbe Wirkung, welche ein Glas Portwein, das mir einmal in meiner Kindheit eingegeben wurde, auf ein weniger edles Organ gehabt haben soll: „Portwein (soll ich zu meiner Mutter mit der plötzlichen Eingebung von Bileams Esel gesagt haben) machts da drin so behaglich. Und so hat auch Ihr lieber Brief das Herz da drin behaglich gemacht.“

Mit Entrüstung erzählt sie ihrem Onkel in Liverpool von der Fütterung eines Hundes in einer Konditorei und knüpft daran die Bemerkung: „Es muß dies, nebenbei gesagt, ein merkwürdiger Anblick gewesen sein für die halbverhungerten Bettler, die gewöhnlich an den Thüren solcher Orte herumlungern, einen Hund in fünf Minuten für so viel Geld Kuchen verschlingen zu sehen, als für sie auf Wochen hinaus für Brot gereicht hätte! Es ist schon schlimm genug, wenn sie zusehen müssen, wie Menschen, die vielleicht weder schöner, noch weiser, noch in irgend einer Art besser sind als sie, ausgenommen, daß sie bessere Kleider auf dem Leibe haben, wie diese Menschen warme Gelees und sonstige Delikatessen genießen, während ihnen das Nothwendigste zum Leben entsagt ist! Aber einen Hund damit zu füttern, scheint mir denn doch die Ungerechtigkeit bis zur Gottlosigkeit getrieben zu sein.“

Demselben Onkel berichtet sie von dem behaglichen Leben, welches die Züchtlinge im Pentonviller Gefängnis genießen. Ihren Bericht schließt sie mit der treffenden Bemerkung: „Sollte nun jemand den Wunsch haben, die Bequemlichkeiten

des Lebens zu genießen, unterrichtet zu werden und dabei „seine Freiheit“ zu haben, so braucht er weiter nichts zu thun als hinauszustürzen und ein Verbrechen zu begehen!“ Wie übel haben es die armen Leute, welche kein Verbrechen begehen. In einem Falle aber scheint Frau C. einen Raubmörder viel zu günstig beurteilt zu haben. Eine Anmerkung über den S. 315 berührten Strafprozeß wäre übrigens am Platze gewesen.

Mazzini gehörte zu den Bekannten Carlyles. Die Frau des berühmten Schotten hat dem Urrevolutionär und Erzphantasten nichts geschenkt. Es ist entsetzlich zu lesen, wie sie den Italiener wegen eines beabsichtigten Einfalls in Unteritalien abgekanzelt hat (S. 88).

Von hervorragender Schönheit ist das S. 149 bis 166 abgedruckte „Schriftstück“: ein sorgfältiger, trefflich abgefaßter Bericht über einen Besuch ihres Heimatstädtchens Haddington nach langen, langen Jahren.

Das dem Besuche beigegebene Bild der Frau C. stammt aus ihrer Jugendzeit und ist eine schätzbare Zierde der hiermit aufs nachdrücklichste und zwar keineswegs bloß der Frauenwelt zu empfehlenden Briefsammlung. O. K.

— Ludwig Hahn: Wilhelm der erste Kaiser des neuen deutschen Reichs. Herausgeg. v. Oskar Hahn. (Berlin, 1888). XXX, 476. 2 Mk.

— Archibald Forbes: Kaiser Wilhelm. Nach dem Englischen bearbeitet. (Gotha, F. A. Perthes). 1888. XXIII, 366. 8 Mk.

Von zwei Schriftstellern, deren Beruf es war, der neueren Geschichte unseres Vaterlandes nachzugehen, sind Abrisse des Lebens unseres großen, herrlichen Kaisers Wilhelm verfaßt, die wesentlich dazu beitragen werden, den jetzt lebenden wie den kommenden Menschen ein getreues Bild des erhabenen Herrschers und seines Wirkens zu bieten. Der eine ist ein Deutscher, der, ergraut im Dienste seines kaiserlichen Herren, zum teil mitarbeiten durfte an der inneren Förderung des Staates unter diesem; der andere ein Engländer, der den Krieges- und Siegeszügen des greisen Herrschers als aufmerksamer und verständnisreicher Berichterstatter folgte, um seinen Landsleuten jene ergreifenden Schilderungen der Schlachten des Königs und seines Heeres zu geben, die den Ruhm der deutschen Waffen in England in ein so helles Licht stellten. — Ihrer Eigenart und ihrer Nationalität gemäß behandeln sie den gleichen Stoff durchaus verschieden; aber in der Verehrung für den König Wilhelm, in der Bewunderung seiner Thaten wie seines Wesens stimmen sie durchaus überein.

Es ist natürlich, daß bei L. Hahn, abgesehen von seiner Neigung, Jugend, Entwickelung, erste selbständige Regungen im Leben des Fürsten eingehender zu schildern, die Teilnahme für die Arbeit am Inneren des Staates überwiegt, während A. Forbes am liebsten und längsten bei der kriegerischen Thätigkeit des Königs und Kaisers verweilt. Unwillkürlich spricht sich darin die Auffassung aus, welche bei den beiden Volksstämmen, denen die Verfasser angehören, jetzt vorherrscht und wahrscheinlich bleibend vorherrschen wird. Man wird in Deutschland, ohne die Begeisterung für die Kriegsthaten Kaiser Wilhelms jemals einzubüßen, mehr und mehr der Einigung des Vaterlandes, der Neuordnung Preußens, der Sozialpolitik und nicht am wenigsten dem echt konservativen Streben des Kaisers, Geltung und Macht der Krone gegenüber allen gegnerischen Versuchen zu festigen und sicher zu stellen, seine bewundernde Teilnahme zuwenden; man wird das geschichtliche Urteil zur Anerkennung bringen, daß seine Regierung nicht weniger eine Neugründung des von umstürzenden Gewalten bedrohten königlichen Verfassungsstaates bedeute und damit die Grundlage gewonnen habe für die gesunde Weiterentwickelung des deutschen Staatslebens überhaupt, als sie in den blutigen Kämpfen mit den Feinden Deutschlands diesem zum erstenmale die Möglichkeit eines achtunggebietenden Daseins eroberte. Dieser Anschauung zum Durchbruch verholfen zu haben, ist das Verdienst Hahns. Seine Schrift bietet das reichlichste Material in zweckmäßig geordneter Weise für diesen Gegenstand. Nur hätten wir gewünscht, daß die Anführungen aus Erlassen, Bekanntmachungen u. s. w. regelmäßig und genau datiert und in weiterem Maße, als es geschehen, Schriftstücke und Aeußerungen nichtoffizieller Art benutzt worden wären. — Wenn wir bei Forbes das Eingehen auf jene Thätigkeit Kaiser Wilhelms vermissen, welche sich der inneren Gestaltung des Staates zuwandte, so werden wir seiner Darstellung doch nachrühmen müssen, daß sie die Heldengestalt des großen Hohenzollern den Landsleuten mit unparteiischem Griffel wiederum in glänzendster Beleuchtung vor die Augen gestellt und vor allem dadurch sich sogar Anspruch auf deutsche Dankbarkeit erworben hat, daß sie unwiderleglich für alle Ausländer, die hören und lesen wollen, wiederholt nachweist, daß nicht deutsche Eroberungssucht, sondern französische Anmaßung, ja Frechheit den Krieg von 1870—71 heraufbeschworen haben. Wir halten deswegen das zehnte Kapitel, „Das Zusammenziehen des großen Sturmes“, für den anziehendsten und für deutsche Leser wertvollsten Teil des auch sonst so reichen und trefflichen Buches. Unseren „Freisinnigen“ empfehlen wir das Lesen desselben auf das angelegentlichste, damit sie von dem Fremden gerechte und ehrliche Würdigung des großen Mannes lernen, den sie bei seinen Lebzeiten so oft verkannt und vor dem In- und Auslande nicht selten herabgesetzt haben.

A. Br.

4. Philosophie.

Die theistische Gottes- und Weltanschauung als Grundlage der Geschichtsphilosophie. Von Dr. Ernst Melzer. (Neiße, Graveursche Buchhandlung.) 1888. II, 80 S. gr. 8⁰. 1. Mk.

Die Blütenkrone der Geschichtsschreibung sieht Melzer in der Geschichts**philosophie**. Allein dieselbe wird vollständig unbearbeitet gelassen von den heutigen, selbst berühmtesten, Historikern, einem Mommsen, von Ranke u. a. Nicht ebenso steht

es mit den Philosophen seit Kant. Diese haben sich vielfach mit derselben befaßt; leider kann aber bei ihnen „von einem gesicherten, d. i. anerkannten Erwerb des geschichtsphilosophischen Denkens nach keiner Richtung hin die Rede sein," denn „das Resultat der bisherigen Leistungen auf dem Gebiete der Geschichtsphilosophie ist ein ebenso problematisches wie die Resultate der Philosophie unserer Tage überhaupt problematisch sind, und die größte Zerklüftung, den flagrantesten prinzipiellen Gegensatz der verschiedensten Richtungen darbieten" (S. 6). Den Grund dieses beklagenswerten Zustandes erblickt M. in der so weit verbreiteten „substantiellen Vereinerleiung von Gott und Welt," da „eine wahrhaft probehaltige Geschichtsphilosophie sich nur ausbauen läßt auf der Grundlage des Theismus, welcher den substantiellen Unterschied zwischen Gott und Welt sowie innerhalb der Welt zwischen Geist und Natur festhält, von welchen der Mensch die Synthese ist" (S. 8). Diesen zweifachen Dualismus von Gott und Welt, Geist und Natur hat vor allen anderen Systemen die Günthersche Philosophie auf ihre Fahne geschrieben. Eben deshalb glaubt M. in ihr „die Grundlage der Geschichtsphilosophie" erblicken zu dürfen (S. 3 und 7). Zugleich ist dieselbe nach seiner Meinung „noch viel zu wenig bekannt und gewürdigt." Das alles hat ihn bestimmt, in der vorliegenden Schrift „Günthers Welt- und Gottesanschauung unbeschadet ihrer Verbesserungsfähigkeit als Grundlage für die Geschichtsphilosophie darzustellen" (S. 7).

Auf Grund dieses Programms entwickelt M. in den beiden ersten Kapiteln (S. 13—34) Günthers Schöpfungslehre, im dritten und vierten Kapitel (34—52) Sündenfall und Erlösung, darauf in den noch übrigen Kapiteln Günthers Ansicht von der Kirche (S. 52—55), vom Staate (S. 55—57), von der Bedeutung des Christentums in Wissenschaft und Leben (S. 58—61), von der (begrifflichen und ideellen) Entwickelung der Wissenschaft (S. 61—62), von der eigentümlichen Aufgabe einzelner Völker, besonders des deutschen (S. 68—72), von der Wiedervereinigung der christlichen Konfessionen (S. 72—76), von dem Tode, der Auferstehung und dem Gerichte (S. 77—80). Dann werden in einem Schlußworte die Kernpunkte noch zusammengefaßt, auf welchen die vorgetragene Geschichtsauffassung ruht.

Die Fülle von Gedanken, welche M. zu entwickeln hatte, mußte ihn bei dem ihm zugewiesenen Raume von nur 80 Seiten selbstverständlich überall zur größten Kürze bestimmen. Dadurch hat leider die Deutlichkeit hier und da eine Einbuße erfahren. Auch fehlt es einzelnen Ausführungen an der wünschenswerten Präzision und Schärfe begrifflicher Entwickelung. Am meisten begegnet man diesen Mängeln in dem Abschnitte über Sündenfall und Erlösung (S. 34—55) — freilich einer der schwierigsten Partieen der Schrift, in der sich M. außerdem zu viel an Günthers Mitarbeiter Joh. Heinr. Pabst angelehnt hat, dessen Gedanken doch nicht so ohne weiteres mit denen Günthers identisch gesetzt werden dürfen. Einer Kritik der Güntherschen Ansichten scheint sich M. überall absichtlich enthalten zu haben, wiewohl zu einer solchen z. B. S. 14 und 15 bezüglich des sinnlichen Vorstellungsprozesses, S. 22 bezüglich Günthers Begriffsbestimmung der Vernunft und an mehreren anderen Orten doch die Gelegenheit geboten war. Ungeachtet dieser Ausstellungen, die wir nicht glaubten unterdrücken zu dürfen, begrüßen wir M.s Schrift mit Freuden; denn im allgemeinen ist sie wohl geeignet, dem aufmerksamen Leser die große Bedeutung der Güntherschen Philosophie für eine wahrhaft freie und zugleich ächt christliche Wissenschaft wieder einmal zum Bewußtsein zu bringen. Vor allem fällt in dieser Beziehung der § 24, S. 61 f. schwer ins Gewicht. Daher sei die Arbeit jedem, dem die immer dringlicher werdende Versöhnung von Glauben und Wissen, Offenbarung und Vernunft am Herzen liegt, bestens empfohlen. Zum Schlusse noch zwei Aussprüche Günthers: „Die wichtigste Aufgabe der christlichen Wissenschaft ist jetzt diese, die Immanenzlehre zu überwinden, die Transzendenz Gottes als Kreators, die Wesensverschiedenheit des kreatürlichen Geistes von der Natur zur Anerkennung zu bringen, die Brücke zwischen Glauben und Wissen aufzubauen" (S. 67). Und die Aussicht auf Erreichung des hohen Zieles ist nicht unbegründet. Denn „es müßten, schreibt Günther, die Zeichen der denkenden Zeit lügenhaft wie nie seit Weltanfang werden, und es müßte die letzte Posaune früher, als versprochen, zum Rückzuge blasen, oder — ich sage — unser Geschlecht steht an der Schwelle zum höchsten und letzten Momente in dem Verständigungsprozesse über sich selbst und sein Verhältnis zu Gott und Welt" (S. 67 und 68).

Breslau. Th. Weber.

— Das nachgelassene Werk Immanuel Kants: „Vom Uebergange von den metaphysischen Anfangsgründen der Naturwissenschaft zur Physik", mit Belegen populär-wissenschaftlich dargestellt von Albert Krause. (Frankfurt a/M. und Lahr, Moritz Schauenburg.) 1888. gr. 8°. XVII u. 213 Doppelseiten. 10 M.

Als J. Kant am 12. Februar 1804 starb, lag auf seinem Schreibtische ein Manuskript, welches der rechtmäßige Erbe, Konsistorialrat Schön in Dürben, Kurland, an sich nahm; seine Witwe übergab es 1858 an Dr. Reicke in Königsberg, der den größten Teil, zwei Drittel, 1882—84 in der Altpreußischen Monatsschrift veröffentlichte. Alb. Krause kaufte es dann von Dr. Hänsell, dem Enkel jenes Konsistorialrats Schön.

Es besteht aus 117 Foliobogen und 42 kleineren Blättern.

Kant hat es nicht druckfertig gemacht; nicht selten findet sich dieselbe Materie zehn- und zwanzigmal behandelt und entworfen und fast immer mit so reichem Beiwerk an Ausblicken und Nebengedanken versehen, daß ein Ausschneiden oder Auswählen einer einzelnen Fassung unthunlich erschien. Deshalb gibt in der neu vorliegenden Ausgabe Alb. Krause auf den rechtsstehenden Seiten eine zusammenhängende Darstellung im möglichsten Anschluß an Kants Ausdrucksweise; gegenüber links

ist das Manuskript abgedruckt, und zwar sind die verschiedenen Fassungen desselben Gedankens zusammengestellt. Die „populär-wissenschaftliche“ Darstellung ist ein wertvolles Hilfsmittel zum Verständnis dieser außerordentlich wichtigen Arbeit Kants. In Ueberweg, Grundriß der Geschichte der Philosophie, III. Teil, § 18 (5. Aufl. 1880, S. 227) wird sie folgendermaßen erwähnt: Den Uebergang von den metaphysischen Anfangsgründen der Naturwissenschaft zu der Physik bildet die „Metaphysik der Natur“, die von den bewegenden Kräften der Materie handelt und von Kant in ein „Elementarsystem“ und ein „Weltsystem“ eingeteilt wird. Das Manuskript ist unvollendet geblieben. So Ueberweg.

Wir lassen uns von A. Krause in dieses in gewissem Sinne den Schlußstein des von Kant aufgeführten Gebäudes eines Systems der gesamten Philosophie bildende Werk einführen.

Die Physik ist die Kenntnis der Veränderungen, denen die Naturkörper, d. h. die einzelne Teile unterliegen, welche die Natur, die Gesamtheit alles sinnlich Wahrnehmbaren, ausmachen. Sie bedingt drei Wissenschaften. Weil sie nur von materiellen Dingen und Vorgängen handelt, bedarf sie der Feststellung dessen, was Materie heißt; sie gibt Kant in den metaphysischen Anfangsgründen der Naturwissenschaften. Zweitens sind alle bewegenden Kräfte, welche als ihr zukommend gedacht werden können, systematisch und vollständig aufzuzählen: in dem Uebergange von den metaph. Anfangsgr. der N. zur Physik. Endlich drittens sind alle Thatsachen der Erfahrung in das vollständige System aller bewegenden Kräfte einzuordnen; dieses System ist Physik im engeren Sinne. Wir haben es hier mit der zweiten Wissenschaft zu thun, welche eine Brücke zwischen Physik und Metaphysik bildet; jene geht von Thatsachen aus, welche durch Beobachtung oder den Versuch festgestellt werden, und gelangt vergleichend und zusammenfassend zu Gesetzen oder Hypothesen; die Metaphysik dagegen geht von Begriffen aus, deren Richtigkeit schließlich an Thatsachen geprüft wird. Der Punkt, in dem das System des Denkbaren sich berührt mit den physikalischen Thatsachen und Hypothesen, ist die Materie; denn Physik ist die Lehre von den bewegenden Kräften, welche der Materie eigen sind; sie ist nur möglich, wenn die subjektive Denkthätigkeit (Wahrnehmung und Bewußtsein) von dem durch diese Thätigkeit gewonnenen Objekte geschieden wird, was Kant in seiner Kritik der reinen Vernunft ausgeführt hat. Wird nun die Fülle der physikalischen Gegenstände und Thatsachen unter die Systematik der Bedingungen aller Erfahrung untergeordnet, so wird unsere Wissenschaft, der Uebergang von Metaphysik zu Physik, gewonnen.

Soweit führen Kants frühere Werke, „Kritik der reinen Vernunft“ und „metaphysische Anfangsgründe der Naturwissenschaft.“

Wie ist der Uebergang von Metaphysik zu Physik aber möglich? Alle physikalischen Gegenstände müssen sich unserm Bewußtsein durch materielle Bewegungen ankündigen (Reiz des Nerven durch mechanische Einwirkung, Leitung dieser Reizempfindung zum Zentralorgan); die Funktionen des Bewußtseins enthalten die Form der Gesetzmäßigkeit der erscheinenden materiellen Natur, weil nicht nur Raum und Zeit, sondern auch die empirischen Daseinsweisen einen vollständigen Schematismus der Materie bilden.

Ist der Uebergang von Metaphysik zu Physik damit möglich, so muß 1) das Vorhandensein und das Wesen der Materie nachgewiesen werden; 2) sind alle ihre einzelnen möglichen Kräfte systematisch aufzuzählen; endlich 3) die einzelnen möglichen bewegenden Kräfte der Materie mit Thatsachen zu belegen.

Es lag im Plane Kants, nachdem diese Unterordnung vollzogen, ein Lehrsystem aufgestellt war, in umgekehrter Reihenfolge von der Gesamterkenntnis ausgehend, ein Weltsystem zu geben, „von Gott, der Welt und dem Menschen in der Welt“; es ist in großartigen Zügen skizziert im ersten Konvolut des Manuskripts. Wir wenden uns hier dem Lehrsystem im einzelnen zu.

Der Gegenstand des „Uebergangs“ ist die Materie; die Physik sagt: alle physikalischen Gegenstände sind Gestaltungen einer Materie, welche ich nicht wahrnehmen kann. Die Metaphysik sagt: es gibt eine Materie, welche alle geistigen Thätigkeiten wachruft und selbst in keiner vorkommt. Das Mittel, die Kräfte der Materie zu erfahren, sind die eigenen Kräfte des beobachtenden Subjekts — die bewegenden Kräfte der Materie sind die allgemein wirkende Ursache der Vorstellung ihrer Gegenstände; diese abstoßenden und anziehenden Kräfte, sofern sie im Raume Schwingungen erzeugen, bedingen die Erkennbarkeit der Materie. Die wirkliche Existenz derselben ergibt sich aus der Thatsache, daß wir denken. Jedes Denken hat einen Gegenstand, der mir zum Bewußtsein kommen muß in der Form von Raum und Zeit durch Bewegung; die Ursache der letzteren ist Kraft und die Einheit aller Kräfte ist die Materie. Diese Beweisführung — daß etwas als existierend erwiesen werden soll, welches nie Gegenstand der Erfahrung sein kann — wirkt verblüffend; es wird daher dem Physiker das Organ nachgewiesen, welches nicht unter die fünf Sinne gehört und die Schwingungssysteme der Materie zur Erfahrung macht: es ist das Zentralorgan, welches durch Vermittelung der einzelnen Sinnesorgane die Schwingungen zur Raumanschauung macht. Dem Metaphysiker wird jener Beweis — eine Thatsache zu finden, welche nicht auf Wahrnehmung beruht — in der Erfahrung selbst, im Bewußtsein, in der Wahrnehmung geliefert. Ist das Bewußtsein da (was doch in jedem Momente unsere Denkthätigkeit beweist), so gibt es auch eine Ursache für das Eintreten des Bewußtseins, die materiellen Bewegungen, die Schwingungen.

Nachdem die Erkennbarkeit und die Existenz der Materie erwiesen ist, handelt es sich, das Wesen der Materie anzugeben. Es kommen ihr alle Eigenschaften zu, welche auf der bloßen Gehirnthätigkeit beruhen, keine, welche einer Organthätigkeit bedarf. Weil es außer ihr nichts gibt, was sie bewegen könnte, hat sie die Bewegung in sich selbst; sie nimmt teil an der Unendlichkeit

des Raumes und der Zeit; sie ist die Quelle aller Kraft, deren Summe konstant ist wie die Summe der Materie; ihre Schwingungen entsprechen den Eigentümlichkeiten des Raumes; daher gelten alle mathematischen Gesetze nicht nur für die Bewegungen der Körper, sondern auch der Schwingungen der Materie in Molekularzuständen; endlich ist die Materie ein Einförmiges, Zusammenhängendes, welches formlos und grenzenlos alle Körper durchdringt. Soweit die positiven, die negativen Eigenschaften sind: die Materie ist für die Sinnesorgane nicht wahrnehmbar — imperzeptibel, ferner imponderabel, sie kennt keine Grenzbestimmung, also ist das System der Schwingungen nicht koerzibel, endlich nicht kohäsibel und inexhaustibel.

Von der Materie handeln, heißt also von Kräften handeln — die allgemeine Kräftelehre bespricht die denkbaren Kräfte; diese aufzufinden ist Sache der Physik; die denkbaren Kräfte nach von vornherein feststehenden Grundsätzen zu ordnen, Aufgabe der Metaphysik. Diese Klassifikation kann auf dem materiale beruhen: danach können die Kräfte eingeborne, nur innerlich bewegende oder mitgeteilte, den Ort verändernde sein; dem formale, d. h. der Bewegung nach, sind die Kräfte viel mannigfaltiger; sie ordnen sich nach den Kategorien. Der Quantität nach wirkt eine Kraft entweder den ganzen Raum durchdringend, oder nur einen Teil desselben — Flächenkraft; letztere in der Berührung, erstere in die Ferne. Die Qualität geht auf die Richtung; die Gegensätze sind Anziehung und Abstoßung. Die Relation der Kräfte unterscheidet ein Fortrücken vom Orte oder Schwingungen am eigenen Platze; endlich der Modalität nach können die Kräfte immer nur zu allen Zeiten und Orten notwendig, perpetuierlich wirken oder sie können transitorisch sein. — Es war bisher von der Klassifizierung der einzelnen denkbaren Kräfte die Rede; aber in der Natur kommen die Gegenstände vor als bestimmte Daseinsweisen der Materie und damit als bestimmte Einheitsweisen verschiedenartiger bewegender Kräfte. Ihre Gliederung und systematische Anordnung kann nur beruhen auf ihrer den Raum und die Zeit bestimmenden Wirkung, so daß sich drei Gruppen ergeben: 1) Gruppen von Kräften, welche, obgleich sie den Raum einnehmen und erfüllen, doch keinen Einfluß auf seine Gestalt ausüben — Stoff; 2) Gruppen von Kräften, welche eine räumliche Bestimmtheit im erfüllten Raum hervorrufen — Körper; 3) Gruppen von Kräften, welche bewirken, daß das Ganze den Teilen, die Teile dem Ganzen und die Teile einander wechselseitig die Erfüllung und Gestalt des Raumes bestimmen — Organismen.

Das folgende Buch hat nachzuweisen, daß sich die physikalischen Thatsachen nun auch wirklich dem oben aufgestellten System der denkbaren Kräfte unterordnen; es geschieht mit Hilfe der Kategorien, der Funktionen der Erkenntnis. Dieser Teil des Kantschen Werkes bildet die Probe auf das Exempel: auf den Inhalt eingehn, hieße den Inhalt des Werkes wiedergeben: wir können nur die Hauptabschnitte und den Gang der Darstellung skizzieren. Im ersten Teile, „von der Quantität der Materie", wird nachgewiesen, daß die Bestimmung des Gewichts weder subjektiv, noch mathematisch, sondern allein physikalisch möglich ist: die Physik bestimmt die Gewichte, die Metaphysik das Wesen der Materie; der Uebergang von Metaphysik zu Physik zeigt, wie die Verschiedenartigkeit des Gewichts begriffen werden kann und wie das Wesen der Materie als ein Gegenstand des Wägens erfahren werden kann. Der zweite, wichtigste Teil dieses Abschnittes handelt von der Qualität, der Zustandsart der Materie und löst die Frage: Welches ist der Vorgang, durch den die Zustandsarten, die Aggregatzustände der Physik, zu stande kommen? Die äußerlich am leichtesten erkennbare Ursache dieser Veränderung heißt die Wärme; Wärme aber ist innigste oszillatorische Bewegung! Im folgenden werden die drei Aggregatzustände des „Starren", Tropfbarflüssigen und Elastischflüssigen sowie die Beziehungen der Aggregatzustände untereinander behandelt (Berührung des Tropfbarflüssigen mit dem Starren: Kapillarität — Uebergang aus dem flüssigen Zustand in den festen und umgekehrt: Kristallisation, Schmelzung — Reibung als Bewegung starrer Körper aneinander). Dann folgt der die Relation einer Materie gegen die andere (Kohäsion), endlich der die Modalität der Bewegung aus den Kräften der Materie behandelnde Abschnitt.

Diese Wärmelehre Kants ist nicht der geniale Einfall eines geistvollen Denkers, sondern in strenger Denkrichtigkeit aus dem Ganzen seiner Transzendentalphilosophie gefolgertes Ergebnis; sie deckt sich mit den durch Versuch und Beobachtung festgestellten Erkenntnissen J. R. Meyers, Joules, Clausius', Rettenbachers — ist aber 50 Jahre vor den Entdeckungen dieser Physiker niedergeschrieben! C. M. Ss.

5. Heerwesen.

— Die russische Garde im Kriege 1877 bis 1878 von Pusyrewski, kaiserlich russischer Generalmajor im Generalstabe, bearbeitet von A. Regenauer, Hauptmann im Nebenetat des großen Generalstabes. (Berlin, E. S. Mittler und Sohn). 1888. 247 S. 2 Uebersichtskarten und 2 Gefechtspläne. 8°. 5 M.

Unter den bedeutungsvollen Kämpfen auf der Balkanhalbinsel im Jahre 1877/78 nehmen die Gefechte an der Straße von Plewna nach Sofia in strategischer wie taktischer Beziehung einen bedeutenden Platz ein, wurde es doch erst nach Besitzergreifung dieser Linie möglich, die Verbindungen Osman Paschas mit dem Innern des Reiches zu unterbinden und den Fall von Plewna nur zu einer Frage der Zeit zu machen. Wir sehen eine vorzüglich geführte und trefflich geschulte Truppe im Kampfe um Erdschanzen scheitern, trotzdem daß diese mit dreifacher Ueberlegenheit angegriffen werden. Die Litteratur über diese Gefechte ist eine ungemein reichhaltige und vielseitige; während Bogdanowitsch-Pochhammer das psychologische Element mehr in den Vordergrund drängt, lehrt uns Verf., welcher als Generalstabsoffizier diesen Kampf mit-

gemacht hat, die Verhältnisse von seiten der oberen Führung kennen.

Verf. geht hierbei von dem richtigen Standpunkte aus, daß es zur Beurteilung kriegerischer Handlungen unbedingt erforderlich ist, eingehend Zusammensetzung, Ausrüstung und Bewaffnung der fechtenden Truppen zu kennen. Nachdem wir auf wenig Seiten ein klares Bild von dem Leben der Truppe in den Friedensgarnisonen erhalten haben, führt uns Verf. in das Getriebe der Mobilmachung, wir begleiten die Truppe sodann auf den Kriegsschauplatz, auf welchem sie binnen kurzem berufen war, den Beweis ihres Könnens zu liefern.

Die etwa 90 Kilometer lange Strecke zwischen dem Nordfuße des Balkan bei Orchanie und der in Plewna eingeschlossenen Armee war durch 48 Bataillone, 16 Eskadrons und 48 Geschütze gesichert; ungehindert vermochten, dank dieser Heeresabteilung, Verstärkungen und Nachschübe an Kriegsmaterial die verschanzte Stellung zu erreichen und Kranke und Verwundete von dort in die rückwärtigen Lazarete befördert zu werden. Die Straße Plewna-Sofia war somit die Lebensader der Truppen Osman Paschas; das Verdienst, dieses erkannt und gewürdigt zu haben, gebührt dem General Todleben, welcher den Kern der eintreffenden Verstärkungen nicht zur Schlachtbank nach Plewna führte, sondern ihnen die ebenso schwierige aber dankbarere Aufgabe zuwies, auch von der Südwestseite Plewna einzuschließen und die türkische Etappenlinie in Besitz zu nehmen. Unter Abzweigung bedeutender Heeresteile zum Schutze der Flügel erfolgt mit mehr denn dreifacher Ueberlegenheit an Truppen und vierzehnfacher Ueberlegenheit an Geschützen der Angriff auf den wichtigsten Etappenort Gorni-Dubniak. Aber auch hier tritt die Ueberlegenheit geschickt angelegter Erdwerke deutlich zutage, zwei Angriffe werden blutigst abgewiesen und erst beim dritten Sturme sind die Russen nach zwölfstündigem Kampfe Herren der Stellung, ihren Erfolg haben sie aber mit dem Blute von 127 Offizieren und 3406 Mann erkauft. Die türkische Besatzung von etwa 6000 Mann war am Abend bis auf 2200 zusammengeschmolzen und streckte erst die Waffen, als aller Widerstand unmöglich war. —ck.

6. Kulturgeschichte.

— Illustrierte Kulturgeschichte. Von Friedrich Hellwald. Band I. Haus und Hof. Lieferung 1—7 (jede 50 Pf.). (Leipzig, Heinrich Schmidt & Carl Günther.) 1887. 1888.

Der Verbreiter der Darwinschen Lehre in Deutschland, Häckel, stellte als wichtigstes allgemeines Gesetz alles Werdens und Wachsens der Lebeformen das biogenetische Grundgesetz hin: Die Entwickelung des Einzelwesens vom Keim bis zur vollendeten Gestalt ist eine kurze und schnelle, durch die Gesetze der Vererbung und Anpassung bedingte Wiederholung der Entwickelung des zugehörigen Stammes — in seiner Fremdworttreiberei ausgedrückt: Jede Ontogenesis ist eine Rekapitulation der Phylogenesis. Der ungeheure Irrtum, welcher der Auffassung zu Grunde liegt, aus welcher dieses angebliche Gesetz hervorging, besteht darin, daß eine Regel, nach welcher uns entgegentretende Thatsachen zusammengefaßt werden, ein Gesetz sein soll, daß ferner eine genealogische Verwandtschaft behauptet wird, wo nur ein ideeller Zusammenhang besteht. Mit demselben Rechte behaupten wir, es bestehe eine aufsteigende Verwandtschaft zwischen der einfachsten Kaffernhütte und dem Palastmassiv des Vatikan, zwischen den Baustilen der romanischen, gotischen und Renaissance-Periode, zwischen den verschiedenen Epochen der Musikgeschichte. Lassen wir lieber den Ausdruck „Deszendenztheorie" fallen und nennen wir diese Verallgemeinerung von Thatsachen geschichtlich begründete Erscheinungen einer Entwickelung.

Eine solche ideell zusammenhängende Entwickelung der menschlichen Wohnungen schildert der uns vorliegende erste Band „Haus und Hof" der Hellwaldschen Kulturgeschichte. In anregender Darstellung (welche durch treffliche Illustrationen wirkungsvoll unterstützt wird) werden wir von den ersten dürftigsten Versuchen, mit denen Menschen sich gegen Wind und Wetter und Feinde zu schützen suchten, zu den reichgegliederten Bauten eines wohlhabenden und fein gebildeten Volkes geführt — und zwar sowohl zeitlich von den ersten Spuren, welche von Menschenwirken auf der Erde erhalten sind, bis zu unseren Tagen, als auch räumlich von den Löchern, in denen Eskimos und Australier Schutz suchen, bis zu Palästen — ein anschaulicher Beweis, daß das sogenannte biogenetische Grundgesetz in Anwendung auf Menschenwohnungen ein recht brauchbares Mittel der Darstellung und der Verteilung des Stoffes abgibt. Die ersten Abschnitte beginnen mit einer Schilderung der einfachsten Wohnungen, der Höhlenbehausungen, wie zahlreiche Funde sie für längst vergangene Zeiten aufwiesen, wie sie heute noch in Australien bestehen. Der erste Fortschritt ist eine bewegliche Wohnung: ein einfacher Schirm gegen Wind und Regen, ein Dach (Obdach gewährend); dann künstlichere Einrichtungen: Jurten der Tungusen, Ajupas der Pescherähs mit ersten rohen Anfängen innerer Einrichtung: einige geflochtene Körbe zur Aufbewahrung eßbarer Muscheln und andrer Vorräte, ein Haufen Glasscherben für Pfeilspitzen. Dauerhafter schon sind die Lederzelte der Berglappen, Samojeden, die Wigwams wandernder Indianer.

Eine höhere Stufe, auf der technische Fertigkeiten in Anwendung kommen, bilden die Filzjurten der ural-altaischen Völker Innerasiens, ohne Zweifel schon in hohem Altertum gebraucht. Das Innere ist bei den Mongolen schon prunkvoll geziert, indem reich beschlagene und ausgeschmückte Kisten allerlei Habe bergen. Uebrigens genügen einige Kessel und Pfannen dem täglichen, Filzdecken dem nächtlichen Bedürfnis. Dieselben Zelte finden sich bei den Turkmenen; Vámbéry weiß an ihnen zu loben, daß sie im Sommer kühl, im Winter angenehm warm sind; sehr wohlthuend ist der Schutz, den sie gegen die wilden Orkane gewähren, welche über die unabsehbaren Steppen dahintoben; dem Fremden wird oft bange, daß die elementare Gewalt die fingerdicken Wände in tausend Stücke reißen möchte; doch den Turkmenen kümmert das wenig;

ihm klingt des Sturmes Heulen wie ein sanftes Wiegenlied.

Das Beduinenzelt zeigt einen weiteren Fortschritt, es enthält mehrere Abteilungen; das Material ist ein wasserdichtes Gewebe aus schwarzen Ziegenhaaren.

Allen diesen vornehmlichsten Formen der Wanderbehausung gemeinschaftlich ist die Feuerstätte, das Wahrzeichen menschlicher Behausung; bei vielen Stämmen noch die blanke Erde, hat sie doch überall einen bestimmten Platz und ist der Kernpunkt der Wohnungen; einen erheblichen Fortschritt kennzeichnet die Ausbildung der nackten Feuerstelle zum Herde, einen weiteren die Raumumhegung, welche zum geschlossenen Hause führt.

Eine eigenartige Richtung in der Ausbildung dieser ursprünglichsten Behausungen bezeichnen die künstlichen Höhlen und Grubenwohnungen der Vorzeit, die auch jetzt noch in Syrien, Granada, Nordafrika, im Löß des chinesischen Asiens bestehen, meist schon vorhandene Erdspalten und -löcher benutzend; ihnen gliedern sich die Schneehütten der Eskimos an; ihre höchste Entwickelung finden sie in den durch Sauberkeit ausgezeichneten walachischen Erdhütten.

Ist die erste Stufe der Menschenwohnung das Dach über dem Feuerherd, so ist die nächste die Erhöhung des Daches durch eine Wand — unsere uralten Turmbauten und Bergfriede sind nichts anderes.

Wo der Boden immer feucht ist, wie in den wasserreichen Gegenden der tropischen und subtropischen Zone, da war eine neue Abänderung erforderlich, der Pfahlbau, das Steckenpferd der Altertumskunde. Wer hätte nicht von den reichen und bedeutungsvollen Funden in den Schweizer und anderen Seen gehört! Bis in die Gegenwart dauern sie fort in Birma, Siam und Kambodscha, bei den Dayaken und Papuas. — Den Gipfelpunkt der Entwickelung findet diese Bauart in Amsterdam und la bella Venezia!

Den Pfahlbauten schließen sich die schwimmenden Häuser und die Baumwohnungen an, welche gleichfalls jene im östlichen Asien, diese in Afrika, noch heute gefunden werden.

Die Darstellung geht nun auf das eigentliche Haus, das Hofhaus über, dessen Grundform ein Viereck, dessen Ursprung die Umzäunung ist, und beginnt mit den ägyptischen, babylonischen und assyrischen Bauten, denen das heutige morgenländische Haus gegenübergestellt wird; dann folgt eine Schilderung der hellenischen und römischen Bauten — auf diese Abschnitte konnten wir hier nicht eingehen, da sie in den uns vorliegenden Lieferungen noch nicht zum Abschluß gebracht sind.

C. M. Ss.

7. Litteraturgeschichte.

— Die deutsche Sappho (Anna Louise Karschin). Ihr Leben und Dichten. Ein Litteratur- und Kulturbild aus dem Zeitalter Friedrichs des Großen. Von Dr. Adolph Kohut. Zweite Auflage. (Dresden und Leipzig, E. Pierson.) 1888. 180 S.

Die „gute Frau Gottsched hat bereits ihren Plutarch“ gefunden, deshalb beschenkt uns Herr Dr. Kohut mit einem Bilde der Karschin, das bisher „von der Parteien Haß und Gunst entstellt, in der Geschichte geschwankt“ hat, wie uns S. 6 und 125 zweimal allen Ernstes versichert wird. Es kann nicht behauptet werden, daß, nachdem nunmehr das Ergebnis der Forschungen des Herausgebers zu Tage liegt, jene von Kohut erfundene Partei, die das Bild „durch Haß entstellt“, sich irgendwelche Vorwürfe zu machen habe. Unseres Erachtens ist der Karschin, die ihre vorübergehende Bedeutung nur ihren selten traurigen Lebensverhältnissen, den denkwürdigen Zeitereignissen, dem Mitgefühl hochgestellter Persönlichkeiten, ihrer Schnellversfabrikation und schließlich, aber nicht zuletzt, ihrer eigenen Reklame zu verdanken hat, bisher schon stets viel zu viel Ehre angethan worden. Hat doch z. B. Dr. König in seiner Litteraturgeschichte ihr drei enggedruckte Seiten gewidmet und damit ihr Bild entschieden „durch Gunst entstellt“.

Vielleicht sind folgende biographische Einzelheiten von allgemeinerem Interesse. Als Anna Louise Dürbach 15 Jahre alt war, warb bereits ein Freier um sie, der sich jedoch auf Anstiften seiner Mutter zurückziehen mußte, entweder weil die Zukünftige Lesen und Schreiben gelernt hatte, oder weil, wie Frau von Klencke, ihre Tochter und Biographin, sich ausdrückt, „sie vermöge ihres damals in ihr wirkenden Dichterfeuers selten mit den Augen gerade sah, sondern beinahe schielte“. „Nicht durch ihre Schönheit,“ sagt Dr. Kohut deshalb, „hat diese Frau Furore gemacht, sondern durch ihren Geist, gerade wie Voltaire und noch andere Ritter vom Genieland im vorigen Säculum“. Die Karschin ein Ritter vom Genieland! Die Enkelin der Dichterin, Helmine von Chézy, entwirft ein anderes Bild: „die blühendste Gesichtsfarbe, die strahlendsten Augen, eine Stirn, auf der Licht und Lieblichkeit thronte, feine, bis an ihr Lebensende purpurne Lippen, kastanienbraunes und doch wie Gold glänzendes Haar“ 2c. — kurz eine Art Venus. Die erhaltenen Bilder geben Herrn Dr. Kohut recht. — Mit 16 Jahren heiratete sie den Weber Hirsekorn, der sie, da sie im Dichterfeuer ihren Haushalt vernachlässigte, brutal behandelte. Nach elfjähriger Ehe wurden sie geschieden, nachdem sie vier Kindern das Leben geschenkt hatte. Ihre Mutter hatte sich mittlerweile zum dritten male und zwar ebenfalls sehr unglücklich verheiratet. Beiläufig bemerkt war auch später eine Tochter der Karschin zweimal verheiratet und zweimal geschieden. Nach dreiviertel Jahren hatte sie „Heroismus genug“, sagt Dr. Kohut, eine neue Ehe einzugehen, sie nahm in ihrem Dichterrausche einen notorischen Trunkenbold zum Mann. Ein nach zwei Jahren geborenes Kind haßte sie, weil es seinem Vater ähnlich war. „Alle weiblichen Verpflichtungen, auch die gegen ihr eigenes Fleisch und Blut, waren ihr unerträglich“. Um sich von ihrem Manne zu befreien, trat sie mit einer falschen Anklage gegen ihn auf und bewirkte dadurch, daß er, obgleich beinahe 50 Jahre alt und privilegierter Bürger, als Soldat

eingekleidet wurde. Auf seine flehentlichen Bitten um ihre Verwendung dafür, daß er endlich freigelassen würde, schreibt sie einen höhnischen Brief, der mit den Worten beginnt: „mein ungeduldiger Füsilier!“ — Ihre späteren Lebensschicksale, nachdem sie Gönner gefunden hatte, die sie, wie sogar Dr. Kohut sagt, in den Olymp hinaufbugsierten, sind bekannt. Ebenso ihre unwürdige Bettelei oder „das Schnorren der Poetin“.

Die Bedeutung der Poesie der Karschin sieht ihr Biograph darin, daß hier plötzlich Töne in der deutschen Lyrik angeschlagen wurden, welche bis dahin wenig bekannt waren. „Diese keden, frischen Naturlaute, diese sinnlichen und heiteren Lebensgenuß feiernden Verse, dieses Ursprüngliche und Naturvollendete, dieses Einfach-gläubige und Naturheitere der Dorf- und Schäfernatur — das etwas ganz neues!“ Dem Ausrufezeichen dieses Satzes gestatten wir uns noch ein Fragezeichen beizufügen, so barbarisch diese Interpunktion auch sein mag. Nach Dr. Kohut hat die Karschin das deutsche Volkslied mit einem „wahren Lebenselixir echter Poesie“ belebt. Welche Vorstellung muß nach diesem verräterischen Satze Herr Dr. Kohut vom deutschen Volkslied haben! Welche Bestandteile aber in dem Lebenselixir (Hoff'sches Malzextrakt!) stecken, enthüllt S. 126: gesunde Sinnlichkeit, derbe Naivität. Die Dichterin erscheint uns, S. 141, „wie eine moderne Realistin aus jung-deutscher Schule“. Am Schlusse seiner Arbeit zieht Herr Dr. Kohut gar eine Parallele zwischen der Karschin und Bettina von Arnim zu Gunsten ersterer. Damit ist genug gesagt. Wer solche Urteile zu fällen im Stande ist, sollte doch besser in litterarischen Dingen nicht mitsprechen wollen. Das neueste Werk des Herrn Dr. A. Kohut ist „das Buch berühmter Duelle“. Hoffentlich ist es in seiner Art besser und vor allem geschmackvoller, als sein Buch über die „deutsche Sappho“, die diesem Vorbilde gerade so ähnlich ist, wie dem „Ritter aus Genieland“ mit dem Lebenselixir. —
Sch.-K.

8. Unterhaltungslitteratur.

— „Ben Hur“, Eine Erzählung aus der Zeit Christi von Lew. Wallace ist jetzt durch eine recht gute Uebersetzung von B. Hammer (Verlag der „Deutschen Verlags-Anstalt“ in Stuttgart. 1888) dem größeren deutschen Publikum zugänglich geworden. Wenn schon dieser Roman sich einen bedeutenden Ruf erworben, so kann man doch nicht sagen, daß er höheren poetischen Anforderungen genüge, und daß die Einführung der Person des Heilandes dem christlichen Gefühle entspräche, obgleich der Verfasser, augenscheinlich im vollen Bibelglauben stehend, nichts weniger versucht hat als diesen abzuschwächen. Die Sprache ist gewählt, die Erzählung selbst einfach, das erotische Element tritt sehr wenig hervor und bildet nicht den leitenden Faden, es überwiegen Naturschilderungen, Darstellungen des jüdischen und römischen öffentlichen und Privatlebens, der Parteiungen der Juden, der übermütigen, gehaßten Herrschaft Roms.

Der Rahmen der Erzählung ist kurz folgender: In den ersten Kapiteln werden die drei Weisen des Morgenlandes vorgeführt, wie sie auf phantastische Weise aus Aegypten, Indien und Griechenland in der arabischen Wüste zusammentreffen, vom Stern nach Jerusalem zu Herodes und nach Bethlehem geführt werden; Joseph und Maria ziehen auch dorthin, und den Hirten auf dem Felde wird durch die Engelsbotschaft die Geburt des Heilandes verkündet. Darauf führt der Verfasser den Leser nach Jerusalem in das Haus des aus uraltem Geschlechte stammenden Handelsfürsten Ben Hur, der, auf der See verunglückt, Frau, Sohn und Tochter zurückgelassen hat. Der Sohn, Ben Hur, trifft mit seinem Jugendfreunde Messala, der aus Rom zurückgekehrt ist, zusammen, und da dieser vergeblich versucht, ihn zu Rom herüberzuziehen, trennen sie sich kühl. Beim Einzuge des römischen Landpflegers Gratus wird Ben Hur durch einen unglücklichen Zufall Veranlassung zur Verwundung des Gratus, und letzterer benutzt, mit Massala vereint, diese Gelegenheit, Ben Hur zu den Galeeren zu verurteilen, seine Mutter und Schwester verschwinden zu lassen und sein unermeßliches Vermögen zu teilen. Ben Hur kommt auf die Galeere des Duumvirn Arrius, eines Freundes seines Vaters; dieser erkennt ihn, läßt ihm die Ketten abnehmen, beläßt ihn aber auf der Ruderbank, um nicht den besten Ruderer zu entbehren. In einer Seeschlacht geht die Galeere zu Grunde, aber der von Ketten befreite Ben Hur vermag sich selbst und den Arrius zu retten; dieser adoptiert ihn und hinterläßt ihm bei seinem baldigen Tode sein großes Vermögen. Ben Hur, nur von der Sehnsucht, Mutter und Schwester wiederzufinden, und vom Haß gegen Rom getrieben, bildet sich zum Krieger aus und geht, um auch die Führung größerer Truppenteile zu lernen, zum Feldzuge gegen die Parther seinem Konsul nach Antiochia voraus, wo großartige Festspiele diesen erwarten. Hier erfährt Ben Hur zufällig, daß ein reicher Kaufherr Simonides daselbst lebe, der früher Leibeigener seines Vaters gewesen, und sucht ihn auf, um Nachrichten von Mutter und Schwester zu erhalten. Simonides hat zweimal die Folter überstanden, um den Rest der Schätze seines geliebten Herrn zu retten, und ist dadurch zum Krüppel geworden, hat aber unermeßliche Reichtümer erworben. Er empfängt Ben Hur, obwohl ihm innerlich gewogen, kühl und mißtrauisch, aber seine Tochter Esther neigt sich ihm in aufkeimender Liebe zu. Ben Hur erfährt nichts über die Seinigen. Er begibt sich in das paradiesische Thal Daphne, wo die Festspiele vorbereitet werden, und trifft dort den einzig noch lebenden der drei Weisen des Morgenlandes, Balthasar, mit dessen Tochter Iras; auch Messala ist dort, da er an den Wagenrennen teil nehmen will. Seine Pferde gefährden den Balthasar und Iras, und Ben Hur rettet sie; er wird bezaubert von der Schönheit Iras', aber diese scheint sich mehr dem Messala zuzuwenden. Ben Hur trifft demnächst auch zusammen mit dem von den Römern beleidigten arabischen Scheik Ilderim, sieht dessen wunderbare Pferde und übt sie zum Wettrennen ein. Letzteres spitzt sich schließlich zu

einem Zweikampf mit Messala zu, welcher in Haß und Eifer Ben Hurs Pferde peitscht; dieser aber führt den vorbedachten Plan aus, fährt Messalas Wagen an, stürzt diesen um und siegt; Messala wird überfahren und ein Krüppel; Simonides hat durch einen Agenten ihn zu übermäßigen Wetten verführt, und so ist er zugleich zum Bettler geworden.

Das Auftreten des Messias bewegt alle Gemüter der Juden; jeder erwartet von ihm den Sturz der Römerherrschaft und die Aufrichtung eines jüdischen Weltreiches; auch Ben Hur. Er sucht aus den Galiläern Legionen zu bilden und übt sie ein, um sie dem König der Juden zur Verfügung zu stellen; Scheik Ilderim und Simonides unterstützen ihn aus Haß gegen Rom. Nur Balthasar hofft nicht auf ein irdisches, sondern ein himmlisches Königtum, nicht etwa aus religiösem Bedürfnis, sondern weil seine Philosophie den Geist über den Leib, die Ewigkeit über die Vergänglichkeit stellt. — Ben Hur sieht Johannes den Täufer, folgt Jesu und wird Zeuge seiner Wunder. — Mittlerweile ist Pilatus Landpfleger in Palästina geworden und hat unter anderem auch die Gefängnisse besichtigt. Dadurch werden Ben Hurs Mutter und Schwester, welche seit 8 Jahren, allen Menschen entzogen, heimlich in einem Gefängnis eingemauert gewesen, nackt und vom Aussatz behaftet, befreit. Eine ehemalige Sklavin erkennt sie und bringt ihnen Nahrung. Die Sklavin entdeckt auch Ben Hur und erfährt von ihm die Heilung der Aussätzigen durch Jesum, beredet die Mutter und Schwester Ben Hurs, ihn darum anzuflehen, und sie werden geheilt. Ben Hur erkennt sie und führt sie in das von ihm zurückgekaufte väterliche Haus.

Ben Hur wird nun Zeuge des Verrates Ischarioths und bietet Jesu an, ihn zu befreien, doch dieser antwortet ihm nicht; er wird unschlüssig, und da auch seine Galiläer von ihm abfallen, so muß er eben geschehen lassen, was geschieht. Iras kommt zu ihm und verlangt von ihm das Vermögen des Messala zurück, unter Drohung, seine romfeindlichen Pläne zu verraten, doch vergeblich. Das Hervortreten ihres bösartigen Charakters wendet Ben Hur von ihr ab, der nun erkennt, daß er eigentlich Esther liebe. Iras verläßt ihren Vater und geht zu Messala.

Ben Hur, Mutter und Schwester, Simonides, Balthasar sind Zeugen der Kreuzigung, welche mit allen Worten des Heilandes, den würfelnden Kriegsknechten, dem Erdbeben und der Finsternis geschildert wird. — Balthasar stirbt im Glauben, die anderen werden ebenfalls gläubig.

Später sehen wir, nachdem seine Mutter gestorben, Ben Hur mit seiner Gattin Esther und mit seiner Schwester in Misenum, wo auch die auf die niedrigste Stufe gesunkene Iras erscheint; letztere verschmäht das ihr gebotene dürftige Mitleid und endet in den Fluten des Meeres. Als auch Simonides zur Zeit der neronischen Christenverfolgungen gestorben, geht Ben Hur nach Rom und verwendet sein fürstliches Vermögen zum Bau der Katakomben, behufs Aufnahme der Leiber der Märtyrer und Abhaltung der frommen Versammlungen.

Betrachten wir nun die Ausführung. Die Naturschilderungen sollen korrekt sein, aber sie sind ohne besondere Wärme. Die Darstellungen der Gelage der römischen Lebemänner und Wüstlinge sind nicht anschaulich und lebendig. Die Beschreibung der Galeere ist zwar eingehend, aber dennoch erfährt der Leser nicht, daß die hinter- und übereinander angebrachten Ruderbänke jede mehrere Sklaven aufnahmen, welche an ein Ruder gekettet waren; im Gegenteil scheint der Verfasser zu glauben, daß jedes Ruder von einem Manne geführt worden sei. Die Sitten und Gebräuche, wie das Händefalten zum Gebet, der Gruß „Gott allein ist groß" deuten auf spätere Zeiten, und die Art, durch Klingeln die Dienerschaft herbeizurufen, ist ganz modern. Die Schilderung des Wettrennens ist lebhaft, aber der Verfasser geht mit Leichtigkeit darüber hinweg, daß das Anfahren des Wagens des Messala durch Ben Hur einfach ein Schurkenstreich ist, der durch die vorhergehende Heftigkeit des Messala nicht gerechtfertigt wird, um so weniger, als Ben Hur die Handlung schon tagelang vorher beabsichtigt hatte. Seine Berechtigung, als Sieger zu gelten, wird dadurch mehr wie zweifelhaft. Der Verfasser verweilt mit allzu großer Deutlichkeit bei der Schilderung der schrecklichen Wirkungen des Aussatzes der beiden Frauen, so daß Ekel statt Mitleid erweckt wird. Daß überhaupt Mutter und Schwester 8 Jahre lang eingemauert, fast nackt, im feuchten dunklen Kerker, schließlich vom Aussatz verzehrt, noch leben, ist kaum denkbar, wie auch, daß ihnen die Nahrung durch ein Mauerloch von einem augen- und zungenlosen Greis gereicht wird. Man sieht auch nicht ein, warum Messala und Gratus die beiden nicht einfach haben umbringen lassen, was wohl ebensowenig gefährlich war, als sie in einem verborgenen Kerker bei lebendigem Leibe zu begraben.

Die Zeichnung der Charaktere geschieht in sehr unbestimmten Umrissen; keine Persönlichkeit, höchstens etwa Simonides und Iras, erscheint lebendig, keine erweckt beim Leser ein Interesse, sie sind bekleidete Figuren. Statt daß die Handlungen aus den Charaktereigentümlichkeiten, Empfindungen und den Umständen hervorgehen, muß sie der Leser einfach als Thatsachen hinnehmen; die Sehnsucht, Mutter und Schwester zu finden, und der Haß gegen Rom sind die einzigen Seelenthätigkeiten des Helden; auch seine Liebe zu Iras und dann zu Esther ist farblos. Iras, die schöne Tochter des Balthasar, betrachtet ihren frommen, weisen Vater mit Hohn und Mißachtung; der Vater hat keine Ahnung von den Vorgängen in der Seele der Tochter; diese strebt nach Glanz und Macht; Ben Hur gefällt ihr wohl, aber sie liebt schließlich Messala; sie fordert von Ben Hur die Rückgabe des Vermögens an Messala unter Drohungen, ihn zu verraten; er weist sie ab, und sie verrät ihn doch nicht. Sie geht zu dem verarmten Krüppel, sinkt von Stufe zu Stufe bis zur niedrigsten Verworfenheit und kommt schließlich zu Ben Hur und Esther, nicht um ihr Mit-

leid anzuflehen, sondern um dessen Kinder küssen zu dürfen; dann ertränkt sie sich. Wenn auch der Dichter die größten Widersprüche des menschlichen Charakters vorführen darf, so verlangt der Leser doch einen Einblick in dessen inneres Leben; liebt Iras den Messala, oder beide, aber bald den einen, bald den anderen, kämpft das Gute mit dem Bösen in ihr, welcher Versuchung unterliegt sie? Von allem diesem nichts; der Leser erfährt die Thatsachen und muß sie hinnehmen. Und doch ist diese Iras der einzige einigermaßen lebendige Mensch; alle anderen sind Figuren ohne Persönlichkeit, von denen auch Simonides nur wenig hervortritt.

Wenden wir uns nun zu dem Wichtigsten, zu der Verflechtung der Person Christi in diesen Roman. Man kann ja die phantastische Art, wie die drei Weisen des Morgenlandes aus den drei Weltteilen, jeder allein, unbewaffnet, auf weißem Kameel zu demselben Punkte in der arabischen Wüste geführt werden, sich treffen und trotz der verschiedenen Sprachen sich verstehen, wie eine mystische Wundermär gelten lassen; aber alsbald tritt der Verfasser in die Realität und damit ins Triviale. Vom Stern geleitet, ziehen sie nach Jerusalem, fragen nach dem neugeborenen König der Juden, und zwar wenden sie sich, um die Kunde zu verbreiten, zuerst an einen Haufen Waschweiber, sodann an die Wache, wodurch es Herodes erfährt. Dieser forscht sie aus, und sie entziehen sich ihm. Herodes beruft Hohepriester und Schriftgelehrte, und diese sagen ihm, daß der Messias in Bethlehem geboren werden müsse. — Joseph mit Maria ziehen gen Bethlehem; nach dem Verfasser, weil sie in Bethlehem geboren seien; nach der heiligen Schrift aber, weil Joseph aus dem Stamme Davids ist und Bethlehem die Stadt Davids ist. Daß auch Maria aus dem Stamme Davids, ist in der Schrift nirgends gesagt und ein Zusatz des Verfassers. Dieser macht auch Joseph zum Oheim der Maria, welche er zum Weibe genommen, da sie in Nazareth Haus und Garten geerbt habe, und, um das Erbe anzutreten, gehalten sei, einen aus der Verwandtschaft zu heiraten. Der Verfasser erzählt die Botschaft der Engel an die Hirten, daß es wirkt wie ein Lämplein gegenüber der Gloria der himmlischen Heerscharen. Am besten gefällt noch die spätere Episode, wo der zur Galeere abgeführte Ben Hur durch Jesus, einen Jüngling mit tiefen, ernsten, liebevollen Augen schweigend durch einen Trunk Wasser gelabt wird. — Ben Hur kommt, zum Manne gereift, zu Johannes dem Täufer. Aber auch die mächtige Erscheinung des Predigers in der Wüste wird hier kleinlich, und Christus erscheint etwa wie eine Geistererscheinung auf einem Taschenspielertheater. — Als Ben Hur nach dem Verrat des Ischarioth sich erbietet, Jesum zu befreien und, keine Antwort erhaltend, unschlüssig wird, ob er nicht ohne dessen Befehl handeln solle, ruft der Verfasser aus: „Wie anders würde die Weltgeschichte sich gestaltet haben, wenn Ben Hur sich dafür entschieden hätte! Aber das durfte nicht sein, denn sonst hätte nicht Gott, sondern ein Mensch die Weltgeschichte gemacht!" Als ob das von Anbeginn der Welt beschlossene Erlösungswerk Christi von dem Entschluß des Juden Ben Hur abgehangen hätte!

Es ist wohl erklärlich, daß auch die Darstellung der Kreuzigung matt bleibt im Vergleich zu den Worten der heiligen Schrift, welche wie der Donner Gottes den Menschen erschüttern; daß der Verf. aber von der Auferstehung Christi nur ganz beiläufig spricht, ist nicht erklärlich. Der bibelgläubige Verfasser mußte doch der Worte des Apostels gedenken: „Wäre Christus nicht auferstanden, so wäre unser Glaube nichts, und wir noch in unseren Sünden." Worauf ruht denn der Glaube der Betreffenden? Balthasar glaubt, weil er als Philosoph die Seele höher als den Leib, die Ewigkeit höher als die Vergänglichkeit schätzt, nicht aber aus dem Gefühl der Erlösungsbedürftigkeit aus seinen Sünden; Ben Hur und die Seinigen um der Wunder Christi willen. Aber niemand, der dieses Buch liest, wird in Erkenntnis und Glauben weiter geführt, im Gegenteil jeder gläubige Christ wird durch diese verwässerte Darstellung der Thatsachen der Erlösung angewidert und empört; jeder Nichtglaubende wird der Schwäche der Grundlagen unseres Glaubens spotten.

Man möge aus dem Ganzen die Lehre ziehen, daß die Person unseres Heilandes und die Thatsachen seines Erlösungswerks zu heilig sind, als daß sie als Staffage oder Hintergrund eines profanen Romans verwendet werden dürften, und daß selbst bei dem sprachgewandtesten Schriftsteller dieser Versuch sich stets als ein grober Mißgriff darstellen wird. Frhr. v. Dörnberg.

— Krone und Kerker. Erzählung aus dem sechzehnten Jahrhundert. Von R. vom Hof. (Gotha, F. A. Perthes.) 1887. VIII und 403 S. geh. 5 Mk.

Nach dem Vorwort ein „schriftstellerischer Versuch" und zwar nach dem Stile zu schließen ein erster Versuch von Frauenhand. Ich kann diesen Versuch nicht für glücklich halten. Die Verf. hat sich im Stoff vergriffen und ist dieses Stoffes nicht Herr geworden mittels sorgfältiger, fesselnder Darstellung. Kann es ein widerwärtigeres Thema geben als die Geschichte Heinrichs des Achten von England? Wenn aus dieser Geschichte das Dulden der „guten" frommen Königin Katharina herausgenommen und in Gegensatz hierzu gebracht wird das ehrgeizige, leichtsinnige Verhalten der Anna von Boleyn, so läßt sich ein Geschichtsbild denken, das farbenreich ist und den Sieg des Lichtes über Schatten und Finsternis zur Darstellung bringt. Wenn aber, wie in vorliegender Erzählung geschehen, das Matyrium der Königin Katharina nur nebenbei und die „Boleyn", in geschichtswidriger Weise zur „großen Seele", zur „wirklich hochstehenden" Frau, zur „wunderbaren weiblichen Erscheinung" idealisiert, zum Mittelpunkt der Erzählung gemacht wird, so kann nicht ausbleiben, daß man dem Leser zu viel zumutet, wenn er die zu Lebzeiten der rechtmäßigen Königin von Heinrich VIII mit Anna von Boleyn eingegangene Ehe und all' die unschönen Vorbereitungen der gefallsüchtigen, ehrgeizigen Boleyn für diese Ehe unter dem Gesichtspunkte betrachten

soll, „daß sie — die Boleyn — eine zum Großen und zum Guten angelegte Natur war, welche leider durch Umstände und Verhältnisse immer mehr in andere Bahnen gedrängt wurde.“ Dieser peinliche Eindruck wird überdies durch zwei Umstände verstärkt. Der Vater der Anna von Boleyn ist weit davon entfernt seine Tochter zu beeinflussen, er betrachtet sie als ein von der Vorsehung zu bestimmten Zwecken (das Wohl Englands?) ausersehenes Werkzeug. Und die Boleyn ist von Anfang an eine entschiedene Beschützerin der „neuen Lehre“. Wenn die Römischen die Königin Katharina voll und ganz für sich in Anspruch nehmen, so sollte man evangelischerseits so klug sein, die Verdienste der Anna von Boleyn um die Einführung der Reformation in England nicht geflissentlich geltend zu machen. — Was den Stil betrifft, so leidet derselbe an dem Mangel epischer Ruhe und Gelassenheit. Die Erzählung springt mit jähen Uebergängen, mit Einschaltungen völlig nebensächlicher Einzelheiten — mögen sie nun historisch sein oder nicht — fortwährend hin und her. Die Sprache ist großenteils zu pateтisch; der Dialog schreitet oft in Jamben einher. Die Leute kommen nicht und gehen nicht, sie entschlüpfen, sie gleiten, sie schleichen. Höchst selten wird geflüstert, aber unzähligemal geraunt. Selbst in der „tief nur im verborgenen Busen“ gesprochenen Sprache des Herzens wird geraunt. Warum wird die von B. Auerbach erfundene Redensart verwendet: „als wollte er sagen“ — wobei jedesmal ein Thun vorausgeht, aus welchem durchaus nicht auf ein bestimmtes Sagen geschlossen werden kann. Wie oft werden die entsetzlichen Akten-Wörter „inbetreff,“ „das betreffende“ gebraucht! Von der Verwendung einer großen Menge von unnöthigen Fremdwörtern will ich gar nicht reden. — Warum sind die S. 50 erwähnten Mütter herangewachsener Knaben ausnahmslos „zahnlose Weiber“? S. 21 wird erzählt, daß der König Franz von Frankreich eines frühen Morgens vor dem Bette Heinrichs des Achten erschienen sei, „um denselben in eigener Person mit fröhlichem Gruß zu wecken, worauf dieser lachend erwiderte: „Beim Zeus! ein kapitaler Spaß, Ew. Majestät und Liebden.“ Die beiden Majestäten müssen, hiernach zu urteilen, sehr genügsam in ihren Anforderungen an den Spaß gewesen sein. Diese Genügsamkeit will nicht recht zu dem Hoftone passen, von welchem wir S. 110 und 111 ein nettes Pröbchen erhalten. In Gegenwart der Königin Katharina schimpft die Hofdame Anna von Boleyn eine gewisse Jeanette „Kreuzspinne“, „böse Kröte“, schlägt wiederholt nach ihr und muß es erleben, daß ihr die andere die Zunge herausstreckt!

Die Verf. hat sich für ihren ersten Versuch ein zu weites Ziel gesteckt. Sie sollte ihr Talent erst an kleinerem Stoffe erproben. O. K.

— Von Haus zu Haus. Novellen-Cyklus von E. Merx. (Gotha, F. A. Perthes.) 1888. 356 S. Geb. 5 Mk.

Dieses Buch beginnt mit folgendem Satze: „Die Heldin dieser werdenden Geschichte, Fräulein Emilie von Karolath, erblickt der geneigte Leser sofort in Lebensgröße auf ihrem Reisekoffer stehend, den sie durch ihr nicht unansehnliches Gewicht zum Nachgeben, heißt Einstoßen in das Schloß zwingen will u. s. w.“ Damit wird der Leser „sofort“ mit dem Stile der „werdenden Geschichte“ und mit der ihre Rundreise zu Vettern, Freunden und Freundinnen antretenden „Emilie“ bekannt. Die redselige, von einer Szene zur andern eilende, eine Fülle von oberflächlich behandeltem Stoff nach und nach anhäufende Verf. hat sich bestrebt, das ewige Oh und Ach der Liebe und Ehe in sieben Häusern nachklingen zu lassen. Zuerst ist es das Haus des Kreisrichters, in das wir geführt werden. Hugo, der „große, breite, schwarze Sohn,“ hat eines Tages auf die Frage seiner Mutter, ob er nach Kaffee dürste, die Antwort gegeben: „nein, nach Liebesglück!“ Die Folge davon war, daß er eine Seraphine geheiratet hat, die sich in der Ehe als „Schlampe“ entpuppte. Es ist erstaunlich, wie ansteckend der Unordnungssinn der Frau Kreisrichter auf ihre Umgebung gewirkt hat. Als Hugo die Kousine Emilie sah, kam eine Begrüßung mit Küssen und Umarmen nicht recht zu Stande, doch mußte sich Emilie von dem Vetter umarmt gefühlt haben, denn es heißt ausdrücklich: „Er ließ Emilie aus den Armen.“ — Das Haussöhnchen Selmar kam eines Tages auf den Gedanken Toilette zu machen. Aber wie geht es dabei zu! Er hatte sich „eigenmächtig Gesicht und Kopf getrocknet, und in sein neues Höschen gesteckt.“ Welche Idee! denkt der nicht mehr ganz geneigte Leser, — denn er denkt nicht daran, daß die Verf. nicht daran gedacht hat, Selmars Gesicht und Kopf, nach erfolgter Abtrocknung, in die neuen Höschen zu stecken, vielmehr die unteren Gliedmaßen des getrockneten Selmar. — Im zweiten Haus, dem Haus des Gymnasiallehrers, sieht Emilie die ihr befreundete Frau dem Geiz verfallen. Der Mann ist als Darwinist gemaßregelt worden, läßt aber seine Pensionäre in der Betwoche bei Tische abwechseln. — Der Kommerzienrat der Freundin Lucilie ist ordenssüchtig und nebenbei auch adlich geworden. Als Erzieher kommt ein Gelehrter, Namens Stern ins Haus, die erste unvergessene Liebe der Frau Kommerzienrätin. Innere Kämpfe werden erst durch den Tod des Kommerzienrates und, damit der Leser in einiger Spannung erhalten wird, in der sehr mechanischen Weise eines Nachtrags auf den drei letzten Seiten des Cyklus dadurch zu Ende gebracht, daß der frühere Geliebte die frühere Geliebte aufgibt. Lucilie öffnete infolge davon „eine Notenmappe, nahm daraus diejenigen Lieder, welche sie mit Stern gesungen, an denen sie ihre Hoffnung auf ihn, ihre Sehnsucht nach ihm genährt hatte, und warf sie in die auflodernden Flammen des Kamins!“ Das ist der letzte Satz des Buches. — Wir haben aber noch das Haus Nr. 4 zu besuchen. In diesem wohnt ein adliger „Verehrer und Freund“ Emiliens, der das Glück und das Unglück gehabt hat, eine ebenso reiche, als fromme Frau zu heiraten. Die Farben werden hier besonders stark aufgetragen, Bibelsprüche nebenbei falsch zitiert u. s. w. Der Gutsbesitzer verliebt sich in eine gewisse Eva, die wird aber einem völlig schwarz ausgestatteten

Digitized by Google

jungen Geistlichen zu teil. Eine schwere Krankheit der Gutsbesitzerin bringt die einander entfremdeten Gatten wieder zusammen. Im fünften Hause wohnt der Emilien befreundete Landarzt. Von seinem Adel macht er keinen Gebrauch. Hat er doch eine verwitwete Bäuerin geheiratet und mit ihr drei Stieftöchter erworben, welche sich vor den Augen des Lesers binnen zweimal vierundzwanzig Stunden verloben. Kann es etwas schöneres geben? Kaum. Es hätte denn der Verfasserin gefallen müssen, die Zahl der Stieftöchter, unter Beibehaltung der Verlobungsfrist, um eine oder zwei zu vermehren. Die reisende Emilie erweist sich in dem Hause des Landarztes besonders liebenswürdig und es ist ihr nur durch die beeilte Fortsetzung ihrer Reise möglich gewesen, die vierte Verlobung, nämlich ihre eigene mit dem alten Freunde, der seine Frau durch den Tod verloren hat, zu vermeiden. — Am traurigsten, aber am meisten der Wahrheit des Lebens entsprechend ist das Bild des sechsten Hauses. Wiederum eine Freundin Emiliens ist verheiratet, und zwar an einen Schriftsteller von adligem Namen und höchst geringer Begabung. Die phantastische Braut eines Verlegers wird dem fast geisteskranken Dichter eine erste Freundin. Die entstandene Verwirrung weiß Emilie diesmal mit dem nervus rerum zu lösen. Sie kann dies um so leichter, als sie von einem Juden, nach Ausweis eines ihr vom Gericht auf die Reise kurzer Hand nachgeschickten Testamentes, 30000 Thaler darum geerbt hat, weil sie jener Perle unter Israel einmal eine kleine Gefälligkeit erwiesen hat. — Das letzte Haus, das Haus des Gymnasialdirektors wird für die des Reisens müde Emilie das eigene Haus. Der brave Direktor John hat zwar drei eigene und zwei Pflegekinder, das hält aber Emilie nicht ab, dem Vater dieser Kinder die Hand zu reichen. Hätte sie es nicht gethan, so wäre sie „korbgeberig" gewesen, um einen neuen Ausdruck der Verfasserin anzuwenden.

Ich glaube nicht, daß es der Verfasserin schwer geworden ist, ihre Häusergeschichten zu erfinden und zu erzählen. Es fällt ihr offenbar leicht, sehr leicht, ihre Gedanken aufs Papier zu bringen; ça vient comme ça vient, d'un bloc, et l'on n'y retouche plus, heißt es einmal bei A. Daudet. Genau so geht es bei der Erzählerin der Reise von Haus zu Haus: Raketen versagen anstandsmäßig, weil sie verpufft sind (S. 35). — Herr v. Ramin stand im Hofe neben dem Wagen und war eben im Begriff, seinem Reitknecht, der nicht da war, in contumaciam die Leviten zu lesen. (228.) — Bei einem Gartenkonzert ist ein Musikchor im Garten „versteckt invitiert" (34). — Ein großer Flügel stand an der dritten Seite der Wand (162), während die dritte Wand des betreffenden Raumes gemeint ist. — „Einige Stufen führten zur Hausthür, welche regelrecht die Mitte des Baues einnahm und an jeder Seite vier große Fenster zeigte" (233). Eine merkwürdige Thür! — S. 63 heißt es: „dafür wurde oder sollte ein Bouquet gekauft werden". S. 90 heißt es: „die erste Frage, deren mehrere noch folgten." Gerade wie bei P. Heyse, der in den „Kindern der Welt" den ersten Frühlingsregen zweimal fallen läßt. — S. 92 ist als Dichter des Liedes: „das Grab ist tief und stille" Mahlmann genannt, während v. Salis der Dichter ist. — S. 204 ist Plautus zitiert. Ich fürchte, hier liegt mehr als ein Druckfehler vor. Es ist allem Anscheine nach an den in Zeitungsberichten nicht selten zitierten Jupiter Pluvius gedacht worden. — S. 7 erhebt die Verfasserin das „Altersbewußtsein" zum unantastbaren „Eigentumsrecht". Gleichwohl nehme ich zu Gunsten dieses Bewußtseins bei der Verfasserin an, daß sie sich noch eines sehr jugendlichen, unternehmungsfrohen, kecken Lebensalters erfreut.

O. K.

— Am Leuchtturm. Eine Geschichte aus Preußens traurigen Tagen von Paul Block. Mit einem Briefe Felix Dahns als Einleitung. (Leipzig, Reinhold Werther.) 195 S. 2,80 M.

Der Verf. führt uns in die traurigen Tage nach Jena. Karl Claaßen, der Leuchtturm-Wächter von Memel, hat es erleben müssen, daß seine einzige Schwester von einem adligen Offizier verführt und im Stiche gelassen worden ist, während ihm selber eine junge Adlige nicht die Treue gehalten hat, von der er das Glück seines Lebens erwartete. Ingrimmiger Haß gegen den Adel insgesamt und infolge davon gegen die von adligen Offizieren geführte Armee hat den braven Claaßen zu einem Feinde aller Autorität gemacht. Nun muß er erleben, daß der bei ihm herangewachsene Sohn seiner Schwester freiwillig dem Heere folgt, um Preußens Feinde zu bekämpfen, und daß an die Stelle des ihm entflohenen Pflegesohnes die verwaiste Tochter seiner Jugendfreundin tritt. Diese hat sich kurz vor ihrem Tode mit dem treuen Freunde versöhnt und ihn nicht vergeblich gebeten, ihr elternloses Kind nach ihrem Tode väterlich zu beraten und zu beschützen. Pflegesohn und Pflegetochter werden ein Paar. Bei einem Besuche, welchen jener dem Leuchtturm machen will, strandet das Boot; Claaßen rettet den Sohn, verliert aber selbst dabei das Leben. — Die Geschichte ist sehr gut erzählt. In knapper, lebendiger Darstellung weiß der Verf. ein wahres Bild jener Zeit „nach Jena" zu entwerfen und die einzelnen Personen in festen Umrissen holzschnittartig zu zeichnen. Am meisten ist zu loben, daß der Verf. so unbefangen war, den von Felix Dahn an ihn geschriebenen Rezensions-Brief abzudrucken. In diesem Briefe spendet Dahn dem kleinen Buche zwar verdientes Lob, aber er verschweigt nicht, wie er selbst des Leuchtturm-Wächters „Selbst-Widerlegung" würde gestaltet haben: „Ich hätte den Feind des Staates und des Krieges durch Angriffe der Franzosen auf seinen geliebten Leuchtturm — vielleicht auch auf das junge Mädchen — genötigt werden lassen, trotz seiner Falsch-Lehre die Waffe zu führen, die Notwendigkeit des Kampfes für das Vaterland einzusehen, für das Recht des Vaterlandes, das zugleich alle Rechte der Privaten schützt, zu fallen." Man kann nur Dahn rechtgeben, wenn man die Lösung des Knotens, wie sie vollzogen worden ist, und wie sie hätte vollzogen werden können, gegeneinander abwägt. Darin liegt aber eine durchaus anerkennenswerte Unbefangenheit

des Verf., daß er seine Leser geradezu auffordert, sich bei diesem Abwägen auf die Seite Felix Dahns zu stellen. — Ganz vortrefflich sind auch die Nebengestalten von der Königin Luise herab bis zum dummschlauen Lithauer und zum strammen Unteroffizier gelungen; Naturschilderungen und Zeitfarbe tragen das Gepräge voller künstlerischer Wahrheit. Und Held und Handlung sind aus einem Guß. (F. Dahn). O. K.

9. Verschiedenes.

— Mit Gott! Worte des Herzens in Briefen an eine Freundin bei ihrem Eintritt in das Leben von A. G. Eingeführt und bevorwortet von Dr. Max Frommel, Generalsuperintendent. (Halle, J. Fricke) 1888. VI und 175 S. 1,50 M. geb. 2,25 M.

In zehn Abschnitten „Briefe" genannt, eine Reihe von Mahnungen und Ratschlägen für junge Mädchen, welche in die Kämpfe und Versuchungen des Lebens hinaustreten. Es ist die nüchterne, evangelische Anschauung, welche das kleine Buch durchweht. Gleichweit entfernt von pietistischer Engherzigkeit — Theater und Tanz werden nicht an und für sich verworfen — wie von moderner Weitherzigkeit — die Verf. erklärt sich gegen die Frauenemanzipation mit der Frage: „Wann hat denn je in so viel hundert Jahren der Weltgeschichte eine, auch nur eine Frau epochemachend gewirkt auf irgend einem Gebiete der Poesie, Kunst oder Wissenschaft?" — bespricht die Verf. das Leben in der Welt, das frei sein muß von dem Leben von der Welt. Ich kann das treugemeinte Büchlein nur bestens empfehlen. — Wenn im ersten „Briefe" gesagt wird, daß die bekannten „Briefe aus der Hölle" „sofort in alle denkbaren, modernen Sprachen" übersetzt worden seien, so ist das eine übereilte Behauptung: „Mehrere moderne Sprachen" würde genügt haben. O. K.

— Der Weltsprachschwindel. Von Dr. K. Feierabend. (Zeitfr. d. christl. Volkslebens. Heft 93.) (Heilbronn, Gebr. Henninger.)

Der Verfasser wendet fast vier Druckbogen auf, um Volapük und andere Weltspracheversuche zu richten und ihnen ein Ende „auf dem Kehrichthaufen überwundener Irrtümer" zu prophezeien. Man kann das ruhig der Zeit überlassen — und das will ja der Verfasser auch thun. Nur begreift man nicht, weshalb der Verfasser mit seiner 61 Druckseiten umfassenden Arbeit soviel Zeit und Mühe an eine seiner Ansicht nach verlorene Sache verschwendet. Bei der Lektüre dieser und ähnlicher Streitschriften, deren Zahl nicht gering ist, fragt man sich unwillkürlich: Ist denn Volapük gemeingefährlich? Was rechtfertigt das harte Wort „Weltsprachschwindel"? Sind der Erfinder Schleyer und seine Anhänger unehrliche Leute, Schwindler, die es auf Ausbeutung des Publikums absehen wie Gründer und Börsenjobber? Die vom Verfasser S. 19 und 20 gegebene, ganz unzutreffende Charakteristik Schleyers läßt beinahe darauf schließen. Wenig liebevoll klingt auch der Satz S. 50, „daß die Weltsprachidee seit Schleyers Auftreten idealistische Träumer und Schwachköpfe in ungeahnter Zahl mit einer Art Schwindel befallen hat". Ich kann dem Verfasser nicht zugestehen, daß er sine ira et studio geschrieben hat. Daß Volapük noch viele Mängel hat, welcher Kundige will es leugnen? Unser Wissen ist Stückwerk. Sache der Sprachgelehrten wäre es weniger, zu tadeln, was bekanntlich sehr leicht ist, als besser zu machen. — Was Volapük eigentlich sein und nicht sein will, scheint dem Verfasser noch verborgen. Es erhebt keineswegs den Anspruch die lebenden Sprachen zu verdrängen, oder selbst nur „eine in weiteren Kreisen gesprochene Sprache" (S. 58) zu werden, es bescheidet sich ein internationales Verkehrsmittel zu sein, ein Verständigungsmittel für diejenigen, die eines solchen bedürfen. Der Verfasser bestreitet freilich das Bedürfnis mit dem Hinweis darauf, daß der Verkehr sich bisher noch immer ausreichende Befriedigung seiner Bedürfnisse verschafft hat. (S. 55.) Andererseits sagt er wieder (S. 58): „Wenn der Welthandel seinen Vorteil dabei findet, sich dieses Verständigungsmittels im Briefwechsel zu bedienen, so kann ihm das nicht gewehrt werden". Nun gut, lassen wir's dabei bewenden! Die Bedürfnisfrage werden füglich diejenigen am besten entscheiden, für welche Volapük hauptsächlich geschaffen ist. Die Möglichkeit einer künstlichen Weltsprache, die der Verfasser ebenfalls bestreitet — eigentlich unvorsichtig, da man heutzutage von manchem Glauben an Unmöglichkeiten belehrt wird —, mag sich an Volapük erproben. Wir werden es abwarten. Daß die Einführung einer allgemeinen Kunstsprache nur ein Hemmschuh für unsere Fortentwickelung sein würde, ist doch eine gewagte Behauptung, noch gewagter aber die Logik in einem und demselben Satz die Unmöglichkeit einer allgemeinen Einführung zu behaupten und die Folgen dieser Einführung vorauszusagen. (S. 60.) Mag sich nun Volapük als praktisch brauchbar erweisen oder nicht — die Zukunft wird's ja lehren —, immerhin haben wir in der Schleyerschen Erfindung ein nicht zu verachtendes Erzeugnis menschlichen, deutschen Geistes vor uns. Dr. E. Horn.

Ueber Toleranz im achtzehnten und neunzehnten Jahrhundert.

Von

Friedrich Curtius.

Als im Beginn des letzten Jahres die mit dem Radikalismus verbündete Zentrumsfraktion den Versuch machte, die notwendige dauernde Verstärkung der deutschen Heeresmacht zu hindern, da mußte auch dem sorglosesten Optimisten die Erkenntnis aufgehen, welche ernste Gefahr für das Deutsche Reich die bloße Existenz einer das ganze katholische Deutschland vertretenden Oppositionspartei bildet. Während die soziale Frage allen Kulturstaaten gemeinsam ist und nur nach Ort und Zeit mehr oder weniger akut auftritt, ist die kirchenpolitische Frage, welche das neue Reich bewegt, unserem Volke und unserer Zeit eigentümlich. Ist doch die Gründung dieses Reiches die erste bewußte Schöpfung eines Staatswesens, welches ein religiös gespaltenes Volk zu politischer Einheit zusammenschließen soll.

Dem Mittelalter erschien die Glaubenseinheit als die selbstverständliche Voraussetzung der Staatseinheit, und diese Anschauung hat bis in das 18. Jahrhundert ihr Leben gefristet. Danach war die Unterdrückung der Ketzerei eine Forderung der Selbsterhaltung für den Staat. Wenn die Kirche, die nicht nach Blut zu dürsten behauptete, dem Staate Henkersdienste zumutete, so fand sie bei diesem volle Dienstwilligkeit, denn er fürchtete die Glaubensfreiheit nicht minder als die Kirche selbst. Die Inquisition war ein Werk des Despotismus so gut wie des Fanatismus, und die Dragoner Ludwigs XIV., welche die Hugenotten peinigten, waren die Werkzeuge einer aufs äußerste gesteigerten Energie des Staatswillens, welche den Versuch selbständigen Denkens und Glaubens als Hochverrat ansah. In den ersten anderthalb Jahrhunderten nach der Reformation war auch die Politik Deutschlands von der Ansicht beherrscht, daß entweder der alte oder der neue Glaube siegen und seinen Gegner vernichten müsse. Erst durch den westfälischen Frieden wurde die religiöse Gespaltenheit Deutschlands als eine dauernde, unabänderliche Thatsache anerkannt. Aber keineswegs wurde hieraus der Schluß gezogen, daß die Toleranz im heutigen Sinne, die persönliche Bekenntnisfreiheit, die Grundlage des Reichsrechts bilden müsse, sondern die Staatskunst des 17. Jahrhunderts wußte keinen Ausweg aus dem Dilemma als die thatsächliche Auflösung des Reiches. Während Frankreich Gut und Blut seiner edelsten Söhne und die Freiheit des Gewissens der Staatseinheit zum Opfer brachte, mußte Deutschland auf die letztere

verzichten, um jene zu retten. Seit dem Westfälischen Frieden standen sich innerhalb des Reichstages die evangelischen und die katholischen Stände als corpora, d. h. als geschlossene Verbände gegenüber, welche alle die Religion berührenden Fragen nur im Wege freier Uebereinkunft in für das Reich verbindlicher Weise regeln konnten. Das Reich wurde dadurch ein Kreis mit zwei Mittelpunkten, ein logischer Widerspruch, dessen Konsequenz seine Auflösung sein mußte.

Indessen glaubte gerade das 18. Jahrhundert, welches mit dem Untergange des Reiches endigte, in seiner philosophischen und religiösen Entwickelung die Bedingungen erfüllt zu haben, welche zu einer konfessionslosen Staatsbildung führen mußten. Die Aufklärung, deren sich das Zeitalter Voltaires und Lessings rühmte, schien die Toleranz als eine notwendige Konsequenz mit sich zu führen.

Die Frage, ob es dem 18. Jahrhundert gelungen ist, die Toleranz prinzipiell zu begründen, ob wirklich Aufklärung und Toleranz Schwestern sind, die nicht anders als zusammengehen können, ist auch heute nicht ohne praktisches Interesse. Voltaire gibt in dem „Dictionnaire philosophique“ folgende Definition: „Qu'est ce que la tolérance? C'est l'apanage de l'humanité. Nous sommes tous pétris de faiblesse et d'erreurs: pardonnons-nous réciproquement nos sottises, c'est la première loi de la nature.“ Voltaires Toleranz beruht also auf der absoluten Verzweiflung an der Möglichkeit religiöser Gewißheit, auf der Ansicht, daß eine Religion nicht mehr wert sei als die andere, und daß daher niemand Grund habe, sich seiner religiösen Ueberzeugung zu rühmen oder gar Anhänger für dieselbe zu suchen. „Un roseau couché par le vent dans la fange dira-t-il au roseau couché dans un sens contraire: rampe à ma façon, misérable, ou je présenterai requête pour qu'on t'arrache et qu'on te brûle?“ Mit bitterem Hohne verfolgt Voltaire den Anspruch des Christentums auf Verbreitung über die ganze Erde und rühmt es als einen Vorzug des Judentums, daß dieses keine Mission getrieben, sondern fremde Völker bei ihrer Religion gelassen habe.

Lessing hat in der bekannten Grabschrift auf Voltaire zu verstehen gegeben, daß er dessen philosophische und religiöse Arbeit billige. Und so weit auch der Verfasser der Erziehung des Menschengeschlechts an Tiefe und religiösem Ernst den Franzosen überragt, so zeigt doch eine Vergleichung dessen, was Voltaire und Lessing über die Toleranz gesagt haben, eine fast vollständige Uebereinstimmung. Auch Nathan, das deutsche Evangelium der Toleranz, verkündet die Skepsis als Grundlage der Duldung. Denn mag nun einer der Brüder den echten Ring besitzen oder mag derselbe ganz verloren gegangen sein, jedenfalls kann keiner sich des Besitzes sicher halten. Jede der drei Religionen, deren Vertreter uns im Nathan begegnen, muß sich sagen, daß sie vielleicht Elemente der religiösen Wahrheit, aber nicht diese selbst besitzt. Keine von ihnen kann vernünftigerweise danach streben, Anhänger zu gewinnen. Mit Mitleid spricht Recha von ihrer Erzieherin:

> Ach die arme Frau
> Ist eine Christin, muß aus Liebe quälen,
> Ist eine von den Schwärmerinnen, die
> Den allgemeinen, einzig wahren Weg
> Nach Gott zu wissen wähnen.

Die Klage des Tempelherrn über Rechas Erziehung im Judentum fertigt der edle Saladin mit cynischem Spotte ab:

> Auch soll es Nathan schon empfinden, daß
> Er ohne Schweinefleisch ein Christenkind
> Erziehen dürfen!

Der Anspruch des Christentums auf Weltherrschaft erscheint um so weniger begründet, als keine der drei Religionen die ethische Probe schlechter besteht. So unnatürlich wie die Häufung der Tugenden bei Saladin und Nathan, so kläglich ist die Haltung der Vertreter des Christentums. Um des Patriarchen gar nicht zu gedenken,

so müssen Daja und der Tempelherr unablässig von Nathan und Saladin zurecht gewiesen werden, und damit jedes Mißverständnis ausgeschlossen sei, wird der Tempelherr allemal an den Stellen, wo er sich am wenigsten lobenswert aufführt, als „Christ“ angeredet. Lessings erklärte Absicht, „den Theologen einen Possen zu spielen“, führte ihn zu einer rücksichtslosen Härte gegen die Religion seiner Väter. Er hat sich von derselben auch mit dem Herzen vollständig gelöst, und der Nathan verkündet schon das negative Glaubensbekenntnis, mit welchem der Dichter starb, daß er keiner der bestehenden Religionen angehöre.

Aber freilich war die deutsche Aufklärung weit entfernt, die Religionslosigkeit als das Ergebnis des Philosophierens hinzustellen. Vielmehr wurde der Kampf gegen die positiven Religionen in der getrosten Zuversicht geführt, daß die Religion selbst dadurch gar nicht gefährdet würde. Dem Zeitalter des Rousseauschen Naturkultus war die Vorstellung einer Naturreligion so geläufig wie die des Naturrechtes, und die Feindschaft gegen die positiven Religionen beruht gerade auf der Anschauung, daß die letzteren nur Hindernisse bildeten für den Durchbruch der Naturreligion. Gott, Unsterblichkeit, Tugend, diese drei einfachen, jedermann faßlichen Begriffe bilden die ganze Dogmatik und Ethik dieser Religion. Jeder Mensch mit gesundem Verstande und redlichem Herzen muß derselben zufallen, sobald er von den Vorurteilen der positiven Religion, in welcher er erzogen worden, befreit ist. Das Urbild von Lessings Nathan verkündigt siegesgewiß dieses neue Evangelium. „Mich dünkt,“ sagt Moses Mendelssohn, „die Evidenz der natürlichen Religion sei dem unverdorbenen, nicht mißleiteten Menschenverstande ebenso hell einleuchtend, ebenso unumstößlich gewiß als irgend ein Satz der Geometrie. In jeder Lage des Lebens, in welcher der Mensch sich befindet, auf jeder Stufe der Aufklärung, auf welcher er steht, hat er Data und Vermögen, Gelegenheit und Kräfte genug, sich von den Wahrheiten der Vernunftreligion zu überführen.“ „Natürliche Religion ist zugleich die einfachste und faßbarste Religion; sie ist so leicht, so jedermanns Fähigkeiten angemessen, daß man erstaunen muß, wenn man Philosophen ernsthaft behaupten hört, sie sei nicht für den gemeinen Mann. Der Mensch, dessen Vernunft noch nicht durch Sophisterei verdorben ist, darf nur seinem geraden Sinne folgen, und seine Glückseligkeit stehet feste.“ Philosophische und theologische Spekulation ist für die religiöse Gewißheit ganz überflüssig. Die Spekulation hat nur die Aufgabe, „die Ansprüche des gesunden Menschenverstandes zu berichtigen und so viel als möglich in Vernunfterkenntnis umzusetzen.“

Dieser Anschauung von dem Wesen der Religion entspricht die Toleranzpredigt des 18. Jahrhunderts. Sie will die positiven Religionen durch die Naturreligion ersetzen. Mochten nun die Formen der geschichtlichen Religionen früher oder später der Auflösung anheimfallen, sofern nur die Naturreligion ihren Siegeszug durch die Herzen und durch die Tempel vollendete, mußte das Ende der Glaubenskämpfe und die Verbrüderung der früher durch dogmatische Kämpfe zerrissenen Menschheit mit Notwendigkeit eintreten.

Die Mängel und Inkonsequenzen der Toleranz des 18. Jahrhunderts liegen auf der Hand.

Zunächst mußte die Toleranzpredigt der Aufklärung an denjenigen spurlos abgleiten, welche dieser Predigt am meisten bedurften. Denn wenn die Toleranz sich auf den zum Prinzip erhobenen Zweifel gründet, so muß sie gerade dadurch den Gläubigen aller Konfessionen verdächtig werden. Den Gläubigen wird ja direkt zu verstehen gegeben, daß sie gar nicht anders können, als intolerant sein. Die Aufklärung kommt also schließlich zu demselben Ergebnis wie die Ketzer richtende Orthodoxie. Sie rechtfertigt wenigstens subjektiv die Inquisition. Denn wenn es wahr ist, daß man den Glauben wegwerfen muß, um tolerant zu sein, so kann man den Kirchen als solchen und ihren überzeugten Anhängern aus der Intoleranz keinen Vorwurf machen. Schon aus diesem Grunde muß ferner die Aufklärung ihrerseits intolerant werden. Wenn

nur die absolute Skepsis zur Duldung führt, so ist jede religiöse Ueberzeugung, jeder positive Glaube eine öffentliche Gefahr, die ihrerseits nicht zu dulden ist, und der gegen jeden Irrtum nachsichtige Philosoph muß dem Glauben gegenüber zum Verfolger werden.

Die Kirchenpolitik der Revolution hat die Richtigkeit dieses Schlusses bewiesen.

Als die französische Nationalversammlung durch Dekret vom 29. November 1791 alle eidweigernden Priester der Pensionen beraubte, welche ihnen seit ihrer Absetzung gewährt waren, und sie insgesamt für „verdächtig" erklärte, wurde dem König von angesehenen Männern der Hauptstadt eine Bittschrift übergeben, welche ihn veranlassen wollte, sein Veto gegen jenes Dekret einzulegen. Dieses Schriftstück rügt den Widerspruch zwischen Maßregeln religiöser Verfolgung, wie das Novemberdekret, und dem Prinzip der Glaubensfreiheit, dessen Aufstellung der höchste Ehrentitel der Revolution sei. „Soll denn," so heißt es in der Bittschrift, „ein ganzes Jahrhundert der Philosophie nur dazu gedient haben, um zur Unduldsamkeit des 16. Jahrhunderts zurückzuführen, und das auf der Straße der Freiheit?" Offenbar beruht diese Verwunderung auf einer Illusion über die Natur derjenigen Toleranz, welche die Aufklärung lehrte und die Revolution durchführen wollte. Nicht die Freiheit religiöser Ueberzeugung, sondern die Vernichtung derselben durch den Sieg der absoluten Skepsis war das Ziel Voltaires. Daher konnte die Revolution den Widerspruch des religiösen Gewissens gegen den allmächtigen Staatswillen weder begreifen noch zulassen, so wenig wie der Despotismus Ludwigs XIV. In gleicher Weise wird die zum Prinzip erhobene religiöse Negation überall und allezeit zur Mißachtung des Gewissens und zum Kultus der Staatsallmacht führen.

Auch die Naturreligion kann trotz ihres Programms der allgemeinen Bruderliebe zur wahren Toleranz nicht gelangen. Je überzeugter sie von ihrer eigenen Vortrefflichkeit, Allgenugsamkeit und von ihrer einleuchtenden Vernünftigkeit ist, um so unvernünftiger und gehässiger muß ihr der Widerspruch derjenigen Vertreter der alten Religionen erscheinen, welche ihre „veralteten" Dogmen und Einrichtungen festhalten und den Anbruch des neuen Welttags hindern wollen. Nur auf den Trümmern der alten Kirchen kann der Tempel der neuen Humanitätsreligion auferbaut werden. Die Naturreligion führt daher wie die Skepsis nicht zu einer Versöhnung der Religionen, sondern zum Kampf gegen alle Religionen. Sie treibt Propaganda wie jede geschichtliche Religion und ist um so intoleranter, je siegesgewisser sie sich fühlt.

Unser Jahrhundert hat mit einem scharfen Gegensatz gegen die Aufklärung seinen Anfang genommen. Die durch die Romantik hervorgerufene Bewegung auf das Historische in Recht, Kunst und Glauben fand unter dem furchtbaren Druck der Weltkriege, in der Zeit der schweren Not ihre religiöse Vertiefung. Da zog es das Volk zu den alten, von der Aufklärung verworfenen Heiligtümern. Nicht in den frostigen Hallen des Vernunfttempels, sondern in der bunten Dämmerung gotischer Kirchen hatte die Volksseele Trost und Beruhigung, Ergebung und mutige Entschlüsse gefunden. Bibel und Gesangbuch nahmen wieder die Stelle im Hause ein, aus welcher sie die Litteratur der Aufklärung verdrängt hatte.

Wir würdigen diesen Umschwung der Volksstimmung am ehesten, wenn wir nicht auf die Urheber der religiösen Erweckung, sondern auf Männer blicken, welche ihrer ganzen Lebensrichtung nach den eigentlich frommen Kreisen fern standen. Goethes Abhandlung „Israel in der Wüste", welche um die Wende des Jahrhunderts abgefaßt wurde und 1820 in den Anmerkungen zum westöstlichen Divan erschien, erkennt in dem Kampf zwischen Glauben und Unglauben das „eigentlichste und tiefste Thema der Weltgeschichte". Sie findet die Zeiten, in welchen der Glaube herrscht, „glänzend, herzerhebend, fruchtbar für Mit- und Nachwelt" und wendet sich mit Widerwillen von den „unfruchtbaren Perioden, in welchen der Unglaube vorübergehend einen kümmerlichen Sieg behauptet". Gewiß darf man hier das Wort „Glaube" nicht im Sinne eines kirchlichen Bekenntnisses verstehen. Aber wie abstrakt und allgemein man dasselbe auch

fassen mag, jedenfalls will der Dichter nicht Voltairesche Skepsis, sondern religiöse Gewißheit, zuversichtliches und energisches Ergreifen eines religiösen Ideals als dasjenige preisen, was den Völkern frommt. Und diese Anschauung ist bei Goethe in späteren Jahren immer klarer und bestimmter geworden. Er, der sich früher einen „dezidierten Nichtchristen" genannt hatte, der der Taufe von Schillers Sohn nicht beiwohnen mochte, „weil ihn solche Zeremonien gar zu sehr verstimmten", bekennt gegen das Ende seines Lebens: „Mag die geistige Kultur nur immer fortschreiten, mögen die Naturwissenschaften in immer breiterer Ausdehnung und Tiefe wachsen und der menschliche Geist sich erweitern wie er will, über die Hoheit und sittliche Kultur des Christentums, wie es in den Evangelien schimmert und leuchtet, wird er nicht hinauskommen." Solche Anschauung läßt wohl Zweifel zu an der geschichtlichen Ausgestaltung dieses oder jenes Dogmas, nicht aber an dem ewigen Wert, der Allgenugsamkeit und dem weltgeschichtlichen Beruf des Christentums. Der echte Ring, der nach Nathans Ansicht nicht mehr zu ermitteln war, hatte sich in der Zeit der großen Prüfung dem deutschen Volke bewährt.

Mit dem Erwachen des historischen Verständnisses war die Naturreligion so gut wie das Naturrecht gerichtet. Man erkannte, daß das angebliche Gemeingut des gesunden Menschenverstandes nichts anderes war als ein Rest der religiösen Tradition, daß die Meinung, die Dogmen der Naturreligion seien von aller Offenbarung unabhängig, eine Illusion war. Nathans rhetorische Frage:

Sind Christ und Jude eher Christ und Jude
Als Mensch?

wird nach der historischen Anschauung unseres Jahrhunderts zu bejahen sein. In der Entwickelung des einzelnen wie der Völker ist das Besondere, Konkrete früher als das Abstrakte und Allgemeine. Das reine Humanitätsideal existiert überhaupt nur in den geschichtlich gegebenen Gestaltungen des religiösen Lebens und soll nicht gegen diese, sondern in ihnen zur Vollendung gebracht werden. Wer wie Goethe nach reiner, voller Ausgestaltung des Menschlichen strebt, muß wie er zu der Ehrfurcht vor der Tradition gelangen, die sich in den Worten ausspricht:

Ein frischer Quell, in dem ich bade,
Heißt Ueberlieferung, heißt Gnade.

Die große Restauration im Beginne unseres Jahrhunderts hat den Beweis geliefert, daß keineswegs mit der Lebendigkeit und Energie des religiösen Lebens auch die Intoleranz wachsen muß. Dieselbe Epoche, in welcher die deutschen Protestanten mit feuriger Begeisterung die Jubelfeier der Reformation begingen, sah die Wiederherstellung des Kirchenstaats durch die europäischen Mächte, die Emanzipation der Katholiken in England und die romantische Schule in Deutschland. Das katholische Deutschland, welches seit der Reformation ein Sonderleben geführt hatte, abgetrennt von dem Strome der nationalen Kultur, trat in diesem Momente wieder ein in die wissenschaftliche und litterarische Bewegung der Nation. Goethe reichte den Boisserées die Hand und vertiefte sich mit ihnen in das bewundernde Studium mittelalterlicher Kunst. Er, dessen italienische Reise mit Gleichgültigkeit oder Spott an dem katholischen Kultus vorübergeht, kann jetzt in der bezaubernden Schrift über das Rochusfest zu Bingen mit Sympathie und Wohlwollen in das katholische Volksleben eingehen.

Die poetischen Stimmungen der romantischen Periode berühren uns heute wie Klänge aus einer fremden Welt. Aber die Grundanschauung der Romantik, der Respekt vor der Geschichte, ihr gesunder Realismus ist noch heute die Grundlage aller fortschreitenden Entwickelung in Wissenschaft und Leben. Daher sind die Versuche des selbstzufriedenen, die Geschichte meisternden Menschengeistes, eine bequeme Allerweltsreligion aus sich zu produzieren, heutzutage bei allen Gebildeten, Gläubigen wie Ungläubigen, in Mißkredit. Unser Jahrhundert kennt keine Naturreligion. Es gibt sich nicht der Illusion hin, wenn die historischen Formen der Religion untergehen sollten,

an deren Stelle eine reinere, höhere Menschheitsreligion setzen zu können. Wer heutzutage gegen die geschichtlichen Religionen kämpft, greift die Religion überhaupt an und hält das allmähliche Verschwinden derselben für eine unvermeidliche Folge der wachsenden allgemeinen Kultur. Gewiß würde ein vollständiger Sieg des Indifferentismus die einfachste Erledigung der Toleranzfrage sein. Nur wäre zu fürchten, daß die völlige Vernichtung aller religiösen Ideale eine Entfesselung der Selbstsucht herbeiführen würde, welche noch viel größere Gefahren für den öffentlichen Frieden in sich schlösse als die religiösen Gegensätze. Aber selbst der persönlich religionslose Beobachter unseres Volkslebens wird nicht der Ansicht sein, daß diese Lösung der Toleranzfrage in naher Aussicht stehe. Sobald eine religiöse Frage Katholiken und Protestanten ergreift, erheben sich auf beiden Seiten nicht nur die regelmäßigen Kirchgänger, sondern alles Volk teilt sich, gruppiert sich nach religiösen Gesichtspunkten. Kein Zweifel, das Christentum ist noch heute die Religion des deutschen Volks. Da aber Katholiken und Protestanten das Christentum nur in der Form ihrer Konfession festhalten können, so muß der Gegensatz dieser Konfessionen ein dauernder sein, und es besteht keine Aussicht, denselben, wie das 18. Jahrhundert durch die Naturreligion anstrebte, in einer höheren Einheit zu überwinden. Niemals ist dieser Gegensatz schärfer gewesen als in unsern Tagen. Die katholische Kirche hat ihr Autoritätsprinzip bis zu einem Grade ausgebildet, welcher keiner Steigerung mehr fähig ist, während innerhalb des Protestantismus die Ungebundenheit der religiösen Subjektivität in einer Weise zugenommen hat, welche die Reformatoren mit Entsetzen erfüllt haben würde. Die Katholiken sehen in dieser Entwickelung die Selbstauflösung des Protestantismus, einen Beweis für die Unentbehrlichkeit der Autorität in Religionssachen, eine Aufforderung zu rühriger Propaganda. Daher die Versuche, die erhebendste und ruhmvollste Periode der neuen Geschichte zu fälschen, die Reformation in ihrem Ursprunge und ihren Führern herabzuwürdigen und dadurch dem deutschen Volke den Ruf zur Umkehr annehmbar zu machen.

In politischer Beziehung hat dieser verschärfte Gegensatz beider Konfessionen seinen Ausdruck gefunden in der Bildung der Zentrumsfraktion und dem Kulturkampf.

Gleichzeitig mit der Gründung des Reiches wurde der Versuch gemacht, eine katholische Opposition gegen die Reichspolitik zu organisieren und dadurch die letztere in ähnlicher Weise zu lähmen, wie dies im alten Reichstag durch die „itio in partes“ geschehen war. Die Bildung der Zentrumsfraktion beruhte auf der Vorstellung, daß das neue Reich eine Gefahr für den Katholizismus sei. Nichts konnte ihr willkommener sein als der Kulturkampf, der die Richtigkeit jener Voraussetzung in den Augen des katholischen Volks erhärtete. Wir sind desselben heute so gründlich müde, daß selbst den Namen zu nennen, einige Ueberwindung kostet. Und doch können die begangenen Fehler nicht oft genug aufgedeckt werden, damit sie womöglich nicht sobald wiederholt werden.

Die gewaltigen Ereignisse des Jahres 1870 hatten einem staatlosen Volke einen Staat gegeben, und es ist begreiflich, daß der mächtige Eindruck dieser Umwandelung eine Ueberspannung des Staatsgedankens, eine Ueberschätzung staatlicher Macht zur Folge hatte. In dem Augenblick, wo der Katholizismus den äußersten Grad von Zentralisation und die höchste Konzentration seiner Kraft erreicht hatte, wurde er von dem preußischen Staate mit voller Wucht angegriffen. Die zweifellose Gefahr der durch das Zentrum vertretenen Tendenzen weckte den Wunsch, eine allmähliche Umstimmung der von dem Klerus abhängigen Massen durch eine Umbildung des Klerus im nationalen Sinne vorzubereiten. Dazu wollte der Staat den geistlichen Stand in seine Botmäßigkeit bringen, indem er die Entscheidung über Anstellung und Absetzung der Geistlichen in letzter Instanz für sich ansprach. Ein Teil der nach katholischer Anschauung unzweifelhaft dem Papst zustehenden Disziplinargewalt sollte einem aus preußischen Beamten zusammengesetzten königlichen Gerichtshofe übertragen werden. Wie einst die französische Revolution, in Ueberschätzung ihrer eigenen Macht, die „constitution civile du clergé“ durch-

führen wollte, so glaubte der an die Spitze Deutschlands gestellte preußische Staat mit staatlichen Zwangsmitteln eine Reformation des Katholizismus durchsetzen zu können. Es war ein von vornherein aussichtsloses Unternehmen. Denn, wenn es dem Papsttum im Beginn dieses Jahrhunderts gelungen war, eine mächtige Geistesbewegung innerhalb der Kirche, welche auf eine nationale Form des religiösen Gemeinschaftslebens drängte, zu unterdrücken, so mußte es noch viel leichter sein, einen von außen kommenden, mit rein äußerlichen Mitteln geführten Angriff zurückzuschlagen. Der preußische Staat mußte denn auch zum erstenmal die Erfahrung machen, daß ein ganzes System von Gesetzen unausgeführt blieb. Nur die Strafbestimmungen und die Gehaltsentziehungen, nur das Aeußerlichste und Gehässigste der ganzen Maigesetzgebung trat in Kraft; alle organischen Bestimmungen, der ganze materielle Inhalt der Gesetze blieb ein Stück Papier. Aber der Kulturkampf hatte die Folge, daß die Intoleranz Triumphe feierte. Der Staat mußte im Kampfe gegen Rom die ererbte Feindschaft des protestantischen Volkes gegen Rom aufrufen. Weite Kreise ergriff das Gefühl, daß römischer Katholizismus und deutsche Reichstreue unvereinbar seien, daß es gelingen müsse, jenen niederzuwerfen, um das Reich zu erhalten. Die unvermeidliche Folge war die Zusammenscharung alles katholischen Volkes unter der Fahne des Zentrums, die Einnahme einer festen Defensivstellung des Katholizismus innerhalb des Reichs, von der aus nicht nur die Angriffe des Staats siegreich zurückgeschlagen, sondern auch erfolgreiche Ausfälle gegen die Reichspolitik unternommen wurden.

Der Sieg der Zentrumspartei mußte natürlich wieder die konfessionellen Leidenschaften innerhalb des Protestantismus gewaltig aufregen, und daher folgte auf den Friedensschluß zwischen Preußen und Rom die Gründung des evangelischen Bundes.

Wenn die bloße Existenz der Zentrumspartei eine Gefahr für das Reich genannt werden muß, weil sie den inneren Gegensatz, welcher dasselbe durchzieht, organisiert und nach Möglichkeit verschärft, so kann dieser Vorwurf dem evangelischen Bunde ebensowenig erspart werden. In dem Aufruf zur Gründung desselben wird als die Aufgabe bezeichnet, „in die weitesten Kreise hinein die Ueberzeugung zu tragen, daß, wie auf der Reformation Deutschlands gegenwärtige Kraft und Größe beruht, so auch seine Zukunft von dem schließlichen vollen Siege des Evangeliums abhängt." Und an einer andern Stelle desselben Aufrufs werden alle zum Beitritt aufgefordert, „die von der Ueberzeugung durchdrungen sind, daß allein der endliche Sieg der evangelischen Wahrheit unser Volk zur Erfüllung seines weltgeschichtlichen Berufs auch fernerhin befähigen kann". Es wird also offen ausgesprochen, daß der Katholizismus im deutschen Reich mit Stumpf und Stiel ausgerottet werden muß, wenn Deutschland einer glücklichen Zukunft entgegengehen soll. Kein Wunder, wenn auf die geräuschvolle Agitation des evangelischen Bundes dann wieder in Trier eine Katholikenversammlung folgte, welche in der Maßlosigkeit hierarchischer Ansprüche das Aeußerste leistete.

So scheint die große Frage der Toleranz in unserer Zeit und in unserm Volke weiter denn je von ihrer Lösung entfernt zu sein. Und doch sind in unserem Jahrhundert die Grundlagen gelegt, auf welchen sich mit der Zeit durch die Natur der Verhältnisse eine gesunde Toleranz entwickeln muß. Die Toleranz ist nicht eine philosophische Anschauung, sondern eine praktische Tugend. Sie kann nicht durch Deduktionen oktroyiert, sondern nur durch Uebung gewonnen werden. Der preußische Staat ist immer, wenn er sich der Erfüllung seines weltgeschichtlichen Berufs näherte, in den großen entscheidenden Momenten seiner Geschichte auf die Toleranz als eine Frage seiner Existenz hingewiesen worden. Friedrich der Große brachte ihm das katholische Schlesien und Polen, und der durch die Freiheitskriege neugebildete Staat sah sich vor der Aufgabe, die alte Pfaffengasse des Reichs seinem Organismus einzuverleiben. Heute aber stehen wir vor der Thatsache, daß das neue Reich aufgebaut ist auf dem Grunde der Toleranz. In dem neuen Hause, welches uns das Jahr 1870 erbaut hat, müssen

wohl oder übel Katholiken und Protestanten in Frieden zusammenwohnen, wenn sie nicht dieses Haus selbst niederreißen wollen. Nur unpatriotischer Pessimismus kann daher an dem schließlichen Durchbruch der Toleranz verzweifeln.

Es ist zwar in der Litteratur des Kulturkampfes namentlich von gelehrter Seite vielfach darauf hingewiesen worden, daß der Katholizismus seiner Natur nach intolerant und durch seine fundamentalen Prinzipien gehindert sei, die Berechtigung des Protestantismus anzuerkennen. Haarsträubende Zitate aus päpstlichen Bullen, aus den Schriften römischer Theologen und Kanonisten dienen als Belege dieses Satzes. Aber die deutsche Politik hat nicht mit den offiziellen Theorien der Kirche, sondern mit den thatsächlich vorhandenen Gesinnungen der deutschen Katholiken zu rechnen. Wären beide identisch, so würde man dazu kommen müssen, entweder die Vernichtung des Katholizismus anzustreben, oder die Gründung des Reiches als einen Mißgriff zu beklagen. Aber die Thatsachen der Geschichte sind mächtiger als jene Theorien. Katholische und protestantische Reichsstände haben den Westfälischen Frieden gehalten trotz des Widerspruches der Kurie gegen die Toleranzbestimmungen desselben. Heute wird von den schroffsten Klerikalen wohl die schrankenlose Macht der Kirche über Glauben und Denken der Katholiken beansprucht, nicht aber die Wiederherstellung des kirchlichen Ketzerrechts angestrebt. Das immer wiederholte Verweisen auf die Unversöhnlichkeit zwischen dem katholischen Prinzipe und den Einrichtungen des modernen Staats kann nur dazu dienen, die protestantische Intoleranz anzustacheln, welche immer bereit ist, den Katholizismus als Antichristentum zu perhorreszieren und den Frieden mit demselben für unmöglich zu erklären.

Beide Konfessionen müssen in der politischen Gemeinschaft Duldung und Schonung lernen. Sie müssen vor allem den Besitzstand ehren und innerhalb des Reiches auf Propaganda verzichten. Es ist ja klar, daß eine gründliche Aenderung der bestehenden Besitzverhältnisse nur durch eine große Umwälzung bewirkt werden könnte, welche kein Mensch herbeiführen kann. Was frommt es da, gelegentlich im Trüben zu fischen und bei Eingehung gemischter Ehen, im Unterricht oder in der Krankenpflege hier und da einen kleinen Profit zu machen. Die katholische Kirche muß sich sagen, daß eine Bekehrung im großen innerhalb Deutschlands schlechterdings undenkbar ist, und die Protestanten werden begreifen, daß es widersinnig ist, im deutschen Reiche, von dessen Bevölkerung ein Drittel katholisch ist, den alten Toryruf „no popery" erschallen zu lassen. Die Katholikenversammlungen und der evangelische Bund sind nur Nachwehen des Kulturkampfes. Die große Lehre desselben aber ist, daß jeder Mißbrauch der protestantischen Majorität zur Bekämpfung des Katholizismus die Grundlagen der Macht und Einheit unseres Vaterlandes gefährdet. Die Protestanten müssen sich gewöhnen, auch dasjenige, was ihnen an den katholischen Mitbürgern unchristlich, absurd und staatsgefährlich erscheint, mit Gleichmut zu ertragen. Wer überhaupt auf beiden Seiten für die christliche Religiosität unseres Volkslebens eintreten will, muß sich bei der Thatsache beruhigen, daß die Doppelgestalt derselben nach menschlichem Ermessen unverändert bleiben wird.

Sehr wesentlich für die Uebung in der Toleranz ist die Gemeinschaft politischer und sozialer Arbeit für allgemeine nationale Interessen. Nichts ist daher beklagenswerter, als wenn, wie die jüngste Katholikenversammlung wieder proklamiert hat, auch die sozialpolitische Thätigkeit ausschließlich für die Kirche in Anspruch genommen wird. Das Schreien der Ultramontanen gegen die Staatsomnipotenz entspringt ja nur der Neigung, den Staat in mittelalterlich-scholastischer Weise als das Reich des Fleisches, als eine Institution äußeren Zwanges ohne eigene sittliche Ideen hinzustellen, weil dieser entsittlichte Staat die Impulse seines Handelns nur bei der Kirche suchen kann. Jede Steigerung der ethischen Aufgaben und Ideale des Staatslebens ist eine Bekämpfung der Intoleranz. Der Staat ist ja nicht, wie ihn die Ultramontanen immer hinstellen möchten, ein großes Ungeheuer, welches die Kräfte des Volkes aussaugt und

dasselbe seine Faust fühlen läßt, sondern er ist nichts anderes als das Volk selbst, nur nicht als Masse, sondern organisiert und in dieser Organisation handelnd. Die Betonung dieser Organisation, die Ausdehnung staatlichen Wirkens in der Fürsorge für materielle und sittliche Interessen, kurz alles das, was als „Staatssozialismus“ und „Staatsomnipotenz“ perhorresziert wird, ist um so unerläßlicher, je mehr die religiösen Gegensätze auseinanderreißen. Denn nur im staatlichen Handeln wird sich das Volk seiner Einheit bewußt. Aber auch außerhalb der politischen Organisation muß jede gemeinsame Arbeit, zu welcher materielle oder sittliche Notstände auffordern, ein Band des Verständnisses und der Sympathie um die getrennten Konfessionen schlingen. Zahlreiche gemeinnützige Vereine wirken in diesem Sinne. Jedes erkannte allgemeine Bedürfnis predigt und wirkt Toleranz. Es kommt nur darauf an, daß dieser naturgemäßen Entwickelung nicht absichtlich entgegengearbeitet werde.

Das religiöse Leben muß bei gesunder Entwickelung die Antriebe zur Toleranz in sich selber finden. Der Gläubige muß im Interesse des Glaubensprinzips fordern, daß die Wahrheit nur mit dem Gewissen erfaßt und niemand aufgedrungen werde. Die Wahrheit der Religion kann nie bewiesen werden. Ihr Eindruck ist ein unmittelbarer wie der der Schönheit. Daher gleicht der Glaube nicht dem Erkennen des Forschers, sondern dem Anschauen des Künstlers. Er kann nicht oktroyiert werden. In einer Zeit, wo jede religiöse Weltanschauung sich in stetem Kampfe zu behaupten hat, kann Milde in der Beurteilung fremder Ueberzeugungen nicht schwer sein. Das Streben nach Wahrheit, auch wo es im Irrtum verstrickt ist, muß dem wahrhaft religiös Gesinnten so ehrwürdig sein wie Lessing, wenn er auch nicht wie dieser das Suchen über das Finden, den Zweifel über die Gewißheit stellt.

Das achtzehnte Jahrhundert wollte durch die Aufklärung eine Ueberwindung der religiösen Verschiedenheiten, eine Verbrüderung der Menschheit herbeiführen. Unsere Zeit faßt die Aufgabe enger und bescheidener. Sie erstrebt nicht die Verbrüderung der Menschheit, sondern die Duldung innerhalb eines Volkes. Die Toleranz ist uns eine nationale Aufgabe. In ihrer politischen Notwendigkeit liegt die Bürgschaft des schließlichen Sieges. Denn so gewiß wir dessen sind, daß das Deutsche Reich notwendig war und bleiben muß, so sicher können wir darauf rechnen, daß dasselbe die Hindernisse seiner Entwickelung, welche aus dem Gegensatz der Konfessionen stammen, überwinden wird. Wenn aber die Aufgabe in ihrer nationalen Form und Beschränkung gelöst wird, so muß dadurch auch das Ideal der Humanität, um welches Aufklärung und Naturreligion sich vergeblich bemüht haben, seiner Verwirklichung näher gebracht werden.

Nachschrift der Redaktion: In diesen sehr beachtenswerten Ausführungen scheint uns einiges stärkerer Betonung zu bedürfen. Der unparteiischen Betrachtung des Herrn Verfassers entgeht es nicht, daß die Toleranz eine Frucht ist, welche nur auf dem Boden des evangelischen Glaubens freiwillig gedeiht, dem Katholizismus aber abgezwungen werden muß. Daraus ergibt sich ohne weiteres, daß die Aufrechterhaltung des evangelischen Besitzstandes in Deutschland das einzige Mittel ist, um den Frieden zwischen den beiden christlichen Bekenntnissen zu sichern. Augenblicklich liegen nun die Verhältnisse so, daß sich die evangelische Kirche (wenigstens Preußens) in wichtigen Lebensbedingungen gehemmt sieht. Sie hat Verfehlungen an ihren eigenen Gliedern wieder gut zu machen; sie hat sich den völlig veränderten sozialen Verhältnissen anzupassen; sie hat auch wenigstens so viel Freiheit zu erwerben, daß sie die Leugner ihrer Grundwahrheiten, also ihrer Existenzberechtigung, nicht als ihre amtlichen Vertreter anzunehmen braucht. Mißlingt ihr die Erfüllung dieser Aufgabe, so wird die Folge sein, daß ihre Mitbewerberin, deren propagandistische Thätigkeit in Deutschland nicht abgeleugnet werden kann, auch der Zahl nach zunimmt, wie sie

ihr an Ehre und Freiheit schon jetzt überlegen ist. Jede Zahlenverschiebung zu gunsten der grundsätzlich intoleranten, nur unter zwingenden Verhältnissen duldsam auftretenden römischen Kirche vermindert die Möglichkeit eines friedlichen Zusammenwirkens der beiden christlichen Bekenntnisse. Wer also auch nur eine kleine Hilfe leistet für das Gedeihen und den Bestand der evangelischen Kirche, der handelt patriotisch. Und in dieser Beziehung wollen wir weder das Scherflein, das dem „Gustav-Adolf-Verein" oder dem „Gotteskasten" gespendet wird, noch die brüderliche Mahnung an einen in gemischter Ehe lebenden Glaubensgenossen gering achten. Das Schimpfen und beleidigende Poltern gegen Andersgläubige um ihres Glaubens willen haben wir als unevangelisch zu betrachten, während wir, sollte sie für Ehre und Bestand unsrer evangelischen Kirche nötig sein, selbst die Verteidigung mit der Waffe weder für unchristlich, noch für intolerant, noch für unpatriotisch ansehen können. Das deutsche Reich muß zu zwei Dritteln aus Evangelischen bestehen, oder das deutsche Reich, unsre Kirche und die Toleranz werden überhaupt nicht bestehen.

Sollte diese unsre Ansicht von den hier nicht ausgesprochenen Anschauungen des Herrn Verfassers abweichen, so wissen wir uns doch in der Hauptsache mit ihm völlig eins und sind ihm für manches treffende zeitgemäße Mahnwort dankbar.

Ein Vertrag.*)

Roman

von

Siegfried vom Hook.

Nachrichten aus Pfeifersheim.

In früheren Zeiten war Pfeifersheim ein fürstliches Lustschlößchen gewesen in der Nähe einer nachmals königlichen Residenzstadt mit lebhaftem Fremdenverkehr. Eingeweihte gaben dem angenehmen Landsitz später jenen Namen. Das Gebäude im Geschmack der Spätrenaissance bildete drei Flügel, hatte einen geräumigen Söller, von wildem Wein umrankt, und war gekrönt mit einem turmartigen Observatorium. Es lag in einem von hoher Ringmauer umschlossenen, ausgedehnten Garten mit Blumenrondells, schattigen Bosketts, lauschigen Plätzchen und Laubgängen, Hügeln, Springbrunnen und einem unter Röhricht und Schilf halbversteckten Teich, belebt von Schwimmvögeln. Schwere eiserne Thorflügel gestatteten den Zugang zum Hause. Hier bot in einem Winkel der Umfassungsmauer ein von alten Akazien beschatteter Brunnen den nötigen Wasserbedarf dar.

Unter den zahlreichen Räumen im Innern des weitläufigen Gebäudes gab es ein elliptisch geformtes, behagliches „Schäferstübchen", das seiner mit Schäferidyllen geschmückten Tapete diese Bezeichnung verdankte. Den Stolz des Hauses bildete ein sehr geräumiger Musiksaal, ausgezeichnet durch schöne griechische Larven in den vergoldeten Nischen einer tiefen Hohlkehle, welche der Decke das Aussehen eines Halbgewölbes verlieh. Büsten deutscher Musiker schauten von den Wänden herab auf geschnitzte Möbel, Musikinstrumente und Notenpulte. Ein Kamin vollendete die Ausstattung, welche, frei von schweren Stoffen, die trefflichen Klangverhältnisse des Saales nicht beeinträchtigte.

Die Gesellschaft, welche Pfeifersheim zur Zeit bewohnte, war eben vollzählig am Kamin versammelt und in ernster Beratung begriffen. Das flackernde Kaminfeuer milderte die Kühle des herbstlichen Tages. Es beleuchtete drei junge Herren und ihre Pflegemutter, die, auf Sesseln ruhend, einen Halbkreis bildeten. Am Kaminsims lehnte Herr Pfeifer, der Hausvater. Er hielt in der rechten Hand einen entfalteten Brief.

„Wir beide sind schlüssig geworden," sagte er mit einem freundlichen Blick auf

---

*) Wir glauben diesen Roman der Beachtung unserer Leser besonders empfehlen zu dürfen.
Die Redaktion.

seine Gattin, welche das würdige Haupt bestätigend neigte. „Aber die Umstände sind ja so ungewöhnlicher Art, daß es uns geboten erschien, die Meinung unserer lieben Pflegesöhne darüber kennen zu lernen.“

„Vielleicht mag sein, daß wir genießen viel Vergnügen von einem solchen Gentleman,“ bemerkte Francis mit englischem Accent und warf Holzscheite in die Flammen.

„Er wird doch nicht gar tobsüchtig sein oder unsere Gemütlichkeit durch Ausbrüche seines Nervenleidens stören?“ fragte Kurd besorgt, indem er nach seiner Gewohnheit das rechte Ohrläppchen mit den Fingerspitzen rieb.

Herr Pfeifer ließ sich auf einen Sessel nieder, brachte den Brief in die Kaminbeleuchtung und las die folgenden Sätze daraus vor:

„Ueber die Unschädlichkeit seiner Geistestrübung, geehrter Herr, vermag ich Sie völlig zu beruhigen. Aus gelegentlichen Bemerkungen der Mutter, einer feinfühlenden Frau von aristokratischer Geburt und Gesinnung, konnte ich schließen, daß die Erziehung ihres Sohnes von verhängnisvollen Fehlgriffen nicht frei geblieben sei. Besonders hat man der seltsamen Hinneigung meines interessanten Patienten zu vorzeitigen philosophischen Grübeleien nicht gewehrt, als er noch mit so schwerer Kost verschont werden mußte. Sein seliger Vater war mit Johann Gottlieb Fichte befreundet, als dieser Philosoph in Zürich lebte, der Vaterstadt meines Patienten. Herr Hinrich Freisinger las nun manche Fichtesche Schriften, die er in seines Vaters Bücherei entdeckte. In einer dieser Schriften meint Fichte, nach den Forderungen der praktischen Vernunft müsse Gott sich jedem einzelnen Menschen durch sinnfällige Offenbarungen als moralischer Weltregent erweisen, wenn der Fall eintreten könne, daß in einem allgemeinen sittlichen Ruin der Menschheit alle moralischen Begriffe verloren gingen. Herr Hinrich hat sich nun eingebildet, dieser Fall sei wirklich eingetreten, die Menschheit leide, wie er sich ausdrückt, an einer allgemeinen Seelenschwindsucht. Er behauptet hartnäckig, Offenbarungen des moralischen Weltregenten empfangen zu haben in den absonderlichsten Visionen. Was diese ihm aber recht eigentlich bedeuten wollen, das könne ihm nur die Gesamtwissenschaft eines Theologen, Philosophen und seelenkundigen Arztes erklären. Alle Versuche, ihn zu gesunderen Anschauungen zurückzuführen, regten ihn so bedenklich auf, daß ich bald beschloß, aus Schonung davon abzustehen.

„Aus meiner Zurückhaltung zog er aber den irrigen Schluß, als habe er mich durch sein Beweisverfahren vollends überwunden und mundtot gemacht. Seine grundehrliche, oft reichlich naive Offenheit hat mir diese seine Ansicht auch keineswegs verhehlt. Und um gefährliche Erregungen zu vermeiden, lasse ich ihn bei seiner Ansicht.

„Wie ich weiter oben bemerkte, setzen wir, Frau Freisinger und ich, so auch der kranke Sohn unsere letzte Hoffnung darauf, die gesuchte Hilfe endlich in dem Zauber zu finden, mit welchem die *schöne Kunst* schon manches Problem gelöst hat, an dem alle aufgewendeten Mittel der Seelenheilkunde scheiterten. Herr Hinrich Freisinger sieht selbst die Notwendigkeit ein, zur Einleitung seiner Zukunft sich für einen Beruf vorzubereiten. Seine wohllautende Baritonstimme, die mir freilich der Entwickelung durch die Zucht der Schule noch sehr zu bedürfen scheint, hat ihn auf den Gedanken gebracht, Sänger zu werden. Und vermöge der Starrheit seines Charakters hält er nun an diesem Vorsatz so fest, daß ich die bedauerlichsten Folgen befürchte, wenn nicht wenigstens der Versuch gemacht wird, ihn zum Sänger auszubilden. Ich kann nur meine Ueberzeugung wiederholen, daß ich keinen Aufenthaltsort zu entdecken vermöchte, der für die Zukunft meines Pflegebefohlenen so entscheidend zu werden verspräche als Ihr Haus, geehrter Herr. Eine Aufnahme des sonderbaren Hausgenossen ist ja freilich mit Schwierigkeiten verknüpft, wie weder ich noch die bekümmerte Mutter verkennen. Aber nicht nur an dem ungewöhnlich begabten jungen Manne, sondern auch besonders an Frau Freisinger würden Sie ein Werk der Barmherzigkeit üben, wenn Sie und Ihre hochgeschätzte Frau Gemahlin sich entschließen könnten, dem leidenden, aber keineswegs unliebenswürdigen Sohn Ihr Haus und Herz zu öffnen.“

„Aus diesem Bericht des Arztes geht also soviel hervor, mein lieber Kurd,“ fügte der Hausvater hinzu, „daß der Charakter des jungen Hinrich Freisinger uns keinen Grund zu Besorgnissen für die Ruhe und Gemütlichkeit unseres Zusammenlebens geben könnte.“

„Nun Henning, was meinen Sie,“ wandte sich jetzt die Hausmutter an den schlanken, blonden Jüngling, der bisher mit dem Schüreisen in den knisternden Kohlen des Kamins gestochert und beharrlich geschwiegen hatte, „was meinen Sie, ist es nicht unsere Pflicht, anderen hilfreich und nützlich zu werden?“

„Natürlich, wenn es unsere Pflicht ist, müssen wir es thun,“ erwiderte Henning. „Nach dem Briefe des Arztes aber scheint es mir nicht leicht, den Querkopf wieder zurechtzurücken.“

„Wenn ihr uns dabei behilflich sein wolltet,“ bemerkte Herr Pfeifer mit einem Blick auf die drei jungen Leute, „so würde der gewünschte Erfolg an Wahrscheinlichkeit gewinnen.“

„Wir?“ fragten die Angeredeten wie aus einem Munde.

„Indem ihr ihm liebevoll begegnet, seine Schwächen schont und ihm euch nicht entzieht, wenn er euren Verkehr sucht,“ erklärte die Hausmutter.

„Ich werde ihn zum Gegenstand psychologischer Studien machen,“ sagte Henning, wandte der Hausmutter sein geistvolles Antlitz mit leuchtendem Ausdruck zu — und lachte. Auch Kurd und Francis lachten.

„Meinst du, Henning,“ fragte Kurd, „er werde sich das gefallen lassen?“

„Oder es werde ihn gesund machen, von Ihnen gebraucht zu sein für wissenschaftliches Studium?“ ergänzte Francis.

„Warum sollte ich meine Kenntnisse nicht zu bereichern suchen?“ gab Henning zurück. „Und wenn ich versuchen soll, ihm an meinem Teil mitzuhelfen, muß ich doch vorher wissen, wo es ihm fehlt und wie ihm zu helfen sei?“

„Henning betrachtet die Dinge zu gern unter dem Gesichtspunkt ihres persönlichen Wertes“, mahnte Herr Pfeifer. „Doch mit seiner Absicht, den neuen künftigen Hausgenossen gründlich kennen zu lernen, um günstig auf ihn einwirken zu können, hat er vollkommen das Rechte getroffen. Und da ich auch von euch, Kurd und Francis, ähnliches erwarten kann, wollen wir den Versuch mit Hinrich Freisinger in Gottes Namen wagen. Noch heute werde ich den Arzt in diesem Sinne verständigen.“

So kam es, daß Hinrich Freisinger einige Jahre unter sorgfältiger Leitung in Pfeifersheim zubrachte. An die strenge Zucht geordneter Gesangstudien war er zwar schwer zu gewöhnen. Aber die regelmäßige Beschäftigung und die Genugthuung, welche ihm selbst erwuchs aus der Entwickelung seiner schönen Baritonstimme und der fortschreitenden Einsicht in das Wesen der Kunst, übte auf den in Unordnung geratenen Organismus seines Geistes doch mit der Zeit einen günstigen Einfluß aus. Auch schien es wohlthuend auf sein liebenswertes Gemüt zu wirken, daß seine neuen Pflegeeltern ihm sogleich ihr Herz öffneten. Durch den gegenseitigen Gebrauch des „Du“ entfernten sie jede trennende Schranke, gewöhnten den Leidenden daran, sie als „Vater“ und „Mutter“ zu betrachten und anzureden.

Hinrich faßte auch schnell genug rückhaltloses Vertrauen und suchte dies anfangs dadurch zu beweisen, daß er seinen „Vater“ in das Dogma von der allgemeinen Seelenschwindsucht einweihte und ihm mit Eifer begreiflich zu machen suchte, kein moderner Sterblicher könne sich dem hereingebrochenen sittlichen Ruin der Menschheit entziehen; deshalb müsse alles Ringen und Streben, auf „die Höhe des Daseins“ zu gelangen, als fruchtlose Mühe erachtet werden. Seine anfänglichen Versuche, diesen Philosophen der freien Hand von seinen Mißverständnissen durch Vernunftgründe zu heilen, gab auch Herr Pfeifer bald entmutigt auf, wie es zuvor Hinrichs Arzt gethan hatte.

Nicht so schnell ließ Henning, der an dem neuen Hausgenossen ganz besonders

lebhaften Anteil nahm, sich von ähnlichen Bekehrungsversuchen abschrecken. Sein klarer Kopf, beherrscht von thatkräftigem Willen, vermochte es durchaus nicht zu begreifen, daß Hinrichs Wahnvorstellungen durch überzeugende Beweise nicht zu überwinden sein sollten. Ganze Sommerabende sah man die beiden hohen Jünglingsgestalten im Lichte des Mondes durch die geschlängelten Gartenpfade wandeln. Henning, dessen Stimme im Eifer hell und schreiend zu werden pflegte, reizte den Trotz des Gegners oft zu nicht minder heftigen Entgegnungen auf. Und endlich steigerten sich diese wiederkehrenden Kämpfe zu einer Maßlosigkeit, welche den Hausvater zum ernstlichen Einschreiten nötigte.

Seitdem befleißigte sich Henning im Gedankenaustausch mit Hinrich der Mäßigung. Aber als Herr Pfeifer am frühen Morgen nach seiner väterlichen Unterredung mit Henning in sein Arbeitszimmer, das sogenannte Schäferstübchen, trat, welches mit dem Wohngemach Hennings durch eine Thür verbunden war, fand er auf seinem Schreibtische ein zusammengefaltetes Papier, auf dem von Hennings Hand geschriebene Verse standen. Die Ueberschrift lautete „Erwiderung“ und als Motto war das Axiom des Herzogs de la Roche-Foucauld benutzt:

Das Herz macht den Verstand zum Narren.

Hennings Verse aber, in halb verdrossener, halb launiger Stimmung gedichtet, lauteten so:

Wem bei gewissen Dingen
Das Herz noch ruhig schlägt,
Der zeigt, daß er dasselbe
Am rechten Ort nicht trägt.

Und wer in allen Lagen
Gelassen bleiben kann,
Der hat die „Seelenschwindsucht“,
Und wird kein braver Mann —
„Auf seines Daseins Höhe“
Da langt er nimmer an

Herr Pfeifer pflegte die geistige Regsamkeit der ihm anvertrauten jungen Herren dadurch zu fördern und in gebahnte Geleise zu leiten, daß er den gesunden Neigungen und Eigenschaften ihres Wesens Nahrung bot, welche ihnen selbst schmackhaft war. So hatte sich zwischen ihm und seinem Zimmernachbar Henning ein stiller schriftlicher Gedankenverkehr in Versen über die Ereignisse und Erfahrungen des häuslichen Lebens eingerichtet, von dem nicht weiter gesprochen wurde. Henning pflegte in der geschilderten Weise seine Verse heimlich auf des Hausvaters Schreibtisch zu legen, und dieser erwiderte sie in derselben Weise. Wenn Henning aus den täglichen Unterrichtsstunden des Gymnasiums zurückkehrte, entdeckte er auf seinem Schreibtische stets eine Antwort, welche den angeregten Gegenstand behandelte.

Von feuriger Strebsamkeit beseelt, suchte er seine Kenntnisse auf allen ihm erreichbaren Gebieten des Wissens zu erweitern, alle in seiner reich ausgestatteten Natur schlummernden Gaben zu entwickeln. Angeregt durch Hinrichs musikalische Studien, wünschte Henning auch in das Wesen der ihm ferner gelegenen Tonkunst Einblicke zu gewinnen; und gern verstand sich der Hausvater dazu, ihn in die Geheimnisse des Tonsystems einzuführen. Boten ihm doch die symbolischen Seiten der Tonlehre willkommenen Anlaß, auf menschlich-sittliche Ideale Schlaglichter fallen zu lassen. Henning folgte solchen Fingerzeigen mit feinfühlendem Verständnis. Doch er unterließ es nicht leicht, tadelnde Kritiken seines übereifrigen Betragens oder seiner weniger gelungenen musikalischen Arbeiten mit Rechtfertigungsversuchen in gewohnter Art zu beantworten. In einem solchen Fall fand Herr Pfeifer eines Tages wieder folgende beziehungsvolle Verse:

Schlechte Gänge.

Wenn frei die Jugend sich erkühnet,
Und vorwärts stürmet unbedacht,
Die Zügel sprengt im Uebermute
Und ohne Regel wilde Sprünge macht:

O zürnet nicht, wenn sie nur wieder
Zurück in feste Schranken kehrt,
Und ihrem zügellosen Drange
Durch treues Halten an der Regel wehrt.

Der junge Dichter las darauf bei seiner Nachhausekunft die folgenden Glossen des Hausvaters als Antwort:

Schönes Maß.

Die Jugend — ja, wenn sie nur wieder
Zurück in feste Schranken kehrt,
Und ihrem zügellosen Drange
Durch treues Halten an der Regel wehrt! —

Wer schaute nicht mit stiller Freude
Des Waldbachs tollen Sprüngen zu,
Der, wenn er Schranken hat gefunden,
Zum Meere strömt in majestät'scher Ruh:

Doch wehe wenn mit trunkner Wonne
Des Werdens Lust, des Schaffens Kraft
Sich im Gebraus der Lenzesstürme
Ziellos zersplittert, rettungslos erschlafft. —

Nur edles Maß schafft edle Meister;
Dem lustigen Lenz folgt ernster Herbst:
Im schönen Maß nicht früh geübet,
Glaub's, daß du nie die Meisterschaft ererbst.

Auch an sonstigen Anregungen, wie sie jugendlichen Gemütern willkommen und angemessen sind, fehlte es nicht in Pfeifersheim. Eine häusliche Verfassung mit Ordnungsgesetzen und Anstandsregeln, mäßige Geldstrafen, welche bei Uebertretungen derselben in eine Büchse für Arme und Kranke gelegt werden mußten, eine periodische Hauszeitung, die „Pfeifersheimer Plaudermappe", in welche von jedem Hausgenossen anonyme Beiträge vom sogenannten Redakteur aufgenommen wurden, geistig anregende Geselligkeit, gemeinsame Vorlesungen guter passender Bücher, musikalische Aufführungen, gelegentliche theatralische Darstellungen: all das durchdrungen von der belebenden Wärme christlicher Gesinnung prägte der Häuslichkeit den Stempel deutschen Familienlebens auf und übte auch auf Fremde, namentlich auf englische Landsleute von Francis, starke Anziehung aus.

In der glücklichen Behaglichkeit solcher anregenden Zustände schlossen die vier jugendlichen Bewohner Pfeifersheims sich immer freundschaftlicher aneinander an. Sie förderten sich wechselseitig und genossen auch gern ihre geselligen Erholungen zusammen. Das gedankenvolle Schachspiel zu viert gehörte zu ihren bevorzugten Unterhaltungen.

Hinrich, um mehrere Jahre älter als seine drei Freunde, erwarb sich in hervorragender Weise ihre Zuneigung, gewann aber auch durch sein geradsinniges, fesselndes Wesen und seine stattliche Erscheinung, wohl auch durch seine Sonderbarkeiten die Aufmerksamkeit und Teilnahme der Freunde des Pflegeelternpaares, welche Pfeifersheim mit ihren Besuchen gern begünstigten. —

Doch nach Verlauf einiger Jahre, da die Lehrzeit der jungen Leute ihrem Ende nahte, kam der Tag der Trennung heran. Henning und Kurd beabsichtigten, ihre wissenschaftliche Ausbildung auf einer Hochschule zu vollenden. Francis, der künftige Erbe eines Herzogstitels, hatte sich für die diplomatische Laufbahn bestimmt und wußte eine Stelle im auswärtigen Amt für seinen demnächstigen Eintritt vorsorglich offen gehalten. Und Hinrich war seinem Entschluß treu geblieben, nach erlangter Sicherheit in seinen Gesangstudien, die ihn länger als die Freunde an Pfeifersheim fesselten, Bühnensänger zu werden.

Nun saßen sie zum letztenmal am Schachtisch; Henning spielte die Partie mit Hinrich gegen Francis und Kurd. In der einfachen Ausstattung des Raumes zogen griechische, lateinische Wörterbücher und Autoren, Logarithmen-Tabellen, Landkarten und ägyptologische Werke die Aufmerksamkeit an. Oberhalb der Thür prangte eine in Wasserfarben auf Papier genau nachgebildete Darstellung eines Festzuges, dessen Urbild eine Wand der Pyramide des Chufu oder Cheops aufweist. Auf den Fensterbänken lagen und standen Manuskripte, getrocknete Pflanzen, Mikroskope, Präparate von Fröschen in Spiritusgläsern, eine Schmetterlingsschere mit einer Naphta-Phiole und eine Elektrisiermaschine in buntem Wirrwarr flüchtig zusammengeschichtet. Der Inhaber dieses Wohngemachs war Henning.

Die Schachpartie hatte die vier starr auf die Wechselfälle des Spiels gerichteten jugendlichen Gesichter mit dunkler Glut übergossen. Henning und Francis, außer Thätigkeit gesetzt, verfolgten mit Spannung die Züge der beiden anderen, von denen

sie Erlösung aus dem Bann erwarteten. Hinrich war am Zug. Er hatte viel mehr Figuren verloren als sein Gegner Kurd. Lange blieb er unschlüssig in Nachdenken versunken. Stille herrschte im Raum. Man vernahm nur ab und zu tiefe Atemzüge. Es war ein kritischer Augenblick. Zweimal schon hatte Hinrich seine Königin zu einem Zug ergriffen; zweimal die Hand zweifelnd wieder zurückgezogen. Jetzt verkündete ein hellaufleuchtender Blick seinen schwergefaßten Entschluß.

„Werft das Scheusal in die Wolfsschlucht! — matt wie eine Herbstfliege!“ triumphierte Hinrich, indem er mit seiner Königin Kurds König matt setzte.

„Bravo, Hinrich!“ rief Henning.

Kurd verzog den Mund, rieb sein Ohrläppchen und hatte angeblich den entscheidenden Zug längst befürchtet. Als er diese Behauptung äußerte, warf er die Figuren seines Spiels untereinander.

„Wenn du einst auf den Brettern, welche die Welt bedeuten, auch so glücklich spielst, wie heute auf diesem Schachbrett, werde ich dir zu Ehren einen unbekannten Planeten entdecken und ihn Hinrich Freisinger nennen“ — wandte sich Henning an den selbstzufriedenen Sieger.

„Ich fürchte nur,“ äußerte Kurd mit vollkommener Ruhe, „daß es Ihnen einmal begegnen könnte, den Schleier der Donna Elvira für Ihr Taschentuch zu halten, wie Sie vorher mit Ihrer Schwefelholzbüchse mir Schach bieten wollten.“

„Und wenn Sie auf der Bühne sich besinnen als lange als mit Ihren Schachleuten,“ meinte Francis, „so bin ich sicher, das Planet wird unentdeckt bleiben.“

„Die Hefe schäumt,“ rief Hinrich und setzte Kopf und Schulter in nervös erregte, zuckende Schwingungen. „Euer Spott quirlt hervor aus dem Bodensatz eurer Philisterei. Lernt endlich ein Ding wie unser Spiel sachlich ansehen — nicht alles mit persönlichem Ellenmaß messen. Kleinlicher Aerger über meinen Sieg ist es, was eure Reden ausdünsten.“

„Nun ja!“ gestand Kurd, „es ist mir fatal, daß unsere Trennung es mir versagt, Revanche zu nehmen!“

„Die sollen Sie haben beim ersten Wiedersehen,“ versicherte Hinrich und räusperte sich anhaltend mit heftigerem Geräusch, als nötig schien.

„Wie und wo sollten wir uns, wie wir hier beisammen sind, jemals im Leben wieder begegnen?“ fragte Kurd zurück.

„Für solchen Zweck,“ erklärte Henning, „wüßte ich wohl eine passende Veranlassung. Ich meine Hinrichs erste öffentliche Leistung als Bühnensänger.“

Der Vorschlag erregte mancherlei Bedenken. In Aussicht nehmen könne man ja allenfalls ein Zusammentreffen bei solcher Gelegenheit, meinte Kurd. Aber darin stimmte ihm Francis bei, daß man jetzt nicht wissen könne, ob die Verhältnisse in jener noch unbestimmbaren Zukunft der Ausführung dieser Absicht nicht unüberwindliche Schwierigkeiten bereiten würden. Auch Hinrich hielt die Möglichkeit eines solchen Wiedersehens für sehr gering.

„Hier in unserem traulichen Pfeifersheim,“ führte er aus, „gilt nur der Mensch. Das gleiche Streben, vorbereitende Schritte zu thun, die jeden von uns befähigen sollen, auf die Höhe seines Daseins zu gelangen, verurteilt uns zu gleicher Verdammnis. Stümperei im Wissen und Können ebnet die Bahnen, auf denen wir Arm in Arm unbekannten Zielen wie mit verbundenen Augen zusammen entgegen tappen. Ihr habt mich nicht gefragt, wer bist du? oder was stellst du vor in der Rangordnung des gesellschaftlichen Kastenwesens? Desgleichen auch habe ich euch nicht gefragt. Wir nahmen einander, eben wie ein jeder sich dem anderen gab. Daraus entwickelten sich flüchtige Zuneigungen —“

„Oho!“ unterbrach ihn Henning eifrig, „verschone mit deiner spaßhaften Zweifelsucht wenigstens das edle Vorrecht der Freundschaft, beständig und treu zu sein. Ich gelobe hierdurch mindestens, bei deiner ersten theatralischen Leistung, wo sie immer

stattfinden möge, zugegen zu sein, um die unerbittlichste Kritik zu üben; natürliche Zwischenfälle, wie Unkunde, unübersteigliche Berge, Krankheit und Tod — nichts soll mich sonst in meinem Vorsatz wankend machen."

Wenn die Möglichkeit es zuließe, versicherten Kurd und Francis, so würden auch sie nicht verfehlen, sich in einer Loge einzufinden.

„Wenn — wenn!" höhnte Hinrich. „Ihr thörichten Jünglinge vergeßt bei euern ‚Wenns' das eine entscheidende ‚Aber'. Hier im stillen Schatten dieser Mauern, hinter diesem Bollwerk und Schutzwall, an welchem die Wogen des wüsten menschlichen Treibens und Drängens zerschellen, hier schließt ihr die Augen vor der allgemeinen Seuche, an der die Völker der Gegenwart kranken. Was sind Zukunftspläne, was freundschaftliche Regungen, wo bleiben sie, wenn ihr hinaustretet in das Freie und unrettbar dem Würgengel der Seelenschwindsucht verfallt? — Ihr lacht — ja lacht nur! Ihr werdet sehr ernste, vornehme Grimassen schneiden, wenn euch erst die eiserne Zwangsjacke der persönlichen Rücksichten und Interessen die Brust zusammenschnürt — diese Standesvorurteile, diese Berufspflichten, dieses Scheinwesen der Ehre, dieses eitle Gefühl eingebildeter Größe und Bedeutung in eurer parfümierten Welt, dieses Schwanzwedeln um einen herablassenden Gnadenblick eurer Obmänner — pfui! — Beständigkeit, Liebe, Treue? — an solche Ammenmärchen glaubst du noch, Henning? — Sind doch die Begriffe Beständigkeit, Treue und Liebe gleichbedeutend mit selbstverleugnendem Aufgehen des eigenen Ich in einem anderen Ich: kraft welcher sophistischen Argumente fügst du nun diese Begriffe in dein spitzfindiges System ein, das du als Philosophie des reinen Egoismus kennzeichnest? — Beantworte mir einmal diese Frage, wenn du kannst, du Egoist von Pfeifersheim."

„Dazu bedarf es keiner sophistischen Argumente," meinte Henning. „Liebe, Treue und Beständigkeit sind sittliche Begriffe, und sittlich ist, was meiner Vernunft entspricht. Die Vernunft aber ist das Allgemeinste und zugleich das Allerpersönlichste, was den Menschen zum Menschen, das heißt zur Verkörperung des höchsten Schöpfungsgedankens erhebt. Was ist aber die ganze Schöpfung anders als ein Spiegel, in welchem die ewige, also unwandelbar treue Liebe sich selbst beschaut?"

„Nach deiner Primaner-Philosophie," entgegnete Hinrich, „wäre also Gott selbst der höchste und absolute Vertreter des reinen Egoismus, und Liebe, Treue, Beständigkeit nichts anderes als der Ausdruck des Antriebes, das eigene Ich in einem anderen wohlgefällig anzuschauen oder zu bespiegeln."

„Das gebe ich nur zu," erklärte Henning, „sofern es mir zur Genugthuung gereicht, oder mein Bedürfnis mich glücklich zu fühlen befriedigt, wenn ich mit sympathischen Menschen mich innig vertraut und verbunden weiß, wenn ich sie also liebe und von ihnen geliebt werde. Solche gegenseitige Liebe ist sittlich, denn sie entspricht meiner Vernunft. Und sofern diese reinmenschlich ist, entspricht sie auch den Forderungen der durch sittliche Ordnungen verpflichteten und beherrschten menschlichen Gesellschaft. Die festeste Grundlage liebevollen, treuen und beständigen Zusammenlebens ist die Familie. Folglich entspricht die Ehe meinen sittlichen Begriffen, das heißt meinem vernünftigen „Ich". Ohne die Gemeinschaft, welche auf dem Institut der Ehe und Familie beruht, wie ohne Treue und Beständigkeit im Handel und Wandel würde die Menschheit sich in Atome und barbarische Zustände auflösen. Nicht jeder einzelne aber empfindet es als eine Bedingung seines Glücks, sich zu vermählen oder Freundschaften zu schließen. Ich meinerseits bedarf eines freundschaftlichen Anschlusses, und wenn ich jemand meiner Sympathie würdig finde, werde ich sie ihm auch treu und beständig bewahren."

„Wenn du nicht dem Würgengel der Seelenschwindsucht rettungslos verfallen müßtest," spöttelte Kurd mit einem beziehungsvollen Seitenblick auf Freisinger.

„Sehr wahr!" bemerkte dieser arglos. „Auch steht Hennings Exemplifikation vom Institut der Ehe auf thönernen Füßen. Wo findest du im Sumpfe des heutigen so-

genannten Kulturlebens noch glückliche Ehen, aus Liebe geschlossen und mit tadelloser Treue geführt?“

„Warum soll es nicht geben glückliche Ehen?“ wandte hier Francis ein, der dem Meinungswechsel bisher mit halbgeschlossenen Augen zugehört und sich auf dem Stuhle geschaukelt hatte. „Ich kann zwar nicht alle Ehen in England kennen, aber wie manche ich weiß, die glaube ich, glücklich zu sein.“

„Das Glück hängt von der Wahl ab,“ warf Kurd ein. „Wenn ich einmal heirate, so werde ich natürlicherweise nur eine Frau wählen, die mich glücklich macht.“

„Der Laie möchte denken,“ lachte Henning, „deine Wahl könnte auch ganz anders ausfallen. Aber ich wünsche dir von Herzen Glück dazu. Denn wie trügerisch die Lose auch sein mögen, die wir aus Hymens Urne ziehen, es wird doch wohl uns allen vom Geschick bestimmt sein, einmal in den Hafen der Ehe einzulaufen.“

„Auf mich zählt nicht,“ sagte Hinrich düster. „Ich fühle mich von der dunkelen Macht des Verhängnisses verdammt, ewig liebesuchend ein einsames Dasein zu ertragen. Kunst und Philosophie müssen mich als tröstende Engel über den darbenden Zustand hinwegzuheben suchen. Aber euch wird das eheliche Joch nicht erspart werden. Und trügt nicht alles, so wird Henning der erste sein, welcher seine Philosophie vom selbstbewußten Egoismus in den Rauchwolken seines eigenen Feuerherdes sich verflüchtigen sehen wird.“

„Daß Henning zuerst geheiratet sein wird von uns vieren, ist auch meine Meinung,“ erklärte Francis.

„Ich glaube das ebenfalls,“ stimmte Kurd ein, „denn du bist von uns dreien der älteste, hast also auch zuerst deine Studienjahre und Militärpflichten überstanden, mein lieber Henning, kannst die Verwaltung deiner Güter übernehmen, sobald es dir Spaß macht; deine Frau Mama wird dich nicht hindern, und sonst ist kein Mensch da, der dich beeinflussen könnte, wenn du es nicht wünschest.“

„Die Mütter von einzigen Söhnen und Erben sind nicht ruhig,“ sagte Francis, „bis sie geheiratet sind. Wenigstens ist es bei uns in England so.“

„Möglich,“ bestätigte Henning, „daß dem auch bei uns so ist. Aber wenn ich die Ehe im Prinzip vorher zwar anerkannt habe, in der Wirklichkeit glaube ich doch nicht recht an eheliches Glück, weil dazu das Kunststück erforderlich ist, zwei getrennte Vernunftrichtungen oder Willenskräfte in so pünktlich übereinstimmende Schwingungen zu versetzen, daß sie ineinanderklingen wie die Glöckchen, welche der Funke meiner Elektrisiermaschine harmonisch zu ertönen nötigt.“

„Gleichviel,“ entschied Hinrich, „nach menschlicher Aussicht steht euch eine seßhafte Häuslichkeit bevor. Und das gibt mir den gloriosen Gedanken ein an die Möglichkeit, meinem ehrgeizigen Gegner Kurd die geforderte Revanche im Schach dennoch zu verschaffen.“

„Und zwar?“ fragte Kurd.

„Und zwar,“ sagte Hinrich, „sofern die Gründung einer Häuslichkeit ein viel sicherer Anhalt wäre für die Hoffnung, daß wir einander vollzählig einmal wieder vereinigt sehen könnten.“

„Vortrefflicher Einfall, Hinrich!“ rief Henning aufgeregt. „Ganz einverstanden.“

„Aber wie?“ fragte Kurd, „der Fall muß doch näher bestimmt werden.“

„Schon recht!“ sagte Hinrich, „nähere Bestimmungen und bindende Verpflichtungen sind freilich unerläßlich.“

„Ich hab's!“ rief Henning. „Wir schließen einen Vertrag.“

„Verträge sind nur da, um gebrochen zu werden,“ wandte Francis im Vorgefühl seiner künftigen staatsmännischen Laufbahn ein.

„Wir errichten ja keinen Staatsvertrag,“ erinnerte Kurd.

Indessen hatte Henning einen Bogen Papier vor sich auf den Tisch gebreitet und entwarf, sich selbst laut und würdevoll diktierend, die folgenden Bestimmungen:

Wir Endesgezeichneten haben uns heute gegenseitig feierlich verpflichtet, die hierunter angeführten Artikel einer vertragsmäßigen Verabredung nach Möglichkeit redlich und gewissenhaft zu erfüllen.

Diesem Eingange folgte eine Anzahl Artikel, über deren Inhalt und Wortlaut man sich nach eifriger Beratung endlich einigte. Demgemäß wurde der „Pfeifersheimer Vertrag" aus Anlaß des von allen vier Unterzeichnern geteilten Wunsches errichtet, in ferner Zukunft ein Wiedersehen der Freunde herbeizuführen. Zur Erreichung dieses Zweckes sollte der erste, der sich vermählt und einen geordneten Hausstand gegründet hätte, die drei übrigen Vertragsgenossen in seine Wohnung entbieten. Man bestimmte als Tag der Wiedervereinigung den achtundzwanzigsten August des Jahres, in welchem die Vermählung stattgefunden. Im Fall die Freunde oder einer derselben nicht anders zu ermitteln, sollte die Vermählungsanzeige durch die gelesensten deutschen und englischen Zeitungen verbreitet und, wenn erforderlich, im zweiten und dritten Jahre wiederholt werden. Bliebe aber dennoch die Einladung ohne Erfolg, so erwarte man, daß alsdann der Nächstverheiratete den Versuch wiederholen werde, und zwar nach Maßgabe der vertragsgemäßen Vereinbarung. Den achtundzwanzigsten August wählten die jungen Freunde, weil er etwa erforderlich werdende Reisen durch die sommerliche Zeit begünstigen würde und weil er als Geburtstag Goethes besondere Bedeutung für ihre jugendliche Begeisterung hatte.

In vier Abschriften wurden diese Bestimmungen unterzeichnet und untersiegelt. Die Unterschriften lauteten:

Pfeifersheim, am Vorabende der Trennung.

The Right Honourable Francis Mac-Bell.
Hinrich Freisinger,
Freibeuter für Menschenwohl und -Würde.
Kurd, Graf von Dieffemberg-Bilamsdorff.
Henning, Graf Hoyer auf Hoyershorst
concepit.

Schon während der Abschrift des Vertrags war Hinrich in einen unruhigen Zustand geraten, der sich kundgab durch nervöse Zuckungen des Oberkörpers und geräuschvolles Räuspern. Als er das Siegel seines Ringes nun dem flüssigen Wachs aufprägte, verzogen sich seine Mienen krampfhaft zu höchst sonderbaren Linien.

„Hinrich bekommt sein Heufieber," bemerkte Francis, der die Freunde aufmerksam machte.

Vorgänge dieser Art waren ihnen nicht neu. Sie erwarteten mit schlecht verhehlter Heiterkeit die Entwickelung. Alsbald entlud sich Hinrichs Krampf in niesenden Explosionen. Mit trockener Gewissenhaftigkeit zählte Kurd dieselben, wie ein Artillerie-Offizier die abgegebenen Schüsse seiner Kanone.

Als endlich der Anfall überstanden war, meldete Kurd gleichmütig: „Beinahe fünfundzwanzig Erschütterungen des nervus olfactorius; die letzte versagte."

Ermattet dehnte Hinrich seine Glieder auf dem Stuhl; mit verbissener Selbstverhöhnung behauptete er, die Anstrengung habe ihn sichtlich abgemagert.

„Die abspannende Wirkung deines Schach-Siegesrausches," tröstete ihn Henning, „und der späten Stunde. Darum laßt uns die Ruhe suchen."

Kurd hatte die Thürklinke ergriffen und bemerkte, es sei für die Aussicht seiner Revanche von guter Vorbedeutung, daß Hinrich den Vertrag so nachdrücklich beniest habe.

„Omen accipio!" erwiderte Hinrich schon wieder gutgelaunt.

„Auf Wiedersehn, zunächst morgen früh am Kaffeetisch!"

„Und später," erinnerte Henning, „bei deinem ersten Debut auf der Opernbühne."

„Oder", neckte Kurd, „in einem Zirkus auf einem dressierten Schimmelpony."

Hinrichs Wahnvorstellungen von mystischen Erscheinungen und Offenbarungen, die er erfahren zu haben glaubte, verknüpften sich aufs wundersamste mit der Geschichte eines Zelters, den er in reiferen Knabenjahren besessen hatte; ein Geschenk seines Vaters, der das elegante Pferd dem Besitzer einer Kunstreiterbude abgekauft hatte. Kurds Anspielung auf diese oft gehörte Erinnerung Hinrichs erregte die Heiterkeit der Freunde. Nur Hinrich nahm den Ausdruck wehmütigen Ernstes an, als er sich zurückzog.

Nach vierzehn Jahren.

Die Herrschaft Bilamsdorff befindet sich seit dem siebenjährigen Kriege im Besitz der gräflichen Familie von Dieffemberg. Ein Zweig dieser Familie führte seitdem den Namen von Dieffemberg-Bilamsdorff. Residenzstädte im Winter, Bäder für die elegante Welt und Reisen in das Ausland während der günstigeren Jahreszeit übten bisher auf die Inhaber dieses Fideikommiß-Besitzes eine stärkere Anziehungskraft aus als das alte entlegene Schloß Bilamsdorff. Brauchten doch zwei schnelle Pferde beinahe eine Stunde Zeit, um den nächsten Haltepunkt der Eisenbahn zu erreichen!

Der gegenwärtige Majoratsherr, Graf Kurd, hatte auf Wunsch seiner jungen Gemahlin, der Gräfin Alma, einer Freundin ländlicher Einsamkeit, das malerisch gelegene Wohngebäude mit allen Erfordernissen einer verschwenderisch, aber behaglich eingerichteten Häuslichkeit ausstatten lassen. Die ältesten Teile des Baues stammten aus dem dreizehnten Jahrhundert und boten durch ihre vorspringenden Erker und wie Schwalbennester in den Winkeln der Seitentürme klebenden kleinen Söller dem Geschmack der Techniker, welche mit der Einrichtung betraut worden, willkommenen Spielraum. In diesen alten Teilen lagen die Wohngemächer und die Bibliothek. Eine Thür führte von dieser auf einen Balkon und gestattete den Genuß der frischen Luft und einer mannigfaltigen Weitsicht, verbunden mit geistiger Anregung, welche die reichhaltige Bücherei bequem darbot.

Vor nunmehr elf bis zwölf Jahren hatte Graf Kurd seine jetzige Gemahlin kennen gelernt. Er war damals kaum erst in das Offizierkorps der Gardehusaren eingetreten. Ein Jahr lang hatte er die kleidsame Uniform getragen, als der zu Paris erfolgte Tod seines Vaters ihn nötigte, dieselbe schon wieder abzulegen, um sich den Pflichten zu widmen, welche die Nachfolge in der Majoratsherrschaft ihm auferlegten. Gewissenhaftigkeit und Pflichttreue, verbunden mit einer nüchternen Auffassung der Wirklichkeit, waren seit des Grafen Schuljahren hervorstechende Grundzüge seines Charakters geblieben. Auch der Glanz und die berauschenden Zerstreuungen, denen er sich standesgemäß im Verkehr mit den vornehmen Kreisen des Hofes und der Kameraden überließ, glitten an ihm vorüber, ohne seine anspruchslose Denkungsart und Lebensanschauung wesentlich zu beeinflussen. So schwankte er nicht lange, die Pflichten zu übernehmen, welche das Familiengesetz ihm nach seines Vaters Ableben auferlegte. Er war alsbald entschlossen, die Verwaltung seiner zahlreichen Güter persönlich zu überwachen und widmete sich nunmehr mit allem Ernst landwirtschaftlichen Studien.

Freiherr von Trutheimb, der Gemahl Olgas, einer älteren Schwester Kurds, unterstützte diesen in seinen Vorbereitungen. Justus von Trutheimb hatte nach seiner Mutter Tode seine diplomatische Laufbahn als Legationsrat aufgegeben und sich nach Imshuth, dem Stammsitz seiner Familie, zurückgezogen, um dieses Gut selbst zu bewirtschaften. Imshuth lag anderthalb Stunden von Schloß Bilamsdorff entfernt. Dennoch war Trutheimb Kurds nächster Nachbar. — Die Vorstellung, den größten Teil seines Lebens auf dem Lande zubringen zu müssen, und Trutheimbs ermunternder Zuspruch gemahnte den jungen Grafen an das bewährte Wort: es ist nicht gut, daß der Mensch allein sei.

Seine Wahl ward ihm nicht schwer. Als Kurd noch die Offiziersuniform trug, traf er mit Trutheimb, den er bereits unter den Hausfreunden, welche ehemals in Pfeifersheim verkehrten, gesehen und kennen gelernt hatte, in der Gesellschaft der Residenz wieder zusammen. Hier sah er zuerst die in anmutiger Schönheit erblühte Alma von Trutheimb.

Alma hatte ihre Eltern verloren. Justus von Trutheimb, der Bruder ihres verstorbenen Vaters, hatte die Vormundschaft übernommen und sein Mündel bald nach der Einsegnung in die Gesellschaft eingeführt. Um diese Zeit lernte Kurd sie kennen. Er war nicht der einzige, der sich von Almas Reizen gefesselt fühlte. Schon im ersten Winter ihres Eintritts in die Gesellschaft gehörte sie bald zu den meist umschwärmten Schönen. Unter ihren Verehrern befand sich auch ein glänzender Offizier, Herr von Mareczka, Premierleutnant von der Feldartillerie, kommandiert zur Dienstleistung bei den Gardehusaren, eine Persönlichkeit, welche sich die Sympathien Trutheimbs zu erwerben verstand, mehr als die des Offizierkorps, dem er zeitweilig zugeteilt war. Mareczka benutzte das Wohlgefallen, das er Almas Oheim abzugewinnen wußte, um seine Nichte mit Aufmerksamkeiten aller Art aufs unbequemste zu überschütten und ihr endlich in aller Form einen Antrag zu machen. Alma wies ihn zu ihres Vormunds Verdruß mit Entschiedenheit zurück. — Kurd hatte kaum Kunde von dieser Thatsache erlangt, als er beschloß, dieselbe der Klatschsucht zu entziehen, indem er seinerseits um Almas Hand anhielt. Daß er, der um viele Jahre jüngere Offizier, glücklicher war als der zurückgewiesene Mareczka, erfüllte diesen mit Haß und Neid wider den Grafen Dieffemberg.

Kurds Brautstand zog sich sehr in die Länge. Zwei Feldzüge, die er als Reserveoffizier mitzumachen hatte, eine ausgedehnte Reise mit seiner Mutter, der Tod derselben und die baulichen Einrichtungen des Sommersitzes Bilamsdorff veranlaßten den Aufschub der Hochzeit von einem Jahr zum andern. Auch nachdem der Graf seine junge schöne Gemahlin als Gebieterin in Schloß Bilamsdorff schon eingeführt hatte, ließ seine Fürsorge nicht nach, ihr den ländlichen Aufenthalt immer behaglicher zu machen. Ihre Vorliebe für ernste und gute Hausmusik machte ihm die Pflege derselben zur Pflicht, obwohl er selbst nur oberflächlich daran teilnahm und nie zu den musikalischen Naturen gehört hatte. Gleichwohl ließ er es nicht dabei bewenden, einen klangvollen Flügel anzuschaffen, sondern erwarb auch Streichinstrumente alter kremoneser Meister zum Bedarf des Trio- und Quartettspiels, wie eine Anzahl Waldhörner und andere Messinginstrumente zur Benutzung bei Waldpartieen und bei festlichen Gastmählern, bei welchen die Tafelmusik aus einem Nebenraum herübertönte. Ein Hauskapellmeister wurde gewonnen in der Person Leopold Gieses, eines auf der Hochschule erzogenen Tonkünstlers und eines Mannes von kunstgeschichtlicher und ästhetischer Bildung, der sich mit zartem Taktgefühl im Verkehr zu bewegen verstand und auch wegen geselliger Talente als anregendes Element geschätzt wurde.

Aus der mit besonderer Rücksicht auf musikalische Begabung auserlesenen Dienerschaft und jungen Burschen aus dem Dorfe Bilamsdorff hatte Giese bald die brauchbaren Kräfte zur Besetzung der Hornmusik herangebildet. Die Vertreter des Streichquartetts aber fanden sich in akademisch gebildeten Künstlern, die der Graf auf Gieses Empfehlung für den dritten Sommeraufenthalt nach Bilamsdorff gezogen hatte und freigebig besoldete. Es waren zwei Geiger und ein Violoncellspieler, mit denen Giese als Vertreter der Viola sich regelmäßig zur Theestunde am Nachmittage im Vortrage von Streichquartetten deutscher Meister vereinigte. Gräfin Alma bekundete in ihrer Vorliebe für diese Kunstgattung gute Litteraturkenntnis und feinen Geschmack. Sie zog gern namhafte musikalische Gäste in ihren Verkehrskreis und ihr Gemahl nahm nicht ohne Genugthuung wahr, daß die Kunstpflege der Gräfin nach außen hin mit Auszeichnung beachtet wurde und den Ruf vornehmer deutscher Hausmusik gewann.

In der Nachmittagszeit des siebenundzwanzigsten August ihres dritten Sommer-

aufenthaltes in Bilamsdorff saß Alma an der geöffneten Thür der Bibliothek auf einem Taburett und lauschte dem Glockenspiel einer Elektrisiermaschine, die neben ihr auf einem eleganten Tisch stand. Ein Herr drehte die Glasscheibe vermittelst der Kurbel. Hochgewachsen, breit in den Schultern und schlank in den Hüften, das aristokratische Antlitz mit seinen tiefblauen Augen von einem wohlgepflegten blonden Vollbart umrahmt, beobachtete er leicht gegen die Gräfin geneigt den Eindruck, den die Wirkung des elektrischen Funkens auf sie machte.

„Eine niedliche Musik," sagte sie. „Dies Experiment gefällt mir noch besser, als die elektrische Windmühle, die Spinne, der Bratenwender, das Pferderennen, die Sie mir gestern zeigten. Ich danke Ihnen nochmals, lieber Graf, daß Sie es nicht vergessen haben, mir diese Dinge aus Ihrem physikalischen Kabinett bei Ihrem heurigen Besuch mitzubringen."

„Müßige Spielereien," erwiderte der Angeredete und zog die Hand von der Kurbel der Maschine. „Uebrigens benutzt man das elektrische Glockenspiel, für welches ich schon als Gymnasiast besondere Vorliebe hatte, auch zu praktischeren Zwecken. Zum Beispiel bewirkt eine ungleiche Verteilung von Elektrizität in der Atmosphäre, daß die Glöckchen läuten. So kündigen sie das Nahen eines Gewitters an."

„Sehr wunderbar!" urteilte die Gräfin nachdenklich. „Sagen Sie," fuhr Sie mit schelmischem Blick fort, „hat man nicht etwa auch schon den Versuch gemacht, durch Einwirkung des elektrischen Stromes steinharte Menschenherzen wie Platina zu erweichen, oder gar zwei Herzen in eins zu verschmelzen? — Doch nein! denn dann würden Sie das Experiment gewiß längst an Ihrem eigenen Herzen — —"

Der Graf schien ihre Anspielung nicht hören zu wollen. Er trat hastig auf den kleinen Söller hinaus und ließ seinen Blick schweigend über die sonnige Landschaft schweifen. Alma errötete.

„Das Bild entzückt mich immer aufs neue," wandte er sich nach einer Weile ruhig an die erschrockene Gräfin, „hier die Schloßterrasse mit ihren Wasserkünsten und Anlagen — dort der Fluß mit seinen weißen Segeln — die grünen Weiden und ihre algäuer und friesischen Rinderherden — der herrliche Eichenforst auf dem Hintergrunde der bläulichen Waldberge: wahrlich wenn ich im stande wäre, die erforderliche Kraft herzustellen, ich würde Ihnen diese Rundsicht über Nacht entführen, um sie nach meiner nordischen Kuhwüste zum Schmuck des alten Hoyershorst zu versetzen."

„Glücklicherweise lassen landschaftliche Aussichten sich bis jetzt noch nicht entführen," lächelte Alma, „aber Ihre Freude daran gibt uns zu dieser die liebere Aussicht, Sie, den alten treuen Henning, wie Kurd Sie gern betitelt, oft, recht oft bei uns zu sehen."

„Morgen, meine gütige Gönnerin, haben wir den 28. August, Ihr Wiegenfest; da läuft unser Pfeifersheimer Vertrag ab, wie Sie wissen. Weil ich auf die erste Anzeige von Ihrer Verbindung mit Kurd durch meinen Aufenthalt im Orient leider verhindert war, dem Artikel 1 gemäß rechtzeitig mich zu melden, so habe ich in dem zweiten und diesem dritten Jahre meiner Verbindlichkeit um so lieber gerecht werden wollen. Doch in Zukunft stellt sich die Wiederholung meiner Besuche billig unter den Einfluß der Ansichten über die Bescheidenheit."

Alma machte eine ablehnende Gebärde. „Denken Sie denn wirklich," sagte sie, „daß man Ihnen erlauben werde, in Ihrem hyperboräischen Hoyershorst jahrein jahraus einsam zu studieren, zu darben, zu verkümmern?"

„Je nun," seufzte Henning, „man muß sich eben begnügen mit dem, was da ist. Indessen die Dampfkraft hebt alle räumlichen Schwierigkeiten auf, und gewiß werde ich auch ferner Gebrauch machen von der Erlaubnis und schmeichelhaften Vergünstigung," setzte er mit leichter Verbeugung hinzu, „welche es dem Darbenden gestattet, ab und zu aus dem Genuß der hier angehäuften Vorzüge neue Nahrung und frisches Blut zu schöpfen."

„Was ich besonders an Ihnen bewundere, mein lieber Graf — ist die frische Genußfähigkeit, welche Ihnen unser bescheidenes Vilamsdorff noch abzugewinnen vermag, Ihnen, der die Schönheiten Italiens und des Morgenlandes mit vollen Zügen in sich aufgenommen, der sogar die geweihten Stätten betreten hat, wo der wandelte, dessen göttliches Leben, Leiden und Sterben die Geschichte der Menschheit in die alte und neue Zeit schied. Warum entzogen Sie sich nur stets meiner Bitte, von Ihren Reiseerlebnissen, namentlich von den Eindrücken etwas mitzuteilen, welche die heilige Stadt Ihnen hinterlassen?"

Ueber Hennings edle Mienen glitt ein Schatten wehmütigen Erinnerns und nur mühsam unterdrückte er einen schwermütigen Seufzer.

„Sie sollen mich nicht länger für eigensinnig halten," erwiderte er dann. „Ja, es ist wahr, ich schweige lieber über die Eindrücke, die ich in Jerusalem empfing. Doch soviel gestehe ich Ihnen im Vertrauen, daß nach meinem dortigen Aufenthalt auch die Geschichte meines eigenen inneren Lebens sich scheidet in eine alte und neue Zeit. Uebrigens verhinderte ein hitziges Nervenfieber, das ich dort, Gott sei Dank! glücklich überstanden, die Erfüllung meines Wunsches, die heiligen Stätten der Erinnerung genügend kennen zu lernen. Sobald ich wieder reisefähig war, schickte der grausame Arzt, unterstützt vom Bischof Gobat und dem preußischen Konsul, mich fort. Sie besorgten, das Klima sei mir schädlich."

„Aber die Hauptsachen haben Sie doch gewiß gesehen? Erzählen Sie mir doch, bitte, vom Berg Zion," drängte Alma.

„Sie haben wohl recht, gerade diesen geweihten Punkt zu den Hauptsachen zu zählen. Denn auf dem Berg Zion drängen sich vorzugsweise die Bauwerke und Anstalten zusammen, die nach Anregung Friedrich Wilhelms des Vierten durch die vereinigten Kräfte der englischen und preußischen evangelischen Kirche errichtet, weit ins Land hinaus sichtbar sind. Auf der Stelle, wo der Palast des Herodes stand, erhebt sich jetzt die evangelische, im gotischen Stil aus Quadern erbaute Christuskirche über alle Minarets, Kuppeln und Türme der Stadt. An dieselbe lehnt sich das englische Konsulat und Pfarrhaus. Eine schmale Straße trennt von diesen Gebäuden das durch Fliedners Vermittelung angekaufte, frei liegende Diakonissenhaus, mit Gärten und Terrassen, welche die anziehendste Rundschau gewähren."

Henning bedeckte flüchtig seine Augen mit der Hand und fuhr dann etwas zögernd fort, die gespannte Aufmerksamkeit seiner Zuhörerin zu befriedigen.

„In diesem Hause," erzählte er, „befindet sich eine Tochteranstalt des Diakonissen-Instituts von Kaiserswerth. Hier in der Filiale auf Zion lebt eine Anzahl von Diakonissen, die unter dem Schutze deutscher Konsulate und Gesandtschaften zu zweien und dreien, wohl auch einmal einzeln die Reise nach Jerusalem unternehmen. Die vier ersten Schwestern führte Fliedner selbst dem Bischof Gobat zu."

„Welcher Glaubensmut! welche Hingabe an den entsagungsvollen Beruf gehört dazu!" rief Alma.

„Gewiß!" bestätigte Henning, „aber noch mehr würden Sie die Selbstlosigkeit dieser Glaubensheldinnen bewundern, wenn Sie dieselben in der Ausübung ihres heiligen Berufs beobachten könnten."

„Was treiben sie denn? womit werden sie dort beschäftigt?"

„Mit der Erziehung und dem Unterricht morgenländischer und anderer Kinder, denen oft die Frage auf den stupiden Gesichtern geschrieben steht: wie darfst du nur hoffen, aus mir ein vernünftiges menschliches Wesen machen zu können? — Aber ungleich schwerer noch wird den aufopferungswilligen K r a n k e n p f l e g e r i n n e n ihre Arbeit gemacht durch egoistische, rücksichtslose Patienten." — Henning verbarg eine, der Gräfin unerklärliche Aufwallung durch anhaltendes Hüsteln. Dann fuhr er fort:

„An der Leidensstraße unseres Heilandes, der Via dolorosa, nahe dem heiligen Grabe, weht auf dem preußischen Konsulat der kühne Adler unserer Heimat. In der

benachbarten Pilgerherberge, wo ich die freundlichste Aufnahme und Pflege fand, hat die Balley Brandenburg des Johanniter-Ordens, dessen Ritter zu sein ich die Ehre habe," setzte er lächelnd hinzu —

„Johanniter ist auch Kurd," erinnerte Alma mit Selbstgefühl, was Henning, den Kopf neigend, anerkannte.

„Also die Verwaltung jener Pilgerherberge hat die Balley Brandenburg übernommen und mit diesem Akt den ersten Schritt seit der Zeit der Kreuzzüge wieder auf den geweihten Boden des gelobten Landes gethan. In der Nähe liegt auch der Sammelpunkt der deutsch-evangelischen Gemeinde, nämlich die Pastorei des vortrefflichen Pfarrers Valentiner, dem ich vielen Dank schuldig geworden bin. Noch eins will ich Ihnen erzählen, weil Sie die tieferen Eindrücke kennen wollen, welche der Aufenthalt in Jerusalem mir eingeprägt: ich meine das nach dem Vorbilde der ersten apostolischen Gemeinden geregelte Zusammenleben der Bekenner des deutsch-evangelischen Glaubens. Angeregt wurde diese Gemeinschaft durch das sogenannte Brüderhaus der Baseler Mission. Aber dem sehr nachahmenswerten Muster haben sich fast alle deutsch-evangelischen Christen von Jerusalem angeschlossen. Und wenn ich zu bedauern hatte, so rasch die heilige Stadt verlassen zu müssen, so gründete sich mein Unmut mit auf die Unmöglichkeit, jene erquicklichen Eindrücke solchen liebevollen Gemeindelebens im schönen Frieden, verbunden mit dem fröhlichsten Lebensgenuß, noch länger auf mich wirken lassen zu dürfen."

Der alte Gottlob unterbrach die Unterhaltung durch die Meldung, „der gnädige Herr seien soeben von seiner Reise nach der Kreisstadt zurückgekehrt".

Mit einer entschuldigenden Verbeugung gegen Henning eilte Alma dem Gemahl erregt entgegen. „Wie wird Kurd sich freuen, seinen alten treuen Henning wieder hier zu sehen!" rief die anmutige Freundin dem zurückbleibenden Grafen zu, der ihr sinnend und zerstreut nachschaute.

Zögernd öffnete Henning eine elegante Truhe. Er versenkte in dieselbe die Elektrisiermaschine und die übrigen Gegenstände, die er bei seinen physikalischen Experimenten benutzt hatte. Diese Thätigkeit unterbrechend, durchmaß er mit hastigen Schritten einige Male die Bibliothek, zog ein Buch hervor, dessen Titel seine Aufmerksamkeit fesselte, blätterte darin und stellte es teilnahmlos wieder an seinen Platz. Er kehrte zu der Truhe zurück, vollendete die Verpackung und warf den Deckel ins Schloß. Dann ließ er sich auf einen Sessel nieder, den er in die offene Thür gerollt hatte. Den Ellenbogen auf die Lehne des Sessels stützend, versank er vollends in seine Erinnerungen an Jerusalem: — El Kudsch, die Heilige, wie ihre Einwohner aller Zungen die Stadt zu nennen pflegen.

Sie erschien dem Träumenden mit allen ihren geweihten Stätten in der Gestalt eines holdseligen frommen Frauenbildes. Ein schlichtes Gewand von schwarzem Stoff umhüllte die schlanken Glieder bis zum Hals hinan. Das schöngebildete Haupt umschloß so eng, als die Fülle des goldblonden Haares es gestattete, ein schneeweißes Häubchen. Eine schmale Spitzen-Einfassung umrahmte das edelste Antlitz mit milden Zügen und tiefblauen, von dunkeln Wimpern beschatteten Augen, die mit einer überwindenden Holdseligkeit und Anziehungskraft, doch unbefangen in die Welt schauten.

Henning sah diese anmutige Gestalt wie durch einen flimmernden Schleier wieder neben seinem Krankenlager im Diakonissenhause auf Zion sitzen. Er vernahm wieder den gedämpften Ton ihrer tiefen, klangvollen Stimme. Wieder fühlte er die Todesmattigkeit alle seine Glieder lähmen. Wieder durchströmte es ihn mit balsamischem Trost, wie „El Kudsch" mit überzeugendem Ausdruck und leise bebendem Ton aus der auf ihren Knieen ruhenden Bibel die Seligpreisung des Mannes las, der die Anfechtung erduldet. Wieder fühlte Henning sich wie in einem steuerlosen Kahn von wilder Brandung ergriffen und umhergeschleudert, als die Worte aus solchem Engelsmunde in sein Herz drangen „vom Glauben, der Geduld wirket" und — „von dem Zweifler, der ist gleich

einer Meereswoge, die vom Winde getrieben und gewebet wird". Nie hatte ihn ein Gedanke, nie ein ratender oder belehrender Erfahrungssatz alter oder neuer Lebensweisheit so von Grund aus erschüttert, als dieses schlichte Wort von dem Zweifler in der ebenso schlichten Vortragsweise kindlich gläubiger Zuversicht. — Das Wort gab seiner Weltanschauung nachmals eine durchaus veränderte Richtung: „Ein Zweifler ist unbeständig in allen seinen Wegen. Solcher Mensch denke nicht, daß er etwas von dem Herrn empfangen werde." So las sie, die Henning „El Kudsch", die Heilige, zu nennen pflegte, wenn er an sie und an Jerusalem zurückdachte.

Jetzt tauchten vor seinem inneren Auge die Tage unnennbaren Herzeleids, qualvoller Sorgen und Befürchtungen auf, die er ausgestanden hatte, als die anstrengende Pflege, welche El Kudsch ihm mit selbstverleugnender Berufstreue gewidmet, sie selbst auf das Krankenlager warf. Ihr Leben schien nicht Henning allein, sondern auch dem Arzte aufs ernsteste bedroht. Der Graf zermarterte sein Herz mit schweren Selbstvorwürfen. Hatte er der Leidenden seine Pflege nicht erschwert durch Ungeduld, Eigensinn, Widerstreben gegen Verordnungen, die ihn lästig deuchten? Aengstigte er sie nicht obendrein mit ungehörigen Fragen nach ihren persönlichen Familienverhältnissen? Als das Fieber ihm die Herrschaft über seinen Willen raubte, drang er so ungestüm in sie, ihm Näheres über ihr Vorleben mitzuteilen, ihren Familiennamen zu entdecken, von ihren Angehörigen, ihren Zukunftsplänen zu erzählen, daß El Kudsch erschreckt das Krankenzimmer verließ. Bald darauf erfuhr Henning ihre lebensgefährliche Erkrankung.

Er selbst genas unter der Pflege einer anderen älteren Schwester. Der Arzt drängte zur Abreise. Er warnte vor den zu erwartenden heißen Südwinden. Einen Entschluß zu fassen, fühlte Hoyer sich aber unfähig. Wie konnte er abreisen, ohne sich von der glücklichen Wiederherstellung der leidenden Pflegerin überzeugt zu halten, die ihm solche Opfer gebracht? abreisen, ohne ihr gedankt zu haben? ohne selbst nur ihr Andenken an einen Eigennamen knüpfen zu können? Unmöglich! Seine Wißbegier durch Nachforschungen zu befriedigen, trug er gleichwohl eine erklärliche Scheu.

Endlich erfuhr er, daß „El Kudsch" das Siechbett verlassen, daß sie sich zur Erlangung völliger Genesung wieder in freier Luft erfrischen dürfe. Diese Nachricht beflügelte Hennings Mut. Er offenbarte dem menschenfreundlichen Bischof seinen auf eine Unterredung mit El Kudsch — Gobat nannte sie seine „Noah-Taube" — gerichteten Wunsch. Der seelenkundige, vielgeprüfte Greis erhob zu Hennings Ueberraschung nicht die geringste Einwendung. Er bat den ihm liebgewordenen Reisenden nur, die „in die Arche christlicher Liebesarbeit noch nicht wieder zurückgekehrte Noah-Taube" nicht durch zu stürmische Danksagungen zu erregen. Dann bahnte er zu ihr selbst den Weg.

Und jetzt träumte Henning sich wieder zurück in die Stunde der Begegnung. Er saß wieder auf dem Dache des Diakonissenhauses im Schatten der gefiederten Palme, die vom Hof ihre schirmenden Fächer heraufsandte und durch Topfgewächse und Schlingpflanzen in eine kühle Laube verwandelt war. Von hier gewährte der Blick auf das Panorama der Stadt mit der Grabeskirche eine prachtvolle Aussicht.

Henning fühlte wieder sein Herz hämmern, während er die Stufen hinanstieg, die zu dieser schwebenden Laube wie zum Vorhof Edens emporführten. Er sammelte gewaltsam alle Ruhe, die er in diesen Augenblicken erraffen konnte. So trat er hinaus auf das Dach. — — El Kudsch — dort saß sie, das Haupt auf ein Buch herabgesenkt. — Als sie des Ankömmlings gewahr wurde, schrak sie empor. Aber nur einen Augenblick lang wirkte der Anblick des Grafen, auf den sie vorbereitet war, etwas verwirrend. Sie verneigte sich leicht, deutete auf einen Rohrstuhl und nahm ihren Platz ihm gegenüber. Alle Farbe war aus ihrem Gesicht gewichen. Durch die feine Haut schimmerten die bläulichen Adern der Schläfe hindurch.

„Ich bin überrascht," sagte sie mit ruhiger Sicherheit, „unseren genesenen Patienten

noch einmal wiederzusehen. Meiner Meinung nach mußten Sie längst auf der Rückreise nach der Heimat begriffen sein."

Auf Hennings Lippen drängte sich ein unwahrer Vorwand. Aber ein Blick auf die ehrfurchtgebietende Jungfrauengestalt mit dem schlichten Ausdruck edler Einfalt in Gewand und Miene — und Henning unterdrückte mit Beschämung die beabsichtigte Ausrede.

„Wie konnte ich El Kudsch verlassen," sagte er doppelsinnig, „ohne über die Wiederherstellung meiner selbstlosen Pflegerin beruhigt zu sein, ohne für Ihre Genesung Gott danken zu dürfen — ohne für meine Heilung auch Ihnen gedankt zu haben!"

„Sie irren, Herr Graf," antwortete sie einfach. „Nicht den Menschen widmen wir unsere geringen Dienste, sondern dem, welchem wir unser Leben verlobt haben. Segnet er unsere arme Arbeit, so gebührt ihm allein auch der Dank. Unser überreicher Lohn liegt in dem Vorzug, dienen zu dürfen."

Ihr Blick richtete sich strahlend auf die ferne Kirche des heiligen Grabes. Henning schwieg beschämt. Dann nahm er wieder das Wort und sprach mit Wärme:

„Dennoch fühle ich mich Ihnen auch persönlich für Zeit und Ewigkeit verpflichtet. Sie waren es, die der Herr des Lebens ausersah, mich auf den Weg zu führen, den einst sein Fuß an dieser heiligen Stätte uns voranwandelte. Nicht meine leibliche Genesung allein ist es, die Ihre aufopfernde Pflege mir bereiten half, sondern auch meine sittliche Erneuerung schulde ich Ihrer vermittelnden Hilfe — eine Verklärung und Vertiefung meiner Erkenntnis — eine Umwandlung meiner Herzensrichtung, meines ganzen inwendigen Menschen, die nichts Geringeres sein kann, als was die Schrift meint, wenn sie von einer Wiedergeburt im Geiste redet."

„Unsere erregbare Menschlichkeit," seufzte sie mit dem Ausdruck trauriger Erfahrungen, „gaukelt uns gern Irrlichter vor, die wir nur allzuwillig mit dem reinen Licht des heiligen Geistes und seiner Wirkungen verwechseln."

Sie erhob sich und reichte ihm die Hand zum Abschied. Er wagte nur leise die Spitzen ihrer zarten, weißen Finger zu berühren.

„Gott geleite Sie auf allen Ihren Wegen," sagte sie innig, „und bewahre Ihren Fuß, daß er nicht an einen Stein stoße."

Henning trat zurück, um sich zu entfernen. Dann blieb er wie festgebannt wieder stehen, richtete seinen Blick voll tiefster Bewegung auf sie und bat zaudernd um ihren Namen. „Es würde unverständlich sein," erklärte er, „und mir persönlich Verlegenheiten bereiten, wenn ich nicht einmal meine Wohlthäterin — Gottes demütiges Werkzeug," verbesserte er, „mit einem menschlichen Namen zu bezeichnen wüßte. Würde nicht meine Mutter an ihrem Sohn irre werden?"

„Man nennt mich hier die Schwester Sofie," entgegnete sie anspruchslos. Das wußte Henning schon längst.

„Mein letztes Ziel auf dieser Reise ist Deutschland," fuhr er, noch immer zögernd, vorsichtig fort. „Darf ich mich zur Bestellung von mündlichen oder brieflichen Aufträgen an die heimischen Ihrigen erbieten? Sie würden mich glücklich machen durch die Erlaubnis, Ihnen einen noch so unbedeutenden Dienst leisten zu dürfen."

„Die Meinigen," erwiderte sie ablehnend, „erfahren das Notwendige über Kaiserswerth."

„So sollen wir scheiden auf Nimmerwiedersehen?" fragte er unschlüssig.

„Welchen Anteil könnte eine Begegnung mit mir Ihnen, Herr Graf, abgewinnen — mit mir, einer dienenden Schwester? Gottes Wege sind freilich nicht unsere Wege," setzte sie mit etwas zitternder Stimme hinzu, „aber er bewahre mich gnädig vor einer Rückkehr in die Lebenskreise, die das Herz friedlos und die Tage voll Unruhe und Angst machen."

Nach einem zarten Druck ihrer dargebotenen Rechten mußte Henning sich endlich

entschließen, der Abschiedsszene ein Ende zu machen. Aber unvergeßlich stand ihr Bild in sein Herz geprägt, unaufhörlich klangen ihre Worte in ihm wieder, so oft er sich solchen Träumereien gefangen gab. — —

Diesmal schreckte ihn Kurd daraus empor. Henning spürte seine Nähe erst, als Kurd ihm die Hand auf die Schulter legte.

„Eingeschlafen auf der Lauer ist der alte müde Ritter", citierte Kurd schmunzelnd. Henning fuhr aus seiner Versunkenheit empor und reichte ihm herzlich beide Hände, welche Kurd kräftig schüttelte.

„Du mußt herein geschlichen sein, wie der Bär mit leisem Geisterschritte" — gab er heiter zurück; „ich habe nichts von deiner Annäherung vernommen, obwohl ich nicht schlief."

„So brütetest du vermutlich über deine Kommunisten-Kolonie?"

„Spötter!" erwiderte Henning, froh die Unterhaltung von dem Gegenstande seiner Erinnerungen abgezogen zu sehen. „Doch meinetwegen mag man meine Kolonie Friedstett so nennen. In der That stellt sie eine Gemeindeverfassung dar auf der Grundlage einer gewissen gleichmäßigen Verteilung des beweglichen Eigentums wie aller Erträge treuer Arbeit und des Bodens."

„Und die Regierung duldet solche Gleichmacherei, die doch sehr verdächtige Aehnlichkeit zu haben scheint mit den gefährlichen Absichten der sozialdemokratischen Volksbeglücker?"

„Im Gegenteil! Die Regierung hat alle Ursache, unsere Bestrebungen zu begünstigen. Denn wir wirken dem Elend der Arbeits- und Heimatslosigkeit entgegen, also dem umsichgreifenden Vagabundentum. Die sozialdemokratischen Theorien vom Umsturz alles Bestehenden, vom Volksstaat und von dergleichen phantastischen Wahngespinsten der Unvernunft sind Verzerrungen einer zeitbewegenden Idee, der Idee einer gesellschaftlichen Ordnung auf der Grundlage christlicher Liebesgemeinschaft."

„Aha!" spöttelte Kurd, „wohl also ein Gemeindeleben wie zur Zeit der Apostel suchst du dir mit deinen Vagabunden einzurichten?"

„Ganz recht! Und ein solches verkörpertes Ideal habe ich aus eigener Anschauung kennen gelernt. Es diente meiner Friedstett-Kolonie zum Muster."

Kurd äußerte seine Ueberraschung mit sehr ungläubiger Miene.

„Mache dich auf nach Jerusalem, alter Freund," fuhr Henning fort. „In Jerusalem ist ein entwickeltes Gemeindeleben zu finden, welches die Züge der ersten Liebe jener Urchristen so erquicklich ausprägt, daß man wohl daraus den Mut schöpfen durfte, in gleichem Geiste ähnliche Versuche zu unternehmen."

„Jawohl, in gleichem Geiste!" zweifelte Kurd. „Wo willst du in wahrhaft apostolischem Geist lebende und denkende Menschen finden?"

Alma, welche diese letzte Aeußerung vernommen, trat munter zwischen die Freunde.

„Nach einem ganzen Jahr der Trennung einander kaum begrüßt," schmollte sie, „und schon wieder auf der Mensur mit den Klingen des Wortes!"

Sie erinnerte ihren Gemahl an seine Absicht, den Freund zum Thee einzuladen. Zugleich reichte sie diesem ihren Arm. Henning nahm denselben und führte die Gräfin die Stufen hinab, welche nach dem Theezimmer im Erdgeschoß leiteten. Kurd folgte und setzte lebhaft gestikulierend auseinander, daß Henning von seiner früheren Philosophie eines selbstbewußten Egoismus sich völlig losgesagt habe. Wie unselbstsüchtig aber auch er, Kurd selbst, gesinnt sei, das behauptete er durch seine Vergeßlichkeit überzeugend beweisen zu können.

„Wäre ich fester von den Banden des Selbsterhaltungs-Triebes und seiner Wurzel, des Egoismus, umstrickt gewesen," führte Kurd aus, „so hätte ich den Thee sicherlich nicht über Hennings interessanten Umschwung vom Egoismus zum Kommunismus vergessen."

„Pfeifersheimer Nachklänge, meine gnädige Frau," scherzte Henning dazu. „Schon damals verriet Kurd seine Vorliebe für paradoxe Behauptungen."

Die Gräfin neigte etwas peinlich berührt ihr schönes Haupt.

„Ja, ja!" bestätigte sie, „mein Herr und Gebieter windet sich gern durch sophistische Labyrinthe."

Gräfin Alma übernahm gewohntermaßen das Geschäft, die Tassen mit Thee zu füllen. Nachdem zwei Diener das Getränk serviert und sich zurückgezogen hatten, ertönten aus dem angrenzenden Gemach die von den Falten eines Vorhanges etwas gedämpften Klänge des D moll-Quartetts von Mozart. Die Spieler blieben unsichtbar. Zauberisch lauteten die vier Instrumente.

(Fortsetzung folgt.)

Feindliche Brüder.*)

Erlebnisse aus 1866.

In der Bundestags-Sitzung vom 14. Juni 1866 zu Frankfurt am Main war die verhängnisvolle Abstimmung erfolgt, die eine völlige Neugestaltung des deutschen Staatenbundes einleitete. Durch die Austrittserklärung des preußischen Gesandten zerfiel das vermorschte Fachwerkgebäude der Metternichschen Hauspolitik in klägliche Trümmer. Zugleich mit der Kriegserklärung an Oesterreich und dessen süddeutsche Verbündete sandte Preußen sein schneidiges Ultimatum, das an Deutlichkeit nichts zu wünschen übrig ließ, an die Kabinette von Hannover, Hessen, Nassau und Sachsen.

Die Wirkung, die dasselbe in der sächsischen Residenz hervorbrachte, konnte ich aus nächster Nähe beobachten. Dresden gewährte mir dazumal den Mittelpunkt meiner Wirksamkeit. Schon mehrere Tage vor dem Eintreffen des Entsetzen verbreitenden Ultimatums aus Berlin erfüllte die Schreckenskunde alle Gemüter, das schöne Elbflorenz werde von allen Seiten durch preußische Truppen bedroht, die hart an der Grenze des sächsischen Königreiches Lager aufgeschlagen hätten. Dieses Gerücht war kein leeres Furchtgespinst. Privatbriefe, die wir damals empfingen, bestätigten die Wahrheit uns schon, bevor die aufregende Nachricht davon sich in weiteren Kreisen der Dresdener Bevölkerung verbreitet hatte. Jene Briefe beanspruchten noch ein besonderes Interesse, weil sie als Proben der umfassenden Mannszucht gelten konnten, die das preußische Heerwesen auszeichnet. Dieselbe erstreckte sich sogar auf die Damen der Regimenter. Die mehrerwähnten Briefe hatten zu Verfasserinnen die Gemahlinnen zweier uns nahestehender aktiver Stabsoffiziere. Der eine derselben hatte Brandenburg, der andere Trier zur bisherigen Garnison gehabt. Nun verrieten uns zwar die Briefe der beiden in den bezeichneten Garnisonstädten lebenden Damen, die Gatten lägen mit ihren Truppen in solch unmittelbarer Nähe Dresdens, daß wir sie täglich besuchen könnten; aber beide setzten, völlig unabhängig von einander, hinzu: „wenn ich ausplaudern dürfte, wo die Truppen liegen!“ Welche musterhafte Disziplin, die selbst im nächsten freundschaftlichen Verkehr bewegliche weibliche Zungen bindet!

Am Sonnabend, den 16. Juni, arbeitete ich in früher Nachmittags-Stunde, als meine Frau, deren Zimmer nach der Straße hinaussah, mit verstörter Miene mich benachrichtigte, daß die Truppen der benachbarten Kaserne kriegsmäßig ausgerüstet scharen-

---

*) Daß der Herr Verfasser nicht als unparteiischer Schiedsrichter zwischen den „feindlichen Brüdern“ umhergereist ist, sondern selbst „feindlich“ gesinnt war, wird ihm heute in dem völlig geeinten Deutschland die Gunst der Leser hoffentlich nicht trüben. Die Redaktion.

weise am Hause vorübereilten. Ein Blick auf die Straße bestätigte mir dies, ohne mich zu überraschen. Wochenlang hatte der Ausbruch des Krieges gedroht. Nach dem preußischen Ultimatum konnte man nichts anderes mehr erwarten.

Mein Arzt hatte mich schon längst zu einer Kur nach der Nordsee schicken wollen. Dienstlicher Geschäfte wegen wollte ich aber so lange in Dresden bleiben, bis die erwarteten Kriegsunruhen meiner Pflicht ein Ende machen würden. Plötzlich war der gefürchtete Augenblick gekommen. Nicht unerwartet, aber unvorbereitet überraschte er uns dennoch, wie viele andere. Unverzüglich mußte nun zu den Vorbereitungen einer Reise auf unabsehbare Zeit geschritten werden. Wir mußten noch bis zum Abgange des Abendzuges mit der Verpackung unserer ganzen beweglichen Habe fertig zu werden suchen. Während dieses hastige Geschäft in Angriff genommen wurde, eilte ich nach dem Polizeigebäude hinter der Frauenkirche am Neumarkt, um mich mit den unentbehrlichen Legitimationspapieren zu versehen. Mein Weg führte mich durch erregte Menschenmassen, denen der Ausdruck der Besorgnis und der Ratlosigkeit auf die Mienen geprägt war. Vor dem Gitter der Amtsstube im Polizeigebäude drängten sich Schulter an Schulter die Fremden, welche gleich mir ihre Pässe verlangten, um eine Stadt zu verlassen, die nach der allgemeinen Voraussetzung in nächster Zeit der Schauplatz kriegerischer Unruhen und wohl gar blutiger Zusammenstöße werden würde. Hatten doch in den letzten Tagen schon Tausende leichtgläubiger Hoffnungsschwärmer beim Einlaufen der Eisenbahnzüge aus Bayern den Bahnhof belagert in der Erwartung großer Truppenzuzüge der rettenden befreundeten Nachbarn. Ihre regelmäßige Enttäuschung und ihren Unmut suchten die guten Dresdner zu betäuben: in jener Zeit vergeblichen Hoffens und Harrens wurden vom böhmischen Bahnhofs-Restaurant unendliche Fluten bayrischen Bieres verschänkt. Da die Bayern selbst nicht kamen, hielten ihre vernachlässigten Freunde sich schadlos an dem narkotischen berühmten Landesprodukt derselben.

In politisch erregten Tagen verschwinden alle Schranken der gewohnten abgeschlossenen Verkehrsformen — da hört der Geheime Rat, der Schulmeister, der Schuster auf —: es gibt nur Menschen; Menschen, die alle gleichmäßig das allgemeine Los zu teilen und zu tragen sich bewußt sind. Auch im „Einwohner-Amt“ zu Dresden herrschte unter der Menge der anwesenden Reiselustigen die ungezwungenste Redefreiheit und ein Gedankenaustausch unter allerlei Leuten, die sich hier zum erstenmal im Leben begegneten, um sich niemals im Leben wiederzusehen. Jeder erkundigte sich eifrig nach den Absichten und Plänen des unbekannten Nebenmenschen und war eifrig beflissen, ihm erwünschten Rat zu geben und auf seine Fragen Auskunft zu erteilen. Solche menschenfreundliche Dienstbeflissenheit bewahrte mich vor Verlegenheiten, denen ich bei der Durchführung meines Reiseplanes, über Leipzig, Magdeburg und so fort „via“ Bremen nach der Nordseeküste zu gelangen, ohne Zweifel mich nicht hätte entziehen können. Ich erfuhr, daß alle Eisenbahnen des deutschen Nordens fast nur noch Militärzüge beförderten. Unter solchen mit der Bürgschaft der Zuverlässigkeit geschilderten Umständen bleibe mir nur die Richtung südwärts durch Bayern nach dem Rhein bis Köln und von da durch Ostfriesland nach Oldenburg und so weiter offen. Jede andere Wahl schien ausgeschlossen; das bestimmte mich rasch zu dem bezeichneten langen Umwege. Ich ließ meine Ausweispapiere in dieser Richtung ausfertigen.

Inzwischen hatte sich auf meinem Heimwege ein erschütterndes Schauspiel entwickelt. Zu beiden Seiten einer breiten Durchzugsgasse dichte Mauern stummer Menschenmengen, unbeweglich, mit allen Zeichen namenlosen Erstaunens, peinlichster Angst den unabsehbaren Kolonnen der Reiter von Großenhain, der Infanterie, der Artillerie benachbarter Kantonnements und der Dresdener Garnison nachblickend. Keine Hand der verblüfften Zuschauer regte sich; kein Gruß, kein Laut machte sich vernehmbar. Die Hufe der Pferde, das Rasseln der Geschützräder auf dem Pflaster, der taktmäßige Tritt des Fußvolkes: sonst alles in tiefstes unheimliches Schweigen gehüllt wie ein

Leichenzug! Da drang mir ein tiefer Seufzer zu Ohren: „Ach, du großer Gott! — Auch unser guter König Johann!“ — Alle Blicke kehrten sich den zweispännigen Reisewagen zu, die eben im raschesten Tempo über den Neumarkt rollten. Sie entführten die königliche Familie der treuen Haupt- und Residenzstadt. Man tröstete sich, der König würde außerhalb ihres Weichbildes die ausrückenden Truppen, mit den bayrischen Freunden vereint, dem Vordringen der „schrecklichen Preußen“ entgegenwerfen. Nichts anderes hatten auch diese selbst vorausgesetzt, als sie den Befehl zum Vormarsch erhielten, die von den sächsischen Pionieren zerstörte Eisenbahnbrücke bei Riesa in einigen Stunden wieder gangbar gemacht hatten und „hinter jedem Hause, hinter jeder Erdwelle, jedem Baum und Strauch sächsische kampfbereite Soldaten zu finden meinten“. Aber kein solcher Widerstand, keinerlei sonstiges Hindernis hielt den Marsch der Preußen auf. Ungehemmt zogen sie von verschiedenen Seiten zugleich, gemächlich wie auf dem Paradeplatz, in Dresden ein und nahmen Besitz von der hilflosen verwaisten Stadt.

Als der Einmarsch erfolgte, befand ich mich mit meiner Reise- und Lebensgefährtin in der unmittelbaren Umgebung des bayrischen großen Hauptquartieres zu Bamberg. Unsere Reise von Dresden nach Freiberg und von hier im Postwagen nach Chemnitz, wo wir wieder die Eisenbahn benutzen konnten, war bis Bamberg plangemäß verlaufen. Doch begegnete uns auf der bayrischen Bahn ein Zwischenfall, welcher die Kopflosigkeit beleuchtet, die sich in der allgemeinen Erregtheit der Gemüter auch unseres Zugpersonals bemächtigt zu haben schien. Jener Zwischenfall nötigte uns zu einem mehrtägigen Aufenthalt in Bamberg.

Es geschah nämlich, daß der Zug zwischen zwei Stationen auf freiem Felde unerwartet anhielt. — Was mochte die Ursache sein? — Wir sollten es nur zu bald erfahren. Am Eingange des Wagenabschnittes, den kein Reisegefährte mit uns teilte, erschienen zwei Beamte des Zuges, der Zugführer und der Gepäckmeister. Dieser rief die Nummer eines Gepäckscheines herein und fragte, ob der Inhaber desselben sich im Wagen befinde. Es war die Nummer meines Gepäckscheines, auf welchem eine erhebliche Anzahl von Gepäckstücken verzeichnet stand, da ich reiste wie der alte Wandsbecker Bote, dessen Sprüchlein lautete: „omnia mea mecum porto“. — Von den „omnia mea“ nun fehlte ein Stück, und zwar gerade dasjenige, welches alles enthielt, was wir an beweglichem Gelde und Geldeswerten besaßen — freilich abgesehen von dem Inhalt der Reisekasse. Jenes Gepäckstück just sei zurückgeblieben; alle übrigen „Colli“ befänden sich auf dem Zuge, erklärte der Gepäckmeister; übrigens sei bereits zurücktelegraphiert, und das Vermißte werde ohne Zweifel mit dem letzten Abendzuge in Bamberg wohlbehalten anlangen. Es traf aber erst nach Verlauf einiger Tage dort ein, nachdem die Bamberger Bahnverwaltung, welche vom Direktor bis zum Gepäckträger herab dem Mißgeschick die lebhafteste Teilnahme widmete, alle Hebel in Bewegung gesetzt hatte, um mir mein Eigentum wieder herbeizuschaffen. Unterdessen diente uns die unfreiwillige Muße, allerlei Beobachtungen zu machen.

Wie die Stimmung der vorurteilsfreien Gesellschaftskreise in Bayern sei, das erfuhren wir sogleich nach unserer Ankunft auf der Fahrt vom Bamberger Bahnhofe bis zum „Deutschen Hause“, einem im Mittelpunkt der Stadt gelegenen Gasthofe, wo wir Wohnung fanden — freilich nicht anders als im Tanzsaale, dem einzigen Gelaß des Hauses, welches nicht mit Offizieren des Generalstabes und anderen belegt war. In dem Dunkel des Gefährtes, welches uns nach dem Gasthofe führte, fanden wir bereits einen Insassen, dessen Züge beim völligen Mangel einer Beleuchtung zwar nicht zu erkennen waren, der sich aber im Laufe der sogleich mit uns angeknüpften lebhaften Unterhaltung als wohlunterrichteter Mann beglaubigte, wie wir denn auch von ihm selbst erfuhren, daß er von Beruf Jurist sei. Unser anziehender Gefährte entwarf mit süddeutschem Eifer ein Bild der die Gesellschaft beherrschenden Stimmung, welches vielleicht persönlich etwas übertrieben sein, aber im allgemeinen doch die reine Wahrheit treffen mochte. Danach mußte man glauben, daß die Politik der Regierung König

Ludwigs von den Kreisen, welchen unser Gewährsmann angehörte, aufs erbittertste angegriffen und verurteilt wurde; daß man den „deutschen Bruderkrieg“ für ein nationales Unglück hielt, von welchem niemand schwerer betroffen werden könne als Bayern und die übrigen mit Oesterreich verbündeten Südstaaten; daß die heimischen Zustände unerträglich geworden; daß sie Auswanderungen veranlaßt hätten, wie denn auch unser Gefährte im Begriff stehe, seine ihm sonst so liebe Heimat zu verlassen.

Den schroffsten Gegensatz zu solchen Klagetönen politischer Verzweiflung bildeten die übermütigen Tischgespräche, welche die Offiziere aller Chargen, die zum Hauptquartier des Oberbefehlshabers der bayrischen Korps, Herzog Karls in Bayern gehörten, an der Wirtstafel des „Deutschen Hauses“ zu Bamberg führten. Die Herren erhitzten sich um die Wette zu einer verfrühten Siegestrunkenheit, die in ihrer alles Maß des Geschmackvollen überschreitenden Ausdrucksweise doch nicht wie ein selbstgewisses Glauben an den Sieg, sondern vielmehr wie der Humor zweifelmütiger Verzagtheit oder Unsicherheit lautete. Sie schienen ihre Hoffnung zum Teil auf die Raubgier der österreichischen „Grenzer“ zu setzen. „Die Kerle können nichts Blankes liegen lassen,“ meinte mein Nachbar, ein Rittmeister der Chevaux-legers. „Wenn sie die blankgeputzten Knöpfe der Preußen sehen, sind diese geliefert.“ Uebrigens verriet mir der Rittmeister, der mir demnach die Ehre erwies, mich nicht für einen Spion zu halten, ohne Scheu, daß er auch seinerseits nicht frei von Beutelust sei. „Wenn wir nach Berlin kommen,“ sagte er ganz ernsthaft, „weiß meine Eskadron, was sie zu thun hat. Ich habe sie in drei Haufen geteilt; der erste besorgt das Getränk, der zweite den Küchenbedarf und der dritte die — Wertsachen.“ Ein anderer beabsichtigte sogar, Leipzig, doch eine befreundete Stadt, in einen Trümmerhaufen zu verwandeln! Er erregte damit allgemeines Aufsehen, und als man ihn nach den Beweggründen solcher grausamen Absicht fragte, erklärte er, die Stadt verdiene kein besseres Los, keine Schonung, „denn sie haben dort ein Gebräu, mit dem sie die öffentliche Moral beleidigen; sie heißen es Gose“. Dieses Wort erregte allen anwesenden Offizieren, einschließlich eines hohen Stabsoffiziers mit würdigem, weißen Haupt erschütternden Schauder des Abscheues. Dann kam man wieder zurück auf die reiche Beute, die man sich besonders von einer Plünderung in Berlin versprach. Und hier wurde mir der Reim verständlich, den in jenen Tagen die Berliner Straßenjugend sang:

> Luise, thu die Löffel weg,
> Es kommt der große Benedek.

Nach der Schlacht bei Königgrätz lautete der Spottreim:

> Luise, bring sie wieder her,
> Der Benedek, der kommt nicht mehr. —

Von dem gesunkenen Vertrauen im öffentlichen Geschäftsleben hatte ich bereits in Dresden eine empfindliche Probe erhalten. Sie bestand in der Schwierigkeit, bare Münze zu erhalten. Mein Bankier weigerte sich, ein unanfechtbares, hoch im Kurs gestandenes Wertpapier, das er selbst mir vermittelt hatte, anders als wie ein Pfandobjekt anzunehmen, gegen das er mir nur die Hälfte des Nennwertes auszahlen wollte. Ein Geldwechsler in Bamberg lieferte mir den zweiten Beweis von der allgemeinen Mutlosigkeit im Verkehr. An einem sächsischen Bankzettel mußte ich je drei Groschen (30 Pf.) vom Thaler mir abziehen lassen. Dabei machten die Geldwechsler denn auf die bequemste, müheloseste Weise „gute Geschäfte“.

In Mainz, unserer nächsten Nachtherberge, fanden wir in der Wirtsstube des Gasthofes wieder süddeutsche Offiziere aller Grade und Waffengattungen. Wir setzten von dieser ehemaligen Bundesfestung aus unsere abenteuerliche Fahrt am folgenden Frühmorgen fort, wo wir ein Dampfschiff bestiegen. Dasselbe Schiff benutzten preußische Offiziere, zumeist vom Geniekorps, wie auch Zivilbeamte; die einen, um die preußi-

sche Garnisonkasse zu retten, welche von gegnerischer Seite bedroht gewesen sei; die anderen, um sich selbst und ihre Habseligkeiten aus gleicher Gefahr in Sicherheit zu bringen. Zu der fahrenden Habe dieser Herren gehörten auch lebende Produkte ihrer „hühnerologischen“ Bestrebungen, die in ihren Korbgehäusen sich der zartesten Sorgfalt ihrer Eigentümer erfreuten. Die Offiziere waren von heiterster Laune beseelt, und man fühlte, mit welch anderem, freudigen Vertrauen als ihre Herren Kameraden im Deutschen Hause zu Bamberg sie selbst der Entwickelung des kriegerischen Dramas entgegenhofften.

Wie solche Hoffnungen alsbald — ja nach Verlauf der ereignisreichsten sieben Tage, welche wohl die Kriegsgeschichte aller Zeiten kennt — durch die preußischen Waffenerfolge sich rechtfertigten; mit welcher Unaufhaltsamkeit die siegreichen Truppen auf dem böhmischen und südwestdeutschen Schauplatz vordrangen; welche Meisterzüge der strategischen Beweglichkeit großer Truppenmassen die verblüffte Welt da erlebte — die Gegner nannten dieselbe ärgerlich „affenartige Geschwindigkeit“: — das liegt alles außerhalb des engen Kreises von Privaterinnerungen, wie sie hier erzählt werden sollen. Doch war mir vergönnt, noch nach der thatsächlichen Beendigung des kurzen glorreichen Doppelfeldzuges ein denkwürdiges Beispiel jener „affenartigen Geschwindigkeit“ zu erfahren. Dasselbe führt auf den Beginn des Feldzuges zurück und spielte in Kassel.

Nach dieser früheren Residenz des jüngsten und letzten deutschen Kurfürstentums führten mich zu Anfang des Septembers 1866 persönliche Zwecke, die einen mehrtägigen Aufenthalt erforderten. Während der Dauer desselben erwartete die Bevölkerung von Kassel die Rückkehr der hessischen Truppen. Das Oberkommando der verbündeten süddeutschen Streitkräfte schien in die preußen-feindliche Gesinnung einiger seiner Truppenkörper ein — wohl nicht ganz unbegründetes — Mißtrauen zu setzen. Unter einem solchen hatten vornehmlich die Hessen-Kasseler zu leiden. Man überwies ihnen die Besetzung der Festung Mainz, wo sie sich fast während des ganzen Feldzuges zur Unthätigkeit verurteilt sahen wie internierte Kriegsgefangene.

Kurz vor der Erlösung der hessischen Regimenter aus solchem unwürdigen Bann und vor ihrem Einmarsch in die heimatliche Hauptstadt saß ich eines Abends mit etlichen Freunden „beim Cimiotti“, einer beliebten Trinkstube alten, einfach-behaglichen Stils. In der Tafelrunde hatte ich meinen Platz gefunden neben einem mir unbekannt gebliebenen Offizier, den ich seiner Uniform nach zuerst für einen preußischen Ingenieur hielt. Es befand sich keine andere Uniform unter den dermaligen Gästen. Auffällig wurde mir, daß mein Nachbar, mit dem eine anregende Unterhaltung bald in besten Fluß geriet, kein Seitengewehr trug. An einem Nagel der Wand, wo eine Offiziersmütze unter „zivilen“ Kopfbedeckungen hing, suchte ich den Degen ebenfalls vergebens. Die Frage, welche ich an diesen Nachbar in schicklicher Weise zu richten mir erlaubte, ob er etwa als Quartiermacher oder als Fourier-Offizier den hessischen Truppen vorausgesandt sei, verneinte er lächelnd. Seine Mundart hatte mich indessen schon überzeugt, daß er Hesse war; ein Umstand, über den mich die Aehnlichkeit der Uniform mit der preußischen anfänglich täuschen konnte. Meine Verwunderung wuchs, als der Leutnant, wie es mir schien, mit einiger Verlegenheit erklärte, er habe am Feldzuge gar nicht teilnehmen können, sei vielmehr während der Dauer desselben nicht über Kassels Weichbild hinausgekommen, „der Not gehorchend, nicht dem eigenen Triebe“ — citierte er wehmütig. „Sie waren genötigt, in Kassel zu leben?“ fragte ich. „Als preußischer Kriegsgefangener auf Ehrenwort“ — bestätigte er. Und dann gewährte er mir die Bitte, den Hergang seiner Gefangennahme zu berichten.

„Vielleicht war ich der erste Offizier der preußischen Gegenparteien, der ein Beispiel von jener ‚affenartigen Geschwindigkeit‘ ihres gemeinsamen Feindes erleben durfte.“ Mit dieser Einleitung begann der preußische Kriegsgefangene seine halb ernste, halb

humoristische Darstellung, deren wesentliche Einzelheiten, knapp zusammengefaßt, folgende waren:

Als die kurfürstliche Regierung die vom preußischen Ultimatum gewährte vierundzwanzigstündige Frist hatte verstreichen lassen, ohne die geforderte Erklärung ihrer preußischen Heeresfolge abgegeben zu haben, mußte sie kriegerische Vorbereitungen treffen, da ihre passive Weigerung nach der preußischen Forderung in Berlin als Kriegserklärung aufgefaßt werden sollte. Die vornehmlichste Sorge der militärischen Oberleitung in Kassel bestand nun darin, daß zur Sicherstellung kurfürstlicher Residenz die Zugänge zur Stadt ungangbar gemacht würden. Mein Herr Berichterstatter und Tischnachbar ‚beim Cimiotti‘ wurde — er war Ingenieur-Offizier — mit einem Pikett von vierzig Pionieren seines Zuges nach Guntershausen entsendet, um dort die Eisenbahnschienen auszuheben. Bevor er dieses Zerstörungswerk in Angriff nahm, meldete er seiner Instruktion gemäß seinen Auftrag telegraphisch nach Bebra mit der Weisung, dort eintreffende Eisenbahnzüge von dieser nächstbenachbarten Station aus nicht weiterfahren zu lassen. In kürzester Frist erfolgte von der Stationsverwaltung Bebra die Antwort: „Mit dem Aufbrechen der Schienen warten, bis der hier soeben passierte Güterzug dort eingetroffen.“ Jetzt bemerkte der Empfänger dieser Depesche auch, daß ein ankommender Zug signalisiert sei. Nicht lange, so wurde auch schon die Dampfwolke desselben in der Ferne sichtbar. Bald erkannte der beobachtende Offizier bereits klar den Charakter des heranrollenden Zuges. Auch die gemäßigte Bewegung bestätigte denselben: es war der angekündigte Güterzug. Dieser kam in jeder Sekunde näher. Und nun war er nahe genug, um hinter den geöffneten Fenstern eines, die Güterwagen führenden Personenwagens Insassen bemerken zu lassen. Sie trugen Offiziersuniformen und Helme. Doch wie? — Waren das hessische Helme? — Keineswegs! — Das geübte Auge des Offiziers überzeugte sich nur zu bald und zu sicher: diese Helme waren preußische Helme. Und dann sah er gar, daß die schweren Thüren der zahlreichen großen Güterwagen halb geöffnet waren und daß in denselben preußische Pickelhauben und unter diesen, Kopf an Kopf, muntere Soldaten sich drängten, die Blicke nach dem Bahnhof Guntershausen gerichtet; der nicht wenig überraschte Beobachter glaubte die unerwarteten Gäste zuweilen fröhlich lachen zu hören. — „An die Gewehre!“ — kommandierte er. Seine 40 Pioniere stellten sich mit Front nach der Richtung des inzwischen nahe herangekommenen Zuges auf. Nun hielt derselbe am Perron. Die Thür des Personenwagens wurde geöffnet, und heraus schwang sich ein preußischer Hauptmann, salutierte mit militärischem Anstande und bat den hessischen „Herrn Kameraden, den Scherz dieser kleinen Ueberraschung zu verzeihen.“

„Sie werden meine Antwort aus Bebra erhalten haben. Ich befand mich in der Lage, Ihre gütige Mitteilung persönlich erwidern zu können, und erlaubte mir die Wendung von dem abgegangenen Güterzuge, weil ich nur so hoffen durfte, Ihre angenehme Bekanntschaft zu machen. Hoffentlich wird unsere Begegnung keine Weiterungen veranlassen. Sie haben da Leute — hübsche schlanke Pioniere — es werden etwa gegen vierzig oder funfzig Mann sein —“

„Vierzig, Herr Hauptmann.“

„Ohne Bedeckung reise auch ich nicht, Herr Leutnant; ich habe übrigens hier nur hundertundzwanzig Mann zur Stelle. Wollen Sie es etwa mit mir versuchen?“

„Dazu habe ich keine Instruktion, Herr Hauptmann“.

„Dann ersuche ich Sie ergebenst um Ihren Degen und um Ihr Ehrenwort, in dem gegenwärtigen Feldzuge keine feindlichen Handlungen gegen Preußen zu unternehmen“.

Der Leutnant gab das Ehrenwort und überreichte seinen Degen.

„Danke, Herr Kamerad! Nun bitte ich noch, Ihre braven Leute entwaffnen und nach Haus schicken zu dürfen. — Bei Muttern ist's immer am besten!“ wandte er sich zu den Pionieren, die der Unterredung mit Spannung gefolgt waren.

„Das ist die Geschichte der affenartigen Geschwindigkeit, durch welche ich preußischer Kriegsgefangener wurde. Ich bin nicht viel schlechter dabei gefahren als meine Landsleute, die in Mainz interniert wurden, und zwar nicht vom Feinde, sondern von Verbündeten, die sich unsere Freunde nannten.“ — So schloß der Offizier die fesselnde Schilderung seines Abenteuers. Der Groll gegen die Verbündeten hatte sich indessen in den Gemütern seiner von Mainz zurückgekehrten Kameraden bis zur leidenschaftlichsten Erbitterung gesteigert. Einer der Offiziere, die mitausgerückt waren und nunmehr ihre Garnison in Kassel einstweilen wieder bezogen, gab jener Stimmung sehr drastischen Ausdruck. Als Feldzeichen diente eine schwarzrotgelbe Armbinde, durch welche die Truppen der verbündeten Südstaaten von den mit weißer Armbinde kenntlich gemachten Truppen der Preußen und ihrer norddeutschen Freunde sich unterschieden. An der Wirtstafel boten die kriegerischen Erlebnisse reichen Stoff der Unterhaltung. Jener Offizier nun schilderte den Unglimpf, mit welchem den hessischen Truppen begegnet worden sei, in lebhaften Farben; er erwähnte unter andern ihnen zugefügte Kränkungen auch die der hessischen Kavallerie widerfahrene. Diese sei nur einmal und nur zum Schein zur Verwendung gekommen; sei in sumpfiger Gegend aufgestellt worden, welche jede freie Bewegung unmöglich gemacht habe. Jene und andere Erinnerungen steigerten den Erzähler in eine so hochgradige Entrüstung hinein, daß er dieselbe an der schwarzrotgelben Feldbinde ausließ, sie aus der Uniformtasche hervorriß und mit dem Ausdruck leidenschaftlichen Hasses mit Füßen trat.

Gott sei Dank, daß jene feindselige Zersplitterung der deutschen Stämme hoffentlich für immer ihren herrlichen Ausgleich gefunden hat; daß es keine schwarzrotgelben und weißen feindlichen Feldbinden und Heere auf deutschem Boden mehr gibt; daß alle das eine schwarzweißrote Banner in Krieg und Frieden zu einer geschlossenen eisernen Mauer verbindet, an welcher jeder Gegner, so Gott uns beisteht, sich den Schädel zerschmettern wird. Aber um dieses hohe Ziel zu erreichen, war das blutige Vorspiel des deutschen Bruderkrieges notwendig, ein kurzer schmerzlicher Krampf der Jungfrau Germania, eine heftige Krisis jahrhundertelangen Siechtums, eine wundervolle „Wendung durch Gottes Fügung“, aus tiefer Ohnmacht und Schmach eine herrliche Auferstehung in stolzer Kraft und wiedererworbener Ehre! —r—

Eine deutsche Dichterin vor hundert Jahren.

Von

Martin von Nathusius.

III. Georg Forster.

Am Ende des Jahres 1778, dessen Frühjahr den russischen Freund von Göttingen entführt hatte, kam Georg Forster dorthin und wurde auch im Gattererschen Hause bekannt. Philippine trat mit ihm in engen freundschaftlichen Verkehr; und daß sich das Band nicht noch fester knüpfte, lag wohl mit in der unglücklichen Liebe, die damals noch ihr Herz mit Trauer und Hoffnungslosigkeit erfüllte.

Forster, dieser mehr durch seine edlen Irrtümer und sein trauriges Schicksal, als durch das, was er etwa geleistet, der Welt bekannt gewordene Mann, war der Sohn des berühmten Naturforschers Johann Reinhold Forster, der anfangs Prediger in Nassenhuben bei Danzig war, wo Georg im Jahre 1754 geboren ist. Als elfjähriger Knabe hatte er den Vater auf einer naturwissenschaftlichen Reise in das südliche Rußland begleitet, die derselbe im Auftrage der russischen Regierung gemacht und auf der er mehrere Jahre zugebracht hatte. Im Auftrag der englischen Regierung ging der Vater Forster dann mit Kapitän Cook auf dessen Reise um die Welt. Und wiederum begleitete ihn der nun herangewachsene Georg. Nach der Rückkehr lebte die Familie seit vier Jahren in London, unter dem Undanke der englischen Regierung leidend, den sich der alte Reinhold durch sein seltsames und barsches Wesen wohl zum Teil selbst zugezogen haben mochte. Ja, er ward sogar in den Schuldturm gesteckt.

Sein Sohn Georg unternahm teils zu wissenschaftlichen Zwecken, teils um seinem Vater eine anderweitige Aushilfe zu verschaffen, im Jahre 1777 eine Reise nach Paris, wo er Buffon kennen lernte, und im darauf folgenden Jahre kam er über Haag und Düsseldorf nach Kassel, das sich damals unter dem Landgrafen Friedrich II. zu einem kleinen Paris auszubilden begann. Er fand auch wirklich bald eine Anstellung als Professor der Naturgeschichte mit 450 Thalern Gehalt an dem neu gestifteten Kollegium Karolinum, nachdem er sie vergeblich seinem Vater zu verschaffen gestrebt hatte und durch die Hartnäckigkeit, womit er an diesem kindlichen Wunsche hing, sie fast auch für sich selbst verloren hätte. Ehe er aber sein Lehramt antrat, bedingte er sich noch einen dreimonatlichen Urlaub aus, um für seinen Vater noch weiter nach einer Anstellung oder Unterstützung sich umzusehen. So kam er gegen

Digitized by Google

Ende Dezember des Jahres (1778) zuerst nach Göttingen und blieb dort vierzehn Tage, ehe er weiterzog nach Berlin.

Der 24jährige Weltumsegler, der so manches erlebt und sich schon in der wissenschaftlichen Welt bekannt gemacht hatte, zog natürlich die allgemeine Neugier der Menschen auf sich. Aber sein anspruchsloses und gegen jedermann gleich wohlwollendes Wesen gewann ihm schnell mehr als ein flüchtiges Interesse. Aus seinem Briefwechsel, der von seiner Gattin, der nachmaligen Therese Huber, in zwei Bänden herausgegeben ist (Leipzig 1829), lernt man den liebenswürdigen Menschen kennen. Er bekennt sich darin voller Schwächen, aber wenigstens von der einen frei, dem geistlichen Stolze. Die viele Liebe und Freundschaft, die er empfange und die ihn rühre, beweise für seinen Charakter. „Ich gefalle", sagt er einmal mit der ganzen Naivität des natürlichen Menschen, „weil ich ohne Prätension bin und jedermann Wohl, keinem Uebel wünsche." — „Uneigennützig scheinende Liebe rührt die Menschen immer am tiefsten." Daraus schloß er, daß sie im Grunde durchaus gute Geschöpfe seien. „Es ist der größte Vorteil des Menschen, teilnehmend und liebevoll gegen die Welt zu sein."

Plato dachte anders über die Menschen, der einmal ausgeführt hat, daß es einen vollkommen guten Menschen nicht gäbe. Und wenn er erschiene, die Welt würde ihn nicht verstehen — man würde ihn kreuzigen. In der That sehen wir ja auch an Jesu Christo, daß es nicht immer „vorteilhaft" ist, „teilnehmend und liebevoll gegen die Welt zu sein." Doch Forsters Ansichten in diesem Punkte kennzeichnen gut jenen Zeitabschnitt, in dem der Kultus des Genius und die Vergötterung der menschlichen Natur vorbereitet wurde. Ebenso lehrreich ist aber, grade an Georg Forster die Entwicklung zu beobachten, die diese Richtung immer nehmen muß. Bei seinem Hange zur Schwärmerei, der sich später so verhängnisvoll entwickelte, „spiegelte ihm," wie die Herausgeberin jener Briefe sagt, „sein allgemeines Wohlwollen für die Menschen noch bei dem einzelnen, der ihm lieb ward, den höchsten Grad der Vortrefflichkeit vor." So schreibt er selbst noch einige Jahre später: „Ich gestehe Dir meine Schwäche, ich, ein Mann von dreißig Jahren, der manches gelitten und erfahren hat, der gegen die Welt und ihre Reize gleichgiltiger sein, der so mancher Thorheit spotten sollte, ich kann noch nicht immer dies Herz, das seinen eigenen Willen hat, im Zaum halten und lasse es nur gar zu oft, nach einem kaum merklichen Widerstande, mit mir forttreiben, wohin es will."

Wohin es ihn später noch getrieben, werden wir gleich sehen. Vorläufig war er also in Göttingen und kam auch in Gatterers Haus. Er schreibt darüber an seinen Vater: „Von der trefflichen Gattererschen Geographie hat Ihnen Professor Lichtenberg geschrieben. Schade, daß nur ein Band heraus und der Mann so kränklich ist. Seiner Tochter Philippine Gedichte werden Sie durch die Göttinger Anzeigen schon kennen. Sie sind sehr schön, und das Mädchen ist so lebendig, so witzig, so freimütig, daß mein erster Besuch schon über drei Stunden dauerte, und ich die ganze Zeit fast allein mit ihr sprach, während daß Lichtenberg die übrige Familie, die sehr zahlreich ist, unterhielt. Ihre ältere Schwester bossiert niedlich in Wachs und ist hübscher, auch sehr angenehm im Umgang. Aber Philippinen steht das Maul nie still."

Wenn er dem Vater das tiefere Interesse, das er an Philippinen gewonnen, nicht gesteht, so konnte er es sich selbst nicht verhehlen. Die Bekanntschaft zweier Menschen wie diese beiden jungen Leute, die beide nur auf das im Verkehr einzig Interessante, nämlich das Empfinden und das innere Leben des Menschen, ausgehen, und dabei das eigene Innere so frei im Auge und im Munde haben, ist schnell geschlossen. In den wenigen Tagen steigerte sich die erste Teilnahme zum höchsten Vertrauen — wozu wohl die besondere Lage beider das ihrige beitrug. Was Philippine damals noch bewegte, ist schon erwähnt, und bei Forster war es das tiefe

Ergriffensein von dem Unglück seiner Familie, das ihn ja auf Reisen getrieben hatte, welches jetzt sein Denken und Fühlen beherrschte.

Ich gebe nun die drei in meinem Besitze befindlichen Briefe von Georg Forster wieder, von denen die beiden ersten noch in Göttingen, der dritte bald nachdem er es verlassen hatte, an Philippine geschrieben sind. Der erste bezieht sich auf ihm übersandte Gedichte von ihr:

1.

Der sanften Dichterinn, die unvermerkt gute Werke ausübt, auch an mir, lohn' es der allgütige Himmel! — Alles hab' ich gelesen in glücklicher Stunde; ich war allein, und konnte meinen Empfindungen freien Lauf lassen. Unter den vorgesetzten Bedingungen, die ich willig eingehe, habe ich mir das an einen Freund der aufs Land zog — das trauernde an die Freude — das überirdische am Geburtstage — das lehrreiche vor dem Spiegel, — und das melancholisch-hinreißende in einer traurigen Nacht — abgeschrieben. O! warum mus die Traurigkeit so oft des Verdienstes Begleiterinn seyn? Warum trift so manche bittre Stunde, so manche Widerwärtigkeit die sanfte, reine Tugend? — Es mögte mir nicht ziemen Trost und Muth einzusprechen, weil ich selbst viele finstere melancholische Gedanken hege; weil ich, (zwar nicht für meine eigne Person, aber in vielen andern) höchst unglücklich bin, weil ich — vielleicht nie glücklich werde? — und dennoch wagt' ich es gar zu gern, hier mit Werthern zu sagen: „Ich will mich bessern, will nicht mehr das Bischen Uebel, das das Schicksal uns vorlegt, widerkäuen; Ich will das Gegenwärtige genießen, und das Vergangene soll mir vergangen sein.“ Ja gewis! Auch in dieser Welt empfängt jeder sein bescheiden Theil von Freude und Glück, — fehlt's doch meistens nur am Willen zu erkennen. — Die Lage in England zurückgelaßner Verwandten, — es giebt Augenblicke, Stunden, Nächte, wo dieser schmerzhafte Gedanke mich zu Boden reißt und der Thränenstrom nicht versiegen will — dagegen, die Beruhigung selbst, diesen Gedanken so fühlen zu können! und die Seeligkeit, wo ich nur hinkomme, warme, wahre, göttliche Freunde zu finden, in die Falten ihrer umfaßenden Seelen mich zu hüllen, ganz verstanden zu werden, mein Herz vor ihnen auszuschütten, an ihrem frommen Busen neue Lust zum Leben einzuhauchen! — Ihr Reichen gehabt euch wohl mit eurem Golde. Ich spiegle mich, empfinde mein Daseyn, an lebendigen mir ähnlichen Wesen, und ihr? — an der todten Materie! — —

Unvergeslich sind mir die mitgeschickten Zeilen. Sie drangen zu tief in meine Seele, je den Rückweg zu finden. „Fern oder nah“, will ich nie vergessen, daß ich die Seele fand, der ich beim ersten Anblick die reinste Freundschaft weihen konnte. Heiliges Seelenband! das — o ich schwärme nicht! — über's Grab hinausdauert! — —

Leben Sie wohl, theure Philippine! Bald sind Sie glücklich. Ihr schönes Herz, Ihre Verdienste können nicht lange ungelohnt und ungenuzt bleiben. Die Nachwelt soll Ihnen noch mehr als Gedichte zu danken haben. — Mir wird die Nachricht einen heitern Tag, und die Erinnerung manche frohe Stunde machen. — — — Und sind Sie dereinst glücklich, so denken Sie auch an Ihren aufrichtigen steten Freund,

31. Dec. 1778. Georg Forster.

2.

Nach Mitternacht.

Heilig sind mir die harmlosen Vorurtheile Edler Seelen — heilig auch, und nie zu entweihen, die Empfindungen der Freundschaft! Ein doppelter Beweggrund, so anscheinend leichtsinnig zu handeln als ich den Abend that. Hätte ich meinem Gefühl nachhängen dürfen, ich würde traurig, still und allen die mich nicht verstanden

hätten, unerträglich geworden seyn. Misverständnis aber, und Misdeutung sind nahe verwandt. Ihnen, theuerste Freundinn, die mich allein verstanden hätte, mogte mein Leichtsinn ohne diese Erklärung eben so misfallen, als es andern der ungezwungene Ausdruck meines Herzens gethan hätte. Bedauern Sie mich, daß ich durch meine eigne Schuld um soviel Freude gekommen bin, und das Glück verscherzt habe, noch eine (sagten Sie nicht, die Liebste?) Ihrer Schwestern kennen, oder welches bei dem Nahmen Gatterer einerlei ist, hochschätzen zu lernen! Die gezwungene, abgebrochene Unterredung konnte mir blos die Größe des Verlusts, nicht die Mittel ihn zu ersetzen anzeigen. — Tausend Dank aber nehmen Sie hin für das warme Mitgefühl womit Sie meine Freimüthigkeit belohnten. O! ich will nicht mehr einsame Nächte durchweinen, und wenn bange schauerliche Melancholie mit schwarzen Fittigen mich umflattert — will ich mir zurufen: „Sie gebot Dir fröhlich zu seyn!“ . . . . .

Ich nehme hier Abschied, weil ichs heute wieder nicht werde thun können. Eine Verbeugung, ein Händedruck sage Ihnen, Ihr Freund gehe mit dem gerührtesten Herzen dahin! — Er wünscht Ihnen das verdienteste Glück und zweifelt nicht, daß es Ihnen bald zu Theil werde! Wie wird er sich freuen, wenn er hört, daß nun endlich einmal das Schicksal gerecht geworden sei! — Adieu, Philippine! Lebewohl! G. F.

3.

Berlin d. 15ten Februar 1779.

„Er wird Vater und Mutter verlassen.“ Freilich einer der urältesten Aussprüche über's Menschengeschlecht! Aber sollt' er ohne Ausnahme seyn? Es giebt gewiß Fälle, wo das Gefühl der Kindesliebe siegt und siegen muß, wo jede Dank-Erinnerung an das wohlthätige Väterliche Dach nun laut um Wiedervergeltung weint! Aeltern leiden sehn, die der Tugend treu, dem Nächsten hold, und Lehrer alles Guten uns gewesen, — und alsdann, nachdem wir selbst dem gescheiterten Schiff entschwommen, den Sinkenden vom festen Ufer aus keine hülfreiche Hand zu bieten, kalt und unthätig hinabzublicken, oder gar unbekümmert landeinwärts zu wallen durch Myrtenhain' und Rosengebüsch' — Es mag Menschen-Weise seyn; nur meine Weise nicht.

Verhüte Gott, daß aus diesen Zeilen Eigendünkel hervorschimmere! Wer hier alles erfüllt und nach Wunsch vollendet hat — der hat seine Pflicht gethan. Aber ich — habe nur alles versucht ohne etwas auszurichten. Tausend Menschen sah ich, an die ich sonst nie gedacht; vielen lebte ich zu gefallen, die es nicht verdienten; oft riß ich mich von denen weg, die mein Herz sich erwählt hatte, um die langen Stunden durch zu hofiren, oder mein Anliegen vornehmen Gönnern zu eröfnen, und eh' ichs halb ausgekramt, mit einer Winternachts-Miene außer Fassung gebracht zu werden. Allein auch diese Beschäftigung war mir heilsam. Nicht aus dem schäumenden Quell der Freuden schöpfe der Kranke, sondern vom Gesundbrunn'!

Hiernächst, wertheste Freundinn, will ichs versuchen, mein zeitheriges Schweigen zu entschuldigen. — Oder überhebt mich dessen das Vorhergehende? Sie tadeln den nicht, der zu Gast gehen will, aber unterweges bei einem Liebesdienst seinen Sonntags-Rock besprützt, und das Gelag versäumt, welches er morgen nachholen kann. Wie viel mehr verdiene ich Ihr Gutachten, da ich nicht weis ob ich je wieder meine Empfänglichkeit anziehen, und in diesem leichten Gewande sorgenlos in die Blumenwelt hüpfen werde? — Einige mislungene Versuche sind schuld, daß jezt erst meine schwerste Arbeit angeht, bei der ich selbst meine Kräfte in Zweifel ziehe. Es bleibt mir kein Augenblick frei. Aber, so eine Mutter! solche Schwestern! Und dießeit des Ziels zu ermüden? . . .

Das mitternächtliche Schreiben ist mir ein schäzbares Denkmal Ihrer Freundschaft; haben Sie vollen Dank dafür. Der Beifall unserer Freunde ist ein tiefdringender Sporn, der nicht wehe thut. Dem Matrosen, der an der Ankerwinde ermattet, ist das Jauchzen am Strande Erquickung.

Mit Recht sagten Sie, „nur die Verletzung des innern Gefühls der Tugend sei sträflich“. Ich lobe mir die Freimüthigkeit die aufs Bewußtseyn der Unschuld baut. Desto überflüssiger war Ihre geäußerte Furcht vor übler Deutung. Wie sollte ich einen Augenblick zweifeln, daß Verdienste, die meine Achtung und Freundschaft nach sich zogen, andern empfänglichen Herzens nicht auch das wärmere (gleichwohl flüchtigere) Gefühl der Liebe einflößen können? Vielmehr wollte ich wetten, daß noch mancher die Zahl der schon angeführten Verliebten vergrößern werde. Ihrer sind oft mehr als wahrer Freunde. Wählen Sie glücklich, wie Colibri!*) Ihre Freunde bleiben Ihnen doch, und nach dem ersten Taumel der Liebe finden Sie immer noch, daß diese Leidenschaft das Herz nicht ganz erfüllen kann; die ruhigeren Freuden der Freundschaft haben alsdann auch ihr angewiesenes Stündgen. Dies Stündgen sei mein!

Gegen das Ende des Märzen bin ich in Cassel, und vielleicht, wenn der junge Mai im Schooße der Mutter erwacht, komm' ich auf ein paar Tage nach Göttingen. Leben Sie recht wohl, und vergnügt! G. F.

Philippinens Briefe zu erlangen, ist nicht möglich gewesen. Doch tritt auch ihr Bild aus dieser Korrespondenz des Freundes in einzelnen Strichen hervor. Der Anfang des dritten Briefes bezieht sich offenbar auf die Frage, die wir oben schon aufwarfen, warum das Band zwischen beiden sich nicht noch enger knüpfte. In diese Erwägungen aber über Freundschaft und Liebe, die Forsters Briefe anregen, paßt so sehr ein Gedicht Philippinens aus dieser Zeit, daß ich es, wenn es auch an einen anderen Freund gerichtet ist, doch hierher setze. Ist doch sein Inhalt für jene Zeit besonders charakteristisch.

An Herrn S. W.

Zu ihr, die Gott uns hier verliehen, uns Trost in jeder Qual zu sein,
Zur hohen Freundschaft will ich fliehen, und ihrem Dienst mein Leben weih'n!

So dacht ich, als aus meinen Blicken der Kindheit langer Traum entflog,
Und ich, mich ewig zu beglücken, der Erde Lieblingsfreuden wog.

Drauf sucht ich die auf meinen Wegen, die auch zur Freundschaft sich bekannt;
Bald kamen viele mir entgegen — und uns umgab der Freundschaft Band.

Wie über junge Frühlingsblüte, in der man schon die Hoffnung liebt,
Daß einstens ihrer Früchte Güte uns Süßigkeit und Kühlung gibt,

So konnt' ich über sanfte Blicke und fromme Worte mich erfreun:
„Zu euch komm' ich getrost zurücke, will mir dereinst ein Unglück dräun“.

Doch wie die zarten Blüten schwinden, wenn sie ein kalter Reif umzieht,
So mußt ich oft die Freundschaft finden, die erst so hoffnungsvoll geblüht.

Nur selten ward mein Wunsch erfüllet, oft täuschte Weiberneigung mich.
Und in der Männer Freundschaft hüllet oft unvermerkt die Liebe sich.

Doch fand ich auch — was mehr als Kronen, und alle Schätze dieser Welt —
Fand Menschen, voll von sanftem Schonen, und die durch Falschheit nicht entstellt.

Du willst die kleine Zahl vermehren, die mir die Freundschaft zugeführt?
Wie muß mich dieser Vorsatz ehren, da dir der Tugend Ruhm gebührt.

Wie sich zwei Wanderer begegnen, auf grauenvollem Pfad im Hain,
Wie sie, noch unbekannt, sich segnen und sich des guten Zufalls freun:

So kamst du jüngst aus fernem Lande, und unsre Seelen trafen sich
Und jetzt verknüpfen sanfte Bande der Sympathie schon dich und mich.

---

*) Colibri und Willibald, — so heißt eins von Philippinens Gedichten.

Ich sah aus deinen offnen Zügen die reine Seel' im Angesicht,
Nein! — dieses Lächeln kann nicht trügen! Und — Wonne! — es betrog mich nicht!

Nur wenig Tage sich zu kennen — und schon entfliehst du meinem Blick?
O, denke, wenn uns Länder trennen, mit Wärme noch an mich zurück!

Soll ich dich hier nicht mehr erblicken — ein leises Ahnen sagt es mir —
So seh' ich dort dich mit Entzücken — Geh! — Meine Wünsche folgen dir!

Forster besuchte im späteren Verlauf desselben Jahres (1779) Göttingen von Kassel aus noch mehrere Male, um sich in der Bibliothek bei seinen litterarischen Arbeiten Rats zu holen. Da wurde er auch in des Philologen Heyne Haus aufgenommen, und Philippine hatte den kleinen Schmerz, zu bemerken, wie sich ihr Freund bald von ihr ab und mehr der Tochter Heynes, Therese, zuwendete, die nachher seine Frau und unter ihrem dritten Namen als Therese Huber eine gefeierte Schriftstellerin geworden ist. Namentlich auf einem Balle, wo dieselbe in einem Kleide aus von ihm mitgebrachtem otaheitischem Stoffe erschien, gewann sie sein Herz. Doch hat die Freundschaft mit Philippine darum nie ganz aufgehört und sie hat besonders teilnehmend seiner gedacht, als später alle Welt sich von ihm lossagte.

Ich denke, daß es dem Leser erwünscht sein muß, zu wissen, wie es dem Manne, in dessen leicht bewegliches und edel denkendes Herz wir jetzt einige Blicke gethan haben, weiter ergangen ist, und führe deshalb in kurzen Strichen sein Leben hier zu Ende.

Seine Bemühungen in Berlin für den Vater waren, wie der Brief von dort schon durchfühlen läßt, fruchtlos. Nur auf der Rückreise erhielt er in Dessau eine kleine Unterstützung vom Fürsten Leopold. Im März mußte er, so gern er noch einige Jahre sich und der Wissenschaft allein gelebt hätte, sich in das Joch seines Amtes fügen, das ihm zwar bei der geringen Frequenz des Karolinums wenig Arbeit machte, aber durch den ihm dabei auferlegten Unterricht am Kadettenhause und die Schwierigkeit, dort Urlaub zu erhalten, lästig genug war. Den Ertrag seiner litterarischen Arbeiten und einen Teil seines Gehalts mußte er für die in England zurückgelassene Familie (die Eltern und Geschwister) verwenden. Dabei fehlte es ihm immer selbst, und bei seinem genialen Charakter wußte er sich — bei dem besten Willen — nie richtig einzuschränken. Bald trat er in den geheimnisvollen Rosenkreuzer-Orden ein, jene wunderbare Gesellschaft, von der man noch immer nicht weiß, ob sie einer Satire oder einem ernst gemeinten Versuch im Anfang des 17. Jahrhunderts ihr Dasein verdankt, die aber in der Mitte des 18. Jahrhunderts als eine Abzweigung der Freimaurer durch alchymistische Geheimnisse einen höheren Grad derselben darstellen wollte. Es ist eine psychologische Merkwürdigkeit, daß ein Mann von so tiefen naturgeschichtlichen Kenntnissen wie Georg Forster, der zugleich so „vernunftmäßige Ansichten" über religiöse Dinge hatte, diese doppelte Schwärmerei damit verbinden zu können meinte. Die Ordensverbindung, statt ihm Gold zu liefern, kostete ihm noch mehr, entzog ihn nützlicheren Beschäftigungen und anregendem Umgang.

Im Jahre 1784 wurde er nach Wilna berufen. Ehe er abreiste, hielt er um Therese Heynes Hand an, erhielt sie aber noch nicht. Er schrieb ihr wiederholt auf das achtungsvollste und teilnehmendste, glaubte in ihr „sein Glück, seine ganze Beruhigung und den lebhaftesten Sporn zum Fortschritt auf einem ungebahnten Wege" zu finden. Und im Herbst 1785 holte er sie als seine Frau nach Rußland ab. Vielleicht hat ihr edler, aber männlich lebhafter und romantischer Charakter noch dazu beigetragen, ihn aus den Extremen seiner äußeren und inneren Lage nicht herauskommen zu lassen. Glänzende Aussichten, die sich ihm in Rußland boten, schlug er aus und kam nach Deutschland zurück, wo er 1787 Oberbibliothekar in Mainz wurde. Der Ausbruch der französischen Revolution erfüllte ihn, wie damals viele, mit Freiheitsschwindel; er glaubte in ihr das Wohl der ganzen Menschheit zu ergreifen. Als

1792 die Franzosen Mainz eroberten und republikanisierten, ging Forster lebhaft darauf ein und wurde auch als Konvents-Deputierter nach Paris geschickt. Jedoch von seinen glühenden Idealen enttäuscht und völlig niedergeschlagen, kehrte er noch einmal zu seiner Frau zurück, die mit zwei Kindern in Straßburg, und dann in Neufschatel lebte. Er übergab sie dem Schutze seines Freundes Huber, den er als Angestellten bei der Sächsischen Gesandtschaft in Mainz kennen gelernt hatte, und faßte den Plan, sich nach Indien einzuschiffen. Auf der Reise dahin erlebte er in Paris den Sturz der Girondisten, die Hinrichtung der Charlotte Corday und konnte es nicht lassen, laut gegen die Pöbel- und Messerherrschaft zu protestieren. Er starb im Gefängnis, noch ehe er bei der Guillotine an der Reihe war. Der Freund aber heiratete die Frau und führte bis zu seinem Tode 1809 eine glückliche Ehe mit ihr. Victor Aimé Huber, der bekannte christliche Sozialist und Arbeiterfreund, ist das Kind dieser Ehe, und in dessen von Elvers herausgegebenem Leben findet sich auch eine eingehende Charakteristik der Mutter Therese, der Jugendfreundin unserer Philippine.

* * *

Ehe wir uns dem öffentlichen Auftreten Philippinens als Dichterin zuwenden, das durch den Umgang mit Bürger eingeleitet wurde, gebe ich noch das Fragment eines Aufsatzes in Prosa wieder, das um diese Zeit geschrieben sein mag, aber erst später dem „Magazin für Frauenzimmer“ zum Druck gesandt worden ist. Es trägt den eigentümlichen Titel „Aus der Brieftasche eines Frauenzimmers gestohlen“ und enthält ein Selbstbekenntnis in Briefform von einem vorübergehenden Landaufenthalt aus an eine Freundin:

An diesem lieben Orte, dem ich oft Ruhe und Vergnügen danke, schreib ich an dich, liebe Charlotte! Schon seit einigen Tagen wollt ichs zu Haus thun, aber es gab immer viel zu arbeiten. Eben habe ich eine wehmüthige, gefühlvolle Stunde. Sie sei dir geweiht, meine bewährte Freundin. Auch meine Muse würde ich jetzt nicht umsonst rufen — aber höher als sie schätz ich treue Freundschaft.

Wir hatten heute hier viele Fremde von W. Sie fuhren und ritten gegen Abend fort. Ich hatte viel gesprochen und legte ermattet die Hand an meine schmerzende Stirn — und Ruhe und Stille war mein Wunsch. Geschwind warf ich Kopfputz und Schnürbrust ab, und freier wurde Herz und Hirn. Die lieben Kleinen waren sehr laut, und ich schlich in den Garten. Ich ging langsam auf und nieder, wollte mich der Knospen und Bäume und Hecken freuen, aber ein banges Sehnen dehnte meine Brust. Seufzend sah ich zum Himmel — und sieh der lang vermißte Mond hing da gleich einer silbernen Sichel. Du wieder da? Freund der Liebe und der Gedanken! Du glücklicher kannst wol sehen was ich gern sehen möchte — rief ich, schämte mich darauf, daß ich roth wurde, zum ersten Male — romanhaft genug — laut mit dem Monde geschwatzt zu haben. Da hörte ich aus dem nachbarlichen Stall eine süße reine Stimme; ich horche — es war die eben melkende Viehmagd. Mit rührendem Tone sang sie: Der du trägst die Sünde der Welt u. s. w. — Ein kalter Schauer fuhr durch meine Glieder und heiße Thränen schossen in meine Augen. Ich, mit mehr Kenntnis unserer großen Religion, mit feinem Gefühl, geh in der feierlichen Abenddämmerung und — was soll ichs dir leugnen, Charlotte? — Wehmuth der Liebe drängt Thränen in meine Augen und füllt all meine Gedanken. Und dies muntre Mädchen, das rohe Natur ist, hebt, sogar bei niedriger Arbeit, sein Herz zu Gott und zum Erlöser empor! Innige Reue machte mich jetzt traurig. Man begrub eben ein Kind, und ich dachte an meine jüngste Schwester, die immer krank ist. Wodurch, dachte ich, habe ich vor ihr Gesundheit, gesellschaftliche Freuden und Beifall der Welt verdient? — Jetzt erklang noch dazu die feierliche Betglocke und — dir darf ich es sagen, meine Charlotte, daß ich ins Gras an einem Baum kniete und

heiß betete und weinte. Ein Strahl von göttlicher Gnade schien mirs, drang in meine Seele und heiligte sie! Endlich ging ich ins Haus, es ward kalt. Ich habe viel geweint — ach ich weine noch. Wenn ich armes Mädchen doch mit dem Zustand meiner Seele nur halb zufrieden sein könnte! Habe Mitleid mit meiner Schwermuth! Sie noch mehr zu zerstreuen gehe ich zu meinen Lieben. Aber nicht lange so komme ich wieder. — — —

Hier bin ich wieder. Meine Augen sind trocken, mein Herz schlägt sanft. Die zärtlichen Blicke meiner Lieben haben es wieder erfreut und erwärmt wie die Sonnenstrahlen eine von Regen überströmte Flur. Gute Lotte! viele Leiden sind mein Theil — ach die nicht mein Herz mir erschafft oder die Einbildung; aber doch genieße ich jetzt einer stärkeren Gesundheit, habe rechtschaffene Eltern und einige wenige Getreue, die für mich leben und sterben.

Braune Finsternis umhüllt die Hütten und Bäume des Dorfes, nächtliche Stille ist um mich her, nur ein häßlicher schreiender Ton vom Kirchturm unterbricht sie, vielleicht eine Eule in ihrem Nest. Gute Nacht. — —

Tags darauf.

Ich konnte am Morgen nicht mehr schlafen. Ei, dachte ich endlich, sollst aufstehen! Ich that es, sah aus dem Fenster und statt der gestrigen lieblichen Bläue umzogen dicke Wolken den Himmel. Das wird einen traurigen Tag geben, dacht ich bei mir selber, und ich wollte heute so gern spazieren gehen. Es war ordentlich dunkel — doch sah ich am Boden, es hatte noch nicht geregnet. Bis es anfinge, wollt' ich in den Garten gehn. Ich fand die Hausthür noch verriegelt und hörte keinen Menschen sich in Haus oder Hof regen. Was mag dies heißen? — dachte ich, als ich im Garten auf und ab ging. Auf einmal strahlte durch die Hecke süßes Morgenroth, die Wolken teilten sich ein wenig, und nach und nach fuhr goldne Sonne hinterm Berg herauf — und nun rollten sich die Wolken zusammen wie ein Vorhang

Und zeigten sie — so glänzt im Morgenlande
Des Kaisers schönste Lieblingin
In Gold- und Purpurnem Gewande —
Wie wirft sich alles vor ihr hin!
Es jauchzen ihr, von Lust durchdrungen,
Die Vögel ihre Huldigungen.
Das kleine Veilchen an den Wegen
Haucht seinen Balsam ihr entgegen.
Und in dem rosenfarbnem Glanz
Beginnen Mücken ihren Tanz.

Jetzt sah ich, daß ich vor Tage aufgestanden war. Wie freute ich mich! Die Kräuter und Blumen waren so frisch und alles noch so still. Nur der Hahn krähte im Hühnerhaus, ungeduldig bis man ihm aufmachte und die Tauben girrten und flogen untereinander auf dem Dach. Ich ging zum Hofe hinaus und wollte von einem kleinen Hügel der schönen Scene am Himmel besser zusehen. Mein Weg führte über den Kirchhof. Schlaft sanft, dachte ich, Ihr, die ihr ausgekämpft habt den Kampf mit der Sünde, und ausgeduldet das Leiden der Zeitlichkeit. Rund um die Kirche, ganz nah an ihrer Wand ruhen die Wöchnerinnen — eine ziemliche Zahl. Ein frisches Grab deckt ein schönes Weib, das ich kannte. Sie starb eines schmerzhaften, langsamen Todes. An diesen Gräbern bestärkt sich allemal mein Vorsatz, nur einen Mann zu nehmen, den ich innig liebe, und für den ich freudig leiden, auch im Fall der Noth sterben kann!

Ahndung der ewigen Zukunft ergriff mich, als ich durch die Gräber schlich, deren keins ein lügender Stein drückt, auf deren grasreichen Hügeln der Wind spielt . . . Ich ging weiter durch die Dorfgassen mit schnellem Schritt. In den Ställen legten die Knechte den Pferden das Geschirr an, unter manchem Huh! und Ho! Alle Hausthüren waren noch zu, und kein halbnacktes Kind spielte im Gras und gaffte mich mit offnem Maule an. Ich kam auf das noch einsame Feld, wo die Lerche lieblich sang und die Sonne herrlich überm Berge stand und sich in tausend Thautropfen

spiegelte. An meinen lieben Bach setzt' ich mich und freute mich über sein Rauschen und dachte allerhand frommes und weltliches, poetisches und prosaisches. Ich säße wohl noch da, aber ein Rauschen erschreckte mich. Gott! dachte ich, wenn eine junge vielleicht freche Mannsperson käme! Ich lief gegen das Dorf, stand einmal still, um Athem zu holen, und es rauschte wieder stärker als vorhin. Ich merkte recht darauf und siehe — es waren meine seidenen Bänder am Hut, in denen der Wind spielte. Ich lachte mich albernes banges Ding aus. Ich ging aber doch heim und trank Caffee mit meinen großen und kleinen Lieben. Dann setzt' ich mich hin dir zu schreiben. Aber — ob ich nicht zu viel geschrieben habe.

Abends.

Ich nehme nochmals den Brief vor, um dir zu sagen: Bald — vielleicht morgen — kehr' ich wieder in die Stadt zurück. Denn ich fühle, daß die Schwermuth, die sich zuweilen meiner bemeistert, hier schlimmer wird. Die Einsamkeit und wenige Arbeit mag wol dran schuld sein. Zwar weißt du, was wenige wissen, was eigentlich niemand weiß, daß ich schon viel gelitten habe. Mein Leben ist kurz — aber voll Erfahrungen! In einer großen Familie aufgewachsen, hab ich liebe Geschwister hinwelken sehen in schmerzhaften Krankheiten, wie die Blumen des Feldes. Hab' einige derselben ringen sehen mit dem Tode, wenn er seine vernichtende Hand auf ihr Herz legte. Ich habe sie blaß und kalt, im traurigen Leichenschmuck gesehen, und die Hände gerungen an ihrem Sarge! — Mit einem aufrichtigen Herzen geboren hab' ich zuweilen Mädchen und Weibern, die aus Eigennutz oder anderen Absichten sich an mich schmiegten, getraut. Sie lockten mir aus, was tief versteckt in meiner Seele lag, und mißbrauchten's, und erschrocken, aber voll Schonung, zog ich mich von ihnen zurück, weinte über die Falschheit der Menschen und tröstete mich meines guten Gewissens . . . . .

Umsonst schwingt jetzt mein Genius die Flügel und umsonst strebt in meinem Innern mächtige Kraft. Der Ort, wo ich lebe, gefällt mir nicht — viele Menschen, die um mich sind, auch nicht. Duldend harr ich im Staube, ob Gott mich noch einst glücklich machen will. Geschiehts noch in lebhaften Jahren, vielleicht flieh ich dann noch auf mit dem Adlerschwung des Genius, aber dauerts so lange, bis mehrere Jahre mein Feuer gedämpft haben — oder soll ich lebenslang in ungewissen traurigen Lagen herumgeworfen werden, wie ein Schiff im Sturm, so mag Welt und Nachwelt mein vergessen! Ihr wenigen Lieben, die Ihr mich näher kennt, mögt dann zuweilen mitleidig sagen: Es hätte was aus ihr werden können!

Ich komme in einen tragischen Ton, der mir natürlich, aber vermuthlich dir unangenehm ist. Vergieb mir, ich kann nicht helfen. Auch das Wetter mehrt den Schmerz meiner Seele. Traurig verstecken sich die Gesangvögel, die Bäume zittern im Winde, Ströme von Thränen stürzen aus gedrängter Finsternis. — So preßt traurige Ahndung mein Herz, und so stürzen erleichternde Thränen aus meinen Augen. — Aber was will ich mit meinem Gleichnis? Ists nicht gut so? Nach trocknendem Sonnenstrahl, in dem Vieles emporschießen und verderben und Vieles welken würde, stärkt und verschönert der Regen die Erde. Und so wird sie empfänglich gemacht für folgende schöne Zeit und bringt dann herrliche Frucht. — Zwar mich verschönert der Gram nicht, er wischt der Jugend Glanz und Fülle von meinen Wangen und löscht ihren Strahl in meinen Augen. Aber er bereitet mein Herz vor, wenn mir noch irdische Freuden bevorstehn, doppelt ihre Süßigkeit zu schmecken und feurig zu danken, um dann voll theilnehmendem Mitleid meinem Nächsten zu nützen. Ach, und soll mein Pfad immer trübe sein — wie schön werden mir dann einst die unsterblichen Fluren von Eden entgegenlachen. — Ich vergesse mich, meine Beste! Gewöhnlich bedeckt ein fröhlicher Schleier vor Freunden und Feinden meine Melancholie — aber heute wollte sichs nicht thun lassen. Ich kann unmöglich witzig und lustig schreiben, mit zährenvollem Auge und beklommenem Herzen!

Weißt du, was uns Protestanten fehlt? Die Jungfernklöster der Katholischen. Aber niemand müßte schwören dürfen, ewig darin zu bleiben. Wie schön wäre es für alle jungen Mädchen, zuweilen aus gefährlichen Verbindungen oder traurigen Lagen, in eine heilige Freistatt flüchten zu können, die Zeit in Andacht, Kopf- und Handarbeit vertheilt, einige Jahre zu leben, und dann dem guten Knaben aus unseren Verehrern, dem Zeit und Entfernung nichts von seiner Liebe benahm, entgegen zu kommen und auf ewig die Seine zu sein!

Doch ich unterhalte dich, liebe Freundin, mit unnützen Phantasien und fruchtlosen Wünschen. Verzeih mirs, ich will bald wieder anders schreiben. Jetzt laß mich, daß ich am Klavier mich zerstreue. P. G.

Ich denke, der Leser wird aus dem Mitgeteilten verstehen, wie ein Mädchen mit solchem Gemüt grade in jenem Zeitalter der erwachenden Naturschwärmerei und des Wühlens in sanften und melancholischen Empfindungen die Dichterin der Zeit werden mußte, sobald ihr die Gabe der gereimten Rede zu Gebote stand.

(Fortsetzung folgt.)

Zur Geschichte der preußischen Militärmusik von 1815—1866.

Nach amtlichen Quellen

von

Dr. Georg Thouret, Berlin.

Als wir am 16. März dieses Jahres unsern großen und guten Kaiser Wilhelm zu Grabe trugen, konnte es nicht ausbleiben, daß die eiskalte Witterung die Gedanken der harrenden Menge einigermaßen von dem gewaltigen Vorgang, dessen wir warteten, ablenkte. Da war es gut, daß die stattliche Masse von Militär, welche dem Sarge voranmarschierte, uns allmählich wieder in die rechte Stimmung versetzte. Man empfing den unmittelbaren Eindruck, daß die kriegerischen Deutschen ihren siegreichen Heldenkaiser zur letzten Ruhe geleiteten; naturgemäß hatten auch hierbei die Preußen die Hauptrolle zu spielen. Was aber diesem großartigen Zuge den eigentümlich feierlichen Charakter gab, das waren die weihevollen Klänge der Musik, abgelöst von dem dumpfen Wirbel der Trommeln. Auch die preußische Militärmusik nahm Abschied von ihrem obersten Kriegsherrn, dem sie so oft im Leben, daheim und im Felde, das Herz erfreut hatte. Nach der Kaiserproklamation in Versailles wurde Kaiser Wilhelm von den schmetternden Fanfaren des Hohenfriedberger Marsches begrüßt — jetzt geleiteten ihn auf dem letzten Wege die ernsten Töne der Trauermärsche, die in den Choral „Was Gott thut, das ist wohlgethan“ ausklangen.

Die preußische Militärmusik, unserm Volke ans Herz gewachsen, machte auch an diesem Tage einen tiefen Eindruck auf alle. Und wenn auch die Stimmung eine immer ernstere wurde, je näher der Leichenwagen kam — man konnte besonders auffallende Aeußerlichkeiten doch nicht übersehen. So wurden Ausrufe des Staunens laut, als man z. B. des wahrhaft vorweltlichen Riesenrosses ansichtig wurde, auf welchem die Hünengestalt des Paukers vom Regiment der Gardes du Corps saß. Es ist bekannt und begreiflich, daß gerade die Kavalleriemusik auf das Volk Eindruck macht, weil sie nicht bloß das Ohr, sondern auch das Auge ergötzt. Was die musikalische Wirkung betrifft, so besitzt die Kavallerie in ihren schmetternden Trompeten und der Grundgewalt ihrer Bässe Mittel, welche, dem Charakter der Truppengattung angemessen, einer zündenden Wirkung sicher sind. Denn dieser Grundsatz, die Musik der verschiedenen Truppengattungen ihrem Wesen gemäß charaktervoll zu gestalten, ist es, welcher auf der einen Seite maßgebend war und ist für die preußische Militärmusik, und der auf der andern Seite jeder der drei

Hauptgattungen derselben, der Kavallerie-, Infanterie- und Jäger- und Schützenmusik die eigentümliche Berechtigung und die besondere Wirkung verleiht.

Der Verfasser, welcher sich seit längerer Zeit mit der Geschichte der preußischen Militärmusik beschäftigt, mußte, als sich in dem Trauergeleit die Kapelle der Garde-Jäger näherte, an einen Vorwurf denken, den Theodor Rode vor fast dreißig Jahren dem alten Wieprecht, dem Organisator unserer Militärmusik, gemacht hat, daß man nämlich, wenn man die Augen zumache, nicht wüßte, ob man Kavallerie- oder Jägermusik höre. Rode behauptete, die Jäger- und Schützenmusik verlange ein Ueberwiegen der Waldhörner und ein Zurücktreten der trompetenartigen Instrumente und der Kraftbässe. Rodes Vater war der langjährige und hochverdiente Stabshornist der Garde-Jäger in Potsdam (von 1827—1857), auch sein Bruder leitete die Musik eines Jägerbataillons. Die musikalische Richtung dieser begabten Familie war gleichsam traditionell, und Theodor Rode suchte dieselbe bei Gelegenheit der Reorganisation von 1860 an Allerhöchster Stelle zur Geltung zu bringen. Er fand dabei eine gewichtige Stütze an dem Leiter der Hofmusik, dem Grafen von Redern, der Wieprechts Thätigkeit nicht immer günstig beurteilte. „Insbesondere," schreibt dieser einmal, „sind bei der Infanterie manche Holzinstrumente beseitigt und dafür Blechinstrumente angeschafft worden, wogegen z. B. bei den Jägern statt der bisherigen Waldhörner teilweise Kornette, Tenorhörner u. s. w. eingeführt worden sind. Da diese Veränderungen aber bei jedem Regimente sehr verschieden sind, so ist der einheitliche Charakter der Militärmusik, wie er früher unter der Leitung von Neithardt, Weller und Schick bei der Infanterie und bei den Jägern unter Rode bestanden hat, nach und nach verloren gegangen."

Hiergegen ist nun allerdings zu bemerken, daß, streng genommen, von einem „einheitlichen" Charakter der Militärmusik vor Wieprecht nicht die Rede sein kann. Was aber die Hauptsache betrifft, die teilweise Verdrängung des Holzes durch das Blech, so wollen ältere Personen auch den Eindruck haben, als sei die Infanterie- oder besser die Janitscharmusik vor vierzig und mehr Jahren feiner gewesen als die heutige. Bezüglich der Jägermusik wird der Laie den oben erwähnten Vorwurf Rodes nicht ganz ungerechtfertigt finden, wenn er auch ohne Frage übertrieben ist. Man wünscht im stillen sich mehr Waldhörner, deren ganz eigener Reiz unserm Ohr besonders wohlthut. Diese Frage zu entscheiden, ist Sache der Fachleute, und sie ist auch sorgfältig geprüft worden. Wenn nämlich Rode die Forderung stellte, den Bataillonsmusiken der Jäger und Schützen je zehn Waldhörner zu geben, so wurde darauf sehr einleuchtend geantwortet, „daß sich Bläser für zehn Waldhörner per Bataillon schwer oder garnicht finden lassen dürften". Denn das Waldhorn ist bekanntlich eins der schwierigsten Instrumente. Was also bei einem oder einigen Bataillonen unter besonders günstigen Verhältnissen angängig war, das konnte darum noch nicht in der ganzen Armee eingeführt werden. Die vom Kriegsministerium zur Begutachtung aufgeforderte Inspektion der Jäger und Schützen bat daher schließlich, „auch die fernere Entwickelung der Jägermusik den Bataillonen selbst überlassen zu wollen".

Der Kampf zwischen Rode und Wieprecht ist heute vergessen, und er mag vergessen bleiben, soweit er nicht zum Verständnis der Geschichte der preußischen Militärmusik beiträgt. Der Sieg in diesem Ringen um den maßgebenden Einfluß bei dem entscheidenden Abschnitt der Heeresreorganisation fiel Wieprecht zu, und zwar mit vollem Recht. Einmal hatte Wieprecht seit dem Jahre 1828 bereits Großes geschaffen, vor allem die Kavalleriemusik, wie sie heute in der Hauptsache noch ist, und dann war er ganz der Mann, den das Werk brauchte. Seine Verdienste um die preußische Militärmusik sind so groß, seine Wirksamkeit so einschneidend, daß man nur von einer preußischen Militärmusik vor und nach Wieprecht sprechen kann. Schon bei seinen Lebzeiten wurde das allgemein anerkannt. Seine originelle Persönlichkeit erfreute sich der Gunst Friedrich Wilhelms III. und Friedrich Wilhelms IV., und unter König Wilhelm wurde er der populäre Mann, der „alte Wieprecht", der Liebling der Berliner, das

Vorbild für alle Militärkapellmeister. Und was war es, das diesen braven Mann so besonders für seine Stellung befähigte? Seine Musik ist oft angegriffen, seine schriftstellerische Thätigkeit sogar auf das schärfste kritisiert worden, gegen seine Instrumentation haben sich nicht ungerechtfertigte Bedenken erhoben, und er selbst hat eingestandenermaßen erst im Laufe der Jahre ein völlig durchdachtes und in sich geschlossenes System zu schaffen vermocht. Im einzelnen hat er zweifellos geirrt, aber in der Hauptsache den Nagel auf den Kopf getroffen, nämlich darin, daß er sich bei allem, was er schuf, als unverrückbaren Grundsatz die einfache Wahrheit vor Augen hielt, daß die preußische Militärmusik eben nicht bloß Musik, sondern Militärmusik sein soll. Mit andern Worten: Wieprecht hat den kriegerischen Charakter der Militärmusik mit Entschiedenheit wieder in den Vordergrund gestellt und er hat den preußischen Militärkapellmeister geschaffen, wie wir alle ihn kennen, wie das Militär ihn braucht, und wie unser Volk ihn liebt, jene Verbindung von Soldat und Künstler, die, scheinbar unmöglich, deshalb so wichtig ist, weil sie, recht verwendet, nicht bloß für das Militär nutzbar gemacht werden kann. Wieprecht war begeistert für die Militärmusik als solche und zugleich von der Idee beseelt, durch sie auf die Veredlung der Volksmusik hinzuwirken. Die Ueberzeugung wurde ihm immer klarer und fester, „daß die Militärmusik, deren Bedeutsamkeit als Zweig des gesamten Armeewesens außer Frage steht, soll sie anders nicht allein auf den Geist der Truppen, sondern auch auf die Veredelung der Volksmusik Einfluß ausüben, gleich dem Schulwesen in der Armee elementarisch vertreten sein muß. Nur Lehrer, die, begabt mit musikalischem Talent, als Tonkünstler elementarisch gebildet und im Geiste ihres künftigen Berufs zu militärisch-musikalischen Vorgesetzten erzogen sind, werden im stande sein, die Musik der Armee zu dem Ziele zu führen, daß sie in Zukunft trotz unserer gesetzlich kurzen Dienstzeit der zunftmäßig gelernten Musiker entbehren kann". (Aus einer Denkschrift an den König vom 28. Februar 1855.) Dieses Ziel war freilich zu hoch gesteckt; es ist auch heute noch nicht erreicht worden.

I.

Die Finanzen Preußens waren nach den Freiheitskriegen aufs äußerste erschöpft. Man kann die nächsten 25 Jahre als eine Periode der größten Sparsamkeit bezeichnen; mit peinlichster Genauigkeit und Behutsamkeit wurde der Staatshaushalt den knappen Mitteln angemessen. Da die Bekleidung und Neuausrüstung des Heeres natürlich in erster Linie in Betracht kam, so blieb für die Militärmusik nur eine verschwindend kleine Summe übrig. Erst im Jahre 1834 konnte auch dieser wichtige Zweig des Heeres reichlicher bedacht werden.

Von 1815 bis 1834 ist es, von einzelnen Garderegimentern abgesehen, das preußische Offizierkorps gewesen, welches die Hauptlast für die Unterhaltung der Musik getragen hat. In dem großen Kriege mochte es übel genug mit der Militärmusik ausgesehen haben. So erfreuten sich nur wenige Landwehr-Regimenter eines vollständigen Hoboistenkorps', und wo ein solches vorhanden, war es aus eigenen Mitteln beschafft worden. Nicht wenigen Regimentern erging es wie dem Kolbergischen, bei dem nach dem Kriege nur noch fünf Instrumente vorhanden waren. Ein einzelner Glücksfall aber war es, der dem 33. Infanterie-Regiment durch den Verkauf der bei der Uebernahme von Schwedisch-Pommern mit überkommenen kupfernen Trinkgeschirre einen Fonds zur Anschaffung von Instrumenten gewährte, mochte er auch gering sein.

Als etatmäßig wurden im Jahre 1816 für jedes Linienregiment nur 10 Hoboisten bewilligt. Außerdem konnten zur Janitscharmusik noch per Kompanie 1 Mann, also überhaupt 12 Mann genommen werden, jedoch wurde für diese Hilfsmusiker keine be-

sondere Vergütung gewährt. Jedes Regiment erhielt 223 Thlr. 16 Sgr. auf 8 Jahre zur Instandhaltung der Instrumente. Etwas reichlicher wurde der Etat der Garde- und Grenadier-Regimenter bemessen.

Bei der Kavallerie standen 13 Trompeter für das Regiment auf dem Etat, zu denen 4 Hilfsmusiker hinzutreten konnten, unter derselben Bedingung wie bei der Infanterie.

Was endlich die anderen Truppengattungen betrifft, so erhielten außerhalb der Garde vorläufig weder die Artillerie noch die Jäger und Schützen eine etatmäßige Musik.

Diese notgedrungene Sparsamkeit sollte natürlich die Truppen nicht verhindern, aus eigenen Mitteln sich eine Musik zu schaffen oder die bewilligte zu verstärken. Der musikalische Monarch liebte es, bei Paraden gute Musik zu hören, und überhaupt war der Wunsch, ein Musikchor zu besitzen, ein viel zu natürlicher, als daß man nicht selbst mit den größten Opfern die Mittel dazu hätte herbeischaffen sollen. Denn nicht bloß das Dienstinteresse machte die Musik wünschenswert. Nicht bloß weil der Parademarsch und der Marsch überhaupt Musik erfordert und im Felde Musik das Gemüt erheitert, wollte man eine Musik haben, sondern auch weil der Eindruck, den eine Truppe auf die Bevölkerung macht, nicht zum wenigsten von ihrer Musik abhängt. Ein Stabsoffizier von der Kavallerie wollte am Rhein sogar die Bemerkung gemacht haben, daß „nächst der Ordnung in einem Regiment die mehr oder weniger gute Musik auf den Eintritt von Freiwilligen und Kapitulanten Einfluß hatte“. In den deutschen Bundesfestungen trat die preußische Musik mit der der anderen Bundesstaaten notwendigerweise in Konkurrenz, und besonders war es die österreichische, welche überall den Ruf der Vortrefflichkeit besaß und verdiente. Die österreichischen Musiker mußten 9 Jahre dienen, und da sie größtenteils aus Böhmen stammten, wo jeder Einwohner sozusagen ein geborener Musikant ist, so gewannen die österreichischen Kapellen, welche außerdem durchschnittlich stärker besetzt waren als die preußischen, schnell die allgemeine Gunst. Was war natürlicher, als daß die Preußen auch auf diesem Gebiete ihre Leistungsfähigkeit zu beweisen sich bestrebten? So hören wir wiederholt aus Mainz und Rastatt (hier besonders noch wegen der Nähe von Baden-Baden) dringende Bitten um Verstärkung der preußischen Musik. Diese Rivalität erscheint sogar noch nach 1864 in den Elbherzogtümern (in Altona hatte die Musik des 43. Infanterie-Regiments einen schweren Stand gegenüber der 60 Mann starken Kapelle des österreichischen Infanterie-Regiments Graf Khevenhüller) und sie hat ohne Zweifel belebend auf den Eifer der preußischen Militärmusik gewirkt.

Die Kosten, welche die Musik den Regimentern verursachte, waren nun aber unverhältnismäßig große. Dies lag hauptsächlich an der Schwierigkeit, geeignete Kräfte zu finden. Die Klagen der Regimenter hierüber werfen ein merkwürdiges Licht auf die höchst verschiedene musikalische Begabung unseres Volkes in den einzelnen Provinzen für die Zeit vor ungefähr 60 Jahren. Schlesien, Sachsen und besonders Thüringen, das sind eigentlich die einzigen deutschen Gaue, aus welchen Musiker zu gewinnen waren. Die Ersatzbezirke der anderen Provinzen lieferten fast keine. Wenn ein Bericht aus Posen meldet, „daß in dieser Provinz nur Juden Musik als Broterwerb treiben“, und ein anderer, „daß in Posen und Westpreußen die Musik für die niederen und mittleren Klassen noch eine terra incognita sei“, so werden wir nicht erstaunt sein. Ueberraschender ist die Thatsache, daß auch in Westfalen und am Rhein ähnliche Klagen verlauten. So hatte das 13. Infanterie-Regiment in Münster in zehn Jahren nur einen einzigen Musiker unter seinen Rekruten, und dieser eine wurde nach einjähriger Dienstzeit von den Zivil-Behörden für die Domkapelle reklamiert. In Westfalen wurde damals in den kleinen Städten sehr wenig, auf dem Lande fast gar nicht Musik getrieben. Ebenso befand sich das 16. Infanterie-Regiment in Düsseldorf in der Notlage, seine Kapelle aus Sachsen ergänzen zu müssen, „weil in der dortigen

Gegend keine Hoboisten zu haben wären". Am Rhein war es allerdings weniger der Mangel an musikalischem Sinn der Bevölkerung als vielmehr die Schwierigkeit, für die Blechinstrumente geeignete Individuen zu finden, welche den Ersatz von weit her nötig machte.

Die Berichte der Regimenter scheinen darüber keinen Zweifel zu lassen, daß die Aufhebung des Zunftzwanges (1810) zum Teil die Schuld an diesen Verhältnissen trug. Wir meinen hier nicht das Zunftwesen der Trompeter bei der Kavallerie (der „Karoliner"), wonach jeder neu eintretende Trompeter sich einer festgesetzten Lehrzeit und dann einer förmlichen Prüfung zur Aufnahme in die Zunft unterwerfen, auch ein Lehrgeld für ihn an den Stabs-Trompeter gezahlt werden mußte, eine Einrichtung, die durch eine Kabinetts-Ordre vom 8. November 1810 endgültig aufgehoben wurde; wir denken vielmehr an das Institut der Stadtmusiker oder Stadtpfeifer. So lange das alte Zunftwesen bestand, wurden die Posten der Stadtmusiker nur mit geschickten invaliden Trompetern besetzt, eine Stellung, die glücklich genannt zu werden verdiente und deshalb die Lust zum Fache aufs neue belebte, auch in den Trompetern das Bestreben weckte, sich einer solchen Versorgung würdig zu machen, die ihnen außerdem nach alter Sitte die Verpflichtung auferlegte, für einen würdigen Stellvertreter zu sorgen. So lange die Musik nun in den Städten zünftig war, besaßen oft die kleinsten Städte wenigstens einen solchen Musikus, und welch tüchtige Kräfte darunter waren und wie segensreich für die Volksmusik dieses alte Institut gewirkt hat, davon hat uns Wieprecht, selbst der Sohn eines Stadtmusikus, erzählt. (In der Berliner musikalischen Zeitung 1846, Nr. 19—21.) Seitdem aber jedermann mit einem Gewerbeschein in der Tasche nach Herzenslust musizieren konnte, verlor der Stadtmusikus seine feste bürgerliche Existenz; das Pfuscherwesen machte sich breit und hinderte die Ausbildung tüchtiger Musiker; denn es dauerte eine ganze Reihe von Jahren, bis die Verhältnisse sich so ordneten, daß das Talent den Stümper verdrängte. Staatliche Lehranstalten für Militärmusiker gab es aber nur zwei, nämlich die Musikschulen des großen Militär-Waisenhauses zu Potsdam und der königlichen Militär-Knaben-Erziehungs-Anstalt zu Annaburg, beide vortrefflich, aber nicht ausreichend für den Bedarf der Armee. (Uns stehen allerdings nur Zahlen aus den fünfziger Jahren zur Verfügung, wonach aus Potsdam und Annaburg alljährlich 23 Musiker in die Armee eintraten, während das angemeldete Bedürfnis sich durchschnittlich auf 68 belief.)

Die Gewerbefreiheit steigerte also zunächst den Wert und daher auch die Ansprüche der wirklich tüchtigen Musiker und verteuerte den Regimentern die Musik. Auf der anderen Seite freilich erleichterte sie den Militärmusikern die Möglichkeit zu Nebenverdiensten und zum Privaterwerb. Wo daher, wie in den früher schwedischen und sächsischen Landesteilen (z. B. in Stralsund, Greifswald und Torgau), die Innungen und der Zunftzwang noch bestand und das Recht Musik zu machen ein Monopol des Stadtmusikus war, blieben die Militärmusiker einzig auf ihr Gehalt angewiesen, welches dem entsprechend erhöht werden mußte. Denn der Nebenverdienst spielte natürlich bei den Engagements eine Hauptrolle. Nur da, wo der Nebenverdienst dem Gehalt gleichkam, traten die Hoboisten gern ein, und kleinere Garnisonen erschwerten daher den Truppen die Unterhaltung der Musik außerordentlich. So mußten z. B. die in Stargard garnisonierenden Regimenter ihren Hoboisten mehr zahlen als selbst die Garden, weil die Leute in Stargard nur einen ganz geringen Nebenverdienst hatten, während sie in Berlin sich außer dem Gehalte monatlich 20 bis 30 Thaler nebenher verdienten. Diesem Uebelstand konnte auch der Vorschlag, die Hoboisten von der Gewerbesteuer zu befreien, welcher im Jahre 1825 gemacht wurde, kaum abhelfen, da die Steuer eine zu geringe war. Der Mangel an Musikern hatte aber noch einen andern Uebelstand zur Folge. Da kein Normalsatz der Besoldung bestand und unter den angegebenen Verhältnissen kaum bestehen konnte, so überboten sich die Regimenter, um gute Kräfte zu erhalten. Man empfand in der Armee die hieraus erwachsenden Mißstände sehr

deutlich und versuchte auf verschiedene Weise Abhilfe zu schaffen. In Danzig z. B. wurde zwischen den dort stehenden Regimentern die Uebereinkunft getroffen, jeden entlassenen Hoboisten des anderen Regiments frühestens ein Jahr nach der Entlassung zu engagieren.

Die besprochenen Verhältnisse erklären die außerordentlichen Schwankungen in der Höhe der Kosten der einzelnen Regimentsmusiken. Die außeretatmäßigen Ausgaben schwankten im Jahre 1825

bei den Infanterie-Regimentern	zu	3	Bataillons	zwischen	1755	und	700 Thlrn.
„ „ Reserve-	„	„ 2	„	„	1164	„	550 „
„ der Kavallerie				„	892	„	212 „

Die Aufbringung dieser Summen machte die größten Schwierigkeiten. Glücklich das Regiment, welches einen freigebigen Chef besaß, wie, um nur ein Beispiel anzuführen, die 3. Husaren, deren Chef, der Herzog von Cumberland, jährlich 600 Thaler zur Musik beisteuerte. Glänzend war das erste Garde-Regiment gestellt, dessen Musikkasse aus der königlichen Schatulle jährlich 2000 Thaler erhielt, weil die Kapelle die Ehre hatte, bei Anwesenheit des Hofes die Tafelmusik auszuführen; günstig standen auch die 2. Dragoner, die „einen besonderen Fonds“ für die Musik verwenden konnten. Im allgemeinen aber vermochten die Truppen nur mit großer Selbstverleugnung den Anforderungen der Musik gerecht zu werden. Es war ihnen gestattet, die Ersparnisse bei der Selbstbeschaffung der großen Montierungsstücke und bei anderen Fonds für die Musik zu verwenden. Aber einmal blieb in den ersten 15 Jahren nach dem Kriege, wie schon bemerkt, nicht viel übrig, und zweitens verstand es sich in Preußen von selbst, daß mit peinlicher Genauigkeit diese Ersparnisse bei den Musterungen kontrolliert wurden. Am besten war in dieser Beziehung die Kavallerie daran, da sie bei der Mannigfaltigkeit ihrer Ausrüstungsgegenstände und ihrer Fonds viel leichter sparen konnte als die Infanterie. Namentlich bot der Hufbeschlagsfonds und der sehr auskömmliche Etat für den Lederbesatz der Reithosen die beste Gelegenheit zu Ersparnissen, und köstlich klingt es, wenn wir hören, daß sich der für die Pferdehufe besonders günstige Sandboden einzelner Garnisonen in fröhliche Musik umsetzte. Wer sparen lernen will, der gehe bei dem Militär in die Schule! Alle möglichen Versuche und Vorschläge wurden auch bei der Infanterie gemacht, die Ersparnisse zu steigern. U. a. bat man um „Gewährung besseren Filzes für die Tschakos und um die Verlängerung ihrer Tragezeit um 2 Jahre“, damit man mehr Geld für die Musik übrig behielte.

Da diese Ersparnisse, zu denen auch gewöhnlich die Zinsen der „Douceurgelder“ für eroberte Geschütze hinzugeschlagen wurden, bei weitem nicht ausreichten, so ruhte die Hauptlast auf den Schultern des Offizierkorps'. Die Opfer, welche das preußische Offizierkorps in jener geldarmen Zeit in dieser Beziehung gebracht hat, sind zum Teil erstaunlich große. Natürlich war es Regimentssache, die Offiziere zu Beiträgen für die Musik heranzuziehen oder nicht, und der König bezeichnete die Einigung hierüber ausdrücklich als eine innere Angelegenheit der Offizierkorps. Uns widerstrebt es daher, über diesen Punkt in ein ausführliches Detail einzugehen. Nur einige Andeutungen mögen gestattet sein, bei denen man nicht vergessen darf, daß es sich um die Zeit vor 60 Jahren handelt. Es war nichts Ungewöhnliches, daß der Regiments-Kommandeur einen jährlichen Beitrag von 80 Thalern und darüber zahlte; jedes Avancement war mit einer Musiksteuer belegt, welche gewöhnlich die Hälfte eines erhöhten Monatsgehaltes betrug; jeder Offizier, welcher sich verheiratete, zahlte „dafür“ 25 Thaler an die Musikkasse, nicht selten endlich wurde auch der Kassenüberschuß des „geselligen Offizier-Vereins“ für die Musik verwendet. Wenn die nichtetatmäßigen Kosten der Regimentsmusiken im Jahre 1825 bei der Kavallerie durchschnittlich 465 Thaler, bei der Infanterie 1241 Thaler jährlich betrugen, so mußten die Offizierkorps bei der Infanterie die Hälfte davon, bei der Kavallerie etwas weniger aufbringen. Nur sehr

wenige Regimenter gab es in der Armee, deren Offiziere teilweise oder ganz von Beiträgen befreit waren.

Daß diese Opfer freudig gebracht wurden, ist ebenso selbstverständlich, wie daß sie nichtsdestoweniger dem einzelnen eine oft drückende Last auferlegten. Es war auch nicht abzusehen, wohin man auf diesem Wege kommen würde, da die Erfindungen auf dem Gebiete der Instrumentalmusik, besonders die Erfindung der Ventiltrompeten und Hörner die Instrumente immer mehr verteuerten, und da das Ohr schon damals durch eine volltönende, ja oft zu starke Musik bereits so verwöhnt war, daß zu schwache Musik auf Beifall nicht zu rechnen hatte. Schon um die Armeemärsche auszuführen, welche Friedrich Wilhelm III. persönlich für das Heer aussuchte und bestimmte, genügte die etatmäßige Besetzung kaum, am wenigsten die der Kavallerie. So lange aber eine gute Musik bei den Revüen beifällig bemerkt wurde, so lange auch die äußere Ausstattung die Regimenter zum Wettstreit antrieb, so lange endlich die Garden zum Muster und Maßstab, wie begreiflich, dienten, so lange endlich alle anderen Armeen und speziell die österreichische den größten Wert auf gute Musik legten — konnte man in Preußen unmöglich die eigenen Ansprüche niedriger stellen.

Der Etat von 10 Hoboisten vom Jahre 1816 blieb aber unverändert; nur wurde im Jahre 1820 gestattet, 20 Hilfsmusiker einzustellen, so daß das Musikchor eines Linien-Infanterie-Regiments nunmehr 30 Köpfe, den Stabshoboisten nicht gerechnet, stark sein sollte. Indessen sagt ein Bericht aus dem Jahre 1829, daß alle Regimenter mehr Musiker hätten, „weil die Stimmen sonst nicht vollständig besetzt werden könnten, und dennoch erforderten die ausgegebenen Armee-Märsche immer noch mehr Instrumente, als die Musik der Linien-Regimenter besitze". Die Verteilung der Instrumente auf 25 Hoboisten und 5 sogenannte Janitscharen (Roßschweif, große Trommel, kleine Trommel, Becken und Triangel) erfolgte nach einem Gutachten des Kapellmeisters Schneider und des General-Majors von Witzleben in Berlin. Diese lange Zeit maßgebende Besetzung weist allerdings im Verhältnis mehr Holzinstrumente auf als die heutige. (Die technisch-musikalische Seite des Themas wird als dem Charakter dieser Zeitschrift zu fern liegend hier nur angedeutet.)

Das Jahr 1834 brachte endlich den Truppen eine wesentliche Erleichterung, indem ein regelmäßiger jährlicher Zuschuß zum Etat für die Musik vom König bewilligt wurde. Es erhielt seitdem:

Jedes Linien-Infanterie-Regiment	300	Thaler
Die Garde-Artillerie-Brigade	300	„
Das Garde-Jäger-Bataillon	100	„
Das Garde-Schützen-Bataillon	100	„
Jedes Garde- und Linien-Kavallerie-Regiment	100	„
Die reitende Kompanie einer Artillerie-Brigade	50	„

Die nicht genannten Garde- und Grenadier-Regimenter der Infanterie waren bereits bevorzugt, da sie seit 1820 eine vollständige Janitscharenmusik von 44 Köpfen besaßen; alle anderen Truppen aber blieben nach wie vor ohne etatmäßige Musik, was besonders schmerzlich von den Schützenabteilungen empfunden wurde, welche bei den kleinen Offizierkorps für ihre Hornmusik die größten Opfer bringen mußten. Sie sollten nun eigentlich ihre Musik auflösen. Wir begreifen es, daß dieser Befehl den Abteilungen hart ankam. Hatten doch die schlesischen Schützen (2. Abteilung) seit dem Jahre 1809 eine Waldhornmusik, die zu den besten der Armee gehörte; ebenso galt die aus 16 Mann bestehende Musik der 4. Abteilung in Aachen als überaus schön, und sie wurde von den Einwohnern vorzüglich geschätzt. Selbst die Fürsprache des Generals von Borstell schien keinen Erfolg zu haben, schließlich aber wurde die Beibehaltung vom König stillschweigend gestattet, bis endlich eine Kabinetts-Order Friedrich Wilhelms IV. im Jahre 1841 den Schützen die Erlaubnis erteilte, „daß sie ebenso wie die Jäger

bei großen Paraden mit einer Hornmusik vorbeimarschieren könnten, wodurch jedoch keine neuen Ausgaben für die königlichen Kassen entstehen dürften". Als im Jahre 1845 die Schützenabteilungen in Jäger-Bataillone umgeformt wurden, verbot die Rücksicht auf die Sparsamkeit immer noch die im übrigen allgemein als wünschenswert angesehene Etatisierung ihrer Musik; an derselben Klippe scheiterten wiederholte Anträge der Inspektion der Jäger und Schützen in dieser Richtung während der fünfziger Jahre, und erst eine spätere Zeit, die Reorganisation von 1860, brachte den Jägerbataillonen die notwendige Erleichterung. Denn wenn wir z. B. aus dem Jahre 1836 von der 2. Schützenabteilung hören, daß ihre Waldhornisten, übrigens sämtlich eingeschossene Büchsenschützen, monatlich je 10 Thaler Zulage erhielten, obwohl sie in Breslau reichlichen Nebenverdienst hatten, so können wir daraus auf die Schwierigkeiten schließen, mit denen die anderen Abteilungen in den kleineren Garnisonen zu kämpfen hatten.

Der Etat von 1830, resp. 1834 blieb, wie gesagt, maßgebend, aber er erwies sich immer mehr als unzureichend. Nach der großen Parade des 3. Armeekorps in Berlin am 31. Mai 1856 ließ sich der kommandierende General, der bald darauf zum General-Feldmarschall ernannte Freiherr von Wrangel, aus Veranlassung eines Spezialfalles von sämtlichen Regimentern des Armeekorps melden, wie viel Gemeine dieselben als überzählige Musiker führten. Der Nachweis ergab, daß bei allen Regimentern mehr Hilfsmusiker vorhanden waren, als die noch in kraft bestehende Allerhöchste Kabinetts-Order vom 15. März 1830 gestattete. Wrangel befahl daher, daß die Musikchöre bei der Infanterie und Kavallerie auf die in jener Order festgesetzte Zahl von Hilfsmusikern binnen Jahresfrist zurückgeführt würden, ein Befehl, welcher natürlich eine große Bestürzung hervorrief, da er teilweise eine ganz neue Organisation der Musik bedingte. Der Feldmarschall war indessen damit einverstanden, daß der Graf von Redern eine Immediat-Eingabe an den König richtete, „in den (1830) getroffenen Bestimmungen, welche unter anderen Verhältnissen für die ganze Armee erlassen worden wären, eine Aenderung allergnädigst eintreten zu lassen und die Beibehaltung der betreffenden Musikchöre in der bisherigen Stärke oder aber einen höheren Stand nach dem Ermessen der einzelnen Regimenter huldreichst genehmigen zu wollen". Bevor eine Antwort erteilt wurde, hielt das Kriegs-Ministerium eine Umfrage bei sämtlichen General-Kommandos in dieser Angelegenheit. Aus den Antworten ging hervor, daß bei fast sämtlichen Infanterie- und Kavallerie-Regimentern damals die vorgeschriebene Anzahl von Hilfsmusikern zum Teil nicht unbedeutend überschritten war, und daß ein höherer Stand der Musikchöre seitens sämtlicher General-Kommandos (mit Ausnahme des vom 3. Korps, welches sich über diesen Punkt nicht aussprach) als wünschenswert anerkannt und befürwortet wurde. Denn seit 1830 war die Kunst so fortgeschritten und die Militärmusik derart instrumentiert worden, daß mit 30 Instrumenten bei der Infanterie, mit 17 bei der Kavallerie eine entsprechende Musik nicht hergestellt werden konnte. Bei der Kavallerie kam hinzu, daß infolge der während der Exerzier-Periode erforderlichen Abkommandierung von Trompetern zur Landwehr die Zahl der Trompeter nicht ausreichte, sobald nur ein Krankheitsfall eintrat. Daraufhin wurde durch eine Kabinetts-Order verfügt, daß nach dem Ermessen der General-Kommandos bei einem Linien-Infanterie-Regiment bis zu 32 und bei einem Linien-Kavallerie-Regiment bis zu 8 Mann zum Dienst als Hilfsmusiker verwendet werden dürften. Eine Erhöhung der etatmäßigen Mittel für die Musik wurde jedoch auch diesmal nicht gestattet.

Die Reorganisation von 1860 brachte eine bedeutende Vermehrung der Regimenterzahl und damit auch der Musikchöre. Bei Beantwortung der Frage, welcher Art diese sein sollten, spielte nun Wieprecht eine entscheidende Rolle.

II.

Kalkbrenner, der verdienstvolle Biograph Wieprechts*), sagt, es sei eigentlich ein Rätsel, wie Wieprecht dazu gekommen sei, sich gerade der Militärmusik zu widmen. „Nie hat er früher ein Interesse an der Militärmusik verraten, nie hat er aktiv in der Armee gedient, nie als Militärmusiker selbst Dienste gethan wie sein Vater, keinerlei eigene praktische Erfahrungen in diesem Berufe sich erworben.“ Wir halten doch die Antwort, die Wieprecht selbst auf diese Frage gegeben hat, für völlig ausreichend. „Als ich,“ schreibt er, „in Berlin zum erstenmal (1824) eine vollständig besetzte Infanteriemusik hörte, wurde ich von einem Gefühl ergriffen, von dem ich mir nie habe Rechenschaft geben können. War es die Rhythmik, die Melodik, die Harmonie oder die Verschmelzung dieser verschiedenen Elemente, die mich so gewaltsam erschütterte? Als ich nun diese Militärkapelle auf ihrem Hinmarsche zur Wachtparade verfolgte und dort im geschlossenen Kreise die Ouvertüre zu Mozarts Figaro spielen hörte, da wurde es in meinem Herzen zum festen Entschluß, mich von nun an dem Fache der Militärmusik ausschließlich zu widmen.“

Die entscheidende Stunde seines Lebens war gekommen, ihm selber, wie so vielen Menschen, unverhofft und überraschend. Das Eigentümliche bei ihm war nur, daß er sofort die innere Ueberzeugung gewann, daß die Militärmusik verbesserungsfähig und daß er wohl der Mann sei, sie wirklich zu verbessern. Die Verhältnisse erleichterten ihm die Wahl des richtigen Weges, und das Glück begünstigte ihn in auffallender Weise. Wäre die Organisation der Militärmusik damals auch nur annähernd so straff gewesen, wie sie heute ist, so würde Wieprecht schwerlich die eigentlich leitende Stellung erreicht haben. Die im vorigen Abschnitt dargestellten Verhältnisse, nach denen die Unterhaltung der Musik eben wesentlich Regimentssache war, ermöglichten das Eingreifen eines Privatmusikers, das heute ausgeschlossen erscheint. Da nun die Kavalleriemusik bei ihrer ganz schwachen Besetzung besonders mangelhaft war, während die Infanteriemusik, an deren Spitze bedeutende Männer standen, auf einem höheren Standpunkt sich befand, so griff Wieprecht mit richtigem Blick zunächst zur Kavalleriemusik. Die Bekanntschaft mit dem Kommandeur des Garde-Dragoner-Regiments verschaffte ihm die Gelegenheit, durch eigenartige Marschkompositionen praktisch zu zeigen, wohin er hinauswollte, wie er überhaupt anfangs lediglich durch persönliche Verbindungen seinen reformatorischen Ideen Eingang verschaffte. Ganz besonders wertvoll in dieser Beziehung war für ihn das Wohlwollen, welches ihm der Kapellmeister Schneider, der damalige Direktor der Gardemusik, entgegenbrachte. Die neue Kavalleriemusik erregte die Aufmerksamkeit des Königs und fand seinen Beifall in so hohem Grade, daß Wieprecht im Jahre 1829 den Befehl erhielt, die Musik des Regiments Garde du Corps neu zu organisieren. Damit hatte er festen Fuß gefaßt. Es ist hier nicht der Ort, die musikalischen, speziell instrumentalen Reformen näher auseinanderzusetzen, die Wieprecht schon damals durchsetzte. Sie betreffen hauptsächlich die allmähliche Einführung der Ventiltrompeten, der Kornetts und der von ihm miterfundenen Baßtuben. Als Schneider im Jahre 1838 pensioniert wurde, erfolgte Wieprechts Ernennung zum Direktor der gesamten Musikchöre des Gardekorps. Mit diesem Jahre beginnt eine neue Epoche in der Geschichte der preußischen Militärmusik. Wieprechts Vorgänger in der genannten Stellung waren lediglich Musiker gewesen; er selbst hat von Anfang an, obgleich er nie Soldat war, die militärische Seite seines Amtes berücksichtigt. Sein „System“ war nicht bloß ein musikalisches, sondern ein militärisch-musikalisches. Das „System Wieprecht“ erscheint in den Akten zum erstenmal im Jahre 1843 bei dem Antrage des Generalkommandos des Gardekorps betreffs Einrichtung einer „einfachen Blechmusik“ für das Garde-Reserve-Infanterie-(Landwehr-)Regiment. Dieses

*) Vergl. A. Kalkbrenner, Wilhelm Wieprecht u. s. w. Berlin, Emil Prager. 1882. S. 17 ff.

System ruhte auf dem Grundsatz, den Wieprecht schon bei der Organisation der Kavalleriemusik scharf ins Auge gefaßt hatte, dem Grundsatz nämlich, „daß die Militärmusik auf die Grundprinzipien ihrer Instrumente zu basieren sei". Von den Instrumenten, die sich in ihrem Ursprunge bis ins graue Altertum nachweisen lassen, und von denen alle andern, ob mit, ob ohne Ventile, ob tief, ob hochstimmend, ob gerade oder krumm, nur als Abarten erscheinen, sind die drei wichtigsten das einfache Signalhorn, die Trompete und das Waldhorn. Also muß die Signalhornmusik, die einfachste Form der Infanteriemusik, ihre Instrumente dem Signalhorn, die Trompetenmusik der Kavallerie sie der Trompete und die Waldhornmusik der Jäger sie dem Waldhorn anmessen. (Das Waldhorn hatte Wieprecht allerdings anfangs aufgegeben, später aber griff er darauf zurück.)

Da die Janitscharmusik, als eine aus Holz- und Blechinstrumenten zusammengesetzte, sehr kostspielig war und also nur zur Regimentsmusik taugte, die nicht mit dem Regimentsstab zusammenliegenden Bataillone daher ohne Musik waren, so faßte Wieprecht die Schöpfung einer einfachen Bataillons-Signalhorn-Musik zunächst ins Auge. Wenn heute die detachierten Bataillone wohl ausnahmslos eigene Musik besitzen — natürlich auf einige Kosten, was eine Kabinetts-Order vom Jahre 1883 gestattete — und sorgsam hüten, selbst wenn sie zu wünschen übrig läßt, so haben sie das im letzten Grunde der unermüdlichen Thätigkeit Wieprechts zu verdanken. Und wenn andrerseits durch diese über das ganze Land verstreuten Musikchöre ohne Zweifel der musikalische Sinn unseres Volkes geweckt und der musikalische Geschmack verbessert worden ist und wird, so wurde Wieprecht von vornherein von dem Gedanken geleitet, durch diese Signalhornmusiken auf die Veredlung der Volksmusik hinzuwirken. Im Jahre 1837 schuf er die erste derselben für das Füsilierbataillon des 32. Infanterie-Regiments, bald darauf eine zweite für das Füsilierbataillon des 20. Regiments und dann ähnliche auf Befehl des Prinzen Wilhelm von Preußen beim ganzen 3. Armeekorps. Von hier verbreiteten sie sich über das Gardekorps und bald über die ganze Armee. Diese kleinen Chöre wurden durch weitere Opfer der Offizierkorps und ungeachtet der schon zur Unterhaltung der Regimentsmusik gezahlten Beiträge noch besonders erhalten. Bei der ersten Einrichtung standen ihm nur nicht musikalisch gebildete Mannschaften zur Verfügung; um so überraschender und anerkennenswerter waren die erzielten Resultate. Beim 1. Bataillon des Garde-Reserve-Regiments brachte er z. B. in einem Zeitraum von drei Wochen ein solches Musikchor aus den vorhandenen Signalhornisten zustande, von denen nur ein einziger als etwas vorgebildet gelten konnte. Diese Resultate stehen aktenmäßig fest und halten den Angriffen der damaligen Gegner Wieprechts vollkommen stand. Sie konnten nur erreicht werden durch einen vorzüglich praktischen Lehrplan, dessen Auseinandersetzung hier zu weit führen würde, und durch die weise Beschränkung auf eine einfache Besetzung. Schon mit 12 Stimmen erreichte Wieprecht ein klangvolles Ensemble. Wir begreifen, daß solche Erfolge ihn zu kühnerem Vorgehen ermutigten.

Wir haben bereits in der Einleitung darauf hingewiesen, daß es die wichtige Kapellmeisterfrage war, in deren richtiger Beantwortung ein Hauptverdienst Wieprechts zu suchen ist. Bedeutende und geniale Stabshoboisten-, -Trompeter und -Hornisten hat es selbstverständlich auch vor ihm gegeben; wir brauchen nur Namen wie Neidhardt, Weller, Rode und Schick zu nennen; ebenso sind unter Wieprechts Mitarbeitern höchst verdienstvolle Männer nicht zu vergessen, wie vor allen Saro und Piefke; aber es kommt bei der Armeemusik weniger auf die höchsten Spitzen als auf das Durchschnittsmaß an. Das straffe, preußische Wesen ließ auch bei den Stellen der Musikmeister das Recht der Anciennität vorwalten, und in den zwanziger Jahren noch gab es Stabstrompeter, die sich nicht in eine einfache Partitur finden konnten. Nicht ohne äußerste Mühe und mit zweifelhaftem Erfolge durfte man damals den Versuch machen, zwei Musikchöre zusammenwirken zu lassen. Die Möglichkeit von Massenwirkungen, die,

wenn sie auch von künstlerischem Standpunkt aus oft angegriffen werden, bei bestimmten Gelegenheiten mindestens erlaubt sein müssen, ist auf keinem Gebiet größer und gebotener als auf dem der Militärmusik. Wer je einen großen Zapfenstreich gehört hat, wird das zugeben. Diese Möglichkeit schwebte Wieprecht von vornherein als erstrebenswertes Ziel vor. War es schon ein Lieblingsgedanke von ihm, durch das Zusammentreten der einzelnen von ihm geschaffenen Bataillonsmusiken wie durch einen Zauberschlag eine große Regimentsmusik herzustellen, so war er bekanntlich der Schöpfer der sogenannten Monsterkonzerte, die auch nicht mehr aussterben werden.*) Die notwendige Bedingung hierfür aber ist und bleibt ein allgemeiner Bestand tüchtiger Musikdirigenten.

Nur sehr wenige Leute werden wissen, daß Wieprecht schon im Jahre 1853 in einer Immediateingabe an den König Friedrich Wilhelm IV. die Erhöhung des Armee-Musiketats um jährlich 1000 Thaler zu zehn Stipendien für Hoboisten am Berliner Konservatorium beantragt hat. Erst nach seinem Tode (im Jahre 1874) wurde dieser Gedanke verwirklicht dadurch, daß fortan zehn geeignete Militärmusiker zu weiterer Ausbildung an dem Unterrichte der akademischen Hochschule für Musik teilnahmen. Genau im Sinne Wieprechts wurde als einziger Zweck dieser Neueinrichtung angegeben, „durchgebildete Musikdirigenten für die Militärkapellen zu gewinnen und dadurch eine allmähliche Hebung der musikalischen Zustände in den einzelnen Musikchören herbeizuführen.“ In der genannten Immediat-Eingabe hat Wieprecht auch die Anforderungen zusammengestellt, welche an einen Militärmusik-Dirigenten zu stellen seien. Sie sind nicht gering. „Ein Musikmeister muß“, sagt er, „abgesehen von seiner militärischen und sittlichen Haltung, 1) wenigstens ein Chorinstrument (Klarinette, Trompete oder Waldhorn) mit vollster Tüchtigkeit behandeln können, 2) von allen andern Chorinstrumenten, ihrer Struktur und Behandlung nach, gründliche Kenntnisse haben. Er muß 3) in der Theorie und Tonsetzkunst soweit gründlich unterrichtet sein, daß er Kompositionen beurteilen, arrangieren und auch komponieren kann. Er muß endlich, für seine außerdienstliche Thätigkeit, die Violine gut genug spielen, um ein Orchester zu führen, die übrigen Streichinstrumente verstehen, auch Klavierspiel und Gesang möglichst weit geübt haben.“ In einer andern Ausführung, einer großen Denkschrift vom Jahre 1855, betont er in ebenso warmer Weise die militärischen Eigenschaften, ohne welche ein Musikmeister in der Armee nicht gedacht werden könnte, und gerade die Betonung des Soldaten im Dirigenten kennzeichnet die Richtung seines Strebens.

Was nun zunächst die musikalische Leistungsfähigkeit betrifft, so blieben, wie schon bemerkt, die Wünsche Wieprechts auf ein Eingreifen von Staats wegen unerfüllt. Dafür verlangte er aber von jedem, der als Musikdirigent notiert sein wollte, daß er zum wenigsten einen Privatkursus in der Komposition bei einem tüchtigen Lehrer durchgemacht haben müßte. So wurden allein bis zum Jahre 1853 24 Stabshoboisten und 32 Stabstrompeter zur Anstellung durch ihn in Vorschlag gebracht; von diesen waren 17, resp. 22 aus dem Garde-Korps hervorgegangen, die übrigen aber zu ihrer Ausbildung nach Berlin geschickt und unter Wieprechts Leitung gestellt worden. Wie viel Dirigenten er seitdem bis zu seinem Tode (1872) dem Heere gebildet hat, ist zahlenmäßig nicht möglich anzugeben; jedenfalls wurden seine Grundsätze fast durchweg die maßgebenden. Erwähnen wollen wir noch, daß einige seiner Schüler auch in andern Armeen leitende Stellungen erlangt haben.

In bezug auf den zweiten Punkt, die Pflege und Stärkung des soldatischen oder, besser gesagt, kriegerischen Geistes in der Militärmusik, war natürlich Wieprechts Einfluß an die Grenzen seines Fachs gebunden. Aber innerhalb desselben fand er auch

---

*) Das erste der Art fand im Mai 1838 bei der Anwesenheit des Kaisers Nikolaus' I. von Rußland statt. Das Orchester umfaßte 1000 Instrumente und 200 Trommeln. Vergl. Kalkbrenner a. a. O. S. 26 ff.

hier das entscheidende Mittel. Er hatte die Beobachtung gemacht, daß viele Dirigenten der Salon- oder sogenannten Harmoniemusik so ausschließlich huldigten, daß sie die Hauptbestimmung einer kraftvollen und energischen Militärmusik, ja ihr eigentlich belebendes Prinzip, die Marschmusik nämlich, über Gebühr vernachlässigten. Da Befehle in dieser Richtung nicht gut von ihm erteilt werden konnten, einmal weil er ja nur an der Spitze der Musik des Garde-Korps stand, und zweitens, weil solche Befehle überhaupt nicht seine Sache gewesen wären (ganz davon abgesehen, daß die Musikchöre besonders bei der Infanterie ja mehr durch Geldbeiträge der Offiziere als durch staatliche Mittel unterhalten wurden), so vermochte er die Marschmusik nicht so schnell wieder zur Blüte zu bringen, wie er es für notwendig ansah. Am meisten Erfolg hatte er in dieser Beziehung noch bei der Kavallerie und den neuen Hornmusikchören. Wenn Wieprecht aber irgendwo den Nagel auf den Kopf getroffen hat, so ist es hier gewesen. Die Militärmusik muß in erster Linie Marschmusik und sie darf erst in zweiter Konzert- und Salonmusik sein. Die Verhältnisse, gegen welche er ankämpfte, hatten es verschuldet, daß eine ganze Reihe der schönsten alten Märsche in Vergessenheit geraten waren. Daß die lange Friedenszeit hierzu mitgewirkt hat, ist zweifellos. Sowie Preußens Fahnen sich im Felde und zum Siege entfalteten, kamen auch die alten Märsche wieder zum Vorschein und entstanden neue, kraftvolle Märsche; leider aber verschwanden sie auch zum Teil wieder in den Friedensjahren nach 1871. In unsern Tagen ist aber endgültig Wandel geschaffen worden, allen zum Trost, die den Hohenfriedberger, den Möllendorf-, den York-, den Pariser Einzugsmarsch, den Torgauer, Koburger und auch neuere Märsche von Piefke, Voigt, Faust und Golde lieber hören als die Märsche aus Fatinitza, Fledermaus, Boccaccio u. s. w. bis herunter zu dem entsetzlichen „die Musik kommt“. Solche Operettenmärsche können allenfalls zur Aushilfe dienen, aber der Name einer Marschmusik für die Armee kommt ihnen nicht zu. Denn die Marschmusik soll nicht bloß den Marsch regeln, sondern vor allem auch die kriegerischen Gefühle wecken und begeistern; sie soll endlich auch die Erinnerungen an die Großthaten des preußischen Heeres wachrufen und immer von neuem beleben. Und wie leicht findet solch ein musikalischer Geschichtsunterricht Eingang in die Herzen und Sinne! Von jeher ist dieser Gesichtspunkt bei den Parademärschen im Auge behalten worden, und wer gedient hat, der weiß, wie jeder Nerv zuckt, der Kopf in die Höhe geht und das Auge heller glänzt trotz Staub und Sonnenflimmern, wenn nach dem Locken der Trommeln die Musik einsetzt.

Die Poesie des Krieges, von der Gneisenau einmal so herrlich spricht, wird gerade von der Musik festgehalten. Die blutigen Spuren des Sturmes auf die Düppeler Schanzen sind in unserer Erinnerung verwischt, aber die Herrlichkeit dieses Siegestages klingt uns immer noch aus dem Düppeler-Sturm-Marsch von Piefke entgegen, und zugleich das rührende: „Steh' ich in finstrer Mitternacht so einsam auf der stillen Wacht“, jenes echte Soldatenlied, welches damals besonders gern von unseren Truppen gesungen wurde und von so vielen in wahrhaftem Gedenken an „das ferne Lieb“ daheim.

Das Ideal eines Militärmusikmeisters, für welches Wieprecht lebte, wird im Frieden nie ganz erreicht werden, wohl aber muß es im Frieden vorbereitet sein. Ein siegreicher Krieg wird dann von selbst die schlummernden Kräfte zur Entfaltung bringen. Die drei letzten Kriege weisen genug Beispiele von Stabstrompetern, Stabshoboisten und Stabshornisten auf, die ihre Aufgabe in vollkommener Weise gelöst haben. Wir wollen hier nur an den verstorbenen Piefke erinnern, der bei Königgrätz, als das Leibregiment vorging, mit gezogenem Degen den Avanciermarsch dirigierte.*) Aehnlicher Züge gibt es noch viele; sie müssen ihren Platz in einer Geschichte der preußischen Militärmusik finden.

Jedoch kehren wir zu Wieprecht zurück! Die bedeutende Vermehrung der Zahl der Regimenter, welche die Reorganisation von 1860 herbeiführte, gab ihm Gelegenheit

*) Der hochselige Kaiser Wilhelm hat hiervon vor einigen Jahren gelegentlich gesprochen.

zu weiterer Durchführung seiner Ideen. Da eine Errichtung von Janitscharmusikchören für sämtliche neuformierte Regimenter mit sehr bedeutenden Kosten verknüpft gewesen wäre, so bot sich von selbst die speziell Wieprechtsche Hornmusik als willkommener Ersatz dar. Eine Kabinetts-Order vom 16. Februar 1860 bestimmte, daß die neuen Infanterie-Regimenter „vorläufig"*) keine Janitscharmusiken sondern eine Hornmusik erhalten sollten. Wieprecht stellte ein Normal-Tableau auf, welches heute noch die Grundlage für die Besetzung der Infanteriemusik bildet, und welches so eingerichtet ist, daß sich in der einfachsten Weise der Uebergang von der Horn- zur Janitscharmusik bewerkstelligen läßt. Die neue Hornmusik selbst stellte er zu 22 Instrumenten zusammen. Auf Veranlassung des Kriegsministeriums wurde von einer besonderen Begutachtungskommission**) ebenfalls ein Instrumentierungsvorschlag gemacht; dieser stimmt mit Wieprechts Vorschlägen bis auf unwesentliche Nebendinge vollkommen überein. Man sieht daraus, was es mit den Angriffen Rodes auf sich hat, der damals Wieprecht vorwarf, „aus der kriegerisch und trefflich klingenden Janitscharmusik eine Hornistenblechmusik fabrizieren zu wollen".

Am 22. September 1860 befahl der Prinz-Regent die Probe einer solchen Hornmusik von 22 Instrumenten in seinem Palais. Sie hatte zur Folge, daß die Wieprechtsche Zusammensetzung den neuen Regimentern als „Anhalt" mitgeteilt wurde. In der betreffenden Kabinetts-Order (datiert Jülich, den 26. September 1860) erscheinen zwei nur wenig verschiedene Zusammenstellungen von 22 Instrumenten, „von welchen Abweichungen möglichst vermieden werden sollten". Jedem Regimente wurden ferner zur ersten Anschaffung der Instrumente und Musikalien 600 Thaler und zur Unterhaltung derselben ein jährlicher Betrag von 300 Thalern überwiesen. Nur das 4. Garde-Grenadier-Regiment erhielt ausnahmsweise in Rücksicht auf seine Garnison Koblenz von vornherein eine Janitscharmusik.

Die weitere Entwickelung dieser neuen Musikchöre war vorauszusehen: die Regimenter strebten eins nach dem andern früher oder später die Erweiterung ihrer Hornmusik zur Janitscharmusik an. Dieser Gang der Dinge kam niemand überraschend. Der Prinz-Regent selbst hatte jenes wichtige Wort „vorläufig" Höchsteigenhändig geschrieben und hatte Abweichungen von der offiziellen Instrumentierung von vornherein nicht geradezu ausgeschlossen. Es zeugt aber von einer nur oberflächlichen Kenntnis der finanziellen Schwierigkeiten bei der Reorganisation, wenn man aus dieser Entwickelung Wieprecht den Vorwurf hat machen wollen, daß er seine persönliche Liebhaberei für die Blechmusik gegen die Janitscharmusik geltend gemacht habe. Wieprecht wußte sehr wohl, daß eine einzige Hornmusik für ein Infanterie-Regiment zu drei Bataillonen nicht ausreichte, und daß die Janitscharmusik für den Marsch unersetzlich ist; er wußte auch, daß die Kräfte des Blechbläsers, seine Lippen und Lungen bei Hitze, Staub und starkem Winde übermäßig angestrengt werden. Nur in einem Punkte scheint er sich in der That geirrt zu haben, nämlich in der Erwartung, daß im Jahre 1860 genug musikalische Kräfte in Preußen vorhanden sein würden, um die gesteigerte Nachfrage nach Bläsern zu befriedigen. Dies war aber nicht der Fall. Schon im Frühjahr 1862 wurde über Mangel an Musikern geklagt. Das Generalkommando des 7. Armeekorps sprach geradezu die Ansicht aus, daß, „wenn den neuen Infanterie-Regimentern die Hornmusik bliebe, weder sie noch die Jäger- und Pionier-Bataillone für die Dauer die erforderlichen Kräfte würden gewinnen können, ja daß es selbst den Kavallerie-Regimentern wesentlich schwerer fallen würde, ihre Trompeterkorps vollständig zu erhalten." Die Hornmusik hat allerdings die Eigentümlichkeit, die durch Fehler eintretenden Differenzen mit schneidender Schärfe durchklingen zu lassen. Ich wage es nicht, zu ent-

*) Dieses „vorläufig" war ein eigenhändiger Zusatz des damaligen Prinzregenten im Original.

**) Sie bestand aus dem Grafen von Redern, Meyerbeer, dem Hauptmann von Karczewski und den Kapellmeistern Liebig, Meinberg, Saro und Piefke.

scheiden, ob die Forderung, welche damals von einer sachverständigen Seite laut wurde, „daß mindestens die Hälfte der Instrumente durch gute Musiker, und die hohen melodientragenden geradezu durch Künstler besetzt sein müßten", stichhaltig oder übertrieben ist. Nicht nur das natürliche Bestreben, den alten Regimentern auch in bezug auf die Musik gleichzustehen, sondern auch die genannten Schwierigkeiten veranlaßten die neuen Regimenter sehr bald, ihre Musik der Janitscharmusik anzunähern oder sie gänzlich zu einer solchen umzuformen. Selbstredend durfte das nicht ohne königliche Genehmigung geschehen, welche in den meisten Fällen auch erteilt wurde. Eine allgemeine Umformung zu befürworten, lehnte das Kriegsministerium vorläufig ab, da die Generalkommandos eine solche in der Mehrzahl wenn auch als wünschenswert, so doch keineswegs als notwendig bezeichnet und zwei Kommandos sich sogar ablehnend verhalten hatten. Es war eine völlig gesunde und normale Entwickelung. Sobald die Regimenter die nötigen Mittel für eine Janitscharmusik besaßen, baten sie um die Erlaubnis zur Umformung oder um die Genehmigung der bereits erfolgten. Andere halfen sich vor der Hand durch eine Uebergangsinstrumentierung, wie z. B. das 7. rheinische Infanterie-Regiment Nr. 69, welches in Mainz stand und mit den Oesterreichern in Wettkampf treten mußte. Diese Musik fand bei Gelegenheit der im Jahre 1861 auf Befehl des Königs von Wieprecht im Bereich des 7. und 8. Armeekorps sowie in den Bundesfestungen vorgenommenen Inspizierung die vollste Anerkennung des General-Musik-Direktors. Fast überall nahm man wenigstens die Schlaginstrumente zur Hornmusik hinzu, um den Takt besser und hörbarer zu markieren und die Melodienbläser zu schonen. In manchen Provinzen benutzte der preußische Patriotismus die Gelegenheit, um sich durch Unterstützung der Militärmusik gerade in jenen schweren Jahren zu bethätigen. Diese Gaben sollen nicht vergessen sein. So erhielt das 5. Pommersche Infanterie-Regiment Nr. 42 von der Ritterschaft der vier neuvorpommerschen Kreise und der Stadt Stralsund ein Bargeschenk von 880 Thalern und in Natura eine große und eine kleine Trommel, Becken, Glockenspiel, ein Oboe und ein Fagott. Von dem Gelde wurden alle andern zur Janitscharmusik noch erforderlichen Instrumente (in Neusilber) angeschafft, freilich vorläufig nicht dienstlich geführt. Bei der Einweihung der neuvorpommerschen Eisenbahn durch Se. Majestät richtete der Regierungspräsident Graf von Krassow die Bitte an den König, zu gestatten, daß das Regiment die ihm geschenkten Instrumente auch im Dienst benutzen dürfe, was auf förmlichen Antrag des Regiments durch eine Kabinetts-Order im Februar 1864 auch gestattet wurde. Aehnliche Geschenke seitens der Stände der Kreise Kottbus, Sternberg und Lübben ermöglichten dem 52. Regiment die Errichtung einer Janitscharmusik. Wir schließen mit dem 8. pommerschen Infanterie-Regiment Nr. 61. Als dieses Regiment im Januar 1864 Marschorder gegen Dänemark erhielt, veranstalteten die patriotischen Bewohner der Kreise Stolp und Bütow auf Anregung der betreffenden Landräte Sammlungen teils in Geld, teils in Natura, um Unterkleider für die Mannschaften anzuschaffen. Diese Sammlungen fielen so reichlich aus, daß die Bedürfnisse befriedigt und die namhafte Summe von 247 Thalern erübrigt wurde. Diesen Ueberschuß verwendete das Regiment in Uebereinstimmung mit den Gebern zur Verstärkung der Musik.

Im April 1865 wurde noch einmal bei sämtlichen Generalkommandos Umfrage gehalten, welche der neuen Regimenter die Hornmusik bereits in Janitscharmusik umgewandelt hätten. Es ergab sich, daß einzig und allein beim 1. Armeekorps keine Umformung stattgefunden hatte. 20 Regimenter besaßen bereits eine vollständige Janitscharmusik*), 6 eine verstärkte und nur 10 noch die ursprüngliche Hornmusik. Hiermit ist allerdings ein schlagender Beweis geliefert dafür, daß eine lebensfähige und allen

*) Als am Ende des Jahres 1863 bei der königlichen Kapelle die Orchesterstimmung verändert wurde, rangierte man alle Holzblaseinstrumente aus. Da diese durchweg sehr gut und billig waren, so kauften einige Militärkapellen die Instrumente auf.

Ansprüchen genügende Infanterieregimentsmusik nur die Janitscharmusik sein kann. Dieser Thatsache wurde auch von dem obersten Kriegsherrn Rechnung getragen. Eine Kabinetts-Order vom 19. Juli 1865 genehmigte, „daß die Hornmusiken der neuformierten Infanterie-Regimenter auf Grund motivierter Anträge der betreffenden Regiments-Kommandeure nach dem Ermessen der kommandierenden Generale in Janitscharmusiken umgewandelt werden dürften, jedoch nur unter der Bedingung, daß bei den Truppenteilen die Mittel hierzu vorhanden wären und der Staatskasse keine Mehrbelastung erwüchse“. Bei der infolge der Ereignisse von 1866 eintretenden Neubildung von Regimentern wurde von vornherein die Errichtung von Janitscharmusiken gestattet. Jedes neue Infanterie- und Kavallerieregiment erhielt wie früher zur Anschaffung 600 Thaler, jedes Jägerbataillon und jede reitende Artillerieabteilung 400 Thaler, außerdem natürlich das etatmäßige jährliche Pauschquantum zur Unterhaltung der Instrumente u. s. w.

Heute haben alle Infanterie-Regimenter eine mehr oder weniger glänzend ausgestattete Janitscharmusik von durchschnittlich 42—44 Mann, nur bei den alten Garde-Regimentern ist sie etwas stärker. 44 Mann, den Träger für den Halbmond und einen zweiten Konzerttrommler eingerechnet, genügen nach Wieprechts Urteil zu einer vollständigen, nach allen Richtungen hin befriedigenden Regimentsmusik, und für diese Zahl von Stimmen sind auch alle seine Partituren berechnet; niemals hat er, wie er noch kurz vor seinem Tode ausdrücklich bemerkte, dieses Maß in seinen Produktionen für Militärmusik überschritten. Wenn die angegebene Besetzung das unbedingt Ausreichende bezeichnet, so ist sie aber auf der andern Seite zugleich als das unbedingt Erforderliche bei dem heutigen Stande der Kunst zu betrachten. Wünsche um Verstärkung der Musik machen sich überall bemerkbar. Indessen hat die Janitscharmusik eine Verstärkung viel weniger nötig als die Kavalleriemusik, bei welcher später oder früher eine Reform sich als unabweisbar herausstellen wird.

Wieprecht hat der preußischen Militärmusik die Bahn gewiesen, in der sie sich ruhig fortentwickeln wird. Seine Wirksamkeit und seine Verdienste wurden von drei Königen anerkannt und belohnt. Die Gegner verstummten allmählich; keiner würde es ihm gleichgethan haben, wenn auch mancher ihm an musikalischem Talent überlegen war. Das musikalische Talent allein aber schafft noch keinen Militärkapellmeister. Und wenn bei dem internationalen Wettstreit der Militärmusik im Jahre 1867 zu Paris die Preußen die einzigen waren, denen einstimmig von der Jury der erste Preis zuerkannt wurde, so bedeutete dieser Erfolg zugleich eine unanfechtbare Anerkennung der Befähigung Wieprechts zum Organisator der Militärmusik. Es wird denn auch wenige Musikmeister in der Armee geben, welche in ihm nicht ihren eigentlichen Lehrmeister, ihr eigentliches Vorbild verehrten, selbst wenn sie ihn nicht mehr im Leben gekannt haben. Der jetzige Armee-Musik-Inspizient Voigt ist sein vertrauter Schüler und Freund gewesen, den er sich selber zum Nachfolger gewünscht hat. Hoffen wir daher für die Zukunft das Beste!

Zum Schluß möchte der Verfasser zwei Wünsche auszusprechen sich erlauben. Die vor einem Jahre neugeschaffene Charge eines Armee-Musik-Inspizienten ist ein hochbedeutsames Amt und für die einheitliche Organisation der ganzen preußischen Militärmusik geradezu unentbehrlich. Außerdem bietet sie die Gelegenheit, endlich auch für die Geschichte dieser wichtigen Musikgattung grundlegende Sammlungen in die Hand zu nehmen. Es müßte ein Zentralarchiv für die preußische Militärmusik geschaffen werden, welches das gesamte neue und alte Material nach und nach aufzunehmen hätte. Bis jetzt ist das historische Material so zerstreut und lückenhaft, daß eine klare Anschauung von der Geschichte unserer Militärmusik nicht möglich ist. Ueber den Wert und den Nutzen einer genaueren Kenntnis aber brauchen wir keine Worte zu machen. Mir ist es nicht zweifelhaft, daß dabei auch die Geschichte unsrer Armee über-

haupt gewinnen würde, geschweige die Geschichte der Musik. Hierzu sind vor allem Geldmittel nötig.

Der zweite Punkt betrifft die Beiträge des Offizierkorps zur Musik. Die vorliegenden Ausführungen haben gezeigt, daß dem preußischen Offizierkorps der Ruhm gebührt, in einer geldarmen Zeit für die Militärmusik außerordentlich große Opfer gebracht zu haben, Opfer, deren Wert nur steigen kann durch den Umstand, daß sie ganz in der Stille gebracht wurden. Solche Beiträge bestehen ja auch heute noch, wenn sie auch glücklicherweise geringer sind. Es würde nur ein Akt der Gerechtigkeit sein, wenn die Volksvertretung durch entsprechende Erhöhung des Musiketats dafür sorgte, daß die Beiträge ganz aufhören könnten. Das Geld würde ja nicht bloß dem Militär zu gute kommen, da nächst den Gesangvereinen die Militärkapellen den größten Einfluß auf die Volksmusik haben, die Militärmusik im besonderen aber den kriegerischen Geist und die Freude unseres Volkes an unserm schönen Heer immer von neuem belebt und wach hält.

Zahlenmystik.

Von

Abu Kis.

Der Mensch hat von jeher mystische Beziehungen in den Zahlen gesucht und gefunden. Aus dem Altertume sind uns Werke überliefert, welche sich ganz mit diesem geheimnisvollen Gegenstande beschäftigen: des Nicomachus Zahlentheologie, über die mystische Bedeutung der Zahlen; und des Jamblichus theologisch-arithmetische Auseinandersetzungen. In Mittelalter aber und Neuzeit — von Abbo von Fleury bis auf Schubert — ist die Zahl der Schriften Legion, welche sich in Untersuchungen und Berechnungen, wahrsagerisch dunkeln und orakelhaft wichtigthuenden Erklärungen der Zahlgeheimnisse ergehen und verlieren.

Die Zahlenmystik ist veranlaßt teils durch die häufige oder gar regelmäßige Wiederkehr einer und derselben Zahl, sei es nun in irgend welchen kosmischen Verhältnissen, sei es bei heiligen Einrichtungen oder auch bloß in Grundformen des täglichen, natürlichen Lebens; teils durch besondere, merkwürdige Eigenschaften einzelner Zahlen, z. B. Teilbarkeit oder Unteilbarkeit; teils durch irgend welche mehr zufällige Umstände und Verhältnisse der Ziffern, z. B. deren Form oder Buchstabenwert.

In der That bietet schon die bloße Unendlichkeit der Zahlenwelt, ihre eigentümliche Mannigfaltigkeit und doch Einfachheit, ihre unbegrenzte Kombinationsfähigkeit und doch Uebersichtlichkeit dem Menschengeist so recht ein Feld zum Tummeln und auch zum mystischen Sichverlieren. Diese aus der Null, aus dem Nichts auftauchende, das ganze Gebiet des Endlichen durchmessende, beherrschende und dann bis in ewige Unendlichkeiten fortlaufende Zahlenreihe scheint dem endlichen Geist nun auf einmal die Verbindung mit dem Unendlichen herzustellen; ja sie scheint Erde und Weltall, Raum und Raumlosigkeit, Zeit und Ewigkeit miteinander zu verbinden und die Möglichkeit zu bieten, die einfachen, erhabenen, ewigen Grundgesetze für alle unsere komplizierten und doch so beschränkten irdisch-zeitlichen Verhältnisse festzustellen. Daher die Zahlenmystik, die zeitweise geradezu als Wissenschaft auftritt!

Es ist schon Zahlenmystik, ja es ist dies sogar die allergewöhnlichste und grundlegendste Form derselben, wenn der Mensch gewisse Zahlen bevorzugt, andere zurücksetzt. Woher die Unterscheidung von geraden und ungeraden Zahlen? Das ist nicht bloß eine wissenschaftliche Unterscheidung; nein, in den Namen „gerade“ und „ungerade“ liegt ebenso wie in „rechter“ und „linker“*) Hand, ein sittliches Urteil.

---

*) Man vergl. auch das lateinische dexter und sinister.

In dem dunklen Gefühl, sagen wir im „Geschmack“ der Völker sind die ungeraden Zahlen weniger wert als die geraden. Bei den Griechen heißen jene die „überflüssigen“, während diese „die richtigen, ebenen“ genannt werden. Und auch das uralte Spiel „Grad und Ungrad“ zeugt für die parteiische Behandlung, welche von jeher den Zahlen zu teil wird.

Beiläufig bemerkt, scheinen die Chinesen gerade die umgekehrte Parteistellung einzunehmen. In einer alten symbolischen Darstellung, wo die Zahlen als verschlungene Schnüre mit allerlei Knötchen gezeichnet sind, da sind die ungeraden Zahlen weiß gemalt, „denn das Ungerade ist das Vollkommene, wie der Tag, die Hitze, die Sonne, das Feuer“. Die geraden Zahlen dagegen sind schwarz, „denn das Gerade ist das Unvollkommene, wie die Nacht, die Kälte, das Wasser, die Erde.“

Die allgemeine Bevorzugung, welche der Grundzahl des Systems widerfährt, ist sehr begreiflich. Dieselbe erklärt sich nicht so sehr aus moralischen Vorurteilen als vielmehr aus Bequemlichkeitsrücksichten. Ganz besonderer Ehre erfreut sich die Grundzahl 12; sie scheint fast heilig, seitdem Israel 12 Stämme und Jesus 12 Apostel hatte. Soweit geht hier der Aberglaube, daß er, wenn einmal 13 zu Tische sitzen, ängstlich fürchtet, einer der 13 müsse sterben, damit die Gesellschaft wieder auf die heilige Zwölfzahl zurücksinke. Und in Schottland nennt man aus demselben Grunde 13 oft Deils Dizzen (= devils dozen), d. i. „Teufels Dutzend“. — Die Zahl 12 regiert auch die Zeit, das Zifferblatt der Uhr sowohl als den Jahreskalender mit seinen 12 Monaten. Sie regiert den Himmel mittels der 12 Bilder des Tierkreises. Sie regierte einst auch die Erde mittels ihrer Herrschaft über Maß und Gewicht, Feldmeßzeug und Geld; doch ist ihr Szepter hier seit Durchführung des dezimalen Systems, insbesondere seit Aufkommen der Reichswährung und Geltendmachung des zehnmillionten Teils des Aequatorviertels als Metermaß zerbrochen, wie sehr es auch stückweise noch weiterwaltet.

Auf eine ganz außerordentliche Weise ehrten die Babylonier ihre Grundzahl 60. Sie teilten nach ihr nicht nur ihre Zeit ein; sie formten danach geradezu ihre Weltgeschichte um. Bei öffentlichen Anordnungen wird immer die 60 bevorzugt. Länge und Weite der Arche, die in der Bibel (1. Moses 6,5) auf 300 und 30 Ellen angegeben wird, erscheint in den Keilschriften zu 600 und 60 Ellen angeordnet. Das goldene Götterbild, welches Nebukadnezar nach Dan. 3 errichten ließ, war 60 Ellen hoch und 6 Ellen breit. In dem nach der b a b y l o n i s c h e n Gefangenschaft geschriebenen Hohenliede müssen 60 Starke aus den Starken in Israel um des Königs Salomo Bett stehn, und 60 die Zahl seiner Königinnen sein, die sich doch in den andern, früheren Berichten auf mehr denn 1000 beläuft. Ein babylonisches Sprichwort sagt: „In des einen Hause 60 Hochzeitbälle, in des andern Kreise 60 Sterbefälle“. 60 Tage sollen nach dem Befehl des Perserkönigs die ionischen Truppen an der Donaubrücke warten; 5 mal 60 Rutenschläge muß sich der Hellespont von Xerxes gefallen lassen; der Gyndesfluß aber, in welchem eins der heiligen Rosse des Cyrus ertrunken war, wird zur Strafe und zur Warnung für alle übrigen Flüsse in 6 mal 60 Rinnsale abgegraben!

Eine ähnliche Rolle als Grundzahl scheint bei den Semiten einmal die 40 gespielt zu haben. Wenigstens ist die 40 in der Bibel ausgesprochen heilige Zahl, und ähnlich heute bei den Türken. Um nur einige wenige Beispiele anzuführen, so dauerte der die Sündflut einleitende Regen nach dem biblischen Bericht 40 Tage; und wiederum 40 Tage nach dem Aufhören des Regens that Noah die Fenster der Arche auf (1. Moses 8,6). Mosis Leben ist geteilt in 3 Episoden von 40 Jahren: 40 Jahr in Aegypten, 40 in der Wüste, 40 bei den Israeliten. 40 Tage und 40 Nächte brachte er auf dem Berge Sinai zu, um von Gott das Gesetz zu empfangen, ebenso wie Christus 40 Tage und 40 Nächte in der Wüste war, um vom Teufel versucht zu werden, und wie Elias (1. Kön. 19,8) durch die Kraft der Speise des Engels 40 Tage

und 40 Nächte am Horeb war. 40 Jahre waren die Juden in der Wüste, wo die ganze Generation sich erneuerte; und 1. Kön. 6 wird die Zeit vom Auszug aus Aegypten bis zum Tempelbau auf 12 mal 40 Jahre, später wieder die Zeit vom Tempelbau bis zum Exil auf 12 mal 40 Jahre berechnet. Die beiden größten Könige Israels, David und Salomo, regierten je 40 Jahre. Der letztere hält gerade 40 Tausend Wagenpferde. Ebensoviele Juden kehren nachher aus der babylonischen Gefangenschaft zurück. Zwischen Auferstehung und Himmelfahrt Christi liegen 40 Tage. 40 Streiche war eine der gewöhnlichsten Strafen nach dem Gesetz, doch machten die Pharisäer bekanntlich 40 weniger einen daraus, damit sie vor Ueberschreitung des Gesetzes (d. h. vor der Gefahr unversehens einen Streich zuviel zu erteilen) sicher wären.

Die Zahl 7 übertrifft wohl die 40 an Würdigkeit und Heiligkeit nicht nur bei den Juden, sondern auch bei Babyloniern und vielen andern Völkern. Der Grund dafür wird gleich auf dem ersten Blatt der Bibel gegeben: 7 Tage hat die Schöpfungswoche und jede fernere Woche, der siebente Tag ist ein heiliger Tag! Schon die Babylonier zählten 7 Wandelsterne (Planeten); daß diese später den 7 Wochentagen die Namen gaben, lag sehr nahe (vgl. das Lat. und Französische: Sol, dies Solis, Sonntag; terra, statt dessen luna, lundi, Mond-Tag; Mars, Mardi; Mercur, mercredi; Jupiter (Jovis), Jeudi; Venus (Veneris), vendredi; Saturn, engl. Saturday). Also 7 Tage hat die Woche; 7 mal 7 Arbeitswochen außer den 3 Festwochen hat das israelitische Jahr; im siebenten Jahr und nach je 7 mal 7 Jahren trat jedesmal ein Hall- und Jubeljahr ein. 7 Tage vor der Sündflut muß Noah in die Arche gehn, und je sieben und sieben von allen reinen Tieren mithineinnehmen (1. Mos. 7, 2—4). Nach dem Regen läßt er zwischen der Aussendung der Vögel je zweimal 7 Tage verstreichen, bis ihm dann zuletzt die Taube das Oelblatt mitbringt (1. Mos. 8, 10. 12). Jacob muß um Lea und Rahel je 7 Jahr dienen; 7 fette und 7 teuere Jahre kamen nach Pharaos Traum und Josefs Deutung über Aegypten. „Kain soll siebenmal gerochen werden, aber Lamech sieben und siebenzigmal," heißt es in dem uralten Liede 1. Mos. 4, 24. „Ist's genug, wenn ich meinem Bruder siebenmal vergebe?" fragt Petrus und erhält die Antwort: „Nicht 7 mal, sondern 70 mal 7 mal." Neben den 12 Aposteln hat Christus noch einen weitern Kreis von 70 Jüngern; und die Apostel wählen nachher noch 7 Almosenpfleger oder Diakonen, von denen Stefanus einer war. 7 Männer nacheinander hat das Weib in jener fingierten Erzählung der Sadduzäer; 7 Märtyrersöhne jene Mutter, von der die Apokryphen erzählen. Die Offenbarung Johannis baut sich ganz auf der Siebenzahl auf; es braucht ja nur an die sieben Geister vor dem Throne Gottes, die sieben Leuchter und Sterne des 1. Kap., die sieben Rundschreiben an die sieben kleinasiatischen Gemeindebischöfe, das Buch mit den sieben Siegeln, die sieben Posaunen, die sieben Donner, das siebenköpfige Tier, die sieben Engel mit den sieben Zornschalen erinnert zu werden.

Den siebenarmigen Leuchter der Juden kennt jeder, schon aus der Abbildung auf dem Titusbogen in Rom. So wurde überhaupt im Volk Israel die Zahlenmystik in engste Verbindung gerade mit Religion und Kultus gebracht. Insbesondere beim Bau der Stiftshütte und des Tempels werden fast nur heilige Zahlen zur Bestimmung der Maße und Verhältnisse angewandt. Aehnlich übrigens hatte auch der Tempel des Nebucadnezar, dessen Trümmer in den Birs Nimrud begraben wurden, 7 Stufen verschiedenen Materials; und die Stadt Ekbatana in Babylonien hatte 7 Wälle und Gräben.

Wie eigen die 7 auch bei uns heutzutage noch behandelt wird, das beweisen schon diese drei bekanntesten dahin gehörigen Redensarten unserer Sprache, nämlich von der bösen Sieben, von den Siebensachen und von den Siebenmeilenstiefeln. Meister Siebenkäs, sowie die Märchen von den sieben Raben und von den sieben Zwergen sind ebenfalls Beweis. Auch mag an die Einteilung des Vaterunsers in 7 Bitten, sowie an die Aufstellung von 7 Sakramenten in der römischen Kirche

erinnert werden. Und wer kennt nicht die 7 goldenen W (Wasser*), Wein**), Wald***), Waizen, Wild, Wolle, Weide), mit denen die Provinz Nassau prangt gegenüber den 3 schlimmen S der Mark Brandenburg (Sand, Sumpf und See)?

Das besondere Ansehen, welches auch die 3 genießt, die sich mit der 7 zu 10 ergänzt, beruht nicht nur darauf, weil sie die erste eigentliche ungerade Zahl ist, sondern vor allem darauf, daß sie so außerordentlich häufig in den Verhältnissen des Lebens wiederkehrt, besonders als Teilzahl: z. B. der Finger hat 3 Gelenke; der Leib besteht aus Kopf, Rumpf und Außenteilen; der Mensch aus Leib, Seel' und Geist; die Körper kommen in dreifachem „Aggregatzustand" vor, als fest, flüssig und aufgelöst — Eis, Wasser und Dampf. Das Kleeblatt ist stets dreiblättrig; eine Ausnahme, welche sonst, wie man sagt, die Regel bestätigt, bedeutet hier Glück. Im Vorübergehen sei erzählt, daß die evangelische Gemeinde in Paderborn, eine der blühendsten Diasporagemeinden unseres Vaterlandes, einer solchen Ausnahme ihre Existenz verdankt, wenn man so sagen darf. Als im Jahre 1806 in den Unruhen der Kriegsläufte die preußische Garnison aus der Stadt Paderborn gezogen wurde, da wurde damit auch dem bisherigen evangelischen Garnisonpfarrer Günther Gehalt und Stellung entzogen. Da er kein Vermögen hatte, so war es ihm eigentlich unmöglich, der wenigen ansässigen Protestanten halber in Paderborn zu bleiben; doch da er auch die wenigen liebte, wurde es ihm unendlich schwer, sie zu verlassen. In diesem Kampfe ging er auf dem Liboriusberge spazieren, und den Blick auf den Boden gefesselt, findet er dort plötzlich 12 regellose Kleeblätter, nicht bloß vierblättrige, sondern auch fünf- und sechs-, ja siebenblättrige. Das entscheidet sein Geschick. „Ich fordere alle Kaiser und Könige der Welt auf, schreibt er, je eine Million Truppen über alle Felder der Erde hin zu schicken, um zu sehen, ob einer binnen zwei Minuten 12 solcher Kleeblätter bei einander finde! Dieses Wunder der Natur, kann ich es anders auffassen denn als einen Wink meines Vaters im Himmel, hier bei meiner kleinen Gemeinde zu bleiben, es gehe wie es wolle, und zu vertrauen, daß auch Gott uns nicht verlassen wird?" . . . . So bedeutsam und entscheidungsvoll war ihm dieser Fund, daß er die 12 Kleeblätter aufklebte und mit ungefähr den obigen Worten (die leider nur nach dem Gedächtnis wiedergegeben werden konnten) dem Archiv einverleibte.

Ein Negervolk, die Coruba, halten mehr als die 3 noch die 9, weil sie gleich 3 mal 3 ist, heilig, und ihr ärgster Fluch ist daher „99999 Krankheiten"! Aber allerdings ist die 9 eine der merkwürdigsten, wunderbarsten, mystischsten Zahlen. Nämlich wegen ihrer überraschenden Eigenschaften. Wer kennt nicht den Satz: „Ist eine Zahl durch 9 ohne Rest teilbar, so geht auch ihre Quersumme auf"? Z. B. 1234575, Quersumme 27. Aber noch mehr: „Subtrahiert man von irgend einer Zahl ihre Quersumme, so ist der Rest stets durch 9 ohne Rest teilbar." Z. B.: 1234567 hat die Quersumme 28; diese subtrahiert gibt 1234539; und diese Zahl, mit der Quersumme 27, ist durch 9 teilbar. — Daraus ergeben sich nicht nur eine Menge von ansprechenden und verblüffenden Zahlenkünsten, sondern auch einige weitere Regeln und Sätze, welche die 9 in einen Nimbus des Geheimnisses einzuhüllen scheinen.

Daß die Grundzahlen 5, 10, 100 überall die hervorragendsten Rollen spielen, braucht nicht erst bewiesen zu werden. Sie sind ja von der Natur, in der Anlage der menschlichen Hände und Füße, bevorzugt, sie sind als Grundpfeiler des Zahlsystems die bequemsten und einfachsten Zahlen, die man haben kann. Daher sie denn auch im praktischen Leben allgemein bevorzugt werden. Man denke nur an die römi-

*) Ems, Wiesbaden, Soden, Homburg 2c.
**) Rüdesheim, Nierstein, Asmannshausen 2c.
***) Taunus, Westerwald, Niederwald 2c.

schen Dezemvirn (10 Männer), an das schreckliche Dezimieren, das auch von den Römern stammt, und an „den Zehnten“, der als einfache Steuer schon bei den Juden Sitte und Gebot war. Bei der Prügelstrafe spricht man gewöhnlich von Aufzählung von 10, 25, 50 oder gar 100 Streichen. Aus der Bibel mögen nur die 10 Gebote und die 10 Plagen über Aegypten, die 10 Jungfrauen, 5 kluge und 5 thörichte, und die 10 Aussätzigen, 1 dankbarer und 9 undankbare, erwähnt werden. Auch die 100 Schafe, wo 1 sich von den 99 verirrt, und die 10 Groschen, von denen die Frau 1 verliert; ferner die 10 und 5 Talente, die den Knechten anvertraut werden, sowie die 100 Groschen und 1000 Pfund, die jene beiden anderen Knechte schuldig sind, alle diese Gleichnisse des Herrn halten sich an die Zehnzahl. Endlich sei noch an die 5 Bücher Mosis erinnert, welchen entsprechend auch der Psalter in 5 Bücher geteilt ist; das 1. Buch Mosis, mit seinen 50 Kapiteln in unserer heutigen Bibel, ist seiner Anlage nach in 10 Teile geteilt, welche alle dieselbe Ueberschrift tragen; die Urzeit wird mit einer Zehnzahl von Urvätern bis zur Sündflut herabgeführt; nach der Flut vollzieht sich die Scheidung der Völker wiederum während einer Zehnzahl von Geschlechtern.

Doch genug der Beispiele, die der geneigte Leser aus dem Schatze seiner eigenen Erfahrung und Erinnerung leichtlich wird vermehren können — Beispiele unabsichtlicher, unwillkürlicher Zahlenmystik, wie sie ganz von selbst aus dem Volke hervorwächst und wie sie von einem jeden mehr oder weniger unbewußt fort und fort getrieben wird.

Daneben gibt es nun noch eine mehr spekulative Zahlenmystik: bewußte Klügeleien und Phantastereien einzelner Gelehrter, geheimnisvolle Rechnungen und Bestimmungen der Wahrsager und Propheten. Die Zahlen werden mit allen möglichen theologischen und philosophischen Dingen verknüpft; sie werden als Symbole benutzt, als bequeme Träger irgend welcher dunkler, nicht bestimmt erkannter Wahrheiten.

„Unter den religiös-philosophischen Begriffen der Chaldäer nehmen Träumereien über den Wert der Zahlen einen bedeutsamen Platz ein. Jeder Gott wurde durch eine der ganzen Zahlen zwischen 1 und 60 bezeichnet, welche seinem Range in der himmlischen Hierarchie entsprach. Eine Tafel aus der Bibliothek von Ninive hat uns die Liste der hauptsächlichen Götter nebst ihren geheimnisvollen Zahlen aufbewahrt. Es scheint sogar, als sei gegenüber dieser Stufenleiter ganzer Zahlen, die den Göttern beigelegt wurden, eine andere von Brüchen vorhanden gewesen, welche sich auf die bösen Geister bezogen und gleichfalls ihrem jeweiligen Range entsprachen.“ [illegible]

Die weitgehende Zahlenmystik der Pythagoreer ist bekannt. Pythagoras war zu dem Schlusse gekommen, das Wesen aller Schönheit beruhe in inneren Zahlenverhältnissen; schöne Formen, schöne Töne, schöne Metra, was es auch sei, in allem lebt die Zahl. Harmonie ist nichts als eine geheimnisvolle Zahlenbeziehung. Wo Harmonie, da Zahlen; wo Zahlen, da Harmonie. Weiter: Prinzip aller Ordnung und Schönheit der Welt ist die Harmonie, und so ist auch *die Zahl das Wesen und Prinzip aller Dinge.* Das war einer der Hauptsätze der Pythagoreer, und von diesem Satze aus entwickelte sich dann ihre ganze Zahlsymbolik. Nicht nur, daß sie, diese Vertreter der Wissenschaft und Kinder der Aufklärung, an dem althergebrachten Tage- und Stundenwählen, an dem Glauben an heilige und unheilige Zahlen festhielten; sie bauten auch ein ganzes System von neuen Sachen auf. Bei dem Gegensatz von Gerade und Ungerade setzten sie ein. Diesem Gegensatz unterliegen ja alle Zahlen. Nun ist das Gerade zugleich begrenzt, das Ungerade aber unbegrenzt; ferner sind nach uraltem Volksglauben die geraden Zahlen heilig, die ungeraden aber unheilig. Aus diesen Grundsätzen ließen sich nun schon eine Masse Gegensätze herausbilden und aufstellen, wie die folgenden:

1) Grenze und Unbegrenztheit. 2) Gerades und Ungerades. 3) Eins und Vieles.

4) Rechtes und Linkes. 5) Männliches und Weibliches. 6) Ruhendes und Bewegtes. 7) Gerades und Krummes. 8) Licht und Finsternis. 9) Gutes und Böses. 10) Quadrat und Rechteck.

War somit die Zahl als oberstes Weltgesetz erkannt, so mußte auch jedem Dinge eine bestimmte Zahl zukommen. Demgemäß sagten die Pythagoreer z. B., die Gerechtigkeit bestehe in einer Quadratzahl, weil sie Gleiches mit Gleichem vergilt, und daher sei die 4 oder die 9 die Gerechtigkeit; die 5 als Verbindung der ersten männlichen und weiblichen Zahl (2 und 3) nannten sie die Ehe, die 2 die Meinung u. s. f. Der höchste Schwur der Pythagoriker war die Zahl 36, die sogenannte Tetraktys, oder auch das Weltall genannt, als Vereinigung der vier ersten Geraden und Ungeraden, 2 + 4 + 6 + 8 + 1 + 3 + 5 + 7. Sie hatten auch den Satz, daß die Einheit Ursprung und Anfang aller Zahlen, aber nicht selbst Zahl sei. Sie gaben den Zahlen moralische Attribute, indem sie von vollkommenen, mangelhaften, überschießenden, befreundeten Zahlen sprachen. Vollkommen z. B. hieß eine Zahl, wenn sie der Summe ihrer Teiler gleich war, was natürlich nur bei sehr wenigen auserlesenen der Fall. Die 6 war eine solche vollkommene Zahl, denn $6 = 1 \times 2 \times 3$ und $= 1 + 2 + 3$; ebenso $28 = 1 + 2 + 4 + 7 + 14$; und $496 = 1 + 2 + 4 + 8 + 16 + 31 + 62 + 124 + 248$ u. s. f.

Von den Pythagorikern hat auch unser berühmter Landsmann Alkuin gelernt. In seinen Augen gab die Theologie erst der Arithmetik die rechte Weihe, indem sie die theoretisch festgestellten Eigenschaften der Zahlen zur Erklärung der heil. Schrift benutzte. Ein Beispiel genüge. Die Zahl der von Gott, der alles vollkommen und gut schuf, erschaffenen Wesensklassen sei 6 (entsprechend den 6 Schöpfungstagen), weil 6 eine „vollkommene“ Zahl ist ($6 = 1 + 2 + 3$). Dagegen ist 8 eine mangelhafte Zahl (denn $1 + 2 + 4 = 7$, also 1 weniger als 8), und „daher geht der zweite Ursprung des Menschengeschlechtes von der Zahl 8 aus: wir lesen nämlich, daß in Noahs Arche 8 Seelen gewesen, von welchen das ganze Menschengeschlecht abstammt; um zu zeigen, der zweite Ursprung sei unvollkommener als der erste, welcher nach der Sechszahl geschaffen ward u. s. f.“ Durch solche Spekulationen suchte Alkuin Karl den Großen von der „Annehmlichkeit und Nützlichkeit des arithmetischen Studiums“ zu überzeugen.

Ebenso soll auch der Ringfinger der Aegypter seine Würde der pythagoreischen Zahlsymbolik verdanken. Dieser Finger hatte nämlich früher, beim Zählen und Rechnen, den Wert 6, also die erste vollkommene Zahl, dargestellt, „und sei darum auch selbst der Vollkommenheit teilhaftig worden, und habe das Vorrecht erhalten, Ringe zu tragen“. — In Ebers' Uarda, I, Seite 105 findet sich ähnliche pythagoreische Zahlsymbolik in Aegpten geschickt verwertet.

Eine ganz andere, eigenartige, tiefgehende Zahlenmystik haben die Inder. Zur Probe mögen hier die magischen oder Zauberquadrate vorgeführt werden, welche von den Indern zu uns gekommen sind und für jedes mystisch angelegte Gemüt ein Gegenstand unbegrenzten Staunens sein müssen. Sie wurden denn auch von den Indern vielfach auf Amulette als Schutzmittel gegen Krankheiten und Bezauberungen geschrieben und sonst zu magischen Zwecken benutzt. Nachdem sie um das Jahr 1400 in Europa bekannt geworden, haben viele große Mathematiker Bücher über sie geschrieben, unter anderen auch der Altmeister Adam Riese und Mollweide, der Vater der trigonometrischen Gleichungen. Agrippa von Nettesheim († 1535), der die Quadrate von 3 . 3, 4 . 4 bis 9 . 9 Fächern öffentlich aufstellte, ist deswegen noch als Zauberer angeklagt und um ein Haar zum Feuertode verurteilt worden!

Das Problem, dessen Lösung solches Staunen und Entsetzen erregt und in das Reich der Magik zu gehören scheint, ist bekanntlich das Folgende:

Ein Quadrat in 9, 16, 25, 36, 49, 64 Fächer u. s. w. zu teilen und in jedes der vorhandenen Fächer eine Zahl so zu setzen, daß alle Kolonnen, die vertikalen wie die horizontalen und auch die diagonalen jedesmal dieselbe Summe ergeben.

Hier sind die 6 ersten Quadrate:

4	9	2
3	5	7
8	1	6

11	18	25	2	9
10	12	19	21	3
4	6	13	20	22
23	5	7	14	16
17	24	1	8	15

22	31	40	49	2	11	20
21	23	32	41	43	3	12
13	15	24	33	42	44	4
5	14	16	25	34	36	45
46	6	8	17	26	35	37
38	47	7	9	18	27	29
30	39	48	1	10	19	28

1	15	14	4
12	6	7	9
8	10	11	5
13	3	2	16

1	63	62	4	5	59	58	8
56	10	11	53	52	14	15	49
48	18	19	45	44	22	23	41
25	39	38	28	29	35	34	32
33	31	30	36	37	27	26	40
24	42	43	21	20	46	47	17
16	50	51	13	12	54	55	9
57	7	6	60	61	3	2	64

1	35	34	3	32	6
30	8	28	27	11	7
24	23	15	16	14	19
13	17	21	22	20	18
12	26	9	10	29	25
31	2	4	33	5	36

Digitized by Google

Es würde zu weit führen, hier die übrigens gar nicht sehr schwierigen Regeln zur Herstellung dieser Quadrate beizufügen; oder gar die mannigfaltigen Variationen der einzelnen Schemata anzugeben. Aber allerdings, staunenswert ist die Lösung des Problems gerade durch ihre Einfachheit und Vielseitigkeit. Man nehme nur z. B. das 16-feldige Quadrat. Das Geheimnis der Herstellung ist das folgende. Es wird durch die 4 dicken Linien nochmals abgeteilt. Darauf werden die Zahlen fortlaufend, mit abwechselnder Ueberspringung je eines von den dicken Strichen begrenzten Feldergebietes eingezeichnet, also 1 — 4 — 6 . 7 . 10 . 11 — 13 — 16; von hinten anfangend: 2 . 3 — 5 — 8 — 9 — 12 — 14 . 15 —. Nun kann man zusammenzählen, wo man will, von oben nach unten, von rechts nach links, von Ecke zu Ecke, oder auch 4 andere nur irgendwie in korrespondierender Lage befindliche Felder — immer wird man die Summe 34 erhalten. Man nehme z. B. 13 . 3 und 14 . 4 oder 8 . 2 und 9 . 15, oder 12 . 2 und 15 . 5, immer ist die Summe 34. —

Eine besondere Art von Zahlmystik oder Zahlsymbolik ist die, welche an die Ziffern anknüpft. Dies war vorzüglich bei solchen Völkern möglich, deren Ziffern zugleich Buchstaben waren, wie bei den Griechen und Semiten. Nicht nur daß hier einzelne Ziffern in ihrer Zusammensetzung Worte bildeten; man konnte da jedem Worte einen Zahlenwert beilegen, und sobald nun ein anderes Wort denselben Zahlenwert hatte, so suchte man mystische Beziehungen zwischen den beiden Wörtern. Bei dem römischen Dichter Capella wird Jupiter einmal mit der Zahl 717 begrüßt, und zwar weil Jupiter der Anfang aller Dinge ist, der Anfang griechisch ἡ ἀρχή heißt, dies aber durch Buchstabenwert 8 + 1 + 100 + 600 + 8 die Zahl 717 vorstellt. So dienen denn die Zahlen geradezu zur Verhüllung irgend eines Namens oder Gedankens, als Rätselwort. Wer kennt nicht aus der Offenbarung Johannis die rätselhafte Zahl 666 (Offb. 13, 8)? Man hat bekanntlich durch die Jahrhunderte hindurch die Enträtselung dieser Zahl in dem Namen des Kaisers Nero zu finden geglaubt, welcher, hebräisch geschrieben, nach dem Zahlwert 666 ergibt. Doch wird man sich nicht verhehlen können, daß es die Mystik auf die Spitze getrieben hieße, wenn hier, also in einer griechisch geschriebenen Schrift, ein römischer Name (Nero Cäsar) in hebräischem Zahlwert verhüllt wäre. Wenn nun außerdem die älteste Tradition die Abfassung der Apokalypse um viele Jahre später als den Tod des Nero setzt; und wenn man vor allem den ganzen Zusammenhang, in dem die Zahl erscheint, berücksichtigt, so ergibt sich ziemlich klar, daß der Seher unter der Zahl die Wahrheit nicht enthüllen, sondern eben verhüllen will. Wenn später, meint er, der Antichrist auftreten wird, so werdet ihr ihn daran erkennen, daß sein Name den Zahlwert 666 hat; ich gebe euch hier jetzt den Namen nicht an, um den Schleier, den Gott vor die Zukunft gezogen, nicht wahrsagerisch zu lüften.

Auch sonst in der Bibel hat man derartige Zahlmystik durch Buchstabenberechnung zu finden geglaubt. So steht 1. Mos. 14, 14: Als nun Abraham hörte, daß sein Bruder gefangen war, wappnete er seine Knechte, 318, in seinem Hause geboren, und jagte ihnen nach bis gen Dan ..... Rabbinische Ueberlieferung und auch neuere Erklärer meinen, 318 stehe hier statt des Namens Elieser, der in der That אליעזר = 200 + 7 + 70 + 10 + 30 + 1 = 318 ergibt. Dann würde Abraham allein mit diesem seinem treuesten Knecht in den Streit gegen die Könige aufgebrochen sein. Das würde doch mehr als mystisch, das würde unglaublich sein. —

Annehmbarer erscheint die zahlsymbolische Erklärung in Jes. 21, 8. Dort verkündet „der Löwe“ den Fall Babels. Addiert man die Buchstaben des Wortes אריה (Löwe) = 5 + 10 + 200 + 1 = 216, so erhält man die gleiche Summe wie die des Wortes חבקוק = 100 + 6 + 100 + 2 + 8 = 216, und somit könnte Habakuk mit dem Löwen gemeint sein.

Wir wollen hier nicht tiefer in die sogenannte Kabbala oder Kabbalistik eindringen, obwohl dieselbe als eine mystische Wissenschaft im Altertum und Mittelalter einen so

Digitized by Google

breiten Raum eingenommen hat. Heutzutage, wo die Welt so ernüchtert, die Zeit so aufgeklärt ist, kommt man von solchen dunklen Träumereien immer mehr ab. Man betreibt sie höchstens noch als Spielerei. Folgende merkwürdige moderne Spielereien mögen den Schluß machen:

In bezug auf den Regierungsantritt Louis Philipps und Napoleons III. sowie deren Geburtsjahr und Thronverlust, und ebenso für die Gemahlinnen beider, Amalie und Eugenie, erhält man folgende überraschende Zahlenergebnisse.

Louis Philipp

Regierungsantritt	1830
Geburtsjahr	1
	7
	7
	3
Vom Thron vertrieben	1848

Amalie, seine Gemahlin

Regierungsantritt	1830
Geburtsjahr	1
	7
	8
	2
Vom Thron vertrieben	1848

Das Paar als solches

Regierungsantritt	1830
Vermählung	1
	8
	0
	9
Vom Thron vertrieben	1848

Louis Napoleon III.

Regierungsantritt	1852
Geburtsjahr	1
	8
	0
	8
Letztes volles Regierungsjahr	1869

Eugenia, seine Gemahlin

Regierungsantritt	1853
Geburtsjahr	1
	8
	2
	6
Letztes Regierungsjahr	1870

Das Paar als solches.

Regierungsantritt	1853
Vermählung	1
	8
	5
	3
Letztes Regierungsjahr	1870

Die Kabbalisten würden diese Ergebnisse nicht haben auf sich beruhen lassen!

Das Wunderbarste zuletzt. Bekanntlich wurde dem König Friedrich Wilhelm IV. von Preußen im Jahre 1849 die deutsche Kaiserkrone angeboten, die er damals ausschlug. Nun „erzählt man", daß der geistvolle Monarch bei dieser Gelegenheit mit einem gewissen prophetischen Blick den Abgesandten, die ihm die höchste Würde im deutschen Lande anboten, erwiderte: Noch ist die Zeit der Wiedererrichtung des Deutschen Reiches nicht gekommen! Wenn Sie aber wissen wollen, wann der erste deutsche Kaiser zur Regierung kommt, so schreiben Sie die Zahl dieses Jahres 1849

erst quer und dann senkrecht darunter und darauf addieren Sie beides. Man that dies und erhielt nachstehendes Resultat:

$$\begin{array}{r} 1849 \\ 1 \\ 8 \\ 4 \\ 9 \\ \hline 1871 \end{array}$$ (18. Januar!)

Während sich noch das höchste Erstaunen in aller Mienen spiegelte, fuhr der König fort: Wenn Sie nun aber wissen wollen, in welchem Jahre der zweite deutsche Kaiser den Thron besteigt, so finden Sie dies, indem Sie wiederum die Zahlen unter einander schreiben

$$\begin{array}{r} 1871 \\ 1 \\ 8 \\ 7 \\ 1 \\ \hline 1888 \end{array}$$ (9. März und 15. Juni).

Dante in der deutschen Litteratur.

Von

Adolf Schmitthenner.

I.

Vor einigen Jahren ist von Dante Alighieri in den deutschen Tagesblättern viel die Rede gewesen. Die Veranlassung dazu wurde durch zwei vaterländische Ereignisse gegeben. Gegen Ende des Jahres 1882 wurden die Deutschen durch die Kunde erfreut, daß die preußische Regierung die Handschriftensammlung der Bibliothek Hamilton erworben habe. Mit der vorläufigen Anzeige war sogleich die Mitteilung verbunden, daß durch diesen Kauf die Nation in den Besitz zweier illustrierter Handschriften der divina commedia gekommen sei, von denen die eine in der Mitte des 14. Jahrhunderts zu Lucca entstanden, während die andere, die man als den kostbarsten Schatz der ganzen Sammlung bezeichnet hat, aus der Blütezeit der Frührenaissance stamme und durch die Meisterhand Sandro Botticellis mit Federzeichnungen versehen sei. Wenn in der Folge von der Hamiltonschen Sammlung die Rede war, so beschränkte sich die Besprechung fast einzig auf das Werk Botticellis, von dem unsre Zeitschriften ausführliche Beschreibungen und teilweise auch Nachbildungen brachten.

Wenige Wochen nach diesem Gewinn wurden die Deutschen durch einen Verlust an Dante und seine Werke erinnert. Im März des Jahres 1883 starb Karl Witte, der bedeutendste Danteforscher seiner Zeit. In Deutschland wurde er von einer kleinen, aber begeisterten Gemeinde als ihr Haupt hoch verehrt, in Italien ist er ein populärer Mann in der litterarischen Welt gewesen. Wenn unsre Blätter in ihren Nekrologen eine Uebersicht über die Arbeiten gegeben haben, mit denen dieser Gelehrte auf allen Gebieten der bereits zur weitschichtigen Wissenschaft gewordenen Dantologie bahnbrechend vorangegangen ist, so war das die beste Antwort auf das Wutgeheul derjenigen englischen Zeitungen, welche die Verleumdung aussprachen, daß Deutschland in den Besitz eines Schatzes gekommen sei, den es nicht verdiene. Wenn eine fremde Nation es verdient, das schönste Dantemanuskript der Welt zu besitzen, so ist es diejenige, der Scartazzini in seinem 1881 zu Neapel erschienenen Buche „Dante in Germania“ zugesteht, daß sie gegenwärtig den Primat in der Dantewissenschaft behaupte.

Wir dürfen auf den Ruhm, mit den Italienern um die Palme zu ringen, um so stolzer sein, als sich darin etwas von der überschüssigen Kraft des deutschen Geistes bekundet. Die Beschäftigung mit Dante ist ja für uns nicht ein Gebot der Selbst-

erhaltung, wie für seine Landsleute. Diese würden nicht nur einen Vatermord, sondern auch einen Selbstmord begehen, wenn sie den vernachlässigen wollten, welcher der Schöpfer ihrer Sprache und Poesie gewesen, welcher zuerst in dem ganzen Italien sein Vaterland erkannte, und den als den Ersten das ganze Italien als den gemeinsamen Bürger gepriesen.

Für uns dagegen ist die Danteforschung eine Arbeit auf entlegenem Gebiet, deren erste Früchte nicht unserer, sondern einer fremden Kultur zu gute kommen. Denn wenn wir auch gerne dem Dichter der göttlichen Komödie seine Kränze gönnen und die unsrigen dazu legen, dem Genius huldigend, der die Weltlitteratur mit einer der erhabensten Poesieen beschenkt hat und in dessen Geistesleben sich die ersten Merkzeichen einer neuen Zeit kundthun: so stehn wir doch vor der Herme eines Shakespeare mit ganz andern Empfindungen. Shakespeare ist der Unsrige geworden. Dante dagegen steht uns nicht nur ferner als jener, sondern auch als Sophokles und Homer. Er ist noch immer der bekannte Unbekannte unter uns, obgleich sein Hauptwerk in mehr als zwei Dutzend Uebersetzungen den Deutschen zugänglich gemacht wurde. Die meisten, die sich durch den Ruhm der Komödie bestechen lassen, ihre müßigen Stunden auf ihre Lektüre zu verwenden, kommen über die Hölle nicht hinaus.

Es wird wohl niemals anders werden, auch dann nicht, wenn uns eine Verdeutschung zu teil würde, die dasselbe leistete, wie die Schlegelsche Shakespeare-Uebertragung. Denn wer wird nicht abgeschreckt, wenn er von Schritt zu Schritt nach einem Kommentar greifen muß, sofern er den Dichter verstehen will, wenn er seitenlange Expositionen über scholastische Begriffsentwickelungen nachzulesen hat, um eine einzige Zeile zu begreifen? Ein unmittelbares Genießen der Dichtung wird nur dem zu teil, welcher sich das Recht darauf durch mühevolle Studien erworben hat. Denn mit dem Maße von Kenntnis, das der Gebildete in der Regel besitzt, reicht keiner aus. Wer mit Dante Ernst macht, findet sich vor eine Bibliothek geführt, die wie eine Sammlung von Kuriositäten aussieht. Die großen Folianten, die Summen des Petrus Lombardus und des heiligen Thomas, sowie die Chroniken der italienischen Kommunen dürfen am wenigsten fehlen.

Und ist der so teuer erkaufte Genuß ein solcher, daß er den modernen Menschen völlig befriedigte?

Auf welchem Gebiete unser realistisches Geschlecht die Allegorie heute finden mag, sie kommt ihm langweilig vor; sie erscheint uns als ein unglückseliges Zwitterding, das sich zwischen zwei Stühlen niedersetzt. Wir erwarten von der Kunst, daß sie das wirkliche Leben, wie es bewegt wird von den allgemein menschlichen und darum ewig wahren Motiven, um seiner selbst willen darstelle. Wie ist es nun aber mit dem Hauptwerke unseres Poeten?

Das Ziel dieser Dichtung ist dasselbe wie das der Metaphysik und der theologischen Spekulation: das Absolute. Sobald der Dichter im Anschauen desselben von dem Blitze des Verständnisses durchzuckt wird, klingt die letzte Terzine aus. Welches ist der Weg zu diesem Ziele, das dem Willen die Freiheit, der Erkenntnis die Wahrheit, dem Gefühle die Seligkeit beut? Die Dichtung führt denselben Weg, den die Predigt der Kirche verkündigt, den Weg der Erlösung. Mit seinem eigenen Vernunftlichte kann der Mensch nur die Tiefe seines Verderbens erkennen, durch seine eigene Willenskraft nicht weiter als bis zu einem sehnlichen Ausblick nach Rettung gelangen. Die göttliche Gnade muß sich seiner annehmen. Sie führt ihn auf dem Wege der Reue und Besserung in das Reich des ewig Wahren und Schönen und zur Vereinigung mit Gott.

So ist das Subjekt des Gedichts der Mensch. Dieser Begriff zerlegt sich: er ist entfaltet in der Gattung, konzentriert im Individuum und wird geschichtlich in der bestimmten Person.

Daß die Gattung, die Menschheit, durch das Lebensgesetz der Erlösung bestimmt

sei, zeigt Dante an ihrer Entwickelung, an der Weltgeschichte. Aber der Dichter läßt uns die Weltgeschichte nicht in ihrem Flusse schauen, sondern er führt uns dahin, wo die Wogen erstarrt sind und das zeitlich Gewordene im Lichte der Ewigkeit unbeweglich stille steht. Er citiert die Weltgeschichte vor das Forum des Weltgerichts und zeigt uns die Menschen durch die ewige Gerechtigkeit festgebannt in ihrem Lose und den Ringkampf der zeitlichen Mächte durch göttlichen Urteilsspruch entschieden.

Wäre die Absicht des Dichters nicht weiter gegangen, so hätte die poetische Fiktion der Allegorie nicht bedurft. Dante hätte ein Epos geschaffen, das den Zustand der abgeschiedenen Seelen, wie er durch Schuld und Verdienst der Menschen verursacht wurde, zum Gegenstand der Darstellung gehabt hätte.

Nun aber wollte der Dichter zugleich zeigen, wie der einzelne Mensch den Prozeß der Erlösung durchlebe, indem er eine Reihe von Veränderungen erfahre, durch die aus einem Verlorenen ein Seliger werde. Hierin liegt das dramatische Moment des Gedichtes. Die innere Entwickelung, die er demgemäß darzustellen hatte, mußte mit dem äußeren Verlauf, in welchem die Reise durch das Jenseits sich abspielt, sachlich zusammenfallen; sonst wäre die poetische Einheit des Gedichts verloren gegangen. So ergab sich die Notwendigkeit, alle Momente des äußeren Gangs der erfundenen Geschichte, die das Jenseits vor uns aufrollt, zugleich zu Allegorien des inneren Gangs des zwischen der göttlichen Gnade und dem sündlichen Menschen sich abspielenden Dramas der Erlösung zu machen. So ist der Dichter, der die drei Reiche durchwandert, nicht allein der Zeuge und Erzähler der jenseitigen Dinge, sondern zugleich die Allegorie des Menschen, sofern er Gegenstand der göttlichen Erlösung ist.

Er ist aber noch mehr. Er ist zugleich der historische Dante Alighieri selber. Das große Werk entsprang einer persönlichen Nötigung des Dichters. Derselbe sang, was er in seinem Gemüte erfahren hat: große innere Umwandlungen, aus gewaltigen Kämpfen hervorgegangen. So ist sein Lied auch ein Selbstbekenntnis, und darinnen liegt das lyrische Moment der göttlichen Komödie. Wenn er seine eigene innere Entwickelung im Bilde darstellen will, so heißt das mehr als nur, er will sich als denjenigen geben, der den in Allegorien geschilderten Heilsweg gegangen ist. Was, auf den Menschen überhaupt bezogen, eine Allegorie für einen allgemeinen Zustand ist, hat in bezug auf des Dichters Person einen ganz eigentümlich bestimmten Sinn. Seine Verirrung, seine Läuterung, seine Befriedigung erhalten ihren Inhalt durch den Stand seines inneren Verhältnisses zu Beatrice, die für ihn nach ihrem Tode zur Verkörperung aller auf sein persönliches Leben heilend, reinigend und fördernd einwirkenden idealen Lebensmächte geworden war, aber auch noch in dieser Vergeistigung die Geliebte seines Herzens, das Mädchen voll sinnlicher Schönheit blieb.

So steigt denn vor den Augen dessen, der in dies Gedicht eindringt, eine zweite Reihe von Allegorien auf. Es sind dies Allegorien, die sich zwar zum großen Teile mit denen der ersten Reihe decken, aber dem Geiste etwas ganz anderes darstellen. Jene zeigen den Weg des Sünders zu Gott, diese die innere Befreiung eines bestimmten Dichtergemütes durch Rückkehr zu seinem Lebensideal und Festhalten an demselben.

Wir bewundern den Geist, der die äußere und innere Welt, die allgemeine und seine persönliche, in einem Gedichte zusammenzufassen vermochte; wir staunen über die poetische Kraft, welche die allgemeinsten und unsinnlichsten Stoffe in lebensvollen Gestalten zur Darstellung brachte, und welche die verschiedensten Gedanken in eine und dieselbe scharf ausgeprägte Bildform zu gießen verstand, in der ein jeder sich darstellt wie in seinem eigentümlichen Kleid. Aber in dem gleichen Maße, in dem unser Verständnis des Kunstwerkes wächst, kommt uns der Dichter und seine Arbeit fremdartiger, seltsamer vor. In der Welt seiner Gedanken wird es uns schließlich beklommen zu Mute wie in den Hallen eines hochragenden gotischen Domes. Nein, unter diesem Dache möchten wir nicht wohnen; wir kehren gern wieder in die kleinere

Welt unserer heimischen Dichter zurück. Dort wird die Ueberfülle im gemessenen Raum lästig. Wir möchten es bedauern, daß die Absicht des Dichters uns nötigt, mit dem unmittelbaren Eindruck der Darstellung uns nicht zufrieden zu geben, sondern in dem schönen Bilde zugleich eine Hieroglyphe zu schauen. Wäre der durch das Jenseits wandelnde Dichter nichts anderes als nur der Rhapsode und Prophet, welcher der Menschen Schuld und Verdienst singt und ein zorniges Gericht über seine Zeit hält, so wäre die commedia für uns um Jahrhunderte jünger. Nun kann man freilich dem Rate A. W. Schlegels folgen, der uns warnt, die geheime Symbolik des herrlichen Gedichtes ergründen zu wollen; denn, meint er, nur Dante selbst hatte das Recht, den Genuß seiner lebendigen Dichtung durch solche heillose Grillen zu stören. Aber ein solcher Verzicht auf die Erkenntnis dessen, was der Dichter gewollt hat, läßt einen reinen Genuß nicht zustandekommen. Zur völligen Befriedigung kommt unser Geist einem Kunstwerke gegenüber nur dann, wenn er es völlig verstanden hat. Zu diesem Ziele zu gelangen ist auf keinem anderen Wege möglich als auf dem, welcher uns die Absicht des Künstlers finden läßt. So ist die allegorische Deutung eben doch notwendig. Dieselbe ergibt sich aus dem Plane des Gedichtes. Dieser Plan aber ist kein einfacher, sondern ein verschlungener. Innerhalb derselben Konturen sind verschiedene sich deckende Zeichnungen projiziert, und sowie man das Blatt wendet, erhält der einzelne Strich eine andere Bedeutung, weil er einer anderen Zeichnung zu eigen wird. So bietet also das Gedicht nicht nur die Aufgabe einer Allegorie. Viele seiner Bilder sind Doppelallegorien. Damit ist aber ihre Bedeutung noch nicht erschöpft. Wie die mittelalterliche Hermeneutik den sensus spiritualis (den geistlichen Sinn) nicht als den allein richtigen ansieht, sondern neben ihm doch auch noch den sensus litteralis (den buchstäblichen Sinn) gelten läßt, so will auch Dante durchaus nicht haben, daß wir den verborgenen Sinn seines Gedichtes allein festhalten; auch der buchstäbliche gehört zu dem Ganzen der künstlerischen Idee. Denn was sich für uns reinlich scheidet, das Sinnliche und Unsinnliche, das floß für die mittelalterliche Anschauung in einander über, so daß das eine unmittelbar im andern und zugleich mit dem andern geschaut wurde. Wir dagegen bedürfen eines bedeutenden Aufwandes von Reflexion, und dadurch wird der rein ästhetische Genuß beeinträchtigt.

So erklärt es sich leicht, daß trotz aller Bemühungen der Dantefreunde die große Menge der Gebildeten dem Werke des Romanen immer fremd bleiben wird. Aber eine kleine Schar eifriger Verehrer wird er in aller Zukunft haben. Gerade in dem Rätselhaften und Fremdartigen der Komödie liegt ein Reiz, der nicht aufhört, stachelnd zu wirken. In der Anlage und Ausführung zeigt sich die seltenste Verbindung kühner Spekulation, tiefsinniger Mystik und realistischer Gestaltungskraft. Seine unerschöpfliche Phantasie hat keine anderen Schranken als die, welche die weiseste Selbstbeherrschung ihr setzt. Dieser Dichter, der das Recht hat, in der Vorhölle sich zu dem erlesenen Kreis der größten Poeten der Welt zu gesellen, hatte die Gedanken des Philosophen, die Augen des Malers, die Empfindung des Mystikers, das geheiligte Selbstgefühl des Propheten. Die Sprache vereinigt mit einem Lapidarstil den höchsten Schwung und „ist der düsteren und furchtbaren Töne ebenso mächtig wie der lieblichen und scherzenden“. Und endlich liegt in der sittlichen Persönlichkeit des Dichters, wie sie uns aus den Terzinen entgegentritt, bei allem Strengen und Majestätischen etwas, das Liebe erweckt. Es erfüllt sich die Weissagung des Ahnherrn Cacciaguida:

. . . se la voce tua sarà molesta
Nel primo gusto, vital nutrimento
Lascerà poi, quando sarà digesta. (par. c. 17).

(. . . wenn auch ein bittres Kraut ist
Beim ersten Biß dein Lied, so wird es Nahrung
Dem Leben spenden nachher, wann's verdaut ist.)

Es ist wohl keiner unter den neueren Dichtern, der in solchem Maße sich derer bemächtigt, die ihm huldigen. Häufig begnügt sich Dante mit keinem geringeren Opfer als mit dem aller Lebenskraft und Lebenszeit. Im Verhältnisse ist die für ihn aufgewandte Arbeit eine der allergrößten auf litterarischem Gebiete.

Aber bei allen Verdiensten der deutschen Danteforschung und bei all ihren Ehren in der gelehrten Welt — nahe gebracht hat sie unserem Volke den romanischen Dichter nicht. Die Wissenschaft hat noch keinen populär gemacht. Ja, die Schleppe von Dantes Gelehrtenmantel — eine solche gereicht keinem Dichter zum Schmuck — wird durch die Arbeit der Dantologie in den Augen der Laien nur noch breiter, die Scheu, dem Dichter zu nahen, nur noch größer.

Auch die Danteübertragungen, die reifste Frucht der Dantologie, haben es nicht vermocht, den großen Florentiner unserem Volke vertraut zu machen. Mit Liebe hängt eine Nation nur an dem, welchem sie viel verdankt. Stehen wir so zu Dante? Unser Volk könnte ihn ohne großen Schmerz vermissen, weil es in der Zeit, in der sein Geistesleben zur Reife sich entfaltete, wenig von Dantes Geist gespürt hat. Diejenigen Dantophilen, welche mit einem gewissen Neid auf die Begeisterung blicken, mit der wir zu Shakespeare emporschauen, sehen wohl ein, daß es jetzt zu spät ist, und klagen, daß Dante nicht mehr für uns werden könne, was er hätte werden müssen, wenn die Heroen unserer Litteratur nicht allein bei den Griechen und bei Shakespeare, sondern auch bei Dante in die Schule gegangen wären. Man macht den geistigen Führern unserer Nation aus dieser Unterlassung einen schweren Vorwurf; durch die Vernachlässigung Dantes hätten sie verhängnisvolle Gebrechen der deutschen Kultur verursacht.

Die Grundlosigkeit dieser Vorwürfe soll in den folgenden Aufsätzen dargelegt werden. Weder war Dante unserer Litteratur in der klassischen Periode fremd, noch wurde der Versuch unterlassen, ihn an der Seite Shakespeares zum Leitstern zu machen. Wenn unsere nationale Kultur trotzdem heute dem Italiener wenig zu danken hat, so liegt die Ursache nicht in einer Ungunst der Zeiten noch in einer Verstocktheit der Gemüter, sondern in der Eigenart des Dichters. Die göttliche Komödie steht einsam in der Weltlitteratur, einzig in ihrem Wesen, in ihrem Geschlecht, durch einen Genius geschaffen, der groß genug war, eine alte Zeit abzuschließen und eine neue zu beginnen. Das ist der Grund ihrer Unfruchtbarkeit auf litterarischem Gebiete.

II.

Als bald nach des Dichters Tod in Italien seinen Werken allgemeine Anerkennung zu teil ward, suchte man sich überall, wohin er während seines unsteten Wanderlebens gekommen war, seiner Person zu erinnern und sich für die Gastfreundschaft, die man ihm gewährt hatte, durch charakteristische Aussprüche, die er gethan haben soll, bezahlt zu machen. So entstand eine Reihe von Danteanekdoten, die sich teils in den alten Biographieen des Dichters, teils in den Novellensammlungen des 14. und 15. Jahrhunderts finden. Mehrere dieser Geschichtchen stimmen zu der Art des Dichters sehr wenig. Man hat sie offenbar mit seinem Namen gekrönt, um ihnen ein besseres Ansehen zu geben. Dies erhellt auch aus den Parallelen, die sich in der deutschen Litteratur vorfinden. Was die Italiener von Dante erzählten, erzählen die Deutschen vom Könige Salomo oder gar von dem bekannten klugen Hirtenbüblein, das durch Witz und Mundfertigkeit Könige und Aebte beschämt. Andere dieser Anekdoten mögen auf Ueberlieferung beruhen. Sie zeichnen das Bild eines finstern, schweigsamen und stolzen Mannes, der seines Werts wohl bewußt ist und seine Ueber-

legenheit andere fühlen läßt; der die Thoren geißelt, wo er sie findet, und wenn es seine Gönner und Beschützer wären.

Eine dieser Geschichten, die in den facetiae des Poggio steht, hat Sebastian Brand in einer lateinischen Anekdotensammlung, die er einer Ausgabe der äsopischen Fabeln hinzufügte, abgedruckt — ums Jahr 1480 — unter der Ueberschrift: „Dantis Florentini faceta responsio“ (witzige Antwort des Dante aus Florenz). Ein deutscher Humanist hat wenig später diese Dantefacetie in lateinische Verse gekleidet. Wichtiger aber war, daß jene durch die Brandsche Sammlung vermehrte Aesopausgabe von einem Unbekannten um 1535 ins Deutsche übersetzt wurde. Diese Uebersetzung geriet dem Nürnberger Poeten Hans Sachs in die Hände, und als er die Geschichte „Ein hoffliche Antwurt Dantis florentini“ gefunden, so muß sie ihm besonders gut gefallen haben, denn er behandelte sie in einem am 7. März 1563 verfaßten Gedicht. Es ist betitelt: „Historia. Dantes der Poet von Florentz.“

In der Einleitung erzählt Hans Sachs in kurzen Zügen Dantes Leben bis zu dessen Aufnahme bei Can Grande, dem Fürsten von Verona, an dessen Hof die Anekdote spielt. Der Inhalt der letzteren ist folgender. Noch ein anderer Florentiner hatte bei Can Grande Aufnahme gefunden, ein elender Possenreißer, der von Dante wie ein unvernünftiges Tier verachtet wurde. Der Fürst dagegen zog den Spaßmacher vor und erhob ihn zum reichen Manne. Als einmal der Begünstigte den dürftig lebenden Dante bei Hof traf, sagte er höhnisch zu ihm: „Wie kommt es denn, daß du arm bleibst, obgleich man dich für weise und gelehrt hält, während ich, der ich närrisch bin und nichts weiß, so reich geworden?“ Dante erwiderte ihm: „Wann ich einen Herrn finden werde, der mir und meiner Art ähnlich ist, wie du das Glück gehabt hast, der wird mich reich machen.“

Den „Beschluß“ des Gedichtes führt Sachs mit den Worten ein:

„Doctor Sebastianus Brand
Der thut uns die Geschicht bekannt.“

Woher aber hat er das, was er im Eingang über Dante sagt? Er kennt nicht nur die Lebensgeschichte des Dichters, sondern er weiß auch von dem Buch zu sagen, in dem „ganz artlich, subtil und gering himmlisch, hellisch, irdisch Ding berichtet, künstlich beschrieben und declarirt“ wird? Und wenn er's auch nicht selbst gelesen, so weiß er doch, daß „es noch hoch geachtt und bei den Gelehrten künstlich verbracht“ wird. Es muß also ums Jahr 1563 der Dichter selbst, von dem er erzählen will, seinen Einzug in Deutschland gehalten haben.

Das war mitten in den Stürmen der Reformation geschehen. Ja, gerade der Lärm des Streits hatte den Florentiner über die Alpen gerufen.

Nach Karls V. Sieg über die protestantischen Fürsten war der Zorn gegen Rom wieder so flammend geworden wie in den ersten Jahren der Reformation. Unter den Streitschriften, die von Magdeburg aus gegen den Papst, den Kaiser, das Interim und die Wittenberger Halben geschleudert wurden, war eine, die den Titel trug: Catalogus testium veritatis (Aufzählung der Wahrheitszeugen). Sie führt eine lange Reihe von Zeugen auf, die vor Luther wider den römischen Irrtum gestritten. Unter ihnen nimmt Dante einen ehrenvollen Platz ein. Verfasser dieser 1556 erschienenen Schrift war Matthias Flacius (Flacich) aus Albona in Istrien, der Geburt nach ein Slawe, der Bildung und Sprache nach ein Italiener. Es war eine kühne und folgenreiche That, daß er den Dante als Kämpfer gegen Rom auf den Schauplatz führte. Denn der große Florentiner galt bisher in den humanistischen Kreisen als einer der Dunkelmänner. Man dachte von ihm gering, weil er in der Volkssprache geschrieben, und weil er ein Schüler der Scholastik gewesen, und rechnete ihn zu der Vergangenheit, mit der man gebrochen. In Francesco Fiialfo hatte er einen Verteidiger gewonnen, und man stritt sich gerade in Italien über den poetischen Wert der göttlichen Komödie. Als nun Flacius den Dichter als einen Vorläufer Luthers aufführte,

da war Dante auf einen Platz gestellt, wo ihm des Zeitalters Liebe und Haß im reichsten Maße zu teil wurde. Ob er an diesen Platz gehöre, darüber erhob sich ein leidenschaftlich geführter Kampf, an dem sich Deutschland, die Schweiz, Italien und Frankreich beteiligten.

Flacius führt einige Stellen aus der göttlichen Komödie wörtlich an. Die eine ist einer Rede des Troubadour Falco aus Marseille entnommen und spricht von dem verfluchten Gulden;

„ch' ha disviate le pecore e gli agni,
perchè fatto ha lupo del pastore;“

(Der schuld ist, daß verirrten Schaf' und Lämmer,
Weil aus dem Hirten einen Wolf er macht.)

Die andere stammt aus dem Munde der Beatrix und rügt, daß statt des Evangeliums eigne Erfindungen gepredigt werden:

„per apparer ciascun s'ingegna e face
sue invenzioni, e quelle son trascorse
dai predicanti e il Vangelio si tace.“

(Ein jeder sinnt, sich selber nur zu zeigen;
Und man erfindet — und was man erfunden,
Das wird gepredigt: Gottes Wort muß schweigen.)

Von größerem Erfolge für die Einführung Dantes in Deutschland waren des Flacius Citate aus Dantes Traktat „de monarchia libri tres“. (Drei Bücher von der Monarchie.) Es war ein glücklicher Griff, daß Flacius diese damals fast verschollene Schrift wieder ans Licht zog. Wann sie Dante verfaßte, ob 1299 oder kurz vor seinem Lebensende, ist eine strittige Frage. Die Sprache ist ein barbarisches Latein und die Methode der Untersuchung die entsetzliche der Scholastik. Da ist kein lebendiger Fluß der Rede, sondern eine Unsumme logischer Operationen, genau nach den Formeln barbara, celarent u. s. w. vollzogen. Da wird kein Obersatz dem Leser geschenkt, und wenn er zum zehntenmale sich wiederholt. Die gewonnenen Schlüsse werden hierauf nach derselben Methode zu einander in Beziehung gesetzt, und es wird gerechnet und gerechnet, bis endlich das Thema des Ganzen als Resultat herauskommt. Trotz dieser für das humanistisch gebildete Zeitalter so abschreckenden Form hatten die zahlreichen Anführungen in dem Flacianischen Werke die Wirkung, daß ein Unbekannter im Jahre 1559 den Traktat in Magdeburg mit einem auch in jenen litterarisch erregten Tagen ganz erstaunlichen Erfolge herausgab. Der Inhalt erwies sich als völlig zeitgemäß. Dante beweist in jener Schrift das ewige Recht des Staates, d. h. der Weltmonarchie, des Kaisertums; er zeigt, wie der Staat ebensogut als die Kirche eine unmittelbare Gottesordnung sei, und leitet alles Elend der Zeit von den auf zeitliche Weltherrschaft zielenden Tendenzen des römischen Stuhles ab. In demselben Jahre (1559), in dem der Traktat in Magdeburg herauskam, erschien in Basel eine von Johann Heroldt besorgte Uebersetzung. Heroldt schickt, die Biographie des Boccaccio benützend, eine Einleitung voraus, in der er die Deutschen mit dem großen Italiener bekannt macht. Aus diesem Heroldtschen Buche hatte wohl Hans Sachs das geschöpft, was er in dem vorhin erwähnten Gedichte über Dante zu sagen weiß. Obgleich der Uebersetzer in seiner Einführung rühmend auf Dantes Poesieen hingewiesen, die, wie er sich ausdrückt, „Hölle, Fegfeuer und Himmel und auch sunst vil schöns Dings“ beschreiben, vermochte er doch nicht die Neugierde der Nation zu reizen. Die göttliche Komödie blieb in Deutschland noch fast ein Jahrhundert lang unbekannt. Dagegen war die Monarchie im Interesse protestantischer Politik ein beliebtes Buch in Deutschland geworden; wenigstens erschienen hier von derselben bis zum Beginn des dreißigjährigen Krieges fünf neue Auflagen.

Von der lutherischen Kirche war die Anregung zu dieser Art von Polemik aus-

gegangen; aber die reformierte Kirche fühlte für sie die größere Sympathie. Es entsprach ihren kosmopolitischen, mit der Weltkultur sich auseinandersetzenden Tendenzen, die Verwandtschaft mit den großen Geistern der Vergangenheit wert zu halten. Zudem war es für ihre Ausbreitung in romanischen Ländern von förderlicher Bedeutung, wenn die Stimme des größten Romanen für sie oder wenigstens wider die Gegner laut wurde.

Waren schon die erneuten Auflagen der Monarchie ihrer Mehrzahl nach in Süddeutschland erschienen, so gingen alle folgenden Angriffe, bei denen mit Dantes Waffen gestritten wurde, von den schweizerischen, den französischen oder italienischen Protestanten aus.

Im Jahre 1586 erschien ein nach Angabe des Titelblattes in München, wahrscheinlicher in Genf gedrucktes Buch in italienischer Sprache „avviso alla bella Italia“ (Botschaft für das schöne Italien), das die ganze Linie der Päpstlichen von Köln bis Neapel und von Löwen bis Alcala in Aufregung brachte. Der anonyme Verfasser will dem „schönen Italien“ beweisen, daß die Entwickelung seiner Kultur es dränge, sich vom Papste loszusagen, denn seine nationale Bildung sei antirömisch. Die Männer, denen Italien den Aufschwung seines geistigen Lebens zu danken habe, Dante, Petrarca, Boccaccio, hätten Rom für Babel und den Papst für den Antichristen gehalten. Es regnete an leidenschaftlichen Entgegnungen. Die Protestanten erwiderten in gleichem Tone. Der litterarische Kampf, in dem auch Bellarmin, Roms größter Polemiker, seine schneidigen Waffen versuchte, währte das ganze 17. Jahrhundert hindurch. Auf beiden Seiten wurde der Dichter gewaltsam umgedeutet, um ihn so zu haben, wie man ihn haben wollte. Man verfiel auf die abenteuerlichsten Auskünfte, um das Unangenehme wegzubringen. Auf reformierter Seite wurden alle die Stellen, in denen Dante anerkennend den Papst erwähnt, wider alle Logik auf Christus gedeutet; wo der Maria gehuldigt wird, wurde die Kirche untergeschoben. So gelang's, aus dem Schüler des Thomas von Aquinas einen dogmatisch korrekten Protestanten zu machen. Auf der gegnerischen Seite suchte man den Vorkämpfer der Ghibellinen in einen Anhänger der Bulle „unam sanctam ecclesiam“ zu verwandeln, indem man von den mißliebigen Stellen erklärte, sie seien von den Ketzern eingeschmuggelt, oder indem der Schriftsteller einfach behauptete, jene Stellen seien gar nicht vorhanden, in seinem Exemplare ständen sie nicht. Noch gründlicher verfährt der Jesuitenpater Hardouin. Er hält die Komödie und die Bücher über die Monarchie für Schriften eines unbekannten Anhängers Wiclifs.

Dieser Streit der Kirchen um die Person Dantes ist dem Ansehen seiner Dichtungen verhängnisvoll geworden. Der Grund, weshalb man sich um sie bekümmerte, lag nicht in ästhetischem Interesse. Darum blieb auch ihr Kunstwert dem Verständnis verborgen. Die konfessionelle Befangenheit machte die fleißigste Beschäftigung mit Dante zu einer unfruchtbaren. So hat das geistige Leben keiner der Nationen, die an dem Streite teilnahmen, die Anregungen empfangen, die der Dichter gerade jener Zeit hätte geben können. Deshalb geriet Dante, als das polemische Interesse erkaltete, in Mißachtung und Vergessenheit. Es lag auf seinen leuchtenden Blättern der ganze Rost einer unerquicklichen Zeit, die überstanden zu haben man froh war.

Dies tritt in Bayles Urteil sehr deutlich zu Tage. In dem Artikel „Dante“ seines dictionnaire historique et critique vom Jahre 1698 spricht Bayle in ziemlich geringschätziger Weise über Dante. Er nennt ihn zwar einen der ersten Dichter Italiens, hält aber die politischen Tendenzen seiner Werke für eine Verirrung. Er habe sich um Dinge bekümmert, die ihn nichts angingen. Ueber die commedia sagt er nicht viel mehr, als daß in ihr ein glühender Haß gegen die Feinde zu Tage trete, und daß sie viele Dinge enthalte, die den Päpsten nicht gefallen. In den Noten gibt Bayle einen von staunenswerter Beherrschung des Materials zeugenden Ueberblick über den konfessionellen Streit und schließt die Besprechung mit der Be-

merkung, Dante biete sowohl denen, die ihn zu einem guten Katholiken machen, als auch den Gegnern Beweise genug.

Bei dem großen Einflusse, den Bayles dictionnaire auf das geistige Leben unserer Nation gewann, war das, was er sagte und was er verschwieg, von der größten Bedeutung. So dankenswert es ist, daß er den Streit der Kirchenparteien über Dante bei der Gelehrtenwelt diskreditierte, so verhängnisvoll war es, daß er über die Schönheit und den Tiefsinn des Gedichts so gar nichts zu sagen wußte. Die ganze Epoche der Aufklärung eignete sich sein Urteil über Dante an, die deutschen Encyklopädieen von Buddeus, Iselin u. a. schrieben seinen Artikel aus, und der Größte unter denen, auf deren Entwickelung Bayles dictionnaire einen unmittelbaren Einfluß ausübte, G. E. Lessing, konnte sich durch das, was er hier fand, nicht gereizt fühlen, auch die göttliche Komödie in den Kreis seiner ästhetischen Untersuchungen zu ziehen.

So war also diese ganze geistige Bewegung, zu der das Buch des Flacius den Anstoß gegeben, für unsre nationale Kultur erfolglos geblieben; ja, es wurde dadurch das spätere Eindringen der Poesieen Dantes erschwert, indem von jetzt an ein bewußtes Widerstreben der Gebildeten zu überwinden war. Erst in den Jahrzehnten, die der Blütezeit unserer Litteratur unmittelbar vorausgingen, beginnt das deutsche Volk die Gabe des großen Fremdlings zu würdigen und zu verwerten.

III.

Die ersten spärlichen Spuren einer Bekanntschaft deutscher Dichter mit der Komödie stehen mit dem wachsenden Verständnis für den Vater der italienischen Dichtkunst außer allem Zusammenhange. Zwar war der Einfluß der italienischen Poesie auf die deutsche im 17. Jahrhundert nicht unbeträchtlich; dies galt aber nur von Ariosto an abwärts. Die Deutschen lernten von den Welschen arkadisch zu seufzen; zu dem ernsten Wanderer durch Himmel und Hölle wagten sich die hüpfenden Pegnitzschäfer und die wichtigthuenden Mitglieder der fruchtbringenden Gesellschaft nicht. Wo wir deshalb in jener Zeit einen Dichter mit Dante beschäftigt finden, entspricht dies entweder einer zufälligen Liebhaberei oder erklärt es sich aus dem Lebensgang. Die ersten Danteschen Verse, in Prosa übersetzt, finden sich bei dem Dresdener Bürgermeister und Dichter Christian Brehme (1637), die erste metrische Uebertragung Dantescher Strophen bei Gryphius. Der letztere hatte Florenz und Rom gesehen und war durch seine holländischen Vorbilder auf die italienische Litteratur aufmerksam geworden. Bei seiner schwermütigen Weltanschauung und seiner Neigung für düstere Stoffe begreift es sich, daß ihn die Schrecknisse der Danteschen Hölle anziehen mußten.

Von Gryphius an ist hundert Jahre lang in der deutschen Litteratur auch nicht der leiseste Klang aus Dantes Poesieen zu vernehmen. Erst in dem Streite zwischen Gottsched und den Schweizern tönen Name und Lied aufs neue, diesmal aber, um nicht wieder zu verhallen. Die Nation war eine andere geworden. Ihr eigenes Geistesleben ging der Reife entgegen. Sie war jetzt im stande, die Schätze der Fremden dankbar und selbständig sich zu eigen zu machen.

In jener litterarischen Fehde hatten beide Teile mehrfache Gelegenheit, Dante zur Sprache zu bringen. Aber obgleich Gottsched in seiner „kritischen Dichtkunst“ sich ausdrücklich mit den italienischen Epikern beschäftigt, nennt er nicht einmal Dantes Namen. Dasselbe ist bei Breitinger der Fall, der seine Theorieen durch Beispiele aus den berühmtesten Dichtern alter und neuer Zeit belegt. Dagegen wird Dante sehr häufig von Bodmer rühmend erwähnt. In seinen „Neuen kritischen Briefen“ widmet er der Komödie eine zwölf Seiten lange Besprechung. Derselbe Mann, der zuerst unter den Kunsttheoretikern für das Recht der echten Poesie eintrat, die mit schöpferischer Kraft aus

dem Herzen quillt und, wie Dante sagte, eine Tochter der Natur und Gottes Enkelin ist — der unserer Nation Miltons verlorenes Paradies, dessen Uebersetzungen vergessen waren, wieder aufgeschlossen hat, führte uns in die Herrlichkeit der größten italienischen Dichtung ein; auch dieses Verdienst soll unvergessen bleiben.

Da Bodmer in der Nachahmung der Natur vermittelst der reproduzierenden Einbildungskraft das Wesen der Poesie fand, so ist für ihn an der Komödie nicht die Universalität des Inhaltes und der mystische Tiefsinn das Bewundernswerte, wie später für die Romantiker, sondern die sinnliche Gestaltungskraft des Dichters, der die Gegenstände der Natur so scharf ins Auge faßte, daß er sie mit den bestimmtesten Umrissen wiedergeben konnte.

Hatte Bodmer die Begierde gereizt, den verschollenen Mann näher kennen zu lernen, so wurde dies der Nation in kurzer Zeit ermöglicht. 1755 erschien die erste italienische Textausgabe der divina commedia in Deutschland. Der Gesichtspunkt, der bei der Herausgabe maßgebend war, ist freilich nicht gerade der höchste gewesen: Nicolo Ciangulo, Lektor der italienischen Sprache an der Leipziger Universität, wollte seinen Schülern eine gute Chrestomathie in die Hand geben. In der Vorrede entschuldigt sich der Fremdling gewissermaßen beim deutschen Volke, daß er es wage, seinen Landsmann bei ihm einzuführen; man solle Dante doch erst kennen lernen, ehe man ihn verwerfe.

Von ungleich höherer Bedeutung war ein anderes Unternehmen. Von dem verdienstvollen Meinhard erschien im Jahre 1763 ein Buch mit dem Titel „Versuche über den Charakter und die Werke der besten italienischen Dichter“. Der Verfasser spricht über den Ursprung der italienischen Poesie, charakterisiert die Dichter des 14. und 15. Jahrhunderts und gibt Proben aus ihren Werken in Prosa-Uebersetzung. Der göttlichen Komödie sind 180 Seiten gewidmet. Die ausgewählten Proben sind durch erzählenden Text verbunden.

Es war dies der erste Versuch, das ganze Gedicht dem Inhalte nach zur Kenntnis des deutschen Publikums zu bringen. Vier Jahre später erschien die erste vollständige Uebersetzung. Sie war in Prosa, der Verfasser hieß Leberecht Bachenschwanz. Trotz ihrer Geschmacklosigkeiten fand sie reißenden Absatz. Sie kam einem Verlangen der Gebildeten entgegen.

Der litterarische Erfolg und Einfluß beider Werke war ein großer. Lessing, der seit dem Ende des Jahres 1760 seine Hand von den Litteraturbriefen abgezogen hatte, schreibt nach dreijähriger Pause noch einmal einen, den letzten. Er gibt darin über das Meinhardsche Werk das günstigste Urteil ab. So ein Werk hat uns gefehlt, meint er, und es so ausgeführt zu sehen konnten wir wünschen aber nicht hoffen. Die italienische Litteratur sei bis jetzt noch nie recht unter uns bekannt gewesen. Zwar war einmal die Zeit, da unsere Dichter fast nichts als welsche Muster wählten. Aber was für welche? Den Marino und seine Schule. Und als nun die Kritik über das Verdienst dieser Meister und ihrer Nachahmer die Augen öffnete, so erwogen wir nicht, daß unser falscher Geschmack gerade auf das Schlechteste gefallen war, sondern Dante und Petrarka mußten die Verführung ihrer schwülstigen und spitzfindigen Nachkommen entgelten. So Lessing.

Die erste Frucht, welche die so freudig begrüßte Anregung brachte, zeugte allerdings noch von der jugendlichen Unreife unserer Litteratur: 1768 erschien Gerstenbergs Tragödie Ugolino. Den Stoff entnahm der Dichter der berühmten Episode im letzten Gesang der Hölle. Die Handlung, wenn von einer solchen da die Rede sein kann, wo alle Personen leiden, beschränkt sich auf das, was im Turme vorgeht. Wir sehen Ugolino und seine Kinder von dem Augenblicke an, in dem sie sich dem Hungertode preisgegeben wissen, bis zu dem Zustande der letzten Hilflosigkeit. In diese stockende Masse physischen Elends wird durch die Motive der Hoffnung, des Wartens, der Aussicht und endlich durch den Hungerwahnsinn des Ugolino einige Veränderung gebracht.

Das Stück erregte bei den Zeitgenossen Staunen. Klopstock war entzückt, Herder pries des Dichters milde und weiche Imagination, Lessing nannte die Tragödie ein Werk von sehr großen, außerordentlichen Schönheiten. Doch verschwiegen die letzteren die Fehler, welche der Dichter in der Stoffwahl und in der Durchführung begangen, keineswegs. Da ihre Kritik auch auf ihre Schätzung der Danteschen Episode Licht wirft, darf sie hier nicht übergangen werden. Herder tadelt, daß Gerstenberg das Abscheuliche und Empörende abscheulich und empörend dargestellt habe. Der Eindruck des Widerwärtigen und Grauenvollen überwog demnach bei ihm, wenn er die Ugolinogeschichte bei Dante las, und da er durch kein anderes Urteil den Ausspruch beschränkte, so läßt sich schließen, daß er für die Poesieen des Italieners keine Sympathieen besaß. Lessing dagegen erklärt ausdrücklich, daß sein Tadel den Dramatiker allein treffe und der Vorlage desselben nicht gelte. Nachdem er in einem Briefe an den Verfasser gerügt, daß alle Personen leiden, und zwar meistenteils völlig unschuldig, Ugolino wegen einer Schuld, die außer Verhältnis zur Strafe sei und völlig außerhalb des Stückes stehe, fährt er fort: „Sie werden sagen, dies trifft den Dante so gut als mich. Nein! Bei dem Dante hören wir die Geschichte als geschehen, bei Ihnen sehen wir sie als geschehend. Es ist ganz etwas anderes, ob ich das Schreckliche hinter mir oder vor mir erblicke; ganz etwas anderes, ob ich höre, durch dieses Elend kam der Held durch, das überstand er, oder ob ich sehe, durch dieses soll er durch, dieses soll er überstehen."

Goethe, dessen Würdigung der Ugolino-Episode an ihrem Orte folgen wird, mißbilligt zwar die Wahl des Stoffes, denn, meint er, das Große der Danteschen Darstellung müsse durch jede Art von Amplifikation verlieren. Aber er fügt das beschränkte Lob hinzu, Gerstenberg habe das Unmögliche mit Sinn und Geschick gewissermaßen ausgeführt.

Gerstenberg war nicht der einzige, der diesen Stoff dramatisch behandelte; die übrigen Versuche stehen aber weit unter dem seinen. 1776 schrieb L. Ph. Hahn, ein Rheinpfälzer, eine Tragödie, „Der Aufruhr in Pisa". Es ist eines der verzerrtesten Stücke der Sturm- und Drangzeit. 1802 erschien eine von Goethe in dem Frankfurter gelehrten Anzeiger sehr ungünstig rezensierte Tragödie, Ugolino Gherardesca, deren Verfasser ein gewisser Böhlendorf war. Die Hungerszene wird zerstückt, der Leser bald in den Turm, bald auf die Straße geführt. Nachdem Ugolino glücklich gestorben, geht sein Geist hinten über die Bühne. Der Bischof Roger wird um Mitternacht in den Dom gelockt und ermordet.

Das Meinhardsche Werk blieb nicht die einzige Anregung zum Studium der italienischen Poesie in jenen Durchgangsjahren der Klärung. Im Jahre 1771 wurde der Briefwechsel zweier deutscher Kunstkritiker, Maurillon und Unger, veröffentlicht. Die Sammlung trug den Titel: Briefe über den Wert einiger deutscher Dichter. Maurillon, ein feiner Kenner der italienischen Litteratur und der nachmalige Uebersetzer des Orlando furioso, führt aus, nicht England allein sei die Schule des guten Geschmacks; bei den Italienern müsse, wie die Malerei, so auch die Poesie in die Schule gehen. Die deutsche Dichtkunst werde niemals zu einer höheren Stufe gelangen, wenn man fortfahre, die Italiener zu vernachlässigen und allein bei den Engländern den Begriff der vollkommenen Poesie hole.

Diesem Urteil liegt eine Wahrheit zu Grunde. Der germanische Freiheitsdrang mußte sich mit dem Sinne für die klare Formenschönheit, wie ihn der Süden erzeugte, vereinigen, ehe unsere Litteratur den höchsten Aufschwung nehmen konnte. Aber unsere großen Dichter wandten sich nicht zu den Italienern, sondern zu den Alten. Der Antike wieder aufglänzender Schimmer war es auch, was Maurillon an der italienischen Poesie bewunderte. Darum fühlte er sich weit weniger von der göttlichen Komödie als von Ariostos wundervollem Gedichte angezogen, dessen klarheitere Herrlichkeit trotz Feenzauber und Ritterfahrten durch und durch antik ist.

Meinhards und Maurillons dringliche Empfehlung vermochte unserer Litteratur keine Wendung zu geben. Der gewaltige Anstoß, der um eben jene Zeit das litterarische Leben unserer Nation in wogende Bewegung brachte, ging von anderen Männern aus und führte anderen Richtungen zu. Haman und Herder haben auf Dante niemals ausdrücklich hingewiesen. Wenn auch Herder die Poesie aller Kulturvölker überblickte und mit kritischem Verständnis durchwanderte, so war es ihm doch mehr darum zu thun, auf die Naturstimmen der Völker zu lauschen als ein Kunstwerk von solcher Absichtlichkeit, wie die Komödie es ist, zu durchdringen. So nennen auch die Dichter der Sturm- und Drangperiode zwar Dantes Namen mit Ehrfurcht, denn in ihrem Grimme über den Zopf und die Dürftigkeit der Gegenwart lobpreisen sie alle Größen der Vergangenheit; aber vor der Sonne Shakespeares, vor welcher sie knieen, erbleicht für sie jedes Gestirn. Lenz ruft in der Dithyrambe „Ueber die deutsche Dichtkunst" die Poeten der fremden Nationen an, nachdem er Deutschland eine alte Jungfer unter kinderreichen jungen Frauen genannt hat. Die Reihenfolge ist interessant:

„O Homer, o Ossian, o Shakespeare,
O Dante, o Ariosto, o Petrarka,
O Sophokles, o Milton . . . . .
Gebt mir tausend Zungen für die tausend Namen,
Und jeder Name ist ein kühner Gedanke —
Ein Gedanke — tausend Gedanken
Unsrer heutigen Dichter wert."

Am eingehendsten unter den Stürmern hat sich wohl Klinger mit der altitalienischen Litteratur befaßt. Besonders mit Petrarka war er vertraut. Aber auch die grausen Bilder der Danteschen Hölle lebten in seiner Phantasie, wie sein Roman „Fausts Leben, Thaten und Höllenfahrt", der 1791 erschien, aber lange vorher konzipiert war, an mehreren Stellen beweist.

(Schluß folgt.)

Monatsschau.

Politik.

Wir hatten in vorigen Monaten viel von den Kartell-Streitigkeiten zu berichten, welche von den Offiziösen einerseits, und von konservativen und nationalliberalen Blättern andererseits geführt wurden. Auch der laufende Monat begann in diesem Zeichen; die beiden genannten Parteien weigerten sich hartnäckig, wie bisher, dem Ideal der Regierung, einer farblosen Mittelpartei zuliebe auf ihre Sonderexistenz zu verzichten. Und nur um so ungestümer forderten diesen Verzicht die offiziösen Blätter und beeilten sich jeden, der sich nicht ohne weiteres ihren Anordnungen fügen wollte, unter die Demokraten und Reichsfeinde zu verweisen.

Gegenüber den Maßlosigkeiten der offiziösen Polemik, welche freilich bisweilen auch von konservativer Seite leidenschaftlicher, wie gut ist, erwidert wurde, hielt es dann Herr von Rauchhaupt, der anerkannte Führer der Konservativen im preußischen Landtage, für angemessen, durch eine geschichtliche Darlegung dessen, was im politischen Leben der letzten zehn Jahre die Konservativen geleistet, die Regierung doch einmal daran zu erinnern, daß sie so ziemlich alle ihre Erfolge der hingebenden Mitarbeit der jetzt in ihren Blättern angegriffenen Partei verdanke, und daß es mindestens unbillig sei, die erprobten Helfer nun derart zu schmähen, wie es fort und fort in den offiziösen Blättern geschehe.

Die ruhigen und sachlichen Darlegungen des Herrn von Rauchhaupt verfehlten ihre Wirkung nicht. Vielleicht in Verfolg derselben, vielleicht auch auf Grund von Einwirkungen, deren Besprechung sich der Oeffentlichkeit entzieht, weil niemand Sicheres darüber aussagen kann, wurden plötzlich die offiziösen Blätter zur Ordnung gerufen und ihnen das Schimpfen auf die Konservativen untersagt. Die Blätter versicherten nun, daß sie es nie so böse gemeint und nur hätten konstatieren wollen, daß neben der konservativen auch die nationalliberale Partei ihre Verdienste habe. Die Regierung müsse die Parteien nehmen, wie sie wären, und könne, wenn sie sich nicht parlamentarischen Niederlagen aussetzen wolle, unter denselben nicht „optieren“. Da nun niemand der Regierung zugemutet hatte, daß sie sich mit irgend einer Partei identifizieren solle, so war alles zufrieden und man glaubte, es werde nun einigermaßen Ruhe eintreten und die konservative Partei in ihrer Entwickelung und Arbeit nicht gestört werden.

Leider scheint aber kein Friede, sondern nur Waffenstillstand gemacht zu sein, um das gewünschte Ziel auf anderen Wegen zu erreichen. Gegen Ende des Monats ist eine Ernennung erfolgt, welche darauf schließen läßt, daß die Regierung bereits in

Sorge ist, die konservative Partei könne ihr zu mächtig und damit unbequem werden, und daß sie nun nach dem Grundsatz des divide et impera verfahren will: Der bekannte Führer der Nationalliberalen, Herr von Bennigsen, ist unerwartet zum Ober-Präsidenten der Provinz Hannover ernannt worden. Es liegt auf der Hand, daß gerade in Hannover diese Ernennung eine bedeutende Stärkung des Nationalliberalismus bedeutet, zumal die konservative Partei in dieser Provinz, weil sie nach zwei Seiten hin Front machen mußte, bisher wesentlich als Regierungspartei sich entwickelt hatte. Wenn jetzt, wie bei der bekannten Parteilichkeit des Herrn von Bennigsen zu erwarten steht (Bennigsen war der parteilichste Präsident, den bisher der Deutsche Reichstag gehabt), die konservative Partei regierungsseitig völlig im Stich gelassen wird, so dürfte die mühevolle Arbeit vieler Jahre baldigst vernichtet sein.

Ebenso unglücklich wie in dem ganzen Kartellstreit hat die offiziöse Presse in allem operiert, was auf die Berliner Verhältnisse und speziell auf die stattgehabte Berliner Reichstags-Ersatzwahl Bezug hat. Gewiß war stets in der sogenannten „Berliner Bewegung“ eine ganze Anzahl zweifelhafter Elemente, die im Grunde nicht wußten, wo sie mit sich hinsollten. Immerhin ging ein frischer Zug durch das Ganze hindurch und ein Zug zum Guten. Das einigende Band aber, welches alle die bunt zusammengewürfelten Elemente umschlang, war in erster Linie die Abneigung gegen das Judentum, der Antisemitismus. Die Möglichkeit, mit Hilfe aller dieser Elemente den Sozialdemokraten gegenüber einen Erfolg zu erringen, war schon mehrmals ziemlich nahe. Durch die bekannten 10000 Mark aber, welche bei der vorigen Reichstagswahl dem Zentralkomitee aufgezwungen wurden, ist die Bewegung auf Jahre hinaus auseinandergesprengt. Es hat diesmal schon kein Gesamt-Kandidat mehr für die ganze sogenannte konservative Bewegung nominiert werden können; vielmehr haben die Antisemiten, um vor den Geldern der offiziösen Großfinanz sicher zu sein, ihre eigenen Kandidaten aufgestellt, und da die Kartellparteien so gut wie der Fortschritt ebenfalls Kandidaten aufstellte, so wurde den Sozialdemokraten der ohnehin sichere Sieg nur um so leichter und Liebknecht mit erheblicher absoluter Majorität gewählt. Das alles hätte vielleicht vermieden werden können, wenn man die Bewegung ruhig sich selbst überlassen, und nicht zu gunsten von einigen liberalen Geheimräten, die sich weigerten, für Stöcker zu stimmen, alles verdorben hätte. Stöcker war der einzige, der vielleicht im stande gewesen wäre, mit der Zeit den Sozialdemokraten Terrain abzugewinnen; der einzige, der wenigstens Anfänge von Erfolg gehabt hat. Statt ihn zu fördern, hat man ihm Hindernis auf Hindernis bereitet und gerade die wichtigsten Teile der Sozialreform, zugleich die, die am leichtesten durchzuführen sind, den Arbeiterschutz nämlich, ungebührlich vernachlässigt.

(Auch der deutsche Handwerkertag, welcher im abgelaufenen Monat in München getagt hat, hat wiederum seine alten Forderungen erhoben und darauf hinweisen müssen, daß den Innungen zu einer wirksamen Organisation noch vieles fehlt und daß es nicht wohlgethan ist, über den Arbeitern die Handwerker zu vergessen.)

Bietet aber die Stellung der Regierung zu den Parteien kein erfreuliches Bild und läßt die Behandlung der Sozialreform manches zu wünschen übrig, so bietet vollends die preußische Kirchenpolitik einen beklagenswerten Anblick dar. Der umgekehrte Kulturkampf steht in voller Blüte. Die Katholiken treiben mit Heiligtumsfahrten und Reliquien-Anbetung einen Unfug, der geradezu unerhört ist. Unsinnige alte Kleidungsstücke werden in Aachen für „heilige Windeln“ und „Jungfrauenhemd“ ausgegeben, und für nächstes Jahr wird gar in Trier die Ausstellung des notorisch unechten „heiligen Rockes“ wieder vorbereitet. Diesen grauenhaften Aberglauben läßt man gehen, wie er geht; den Evangelischen aber paßt man genau auf die Finger, daß sie nur bei der Kritik desselben kein Wort zu viel sagen. Ein evangelischer Prediger wird auf Grund genereller Verfügung der Behörden in evangelischer Kirche an solcher Kritik gehindert. Ein evangelisches Lutherfestspiel wird verboten, weil die Rolle des Tetzel für

diesen nicht schmeichelhaft genug ausgefallen ist. Und der Oberpräsident einer Provinz mit gemischter Bevölkerung hat sogar im verflossenen Monat den Kaplansblättern Rede und Antwort stehen müssen, als sie sich beschwerten, daß er von seinem Einspruchsrecht Gebrauch gemacht habe. Der deutsche Kaiser selbst steht wieder im Begriff nach Rom zu fahren und dort den Papst mit einem Besuch zu beehren. Statt dankbar zu sein, schreien aber die ultramontanen Blätter auch noch darüber, daß überhaupt der König von Italien besucht wird. Eine Romfahrt soll nur dem Papst gelten.

Gilt aber von der römischen Kirche, daß dem, der da hat, gegeben wird, so gilt von der evangelischen Kirche Preußens, daß ihr auch das noch genommen wird, was sie hat. Ein durchaus auf vorgeschriebenem Wege zustande gekommenes kirchliches Gesetz bleibt in den Schränken des Kultus-Ministers liegen, und niemand kann ihn zwingen, dasselbe zu veröffentlichen. Und ebenso gleichgültig wie hier über verfassungsmäßige Arbeiten, setzt sich in einer kirchlichen Vokationssache der Kultus-Minister über das Veto des evangelischen Oberkirchenrats hinweg. Die dogmatische Stellung des Professor Harnack, um den es sich handelt, wird im kirchlichen Bericht ihre Behandlung finden; hier genügt es, festzustellen, daß die preußische Landeskirche dem Kultus-Minister gegenüber machtlos ist und daß, wenn irgend kirchenpolitische Bestrebungen berechtigt sind, dahin die Anträge Kleist-Retzow und Hammerstein gezählt werden müssen.

Aus der immer schlechter werdenden Behandlung der evangelischen Kirche hat sich übrigens in Rheinland und Westfalen eine Bewegung entwickelt, welche den Paragraphen 166 des Reichs-Straf-Gesetz-Buches aufheben will; dieser Wunsch muß indessen ohne Zweifel als verfehlt abgewiesen werden. Der Paragraph handelt nur vom Schimpfen; das aber können wir entbehren; nicht so den Schutz gegen das Beschimpftwerden. Die konfessionelle Leidenschaft, welche sich so leicht in gemischten Gegenden entwickelt, hat hier über das Ziel hinaus geschossen.

* * *

Auch auf unserem **Kolonialgebiet** ist Leben und Bewegung gewesen. Die Deutsch-Ostafrikanische Gesellschaft hat mit dem Sultan von Sansibar ein günstiges Abkommen über 14 Festlandshäfen getroffen und damit die mangelhafte Verbindung ihrer großen Territorien mit dem Meere in ausreichendem Maße hergestellt. Neben dieser vollendeten Thatsache bereiten sich aber noch größere Dinge im Hinterlande der ostafrikanischen Kolonieen vor. Das Quellengebiet des Nils und die Seeplatte des Njanza und Tanganjika sind nunmehr zum Ziel geworden, auf dessen Erwerbung Deutsche und Engländer mit Bewußtsein zusteuern. Der Vorwand zu den Expeditionen, welche nach der ägyptischen Aequatorialprovinz gerichtet werden, ist „der Entsatz Emin Paschas“, der übrigens nach eigener Angabe sich gar nicht schlecht befindet, auch gar nicht „entsetzt“ sein will. Stanley, der erste, der zu ihm eilen wollte, ist verschollen. Jetzt soll von deutscher Seite der bekannte Afrikareisende Wißmann seinerseits den Versuch machen. Er ist bereits abgereist, um eine Expedition anzuwerben, und man kann nur wünschen, daß diese neue große Aufgabe ihm ebenso gelingen möchte, wie seiner Zeit die mutige Durchquerung des dunklen Erdteils.

* * *

Was die **auswärtige Lage** betrifft, so ist dieselbe wesentlich unverändert; der deutsche Kaiser ist von seiner nordischen Meerfahrt heimgekehrt, nachdem er in Petersburg, Stockholm und Kopenhagen sich eines teils begeisterten, teils wenigstens freundlichen Empfanges zu erfreuen hatte. In Petersburg war zeitweise die Be-

geisterung so groß und die persönliche Annäherung der beiden Monarchen eine so intime, daß Optimisten an eine erfolgreiche Verhandlung der orientalischen Frage glauben konnten. Es schien einen Augenblick, als sollten Kombinationen gefunden werden, um das böse Loch im Berliner Vertrage, die ostrumelische Angelegenheit, zu beseitigen. Inzwischen ist aber nach allen Richtungen hin Ernüchterung eingetreten; Rußland weigert sich, den ersten Schritt zu einer Konferenz zu thun, deren Aufgabe es sein müßte, das durchbrochene Recht wieder herzustellen, und da Deutschland und Oesterreich nicht daran denken, Maßregeln ohne Not zu befürworten, die darauf hinauslaufen, den Fürsten Ferdinand zu beseitigen, so regiert dieser zum großen Kummer Rußlands unverdrossen weiter. Rußland aber rächt sich dafür, daß ihm sein Recht verweigert wird, dadurch, daß es die Kriegssorge nicht einschlafen läßt. Eine momentane Gefahr scheint freilich nicht vorhanden; was aber werden wird, wenn einmal in Frankreich Herr Boulanger das Heft in Händen hat und in Rußland Graf Ignatiew und seine Bundesgenossen Oberwasser bekommen, das steht dahin. Der Friede, nach dem sich jetzt die ganze Welt zu sehnen vorgibt, wird es schwerlich sein.

Nach den Monarchenbegegnungen hat es auch wieder eine Ministerbegegnung gegeben. Herr Crispi hat wiederum dem deutschen Reichskanzler in Friedrichsruh einen Besuch abgestattet. Bestimmtes über den Zweck desselben ist nicht bekannt geworden; jedenfalls darf man wohl annehmen, daß es sich um die Stellung Italiens im Mittelmeer gehandelt haben wird. Es scheint, daß Frankreich Absichten auf Tripolis hat und daß Italien ihm hier Konkurrenz machen will. Man kann nur wünschen, daß wenn Italien sich in Tripolis festsetzt, es hier von größerem Glück begünstigt sein möchte, als in Massauah, wo die italienische Besatzung sich schon wieder von den Abessiniern eine empfindliche Schlappe geholt hat.

In bezug auf die Stellung Deutschlands zu Dänemark ist im abgelaufenen Monat bekannt geworden, daß der Paragraph 5 des Prager Friedens, welcher von Nordschleswig handelt, durch Uebereinkunft zwischen Oesterreich und Preußen, die ihn auf Frankreichs Betreiben einschalteten, in aller Form aufgehoben worden ist. Ueberdies ist durch eine Rede, welche Kaiser Wilhelm gelegentlich einer Denkmals-Enthüllung in Frankfurt a. O. gehalten hat, feierlich und öffentlich verkündet worden, daß an die Rückgabe irgend welcher Gebietsteile Nordschleswigs nicht mehr gedacht wird. In Dänemark scheint dies denn nunmehr als vollendete Thatsache hingenommen zu werden, denn schon nach jener Veröffentlichung ist König Christian in Berlin gewesen und hat den Besuch des deutschen Kaisers unverzüglich erwidert.

* * *

In **Rußland** und zwar in Kiew sollte ein großes panslawistisches Zauberfest gefeiert werden, das sich als Ausgangspunkt die Feier der 900jährigen Einführung des Christentums zum Vorwand genommen hatte. Gefeiert ist es auch, aber man hat sehr viel Wasser in den Wein gießen müssen. Denn unglücklicherweise fiel diese Festfeier mit den Festtagen des deutschen Kaiserbesuchs in Petersburg zusammen und so hatte sich Kaiser Alexander alle lauten Demonstrationen nach Westen hin entschieden verbeten. Trotz des Verbotes hat sich aber doch der Unternehmer des Festes, Graf Ignatiew, nicht aller Reden im Stil der Herren Skobeleff und Gurko enthalten, sondern auf dem Deck eines Dampfers ein Festmahl gegeben, bei welchem man in den Träumen zukünftiger slawischer Herrlichkeit förmlich geschwelgt hat. Man hat in den Tischreden Oesterreich über den Haufen gerannt und den ganzen Orient für Rußland verspeist. Nichtsdestoweniger würde die Feier objektiv harmlos verlaufen sein, wenn nicht ein österreichischer Bischof, der angebliche Slowene mit dem echt slawischen Namen Stroßmayer ein Glückwunsch-Telegramm nach Kiew gerichtet hätte, in welchem er „die große Weltmission Rußlands“ in beredten Worten feierte, und wenn nicht außerdem Graf Ignatiew eine kleine Separatkonferenz

mit allen den Leuten gehalten hätte, welche in Serbien, Bulgarien und Montenegro in den letzten Jahren als Unternehmer aller jener Putsche und Aufstände bekannt geworden sind, die als unzertrennliche Bestandteile der russischen Orientpolitik zu betrachten man sich leider hat gewöhnen müssen. Auch dieses Fest und was dazu gehört bestätigt also nur das Vorhandensein einer nationalen Mißstimmung, die ohne kriegerische Abrechnung sich niemals befriedigen wird, und man kann daher auch nur mit Freuden begrüßen, daß die Dinge in Bulgarien sich im antirussischen Sinne zu befestigen scheinen und daß Rumänien Rußland gegenüber Festungen zu errichten beschäftigt ist, welche wohl geeignet sein dürften, der slawischen Invasion den Weg nach Stambul wirksam zu versperren.

Wann und wo die große Krisis ausbrechen wird, ist unberechenbar; im verflossenen Monat schien es fast, als könne der Streit sich zwischen Italien und Frankreich anspinnen, welche beide Mächte bereits Noten in einem Tone austauschten, der kaum noch dem Friedenszustand entspricht, wobei man sich besonders über die Territorialhoheit der Italiener in Massauah erhitzte. Indessen ist doch schließlich alles wieder in friedliche Bahnen eingelenkt und müssen noch andere Zwischenfälle kommen, um die glimmenden Funken zur Flamme zu entfachen.

* * *

In **Frankreich** ist es wieder recht bunt hergegangen — die Herstellung der Säbelherrschaft durch einen „Retter der Gesellschaft" ist für Paris im Grunde nur noch eine Frage absehbarer Zeit. Die Republik ist unmöglich auf die Dauer in diesem Lande, dessen Bevölkerung alle republikanischen Bürgertugenden fehlen und dessen sittlicher Zustand ein durch und durch korrumpierter ist. Auch im verflossenen Monat haben wieder einmal in Paris alle Besitzenden zittern müssen, daß ihnen das ihrige demoliert und sie selber massakriert werden könnten. Die Arbeiter haben einen allgemeinen Ausstand gemacht, der allmählich in einen allgemeinen Aufstand auszuarten drohte und nur sehr langsam wieder geordneten Verhältnissen Platz gemacht hat. In Amiens hat es sogar etwas Brandstiftung gegeben. Zuletzt haben die Streikenden sich gefügt, weil ihre Geldmittel zu Ende gingen und weil sie die volle Allgemeinheit der Arbeitsniederlegung nicht erreichen konnten. Aber sie haben sich nicht gefügt, ohne die Versicherung abzugeben, daß sie im nächsten Jahr, im großen Jubeljahr 1889, zu ihrem Ziele kommen wollen. Daß sie auch dann nichts erreichen werden, als höchstens Trümmer und Leichen, kann zwar erwartet werden, da es ihnen an allen positiven und durchführbaren Plänen fehlt. Daß aber im entscheidenden Moment ein Diktator die Gesellschaft retten wird, ist im hohen Grade wahrscheinlich. Und gleichfalls nicht unwahrscheinlich, daß dieser Retter Boulanger sein wird.

Am Anfang des Monats ging es dem General schlecht. Sein Ruf litt erheblich darunter, daß er von einem Advokaten „abgestochen" war und daß er im Departement Ardeche, wo er sich hatte aufstellen lassen, eine empfindliche Niederlage über sich ergehen lassen mußte. Seine Aktien fielen. Aber die Freunde schonten weder Arbeit noch Kosten, um sie wieder steigen zu lassen. Und mit Hilfe von erheblichen Summen, die man aufwendete, ist dann möglich geworden, ihn in drei Departements auf einmal mit großen Mehrheiten durchzubringen. Freilich kam eine wesentliche Hilfe dazu. Bis zur Ardechewahl stand der in Frankreich auf dem Lande noch überaus einflußreiche Klerus dem General skeptisch gegenüber, unschlüssig ob für oder wider ihn Partei zu nehmen sei. Boulanger zerstreute diese Bedenken, indem er einen kleinen „Gang nach Kanossa" machte und feierlich verkündete, er werde „niemals die Religion verfolgen, niemals". Der Wink wurde verstanden und alles was ultramontan war, ging nun in Eile zu ihm über. Ob auch Bonapartisten als solche für ihn gestimmt, ist natürlich schwer zu entscheiden, ebenso unklar wie die Antworten auf die Frage, woher alles Geld für die

enormen Wahlkosten gekommen sei. Die plausibelste Lösung dieses letzteren Rätsels dürfte wohl die sein, daß ein amerikanisches Getreidespekulantensyndikat den Prätendenten unterstützt, der seinerseits für den Fall seiner „Thronbesteigung“ die bündigsten finanziellen Zusagen gegeben haben dürfte.

Wirtschaftspolitik.

Die Angriffe des Manchestertums gegen die deutsche Wirtschaftspolitik werden durch die Veröffentlichungen von Thatsachen immer mehr Lügen gestraft. Selbst zahlreiche Handelskammern, welche aus begreiflichen Gründen dem Freihandel angehören, sind genötigt, der Wahrheit die Ehre zu geben. So sprechen sich z. B. von den acht württembergischen Handelskammern wenigstens die Hälfte günstig über die Wirkungen des Schutzzollsystems aus, während sämtliche anerkennen müssen, daß, wenn auch das Exportgeschäft viel zu wünschen übrig lasse, doch das innere Geschäft dies bei weitem ausgleiche. Und die über den Verkehr und Umschlag veröffentlichten Zahlen bestätigen dies vollkommen. Ueberall hat eine bedeutende Steigerung des Güterverkehrs auf den Eisenbahnen, sowie des Post- und Telegraphenverkehrs stattgefunden. Und gerade die Städte, von wo das größte Geschrei wegen des angeblichen Verkehrs- und Handelsrückganges kommt, haben thatsächlich den wenigsten Grund, sich über die Einwirkungen des Schutzzollsystems zu beklagen. In Frankfurt a. M. z. B., von wo aus die Angriffe gegen die Schutzzölle und gegen die Parteien, welche für dieselben eintreten, am unablässigsten und gehässigsten betrieben werden, hat von 1884 bis 1887 die Güterbewegung auf den Eisenbahnen um zwei Millionen Zentner, diejenige bei der Schiffahrt um mehr als sechs Millionen Zentner zugenommen. Für die von der Stadt aus zu Wasser versandten Güter hat sich in dieser Zeit eine Vervielfachung der Menge herausgestellt. Man kann also keine schlagendere Widerlegung der Angriffe auf das gegenwärtige Wirtschaftssystem gerade vom Standpunkt des Handels aus geben, als sie hier durch die Thatsachen gegeben wird. Dem in der Woche vom 18. bis 25. August in Frankfurt a. M. versammelten internationalen Binnenschiffahrtskongreß konnte denn auch ein großartiges Bild der Entwickelung der deutschen Arbeiten auf dem Gebiete des Wasserbauwesens und des Binnenflußverkehrs gegeben werden. Daß man diese Ergebnisse sich nicht ohne die Einwirkung des Schutzzollsystems denken kann, liegt auf der Hand. Gerade die großen Wasserbauten von Frankfurt a. M., die Verstauung des unteren Mains, wodurch sich der Schiffsverkehr jener Stadt so außerordentlich gehoben hat, fallen in die Schutzzollperiode und sind nicht durch das Privatkapital, sondern durch Staat und Gemeinde errichtet worden. Zu solcher Errichtung gehören aber doch Mittel und dieselben sind nicht aus dem Auslande geborgt worden; und ebenso wenig wird für die übrigen großen Wasser- und anderen Bauten, welche in Deutschland geplant sind, ein Pfennig im Ausland geborgt werden. Vielmehr ist trotz der großen Aufwendungen für öffentliche Arbeiten in Deutschland immer noch ein sehr großer Kapitalbetrag in das Ausland abgeflossen und fließt immer noch dahin ab. Dies wäre aber nicht möglich, wenn das Schutzzollsystem ungünstig auf die Kapitalbildung eingewirkt hätte. Allerdings hat für einige Industrieerzeugnisse, insbesondere der Eisenindustrie, eine Verminderung der Ausfuhr aus Deutschland stattgefunden. Allein dennoch hat sich die Gewinnung von Roheisen in Deutschland nicht vermindert und es ist auch keine übermäßige Steigerung der Vorräte desselben eingetreten, wie in dem freihändlerischen Großbritannien. Folglich bestätigt sich hier ebenfalls thatsächlich, was oben gesagt wurde: daß eigentlich der vermehrte Verbrauch im Inland den Rückgang oder die Mäßigung der Ausfuhr bedingte. Der Versuch, die englischen Ausfuhrver-

hältnisse gegen die deutschen und die Zunahme der englischen Ausfuhr als einen Beweis gegen die Schutzzollpolitik auszuspielen, kann um so weniger verschlagen, als der englische Außenhandel jahrelang rückgängig gewesen ist und auch gegenwärtig trotz wiedereingetretener Steigerung noch nicht wieder den Stand von 1880 erreicht hat. Außerdem ist jene Steigerung nur bewirkt worden durch einen enormen Preisdruck, der den englischen Produzenten selbst zum Teil so unerträglich ist, daß z. B. die Schienenwalzwerke wieder ein internationales Kartell erstreben, um jenen Preisdruck zu mäßigen, und daß der Lohndruck beim Kohlenbergbau so stark geworden ist, daß über 6000 Kohlenarbeiter die Arbeit mit einem Schlag und unter bisher in England nicht üblich gewesenen Schritten eingestellt haben; wobei zugleich alle Anzeichen auf eine noch weitere Ausdehnung der Streiks hindeuten.

Diese Zuspitzungen der Lohnfragen haben sich allerdings auch mehrfach in Deutschland gezeigt, doch handelt es sich dabei durchweg um Lohnerhöhungen. Das ist aber bei weitem günstiger, als wenn Streiks wegen Lohnherabsetzungen stattfinden; es deutet an, daß es an Beschäftigung für die Arbeiter nicht fehlt, daß dieselben die Zeit vielmehr für Lohnerhöhungen geeignet halten. Lohnerhöhungen bezeichnen aber eine Steigerung der Verbrauchskraft der Bevölkerung oder wenigstens Hemmung des Rückganges derselben, wogegen Lohndruck Verminderung der Verbrauchskraft bezeichnet und in der Verallgemeinerung von der einheimischen Produktion von Lebensmitteln ebenso schwer empfunden wird als die unterwertige Einfuhr von solchen. Beide haben die Rückwirkung des Preisdruckes auf jene. Sind daher die deutschen Arbeitseinstellungen dieses Jahres an sich schon bei weitem weniger umfangreich als in manchen anderen Ländern, so sind sie auch aus dem angeführten Grunde weniger bedenklich.

Größere Aufmerksamkeit haben die großen Arbeitseinstellungen in Paris und einigen französischen Industriebezirken erweckt. Auch bei den ersteren handelte es sich im wesentlichen um Lohnerhöhung, nicht um Lohnherabsetzung und sonstige Vorteile für die Arbeiter, wobei der Pariser Gemeinderat sogar die Partei der Streikenden gegen die Unternehmer genommen hatte, was bis jetzt von Seiten einer Behörde kaum oder nur in Anklängen vorgekommen war. Der Magistrat zu Frankfurt am Main z. B. hatte bei Aufstellung eines allgemeinen Bedingnisheftes für städtische Arbeitsverdingungen die Unternehmer verpflichten wollen, ihren Arbeitern den Lohn wenigstens bei städtischen Arbeiten achttägig und nicht in längeren Fristen auszuzahlen; diese Bedingung wurde aber von den Stadtverordneten wieder gestrichen. War dies ein mißglückter Versuch einer Behörde, eine Vergünstigung für die Arbeiterschaft durchzusetzen, so ist von dieser Begünstigung bis zu der Parteinahme, welche der Pariser Gemeinderat für die Interessen der Arbeiterschaft zeigte, ein himmelweiter Schritt. Gab schon dieses Verhältnis dem Pariser Streik ein eigenartiges Ansehen, so war außerdem die Verquickung desselben mit politischen Beziehungen bedrohlich. Zunächst handelte es sich um die Erdarbeiter, welche, seitdem Kanalisation und Straßenpflasterung in ihrer ewigen Bewegung durch Aufreißungen für Gas- und Wasserleitungen sowie Straßenbahnen im Haushalt der großen Städte eine so bedeutende Rolle spielen, einen außerordentlich starken Prozentsatz der Bevölkerung bilden und die bedenklichsten Elemente aus allen Nationen und Gesellschaftsschichten (vielfach schiffbrüchige Existenzen) in sich vereinigen, auch durch ihre Werkzeuge einigermaßen bewaffnet sind. Daher war die Besorgnis, daß es bei diesem Streik zu gewaltsamen Ausschreitungen kommen könne, sehr groß, und diese Besorgnis ist auch vielfach bestätigt worden, wenn es auch zu einem allgemeinen Aufstand nicht gekommen ist. Aber die Befürchtung eines solchen ist auch im Hinblick auf die politischen Verhältnisse Frankreichs immer noch nicht vorüber und sie wird außerordentlich dringend durch die Arbeiterverhältnisse, wie sie sich in Paris gestaltet haben und welche die denkbar traurigsten sind. Nur die Nebeneinanderstellung einiger Ziffern eröffnet den ärgsten Ausblick. In der Pariser Industrie sind neben 404 408 Männern 411 690 Frauen und 615 230 Kinder beschäftigt! Kann das Beschäftigungsverhältnis

schrecklicher sein? Neben nur 28 Prozent Männern finden sich 29 Prozent Frauen und 43 Prozent Kinder in der Industrie beschäftigt! Daß hier jedes natürliche und gesunde Verhältnis beseitigt ist und daß man nur diese Ziffern nebeneinander zu sehen braucht, um die Schwere der sozialen Gefahr, welche in solchen Stadtverhältnissen unmittelbar liegt, zu erkennen, ist klar. Aber auch welche arge Rückwirkung diese Verhältnisse auf die Gesamtproduktion haben müssen, ist leicht erkennbar. Stände an der Stelle von zwei Kindern nur ein Mann, so würde, wenn man den Lohn eines Kindes zu 1, den eines Mannes zu 3 Fr. annimmt — wie dies durchschnittlich der Fall zu sein scheint — auf die Konsumtion des betreffenden Industriegebiets 50 Prozent mehr kommen als gegenwärtig. Mit andern Worten: Der allgemeine Verbrauch wird durch das Ueberhandnehmen der Kinderarbeit um fünfzig Prozent vermindert. Diese Quelle der sogenannten „Ueberproduktion" sucht man freilich immer zu verhüllen. Aber wir halten jeden Versuch, sozialpolitisch ersprießlich zu wirken, für verfehlt, wenn derselbe nicht diesen Punkt besonders ins Auge faßt. Aehnlich ist der Einfluß der „Frauenarbeit", der sich aber keineswegs allein in der Industrie so bedenklich breit macht. Auch bei den im pariser Handel beschäftigten Personen überwog das weibliche Element bei weitem. Es waren von den Handelsgehilfen in Paris 192 585 männlichen, aber 209 667 weiblichen Geschlechts, $47^2/_3$ gegen $52^1/_2$ Prozent, — also überwiegen die weiblichen Handlungsgehilfen um etwa fünf Prozent. Dabei ist außerdem das schwere Mißverhältnis der Zahl der im Handel beschäftigten Personen gegen die in der Produktion thätigen in Anschlag zu bringen. Während sich in dem letzteren Verhältnis die schwerste Schädigung der Produktion zeigt, sehen wir im ersteren diese Schädigung noch gesteigert durch die Ueberlastung der unproduktiven Thätigkeit. Endlich führt diese kapitalistische Richtung, den Lohn, also die Verbrauchsfähigkeit der Bevölkerung mittelbar oder unmittelbar zu schmälern, zum Bedenklichsten von allem —: zur gesteigerten Heranziehung fremder Arbeitskräfte über die einheimischen hinweg. Selbst von der großen Kindermenge, welche wir in Paris beschäftigt finden, dürften nur die wenigsten in Paris geboren sein. Hiermit wird unausgesetzt die Landwirtschaft in Tributpflicht gegen den städtischen Kapitalismus gesetzt. Jene zieht die Arbeitskräfte groß und wenn sie einigermaßen leistungsfähig geworden sind, zieht sie der städtische und industrielle Kapitalismus durch den scheinbar höheren Geldlohn an sich, selbst aus fremden Ländern.

Daß hier die konservative Sympathie allen Grund hat, dem besonders in Frankreich stark hervortretenden, aber auch in Deutschland hier und da merklichen Gegendruck gegen den Import billigerer Arbeitskräfte in die Städte und Arbeitsgebiete, wie er von den einheimischen Arbeitern zu üben versucht wird, sich zuzuwenden, dürfte aus unsern Ausführungen hervorgehen. Sowohl das sozialpolitische Moment der Verdrängung der eingesessenen Elemente — das nur scheinbar von demjenigen der kapitalistischen Verdrängung der Grundbesitzer verschieden ist — als dasjenige der Steigerung der Ueberproduktion, welche eigentlich weiter nichts als eine verhältnismäßige Herabsetzung der Verbrauchskraft ist, erheischen die sorgsamste Beachtung der hier in Betracht kommenden Verhältnisse.

Uebrigens haben sich solche Bewegungen auch schon in England gezeigt; und die neuerliche Antichinesenbewegung in Australien, die Fortsetzung der Antichinesenbewegung in den Vereinigten Staaten, gehört durchaus auf dieses Gebiet. Allerdings erscheinen hier zum Teil moralische und sittliche Momente in den Vordergrund geschoben; allein diese Momente fehlen auch nicht hinsichtlich des Arbeiterimports in kleineren Verhältnissen. Indes hat sich in den Vereinigten Staaten bereits auch eine Bewegung gegen den europäischen Arbeiterimport erhoben. Man hat immer mehr festgestellt, daß die Ueberfahrtsmittel eines überwiegenden Teiles der europäischen Auswanderer und insbesondere der industriellen Arbeiter dabei aus den Vereinigten Staaten selbst bezahlt werden. In den englischen Industriebezirken gibt es zahlreiche Agenten, welche Arbeiter unter Zahlung des Ueberfahrtsgeldes anwerben; und wenn auch hiergegen ein nordamerika-

nisches Gesetz wirken soll, so ist diese Wirksamkeit doch unerheblich, da man begreiflicherweise nur in sehr seltenen Fällen dahinter kommen kann, ob ein verbotener Arbeitsvertrag vorliegt oder nicht. Dabei weiß man, daß in der Verwaltung des Einwandererwesens in Newyork eine solche Korruption herrscht, daß an eine gerechte und nachdrückliche Handhabung der bestehenden Gesetze gar nicht zu denken ist.

Es fanden auch in österreichischen Fabrikdistrikten Arbeitseinstellungen statt, hauptsächlich in Brünn, wo die Wollspinner und die Färber streikten und auch einen Erfolg davontrugen. Dort hat die Verarbeitung schlechten Materials so um sich gegriffen, daß man schon um den guten Ruf des Brünner Tuchs besorgt ist. Durch die Verarbeitung schlechten Materials werden aber die Arbeiter so benachteiligt, daß es einer Lohnherabsetzung um zwanzig Prozent gleichkam. Um etwa die Hälfte scheint dieser Schaden dort wieder ausgeglichen zu sein. Die Einwirkung derartiger Verfahrungsweisen von seiten des Industrialismus zeigt sich gerade auf dem hier in Betracht kommenden Gebiete doppelt, indem einerseits durch Verwendung schlechtester Wollsorten die Schafzucht gefährdet und andererseits durch Verminderung des Einkommens der Arbeiterschaft deren Verbrauchsfähigkeit verringert wird. Hinsichtlich der australischen Bewegung gegen die Chineseneinwanderung ist selbstverständlich die Manchesterpresse einstimmig gegen die Australier, indem sie behauptet, die Chinesen bildeten mit etwa 52 000 Köpfen, welche sie dort zählen, kein einflußreiches Element. Dies werden wohl aber die Australier, welche die Dinge vor Augen haben, besser beurteilen können, als die fernwohnenden liberalen Doktrinäre.

Auch in Belgien wird die soziale Lage wieder als bedrohlich angesehen und man fürchtet neue Arbeitseinstellungen. Die Gefahr einer Erneuerung der belgischen Bewegung sieht man sehr erhöht dadurch, daß auch in den nordfranzösischen Industriebezirken, welche in starkem Zusammenhang mit den belgischen stehen, vielfach Arbeitseinstellungen im Gange sind, zum Teil hervorgerufen durch Lohnherabsetzungen. Trotz der sozialen Bewegung, die Belgien kaum erst jahrelang in Aufregung setzte, ist zur Verbesserung der dortigen Verhältnisse nichts geschehen. Der königlichen Macht sind besonders nach dieser Richtung hin die Hände gebunden. Die Krone muß ihr Thätigkeitsgebiet außerhalb suchen, und sie ist auch da mit der Gründung des luftigen „Kongo-Staates" kaum glücklich gefahren. Auch dieser befindet sich in einer Krisis, bevor er nur Spuren einer günstigen wirtschaftlichen Rückwirkung auf das Mutterland äußern konnte. Im Lande selbst aber streiten sich die parlamentarischen Parteien über die angeblichen Differenzen zwischen Klerikalismus und Liberalismus, die dort doch nur in der Methode liegen, während beide Parteien sonst die Dinge gehen lassen, wie sie gehen mögen. Kennzeichnend aber ist, daß gelegentlich der Erörterungen über die bekannten Vorgänge bei der Hochzeit im fürstlich Arenbergschen Hause in Brüssel und über eine spätere aristokratische Hochzeit, welche zur Vermeidung ähnlicher Vorgänge in Basel gehalten wurde, in einem demokratischen Blatte bemerkt wurde, materiell könne letzteres den Brüsselern wenig Kummer machen, da die Ausstattungen bei diesen aristokratischen Hochzeiten doch nur aus Paris bezogen würden. Ist dies wirklich der Fall, so würde man hier ein neues Beispiel haben zu dem alten Sprichwort von dem Esel, der den anderen Sackträger nennt; im übrigen aber würde die Sache nur beweisen, daß praktisch in Belgien Klerikalismus und Liberalismus völlig gleichstehen, obgleich auch dort im Bischof von Lüttich der hohe Klerus einen sozialpolitischen Führer aufgestellt hat.

Eine seltsame Stellung hat inzwischen der kapitalistische Internationalismus in Spanien einzunehmen begonnen. Freilich sind in diesem Lande bereits eine große Anzahl der wichtigsten nationalen Vermögensstücke in internationalen Besitz übergegangen; insbesondere die Bergwerke und zum Teil auch der Weinbau. Jetzt wurde nun versucht, auf das Steuerwesen unmittelbar einzuwirken, als die Steuererhöhung auf Spitus durchgeführt werden sollte. In den spanischen Häfen, wo die Versetzung des

Weines mit Spiritus stattfindet, haben große Import- und Exportaktiengesellschaften den Umschlag in der Hand. In Terragona kam es, als die Niederlage der schwedischen Spiritusgesellschaft Karlshamm zur höheren Steuer gezogen werden sollte, unter der Behauptung, daß deren Spiritus der Steuer nicht unterworfen sei, zu Ruhestörungen; es wurden Barrikaden gebaut und das spanische Ministerium mußte nachgeben, indem es vorläufig die Besteuerung vertagte, um erst die Vertreter der Gesellschaften zu hören. Wir können also auf dem internationalen Gebiet in Europa erstaunliche Dinge erleben. In der That hat dann auch das spanische Ministerium den Anforderungen des Spiritus endgültig wenigstens zum Teil nachgegeben.

Inzwischen scheinen sich die Völkerschaften in den übrigen Erdteilen, welche bis jetzt als vornehmste Gegenstände der kapitalistischen Spekulation zu leiden hatten, immer ernstlicher auf die Abschüttelung derselben vorzubereiten. In Indien reden die Stimmen für die Wiedererlangung der Selbständigkeit immer lauter; und dieselben haben durch die immer größere Ausdehnung, welche der Industrialismus dort erfahren hat, neuen Nachdruck gewonnen. Unter den englischen Industrien, welche auf den Export gebaut sind, leidet die Textilindustrie am härtesten, weil sich die indische Industrie mit Macht hebt und die englischen Zufuhren verdrängt, so daß diese immer mehr weiter nach Osten hin gedrängt und immer mehr auf China angewiesen wird. Aber auch dahin werden von England aus ebenso wie nach Japan, wie man aus den Veröffentlichungen über die stattfindenden Verfrachtungen erkennt, immer mehr Maschinen verschifft; und das ist nur der Anfang einer neuen Konkurrenzindustrie, von der wir schon vor einigen Jahren bemerkt haben, daß sie alle Vorbedingungen zeige, um im internationalen Konkurrenzkriege die erste Geige zu spielen.

Uebrigens haben die „chinesischen Geschäfte“ auch in den letzten Wochen wieder vielen Lärm gemacht. Die Börsenpresse meldete, von seiten der deutschen Reichsbank seien die Verhandlungen wegen einer deutsch-chinesischen Bank (wahrscheinlich anstatt der verunglückten Uebersee-Bank) wieder aufgenommen worden. Ein Widerruf dieser Meldung ist nicht erfolgt, und es ist von mehrfachen Verhandlungen zur Durchführung der Absicht im Gebäude der Reichsbank in Berlin die Rede gewesen. Doch möchten wir die Wahrheit aller dieser Nachrichten bezweifeln. Nach den Erfahrungen der letzten Jahre kann sich am allerwenigsten die Verwaltung der deutschen Reichsbank berufen fühlen, für die Steigerung des internationalen Finanzschwindels mitzuwirken. Die Beflissenheit, mit der derartige Verirrungen durch die demokratische Börsenpresse gegen den Staat und die Regierung ausgebeutet werden, zeigt das unausgesetzte Aufwärmen der Mitwirkung der königlichen Seehandlung bei einem russischen Finanzgeschäft und der Hinweis auf die finanziellen Reklamen auch in offiziösen Blättern, deren sonstige Beziehungen begreiflicherweise in weiteren Finanzkreisen nicht bekannt sind. Die Börsenpresse wird sicher, wenn die Hantierungen der Börse derartige Geschäfte zu einem Krach zugespitzt haben, die Schuld an den Verlusten, welche dann das Nationalvermögen erleidet, von der Börse ab und den beteiligten Regierungsanstalten zuschieben; aber es wäre ein großer Fehler, wenn man die Einwirkung derartiger Beschuldigungen, wo es sich um das Vermögen handelt, unterschätzen oder gar mißachten wollte. Es wird uns gar nicht wundern, wenn die Reklame, welche z. B. die „Nordd. Allg. Ztg.“ kürzlich bei Einführung der mexikanischen Papiere in Deutschland für dieselben machte (obgleich es sich um nichts handelte als darum, die deutschen Kapitalisten ebenso mit mexikanischen „Werten“ zu prellen, wie die englischen vor ihnen geprellt worden waren), seinerzeit, wenn auch diese bösartigen Papiere für gutes Geld in die Hände der deutschen Kapitalisten gebracht sein und keine Zinsen mehr kommen werden, von der Börsenpresse ausgebeutet werden wird zum Beweis, daß diese Papiere mit Unterstützung der Regierung nach Deutschland gekommen seien. Um so mehr sollten auch die offiziösen Blätter gewarnt werden, sich auf finanziellem Gebiete hinsichtlich des Auslandes bloßzustellen. Unsere großen Finanzanstalten aber haben im Lande noch genug zu thun.

Indes hat es nun auch schon nicht mehr an handgreiflicher Warnung gefehlt. Schon am 1. Juli war in Buenos-Ayres, wohin die Blicke der Berliner Börse in Ermangelung Rußlands jetzt mit Vorliebe gerichtet sind, ein Finanzkrach ausgebrochen und derselbe hatte sich am 1. August wiederholt. Eine ganze Anzahl dortiger Börsenfirmen hatte Bankerott gemacht und Hunderte von kleinen Börsenspekulanten, welche sich tags zuvor noch für Millionäre gehalten hatten, lagen auf der Straße. Das Goldagio war auf 160 hinaufgesprungen und ist jetzt noch in den heftigsten Schwankungen, kam jedoch nicht mehr unter 150 herab. Daß die Filialen, welche von zahlreichen europäischen Banken am Laplata errichtet wurden und wovon man kolossale Vorteile für das „Geschäft“ erwartete, dabei ebenfalls in merkliche Mitleidenschaft gezogen wurden, beweisen die großen Goldsendungen, welche für Rechnung jener Banken sowohl von London als von Australien her nach Südamerika gemacht werden mußten, so daß die englische Bank sich genötigt sah, ihren Diskont neuerdings zu erhöhen, um ihre Reserven zu stärken. Wie das internationale Handelsgebiet nichts mehr ist als ein Rennplatz der verschiedenen Industrien, um sich gegenseitig die Absatzgebiete abzujagen, so ist das moderne Bankwesen zur reinen Hetzanstalt um das Gold geworden. Der eigentliche wirtschaftliche Zweck der Banken, um den es freilich immer sehr windig stand, geht dabei gänzlich verloren.

An den argentinischen Krach angeknüpft hat sich ein solcher in Genua, das viele Beziehungen nach dem Laplata unterhält. Indes lagen die Ursachen dieses Krachs in den italienischen Verhältnissen selbst. Dieselben sind im höchsten Grade spekulativ untergraben, und der Geschäftsgang hängt größtenteils ab von den Mitteln, welche man noch im Auslande zu borgen vermag. Allein alle größeren Städte oder wirtschaftlichen Zusammenhänge haben entweder schon ihre Krisis gehabt oder treiben derselben entgegen. Vorangegangen sind Mailand, Rom, die Insel Sardinien. Genua, das jetzt an der Reihe ist, hat seinerseits eine ganze Reihe kleinerer Orte in Mitleidenschaft gezogen.

Trotz der argentinischen Vorgänge sollen doch noch eine ganze Reihe von Emissionen aus jenem Land nach Deutschland gebracht werden, und zwar binnen kurzem. Auch von neuen russischen Finanzgeschäften ist wieder die Rede, und es scheint, als habe Herr v. Bleichröder dafür wieder die Unterstützung der offiziösen Presse gewünscht. Zu welchen Keckheiten die Börse fähig ist, beweist aber wohl genügend die durch eine Hamburger Bank bewirkte Emission einer Anleihe — der Republik San Domingo.

Kirche.

Die evangelische Kirche in Deutschland steht gegenwärtig unter dem Eindruck des Staunens über die Stellung, welche die Staatsregierungen, besonders die preußische, zu der sogenannten Parität einnimmt; des Staunens über die überaus zarte Rücksicht, welche auf die Empfindlichkeit der Römischen genommen wird. Daß das Gegenteil von dem damit erreicht wird, was man bezweckt, ist klar. Man will Ausbrüche der konfessionellen Gereiztheit verhindern, will den religiösen Frieden im Lande befördern u. dgl.; statt dessen schwillt auf diese Weise den Römischen der Kamm und die Evangelischen werden erzürnt und suchen durch immer bereicherte und erweiterte Demonstrationen die Interessen ihrer Kirche zu wahren, was dann nur wieder zu neuen zweifelhaften Schritten der Behörden, zu erbitterten Ausfällen in der gegnerischen Presse und zur Vermehrung der allgemeinen Erregung ausschlägt.

Am meisten tritt das in den Gegenden mit gemischter Bevölkerung hervor und

am allermeisten am Rhein, wo die Evangelischen nach jahrhundertelangen Kämpfen und Unterdrückungen, jetzt in dem Bewußtsein, Angehörige eines paritätischen Staates zu sein, mit einem Haupt in der hohenzollernschen Dynastie, die von je her Schutz und Schirm für das evangelische Bekenntnis bildete — die Erwartung hegen, daß bei den fortwährenden Reizungen von römischer Seite her wenigstens die Staatsgewalt unparteiisch sein werde. Vom Rheinland her sind denn auch drei Vorkommnisse zu berichten, welche in dies Gebiet der Auseinandersetzung zwischen den Kirchen gehören: es ist der Solinger Vorfall, die Petition um Aufhebung von § 166 und die Generalversammlung des evangelischen Bundes in Duisburg.

In Solingen hielt der Zweigverein des Evangelischen Bundes am 26. Juli eine Versammlung ab, auf der eine Rede Pastor Thümmels über die Aachener Heiligtumsfahrt angekündigt war. Die Versammlung war um einige Tage aufgeschoben, weil der Vorstand des Evangelischen Vereinshauses es bedenklich fand, sie an dem Tage zu halten, wo gleichzeitig das sehr besuchte Schützenfest einer katholischen Gesellschaft gefeiert wurde. Da man nun auch für den Thümmelschen Vortrag auf eine sehr starke Beteiligung rechnete, wünschte man statt des Vereinssaales die Schützenburg. Dieselbe wurde zuerst bewilligt und dann verweigert. Darauf beschloß das Presbyterium, die evangelische Kirche für die Versammlung des Bundes einzuräumen, und diese wurde — dem Orte gemäß — als eine gottesdienstliche Versammlung mit Gesang von „Ach bleib mit deiner Gnade“ unter Orgelbegleitung eingeleitet. Der evangelische Bürgermeister van Meenen hatte, wie sich nachher herausstellte, schon bei den verschiedenen Verhandlungen wegen eines Lokals die ganze Sache zu hintertreiben versucht; er hatte auch, wie er in der Stadtratssitzung sagte, sofort gedacht, es sei besser, Thümmel spräche nicht in Solingen (wozu die Freisinnige Zeitung bemerkt: wie kommt ein Bürgermeister dazu, derartiges überhaupt zu denken?). Und ebenfalls stellte sich heraus, daß die Behörden im allgemeinen seitens der königlichen Regierung angewiesen waren, den Pfarrer Thümmel etwas im Auge zu behalten. Hat das wunderliche Auftreten desselben zu einer solchen Verordnung auch Anlaß geboten, so offenbarte sich nun in Solingen, daß die Behörden, denen dieselbe galt, der Größe ihrer Aufgabe nicht überall gewachsen waren.

Pastor Gieseke und das Presbyterium von Solingen verlegten also die Versammlung in die Kirche. Auf die Mitteilung hin, daß der Bürgermeister eventuell die Kirche sperren lassen würde, zeigte der Pastor die Versammlung polizeilich an. Er war dazu bei einer „gottesdienstlichen“ Versammlung nicht verpflichtet, glaubte es aber der Sicherheit wegen thun zu sollen. Auf dieser Anzeige fußend, konnte nun der Bürgermeister die Versammlung polizeilich überwachen. In dieser Thätigkeit versuchte er schon — in unbegreiflicher Weise — den Gesang des Chorals zu verhindern, und ebenfalls löste er in seiner Eigenschaft als Vertreter der Polizei die Versammlung auf, als Pastor Thümmel nach einem langen Vortrag über die Aachener Reliquien und die Reliquienverehrung überhaupt die Worte sprach: „Wie nennen wir denn einen Menschen, der mit dem Namen Jesu Christi schwindelt? Den nennen wir einen Menschen, der Blasphemie und Gotteslästerung treibt! Den nennen wir einen Menschen, der das Gebot: „du sollst den Namen des Herrn deines Gottes — und der Name Gottes ist alles, wodurch er sich uns geoffenbart hat — — nicht mißbrauchen“ ganz vergessen hat. Dieses Gebot haben übertreten der Erzbischof Krementz von Köln, die Stiftsherren in Aachen, die römisch-katholische Geistlichkeit dort, und ich klage sie hier von den bergischen Bergen aus der Gotteslästerung an.“ — Thümmel selbst versuchte sofort Einspruch zu thun gegen die Berechtigung der Auflösung einer Versammlung in der Kirche, aber der Vertreter der Polizei blieb fest, und unter großem Tumult, wobei u. a. auch die Polizisten das Orgelspiel, das der Organist als Schlußzeichen begann, verhinderten, wurde „das Lokal,“ wie der Herr Bürgermeister sich auszudrücken beliebte, geräumt. Die 2000 Köpfe zählende Versammlung sang währenddem „Und wenn die Welt voll Teufel

wär und wollt uns gar verschlingen, so fürchten wir uns nicht so sehr, es soll uns doch gelingen.“

Das Presbyterium von Solingen hat gegen den Bürgermeister Strafantrag gestellt, und da der Staatsanwalt die Sache abgelehnt, hat es sich an den Oberstaatsanwalt gewandt, gleichzeitig aber einen Bericht an den Herrn Justizminister abgehen lassen.

Das sind ja nun alles ganz verständliche Sachen: eine Regierung, die sich der römischen Kirche glaubt gefällig erweisen zu müssen, ein enfant terrible der Gegenpartei, das überwacht wird, eine unbeholfene Ueberwachungs-Zwischeninstanz und ein vorsichtiger Staatsanwalt. Wenn das nur nicht alles gerade im Rheinland passiert wäre und das Presbyterium einer evangelischen Gemeinde getroffen hätte! Im Osten hat man keine Vorstellung von dem Selbständigkeitsbewußtsein dieser kirchlichen Organe, das auch durch keinen „Königlichen“ Superintendenten unterdrückt wird. In den letzteren kommt im Gegenteil in Rheinland zumeist das Selbständigkeitsbewußtsein der Synoden zum Ausdruck. Und so hat denn der Solinger Vorfall schon in weitere kirchliche Kreise seine Wellen geschlagen. Dazu müssen wir freilich vorerst die etwas wehmütige Rolle erwähnen, welche das evangelische Kirchenregiment dabei spielt. Kurz nach dem Ereignis in Solingen erschien in dem Amtsblatt des Königlichen Konsistoriums eine Erinnerung an die bestehende Verordnung, wonach Kirchengebäude zu anderen als gottesdienstlichen Zwecken nur mit Genehmigung des Presbyteriums, des Synodalvorstandes und des Königlichen Konsistorii hergegeben werden dürften. Die Veröffentlichung dieser Erinnerung gerade in dem gegenwärtigen Zeitpunkt konnte natürlich nur den Zweck haben, die öffentliche Meinung gegen das Presbyterium in Solingen einzunehmen, das übrigens nur dem rheinischen Usus gefolgt ist, nach welchem zu so verwandten Zwecken wie etwa Kirchenkonzert oder Tagen einer kirchlichen Versammlung die Genehmigung des Königlichen Konsistoriums zumeist gar nicht eingefordert wird. — Weiter hat auch das Konsistorium dem Presbyterium direkt eine Verfügung zugehen lassen, in der ihm ein Verstoß gegen § 75 der Kirchenordnung (betr. eben die Bewilligung der Kirchen) vorgeworfen und es auch bedenklich gefunden wird, Thümmel zu einem Vortrage die Kirche zu gestatten. Das Presbyterium aber hat sich gegen die Vorwürfe verwahrt, hat auf § 118 der Kirchenordnung hingewiesen, nach der der Geistliche verpflichtet sei, „in seinen öffentlichen Vorträgen unter anderem auch vor unchristlichen Grundsätzen zu warnen,“ und hat dem Königlichen Konsistorium sein Bedauern darüber ausgedrückt, daß dasselbe ohne jede nähere Untersuchung der Thatsachen, zum Teil auf entstellende Zeitungsberichte hin, sofort in dem jedermann zugänglichen Amtsblatt an jenen § 75 erinnert und damit den Eindruck gegeben habe, als wenn die evangelischen Kirchenbehörden zu schwach oder nicht gewillt seien, ihre Untergebenen wirksam in Schutz zu nehmen.

Noch energischer war schon vorher (am 22. August) die Kreissynode im benachbarten Lennep vorgegangen, die an dem Tage an Stelle des verstorbenen Synodalpräses Evertsbusch den Lic. Thönes zum Superintendenten gewählt hatte, den bedeutendsten Führer der rheinischen Mittelpartei, der aber auch auf der letzten kirchlichen Selbständigkeits-Versammlung zu Essen ein Referat gehalten hatte. Pfarrer Siebert-Remscheid erstattete ein Referat aus Veranlassung der Konsistorialverfügung betreffend § 75 der Kirchenordnung: „Bestimmung der Kirche nur für gottesdienstliche Zwecke.“ Indem die Synode den Grundgedanken des Referats zustimmte und zugleich die vom Referenten gegebene Deklaration des Paragraphen sich aneignete, erhob sie die drei Anträge desselben zum einstimmigen Beschluß: I. Kreissynode wolle ihr Befremden ausdrücken über die ungeeignete Form, in welcher hohe Verfügung Königlichen Konsistorii, betreffend § 75 erlassen worden ist und zwar deshalb für ungeeignet, weil 1. erlassen in einem auch den Gegnern zugänglichen Blatte und weil 2. dadurch die Meinung erweckt werden konnte sowohl bei Evangelischen wie bei Römisch-Katholischen, als ob König-

liches Konsistorium in dem entbrannten Kampfe nicht auf seiten der Evangelischen stehe; — II. Kreissynode wolle bei Königlichem Konsistorium und hochwürdiger Provinzialsynode den Antrag stellen, dahin bei den staatlichen Behörden zu wirken, daß dieselben ihren Organen jegliche Unterbrechung von Handlungen im Gotteshause untersagen und, wo sie eine Ueberwachung meinen ausüben zu müssen, etwaige in der Kirche vorgekommene Vergehen gegen die Staatsgesetze nachträglich zur Bestrafung überweisen; dieses umsomehr, als ein Vorgehen der staatlichen Organe, wie es bei den Solinger Vorgängen stattgefunden hat, nicht nur nicht geeignet ist, den konfessionellen Frieden zu erhalten, sondern Hader und Zwietracht zwischen Evangelischen und Römisch-Katholischen säet, weil dadurch der leider weit verbreiteten Ansicht Vorschub geleistet werden könnte, daß beide Konfessionen in Preußen heute nicht mit gleichem Maße gemessen werden. — III. Kreissynode wolle der Auffassung sich anschließen, daß für Handlungen, welche nach sorgfältiger Prüfung im Sinn der Kirchenordnung und ihrer Auslegung durch die Presbyterien als kirchliche Handlungen beziehungsweise als Gottesdienste erklärt worden sind, die Hergabe der Kirche nicht mehr der Genehmigung durch den Superintendenten und das Provinzial-Konsistorium bedarf." — Auch andere Synoden haben sich inzwischen ähnlich ausgesprochen.

Ohne uns weiter in die Einzelheiten einzulassen, dürfen wir doch wohl diese Vorgänge als symptomatisch bezeichnen für die Stimmung in der evangelischen Bevölkerung. Nur aus dieser heraus ist auch die große Beteiligung zu erklären, welche die Petition um Aufhebung des § 166 des Reichsstrafgesetzbuches gefunden hat. Wir schließen uns der Ansicht derjenigen an, welche diese Aufhebung nicht für günstig halten. Die gegenwärtig in Regierungskreisen herrschenden Tendenzen zur Begünstigung der römischen Kirche sind erstlich einmal naturgemäß von vorübergehender Dauer, während ein Gesetzesparagraph auf längere Zeit berechnet ist. Die Aufhebung würde ferner bedeuten, daß man das Schimpfen freigeben wolle, und wir haben keineswegs den Wunsch zu diesem Brauch der guten alten Zeit zurückzukehren. Als Zeichen der Zeit ist die Petition von Bedeutung und schon ihre Einbringung mag ernst denkende Leute in den leitenden Regionen zu der Frage führen, ob nicht in der neueren Rechtsprechung Dinge vorgekommen sind, die eines Eingreifens bedürfen.

Die herrschende Aufregung kam nun auch der zweiten Hauptversammlung des Evangelischen Bundes zu statten, welche kurz nach der Wupperthaler Festwoche in Duisburg gehalten worden ist. Die Begeisterung scheint auf derselben eine große gewesen zu sein und die Berichte darüber in den gutgesinnten rheinischen Blättern ließen deutlich merken, wie diejenigen, welche sich von dem Evangelischen Bunde fern halten — wie z. B. die gesamte Geistlichkeit des Wupperthales — eigentlich der evangelischen Sache doch ziemlich kalt gegenüberständen, oder gar, wie Konsistorialrat Leuschner sagt: einem Gottesgebot widerstreben. Von Bedeutung war nun an den Tagen in Duisburg, daß eine feierliche und öffentliche Verbrüderung der Rechten mit der Linken — wie es sich gehört im Bunde mit der Mittelpartei — stattfand. Herr Pastor Lic. Weber aus M.-Gladbach brachte einen Toast aus auf die Professoren, welche durch ihre Anwesenheit und ihre Reden der evangelischen Sache gedient hätten, darunter Beyschlag — und Nippold. Der letztere dankte und hob besonders hervor, daß ein Vertreter der Rechten diesen Gruß ihm dargebracht hätte, also nicht verschmähte, mit denen zusammenzugehen, die das Evangelium in einer etwas anderen Weise verkündigten. Auch Herr Konsistorialrat Leuschner, der Schriftführer des Evang. Bundes, spricht in einer Zeitungspolemik, die er mit Herrn von Hammerstein über die Tendenz des Bundes führt, davon, daß sich Männer „aller auf dem Boden des Evangeliums stehenden Richtungen" zusammengeschlossen hätten — „die Bekenner des reinen Evangeliums", — er citiert aus der Frankfurter Eröffnungsrede die Aeußerung: „Wo auch die Meinungen und Bekenntnisformen im einzelnen abweichen mögen und

naturgemäß abweichen müssen, da bleibt uns doch allen das gemeinsame Band in dem Worte Gottes, in Christus, in seinem Wahrheitszeugnis, in seiner welterlösenden Kraft".

Hier ist der Punkt, an dem die Beurteilung des Evangelischen Bundes und des Beitritts zu demselben anzuknüpfen hat. Ein Artikel in der Westd. Zeitung schloß mit den Worten: „Es erfüllt uns mit hoffnungsvollem Mute, daß in dem Ev. Bunde sich jetzt so viele Männer der verschiedenen Richtungen zusammenfinden, die alle darin einig sind, daß es zunächst gilt, im eigenen Hause Buße zu thun, zu bessern und abzuthun das, was nicht wahrhaft evangelisch ist." — Was ist nun wahrhaft evangelisch und was nicht? — Es erfüllt uns mit großer Betrübnis, daß wir sehen, wie die Parteibegeisterung gegen römische Narrenspossen treffliche Männer dahin bringt, vollständig zu vergessen, „was wahrhaft evangelisch ist". Die Herren Professoren vom Protestantenverein, die entweder in Duisburg zugegen waren, oder die Versammlung telegraphisch begrüßten u. s. w., stehen zu den Heiligtümern unseres Glaubens geradeso skeptisch wie zu dem römischen Aberglauben. Die Auferstehung Jesu Christi, seine wunderbare Geburt, seine Gottheit, das Gebet zu Christus, der Glaube an Gebetserhörung — das ist ihnen alles gerade so viel wert als die heiligen Kleinigkeiten, welche die römischen Auguren ihren Gläubigen vom Kirchturm in Aachen zeigen. — Würden die Herren, die mit den Vertretern des Protestantenvereins in Duisburg Brüderschaft geschlossen haben, ihren Söhnen und sonstigen Anvertrauten, die sich zum Dienst am Worte vorbereiten, den Rat geben, in Jena „die andere Art, das Evangelium zu predigen" kennen zu lernen und sich anzueignen? — würden sie, wenn ein so Vorgebildeter am Nachmittag den toten Jesus predigt, wo sie vormittags den lebendigen verkündigt haben, die Gemeinde mit einer „anderen Art" desselben Evangeliums trösten? Nein und dreimal nein, so wird gewiß Herr Pastor Weber uns bestätigen. Wenn aber dem so ist, was bedeutet dann das Bündnis in Duisburg? Ist das noch keusche Wahrheit?

Daß gegen gewisse Vorfälle und Tendenzen das evangelische Bewußtsein in die Schranken gerufen wird, ist gut. Daß sich dabei diejenigen hervorthun, die am lautesten schreien können, ist natürlich. Daß es uns dadurch unmöglich gemacht wird, mitzuthun, ist bedauerlich. Es ergibt sich aber daraus für uns doppelt die Aufgabe, den wahren Schaden Israels fest im Auge zu behalten und mit dem Herrn weiter zu ringen um die Herausbildung einer Gestalt seiner Kirche, die ihrer Aufgabe entspricht, frei von hemmenden Rücksichten menschlicher Macht und menschlichen Witzes.

Zu den Regierungstendenzen in bezug auf die römische Kirche tragen wir noch einen bezeichnenden Vorfall aus Berlin nach, der eigentlich viel bezeichnender ist, als das Verbot der Aufführung des Trümpelmannschen Lutherfestspiels. In dem studentischen Missionsverein zu Berlin wollte kürzlich Prediger Lic. Neveling einen Vortrag halten über römisch-katholische Missionspraxis, die Dr. Warneck kürzlich in mehreren Broschüren mit ausgedehnter Sachkenntnis beleuchtet hat. Allein der Rektor der Universität verhinderte diesen Vortrag im Hinblick auf die Weiterungen, welche ihm die Gestattung der Aufführung des Lutherspieles seitens der Regierung gebracht hatte. Es scheinen eben von hohen Zentralstellen aus jetzt nach allen möglichen Richtungen hin bedeutsame Winke gegeben zu sein.

Aus Deutschland ist sonst noch eine Reihe von Todesfällen im Laufe des Sommers zu berichten. In Cammin starb Meinhold, der alte vielgeliebte Führer der Lutheraner in Pommern und darüber hinaus, eine lutherische Kraftgestalt mit einem weiten Herzen, durchglüht von jenem Feuer, das in den Tagen der ersten Liebe in Hinterpommern einst entfacht war. In Leipzig starb ein Nestor unserer theologischen Wissenschaft Professor Kahnis, ein Name, der nach beiden Seiten hin mit viel Vorurteilen zu kämpfen gehabt hat. In Breslau war er s. Z. zur lutherischen Separation übergetreten und stand bis zuletzt in entschiedener Abwehr aller „Unionstendenzen", — und bei Lutheranern wiederum galt er vielfach für ketzerisch. Hatte doch Hengstenberg,

einst nach dem Erscheinen seiner Dogmatik über ihn das Urteil gesprochen: „Rothe-Schenkel-Beyschlag-Kahnis. In dieser letzten betrübten Zeit, verleih uns Herr Beständigkeit!" — Die Theologie verdankt dem Heimgegangenen sehr viel. — Ein viel jüngerer Mann starb in Rostock, Prof. Bachmann, einer der letzten Vertreter des Alten Testamentes aus der Schule Hengstenbergs. Und wiederum in hohem Alter starb ein Haupt der reformierten Kirche Deutschlands, Ebrard, zuletzt Pastor der reform. Gemeinde in Erlangen. Auch die Allgem. konf. Monatsschrift, wie die allgemeine ästhetische Litteratur, hat in ihm einen thätigen Mitarbeiter verloren. Von kirchlicher Bedeutung war er, außer seiner fruchtbaren theologischen Schriftstellerei, besonders auch durch sein kurzes Wirken in der Pfalz, wo er der kirchlichen Revolution weichen mußte.

Wenden wir uns, nachdem wir auf deutschem Gebiete dieses Mal nicht viel Erfreuliches gefunden haben, zu einem herzerquickenden Bilde von jenseits des Kanals. In der ersten Hälfte des Monats Juni fand in London eine allgemeine Missionskonferenz statt, an der die Vertreter von über 200 Missionsgesellschaften oder Vereine teilnahmen. Es wurden da die Erfahrungen ausgetauscht, die man in den letzten hundert Jahren in der Mission gemacht, sowohl über die Praxis draußen als die in der Heimat, und es wurde u. a. der Gedanke ausgesprochen, es sei jetzt an der Zeit, die verschiedenen noch unberührten Erdteile und Völker zu verteilen, damit systematisch und planmäßig das Evangelium allen Völkern gebracht werde. Es bedarf wohl keiner besonderen Begründung, wenn wir diese Versammlung für ein erfreuliches Zeichen der Zeit erklären. Das Evangelium vom Reich wird gepredigt werden in der ganzen Welt, zu einem Zeugnis über alle Völker, und dann — —

Stimmet ein, insgemein,
Mit der Engel Sehnen
Nach dem Tag, dem schönen.

Neue Schriften.

1. Politik.

Der russische Nihilismus von seinen Anfängen bis zur Gegenwart. Von Karl Oldenberg. (Leipzig, Duncker und Humblot.) 1888. 200 S. 8° 3,60 M.

Oldenberg, der Freund und Mitarbeiter der beiden Wichern, hat seine litterarische Kenntnis russischer Zustände benutzt, um in den „Fliegenden Blättern des Rauhen Hauses" Aufsätze über die ebenso merkwürdige als grauenerregende Erscheinung des Nihilismus zu bieten. In umgearbeiteter, bezw. abgerundeter Gestalt erscheinen sie jetzt als besonderes Buch. Sie erheben nicht den Anspruch, Selbstbeobachtetes zu geben oder auch nur ganz Neues aufzufinden. Sie sind, wie gesagt, die Frucht des Studiums der auf diesem Gebiete in verschiedenen Sprachen erschienenen Litteratur, von welcher der Verfasser einen umfassenden Ueberblick gibt, besonders hervorhebend die Schrift des 1886 verstorbenen Professors der Staatswissenschaften in Basel Alphons Thun: „Geschichte der revolutionären Bewegungen in Rußland" (Leipzig, 1883, Duncker und Humblot) und die Monographieen Julius Eckardts, des hervorragenden Kenners der neuesten russischen Geschichte. Daß die Aufsätze ursprünglich in den „Fliegenden Blättern des Rauhen Hauses" erschienen, verbürgt von vorn herein den christlich-konservativen Charakter des Buches. Allein man staunt, mit welcher Unbefangenheit der Verfasser auch den Boden charakterisiert, aus welchem solch ein Gewächs seinen Geschmack nehmen konnte. Der Name Nihilismus entstammt übrigens, wie der Verfasser angibt, dem 1862 erschienenen Roman Iwan Turgenjews: „Väter und Söhne". Die Bewegung selbst, mit den sozialen und anarchischen Strömungen des westlichen Europas vielfach verknüpft, aber doch wiederum einen von diesen verschiedenen Charakter tragend, ist bereits seit Ende der fünfziger Jahre im Gang. In Rußland, wo eine Großindustrie und die allgemeine Schulbildung, diese mächtigen Hebel des westeuropäischen Sozialismus, noch fehlen, mußte die sozialistische Bewegung in jenen gebildeten Kreisen beginnen, die in Westeuropa Kultur kennen gelernt hatten. Peters des Großen eilfertige zivilisatorische Arbeit, Katharinas II. Gallomanie, beide verbunden mit Aufrechterhaltung des Despotismus, brachten eine barbarisierende Frivolität des Dienstadels und Beamtentums zu stande. Die typischen Charakterzüge dieser „Gesellschaft" — sagten russische Schriftsteller — sind Blasiertheit, Frivolität, eine zunehmende Unfähigkeit zu selbständigem Urteil, eine hoffnungslose geistige Leere, verbunden mit einem äußerlich brillierenden Leben, unter dessen Hülle allen barbarischen Lastern und Leidenschaften die freieste Entfaltung erlaubt wird. Dazu der unbedingteste Servilismus nach oben: nur Jagd nach Karriere, nur Sorge um Protektion. Und als Kehrseite der betrübteste Hochmut im Verkehr mit den Untergebenen und die sprichwörtlich gewordene Bestechlichkeit und Unredlichkeit im Amte. In dieser Gesellschaft mußte sich das Familienleben auflösen, die Erziehung der Kinder in die Hände bezahlter Leute geraten, der Schlüssel zu dem Rätsel, daß so viele Nihilisten aus hochstehendem Kreise entstammen. Die Vertreter der entgegengesetzten Richtung fanden sich bei dem altrussischen Adel, der mit Vorliebe Landwirt oder Soldat wurde. Hier liegt die Wurzel des Slawophilentums. Sodann aber bildete sich eine litterarische Schule, welche die Schäden kritisierte ohne irgend welchen Radikalismus zu zeigen. Nicht aus diesen Kreisen entstand denn auch die Opposition, sondern sie wurde von jenen Offizieren, welche 1815—20 Frankreich besetzt hielten, zurückgebracht. Jetzt begannen die geheimen Gesellschaften und führten im Dez. 1825 (hätte Alexander den Mai 1826 erlebt, so war für diese Zeit seine Ermordung geplant) zu jenem Aufstande, als dessen Sieger Nikolaus hervorging und 5 Verschworene hängen ließ, 100 nach Sibirien verbannte. Es ist bekannt, mit welchem eisernen Willen Nikolaus den Liberalismus, diese westeuropäische Entartung, durch die Zensur und die „Dritte Abteilung Sr. Majestät Höchsteigenen Kanzlei" (Geheimpolizei) unterdrückte. Mit Stolz

sah er auf die revolutionäre Fäulnis des Westens, als 1848 eine Denunziation die Augen öffnete und die dem Ministerium des Innern (welches von der III. Abteilung unabhängig war) übergebene Untersuchung den Einblick in ein ausgebreitetes anarchisches Treiben öffnete, welches bis auf 1842 zurückging. Mit den stärksten Repressivmaßregeln, aber auch mit diesen allein, sollten die revolutionären Ideen niedergekämpft werden. Wenn heutzutage die Sozialdemokratie über drakonische Gesetze und Willkür der Geheimpolizei klagt, möge sie sich einmal dieses russische System ansehen, um den Unterschied einer in vernünftiger Weise die Ausschreitungen hemmenden Gesetzgebung und einer schrankenlosen Willkür kennen zu lernen. 21 in das Komplott verwickelte junge Leute wurden zum Tode verurteilt und vom Kaiser, da thatsächlich nur illoyale Gesinnung nachweisbar war, zu lebenslänglicher Zwangsarbeit begnadet. Der dritten Abteilung wurde jetzt alles, selbst der Minister unterstellt. Die Zensur setzte fast die ganze deutsche, französische und englische Litteratur und 90% der periodischen Presse auf den Index. Zu einer Reise ins Ausland mußte Allerhöchste Erlaubnis eingeholt und 500 Rubel hinterlegt werden. Die Zahl der Studenten wurde auf 300 für jede Universität festgesetzt; der Kaiser wollte die Universitäten sogar gänzlich beseitigen. Der Krimkrieg und der Tod des Kaisers 1855 machte der geheimen Opposition Luft und brachte jenen offenen Brief an Alexander II. Sein Verfasser heißt mit Recht der Vater der russischen Revolution. Er hieß Alexander Herzen. Geboren 1811 als illegitimer Sohn eines hohen russischen Adligen und einer bürgerlichen Schwäbin ließ sich der begabte, eitele, aber dabei weiche junge Mensch auf der Hochschule in die Verschwörung hineinziehen. 1834 nach Sibirien verbannt, lernte er dort Bilder des Elends und der Tyrannei kennen, die ihn furchtbar verbitterten. Gerade als er eintraf, hatte der Gouverneur Tufaejew einen Beamten ins Irrenhaus sperren lassen, weil er die Abführung seiner Schwester in den Harem Tufaejews zu hindern versuchte. Seit 1847 finden wir Herzen im Exil für die Revolutionierung Rußlands thätig. Mit allen Koryphäen der roten Internationale steht er in Verbindung. 1854 gründete er die berühmte Wochenschrift „Glocke" (Kolokol), welche trotz der Zensur in Rußland die größte Verbreitung fand. (1859 wurden auf der Nowgoroder Messe 100000 Exemplare konfisziert.) Alexander II. las sie selbst. Die Büreaukratie stand unter der Angst, in den Kolokol zu kommen. Herzen erhielt Bericht über alle Staatsgeheimnisse und bald war er der absolute Beherrscher der öffentlichen Meinung. (Nebenbei bemerkt scheint uns Oldenberg Herzen doch zu günstig zu beurteilen.) Es folgte nun die Zeit, in welcher das unstäte Hin- und Herschwanken Alexanders II. dem Nihilismus zu einer Höhe sondergleichen verhalf. Durch die Aufhebung der Leibeigenschaft, resp. durch die Art, wie sie vollzogen wurde, machte die Regierung sich Adel und Bauern feind. Hatte doch schon 1842 der westfälische Freiherr von Haxthausen die Entdeckung gemacht, daß nach altrussischer Einrichtung die zu einer Gemeinde vereinten Bauern ihr Land gemeinschaftlich besaßen und alle 9 Jahre durch das Los verteilten. Daran änderte auch die Leibeigenschaft nichts. Der Gutsbesitzer überließ von dem Gute einen Teil den Bauern, die es verlosten. „Die Bauern gehörten dem Herrn, das Land den Bauern." Mit großem Beifall war das in Rußland aufgenommen worden. Jetzt sollten die Bauern das Land vom Gutsherrn pachten oder kaufen. Das gab böses Blut; während doch andererseits dem Adel die Verarmung drohte. Grade damals (1861) trat der berüchtigte Bakunin zu Herzen in nähere Beziehung. — Bald zeigten die Feuerbrände in Petersburg den Ernst der revolutionären Partei. Da gelang es Michael Katkow, dem ehemaligen Professor der Philosophie zu Moskau, in einer Reihe von Artikeln gegen Herzen (mit offizieller Ermächtigung zur Nennung seines verbotenen Namens) die öffentliche Meinung gegen diesen als einen Vaterlandsverräter zu wenden. Von da an datiert das Bündnis dieses früher liberalen Mannes mit den Slawophilen. Unter Katkows Einfluß (1863—69) sank der Einfluß des Nihilismus auf ein Minimum. Auch das Attentat Karakosows 1866 auf den Kaiser änderte daran nichts. Es gehörte die ganze Zähigkeit des alten Verschwörers Bakunin und der Aufschwung, den gerade damals der Sozialismus in Westeuropa nahm, dazu, um die Bewegung nicht gänzlich verschwinden zu lassen. (Michael Bakunin war 1814 aus hochadligem Geschlechte geboren und in der wegen ihrer revolutionären Gesinnung berüchtigten Artillerieschule in Petersburg gebildet.) Bakunin verfaßte den berüchtigten, bei der nihilistischen Jugend in hoher Geltung stehenden „Revolutionskatechismus", in dem er die Pflichten des Revolutionärs in die einer besseren Sache würdigen Worte faßte: „Streng gegen sich selbst muß der Revolutionär es auch gegen andere sein. Alle Gefühle der Neigung, der verweichlichenden Empfindungen der Verwandtschaft, Freundschaft, Liebe, Dankbarkeit, müssen in ihm erstickt werden durch die einzige kalte Leidenschaft des revolutionären Werkes. Für ihn existiert nur ein Genuß, ein Trost, ein Lohn, eine Befriedigung: der Erfolg der Revolution. Tag und Nacht darf er nur einen Gedanken, nur einen Zweck haben — die unerbittliche Zerstörung. Während er diesen Zweck kaltblütig und unaufhörlich verfolgt, muß er selbst zu sterben bereit sein und ebenso bereit, mit eigenen Händen jeden zu töten, der ihn an der Erreichung dieses Zieles hindert." Er ließ durch Sergei Netschajew eine Sektion der alliance révolutionaire europienne begründen, wurde aber ebensowohl wie die Glieder dieser Verschwörung von Netschajew mystifiziert. Die Ermordung eines ungehorsamen Mitgliedes der Verschwörung auf Befehl Netschajews brachte den Bund an den Tag. Zu Bakunin, dem Revolutionär des Herzens, trat jetzt der frühere Oberst und Professor der Petersburger Kriegsakademie Peter Lawrow, der Revolutionär des Kopfs, der ächte nihilistische

Typus. Man wollte jetzt die Agitation in das Volk werfen, allein der ganz in Faulheit und Trunksucht geratene Bauernstand bot einen sehr sterilen Boden. 1873 veranlaßte eine Denunziation die Regierung, 35000 Personen unter polizeiliche Aufsicht zu stellen. Es kam jetzt die Periode der großen Prozesse gegen die Nihilisten. Die große Masse des Volkes hatte aber Sympathie für sie, besonders seitdem das Gerücht zirkulierte, daß die Gefangenen durch furchtbare Mißhandlungen in den Tod, Selbstmord und Wahnsinn getrieben würden. Am 24. April 1878, in den Tagen der zweiten Niederlage bei Plewna, ging der Nihilismus endlich zur Terrorisierung durch den Mord über. (Ermordung des General Trepow durch die Wera Sassulitsch, welche von den Geschworenen freigesprochen wurde.) Schlag auf Schlag folgten jetzt die Mordthaten, von der Oberleitung, die sich jetzt „Exekutiv-Komitee“ nannte, als „berechtigte Notwehr“ bezeichnet. Eine durch die Verhaftung von 2000 Verschwörern und die Sprengung des Petersburger Bundes „Land und Freiheit“ hervorgerufene Störung der nihilistischen Organisation wurde durch Alexander Michailow, der mit Scheljabow und Sophie Perowskaja (Oldenberg gibt die kurzen Lebensbilder der Hauptnihilisten) die Seele der revolutionären Arbeit in Rußland wurde, glücklich überwunden. Die Mordthaten, welche das Exekutiv-Komitee verüben ließ, wurden in dem in der geheimen Druckerei gedruckten Journale „Land und Freiheit“ in Maueranschlägen bekannt gegeben. Am 2. April 1879 erfolgte das Attentat Solowjews auf den Zaren. Ihm folgte eine Polizeikampagne, die alle ordentliche Gerichtsbarkeit suspendierte. Sie führte im April und Mai 20000 Verhaftungen herbei, ließ aber die nihilistische Organisation unversehrt. Nur vollzog sich jetzt eine Teilung der großen Verschwörung „Land und Freiheit“ in die terroristische „Narodowoljzy“ (nach ihrem Preßorgan „Narodnaja Wolja“ der Volkswille genannt) und die propagandistische „Narodniki“ (Volkstümler, auch nach ihrem Organ Tschernij Peredjel: Schwarze Verteilung genannt.) Das war aber mehr Arbeitsteilung und beide arbeiteten nach einem Ziel. Der Weg dazu hieß Ermordung des Zaren. Er war am 26. August 1879 vom Exekutiv-Komitee zum Tode verurteilt worden. Wohl entging derselbe den 3 Explosivminen, die seinen Bahnzug vernichten sollten, in wunderbarer Weise. Bekannt ist, wie das verspätete Eintreffen des Fürsten Alexander von Bulgarien auch die Sprengung im Winterpalast durch Chalturin vergeblich machte. (5. Februar 1880.) Man versuchte jetzt durch die liberale Verwaltung des Generals Grafen Loris-Melikow den Radikalismus zu beseitigen. Während der Kaiser am 1. März 1881 ein einer konstitutionellen Charte entsprechendes Schriftstück unterzeichnete, standen bereits am Katharina-Kanal die durch den berühmten Chemiker der Verschwörung Kibaltschitsch mit Dynamithandbomben bewaffneten 6 Männer (man hatte sie im Freien Generalprobe halten lassen) bereit und eine Bombe zerschmetterte den Zaren samt dem Mörder. Die Hoffnung auf einen allgemeinen Volksaufstaud erwies sich jedoch als Täuschung. Alexander III. bestieg den Thron. 10 Tage darauf erhielt er ein Schreiben des Exekutiv-Komitees, in welchem ihm die Wahl gestellt wurde: entweder Revolution oder Reform (Amnestie der politischen Verbrechen und Einberufung einer aus dem allgemeinen Stimmrecht hervorgegangenen Repräsentantenversammlung). Man weiß, wie Alexander III., der als Kronprinz auch für liberal galt, zur höchsten Ueberraschung der leitenden Kreise mit einem Manifest antwortete, das die selbstherrscherliche Gewalt des Kaisers proklamierte. Loris Melikow und zwei andere Staatsminister demittierten; ein in Rußland unerhörter Fall. Ignatjew, Pobedonoszew, Oberprokureur des hl. Synod, Katkow und Aksakow traten in das Vertrauen des Kaisers, der die neue panslawistische Aera mit einer Legion von „neuen Männern“ in allen Verwaltungszweigen einleitete.

Der propagandistische Zweig des Nihilismus hat seitdem seine Thätigkeit bezüglich der Bauern aufgegeben und seine Agitation den Industriearbeitern zugewendet. Die Ende 1886 ausgebrochenen Unruhen haben gezeigt, daß die Wühlarbeit nicht vergeblich ist. Das Netz ist über die industriellen Provinzen Petersburg, Moskau und Wladimir ausgebreitet. Die Terroristen sind in ihren Grundsätzen dieselben geblieben. Sie steuern jedoch nicht mehr einer konstitutionellen Regierung, sondern der Aufrichtung der Kommune zu. Unter dem Namen: „Das rote Kreuz“ haben sie ein Netz von Agenturen zu Geldsammlungen eingerichtet. Die Schriftenverbreitung wurde durch den greisen Lawrow in Paris, von Ptaikowski in London und von Wera Sassulitsch in Genf betrieben. Die Hoffnungen des Nihilismus stehen auf dem Ausbruche eines europäischen Krieges, der die Aufrichtung der Volksherrschaft wie in ganz Europa so auch in Rußland bringen werde: ein Zeichen der Zeit, das doppelt verstehen läßt, warum der deutsche Kaiser im Einverständnis mit seinem Großvater und Kanzler Bismarck die Friedenspolitik Rußland gegenüber so sehr betont. Was in Rußland die Zustände so weit kommen ließ, war der Rückhalt, den der Nihilismus gerade in der gebildeten Schicht des Volkes fand; die Ungleichmäßigkeit der Regierung, die aus der unmenschlichsten Pression in die unvernünftigsten Zugeständnisse umschlug (man denke nur an die Aburteilung resp. Freisprechung der Wera Sassulitsch durch ein Geschworenengericht) und das laissez faire den offenkundigen Mißbräuchen gegenüber. Viel zu wenig beachtet scheint uns immer noch neben diesen Momenten: das Fehlen eines tüchtigen Bauernstandes und Großgrundbesitzes, dieser Säulen konservativen Volkslebens. In Deutschland ist die Regierung bemüht, den Ausschreitungen der Umsturzpartei auf der einen Seite Schranken zu ziehen; auf der anderen Seite aber auch durch die soziale Reform den Brennstoff zu mindern. Ob es freilich gelingt, nach und nach die Bewegung in friedliche Bahnen zu lenken, muß die Zukunft lehren.

A. F.

— Russisch-Baltische Blätter. Beiträge zur Kenntnis Rußlands und seiner Grenzmarken. In zwanglosen Heften. Viertes Heft. (Leipzig. Duncker u. Humblot.) 1888.

Auf einen anderen wunden Punkt des russischen Reiches und seiner jetzigen Regierung weisen diese Blätter hin. Sie zeigen, wie rücksichtslos das an sich so morsche panslawistische System statt alle gesunden Elemente zur gemeinsamen Arbeit gegen die Revolution zu vereinen, das deutsche Element und seine Entfaltung in Schule und Kirche, sowie die ihm bisher gestattete Selbstverwaltung zu vernichten strebt. Dem gegenüber vertreten die obigen für die Privilegien der baltischen Provinzen einstehenden Blätter den Grundsatz: anstatt der russischen Thirownikherrschaft (warum ist das Wort nicht erklärt? dem Sinne nach muß es = absolute Beamtenherrschaft sein) das germanische (?) Selbstverwaltungsrecht. Anstatt der russischen Schule, einer bloßen Drillanstalt, die baltische Volksschule, unter Wahrung des luth. Charakters, sowohl in betreff des Lehrers als des Religionsunterrichtes, Erhaltung der deutschen Muttersprache und endlich Wahrung des konfessionellen Rechtszustandes. Was der Oberprokureur des hl. Synod in Petersburg Pobedonoszew auf einen Brief der evangl. Geistlichkeit des Kanton Schaffhausen (um Weihnachten 1886) bezüglich der kirchlichen Zustände antwortet, wird mitgeteilt und einer Prüfung unterworfen, wobei besonders der Vorwurf einer baltischen Landesverratsintrige des Adels und der Geistlichkeit in seiner Nichtigkeit nachgewiesen wird.

A. F.

2. Kirche.

— Kirche, Kirchen und Sekten, sowie deren Unterscheidungslehren. Von Pastor Wilh. Rohnert in Waldenburg (Schlesien). Vierte Auflage. (Leipzig, Georg Böhme.) 1888. 3,20 M.

Ein ungemein praktisches Buch, Wegweiser durch die Vielheit der Bruchstücke, in welche die eine Kirche des Herrn in natürlicher, wenn auch nicht ohne Sünde erfolgter, Gliederung zu lebendiger Arbeitsteilung auseinandergegangen ist.

Wir wollen gleich die Uebersicht über das Dargebotene geben. Wir sehen die Unterscheidungslehren der römisch-katholischen Kirche, die griechisch-katholische Kirche, die Unterscheidungslehren der Reformierten, die englische und schottische Kirche, die englisch-schottischen Kirchengemeinschaften in Nordamerika, den unterscheidenden Charakter der katholischen, reformirten und lutherischen Kirche, die falsche Union der Lehre, Kultus und Kirchenregiment, die lutherische Kirche in ihrer geschichtlichen Entwickelung und äußeren Erscheinungsform, als Freikirche.

Ebenso überblicken wir die Sekten: Spiritualismus, Pietismus, Arminianer oder Remonstranten, Socinianer oder Unitarier, Apokatastiker, Taufgesinnte, Mennoniten, Baptisten, Herrnhutische Brüdergemeinde, Methodisten, Albrechtsbrüder, Otterbeinleute, Heilsarmee, Irvingianer (oder Allg. apostolische Kirche), Darbysten oder Plymouthbrüder, Mormonen oder Heilige der letzten Tage, Jerusalemsfreunde, Clöter, Nazarenergemeinde, Quäker, Schäker, Harmonisten, Zoaristen, Inspirierte, Swedenborgianer, Spiritisten und endlich den Chiliasmus.

Wie die Erscheinungen innerhalb der evangelischen Landeskirche Preußens (Vereinslutheraner, Antrag Hammerstein), so sind die kleineren Bildungen, in denen die unabhängige luth. Kirche sich darstellt, im Einzelnen vorgeführt, also auch die Immanuelsynode, die Kirchenkörper in Sachsen, Hannover und den beiden Hessen, sowie diejenigen jenseits des Ozeans, in Nordamerika und Australien.

Die Menge der uns in Deutschland schon umgebenden, dem reformierten Bekenntnis entstammenden Sekten zeigt uns sonderbare Mißbildungen. Die Onckenschen Neubaptisten, deren Gliederung nach Provinzen wir hier deutlich beschrieben erhalten, sagen von der Kindertaufe: „Mag man die Säuglingsbesprengung als eine wiedergebärende oder bloß weihende Handlung ansehen, sie verhält sich zu dem geistlichen Christentum wie eine Giftpflanze zum Kohlbeete, wie ein bösartiges Geschwür zum menschlichen Körper!“

Ebenso bescheiden drücken sie sich anderwärts aus.

Der unierte und donatistische Irrweg stellt sich in erster Linie in der Herrnhuter-Gemeinde dar, welche sich völlig separatistisch von den damals durchaus luth. Landeskirchen trennte, in welchen sie jetzt auflösend missioniert. Wir erfahren hier, daß das Herrnhutertum amtlich die Evangelische Alliance willkommen hieß. Damit sollen seine großen Verdienste für Heidenmission nicht in Schatten gestellt sein.

Ueber den Methodismus, der nicht nur in Süddeutschland eindringt (man denke an Pearsall Smith und Schlümbach) erfahren wir so Unterrichtendes, daß in Zukunft dieser gefühligen Schwärmerei bei uns gewehrt sein könnte, wenn man sich warnen lassen wollte.

Hinsichtlich der Heilsarmee wird Lord Shaftesburys Wort mit Beifall angeführt: „Die Heilsarmee erscheint mir als ein Werk des Teufels, der, nachdem er lange versucht hat, das Christentum widerwärtig zu machen, seine Taktik geändert hat, und es nun ins Lächerliche zu ziehen sucht.“

Auch von den Irvingianern wird ein eingehendes Bild entworfen, und wir erfahren hier Ueberraschendes. Wir erhalten Mitteilungen aus dem Irvingianischen Katechismus und das merkwürdige Sendschreiben „an unsere Brüder in Norddeutschland“ vom Jahr 1856. Es wird darin auf die neuen Apostel hingewiesen. „Der Auftrag, den diese Männer von Gott haben, erstreckt sich über die gesamte Kirche.“

Auch vom „Tempel“, von den Anhängern Hoffmanns, hören wir hier einmal Gründliches, sowie vom Spiritismus in seinen Spielarten.

Am Erwünschtesten mit ist für Ref. die eingehende Besprechung des Chiliasmus. „Wir müssen, sagt Verfasser, auf das Bestimmteste behaupten, daß die heil. Schrift des N. T. von einem irdischen Kanaan und Jerusalem als Sam-

melplatz des Volkes Gottes nichts weiß.“ Ref. ist zudem hinsichtlich der Auslegung von Röm. 9 zurückhaltender. Er glaubt, daß Israel schon eingegangen ist.

So sei denn dies treffliche ernüchternde Buch als tüchtige Arznei gegen allerlei Schwindel-Anfälle, als bittere, aber gesunde Pille gegen beliebige Obstruktionen und alle daraus abzuleitenden irrlichterierenden Phantasmen angelegentlich empfohlen.

Breslau. Rocholl.

— System der christlichen Sittlichkeit. Von D. Fr. H. R. Frank, Geheimrat, O. Prof. der Theologie in Erlangen. 1. und 2. Hälfte. (Erlangen, Andreas Deichert.) 1884, 1887. 8°. 448 und 495 S. 7 und 8 M.

Die Klage Hamlets, daß Gewissen Feige aus uns allen mache, und Unternehmungen voll Mark und Nachdruck, von des Gedankens Blässe angekränkelt, der Handlung Namen verlieren, — diese Klage des dänischen Prinzen findet in dem natürlichen Menschen einen lebhaften Widerhall: er glaubt aus der beklagten Thatsache das Recht herleiten zu können, sein Gewissen je und je der Leidenschaft oder wenigstens dem Opportunismus zu opfern. Daß er damit sein edelstes Besitztum in Frage stellt, daß er das Band lockert und schließlich löst, welches ihn noch an den lebendigen Gott knüpft und die Möglichkeit seiner Wiederkehr zu dem Quell seines Lebens bedingt, kommt ihm nicht zu deutlichem Bewußtsein. Je mehr nun unsere ganze Zeitrichtung eine opportunistische oder, wie man beschönigend sagt, realistische ist, um so mehr haben diejenigen, welche in ihrem privaten und öffentlichen Handeln sich als Christen bewähren wollen, Ursache, sich der Prinzipien der christlichen Sittlichkeit immer klarer bewußt zu werden, indem sie bedenken, daß die Kirche mit gutem Grund auch die Tapferkeit zu den christlichen Kardinaltugenden zählt, trotz, oder vielmehr gerade wegen der Zartheit des Gewissens, welche sie bei ihren Gliedern voraussetzt. — Solche Gedanken legen den Wunsch nah, daß das oben angezeigte vortreffliche Werk auch über die Kreise der Theologen hinaus Verbreitung finde. Dasselbe ist zwar als Abschluß eines größeren Ganzen, das die systematische Theologie umfaßt, zunächst nur für den Fachmann berechnet; aber da das Buch in einer, wenn auch vornehmen, so doch klaren und verständlichen Sprache geschrieben ist, direkte Polemik fast ganz vermeidet, auch mit fremdsprachlichen Citaten sparsam ist, so ist es jedem wissenschaftlich Gebildeten zugänglich, ohne freilich populär sein zu können oder zu wollen. — Sollen wir einen Vorzug des Werkes zum voraus namhaft machen, so nennen wir den, daß es nicht an der Hand eines von der Philosophie dargereichten Schemas, sondern aus ihrem eigenen Wesen heraus die christliche Sittlichkeit zu entwickeln sucht, diese dann aber zu der streng sachlich aufgefaßten natürlichen Sittlichkeit energisch in Beziehung setzt. So kommt einerseits die Eigentümlichkeit des christlichen Handelns zu klarer Entfaltung, andererseits werden die Kämpfe und Konflikte, in welche dasselbe mit dem von der Sünde beeinflußten Weltleben gerät, nicht durch schöne Formeln zugedeckt, sondern in ihrer Tiefe mit nüchternem Urteil gewürdigt. — Nicht eine Aufgabe, so lesen wir in der Einleitung, sondern einen Thatbestand hat das System der christlichen Sittlichkeit darzustellen, den Thatbestand des von Gott durch Christum geschenkten neuen Lebens, aber allerdings soll sich dieses neue Leben allmählich zu dem ausgestalten, was es seinen Anlagen nach schon ist. Demgemäß ist es Aufgabe der christlichen Ethik, das Werden des Menschen Gottes zu beschreiben; die durch den Glauben an Christum gesetzte persönliche Gemeinschaft des Menschen mit Gott ist das Realprinzip dieses Werdens, das sittliche Selbstbewußtsein des Christen — nicht des einzelnen als solchen, sondern sofern er seine Erfahrungen in denen der andern wiederfindet und durch dieselben ergänzt — bildet das Erkenntnisprinzip. Systematisch nennt sich die Darstellung nicht etwa in dem Sinn, daß sie aus einem obersten Satz mit Notwendigkeit alles Weitere abzuleiten unternähme, sondern sofern sie ihr Objekt in seiner Eigentümlichkeit zu erfassen und in seiner besonderen inneren Gliederung wie in seiner Beziehung zu anderem unter Einfügung der durch die Erfahrung gegebenen Thatsachen an dem ihnen zukommenden Orte in den Formen diskursiven Denkens nachzubilden unternimmt. — Nach diesen Vorbemerkungen wendet sich der erste Band zu der Darstellung des Werdens des Menschen Gottes an sich. Die wichtigen Fragen nach dem natürlichen Bestand, welchem sich das von Gott geschenkte neue Leben entgegensetzt, nach dem Verhältnis von Bestimmtwerden und Selbstbestimmung in der Wiedergeburt und Bekehrung, nach den Lebensbewegungen, durch welche sich das neue Leben entwickelt und behauptet, kommen hier zur Besprechung. Trotz der streng wissenschaftlichen Form wirkt dieser Abschnitt in hohem Maße erbaulich. Gemäß seiner Gesamtauffassung legt der Verfasser nicht den Nachdruck darauf, die christliche Sittlichkeit als die Erfüllung dessen aufzuweisen, was in dem Streben nach Humanität gesucht wird; er will vielmehr Natürliches und Geistliches in seinem eigentümlichen Gegensatz begreifen. Demnach erscheint das Natürliche als durch die Sünde verderbt, aber auch durch Gottes Leiten in Geschichte und Einzelleben so bestimmt und erhalten, daß es noch Anknüpfungspunkte für die rettende Gnade bietet, die allerdings durch bewußtes Widerstreben vernichtet werden können, während andererseits gezeigt wird, daß das neue Leben seinen Ursprung und seinen Bestand übernatürlichen Kräften verdankt, aber dadurch seine echt menschliche Weise bekundet, daß es durchaus in demselben Schema wie das natürliche sittliche Handeln verläuft. Resultate der neueren Forschung, auf anderen Gebieten und zu anderen Zwecken gewonnen, erweisen sich hier unter eines Meisters Hand geschickt zum Dienste des Evangeliums. — Der zweite Band bespricht dann das Werden des Menschen Gottes im Verhältnis zur geistlichen und natürlichen Welt. Die hier vorgetragenen Anschauungen fügen sich keiner Parteischablone und werden darum von den verschie-

denften Seiten Widerspruch finden, sind aber gerade um ihrer Selbständigkeit willen aller Beachtung wert. Die Behandlung der kirchlichen Fragen zeigt einen ökumenischen Blick und edle Weitherzigkeit und lehrt uns verstehen, wie auch in Zeiten kirchlicher Verderbnis doch die Gnade an Menschenseelen wirksam wurde und sie zu neuen Menschen machte. Sie liefert damit den Beweis, daß echtes „Luthertum" dem Zentrum der christlichen Lebensmächte nicht ferne steht und darum am ersten andersartige Erscheinungen verstehen und würdigen lehrt. Daneben zeigen sich diese Ausführungen von einem strengen Konfessionalismus beherrscht. Auf eine Erörterung der vielen Fragen, welche sich an diesen Punkt knüpfen, müssen wir verzichten. Nur das möchten wir bemerken, daß es uns scheinen will, als komme der Verfasser hier mit seinen eigenen Voraussetzungen je und je in Konflikt. Wenn behauptet wird, alle Sätze des Bekenntnisses seien fundamental — und das ist wohl die am meisten anfechtbare Behauptung — so möchten wir fragen, wer denn als Träger dieses Bekenntnisses gedacht wird, zumal wenn man zugibt, daß die theologische Forschung wie die mündliche Verkündigung des Evangeliums sich dem Bekenntnis gegenüber freier bewegt. Etwa die gläubige Gemeinde? Sie kennt ja aber das Bekenntnis, abgesehen von ihrem Katechismus, mit wenigen Ausnahmen gar nicht. Es scheint hier die bekennende Gemeinde mit ihrer sittlichen Gebundenheit von der rechtlich verfaßten Kirche und deren Bedürfnissen nicht klar geschieden. Jede Differenz im Bekenntnis ferner soll kirchentrennend wirken, weil alle Trübung der Wahrheitserkenntnis auf Sünde beruhe, und der, welcher die Wahrheit richtig erkannt habe oder erkannt zu haben meine, sich also einer Teilnehmungssünde schuldig mache, wenn er mit dem, welcher jene Wahrheit leugnet, in einer Kirchengemeinschaft bleibt. Andererseits wird jedoch anerkannt, daß jener Irrtum sehr wohl nur eine Schwachheitssünde sein, daß man trotz der Trennung vielfach überzeugt sein könne, daß Christus auch den irrenden Bruder annehme. Und doch soll Trennung sittlich geboten sein? Dem gegenüber wird freilich auch betont, daß nur dann, wenn der Christ infolge der in Frage stehenden Differenzen gegen seine Ueberzeugung zu handeln gezwungen sei, eine Scheidung geboten sei, und dadurch erscheinen allerdings die Folgen der obigen Sätze wesentlich eingeschränkt. Jedenfalls zieht der Verfasser aus allen diesen Voraussetzungen die Folgerung, daß in der Folgezeit eine immer größere Zerklüftung der evangelischen Kirche eintreten und erst die Endzeit darin Wandel schaffen werde. Daß bei solchen Voraussetzungen alle Unionen sehr ungünstig beurteilt werden, ist selbstverständlich. Doch wird wenigstens eingeräumt, daß die Union für die Jetztlebenden, welche sie als Thatsache vorgefunden haben, bei den bezeichneten Erwägungen als etwas geschichtlich Vorhandenes und von Gott Zugelassenes zu gelten habe. Den Vorzug wird man auch diesem Abschnitt zugestehen, daß er die realen Verhältnisse energisch ins Auge faßt und an den Prinzipien mißt und nicht durch schöne Theorien über die arme Gestalt unserer evangelischen Kirche hinwegzutäuschen sucht. — Der letzte Teil, welcher das Verhältnis des Christen zur natürlichen Welt entwickelt, bringt unter anderen sehr beachtenswerte Ausführungen über den Staat und dessen Verhältnis zur Kirche. An die Möglichkeit eines prinzipiellen Ausgleichs zwischen Staat und Kirche glaubt der Verfasser nicht und versucht darum auch nicht, einen solchen in der Theorie zu vollziehen. Der Staat wird als die Welt der natürlichen Sittlichkeit eines Volkes gewürdigt und darum vor gewaltsamer Einführung christlicher Grundsätze, die mit dem allgemeinen moralischen Bewußtsein im Gegensatz stehen, durch den Staat ernstlich gewarnt. Von diesem Gesichtspunkt aus erfährt auch die christlich-soziale Bewegung eine abfällige Beurteilung, die aber ihrem Kern wohl nicht gerecht wird. — Doch wir brechen ab. Wenn der erste Band den Christen mit seinem Gott allein zeigt und demgemäß, obwohl auch da von Sünde und Schuld, von Versuchung und Kampf die Rede ist, doch immer wieder in dem Anschauen von Gottes Herzen, das größer ist als das unsrige, ausruhen läßt, so führt der zweite in den Drang des Weltlaufs, welchem der Christ preisgegeben ist, aus dem er wohl, von seines Heilands Hand gehalten, seine Seele erretten, in dem er unter Gottes Leiten seinen Frieden bewahren und sich als Herrn der Welt beweisen kann, aus dem aber, da derselbe sich in dieser Weltzeit nie ohne inneren Widerspruch zum christlichen Ethos verhalten wird, dem Christen immer neue Kämpfe und Anfechtungen erwachsen. Da die Hoffnung des Christen aber ausschließlich der Dogmatik angehört, so kann der zweite Band nicht mit einem harmonischen Bilde schließen. Aber was er dadurch an Schönheit verliert, gewinnt er an Wahrheit. — Möchte das Werk recht viele Leser finden, welche nicht nur das System, sondern auch das Leben, welches das System darstellt, in sich aufnehmen!

A. H.

3. „Lutherana."

— **Martin Luther.** Sein Leben und sein Wirken von **J. von Dorneth.** 1. und 2. Teil. (Hannover, Schmorl und von Seefeld.) 1886 und 1888. 162 und 194 S. 8⁰. 2 und 2 M.

Diese Lebensbeschreibung Luthers will durchaus nicht Abschluß neuer Untersuchungen sein. Was das Leben Luthers von Köstlin für die Gelehrten, das möchte es für ein gebildetes Publikum sein, eine schöne und formgewandt geschriebene ausführlichere Geschichte der äußeren und inneren Entwicklung Luthers. Der Darstellung ist darum eine sehr große Aufmerksamkeit gewidmet, die manchmal sogar übertrieben wird. Die Beschreibung der Aufnahme Luthers ins Kloster S. 50, die Erzählung von Hans Luther S. 60 ff. erwartet man, was die Schilderung anlangt, doch eigentlich eher in einem Roman als in einer Lebensbeschreibung zu finden. Die Bemerkung über die hübschen Mädchenköpfe in Leipzig, die den Einzug Luthers, Karlstadts und der Wittenberger zur Leipziger Disputation angesehen hät-

ten, konnte der Verfasser sich auch sparen. Der Ernst der Situation läßt solche Ausmalerei nicht angenehm empfinden. Aber man wird doch das sich entfaltende Bild Luthers mit Genuß aufnehmen können. Der politische Rahmen ist, meist nach Ranke, richtig aufgestellt, die kirchliche Bewegung um Luthers Person her, treffend geschildert und der so wunderbar zusammengesetzte Charakter Luthers gerecht beurteilt. Die moderne Theologie verrät sich freilich in den Ausführungen über Luthers satanische Anfechtungen. Die Ableitung aus Unterleibsbeschwerden oder Gehirnaffektionen verwirft der Verfasser, dagegen will er sie auf gedrückte Seelenzustände zurückführen. „Die Anfälle traten nach seiner Berufung nach Wittenberg mehr und mehr zurück vor dem wohlthätigen Einfluß einer praktischen, segensreichen Thätigkeit. Der Satan stellte sich nicht mehr ein, weil Luther keine Muße hatte, sich mit ihm zu beschäftigen ꝛc." (II, S. 40.) Ja, was wissen wir denn davon aus der ersten Zeit Luthers in Wittenberg? Hat der Verfasser vielleicht neue Bekenntnisse Luthers gefunden, in denen dergleichen geschrieben steht? Wir haben uns dem gegenüber gefreut, daß der Verfasser Luthers Urteil über Erasmus, den damals so viel überschätzten Rationalisten, gibt. „Erasmus hielt die christliche Religion und Lehre für eine Komödie oder Tragödie, in welcher die Dinge, so darinnen beschrieben werden, niemals also geschehen und ergangen sind wahrhaftig, sondern sind allein darein erdichtet, daß die Leute nur zu einem feinen äußerlichen Leben und Wandel unterrichtet und angerichtet würden zu guter Disciplin und Zucht." (II, S. 113.) Bedauert haben wir, daß der Verfasser die angekettete Bibel im Kloster zu Erfurt in einer wenigstens „stichelnden" Weise erwähnt. (I, S. 43.) Der Gedanke, die Bibel wäre auf offenem Tische an Ketten hingelegt gewesen, um das Lesen zu verhindern, ist so unsinnig, daß man ihn doch endlich aufgeben sollte. Man sollte den Ultramontanen schon nicht das Vergnügen machen dergleichen immer wieder vorzubringen. Gerade die meistgebrauchten Bücher wurden in den Libereien an Ketten festgemacht, wie man heutzutage in manchen Gasthäusern Messer und Gabeln an Ketten befestigt findet. Endlich ist unseres Erachtens die Verlegung der Entstehung des Liedes: „Ein feste Burg ꝛc." in das Jahr 1530 auf die Veste Koburg nicht mehr annehmbar, sondern Wackernagel (Luthers geistl. Lieder S. 158) hat gezeigt, daß das Lied in einem 1788 noch beschriebenen, jetzt nicht wieder aufzufindenden Klugeschen Gesangbuch von 1529 bereits gestanden hat. Trotz dieser Ausstellungen im einzelnen wollen wir aber dem sonst gut geschriebenen Buche, dessen I. Band in 2 Teilen bis jetzt erschienen ist und bis zum Schlusse des Augsburger Reichstages führt, recht zahlreiche Leser wünschen. Sie werden sich überzeugen, daß auch von Luther das Wort gilt: „Große Männer kann man nur lieben oder hassen", und daß deshalb, weil er ein so großer Mann war, Luther, wie der Verfasser so schön bei dem Einzuge in Worms zeigt, von den einen so hoch gepriesen, von den anderen als der giftigste, sittlich verdorbene Häresiarch geschmäht wird.

A. F.

4. Geschichte.

— **Geschichte der Stadt Berlin.** Von **Oskar Schwebel.** (Berlin, Brachvogel & Ranft.) 1888. Lieferung 1—6 à 1 M. XXX. u. 480 S.

Es ist erstaunlich, wie Berlin in Hinsicht der Stadtgeschichte gegenüber anderen, viel unbedeutenderen Städten zurücksteht, wenigstens bis jetzt zurückstand. Allerdings sind einzelne Teile derselben, Perioden, die durch bedeutende Persönlichkeiten oder hervorragende geschichtliche Ereignisse ausgezeichnet waren, nicht unbearbeitet geblieben. Aber eine Geschichte der Stadt Berlin, welche im Zusammenhange und mit wissenschaftlicher Treue uns die Geschicke der Stadt von ihrer Gründung bis zur Gegenwart vor die Augen stellte, besaßen wir noch nicht. Unwillkürlich denkt man mit einem gewissen Neide dabei an die Städte „im Reich", besonders an die alten Trägerinnen der Kultur, wie Köln, Augsburg, Frankfurt a./M., Nürnberg u. a. m., die ihre Geschichtschreiber, alte wie neue, oft in namhaften Gelehrten gefunden haben. Berlin hat seit dem vorigen Jahrhundert, seit Küster, Fr. Nicolai, A. B. König, in seiner Geschichtschreibung keine Förderung erfahren. Denn Fidicins „Chronik Berlins" war ihrer Anlage nach nicht zu einer Geschichte der Stadt geeignet und ist als Torso im 16. Jahrhundert stecken geblieben. — Der Grund für diese Erscheinung ist weniger in dem Mangel an Fleiß der Historiker — an dem hat es niemals und in der neusten Zeit am wenigsten gefehlt — zu suchen als in den historischen und politischen Verhältnissen, unter denen sich die Stadt aus dunkler Vergangenheit zu ihrer jetzigen hohen Stellung als Hauptstadt des deutschen Reiches entwickelt hat. „Ferrara ward durch seine Fürsten groß" — so auch Berlin. Mit „Rom" möchte ich es daher nicht vergleichen, wie Schwebel thut, der freilich bald bemerken muß, daß „die nunmehr erreichte Machtstellung Berlins innerhalb jedweden Gebietes der heutigen Kultur im wesentlichen auf dem gottgesegneten Wirken hochbegnadigter Fürsten" beruht. Die Geschichte dieser Fürsten ist es, über der man nur zu leicht die ihrer Residenz vergißt. Und in Wahrheit bietet Berlin in alter Zeit zu wenig des Anziehenden und Bedeutsamen, als daß es auf besondere Teilnahme für seine Geschichte in jener Zeit in weiteren Kreisen rechnen dürfte. Es wird erst der Erwähnung wert, als die Kurfürsten von Brandenburg ihren dauernden Aufenthalt in seinen Mauern nahmen, als von „Cölln an der Spree" aus sich unter Friedrich Wilhelm, dem großen Kurfürsten, der brandenburgische Staat zu seiner politisch-religiösen Machtstellung führte, die ihn mit Notwendigkeit in den Kreis der Königreiche einführte und ihn zuletzt über diese hinaus zum ersten Staate in Deutschland erhob. Die Geschichte Berlins ist also mit der Geschichte seiner Kurfürsten und Könige so eng verbunden, daß, wer diese schreibt oder schrieb, mehr oder minder auch jene mitgeschrieben hat. —

Dies gilt für das allgemeine der geschichtlichen Entwickelung der Stadt. Im einzelnen und besonderen bleibt für den, der den dunklen Wegen der Ueberlieferung nachgehen will, noch Stoff genug zum Forschen und Erzählen; freilich wie dieser behandelt und der Teilnahme auch der ferner Stehenden nahe geführt wird, ist Sache des darstellenden Talentes und der gelehrten Kenntnis dessen, der ein solches Werk unternimmt, und vor allem auch des politisch reifen Urteils, das er als Maßstab für die zu behandelnden Thatsachen verwendet. Weil ihm dieses fehlte und er nur mit der Brille eines höchst einseitig gebildeten „Freisinnigen", besser „Demokraten", die Dinge des 16. und 17. Jahrhunderts in derselben nörgelnden und absprechenden Weise wie die seiner Zeit im 19. Jahrhundert zu betrachten im stande war, war Streckfuß überhaupt ungeeignet, eine der Wahrheit entsprechende Geschichte Berlins zu liefern. — Anders Oskar Schwebel. Wohlthuend berührt von Anfang bis zum Ende seines bisher gelieferten Werkes das ernste Streben nach Objektivität und die strenge Prüfung des überlieferten Stoffes ohne jede Voreingenommenheit. „Die geographische Lage Berlins", über die schon so vieles Richtige und Falsche gesagt worden, wird in geschickter und zutreffender Weise erläutert, in der „Urgeschichte" die tröstliche Versicherung erteilt, daß die Berliner nicht (wie Ehrenberg annahm) auf einem „Infusorienlager" wohnen, sondern auf „Diatomeen d. h. auf kieselschaligen, einzelligen Algen". Die „Vorgeschichte" bietet manches Anziehende, wenn auch „großartige und erhebliche Funde aus der Bronzezeit ebensowenig gemacht worden sind wie aus der Steinzeit". In der „deutschen" Vorzeit wird mit Recht den Semnonen, in der „slawischen" den pfahlbautenliebenden Wenden Aufmerksamkeit geschenkt. Die Namen „Berlin und Kölln", welche nach der Einnahme durch die Deutschen von diesen übernommen wurden, hat Sch. unter Anlehnung an frühere Deutungsversuche jenes als „Hof" am Rande des „Kieferwaldes" oder als „Tummelplatz von Enten und Gänsen", dieses als „ein Dorf auf Pfählen" (die wirklich gefunden worden) gedeutet. — „Kölln" wird urkundlich am 28. Okt. 1237, Berlin erst am 26. Januar 1244 erwähnt. Beide Orte mußten indes schon einen gewissen Umfang haben, da zu gleicher Zeit „ein Propst zu Berlin" erwähnt wird. Der erste locator, Ordner, der zwischen 1232 und 1244 gegründeten „Stadt" Berlin war Marsilius, ein angesehener Mann, wie es scheint rheinischer Abkunft. Die von ihm verwaltete Stadt stand „unmittelbar unter dem Markgrafen", der im „alten Hofe" Quartier nahm, so oft er sie besuchte. — Die Askanierherrschaft endete mit dem Markgrafen Waldemar. — An den mannigfachen Kämpfen und Leiden der Märker unter den Wittelsbachern hatte auch Berlin schmerzlichen Anteil. Der Propst von Bernau, ein Feind der Baiern, wurde am 16. August 1325 in den Straßen der Stadt erschlagen, verbrannt, die Stadt dann mit dem Banne und schwerer Geldbuße belegt. Dann kamen die Tage des „falschen Waldemar", die Belagerung durch die Dänen 1349 und durch Ludwig den Aelteren von Baiern 1351, endlich die traurigste Zeit unter den Luxemburgern. — Unter dem Hohenzoller Friedrich I. beginnt aber eine neue Zeit. „Eine zeitgenössische Angabe über die Art und Weise der ersten Aufnahme, welche er .... in unserer Stadt gefunden hat, besitzen wir nicht — wenigstens nicht in ausführlicherer Form." Die Huldigung erfolgte am 7. Juli 1412. Das Pusthiussche Chronicon bemerkt hierzu: „Anno 1412 hat der Rat zu Berlin Friederichen von Zollern zu seiner Ankunft eine Tonne bernauisch Bier verehret, so damals 17 Groschen gekostet." Damit begann die gemütlichere Seite des Verkehrs des neuen Herrschers mit Berlin. Es folgen die Kämpfe mit den Quitzows und ihrem Anhange, in denen die Berliner auf der Seite Friedrichs stehen, die Belehnung mit der Mark 1415 und 1417, die Schrecken des Hussitenkrieges, welche Berlin weniger als die Nachbarstädte trafen, und endlich „die Kämpfe der Jahre 1442 bis 1448 und der Untergang der städtischen Selbständigkeit", welche Friedrich II., der Eiserne, Berlin und Kölln bereitete. 1451 wurde die „Burg" zu Kölln, das „Twing-Berlin", vollendet. Von ihr ist nur „ein einziger rund hervortretender Turm an der Spreeseite der Hohenzollernresidenz bis auf unsere Tage gekommen". Fortan galten „Berlin und Kölln nur als märkische Kleinstädte". — Vortrefflich sind die Schilderungen „des stillbürgerlichen Lebens", welche der Verfasser aus dieser Zeit bis zu den bewegteren Jahren der Reformationsperiode entwirft. Dann verweilt er bei „den Reformen Joachims I.", dem Judenprozeß von 1510, der Städteordnung von 1515, der Einsetzung des kurfürstlichen Hof- und Kammergerichts 1516. Es ist natürlich, daß auch der Reformation gedacht wird und des Zerwürfnisses, welches über die neue Lehre zwischen Joachim und seiner Gemahlin Elisabeth entstand. In der Nacht zum 24. März 1528 entfloh sie aus dem Berliner Schloß zu ihrem Verwandten, dem Kurfürsten von Sachsen. — Von den bürgerlichen Verhältnissen der Stadt in dieser Zeit erhalten wir ein anschauliches Bild; freilich zeigt es nur wenige besondere Züge. Um so mehr besitzt deren die folgende Zeit unter Joachim II. nach der Einführung der Reformation in der Geschichte Hans Kohlhases, des Berliner Pferdehändlers, der in seinem kecken Wagemut, seiner zähen Ausdauer und seinem fast stolzen Trotze ein gutes Stück des schroffen märkischen Charakters offenbart. Was Berlin dem lebensfrohen und mit seinen Mitteln nicht sparsam umgehenden Kurfürsten an Bauten, Förderung der Künste und Wissenschaften, an Unterstützung der Schulen und an öffentlichen Anstalten verdankt, hat der Verfasser gewissenhaft aus den mannigfaltigsten Quellen zusammengetragen und so mit Fleiß, Geschick und guter Kenntnis aller einschlägigen litterarischen Hilfsmittel den Berlinern ein wertvolles Denkmal der Erinnerung an die Heimatstadt geboten. A. Br.

5. Biographisches.

— Charles Kingsley. Briefe und Gedenkblätter, herausgegeben von seiner Gattin. Autorisierte deutsche Übersetzung von M. Sell. Fünfte Auflage. Mit Porträt. (Gotha, F. A. Perthes.) 1888. XVI. und 623 S. Eleg. geb. 9 M.

Die erste Auflage dieses trefflichen Buches ist 1879 erschienen und von mir im 3. Band der Monatsschrift (1880) empfohlen worden. Es ist erfreulich, daß jetzt schon die fünfte Auflage nötig geworden ist. Was den Leser vor anderem fesselt, ist die Wahrhaftigkeit Kingsleys. In dieser Hinsicht steht er mit F. W. Robertson und Maurice auf einer Linie. Man ist nicht selten ganz anderer Ansicht als einer dieser Männer und doch fühlt man sich ihnen darum nahe, weil sie nicht ihr Eigenes gesucht, sondern sich müde gearbeitet haben im Leben für die Brüder. Zum Nachahmen in allen Stücken sind solche Originalmenschen nicht da. Möchte die 5. Auflage dieses Buches über Kingsleys Leben nicht die letzte sein. O. K.

— Graf von Zinzendorf. Von K. Ostertag. Mit Bildnis. (Calw und Stuttgart, Vereinsbuchhandlung.) 1888. 247 S. Geb. 2 M.

Es ist der 12. Band der „Calwer Familienbibliothek", der vor uns liegt. Von einem umfassenden, urkundlich belegten biographischen Werk hat der Verfasser zwar absehen müssen; was er aber aus dem Leben des Grafen Zinzendorf mitteilt, ist nicht bloß mit dem lebendigen Sinn für geschichtliche Wahrheit, für ein gerechtes Abwägen von Für und Wider dargestellt, sondern auch so erzählt, daß man ein vollständiges Bild von dem Leben des Grafen erhält. Die Brüdergemeinde hat von Anfang an keine neue, abgesonderte kirchliche Gemeinschaft sein wollen, gleichwohl ist es ihr vermöge der Gewalt der geschichtlichen Entwicklung ebensowenig als den apostolischen Gemeinden in unserem Jahrhundert beschieden gewesen, die una sancta in kleinem Maßstabe darzustellen. Es ist wohlthuend, daß der Verfasser immer wieder den kirchlichen Standpunkt geltend macht, der doch in einen gewissen notwendigen Gegensatz zu dem Prinzip der Brüdergemeinde treten mußte. — Daß Zinzendorfs Leben auch „jansseniftisch" beschrieben werden kann, deutet der Verfasser mit den Worten an: „Wir könnten uns denken, daß ein perfider Versuch, aus dem Grafen eine lächerliche Karikatur, eine widerwärtige Fratze zu zeichnen, einige Aussicht auf Erfolg habe, ja daß man dabei noch fortwährend mit wörtlicher Anführung von Aussprüchen des Grafen oder seiner Mitarbeiter über ihn den Schein von historischer Wahrhaftigkeit zu wahren wisse." Solche Geschichtsfabrikation verabscheut aber die Redlichkeit und Gerechtigkeit des Verfassers. Geschichtsfabrikation wäre es aber auch, das Bild des Grafen mit einem Heiligenschein zu umgeben. Auch davon hat sich der Verfasser frei gehalten. — Das gebildete Publikum weiß durchschnittlich sehr wenig von Zinzendorf, meist nur etwas von süßlichen, kindischen Spielereien in des Grafen geistlichen Gedichten; durch ein Buch wie das vor uns liegende kann sich die deutsche Familie in ziemlich gründlicher Weise über einen Mann unterrichten, der das Haupt einer Religionsgemeinschaft war, auf der bis auf den heutigen Tag Gottes reichster Segen ruht; ein aus den Tagen Zinzendorfs bis zur Gegenwart darum fortvererbter Segen, weil die Brüdergemeinde nicht aus dem Bunde gewichen ist, den die Väter mit Gott gemacht haben. O. K.

6. Kulturgeschichte.

— Die Völkerwanderung und die Kultur ihrer Zeit. Von Friedrich Wonnemann (Separatabdruck aus dessen „Kulturgeschichte des deutschen Volkes.") (Leipzig, Reinhold Werther.) 1888. 149 S.

Eine tüchtige, umsichtige, besonnen urteilende Darstellung einer Zeit des Krieges aller gegen alle. Hervorzuheben ist die einsichtsvolle Art, wie der Verfasser die Andeutung des Christentums zur Geltung bringt. Nur in einem Punkte muß ihm widersprochen werden. Bei dem Kampfe des heil. Athanasius gegen den herrschenden Arianismus hat es sich durchaus nicht um „haarspaltende Sophismen", sondern um die Rettung des Christentums vor weltlicher Verflachung gehandelt. Wenn irgendwo, ist hier der Finger Gottes deutlich in der Geschichte der Völker zu erkennen. — Nach dem Urteil über den hier vorliegenden Ausschnitt aus dem im Erscheinen begriffenen, etwa 60 Bogen umfassenden Werke „Deutschland über Alles! Populäre Kulturgeschichte des deutschen Volkes" kann diesem Werke nur eine günstige Aufnahme zu teil werden.

O. K.

7. Musik.

— Alte Weisen in neuer Weise. Für zwei-, drei- und vierstimmigen Gebrauch in Schulen, Familien und Vereinen eingerichtet von E. H. R. Waldbach, Königl. Musikdirektor und Seminarlehrer zu Pr.-Eylau. 2 Hefte. Zweite verbesserte und vermehrte Auflage. [Königsberg i. Pr. Gräfe und Unzer (Dreher und Stürtz) und beim Verfasser.]

Geistliche und weltliche Lieder und Motetten im Volkston: das sind die „alten Weisen", die der Titel dieser Sammlung ankündigt und die den Inhalt der beiden Hefte bilden. „In neuer Weise" stellen sich die ausgewählten Stücke nicht sowohl wegen ihrer Tonsätze dar; denn diese folgen den alten bewährten Gesetzen mehrstimmigen Gesanges in einer Geschmacksrichtung, die den von den Volksschulen und Seminarien gepflegten sog. Volksgesang kennzeichnen. Das „Neue" beschränkt sich demnach auf die Weise, wie die Tonsätze dieser Sammlung notiert sind. Das ist nämlich in „Zahlnoten mit wanderndem Eins-Schlüssel" geschehen, eine doch nicht mehr völlig „neue Weise"; denn Waldbach ist mit anderen, aber er vorzugsweise seit Jahrzehnten bereits eifrig bestrebt gewesen, diese nivellierende Tonschrift in Schulen und Seminarien zu pflegen, zu befürworten und zu verbreiten. Waldbachs

System beruht im wesentlichen auf unserer allgemein gebräuchlichen Ordnung der Durtonleiter, sofern sie sich als Folge zweier gleichartiger Tetrachorde

(2 Ganztöne und 1 Halbton $\begin{matrix} c\ d\ e\ f \\ g\ a\ h\ c \end{matrix}$)

darstellt und ohne Chromata in der Tonleiter von C am anschaulichsten vorliegt. Bekanntlich kann diese Tonordnung auf jede Oktave aller in ihr enthaltenen Töne „transponiert“, das heißt mit allen ihren Tonbeziehungen übertragen werden. Darauf beruht dann der Begriff verschiedener „Modi“ oder „Tonarten“, die sich durch die erforderlichen Chromata oder „Vorzeichnungen“ kenntlich machen. Für einen Seminaristen und gar für einen Volksschüler, vielleicht auch für einen Gesanglehrer, mag das Lesen der transponierten Tonarten in mehreren — neuerdings übrigens zumeist nicht mehr als zwei — Schlüsseln ja freilich Schwierigkeiten haben, zumal wenn die Lehrweise der an sich einfachen und leichtfaßlichen Ordnung das Verständnis derselben nicht erleichtert. Diese alte Tonschrift hat wenigstens den Vorzug, daß die Noten in allen transponierten Tonarten die gleiche Stellung auf dem Liniensysteme und dieselben Buchstaben-Bezeichnungen behalten. Die Note auf der zweiten Linie im G- oder Violinschlüssel z. B. bedeutet in allen Tonarten das g^1. — Der wandernde Einsschlüssel nötigt nun aber dagegen den Notenleser, die Bedeutung dieser Note je nach der Bedeutung der „1:“ in allen besonderen Fällen zu berechnen. Steht z. B. die den Grundton der Tonleiter stets bezeichnende „1:“ auf der ersten Linie, so bedeutet die Note auf der zweiten die dritte Tonleiterstufe — ist $1 = c$, so bedeutet unser oben bezeichnetes g^1 den Ton e^1; ist aber $1 = f$, so wird aus der g^1-Note a^1 u. s. f. Wenn die Zahlnoten von Männerstimmen gesungen werden sollen, so müssen diese ihre Noten obendrein noch in die tiefere Oktave transponieren. Unser altes Transpositionssystem mit seinen 1 bis 6 oder 7 Vorzeichnungen ist freilich durch den Eins-Schlüssel beiseite geschoben; aber die neue Transpositionsweise der einzelnen ziffermäßigen Intervalle ist an seine Stelle getreten, hat aus den feinen Charakteren der Tonarten und Modulationen einen rein verstandesgemäßen Mechanismus für das Gedächtnis gemacht, ohne doch der edelen Tonkunst ein Mittel zur Förderung und Vertiefung ihrer Pflege darzubieten. Im Gegenteil! — Wer die Tonschrift nur in dieser „neuen Weise“ kennen gelernt und geübt hat, für den sind alle nicht darin notierten Tonwerke, vom einfachsten Choral und Volksliede bis hinauf zu Beethovens neunter Symphonie und Bachs „Matthäuspassion“ nicht vorhanden, dafern er sie nicht lesen kann. Indessen für das leichtere Verständnis und für eine geschicktere Behandlungsweise des alten Transpositionssystems der 12 Durtonarten gewährt die Uebung im Lesen des Eins-Schlüssels nicht unerhebliche Vorteile. Und selbst Tonkünstlern, die eigene musikalische Gedanken haben und dieselben zunächst flüchtig skizzieren wollen, kann die Zahlnotierung im Eins-Schlüssel gute Dienste leisten, namentlich dann, wenn der erste Gedanke noch nicht reif gedacht ist. So hat die neue Weise nicht bloß den Anspruch, als geistreiche Erfindung anerkannt, sondern auch als ein für bestimmte Zwecke bequemes Ausdrucksmittel empfohlen zu werden. L. M.

8. Poesie.

— Flammende Kerzen auf dem Altare des Glaubens. Religiöse Gedichte im Volkston von Bruno Edelweiß. I. Band. (Eigentum des Herausgebers. Kommissionsverlag von Zangenberg & Himly in Leipzig). 335 S. 4 M., geb. 5 M.

Es sind im ganzen 250 Gedichte, die von der vollendeten Unfähigkeit des Herrn „Edelweiß“ Zeugnis ablegen. Der schlaue Reimschmied hat den Volkston auf das Titelblatt gesetzt, um damit die Fülle seiner entsetzlichen Reime zu decken. — Nein, „flammende Kerzen“ sind diese kahlen dürftigen Verse nicht; im besten Fall sind sie glimmende Fünkchen oder auch nur erloschene Kohlen. Naturgegenstände, christliche Gedanken, patriotische Ideen sind in strophenreichen Gedichten verarbeitet. Ich greife aus dem einleitenden Gedicht zwei Strophen heraus, welche die nachfolgenden 250 würdig charakterisieren (Strophe 7):

So durch den Glauben sind erstanden
Der Verse Reihn, der Kerzen Fuß;
Die Worte sind mit ihm verbunden,
Sie sind des Herzensglaubens Gruß.

Es wäre besser gewesen, der Poet hätte sich weniger um der Kerzen Fuß und mehr um den Versfuß bekümmert! (Strophe 8):

Und in dem Lied ich Trost auch fande;
Erquickung beut die Frucht voll Saft;
Drum ich sie (wen?) auch zusammen bande
Als Lettern dieser Glaubenskraft.

Ach, es wäre besser, auch ökonomisch-verständiger gewesen, wenn der Flug des „Edelweißs“ nicht mit den Lettern des Setzerkastens gebunden worden wäre. Bruno, Bruno, si tacuisses! O. K.

— Dramatische Dichtungen von Carlo Gozzi. Aus dem Italienischen übersetzt von Volkmar Müller. Mit bibliographischen Notizen über die deutsche Gozzi-Litteratur. (Dresden, E. L. Knecht.) 348 S.

Der liebenswürdigste italienische Dichter, Graf Gozzi, hat endlich einen berufenen und — fast sagte ich — berufsmäßigen Herold in Deutschland gefunden. Voriges Jahr hat V. Müller das „grüne Vögelchen“ übersetzt, und hier folgen bereits 3 Stücke in durchaus gelungener Uebersetzung. Vorübergehend hatte Gozzi ja schon andre deutsche Poeten, besonders in der romantischen Zeit, angezogen, und unser Schiller gewährte ihm denselben Dienst, den einst Gozzi den spanischen Dichtern leistete: er übersetzte seine Turandot. Gerade Turandot ist für uns Deutsche das beste Muster Gozzischer Weise: die Feerie mit tieferem Gedankengehalt. Sein graziöser Humor verwendet das Phantastische und selbst das Possen-

hafte zur Beflügelung schwergediegener Schicksals- und Charakterprobleme. Mit seinen eigenen Worten es zu sagen: „Sie sind — Sinnbilder, welche einstens hoch man schätzte; die in der übersatten Neuzeit Schriften man aber nur verachtet und nicht deutet. Wir wollen bald, wenn unter uns wir sind, erläutern alles, schwelgen in den Früchten der alten Dichtkunst, die aus goldener Truhe ans Licht wir ziehen."

Eine ganz eigene, in Stoff wie Ornament in hohem Grad an Shakespeare erinnernde Komödie ist „Liebe macht klug". Eine geistig hervorragende und schöne Frau heiratet einen Tölpel, der ihr nichts bietet als seine Liebe, erzieht ihn allmählich und bewahrt ihm in allen Versuchungen die reinste Liebe: ein rührender, mit großer Zartheit durchgeführter Vorwurf. Während Gozzis Märchendramen natürlich voll Zauberei und Hexerei stecken, ist hier die Schranke der Wirklichkeit nicht übersprungen, d. h. einschließlich der bekannten Bühnenwirklichkeit, die durch die Einheit des Orts hervorgerufen, durch alle früheren Theaterstücke Europas hindurchläuft von Menander bis Holberg, und wonach alle Menschen sich immer in einem Zimmer treffen, jeder seine Geheimnisse vor dem verborgenen Lauerer monologisiert, und der betreffende Brief immer just von dem einzigen gefunden wird, dem er allein verborgen bleiben sollte.

Ueber das alles hebt der Wert der Ideen hinweg, die Gozzi darstellt, und die außerordentliche Feinheit, mit der er seine Charaktere nicht nur abschildert — das können viele Neuere auch —, sondern auswählt — und das können viele nicht. Denn seine Personen sind nicht gewöhnlicher Art. Frauentugend hat er in höchst verkommener Zeit mit der Beredsamkeit eines Octave Feuillet dargestellt, Feuillets, in dessen Schöpfungen mehr Balsam als Gift bei Zola ist.

Gozzis Dichtungen sind überhaupt wahre Poesie und können ein starkes Glied in der immer mächtiger vordringenden Reaktion der idealistischen Kunst gegen den flachen Realismus werden, der die Künste für bloße Wiederkäuerinnen gemeiner Natur hält. Auch dem Uebersetzer wünschen wir Glück, denn die Ausstellungen des Kritikers können nur Geringfügiges betreffen. So S. 287 leichte, und Penelope ist einmal falsch gemessen. Es hat auch im Italienischen den Accent wie im Lateinischen, und der griechische ist eben nur im — Griechischen gebräuchlich. L. Schaedel.

9. Unterhaltungslitteratur.

Auf halb verwischten Spuren. Eine Familiengeschichte von Lucian Bürger (Ch. Niese), Verf. von „Cajus Rungholt". (Itzehoe, A. Nusser.) 1888. 166 S. 2 M., geb. 2 M. 80 Pf.

Der Titel dieser Erzählung ist gut gewählt, denn aus Aufzeichnungen und langen Briefen wird eine Skizze zusammengestellt, die nicht wenige Lücken enthält. Was die Geschichte dadurch an Leben gewinnt, daß die Leute des 17. Jahrhunderts unmittelbar zu uns reden, verliert sie an ruhiger, klarer, epischer Entwicklung. Aus überlieferten Bruchstücken eine Geschichte ergänzen, ein Bild zusammensetzen, ist besser als Bruchstücke erfinden und aus diesen die flüchtigen Striche einer skizzierten Lebensgeschichte herausfinden lassen. Eine schöne, junge, adlige Holsteinerin wird von drei Männern zugleich geliebt. Zuerst von einem Vetter, dann von einem Schreiber der Stadt Mayen und endlich von einem Domherrn aus Trier, der die als Hexe verfolgte Dame im Kerker besucht und von ihrer Anmut so bestrickt wird, daß er den geistlichen Stand verläßt und mit päpstlichem Dispens die schöne Heilwig heiratet, ohne daß ein Konfessionswechsel für unumgänglich erachtet wird. Die Behandlung der schönen Holsteinerin als Hexe ist nicht hinreichend begründet. Der S. 119 angegebene Grund, weshalb Heilwig trotz drohendem, schimpflichen Tode nicht ihren guten Namen nennt — „weil er mich zu edel dünkte, um von elenden Menschen nachgesprochen zu werden" — ist überaus unwahrscheinlich und dürftig. — Aufmerksame Leser werden übrigens gern den halbverwischten Spuren folgen. Da die Novelle nicht von der gewöhnlichen Mache ist, kann ich nur bedauern, daß das schöne Talent der Verfasserin nur eine Skizze gezeichnet und nicht ein volles Bild gemalt hat. O. K.

— Pater Clemens. Von Grace Kennedy. Neue Ausgabe. (Calw und Stuttgart, Vereinsbuchhandlung). 1888. Eleg. geb. 2 Mk.

Vor 64 Jahren ist diese Erzählung von Grace Kennedy (geb. 1782, gestorben 1825) geschrieben worden, um die Unterscheidungslehren der römischen und der reformierten Kirche durch die Erzählung von dem Zusammenleben streng kalvinistischer Schotten und mehrerer Jesuiten, welche Beichtväter römisch-katholischer Familien waren, ins Licht zu setzen. Pater Clemens, ein frommer Jesuit, hat zum Gegensatz den Pater Adrian, der alle diejenigen fatalen Eigenschaften in sich vereinigt, welche man gemeinhin einem „Jesuiten" zuzuschreiben pflegt. Lutherische Leser werden nicht selten Widerspruch gegen die Beweisführung der Schotten erheben. Hier und da werden auch reformierte Leser Widerspruch erheben, z. B. zu S. 193, wo gesagt wird, daß die römische Kirche lehre, der Zweck heilige die Mittel, oder zu S. 245, wo die Beichtkinder des eben gestorbenen Pater Clemens den Toten um seine Fürbitte im Himmel bitten, was der andere Pater mit Worten begünstigte, die darauf schließen lassen sollten, als ob der Verstorbene sofort unter die Zahl der Heiligen aufgenommen sei, oder zu S. 203, wo erzählt wird, daß Pater Adrian eine Urkunde in einer Geheimschrift abgefaßt habe, welche ein kalvinistischer Geistlicher sofort entzifferte. — Ich kann die Erneuerung dieses Buches nicht für zeit- oder sachgemäß halten. Da leisten Thierschs Vorlesungen über Katholizismus und Protestantismus denn doch ganz andere Dienste. O. K.

— Das Margaretenbuch. Eine Erzählung von Th. von Saldern. 9. Aufl. (Wolfenbüttel, J. Zwißler). 1887. 436 S. 4 Mk.

Der äußere Erfolg dieses vielgelesenen Buches genügt oberflächlichen Lesern, um damit den inne-

ren Wert desselben zu beweisen. Habent sua fata libelli. Es ist ein eignes Ding um den Erfolg neuerschienener Bücher. Vortreffliches wird wenig beachtet, Durchschnittsware findet großen Beifall: Ich kann „das Margaretenbuch“ nur zu den wohlgemeinten, aber nach Inhalt und Form recht mangelhaften Büchern der christlichen Novellistik rechnen. Die Zeit unmittelbar von der französischen Revolution und die ersten Jahre dieser Epoche bieten den geschichtlichen Boden dar, auf welchem die sonderbare Liebesgeschichte Bernhards und Margarethens erwächst. Dem Leser wird nämlich nur der Anfang dieser Geschichte in den ersten Jugendjahren und ganz zuletzt mit jähem Uebergang von dem Verheiratetsein des Paares erzählt, während mitten im Buche kleine und überdies höchst unwahrscheinliche Zufälligkeiten die Pflege des zarten Verhältnisses ohne Zweifel zum großen Verdruß der meisten Leserinnen hindern. Das Ganze leidet an der Fülle der Geschichte. Es ereignet sich zu viel und es entwickelt sich zu wenig. Dadurch wird eine Menge von unklaren Situationen und schattenhaften Personen geschaffen. Der Erfahrung des Lebens wird nicht selten in auffallender Weise widersprochen. Ein fünf Monate altes Kind sieht nicht nach einer sich in die Lüfte erhebenden Lerche und hört nicht ihr schmetterndes Lied. Und ein elf Jahre altes Mädchen ist nicht so albern, einen seltsamer Weise sein Nest nicht findenden, ängstlich hin- und herflatternden Vogel zu fragen: „Lieber Vogel, kannst du mir sagen, ob mein Großvater wieder gesund wird?“ Daß die Verf. S. 140 und 424 meint, die Pfirsich- und Aprikosenblüte — die früheste im Jahr — falle mit der Rebenblüte — der spätesten im Jahr — zusammen, ist ein großer Irrtum. Auch daß zu glücklichem Würfelspiel gewisse Kunstgriffe gehören sollen, spricht für den Mangel jeder Erfahrung. — S. 257 wird die Ankunft von Reisenden vor einem Gasthofe erzählt. Als captatio benevolentiae wird der empfangenden Aufwärterin eine Börse zugeworfen, aus der „einige Goldstücke klappernd zu Boden fielen“. Wo kommt so etwas vor? Doch nur auf dem Theater, wo die mit Spielpfennigen gefüllten Geldbeutel einem Diener oder einem Bravo zugeschleudert werden. — S. 272 und 276 läßt die Verf. ihre Reisenden von Straßburg nach Basel mit einem Segelboot fahren. Solche Boote gingen angeblich des Tages mehrmals — vor 100 Jahren — von Straßburg flußauf- und flußabwärts. — Von Basel reisen zwei Damen mitten im Winter in der Weise nach Genf, daß sie am Vierwaldstädter See und an der Jungfrau vorüberkommen. Der Reisewagen fliegt nur so über die „gefahrvollen Alpenstraßen“. — Erstaunt hat mich endlich, daß eine nicht kleine Anzahl schiefer Ausdrücke bis in die neunte Auflage erhalten worden ist. „Kindlich strömende Thränen“ anstatt strömende kindliche Thränen; „dienstthuende Tage“ anstatt mit Dienst besetzte Tage; „einfach disziplinierte Schulen“ anstatt Schulen mit einfacher Disziplin, „die Seele abpressen“ statt die Seele pressen. Für „fortlaufendste Unterhaltung“ würde der Positiv fortlaufend genügen. S. 267 werden geschlossene Fensterläden erwähnt, welche nicht bloß Freud und Leid vergangener, sondern auch künftiger Tage bargen. S. 286 heißt es: „Den rechten Arm stemmte er (sich) mit einer gewissen Zärtlichkeit in die Seite.“ Wie ist das zu denken? — S. 323 ist von dem weichen Bourbonen-Gesicht des Dauphins die Rede, das nicht nur der kommenden schweren Zeit nicht fest ins Auge sehen, sondern sogar den schwankenden Thron nicht halten werde. Kann man mit dem Gesicht einen Thron halten? — Neben dem Margaretenbuch wird eine Harfe häufig erwähnt. Warum wird diese Harfe „weich“ genannt? — Das Deutschsprechen eines Lothringers wird sonderbarerweise ein Talent genannt, während es doch ein Wissen und Können ist. — Auch ist ein sehr erheblicher Unterschied zwischen einem Champagnerglas und einem Glas voll Champagner. Mit einem Champagnerglas an sich ist nicht viel anzufangen. — Die zahllosen Fremdwörter aus dem Französischen in der eigentlichen Erzählung fallen um so mehr auf, als die Verf. ihren Lothringern eine nicht recht glaubliche deutsche Gesinnung beilegt. Auch die zahlreichen französischen Brocken, z. B. douze sous, im Fluß der deutschen Rede sind vom Uebel. Dabei ist der Verf. der Fehler untergelaufen, mit curé den protestantischen Pfarrer zu bezeichnen. Um nicht zu ausführlich zu werden, unterdrücken wir eine Anzahl von Ausstellungen und Fragen. Zum Schluß: wie konnte eine so mittelmäßige Erzählung neue Auflagen erleben?

D. K.

10. Verschiedenes.

— **Turmbuch.** Turmformen aller Stile und Länder. Ges. u. gez. von Konrad Sutter. Mit einem Vorwort von Dr. Fr. Schneider. (Berlin, Ernst Wasmuth.) 1. und 2. Lieferung von je 10 Tafeln in Folio. Jede Lieferung 4 M. Im ganzen 5—6 Lieferungen.

Ein origineller Gedanke: aus allen Zeiten und Ländern, aus allen Stilen und Geschmacksrichtungen Turmformen von Kirchen, Rathäusern, Schlössern, Befestigungen zusammenzustellen; nicht eine Musterkarte von allen möglichen Bauwerken, insbesondere von baulichen Geschmacklosigkeiten, sondern ein „Nachschlagebuch“ für den Architekten und Bauherrn. Der Verfasser des Vorworts ist der bekannte Dompräbendat F. Schneider in Mainz, der zeichnende junge Architekt Konrad Sutter von Mainz ist ein Sohn des verstorbenen Missionars Sutter in Karlsruhe. Dem Vorwort ist vorgesetzt eine Ansicht von Mainz nach Merian; unter dem Vorwort befindet sich ein Bild von Worms nach Sib. Münster. Der Umschlag ist geziert mit der Zeichnung des Freiburger Münsterturms, von der Chorseite aus mit den beiden Chortürmchen gesehen. All das erweckt ein in hohem Grade günstiges Vorurteil für die Bilder der folgenden 20 Tafeln, die, mit Aufmerksamkeit und Verständnis betrachtet, bei dem Beschauer nur ein günstiges Urteil zurücklassen können. — Ohne strenge, systematische Ordnung, doch nicht ohne Ordnung sind Einzelbilder auf verschiedenen Tafeln zusammengestellt, wie beispielsweise der prächtige Holzturm in Mainz, welchen philisterhafter Radikalismus abgebrochen hätte, wenn

nicht die Standhaftigkeit des Oberbürgermeisters Dumont Retterin des Turmes geworden wäre. Neben dem Mainzer Holzturm erblickt man den Eschenheimer Turm in Frankfurt am Main. Dieser Turm ist einer der schönsten Wehrtürme Deutschlands, aber derjenigen Sorte Volk, die den Fiaker- und Rollwagen-Verkehr höher schätzt als „altmodische Bauwerke" des „finsteren Mittelalters", ein Dorn im Auge! — Die Rathaustürme von Brüssel und Löwen, von Altenburg und Rotenburg o. d. T., die Schloßtürme von Offenbach und Gottesau, die Kirchtürme des Rheingaus (Bingen, Klemenskapelle, Bibrich-Mosbach) und die französischen Türme der Kirchen von Saintes und Limay', sind hübsch zusammengestellt, um den Gegensatz und die Aehnlichkeit augenfällig zu machen. — Das reiche Werk beginnt mit dem altehrwürdigen Wormser Dom, dessen Erhaltung in den letzten Jahren eingehend erörtert worden ist; dann folgen die Kilianskirche in Heilbronn, welche auf Götz von Berlichingen herabgeschaut hat; die Stuttgarter Stiftskirche, der Frankfurter „Parrtorn" (Domturm), Kirchtürme von Zug, Aarau, Danzig und Lübeck. Die Heimat der behäbigen Holländer ist an den gedrungenen Turmformen von Dordrecht, Hoorn, Enkhuizen zu erkennen. Die Mannhaftigkeit der Väter haben wir in den stattlichen Wehrtürmen von Seeligenstadt, Augsburg und Neiße verkörpert. — Wie hat der Zeichner seine Aufgabe gelöst? Ganz vorzüglich! Die flotte, klare Zeichnung, die malerische Wiedergabe, der feine, historische Sinn, die geschickte Auswahl und Zusammenstellung sind auf jedem Blatte zu erkennen. Nicht nur Architekten, auch anderen Kunstsinnigen wird das Suttersche Turmbuch gefallen. Wie reich ist doch die Entwicklung des im Turm ausgedrückten Gedankens! Auf meinem Schreibtisch steht in Alabaster eine Nachbildung des Campanile von Florenz; ein völlig selbständiger Monumentalbau dieser Campanile! Der moderne Villenbau mit seinen eingegliederten Treppen- und Erkertürmen ist das direkte Gegenstück zu jenem. O. K.

Digitized by Google

Graf von Waldersee,

Chef des großen Generalstabes.

Der neuerdings ernannte Chef des Generalstabes der deutschen Armee steht — am 8. April 1832 geboren — im kräftigsten Mannesalter. Einer vornehmen Familie entstammend, deren Name schon mit ehernen Lettern in die Blätter der preußischen Geschichte eingegraben ist, trat Graf Alfred, Sohn des einstigen kommandierenden Generals des 5. Armeekorps, Grafen von Waldersee, aus dem Kadetten-Korps in das Garde-Artillerie-Regiment ein.

Seine militärische Befähigung, sein besonnenes Wesen und sein klares Urteil, welches nicht nur in militärischen Dingen ihn die richtigen Mittel zum jeweiligen Zwecke erkennen läßt, lenkten die Aufmerksamkeit der Armee schon auf den jungen Offizier, den man daher in den Friedensjahren schon in verschiedenen Adjutantenstellen verwertete und zum Stabe des Generalfeldzeugmeisters Prinzen Karl heranzog, der damals General-Inspekteur der Artillerie war. In dieser Eigenschaft wurde Graf Waldersee auch zum Mitgliede der Artillerie-Prüfungs-Kommission ernannt.

Während des Feldzuges 1866 in den Generalstab des großen Hauptquartiers aufgenommen, arbeitete der Graf direkt unter dem General von Moltke. Im Herbst desselben Jahres, also unmittelbar nach dem Feldzuge, zum neu errichteten General-Gouvernement von Hannover kommandiert, ging seine Thätigkeit vielfach auf das politische Gebiet über; auch wurde Graf Bismarck in dieser Zeit schon auf das klare staatsmännische Urteil des Grafen Waldersee aufmerksam, dessen Ansichten er häufig hörte. Wer in jener Provinz länger geweilt, weiß, wie der Graf zwar hier und da gefürchtet, aber in allen Kreisen Hannovers hoch geachtet war.

Im Beginn des Jahres 1870 wurde Graf Waldersee als Militär-Attaché zur Botschaft nach Paris kommandiert. In dieser Stellung hatte derselbe besondere Gelegenheit, sein scharfes militärisches Auge und sein klares und ruhiges Abmessen der Verhältnisse zu beweisen, namentlich dadurch, daß er gegenüber der Schwarzseherei mancher Berichterstatter die offenbare Ueberlegenheit der preußisch-deutschen Armee über die französischen Truppen darlegte. Namentlich aber betonte Graf Waldersee beim Beginn der ernsteren Verwickelungen, daß Preußen sich durch das geräuschvolle Auftreten der Franzosen und ihr eiliges Vorschieben der Armeen nach der Grenze nicht irre machen lassen dürfte, sondern daß die besten Chancen für eine erfolgreiche Offensive in einer planmäßigen Mobilmachung und in einem geordneten Aufmarsche zu suchen seien. Die noch vor Eröffnung des Feldzuges erfolgte Ernennung des Grafen zum Flügel-Adjutanten des Königs zeigte, welche Bedeutung diese Berichte hatten und welchen hohen

Wert man höchsten Ortes dem Urteil des verhältnismäßig noch jungen Offiziers beigelegt hatte.

Während des französischen Krieges im persönlichen Dienste des Königs stehend, wurde Graf Waldersee in der Zeit des Loire-Feldzuges in besonderer Mission in das Hauptquartier des Prinzen Friedrich Karl geschickt, in welchem er alle Schlachten von Beaune la Rolande bis Vendôme mitmachte und tägliche Berichte an den König zu senden hatte. Der Feldzug gegen Le Mans bis zum Ende des Krieges sah den Grafen als Chef des Stabes des Großherzogs von Mecklenburg, zu dessen militärischem Beistand er kommandiert wurde, während er für die Dauer der denkwürdigen kurzen Besetzung von Paris durch die deutschen Truppen als Chef des Stabes des Gouverneurs der Residenz, des Generals von Kamecke, fungierte.

Mit Beendigung des Krieges wurde der Oberstleutnant Graf Waldersee wiederum, und diesmal als Geschäftsträger, nach Paris geschickt, um dort den überaus schwierigen Uebergang von dem Kriegszustande zu der regelmäßigen diplomatischen Vertretung des neu gegründeten deutschen Reiches zu vermitteln. Infolge seiner entschlossenen Haltung, verbunden mit kluger Mäßigung, der richtigen Handhabung der Presse und damit der öffentlichen Meinung, so wie der korrekten und diplomatischen Leitung der vielfachen Fäden, die zu dem Endziele führen mußten, gelang es dem Grafen in kürzester Zeit, das Pariser Chaos in eine regelmäßige Organisation zu verwandeln, und damit neben seinen militärischen auch seine diplomatischen Fähigkeiten zu beweisen. Der Graf blieb in Paris, bis die Uebernahme der Geschäfte durch den zum Botschafter ernannten Grafen Harry Arnim möglich war. In diese Zeit der Thätigkeit Waldersees fielen die Schwierigkeiten der ersten Zahlungen der Milliarden, die den Franzosen sehr sauer wurden.

Nach glücklicher Abwickelung der ebenso heiklen wie schwerwiegenden Aufgaben in Paris wurde Graf Waldersee mit dem Kommando des 1. hannoverschen Ulanen-Regiments Nr. 13 betraut und zwei Jahre später zum Chef des Generalstabes des 10. Armeekorps ausersehen, zu dessen kommandierenden General gleichzeitig Prinz Albrecht von Preußen ernannt wurde. Die bisherigen und die in dieser Stellung geleisteten Dienste veranlaßten den von Arbeiten überlasteten Generalfeldmarschall Grafen von Moltke, dem in so vielen Sätteln bewährten Generalstabschef unter Ernennung zum General-Quartiermeister der Armee einen wesentlichen Teil der Geschäfte, die er bisher geleistet hatte, zu übertragen und von Jahr zu Jahr immer weitere Befugnisse in die sachkundigen Hände seines Adlatus zu legen, so daß in letzter Zeit, in welcher übrigens Graf Waldersee auch zum General-Adjutanten (1886) ernannt wurde, bereits der größte Teil der Arbeiten des obersten Chefs durch den General-Quartiermeister erledigt wurde. Als Kaiser Wilhelm II. auf die dringenden Vorstellungen des berühmten Strategen sich, wenn auch schweren Herzens, dazu entschloß, dessen Wünschen zu willfahren und ihm, unter Ernennung zum Chef der Landes-Verteidigungs-Kommission, die schwere Last der Verantwortung von den Schultern zu nehmen, konnte Se. Majestät in vollster Zuversicht auf die vielbewährten Fähigkeiten des Generals Grafen von Waldersee, der in den schwierigsten Lagen sich stets seiner Aufgabe gewachsen gezeigt und das allgemeine Vertrauen sich erworben hatte, das schwierige Amt des Chefs getrost dem bisherigen General-Quartiermeister übertragen.

Graf Waldersee ist vermählt mit der verwitweten Fürstin von Noer, geborenen Miß Lee, welche, dieselben Wege gehend wie unsere verehrte Kaiserin und Königin, in stiller, selbstloser Liebesthätigkeit dem moralischen und physischen Elende der Residenz Schranken zu setzen sucht.

Dieser reich gesegneten Thätigkeit, die sich mit den Arbeiten auf demselben Gebiete in Verbindung setzte, wandten auch seiner Zeit der Prinz Wilhelm und der General-Quartiermeister ihr warmes Interesse zu, und dieser Gesinnung entsprang jene — leider so vielfach und unnützerweise angefochtene und mit falschen Motiven

unterschobene — Vereinigung menschenfreundlicher und christlicher Männer, welche hoffentlich noch reiche Früchte tragen wird.

Der Kaiser und König hat über die thörichten Versuche unreifer Köpfe hinweg dem hochbegabten Offizier die vornehmste Stelle in der Armee anvertraut und dadurch in der deutschen Armee ein hohes Gefühl der Beruhigung und Befriedigung erzeugt. Wie im österreichischen Heere, in welchem Graf Waldersee ein hohes Ansehen genießt, die Ernennung desselben zu dem wichtigen Posten mit Enthusiasmus begrüßt wurde, so hat der Beweis des Allerhöchsten Vertrauens, welches durch die Stellung à la suite des hannöverschen Ulanen-Regimentes ein deutliches Zeichen erhielt, in den deutschen Heereskreisen allgemeinste Freude erregt und sie mit neuem Vertrauen erfüllt.

Möge der Herr auch die Pläne des neuen Lenkers der deutschen Truppen mit reichen Siegen segnen!

Ein Vertrag.

Roman

von

Siegfried vom Hook.

(Fortsetzung.)

Aufmerksam folgte die Gräfin dem fortschreitenden Vortrag in einer Miniaturausgabe der Mozartschen Quartett-Partituren.

Auch die beiden Herren lauschten schweigend dem unsichtbaren Strome der lauteren tönenden Schönheit, welche dieses Kunsterzeugnis der Mozartschen Muse ganz vorzugsweise auszeichnet. — Henning bedeckte seine Augen mit der Hand, um die Wirkung in völliger Abgezogenheit von äußeren Störungen auf Geist und Gemüt eindringen zu lassen. — Kurd hatte sich nach seiner Gewohnheit an den Lesetisch zurückgezogen, als die Musik begann. Er verband mit dem Angenehmen das Nützliche, indem er, von den Tonwellen getragen, sich in die auf der Reise vernachlässigten Zeitungen vertiefte. In Mozarts reine Weisen und Harmonien mischte sich das Knistern und Rauschen des großblättrigen Zeitungspapiers. Ab und zu erhob Alma das Haupt von der Partitur und sandte dem Verursacher des störenden Geräusches seufzend einen Blick hinüber, den Kurd aber niemals wahrnahm. Dann glitt ihr Auge über den Gast, der in die Tonflut vollends untergetaucht schien, beruhigt zur Partitur zurück.

Als die anmutsvollen Variationen des letzten Satzes verklungen waren, verharrten die Hörenden eine Weile unter dem empfangenen Eindrucke in tiefem Schweigen. Henning unterbrach es endlich durch die Aeußerung seines Wunsches, den vier Künstlern zu danken. Alma schellte und sandte den erschienenen Diener mit einer Einladung an dieselben ab.

„Du wirst in meinem Hauskapellmeister eine ganz angenehme Persönlichkeit kennen lernen, mein Lieber," bemerkte Kurd zu Henning gewendet. „Herr Leopold Giese ist ein feinfühlender, taktvoller Mensch, auf manchen Gebieten wohlunterrichtet und belesen, auch spielt er vorzüglich Schach und hat mir schon manche Partie abgenommen."

„Ah!" entgegnete Henning, „ich hatte bereits wiederholt Gelegenheit, seine trefflichen Eigenschaften schätzen zu lernen."

Giese trat in das Theezimmer, verneigte sich mit sicherem Anstand und entschuldigte seine drei Kunstgenossen, die bereits ihre Wohnung im Hause des Rentmeisters aufgesucht hätten, wo ein Freund sie erwartete, der sie mit seinem Besuch aufs angenehmste überrascht habe.

Henning drückte dem Musiker mit Wärme die Hand und versicherte, er könne sich nicht erinnern, daß er — freilich nur ein Laie und unwissender Musikfreund — die Wirkung eines Tonwerkes auf das Gemüt jemals tiefer empfunden habe. Giese lehnte den Dank bescheiden ab.

„In erster Linie,“ sagte er mit Ueberzeugung und Wärme, „möchten wir doch dem Schöpfer des einzigschönen Quartetts dankbar verbunden sein, daß er musikalische Schönheitsideale uns, seinen Erben, hinterließ, die wie leuchtende Fanale das Dunkel heutiger Musikteufelei durchbrechen. Darin liegt für uns einiger Grund der Hoffnung, daß wir den Weg zu den Urquellen des Ewigreinen und Klaren in der tönenden schönen Form doch nicht vollends aus den Augen verlieren können.“

„Sie überraschen mich aufs erfreulichste, Herr Giese!“ rief Henning, indem die Gesellschaft sich auf die Schloßterrasse begab und auf Gartenstühle niedersaß. „Man begegnet jetzt selten noch einmal einem Vertreter der Tonkunst, von dem man die herrschende Modemusik als Geschmacksverirrung oder — wie Sie sehr kernig sagten — als Teufelei beurteilen hört.“

„Wir dürfen aber doch erwarten, daß der gesunde Geschmack die Auswüchse, über die man sich ja schon vielfach klar geworden, einmal wieder abstoßen und ausscheiden werde? Meinen Sie nicht, Herr Kapellmeister?“ fragte Alma mit Zuversicht.

Giese zuckte bedenklich die Achseln. „Leider bin ich nicht Optimist genug, gnädige Gräfin, um auf eine Erneuerung des musikalischen Blutes zu hoffen. Ich vermag in der gegenwärtigen Phase der Geschichte des Stils, der Kunstanschauung und der Kunstübung wenig Trostquellen zu entdecken. Am wenigsten beruhigt mich die Annahme einer zeitweiligen Mode, die vorübergehen werde. Denn ich fürchte, daß wir einer eisernen Folgerichtigkeit im geschichtlichen Entwickelungsgange des nationalen Kulturlebens gegenüberstehen, einer unerbittlichen Konsequenz, die sich in der Entleerung der Geschmacksbedürfnisse von idealem Gehalt ankündigt und die Gesetze der reinen schönen Form immer allgemeiner in die auflösende Willkür der Selbstbestimmung einzelner herabsetzt.“

Henning tröstete sich und den schwarzsehenden Musiker mit der Hoffnung, die er auf die verjüngende Kraft des christlichen Geistes baute. Kurd dagegen war geneigt, den Ansichten seines Kapellmeisters beizupflichten. Er hob hervor, daß die sozialen Zustände eine regenerierende Wirkung christlichen Geistes wahrlich nicht erkennen ließen.

„Zwar gebe ich zu,“ sagte er, „daß sich auf den verschiedenen Gebieten christlicher Liebesarbeit vielfach geschäftiges Streben und Wirken regt. Aber die festen Grundlagen volkstümlicher Gesittung werden täglich mehr untergraben von einer gewinnsüchtigen Spekulation. Der befestigte Grundsitz sinkt zur Bedeutungslosigkeit eines beliebigen Tauschobjektes herab. In unserem Nachbarstaat hat sich die Zahl der zwangsgerichtlich veräußerten Rittergüter in der kurzen Frist von neun Jahren mehr als verdoppelt. Die Sittenlosigkeit treibt in allen erdenklichen Formen immer ungescheuter ihr verderbliches Wesen. Lug, Trug, Totschlag, Selbstentleibung, Raubmord sind tägliche Erscheinungen, über die man kaum noch spricht, sich kaum noch entsetzt. — Von einer Geschichte, wie sie kürzlich wieder in der Residenz passiert ist, wird ohne sittliche Erregung einfach Bericht erstattet, als wäre es eine gleichgültige alltägliche Begebenheit. Ich meine den Raubmord, der nach den Zeitungen an dem liebenswürdigen polnischen Grafen Ladislaus Willichowsky nächtlicherweile verübt wurde. Ihr, Henning und Alma, werdet ihn gekannt haben.“

Henning erinnerte sich dunkel seiner Bekanntschaft und forschte nach den näheren Umständen.

„Ueber die Todesart scheint ein Geheimnis gebreitet zu sein,“ erklärte Kurd. „Man meint, eines der neuentdeckten tückischen Gifte habe eine Rolle dabei gespielt.“

„Kennt man die Thäter?“ fragte Alma, die sich des Ermordeten ebenfalls nur undeutlich erinnerte.

Kurd erklärte, daß man die Spur des Mörders verfolge, und brach dieses Thema

der Unterhaltung ab. Man unternahm auf seinen Vorschlag einen Spaziergang. — Giese empfahl sich und suchte seine Freunde auf.

Am östlichen Horizont schwang sich eben der Mond wie ein leuchtender Kahn über die Gipfel der Waldberge empor, als die Gräfin mit ihren beiden Begleitern die breiten Gänge durchwandelte, welche von hochstämmigen, gleichförmig gewachsenen Orangebäumen in weißgeölten Kübeln gebildet wurden.

„Selten sieht man eine so wohlgepflegte, schön belaubte Orangerie wie diese," rühmte Henning.

„Sie befindet sich allerdings recht wohl," gab Kurd zufrieden zurück. „Seit länger als dreißig Jahren ruht ihre Pflege sozusagen in einer Hand. Ein und dieselbe Gärtnerfamilie hält ihre hingebende Fürsorge nach ererbten Grundsätzen schon in der dritten Generation darauf gerichtet. Dabei ist die Orangerie zur allgemeinen Freude der Liebhaber eines solchen Gartenschmuckes sehr glücklich gediehen."

„Dieses Bilamsdorff ist wahrlich eine beneidenswerte Zufluchtsstätte für ein weltmüdes Menschenherz," urteilte Henning.

„Weltmüde," wiederholte Kurd, „ja krank und elend kann man werden, sobald man nur den Fuß über das Weichbild dieses ruhigen Asyles hinaussetzt und einen Blick in das unsittliche, betrügerische und verbrecherische Treiben und Rennen da draußen thut. Wahrhaftig! — Hinrich Freisinger hatte nicht unrecht, wenn er von einer allgemeinen Seelenschwindsucht phantasierte."

Alma nahm ihres Gemahls Arm. „Hast du in der Kreisstadt Verdruß gehabt?" fragte sie teilnehmend.

„Scherereien über Scherereien!" antwortete er ärgerlich. „Abermalige Verhandlungen als Hauptbelastungszeuge vor dem Untersuchungsrichter."

„Noch immer wegen des unglücklichen Försters von der Meierei, der durch die Kugeln der Wildschützen getötet wurde?"

„Getroffen! Doch endlich ist es gelungen, den Thatbestand festzustellen und das weitere Verfahren gegen die berüchtigten Strolche einzuleiten. Später aber folgt die Hauptverhandlung vor den Geschworenen, und da muß ich wieder an den Schranken erscheinen."

„Ach! — diese einfältige Meierei," seufzte Alma, „wie viel Last und Unruhe hat uns jenes Anhängsel an unser liebes, stilles Bilamsdorff schon bereitet! — Was werden wir noch alles zu erleben haben!"

„Nun, darüber kannst du ruhig sein, mein Schatz. Meine Verkaufsanzeige in der Kreuzzeitung hat endlich diesen Pfahl im Fleisch beseitigt."

Alma äußerte ihr Entzücken über die erfreuliche Nachricht. Dann forschte sie nach dem Käufer, der so thöricht gewesen, jene entlegene Besitzung zu erwerben.

„Hat er auch erfahren, daß die Unsicherheit das Waldthal zu einem verrufenen Ort gemacht hat?" fragte sie besorgt.

„Was den Käufer bewogen haben mag, sich dorthin zurückzuziehen — wer weiß es?" antwortete Kurd. „Mein Mandatar, der Rechtsanwalt Kniff, der das Geschäft in meinem Namen abgeschlossen, wußte nur von dem Manne zu erzählen, er nenne sich Mister Josef Whitehorse, sei amerikanischer Bürger, liebe Waldeinsamkeit und Jagd und habe deshalb auch das von mir ausgebotene Revier gepachtet. Die Bedrohung jenes Teils der Waldungen von seiten wildernder Grenzer habe den Mister Whitehorse eher angezogen als abgeschreckt. Ein sonderbarer Kauz! — Ich selbst habe ihn übrigens bis jetzt mit Augen noch nicht gesehen."

„Am Ende eine neue Auflage des Schillerschen Karl Moor," scherzte Hoyer.

„Das glaube ich nicht," entgegnete Kurd nachdenklich. „Kniff schildert ihn als einen sehr gebildeten Kavalier. Zum vollendeten Gentleman mangele ihm nichts als das linke Auge. Er trägt an jener Stelle seines edlen Antlitzes nämlich eine schwarze Binde. — Auch hat er Form. Denn er schickte mir durch den Mandatar seine Karte

und ließ entschuldigen, daß er mir seine Aufwartung noch nicht abgestattet. Sobald seine wohnlichen Einrichtungen vollendet sind, werden wir unseren neuen Herrn Nachbar also persönlich kennen zu lernen das Vergnügen haben."

Die Gräfin unterbrach diese Mitteilungen. „Seltsam," flüsterte sie. „Saht ihr nicht den bläulich weißen Lichtschein, der drüben wie ein Blitzstrahl die Baumstämme erhellte?"

Sie klammerte sich fester an den Arm ihres Gemahls.

„Du zitterst ja!" bemerkte dieser. „Das schwankende Mondlicht täuschte wohl nur deine erregte Einbildungskraft."

„Nein, nein!" versicherte sie hastig. „Schaut doch nur hin — dort unter den Bäumen — da ist es wieder."

Nun nahmen auch die beiden Herren einen weißleuchtenden Schimmer wahr, der sich vom Dorf her auf der Heerstraße nach der Richtung der Waldblöße mit erstaunlicher Schnelligkeit bewegte. Die Geräuschlosigkeit der Erscheinung auf dem Standorte der Beobachtenden machte den Eindruck des Gespenstischen.

Nicht lange aber, so löste sich das spannende Rätsel. Trotz der beträchtlichen Ferne und unsicheren Beleuchtung wurde in der Waldblöße, welche den Blick auf das Schloß gewährte, ein vom Monde grell bestrahlter Schimmel sichtbar. Zugleich bemerkte man auch dessen Reiter, der, den Blick dem Schlosse zugekehrt, Halt machte, nachdem er sein Roß aus der schnellsten Gangart pariert hatte.

„Er hebt ja wie drohend den Arm gegen uns empor," meinte die Gräfin.

Kurd suchte sie zu beruhigen. Er dämpfte unter dem Eindruck des Seltsamen unwillkürlich auch seinerseits die Stimme:

„Selbst das schärfste Auge kann uns im tiefen Schatten dieser alten Kastanie von dort aus ja gar nicht erkennen, zumal wir hinter der Beleuchtungslinie des Mondes stehen, liebes Kind. — Hob der Reiter wirklich den Arm, so suchst du darin eine bedrohliche Absicht, weil du die ganze Erscheinung zu so später Abendstunde mit deiner schreckhaften Stimmung in Beziehung bringst."

Jetzt warf der Reiter seinen Schimmel wieder herum, setzte ihn in Trab und verschwand unter den Eichen auf der Straße nach Imshuth den Blicken der Gesellschaft.

„Er hatte seinen Gaul sicher in der Hand," rühmte Henning. „Es schien ein elegantes edles Tier zu sein, das er ritt."

„Erinnerte mich lebhaft an den Zelter, den ich für meine aufgeregte kleine Frau anschaffte. Aber unlängst habe ich ihn an einen Roßkamm zu gutem Preise wieder veräußert, weil das unruhige Temperament des vierjährigen Gauls für Alma nicht paßte. Der Hengst war milchweiß ohne Abzeichen und hatte rosafarbige Nüstern — wahrhaftig, ein schmuckes Pferd! Doch auch die Absicht, es für mich selbst zu benutzen, habe ich wieder aufgegeben. Der Schimmel war auch mir zu unbändig. Ihm fehlte der feinere Schliff; man wird mit den Jahren bequemer; und ich habe jetzt wichtigere Geschäfte, als Reitpferde zuzustutzen. Das kriegt man als Husarenoffizier satt." —

So plauderte Kurd fort, bis das grüne Gemach erreicht war, wo man sich zum Nachtessen niederließ.

Die Erscheinung des seltsamen Reiters hüllte sich gar zu auffällig in das Gewand des Rätselhaften, als daß man das allseitige Verlangen hätte unterdrücken mögen, sich über den Gegenstand auszusprechen. Beim Austausch der Vermutungen über die Persönlichkeit riet Kurd auf den fremden Roßkamm. Alma und Henning dagegen begegneten einander in der Annahme, es möge der Käufer der Meierei gewesen sein. Einem Abenteurer, wie er scheine, dazu einem Amerikaner, könne man recht wohl absonderliche Liebhabereien zutrauen. Endlich wurde Gottlob citiert, um womöglich Licht in die dunkele Frage zu bringen. „Gottlob ist das unfehlbare Orakel von Bilamsdorff," scherzte Kurd, „Gottlob weiß alles, was in Schloß und Dorf, in Feld und

Wald vorgeht." Das allwissende Hausorakel hatte auch bereits vom Schulzefritzen erfahren, daß der fremde Reiter keineswegs der Roßkamm gewesen sei, sondern ein in der Gegend völlig unbekannter Herr. Aber des Herrn Grafen verflossenen Schimmelhengst habe er geritten, darauf wollte der Schulzefritze einen leiblichen Eid ablegen, obwohl er den Reiter nur einen Augenblick in Obacht nehmen konnte, als er gestern abend eben um die Kirchhofmauer bog und in schneller Gangart unter den Buchen verschwand. Mit raschem Blick habe der Fritze übrigens auch so viel noch bemerkt, daß am Sattel Pistolenhalter gewesen seien, aus denen Kolben hervorgeragt hätten. Gottlob, der von dem Verkauf der Meierei unterrichtet war, gab zum Schluß das Votum ab, wie er glaube, daß der Reiter kein anderer sei, als der neue Herr Nachbar aus dem Waldthal. Uebrigens könne es ja gern auch irgend ein anderer als der gewesen sein, gab Gottlob zu. Damit war sein Verhör zu Ende, und er verließ das Gemach mit dem Hochgefühl eines vom Richter vernommenen Zeugen, der eine dunkle Rechtsfrage aufgeklärt hat.

„Ich kann es nicht verhehlen," gestand Alma, „daß der seltsame Unbekannte mich ängstet. Der tolle Ritt gegen zehn Uhr abends, eine drohend erhobene Hand, die ich nur zu deutlich gesehen, sogar Waffen: was hat der Mensch vor? Am Ende entlarvt er sich doch als neuer Karl Moor, der böse Absichten auf unsere Sicherheit, auf unser Eigentum im Schilde führt. Vielleicht hat er nur unbeachtet, wie er gehofft haben mag, das Terrain rekognoszieren wollen."

„Die Sache soll gründlich untersucht werden," tröstete Kurd, „ängstige dich nicht weiter."

„Der Schreck steckt mir noch lähmend in allen Gliedern," klagte die Gräfin, deren frische Gesichtsfarbe auffällig abgeblaßt war.

Henning suchte die Gräfin wegen ihrer Besorgnisse zu beruhigen, indem er ihre Aufmerksamkeit auf das Wesen der Furcht hinlenkte.

„Ein plötzlicher Schreck," führte er aus, „wirkt zunächst körperlich, erschüttert flüchtig das vom Willen losgebundene Nervensystem. Die Furcht dagegen ist ein Zustand, der durch das Losreißen des Gefühlsorgans von der Botmäßigkeit des herrschenden vernünftigen Willens geschaffen wird. Das Verhältnis wird derartig auf den Kopf gestellt, daß der Wille vom zagenden Herzen seine Richtung empfängt. Der einzige unfehlbare Regulator, der das verschobene Gleichgewicht wieder herstellt, ist der zuversichtliche Glaube, daß kein Haar ohne Gottes Willen von unserem Haupte fällt. Solches durch Erfahrungen bewährte Vertrauen, verehrte Gräfin, wurzelt in der Liebe zum Lenker unserer Schicksale. Denn die Liebe treibt bekanntlich die Furcht aus."

„Warum bist du, mein lieber Henning, nicht Professor der Moralphilosophie geworden?" scherzte Kurd in seiner derben, wiewohl harmlosen Weise. Erregung einer heiteren Laune hielt er seinerseits für das wirksamere Mittel, die Furcht auszutreiben. Deshalb kam er auf Almas Besorgnisse zurück und suchte sie ins Lächerliche zu ziehen. Die Mittel zu diesem Zwecke waren nun freilich nicht sehr glücklich gewählt. Denn die ironische Absicht blieb trotz seiner lächelnden Mienen wirkungslos.

„In der Allee steigt er vom Schimmel," phantasierte der lustige Graf mit ausdrucksvollem Gebärdenspiel. „Dann umschleicht er lauernd das Schloß — versteckt sich in der geräumigen Hundehütte — sobald die Lichter erloschen, erklimmt er das Dach — gleitet sachte durch den Schlot — und ist er erst im Hause, kommt er wie Mozarts steinerner Gast: tapp, tapp, tapp —"

Drei laute Schläge an den Fensterschalter erstickten Kurds Rede. Unter den frischen Eindrücken des Erlebten sank die Gräfin marmorbleich in die Sofakissen zurück. Bei diesem Anblick verlor auch Kurd für einen Augenblick die Fassung. Er schellte ungestüm und rief zugleich nach Dienerinnen. Dann führte er die erregte Gemahlin, die über Kopfschmerz klagte, in ihr Schlafgemach.

Henning war indessen ans Fenster geeilt, hatte den Schalter aufgeschlossen und mit einem Draußenstehenden einige rasche Worte gewechselt. —

Als Kurd nach geraumer Weile wieder in das grüne Gemach trat, schwang der Freund ihm ein blaues Kouvert entgegen.

„Die Adresse lautet ‚Graf Dieffemberg‘,“ sagte Henning ruhig. Verdrossen riß Kurd das Telegramm aus der Hülle. Die in englischer Sprache geschriebene Depesche war ‚Francis‘ unterzeichnet. Sie kündigte den zum 28. August fälligen Besuch des Pfeifersheimer Vertragsgenossen und seiner Gemahlin, der Lady Lucy Mac-Bell an, mit der Bitte um einen Wagen bis zur nächsten Eisenbahnstation.

Kurd fand die Zeit solcher Anmeldung sehr schlecht gewählt, behauptete, alle Engländer seien rücksichtslose Leute, und zog sich für die Nacht zu der leidenden Alma zurück.

Auch Henning suchte die Ruhe. Gottlob leuchtete ihm voran.

„Warten Sie einen Augenblick,“ befahl der Graf, in seinem Wohngemach angelangt. Er öffnete ein Etui mit homöopathischen Heilmitteln in Gläschen. Endlich fand er das Gesuchte.

„Das wird's thun!“ sagte er zuversichtlich und sandte den Diener mit demselben an die Gräfin ab, nachdem er ihm eine Gebrauchsanweisung erteilt. Gottlob schüttelte ungläubig den grauen Kopf dazu.

„Drei Tropfen?“ wiederholte er halblaut, als er die Treppe hinabstieg.

Alte Freunde.

Die Gesellschaft, welche sich am letzten Abend in erregter Stimmung getrennt hatte, fand sich den nächsten Morgen vollzählig am Frühstücktisch wieder zusammen. Auch der Kapellmeister Leopold Giese nahm am Frühstück teil.

Es war der achtundzwanzigste August: nach dem Pfeifersheimer Vertrag der letzte Termin, der den zuerst vermählten Genossen, Grafen Dieffemberg, verpflichtet hatte, die anderen drei Freunde nach Bilamsdorff zu entbieten. Von den vier Jugendfreunden fehlte bis jetzt Hinrich Freisinger, dessen Aufenthaltsort sich in undurchdringliches Dunkel hüllte. Francis wurde heute erwartet.

Der achtundzwanzigste August gewann zugleich Bedeutung anderer Art. Es war der Gräfin Alma Geburtstag. Man empfing regelmäßig zu diesem Fest eingeladene Gäste von den nächsten Landsitzen und aus der benachbarten Kreisstadt. Deshalb sollte heute große Tafel im „Sal' a Terra“ stattfinden. Von dem Gärtner war festlicher Blumenschmuck entfaltet. Kurd und sein Gast huldigten der Gefeierten mit gewählten Geschenken.

Gräfin Alma, welche die dargebotenen Ueberraschungen mit herzgewinnender Freude aufnahm, erklärte, durch Hoyers homöopathisches Mittel von der gestrigen Nervenerschütterung völlig genesen zu sein. Kurds praktischer und nüchterner Verstand sträubte sich, an die Wirkung zu glauben.

„Begreifen läßt sie sich auch nicht,“ räumte Henning trocken ein. „Aber das winzige Mittelchen hilft.“

„Daß es mir geholfen, davon bin ich durchdrungen,“ versicherte Alma.

„Einen Ketzer wie mich,“ beharrte Kurd, „werdet ihr schwerlich bekehren. Meines Erachtens gehört die Homöopathie zu den Zeichen der Zeit. Ehedem glaubte man an Zauberei, Gespenster und Hexen; später an Mesmerismus und Geisterseher. Auch solchen Unsinn brachte man in eine Art von wissenschaftlicher Methode und gelangte dann zum Spiritismus. Aus dem tiefen Bedürfnis nach Anknüpfung mit dem Uebersinnlichen erklärt sich der Hang zum Mystischen. Entleert sich dieser aber von sittlichem

Inhalt, schlägt er um in Wundersucht. Die lockte stets hinab in den Sumpf abergläubischer Vorspiegelungen. Und der gesunde Menschenverstand irrt, wie ein Schatten am Kokytos, auf dem Ufer jenes Sumpfes umher und schwingt klagend und warnend die Pechfackel der Wissenschaft darüber. Denn Vernunft und Wissenschaft bleibt der Ahnung des Uebernatürlichen jede Erklärung schuldig."

„Unerklärlich ist doch auch manches, was wir jeden Tag thatsächlich vorgehen sehen," entgegnete Henning. „Aber eben deshalb müssen wir einen himmelweiten Unterschied anerkennen zwischen abergläubischen Vorspiegelungen und Thatsachen, die wir nicht begreifen und als Wunder zu bezeichnen pflegen. Dahin gehören zum Beispiel Momentbilder, deren Erzeugung wohl eine Analogie bieten könnte für die Wirksamkeit homöopathischer Heilmittel."

„Nämlich?" fragte Kurd ungläubig.

„Etwa so," meinte Henning. „Denkt man sich das Nervensystem oder ein Lebensorgan durch irgend welche Störung in äußerst gereizten Zustand versetzt, so erklärt uns die präparierte Glasplatte wenigstens analogisch die Möglichkeit einer Wirkung der fast aller Substanz entäußerten Gifte der Homoöpathie. Denn der flüchtige Lichteindruck kann es sehr wohl begreiflich machen, daß eine Erregung vorgehe, die vermittelst leisester Berührung des zur Empfänglichkeit aufgestörten Organismus mit einem Minimum des geeigneten Stoffes die Reaktion der Genesung herbeiführen könne."

Eine Pause trat ein, während welcher Alma dem unerschrockenen Verteidiger der homöopathischen Geheimnisse dankbar die Hand reichte, Giese mit großer Aufmerksamkeit seine wohlgeformten Fingernägel betrachtete und Kurd nachdenklich das Haupt wiegte. Dann zog er die Uhr und schellte.

„Friedrich," fragte er den an der Thür erschienenen Diener, „ist Wilhelm nach der Bahn gefahren?"

„Zu Befehl, Herr Graf, vor einer halben Stunde," antwortete Friedrich mit soldatischem Anstand. Der Graf nickte und entließ ihn.

„Ich bin gespannt auf die Lady Mac-Bell," sagte Alma. „Hoffentlich gehört sie nicht zu jenen stolzen englischen Ladies, die mit einer gewissen, man möchte sagen, alttestamentlichen Ausschließlichkeit Anerkennung fordern für die Vorrechte ihrer Nationalität und ihres Reichtums. Wann hat denn Sir Francis geheiratet? Und warum hat er uns nach dem berühmten Pfeifersheimer Vertrag nicht pflichtschuldige Nachricht von seiner Vermählung gegeben?"

„Er meinte damals," erinnerte sich Kurd mit einem unterdrückten Gähnreiz, „Verträge schließe man nur, um sie zu brechen. Wird wohl auch die Ursache sein, daß er auf meine Anzeigen weder im vorigen noch vorvorigen Sommer hier antrat."

„Verheiratet war er im letzten Sommer noch nicht," verteidigte ihn Henning. „Und daß er nicht hier war, erklärt sich wohl aus verschiedenen diplomatischen Sendungen, zu denen die englische Regierung den Geschäftsträger, welchem Sir Francis als Sekretär zugeteilt war, in den letzten Jahren häufig veranlaßt hat. Seine amtliche Station war früher Konstantinopel. Wo er jetzt steht, weiß ich nicht. Unser Briefverkehr stockt seit geraumer Zeit."

„Seine gestrige Depesche war in Wien aufgegeben," bemerkte Kurd. „Nun, es ist zum mindesten achtbar, daß er seiner Verpflichtung von Pfeifersheim in der zwölften Stunde noch gedenkt. Und da auch Trutheimb mit seinen Damen und unserem alten Max Ringelin sich angemeldet hat, fehlt bis jetzt nur noch Freisinger, der die ganze Vertragsgeschichte doch damals so selbstgewiß aufs Tapet brachte. Mit ihm würde die hoffnungsvolle Jugend von Pfeifersheim wieder einmal vollzählig beisammen hocken. Doch vielleicht überrascht uns der große Barde noch," tröstete sich Diessemberg. „Sie würden in ihm einen interessanten Kollegen kennen lernen, lieber Kapellmeister, mit dem Sie über Kunstfragen vom Standpunkt der allgemeinen Seelenschwindsucht nach Herzenslust philosophieren könnten."

„Würde mich sehr freuen," beteuerte Giese etwas zweifelmütig. Hennings Hoffnung auf Hinrichs heutiges Erscheinen in diesem Freundeskreise war indessen nur gering. Aus seinem Briefwechsel mit der Mutter seines Jugendfreundes hatte der Graf erfahren, daß Hinrich nach einem sehr unglücklichen theatralischen Versuch auf der Opernbühne einer norddeutschen Provinzialhauptstadt, in Newyork und Baltimore als Bühnen- und Liedersänger ungewöhnliche Triumphe errungen habe. „Den letzten Brief, der wieder Anklänge seiner alten schwermütigen Stimmung enthielt, empfing Hinrichs Mutter vor drei oder vier Jahren. Seitdem haben wir seine Spuren völlig aus den Augen verloren. Um sie aufzufinden, wandte ich mich an die deutsche und durch Vermittelung unseres damals in Washington anwesenden Freundes Francis sogar an die englische Gesandtschaft, aber leider ohne den dringend gewünschten Erfolg."

„Also völlig verschollen?" fragte Alma mit teilnehmender Betrübnis. „Wie nun," rief sie plötzlich und ihre Mienen erhellten sich unter der Wirkung eines aufleuchtenden Gedankens, „wie nun, wenn der amerikanische Bürger die Meierei auf so geheimnisvolle Weise nur angekauft hätte, um sich uns als Freund Freisinger zu entlarven?"

„Wahrhaftig, ein glorioser Einfall meiner Alma Mater!" scherzte Kurd. „Ich will sogleich einen Wagen nach der Meierei schicken."

„Nur keine Uebereilung," beruhigte Graf Hoyer des Freundes Eifer. „Zeit und Umstände würden solche Voraussetzung gewiß gerechtfertigt erscheinen lassen; aber leider macht Hinrichs ebenso geradsinniger als explosiver Charakter und seine freundschaftliche Treue eine so überlegte und verschmitzte Absicht mir mehr als zweifelhaft. Sollten Sie aber trotzdem das Rechte getroffen haben, verehrte Gräfin, meine ich doch, daß wir uns in Geduld fassen müssen, um ihm die Freude einer etwa geplanten Ueberraschung nicht zu verkürzen. Heute ist ja der verabredete Tag des Wiedersehens. Mein Verlangen danach hat sich durch die Möglichkeit nahe bevorstehender Befriedigung, ich verhehle es nicht, sehr lebhaft gesteigert. Doch will ich ruhig erwarten, was die nächsten Stunden uns bringen."

Dieffembergs stimmten dieser Erklärung rücksichtsvoll bei.

Freisinger, dem ein Mann wie Graf Hoyer eine so zartsinnige und treue Freundschaft bewahrte, erregte Almas Anteil. Sie wünschte Näheres von seinem Schicksal zu erfahren.

„Du verhießest ihm ja bestimmt, bei seiner ersten Opernleistung anwesend zu sein," erinnerte Kurd in der Voraussetzung, daß Henning sein Vorhaben nicht ausgeführt haben möchte. Als dieser ihn aber mit der Versicherung überraschte, sein Wort richtig eingelöst zu haben, machte Dieffemberg ein langes Gesicht, und Alma bestand darauf, mehr davon zu hören. Giese beurlaubte sich, weil er musikalische Vorbereitungen für das Diner zu treffen habe, ließ sich aber zurückhalten.

„Das Programm der Tafelmusik können Sie nachher noch zusammenstellen," erklärte Kurd. „Hören Sie die Geschichte von einem Fiasko Ihres Kollegen immer mit an. Vielleicht wird es lehrreich für Sie," setzte er neckend hinzu.

Giese verneigte sich mit einiger Verlegenheit und blieb, zumal Hoyer ihm zuredete. „Ich habe keine Geheimnisse zu enthüllen," versicherte er, „und Sie können mir vielleicht mit Ihrer Sachkenntnis hilfreich werden. Hinrichs erste Leistung, an die ich ungern zurückdenke, war die Titelrolle in Figaros Hochzeit."

„In dieser verantwortlichen Rolle zu debütieren, setzt eine seltene Sicherheit voraus," bemerkte Giese.

„Mit dem Studium des Figaro plagte er sich und uns schon in Pfeifersheim," erläuterte Kurd. Darauf ahmte er nicht sehr zartfühlend die nervösen Zuckungen des Kopfes und der Schultern, wie das geräuschvolle Räuspern nach, wodurch Hinrichs unbehagliche Stimmung und innere Unsicherheit sich früher anzukündigen pflegte, wenn ihm gesangliche und andere Schwierigkeiten Verdruß bereiteten.

Henning schien das nicht zu bemerken. „Auf dem Zettel," erzählte er ungestört weiter, „hatte man durch die Anmerkung ‚Erster theatralischer Versuch' eine wohlwollende Aufnahme des Neulings angerufen. Das Haus war überfüllt. Kaum gelang es mir, der ich ohne Vorwissen Hinrichs erst nachmittags die Stadt erreichte, noch einen Platz in der Proszeniumsloge des ersten Ranges zu erobern. Aus der Unterhaltung meiner Nachbarn ließ sich erkennen, daß dieses Debüt ungewöhnliche Spannung errege.

„Nach der, wie es mir schien, etwas mangelhaft vorgetragenen Ouvertüre rollte der Vorhang empor. Susanne, eine geübte etwas ältliche Soubrette, kokettierte mit sich selbst am Spiegel. Hinrichs Gestalt bewegte sich geschmeidig mit dem Maßstab im Hintergrunde. Die enganschließende Kleidung des spanischen Kammerdieners ließ seinen kräftigen, schlanken Wuchs, der den Eindruck des Vornehmen machte, sehr vorteilhaft hervortreten. Ein beifälliges Gemurmel lief durch die Räume des Hauses. Beim Einsatz seines Gesanges" —

„Fünfe — zehne," summte Giese halblaut wie erläuternd dazwischen.

„Ganz recht!" nickte der Erzähler, „bei diesen Einsätzen hörte man von verschiedenen Seiten ein überraschtes ‚Ah!' Der Ton klang kernig und voll. Und die ausgesprochenen Textworte waren leicht verständlich. Als er aber vor der Rampe mit der gewandten Soubrette zusammen zu agieren hatte, trat freilich die Ungeübtheit des Neulings sogleich hervor. Doch die wohlwollende Stimmung der Zuschauer, die ihm augenscheinlich entgegenkam, ließ sich dadurch nicht beirren. Man erfreute sich an dem Wohllaute der trefflich geschulten Stimme und an der angenehmen Gestalt des Debütanten. Bedenklicher wurde schon die Sache, als dieser in seinem Zwiegesang mit Susannen nicht völlig gleichen Schritt hielt, sondern aus gewohnter Selbstbestimmung die Hilfen des leitenden Taktstockes übersah und seinen eigenen Weg verfolgte."

„Drum," schmunzelte Kurd, „heißt er ja Freisinger."

„Au!" entfuhr dem gräflichen Kapellmeister, der mit seinem Tuch hastig seinen Mund verdeckte, während Alma begütigend lächelte.

„Fühlte Hinrich sein Versehen," fuhr Graf Hoyer fort, „traf ihn ein unwilliger Blick vom Dirigentenpult, oder glaubte er, was mir das Wahrscheinlichste ist, die Sängerin habe es falsch gemacht: kurz, ich erschrak, als ich wahrnahm, wie seine funkelnden schwarzen Augen unstät hin und her zu rollen begannen, worauf die seltsamen Schwingungen des Oberkörpers nicht lange ausblieben. Diese auf der Bühne ganz außergewöhnlichen Krampfäußerungen schienen anfangs allgemeine Bestürzung hervorzubringen. Die Ueberraschung machte sich aber bald in Bemerkungen Luft, die das Haus wie mit einem unheimlichen Sausen erfüllten. Glücklicherweise ging dieser Zwischenfall und das Duett noch leidlich vorüber, so daß man wieder freier aufatmete. Nach dem folgenden kurzen Dialog, den Hinrich seinerseits mit seinem schweizerischen Accent etwas unverständlich sprach, blieb er, wenn ich nicht irre, sogleich allein auf der Bühne — nicht wahr, Herr Giese?"

„Gewiß, Herr Graf," bestätigte Giese, „die Soloszene schließt mit der munteren Arie ‚Will einst das Gräflein ein Tänzchen wagen'. Uebrigens bin ich auf den Einsatz gespannt, der ohne Vorspiel zugleich mit dem Orchester in F-dur anhebt. Für Sänger, die nicht tonsicher sind, eine heikle Aufgabe! Man pflegt ihnen deshalb durch ein wenig bemerkbares Pizzicato den Ton kurz vor dem Einsatz zu soufflieren."

„Diese Hilfe mochte der Aermste überhört haben," erzählte Henning bewegt weiter, „denn er verfehlte völlig die richtige Tonhöhe und sang mit Nichtachtung aller Bemühungen des Kapellmeisters, als ob er ganz allein wäre, in der mißlautenden Stimmung weiter. Das Orchester verstummte endlich. Nun erst bemerkte Hinrich, daß er ohne alle Begleitung singe. Und gemäß seiner oft unbegreiflichen Rücksichtslosigkeit rief er mit äußerster Erregung ins Orchester hinunter: ‚Sie spielten ja total falsch!' —

Zugleich kehrten die schrecklichen Konvulsionen wieder, sein ganz ungebührliches Räuspern gesellte sich dazu und endlich entlud sich der Krampf in jenem anhaltenden und ungestümen Niesen, Hinrichs Heufieber, wie Francis es seinerzeit nannte."

„Weniger als fünfundzwanzigmal hintereinander habe ich ihn nur bei einer einzigen Gelegenheit niesen hören," erläuterte Kurd. „Damals kam das fünfundzwanzigste Mal nicht ganz zum Ausbruch."

„Eine wahrhaft tragi-komische Geschichte," äußerte die Gräfin. „Wie verlief denn endlich das Unheil?"

„Der Vorhang rollte herab," setzte Henning seinen Bericht fort, „und man hörte, unerachtet des tumultuarischen Lärms im Zuschauerraum, wie Hinrich sich niesend von der Bühne entfernte. — Bald nachher erschien ein Schauspieler in schwarzem Frack vor der Gardine und erklärte, Herr Freisinger, der plötzlich von einem Anfall gänzlicher Geistesverwirrung überrascht worden, werde durch einen anderen Sänger sogleich ersetzt werden. Bei der eingetretenen Stille im Hause glaubte ich hinter der Szene auf meinem Platz in unmittelbarer Nähe der Bühne einen tobenden Lärm zu vernehmen, aus welchem Hinrichs erhobene Stimme deutlich hervorzuschallen schien. Nicht ohne langwierige Weiterungen glückte es mir endlich, Einlaß zur Bühne zu erhalten. Durch einen heftigen Wortwechsel geleitet, gelangte ich in den durch Bretterwände abgekleideten Raum der Herren-Garderobe. Hier fand ich den unglücklichen Freund. Mit eisernem Griff drückte er einen Mann in bürgerlicher Kleidung an die Wand und überströmte ihn mit Vorwürfen, weil er den Vorhang habe zur Unzeit fallen lassen. Es war der Regisseur, der sich zu befreien vergebliche Anstrengungen machte. Erschrocken und furchtsam in scheuer Ferne umstanden die Gruppe in ihren bunten Kostümen die Sänger und Sängerinnen, wie auch Arbeiter in Hemdärmeln. Keiner von allen wagte dem Regisseur zu Hilfe zu kommen. Lange bemühte ich mich vergebens, den rasenden Roland auf meine Nähe aufmerksam zu machen. Endlich nahm er meine Hand wahr, die auf seiner Schulter ruhte. Er wandte wild sein zornglühendes Gesicht mir zu, erkannte mich, stieß mit einem grellen Schrei meinen Namen hervor, ließ sein unglückliches Opfer fahren, raffte Mantel und Hut zusammen und stürzte durch den Ausgang des Theaters auf die Straße. Das alles geschah schneller, als es sich erzählen läßt. Meine bunte Umgebung war erschüttert und betäubt wie ich selbst. Der Regisseur fand zuerst wieder Worte. Er schäumte vor Wut und wollte den Angreifer seiner unantastbaren Person und Autorität polizeilich verfolgen lassen und dem Gericht überliefern. Ich bot meine ganze Ueberredungskunst auf, schilderte ihm Hinrichs Vergangenheit, seinen krankhaften Gemütszustand, seinen braven, liebenswerten Charakter und nach andauernden Bemühungen gelang es mir, den Zorn des Gekränkten soweit zu besänftigen, daß er versprach, es bei der sofortigen Entfernung des gefährlichen Menschen aus dem Opernverbande bewenden lassen zu wollen. —

„Eine Stunde mochte die Unterredung nahezu gewährt haben. Die Oper hatte inzwischen ihren ungestörten Verlauf genommen. Endlich eilte ich nach Hinrichs Wohnung, von einem Theaterdiener geführt.

„Ich kam leider zu spät. Die freundliche Wirtin empfing mich mit verstörten Mienen. Sie hatte mich erwartet und überreichte mir einen Brief, an mich von Hinrichs Hand adressiert. Es waren nur wenige Zeilen: rührende Abschiedsworte eines Scheidenden, ‚der sich zu einer langen Reise anschickt nach dem Lande, wo das Morgenrot die Gestalten verklärt'; dann die Bitte, seine Habseligkeiten versteigern und den Erlös seiner armen Mutter mit meinen Trostzusprüchen zugehen zu lassen. Seine philosophischen Schriften, namentlich die von Fichte, bat er mich zum Andenken an meinen unglücklichen Freund aufzubewahren, der das Opfer einer trügerischen Lebensweisheit geworden sei. ‚Die Philosophie fordert ihr Opfer. Ich bringe es ihr. Dein genesender treuer und dankbarer Hinrich.' So schloß der Brief. In einer Nachschrift beschwor er mich noch, seine Spur nicht zu verfolgen. — Also hatte er sein Haus mit

überraschender Ruhe und Ueberlegung bestellt, den Rest seines Mietzinses erlegt und der Wirtin mit genauen Bestimmungen eine kleine Summe zur Tilgung einiger unbedeutender Verbindlichkeiten hinterlassen. Seine Uhr, seinen mir wohlbekannten Siegelring und eine leere Geldtasche fand ich auf dem Tische und habe diese Gegenstände seiner Mutter zugehen lassen."

Henning schwieg bewegt.

„Seine Absicht, Hand an sich zu legen, hat er nach deinen vorherigen Mitteilungen also nicht ausgeführt," unterbrach Kurd das eingetretene Schweigen erleichtert. „Aber ich würde seine Spur trotz seiner Bitte verfolgt haben."

„Einen Tag lang band ich mich mit Widerstreben an seinen Wunsch, der ja einer letztwilligen Bestimmung gleichsah," entgegnete Henning; „die darauf eingeleiteten Nachforschungen blieben leider erfolglos. Und erst als ich nach Verlauf eines halben Jahres von seiner Mutter erfuhr, daß er ihr aus New-York einen ruhigen, vernünftigen Bericht über seine dortige künstlerische Wirksamkeit erstattet habe, tröstete ich mich über das Schicksal des Totgeglaubten, dessen späteres Los freilich sich wieder in tiefes Dunkel gehüllt hat." —

Die nachdenkliche Stimmung der Gesellschaft verkehrte sich in geschäftigste Munterkeit und Bewegung, als Gottlob meldete, soeben fahre die Trutheimbsche Equipage die Allee herauf. Man beeilte sich, die Gäste am Eingang des Schlosses zu empfangen. Giese benutzte die Aufregung, unbeachtet zu verschwinden.

Das Gespann von friesischer, kräftig und hochgebauter Rasse trabte eben die ansteigende Rampe des Schlosses hinan, als Kurd und Alma die weitgeöffnete Hausthür erreichten. Man begrüßte die Gäste mit munteren Wechselreden und Händeschütteln.

In der Begleitung des Freiherrn Justus von Trutheimb, eines wohlbeleibten, untersetzten Vierzigers, dessen kugelförmig gewölbtes Haupt bis zum Scheitel von Haaren entblößt war, befanden sich drei Damen: seine Gemahlin Olga, seine Nichte Adeltraut von Trutheimb und deren Freundin Marie Ringelin. Olga war bekanntlich eine ältere Schwester Kurds. Die Väter Adeltrauts und der Gräfin Alma waren Brüder des Freiherrn Justus gewesen. So verknüpften mehrseitige Bande nicht nur der Freundschaft, Sympathie und Nachbarschaft, sondern auch der Blutsverwandtschaft und Verschwägerung die Familien des Freiherrn und des Grafen.

Marie weilte schon seit Wochen als gern gesehener heiterer Gast auf Schloß Imshuth und wurde von Alma mit Herzlichkeit wie eine liebe Bekannte aufgenommen. Kurd begrüßte sie mit der Frage nach ihrem „Brüderchen Max, dem Lord Rittmeister," wie er ihn scherzend betitelte. Er habe noch eine briefliche Dienstsache rasch zu erledigen bekommen, als schon der Wagen vor der Thür gestanden, entschuldigte Marie den Bruder, werde aber bald nachfolgen, da der Freiherr ihm ein rasches Pferd zur Verfügung gestellt habe.

Olga erkundigte sich alsbald nach Almas „süßem Baby, dem Stammhalter der Dieffemberg-Vilamsdorffer". Die jungen Damen, namentlich Adeltraut, welche seit einigen Jahren im Hause ihres Oheims sich durch stilles Walten nützlich machte, äußerten ihren lebhaften Wunsch, den kleinen hübschen Prinzen sogleich begrüßen zu dürfen.

Man zog sich eben unter lauten Kundgebungen der fröhlichsten Laune in das Innere des Schlosses zurück, als der gräfliche Wagen die englischen Gäste von der Eisenbahnstation brachte.

Den Baronet Sir Francis fand Kurd wenig verändert. Justus Trutheimb hatte ihn zu Pfeifersheim kaum beachtet, aber später in diplomatischen Angelegenheiten wiederholte Begegnungen mit ihm erlebt. Sir Francis stellte seine Gemahlin der Gräfin und den beiden Freunden vor.

Lady Lucy Mc-Bells Anblick erinnerte den Grafen Dieffemberg daran, daß sie im Musiksaal von Pfeifersheim einander einmal gesehen hätten. Francis bestätigte diese Begegnung und bekannte, daß er seine jetzige Gemahlin damals bereits geliebt

habe. Lucy Grifford war die Tochter eines großen Kaufherrn in Chicago und lebte gleichzeitig mit Francis in derselben deutschen Residenzstadt, um sich in der Sprache, in schönen Künsten und in Aneignung deutscher Lebens- und Verkehrsformen auszubilden. Ihr liebenswürdiges Entgegenkommen bei der Begrüßung überzeugte die Gräfin Alma sofort, daß ihre Besorgnisse unbegründet gewesen, und flößte ihr fröhliches Vertrauen zu der englischen Gastfreundin ein. Sie führte die Lady selbst in ihre Gemächer. Die drei Herren stiegen indessen die breiten Stufen der Treppe hinan und erreichten munter plaudernd das Empfangszimmer, wo Graf Hoyer sie längst erwartet hatte.

„Hier bringe ich sie dir, mein alter Henning,“ rief Kurd diesem mit launigem Mutwillen entgegen. „Sir Francis, den Beständigen — denn abgesehen von der Kotelettenplantage seiner Wangen, ist er vom Wechsel und Wandel der Jahre unberührt geblieben; und hier ist auch mein Schwager Justus, der Gerechte von Trutheimb, der sphärische Freiherr.“

Der so Bezeichnete gewährte den Freunden den vollen Genuß des Anblicks seiner gerundeten Leibesgestalt, indem er sich mit ausgestreckten Armen um seine Achse drehte. Er behauptete, nur der Neid spreche aus seinem „langen dürren Schwager“ Kurd, wenn er schlechte Witze mache über das erfolgreiche Streben anderer nach Vollkommenheit.

„Das Sphäroid oder die Kugel ist allerdings die vollkommenste aller Formen,“ ergänzte Henning heiter; „die Kugel hat alle Ecken und Spitzen abgeschliffen,“ fügte er mit einem beziehungsvollen Seitenblick auf den spottlustigen Kurd hinzu.

„In der Kriegführung,“ parierte Kurd den wohlgezielten Hieb, „hat man doch die Erfahrung gemacht, daß die Kugel weniger ausrichtet als das Langgeschoß.“ Bei diesem letzten Worte richtete er seine hohe und schlanke, aber keineswegs hagere Gestalt ihrer ganzen Länge nach steil empor. Man lachte, schüttelte einander die Hände, nahm einen erfrischenden Trunk alten Portweins und ging allmählich in einen ernsteren Unterhaltungston über.

Der Anteil, den Tieffemberg und Trutheimb als Landesälteste dem Schicksal der ritterschaftlichen Grundbesitzer ihres Kreises widmeten, ihre unter dem wachsenden Druck der Finanzspekulation so häufige Verarmung pflegte den beiden Schwägern bei jeder Begegnung reichlichen Stoff des Gedankenaustausches darzubieten. Auch jetzt stimmte Kurd dieses Thema an.

So lange die Erörterung solcher Uebelstände in Grenzen des Allgemeinen sich bewegte, beteiligten sich auch Francis und Henning daran. Als aber Kurd die Rede auf die jüngst wieder notwendig gewordene Sequestration eines „gewissen“ Ritterguts seitens der Landschaft hinlenkte, zog Graf Hoyer den Engländer diskret in eine Fensternische, um dort mit ihm eine Angelegenheit zu besprechen, welche für ihn die Bedeutung einer persönlichen Herzenssache schon längst gewonnen hatte. Sie betraf die Ergebnisse christlicher Liebesarbeit, welche der würdige Dr. Gobat in Jerusalem als Bischof einer vielsprachigen, verwahrlosten Diözese übte, deren Ausdehnung sich über Palästina, Syrien, Aegypten und Abessinien erstreckte. Sir Francis hatte wiederholt Gelegenheit gefunden, als Gesandtschaftssekretär in Konstantinopel, wo er noch gegenwärtig stationiert war, die apostolische Wirksamkeit Gobats zu beobachten und schätzen zu lernen. Francis, der sich jetzt seiner englischen Muttersprache bediente, wußte den beispiellosen Mut des Gottvertrauens nicht hoch genug zu preisen, mit welchem Gobat die Dornenkrone seiner bischöflichen Mitra trug, unerhörten Schwierigkeiten die Stirn bot und wie ein kriegerischer Held das Panier der Hoffnung aus den niederschlagendsten Mißerfolgen und Demütigungen immer wieder siegreich emporschwang.

Henning neigte bestätigend das Haupt und gedachte der Gehässigkeit von seiten des englischen Konsuls zu Jerusalem, als Gobat mit einigen britischen Gesinnungs-

genossen sich gegen die Anerkennung eines zum Vizekonsul ernannten walachischen Juden von sehr zweifelhaftem Charakter sträubte. Infolge dessen verhängte gar jener feindselige Konsul über den Bischof und seine Freunde schmachvolle Beraubung ihrer Freiheit. —

„Sie erinnern sich aber," sagte Francis, „daß diese That des Konsuls in ganz England einen Schrei der Entrüstung hervorrief, daß der Bischof und seine Mitgefangenen kraft telegraphischen Befehls des Lord Malmesbury wieder auf freien Fuß gesetzt wurden und daß der Prince of Wales bei seiner späteren Anwesenheit in Jerusalem den Konsul mit Verachtung strafte. Doch etwas Wunderbares lag in den Folgen der widerwärtigen Geschichte. Ich meine das allgemeine Interesse, welches dieselbe für Gobats Bestrebungen plötzlich erweckte. Ihm flossen seitdem von allen Seiten — auch von Ihrer Seite, verehrter Freund — unverhofft so viel Gaben und Unterstützungen zu, daß er sich den langgehegten Wunsch erfüllen konnte, für seine Schulknaben ein neues gesundes Heim zu erbauen. Das Haus liegt an der südlichen Grenze des Zionsberges, nahe dem Abhang, der in das Thal Gehenna steil abfällt. Die Schule ist jetzt zum Waisenhaus erweitert und mit einem Seminar für evangelische arabische Lehrer verbunden worden. Ohne die Verleumdungen und unwürdigen Feindseligkeiten, mit denen Gobat verfolgt wurde, wären solche Unternehmungen ihm schwerlich möglich geworden." —

Rittmeister Max Ringelin war in den Saal getreten. Kurd freute sich, daß der Rittmeister schneller eingetroffen sei, als man hätte hoffen dürfen. „Sie sind sogar den Damen zuvorgekommen," sagte er, „die noch immer mit ihrer Toilette beschäftigt zu sein scheinen."

„Ohne Trutheimbs braunen Langtraber und dessen Ausdauer würde ich den Weg schwerlich schon zurückgelegt haben," antwortete Ringelin, „zumal ich auf einer Kreuzung links statt rechts einschwenkte."

„Da gerieten Sie ja nach der famosen Waldmeierei," sagte der sphärische Freiherr und betrachtete den Rittmeister bedenklich durch seine Augengläser.

„Nicht völlig!" berichtete der Rittmeister. „Ich traf auf einen Forstbeamten, der Ihren eleganten Zelter ritt, lieber Dieffemberg; der Mann sah mir freilich für einen Revierförster fast zu vornehm aus; aber was sollte er sonst gewesen sein? Das linke Auge, welches er mit einer schwarzen Binde verdeckt trug, schien auf einen Kampf mit den verrufenen Wilderern von der Grenze zu deuten. Auch beschrieb er mir die Waldwege, die ich zu vermeiden und die ich einzuschlagen hätte, mit einer Genauigkeit und militärischen Kürze, als verfolgte er sie mit dem Finger auf der Generalstabskarte."

Kurd und Henning hörten diese Mitteilungen mit Spannung an und wechselten verständnisvolle Blicke. Die Umstände, unter welchen das Zusammentreffen des Rittmeisters mit dem vermeintlichen Revierförster stattgefunden, ließen offenbar über die Identität des Fremden mit dem nächtlichen Reiter keine weiteren Zweifel zu. Das meinten auch Trutheimb, Ringelin und Mac-Bell, als man sie instandgesetzt, den Fall zu beurteilen. Kurd fragte, ob der Mann bewaffnet gewesen sei.

„Bis an die Zähne," versicherte der Rittmeister. „Er schien auf eine Sauhatz oder Bärenjagd eingerichtet zu sein mit doppelläufigem Hinterlader, Revolver und Jagdmesser. Uebrigens machten seine tadellosen Manieren mir selbst einen Augenblick, wie gesagt, zweifelhaft, daß dieser Gentleman mit seinem noblen Schick Revierförster sein könne. Dazu sprach er das Deutsche mit einem fremden Accent, der mir übrigens etwas affektiert zu sein schien. Als ich bei einer scharfen Wendung um eine Waldecke fast mit ihm zusammenrannte, schien er bei meinem Anblick überrascht zu stutzen. Und auch in mir zuckte ein Erinnerungsstrahl auf, der freilich nur schwach und flüchtig eine dunkle, längst vergessene Episode meiner Vergangenheit erhellte, auf deren nähere Umstände ich vergeblich mich zu besinnen suchte."

„Erinnerte der Fremde Sie etwa an unseren alten Freund Freisinger, den Sie seiner Zeit wohl auch in Pfeifersheim öfters gesehen haben?“ fragte Henning mit kaum verhohlener Erregung.

„Wahrhaftig, Herr Graf,“ rief Ringelin, „das könnte möglich sein. — Doch nein! — Bei ruhiger Erwägung wird es mir unwahrscheinlich. — Ich war damals ein übermütiger Fähnrich und habe Freisinger, dessen Name mir freilich nicht entfallen, doch zu selten gesehen und zu wenig beachtet, um nach zwölf bis vierzehn Jahren Eindrücke von einer flüchtigen Begegnung empfangen zu können, wie der Jäger sie mir beim ersten Sehen machte. Aber je aufmerksamer ich ihn betrachtete und reden hörte, als er neben mir herritt, um mich auf den richtigen Weg zu geleiten, desto mehr verblaßte die Wahrscheinlichkeit, daß ich diesem Menschen, der keine Spur einer Erinnerung an meine Person verriet, früher schon einmal begegnet sein könne.“

„Romanhaftes Abenteuer!“ entschied durch die Nase gähnend der Gerechte von Trutheimb, ein entschiedener Gegner aller unklaren Verhältnisse. Er brachte die Rede auf die heurige Jagd, ein Thema, mit welchem er den lebhaften Anteil Dieffembergs und des Rittmeisters erregte.

Henning schien längere Weile in Gedanken über Ringelins Abenteuer verloren. Dann zog er Francis wieder in die Fensternische und versenkte sich in den früheren Unterhaltungsstoff, der seine Erinnerungen mit frischen Farben belebte. Von Gobats Unternehmungen gingen die Freunde auf eine evangelische Gemeinde in Konstantinopel über, deren Anfang und Weiterentwickelung sich zurückführte auf Hennings persönliche Anregung und thatkräftige Unterstützung. Francis konnte ihm aus eigener Anschauung sehr erfreuliche Auskunft über jene Fragen erteilen.

Und die Freunde waren in Erörterung derselben so selbstvergessen vertieft, daß sie den Damen, die endlich in dem Empfangssaal erschienen, die üblichen Höflichkeiten entgegenzubringen vergaßen. Sogar das Geschwirr der lauten Stimmen in den verschiedensten Klangfarben und Tonhöhen, welches jetzt den Raum unharmonisch zu durchrauschen begann, schien an Henning und Francis in ihrer von schweren Vorhängen halbverhüllten Fenstervertiefung unvernommen vorüberzugleiten.

Endlich entriß sie Kurd aus ihrer Versunkenheit. Er ergoß über sie eine volle Schale seiner unbarmherzigen Neckerei, zog dann die Uhr und teilte ihnen nach einem aufmerksamen Blick auf das Zifferblatt die Disposition der nächstfolgenden Stunden des Tages mit.

„Jetzt ist es fünf Minuten über drei Uhr,“ sagte er bedächtig, „um halb vier zieht sich die Gesellschaft beiderlei Geschlechts zurück, um sich zur Tafel zu putzen; um halb fünf Uhr wird gespeist. Ich bitte Sie, mein edler Lord, im Namen meiner Gattin um die Gunst sie, nämlich Alma, zu Tisch führen zu wollen. Und dich, Henning Graf Hoyer auf Hoyershorst, ersuche ich, Trutheimbs schöner Nichte Adeltraut deinen Arm zu leihen. Bist du ihr denn schon vorgestellt?“

Henning verneinte zerstreut. Auch Lady Lucy und Ringelins Schwester Marie kannte er noch nicht. Francis bat gleichfalls um die Ehre, bei Frau von Trutheimb und den beiden jungen Ladies introduziert zu werden, und begleitete zu diesem Zweck den Herrn des Hauses, während Henning den beiden Voranschreitenden teilnahmlos und wie abwesend folgte. War die größere Geselligkeit niemals geeignet gewesen, ihm Geschmack abzugewinnen, so berührte sie ihn in seiner gegenwärtigen abgezogenen Gemütsverfassung geradezu abstoßend.

Er folgte den mit Würde voranschreitenden Freunden mechanisch — wie ein Traumwandler. Als Sir Francis der Frau von Trutheimb vorgestellt wurde, welche Henning schon längst kannte, begrüßte er sie mit einer eben so förmlichen Verbeugung wie der Engländer, der sie zum erstenmal sah, so daß Frau von Trutheimb den zerstreuten Grafen mit prüfenden Blicken überrascht musterte. — Dieser folgte dann den beiden Freunden, welche sich den jungen Damen, Fräulein Adeltraut von Trutheimb

und Marie Ringelin näherten. — Auch bei dieser neuen Vorstellung wiederholte Hoyer dieselbe Förmlichkeit. Als er sein geneigtes Haupt wieder emporrichtete, begegnete er dem Blick des Fräuleins von Trutheimb, welche die Farbe wechselte. — Ein Blitzschlag hätte ihn kaum so jäh erschüttern können, als die Strahlen aus den leuchtenden Augen dieses jungfräulichen Antlitzes. Sie erregten sein Inneres zu stürmischem Aufruhr. Er vermochte der plötzlichen Verwirrung nicht zu gebieten. Sein gesellschaftliches Anstandsgefühl drängte ihn dunkel, den Anwesenden den Anblick seiner verlorenen Selbstbeherrschung zu entziehen. Er murmelte einige unverständliche Artigkeiten und zog sich nach dem Ausgang des Saales zurück, durch den er verschwand, sobald er sich unbeachtet wähnte. —

Ohne Ueberlegung eilte Henning mit langen Sätzen die Treppe hinan in sein Wohnzimmer. Hier warf er sich in einen Sessel, um seines völlig fremdartigen Zustandes Herr zu werden. Vergebens! — Wie aufgescheuchte Vögel flatterten seine Gedanken wirr durcheinander. Seine Versuche, sie zu sammeln und das erregte Blut zu beruhigen, blieben ohne Erfolg. Die eingeschlossene Stubenluft drückte ihn unleidlich. Er sprang auf, ergriff Hut und Stock und beschloß einen Gang auf der Terrasse zu unternehmen, um im Freien die gestörte Ruhe und Klarheit wieder zu gewinnen. Auf der Hausflur begegnete ihm Gottlob. Der sah ihn forschend an, als wolle er erraten, welche Beweggründe den sonst sehr ruhigen Gast bestimmen möchten, mit Hut und Stock allein nach der Terrasse zu stürmen.

„Wann wird gespeist, Gottlob?" fragte Hoyer, mechanisch die Uhr ziehend. Aber bevor er Antwort erhalten, war er den Augen des kopfschüttelnden Alten bereits von der Orangerie entzogen. — Die Augustsonne brannte wie Feuer auf Hennings Scheitel hernieder. Er wandte sich deshalb der Dorfbrücke zu, um in den Buchenwald zu gelangen, durch dessen Stämme am gestrigen Abend der Schimmel wie ein Irrlicht hindurchgeglitten. — Im kühlen Schatten beruhigte sich allmählich Hennings, ihn selbst befremdende Aufwallung. — Hier mäßigte er auch seine hastige Bewegung und wandelte nun ruhiger den elastischen Waldpfad entlang. — Alsbald vermochte er die gewohnte geistige Sammlung wiederzugewinnen. In dem heiligen Schweigen der erhabenen Waldeinsamkeit vernahm er die leisesten Stimmen seiner eigenen Brust.

Indem er seine Gedanken zu ordnen suchte, vergaß er jedoch auf Weg und Zeit zu achten. Was hatte denn eigentlich vermocht, ihn in die ungewohnte leidenschaftliche Stimmung zu versetzen, vor der er bei ruhigem Nachdenken erschrak? Seine Erinnerungen an El Kudsch, aufgeregt durch die gestern an Alma gerichteten Mitteilungen, genährt durch die Aussprache mit Francis, hatten ihn prädisponiert. Aus seiner Versunkenheit in diesen Gedankenkreis riß ihn ganz unvorbereitet der Blick eines ihm völlig unbekannten Fräuleins. Die Wirkung äußerte sich so ungestüm, daß er ohne Ueberlegung die Flucht ergriff. Wie ärgerte ihn jetzt solche unmännliche, lächerliche Kopflosigkeit! Hätte er sich nicht Rechenschaft geben sollen über die Ursache des erschütternden Eindrucks? Mußte er nicht Erkundigungen einziehen über die Persönlichkeit, deren Augen den Aufruhr in ihm erregten? —

Henning hemmte seinen Schritt. Er überlegte, ob er nicht wieder umkehren solle, um das Versäumte nachzuholen. Bald aber setzte er kopfschüttelnd seinen Weg fort.

Je mehr der Zweifel ausgeschlossen schien, daß irgend ein anderes Wesen ihn so durchdringend anzuschauen vermöge, als El Kudsch, seine ehemalige Krankenpflegerin auf dem Berge Zion zu Jerusalem, desto heftiger regte sich sein Widerstreben, durch die Rückkehr ins Schloß sich und dem Fräulein von Trutheimb die peinliche Verlegenheit einer möglichen Erkennungsszene vor den dort versammelten Zeugen zu bereiten. War denn aber die Hauptfrage wirklich entschieden? Schwester Sofie sollte aus ihrer weltscheuen Verlegenheit in die gefürchteten Lebenskreise zurückgekehrt sein, „welche die Tage voll Unruhe und das Herz voll Angst machen?" — Ihr Bild stand in seiner unbewußten Hoheit und schlichten Schönheit lebendig vor Hennings inneren

Augen. Er verglich dasselbe mit dem flüchtigen Eindruck, den Fräulein von Trutheimb ihm in seiner Zerstreutheit hinterlassen. Die Gestalt, das volle Haupthaar, dessen goldblonder Glanz, das Kreuz an ihrem Halse: diese Einzelheiten stimmten überein mit denen des Erinnerungsbildes. Aber Schwester Sofie im seidenen Gesellschaftsstaat! — wie wäre das möglich? — Von dem Fräulein von Trutheimb hatte Henning nie reden hören. Aber er konnte bei der Mitteilsamkeit ihrer Verwandten nicht glauben, daß jenes Fräulein ebenso unvorbereitet auf eine Begegnung mit dem Gaste Dieffembergs geblieben sei. Hätte aber El Kudsch, wenn sie jener Adeltraut identisch, sich wohl jemals entschlossen, mit ihrem ehemaligen ungestümen Pflegling vom Berg Zion in einer lauten fröhlichen Gesellschaft zum Teil fremder Menschen zusammen zu treffen? — Sehnlich wünschte Henning dennoch, er möge sich nicht getäuscht haben. Aber unwillig verwarf er jedesmal den Wunsch, wenn er das Widerspruchsvolle einer solchen Möglichkeit bedachte.

Seine Uhr zeigte nahezu fünf. Man hatte ihn um halb fünf zur Tafel erwartet. — Er schaute um sich. Diese Gegend des Waldes war ihm unbekannt. Hätte er auch den Widerstand gewaltsam brechen wollen, den sein Zartsinn der Rückkehr ins Schloß entgegensetzte, jetzt kam er viel zu spät. Mochte Trutheimb über den Vermißten seinen Spott ergießen, mochte Dieffembergs peinliche Ordnungsliebe sich verletzt fühlen: das war nun nicht mehr zu ändern. Aber Fräulein von Trutheimb! — Sie hatte vergeblich nach ihrem Tischnachbar umgeschaut — mit dem großen ruhigen Blick ihrer wundersamen Augen! — Ein heftiges Wehgefühl durchzuckte Hennings Brust bei dieser Vorstellung.

Er hatte es nicht beachtet, daß von fernher der Schall von Büchsenschüssen durch den Wald drang. Etwas näher hörte er jetzt wieder einen Schuß. Derselbe entschied die Frage, wohin Henning seine Schritte lenken solle.

Heinrich fiel ihm wieder ein. Almas Gedanke und Ringelins Erlebnis vereinigten sich mit Hennings Verlangen, den Freund hier endlich wiederzufinden.

Heinrich jagte ja eben im Walde. Wer als er konnte der Jäger sonst sein? — Des Rittmeisters unbestimmte Erinnerung beim ersten Anblick des Fremden schien jede andere Deutung auszuschließen.

Bis jetzt also hatte Heinrich unerfindliche Gründe gehabt, sein Inkognito zu bewahren. Um so besser! — Denn nun fand Henning im vielbesprochenen Jagdschlößchen Unterkunft für die Nacht; konnte durch einen Boten die Vilamsdorffer Freunde von seinem Verbleib benachrichtigen, mit Heinrich sich ungestört aussprechen und ihn morgen, wenn die störenden Elemente der Gesellschaft abgereist waren, den Verschollenen seinen Pfeifersheimer Vertragsgenossen im Triumph zuführen.

Von rechts schallten die Schüsse herüber. In derselben Richtung lag auch die Meierei.

Henning drang rastlos weiter mit Ueberwindung der nicht geringen Schwierigkeiten, die das oft dichtverschlungene Pflanzenwerk ihm bereitete. — Es krachte nunmehr in einer Entfernung von etwa zwanzig bis dreißig Schritten wieder ein Büchsenschuß. Henning wandte der Richtung seinen Blick zu.

Er entdeckte eine an den Stamm einer Eiche geschmiegte jugendliche Männergestalt, die den Blick wie lauernd und gespannt dem Herannahenden zukehrte. Bei dem Sonnenstrahl, der durch das grüne Laub zitternd auf den wie ein Jägerbursche gekleideten Menschen fiel, vermochte Henning seine Gesichtszüge deutlich genug zu unterscheiden, um durch ihren überraschenden Anblick in nicht geringe Verwirrung zu geraten. —

Wie war jener Mensch in diesen deutschen Wald gekommen! — Seine längliche Kopfform mit den stark ausgebildeten Backenknochen, seine gelblich braune Hautfarbe, durchkreuzt von den verblaßten bläulichen Resten einer Tätowierung, seine sehnige kräftige Gestalt und ihre entschlossene Haltung mit dem lauernden Ausdruck, das breite, von der Rechten wie zum Abfangen eines Feindes oder angeschossenen Wildes

gezückte Jagdmesser: wahrlich! eine wenig stilvolle Staffage in diesem deutschen Walde stellte jene auffällige Figur dar. Dazu schmiegte sich der wundersame Fremdling an den Eichenstamm, wie mit demselben zusammen gewachsen, und sah trotz seiner grüngrauen Joppe einem jungen Indianer ähnlicher, als einem deutschen Jägerburschen.

Indessen nicht lange währte die Frist, die dem erstaunten Grafen zu Beobachtungen vergönnt war. Ihm fiel noch die ungewöhnliche Länge des Feuerrohrs auf. Der Schuß aus dieser Flinte, die der Fremde mit blitzschneller Bewegung an ihrem ledernen Riemen sogleich wieder über die Schulter geworfen, um das Jagdmesser zu ziehen, war kaum verhallt, da knallten zwei andere Schüsse in der Ferne. Eine Kugel pfiff hart an des Grafen Ohr vorbei. Erschrocken wandte er das Gesicht zurück. Unter den Eichen arbeiteten sich zwei ältere Jäger hastig aber mühsam durch das dichte Gestrüpp. Mit scheuchenden Rufen hetzten sie einen mächtigen schweißenden Keiler. Das wütende Wild raste keuchend und mit feuersprühenden Augen geradesweges auf Hennings Standort los. Dieser flüchtete nach der rettenden gewaltigen Eiche, an deren Stamm geschmiegt jener seltsame Bursche den Eber mit unbeweglicher Ruhe erwarten zu wollen schien. Noch acht bis zehn Laufschritte, und Graf Hoyer hätte die Eiche erreicht — da schmetterte ein heftiger Anprall ihn jäh zu Boden. Im Sturz ritzte ein scharfer Dorn seine Stirnhaut. In demselben Augenblick stieß der Fremde ein gellendes Geheul aus, stürmte heran und bohrte dem Keiler das Messer mit sicherem Stoß ins Auge. — Nach einem letzten gewaltigen Sprunge wälzte sich das verendende Ungetüm mit der ganzen Schwere seiner massigen Last über den am Boden hingestreckten Körper Hennings. Dieser fühlte, wie ein heißer feuchter Strom sein entblößtes Haupt netzte; er vernahm noch undeutlich ein dumpfes Röcheln: dann schwanden ihm die Sinne und das Bewußtsein.

(Fortsetzung folgt.)

§ 166.

Von

Hans Leuß.

Vielfach ist in den letzten Monaten der § 166 des Strafgesetzbuches erörtert worden. Zunächst bei dem Antisemiten-Prozeß in Marburg, wo der Lehrer Fenner zu einer Gefängnisstrafe verurteilt wurde wegen Beschimpfung der jüdischen Religion. Dann bei dem Thümmelprozeß, welcher sogar zu einer Bewegung für die Aufhebung jenes Paragraphen oder doch für die Einschränkung desselben auf die Gotteslästerung geführt hat.

Der § 166 lautet jetzt folgendermaßen:

> Wer dadurch, daß er öffentlich in beschimpfenden Aeußerungen Gott lästert, ein Aergernis gibt, oder wer öffentlich eine der christlichen Kirchen oder eine andere mit Korporationsrechten innerhalb des Bundesgebietes bestehende Religionsgesellschaft oder ihre Einrichtungen oder Gebräuche beschimpft, ingleichen wer in einer Kirche oder in einem anderen zu religiösen Versammlungen bestimmten Orte beschimpfenden Unfug verübt, wird mit Gefängnis bis zu drei Jahren bestraft.

Der Paragraph ist eigentümlich gefaßt. Auf der einen Seite scheint der Wortlaut vieldeutig, auf der anderen ist er sehr gewunden und verklausulirt. Bei der Gotteslästerung z. B. genügt es offenbar nicht, um den Thatbestand derselben herbeizuführen, daß jemand spottet; es muß dies in beschimpfenden Ausdrücken, dazu öffentlich, d. h. so geschehen, daß die Kenntnisnahme von ihr allen offen steht (omnibus patet); endlich muß durch die Lästerung ein Aergernis gegeben sein. Daß z. B. die letztere Bedingung des Thatbestandes ruhig hätte beiseite gelassen werden können, leuchtet ein.

Der wichtigste Teil des Paragraphen ist offenbar derjenige, welcher von der Beschimpfung der Religionsgesellschaften oder ihrer Einrichtungen oder Gebräuche handelt. Ueber den Sinn dieses Teiles ist noch vielfach Unklarheit vorhanden. Das Reichsgericht hat anerkannt, daß die bloße, wenn auch scharfe Kritik einer Religionsgesellschaft noch keine Beschimpfung darstellt. Die letztere könne nur in Ausdrücken beschimpfender Art gefunden werden. Trotz dem wurde ich einmal angeklagt, weil ich geschrieben hatte:

> es liegt der begründete Verdacht vor, daß die Juden glauben, sich von falschen Eiden religiösen Dispens erholen zu können.

Selbstverständlich wurde ich freigesprochen, obgleich der Staatsanwalt eine Gefängnisstrafe gegen mich beantragt hatte. Die Sentenz des Gerichtshofes war klassisch: „es wird lediglich konstatiert, daß der Herr Angeklagte nicht geschimpft hat, folglich kann er auch nicht beschimpft haben." In diesen Worten wird in der That das wichtigste Erfordernis zu einer Herstellung des fraglichen Thatbestandes kurz und bündig festgestellt.

Bei den Laien d. h. Nichtjuristen, bei den Geistlichen beider Konfessionen und bei den Schriftstellern herrscht aber vielfach Unklarheit über diesen selben Punkt. Ich bin überzeugt, daß zahlreiche katholische sowohl als evangelische Prediger würden verurteilt werden, wenn in jeder Kirche ein Aufpasser säße. Neulich hörte ich in einer Predigt von dem Papsttum mit seinen Menschensatzungen, dieser „greulichen Tyrannei". Da das Papsttum eine Einrichtung der katholischen Kirche ist, und das Wort „greulich" schimpfend, so würde jener Prediger ohne Zweifel verurteilt worden sein, wenn ihn jemand angeklagt hätte. Aus diesem Beispiel geht schon hervor, daß die Bedingung des „Aergernis-Gebens", welche bei der Gotteslästerung überflüssig ist, gerade bei dem Thatbestand der Beschimpfung einer Religionsgesellschaft sehr *wünschenswert* wäre.

In der Septembernummer der Allg. Kons. Monatsschrift wird unter der politischen Monatsschau über die Bewegung gegen den § 166 abweisend geurteilt. Der Paragraph handele nur vom Schimpfen, und das können wir entbehren. Ich bin ganz einverstanden. Aber auf der nahe stehenden Seite wird unter derselben Rubrik die Reliquienverehrung als unerhörter Unfug, als grauenhafter Aberglaube bezeichnet. Die Reliquienverehrung ist eine Einrichtung der katholischen Kirche; „*grauenhafter* Aberglaube und unerhörter *Unfug*" werden ohne Zweifel (?) von einem Gerichte als beschimpfend angesehen werden; ergo. —

Dagegen ein anderes Beispiel: Vor einigen Monaten schimpfte eine Korrespondenz der Frankfurter Zeitung aus Bielefeld über das Knieen einer Pastoral-Konferenz während des Gebetes. Beschimpfende Ausdrücke waren offenbar in dem Artikel gebraucht; ich stellte bei der Staatsanwaltschaft in Frankfurt a. M. sowie bei derjenigen zu Bielefeld (ein Mündener Blatt hatte den Artikel nachgedruckt) Strafanträge. Von der ersteren Behörde fehlt mir der Bescheid; von der zweiten erhielt ich ablehnenden Bescheid: es gehe aus dem ganzen Artikel hervor, daß nicht die evangelische Kirche oder eine ihrer Einrichtungen oder Gebräuche, sondern nur die zu einer Konferenz versammelte *orthodoxe Partei* der Kirche habe getroffen werden sollen. Ich machte dagegen geltend, daß es auf diese Absicht nicht ankomme; das Knieen während des Betens sei ein alter, den christlichen Kirchen gemeinsamer Gebrauch, welchen in diesem Falle eine Konferenz evangelischer Geistlichen ausgeübt habe; dieser *Gebrauch* sei beschimpft. Aber die Oberstaatsanwaltschaft blieb bei dem ablehnenden Bescheide.

Ich stellte einem mir bekannten Staatsanwalt diese Sache vor; auch er war der Meinung, daß eine Anklage nicht erhoben werden könne. Ich hielt ihm vor: wenn ich morgen auf den jüdischen Gebetsmantel und Gebetsriemen schimpfe, was werden Sie thun? — Sie anklagen natürlich, war die Antwort.

Der Unterschied ist lehrreich. Der § 166 schützt weit mehr die jüdische Religionsgesellschaft und die katholische Kirche als die evangelische Kirche, und zwar deshalb, weil jene beiden mehr und fester stehende *Einrichtungen* und *Gebräuche* haben als wir. Man schimpfe auf Luther — niemand wird dafür bestraft werden können. Bei der Thatsache, daß fast keine einzige Kirchenregierung in Deutschland mit Energie über das *Bekenntnis* der Kirche wacht, ist es sogar sehr zweifelhaft, ob eine Beschimpfung unserer *Bekenntnisschriften* strafbar wäre. Man schimpfe auf das Papsttum, auf die Reliquienverehrung, auf die Beichte, auf die Messe, auf das Cölibat, auf die Marienanbetung — alles Einrichtungen und Gebräuche der katholischen Kirche.

So sind wir thatsächlich bei dem § 166 sehr im Nachteile, und eine Aenderung desselben wäre sehr erwünscht. Zunächst dahin, daß der Talmud von dem Schutze des § 166 ausgenommen würde, denn es hat sich gezeigt, daß dieser Schutz die angemessene Kritik des Talmud unmöglich macht; sodann dahin, daß die Bekenntnisschriften der evangelischen Kirchengemeinschaften und die Reformation als solche vor Beschimpfung gesichert werden. Die Reformation wird so vielfach und so stark beschimpft, daß ein evangelischer Christ im Lutherjahre z. B. sich fast täglich ärgern mußte, wenn er gezwungen war, ultramontane Blätter zu lesen.

Wir geben dieser Ansicht Raum, ohne uns derselben in allen Punkten anzuschließen.
Die Redaktion.

Der Athos und seine Bewohner.

Von

Philipp Meyer.

Wer von Süden her das ägeische Meer durchfährt, gewahrt, wenn er bis Limno gekommen, im Nordwesten eine mächtige, von breitem Grunde sich zu steiler Spitze erhebende Bergpyramide, welche sich von allen umherliegenden Inseln, die ja sämtlich wie Berge erscheinen, durch ihre Höhe und monumentale Gestalt abhebt. Jeder Eingeborene, der mit uns auf dem Schiffe ist, kann uns den Namen des Bergriesen sagen. Es ist der heilige Berg, das Ajionoros, wie die Griechen seit Jahrhunderten den Athos nennen. Wendet sich nun der kleine Küstendampfer, den wir bestiegen, nach Westen, um über Salonik die Nordküsten des ägeischen Meeres abzustreifen, oder nach Samothraki nordwärts, um von hier aus seine vorgeschriebene Reise in entgegengesetzter Richtung zu machen, so sehen wir, daß Ajionoros keine Insel ist, sondern mit dem Festlande verbunden, denn wie die Schleppe am königlichen Gewand, so hängt sich an den Rücken des Berges ein niederes Kammgebirge, das, anfangs steil und zerklüftet, nackt und öde, dann herrlich bewaldet, in immer mildere Formen sich auflöst, bis es sich am Ende zu einem Querriegel zerteilt, der wie eine Mauer die Halbinsel abschließt. Dieser Riegel ist die Megali-Viglia, die große Warte, die Grenze von Ajionoros.

Seltsam, wie freigebig Gott die Stelle der Erde ausgestattet. Gleich der Stadt des großen Konstantin, der Herrscherin in der politischen Welt des Orients, gehört der heilige Berg, der wandellose Träger griechischen Kirchenlebens, zwei Erdteilen an. Als östlicher Ausläufer der europäischen Halbinsel Chalkidike reicht er doch in Asiens Inselwelt hinein, dem Einfluß zweier Welten hingegeben. Nur zwölf Stunden lang und nirgends breiter als deren 4, vereinigt dieses kleine Gebiet alle Vorzüge einer schönen und benutzbaren Natur. Hier ist Meer und Berg und Wald beisammen. Und wer den Zauber jenes Meeres gesehen und geatmet, dem wird's immer wie wehmütige Erinnerung daran in der Seele bleiben. Der Wald von Ajionoros aber kann sich dem stolzesten unseres Vaterlandes an die Seite stellen. Mächtige Kastanien, Platanen, Eichen, Tannen treten hier zusammen zur vornehmen Gesellschaft des Hochwalds, hier ist Urdickicht von Haselnüssen und Lorbeer und zahllosem fremdartigen Strauchwerk. In den Lüften schaukelt sich die Liane an starrendem Ast und tief unten in der bemoosten Steinkluft ladet der murmelnde Gießbach auszuruhen auf altem Eichenstamm, um Welt und Zeit zu vergessen. Wie mannigfaltig ist auch die Art des Gebirges! Die Westseite der Halbinsel trägt die schaurigsten Abhänge; der Athos selbst schwingt

sich auf in den kühnen Linien des Hochgebirges. Sein marmorner Kegel ist schneebedeckt vom Herbst bis in den Sommer hinein, in den östlichen Furchen seiner Stirn schmilzt niemals das Eis. In trüben Tagen von Wetterwolken verhüllt, krönt ihn im grellen Licht des Sommers das trübe Flimmern der Glut. Des Abends aber, wenn schon längst Wald und Meer in Schatten gehüllt sind, kündigt der Berg durch purpurnes Glühen an, daß für ihn das Tagesgestirn noch längst nicht erloschen ist. Im Osten fällt der Kamm der Halbinsel bald zu sanften Abhängen ab. Kühne Gießbäche haben die mannigfachsten Thäler gebildet. Blumige Wiesen, Weinberge und Gärten bedecken das Gelände, unten aber reiht sich Bucht an Bucht, in denen das dort sonst unergründliche Meer seine Wogen auf buntem Kieselgeröll, wie auf Mosaik flach und sanft branden läßt. Die gesamte Natur ist belebt von Vögeln und dem Wild des Waldes. Hier singt die Nachtigall und die Schwarzdrossel raschelt durchs Gebüsch. Den Hasen freut der Wechsel zwischen Wald und Feld, das Reh und das Wildschwein finden Unterkunft im Waldesdunkel. Hier rasten der Zugvögel ungezählte Scharen, ehe sie übers Meer setzen, und der makedonische Wolf wagt sein Leben für einen Besuch auf der beutereichen Halbinsel.

Diese Oase in der Wüste des Orients ist nun seit mehr als tausend Jahren eine der berühmtesten Stätten für das christliche Mönchtum, und trägt daher den Namen des heiligen Berges nicht umsonst. Wollten wir den Sagen der Ajioriten glauben, so hätte die Panajia, wie die Griechen die Maria nennen, selbst durch ihren Besuch den Athos seinem heiligen Zwecke geweiht. Sie habe, so heißt es, die Heiden, die damals den heiligen Berg bewohnten, zum Christentum bekehrt. Und die ersten festen Klöster soll Konstantin der Große gebaut haben; so knüpft die Sage wieder an eine für die Griechen berühmte und heilige Persönlichkeit.

Geschichtlichen Boden betreten wir erst im neunten Jahrhundert. Damals gab es noch keine festen Klöster auf der Halbinsel, die Mönche lebten als Einsiedler, zu zweien oder mehreren vereint unter einem geistlichen Führer, dem Igumenos. Alle Igumenen wählten zum gemeinsamen Oberhaupt einen aus ihrer Mitte. Dieser führte den Namen „der Erste", Protos. In dieser Weise waren auch Einsiedlerkolonien an andern Orten organisiert. Der Erste hatte seinen Sitz in dem kleinen Orte Karyäs, der etwa in der Mitte der Halbinsel liegt. Seine Wohnung und die dazu gehörige Kirche bekam den Namen Protaton. Das Leben der ältesten Ajioriten war höchst einfach. Feldbau wurde noch nicht betrieben, kein Lasttier wurde geduldet. Noch galt das Mönchsideal in der strengsten Fassung. Vater, Mutter, Weib und Kinder verlassen, alles verkaufen und den Armen geben, dem Irdischen entfliehen bis zur vollkommenen Bedürfnislosigkeit und Einsamkeit, im Gedanken des Todes den Tod vorwegnehmen, das schien den Bergheiligen der alten Zeit das Höchste, und noch immer bricht im Orient dieses alte Mönchsideal wieder durch.

Der Mann nun, der die Ajioriten auf die höhere Stufe des Mönchslebens nach abendländischem Begriff, nämlich des Zusammenwohnens in Klöstern, führte, war der heilige Athanasios, der um das Jahr 960 den heil. Berg betrat. Von vornehmer Abkunft aus Trapezunt, hatte er sich schon in Kleinasien einen Namen gemacht als geistlicher Kämpfer. Er war mit dem damaligen Kaiser der Rhomäer, dem trefflichen Nikeforos Phokas (963—969) wohl bekannt, und durch kaiserlichen Einfluß und Reichtum unterstützt, konnte er noch vor 965 das erste Kloster auf dem Athos gründen, die berühmte, nach ihm benannte Lawra des heil. Athanasios, an der Südostspitze der Halbinsel, noch jetzt größtenteils im alten Zustande erhalten.

Damit beginnt eine neue, die zweite Periode in der Geschichte von Ajionoros. In dieser entwickelt sich die Gemeinschaft des heiligen Berges zu einem wohlorganisierten Mönchsstaat und hält sich auf dieser Höhe. Es ist auch die Zeit der Klostergründungen, die erst mit der Stiftung des jüngsten, Stawronikita, im Jahre 1540 ihren Abschluß erreicht. Damals begann auch die genaue Durchbildung des Rechtsverhältnisses,

in dem die Ansiedelungen zu einander standen. Die ursprünglichen kleinen Mönchsfamilien, die in den Kellien, den einzelstehenden Mönchshäusern, wohnten, kommen in Abhängigkeit von dem Kloster. Auch eine andere Form des Einsiedlerlebens der alten Zeit oder der Zeit nach Athanasios, das Zusammenleben der heiligen Männer in Mönchsdörfern, die man Skiten nannte, kann ihre Freiheit gegenüber den Klöstern nicht mehr bewahren. Seit jener Zeit werden die Klöster allein die Besitzenden auf Ajionoros. Skiten und Kellien werden gepachtet. So ist es geblieben bis auf den heutigen Tag. Mit Athanasios beginnt auch die Zeit für Ajionoros, in der es den Ruf des geistlichen Konstantinopel gewinnt. Durch zähes Festhalten am Ueberlieferten, durch strenges Leben, später durch Ausbildung einer begeisterten Mystik haben die Mönche des Athos einen bedeutenden Einfluß auf die griechische Kirche ausgeübt.

Daß Athanasios ein Grieche, oder wie die byzantinischen Griechen sich selbst nannten, ein Rhomäer war, hat der Mönchsgemeinschaft sofort rhomäisches Gepräge verliehen, das sie nie verloren. Wie das Reich von Konstantinopel aus mit unverwüstlicher Kraft die fremden Nationen verschiedenster Abstammung rhomaisiert hat, so haben auch die rhomäischen Mönche von Ajionoros den fremden Heiligen, die sich bei ihnen ansiedelten, alsbald die rhomäische Art mitgeteilt und aufgezwungen. Kurz nach Athanasios begann bereits dieser nationale Wettkampf, nämlich als vom kaukasischen Iberien aus, etwa um 980, das berühmte Kloster der Iberer, oder nach moderner Aussprache, der Iwirer, gegründet ward. Fünfzig Jahre später gelang es Mönchen von der Stadt Amalfi in Unteritalien, der kühnen Vorgängerin von Genua und Venedig in der Levante, dicht bei der Lawra ein stattliches Kloster zu erbauen, das ohne Zweifel ebenso sehr merkantilen als religiösen Zwecken dienen mußte. Um 1260 gründet der serbische Fürst Stephan Nemanja das erste slawische Kloster auf dem Athos, Chiliandari; mit allen diesen Nationalitäten hat sich das Rhomäertum siegreich abgefunden. Die Amalfitaner, als Romanen und Lateiner konnten sich kaum bis 1100 halten. Eine höchst romantisch gelegene Ruine in der Nähe der Lawra bezeichnet die Stätte des einzigen fränkischen Klosters auf dem heil. Berge. Die Iwirer wurden im 14. Jahrhundert mit Hilfe des Patriarchen von Konstantinopel moralisch erdrückt, als ihnen nach langjährigen Streitigkeiten von zugezogenen griechischen Mönchen die Teilnahme an der Regierung des Klosters und andere Rechte genommen wurden. Eine sehr kleine, von dem Kloster ganz getrennte Ansiedelung von iberitischen Mönchen oberhalb des Klosters ist der Rest der einst einflußreichen Macht der Iwirer auf Ajionoros. Der Kampf mit den Slawen entschied sich allerdings nicht so leicht. Nach dem Fall des Rhomäerreichs waren die Fürsten der slawischen Balkanstaaten und die von Rußland die größten Wohlthäter von Ajionoros. Es ist wohl kein Kloster, das nicht von dort aus einmal unterstützt wäre. Das verbot ein gewaltsames Vorgehen gegen die Slawen. Doch waren im Anfange dieses Jahrhunderts alle zwanzig Klöster, zwei ausgenommen, sogar das Russenkloster Russiko im Besitz der Griechen. In den letzten Jahrzehnten ist der Rassenkampf zwischen Rhomäern und Slawen allerdings sehr heftig entbrannt. Nach langwierigen Kämpfen haben russische Mönche, aufs reichste unterstützt von der Regierung, das Kloster Russiko in Besitz bekommen. Von dort aus suchen sie sich namentlich durch Pachten von Kellien und Skiten auf den Gebieten der andern Klöster festzusetzen. Doch haben die Griechen längst die Gefahr erkannt und in den letzten Jahren dürfte das Vordringen der Russen zum Stillstand gekommen sein. Und wer russische und griechische Mönche nebeneinander gesehn, wird sich darüber nur freuen.

Die Gründungen der Klöster, die jetzt noch bestehen, verteilen sich nun auf die Jahrhunderte so. In das zehnte fällt die Entstehung von Vatopädi, Xiropotam, Philothen, Ajiu Pawlu. Im elften Jahrhundert sind gegründet Kutlumusi, Dochiariu, Karakallu, Xenophontos, Esfigmenu, Russiko, auch Kachamonchu; das dreizehnte Säkulum fügt Chiliandari und Sographu hinzu. Von 1300—1400 sind Dionysiu, Pan-

tokratoros und Simopetra entstanden. Grigoriu entstammt dem 15. und Stawronikita dem 16. Jahrhundert, wie wir schon oben sagten.

Zu diesen Klöstern gehören elf Skiten und etwa 300 Kellien. Die Zahl aller Mönche aber hat sich stets etwa zwischen 700 und 6000 gehalten.

Kehren wir nun, nachdem wir einen kurzen Ueberblick vorausgenommen, zur Zeit des heiligen Athanasios zurück, so machte sich bald das Bedürfnis nach einer neuen festen Verfassung der ganzen Gemeinde fühlbar, denn durch die Klostergründungen waren namentlich die Rechtsverhältnisse der kleinen Igumenen der alten Zeit verschoben. Schon Kaiser Johannes, der Nachfolger des Romanos, ließ durch den Igumenos des Klosters Studion in Konstantinopel, Euthymios, als durch seinen Gesandten, mit den Klöstern eine Verfassung vereinbaren, deren Original noch jetzt im Mittelort der Klöster, Karyäs, aufbewahrt wird. Nach dieser liegt die Regierung in den Händen des Protos und der Versammlung aller Igumenen, die regelmäßig einmal im Jahre in Karyäs stattfinden sollte. Dem Igumenos der Lawra waren dabei gewisse Vorrechte eingeräumt. Um das Ajionoros seinem frommen Zweck zu erhalten, war alles Verkaufen über das Gebiet des heil. Berges hinaus verboten; namentlich galt diese Beschränkung für den Handel mit Kienholz und Wein. Um die alte Einfachheit zu erhalten, durfte, wie früher, so auch jetzt zu keiner Arbeit ein Lasttier benutzt werden; nur die Lawra durfte ein Paar Lastochsen halten.

Eine Verfassung für sein Kloster, die bestimmend geworden ist für die Gesamtheit der ajioritischen Klöster, hat der heil. Athanasios in zwei Schriften niedergelegt, in seiner „Verfassung“ und in seinem „Testament“. Zwei Pergamenthandschriften in Buchform werden noch jetzt in der Lawra aufbewahrt, die jene beiden Schriften des Athanasios enthalten. Die ältere derselben kann Autograph des Verfassers sein oder scheint doch wenigstens aus der Zeit des großen Mannes zu stammen.

Nach diesen Urkunden war Lawra ein reichsunmittelbares Kloster, wie wir sagen würden. Die Herrschaft in demselben führte ein Igumenos, der von seinem Vorgänger empfohlen und von allen Brüdern gewählt wurde. Im ganzen gehörten zum Kloster damals 125 Brüder, von denen 5 in den naheliegenden Kellien, unter Arbeit auf Feld und Flur, je mit einem Diener, der Erbauung nachgehen durften. Den Angefochtenen und Kranken weist der Heilige mit wohlthuender Milde, die beide Schriften überhaupt durchweht, als Erholungsort das kleine, noch jetzt erhaltene Klösterchen Mylopotamos an. Dieses kleine schloßartige Gebäude liegt dicht beim Iwirerkloster hart am Meer, wunderbar schön und friedlich. Indem Athanasios weiter das Leben der Brüder zwar sehr genauen Regeln unterwirft, legt er doch den Hauptnachdruck auf die Forderung herzlicher Bruderliebe und Demut.

Daß das Leben der damaligen Berggemeinde nicht stillstand, schließen wir mit Recht daraus, daß bereits im elften Jahrhundert die Verfassung von Kaiser Johannes nicht mehr genügte. Im Jahre 1046 bestätigte Kaiser Konstantinos Monomachos einige Aenderungen derselben. Danach durfte jedes Kloster kleine Fahrzeuge halten und bis Salonik seinen Handel ausdehnen, die Amalfiner setzten es sogar durch, daß sie ein großes Schiff besitzen und ihre Beziehungen zu Konstantinopel mit demselben ausnutzen durften, „weil ohne das ihr Kloster nicht bestehen kann“, wie es in der Urkunde heißt. Auch das Verbot der Lasttiere wurde aufgehoben. Zwar mußten die Lawrioten die Schafherden, die sie sich angelegt, wieder aufgeben, doch erlangten sie unter dem Vorwande, ihre Greise und Kranken ohne Fleisch und Milch nicht ernähren zu können, die Erlaubnis, an einem einsamen Ort, fern vom Kloster eine kleine Zucht von Schafen oder Rindvieh zu halten. Mehrere Verbote finden wir von diesen Anfangszeiten an durch alle Jahrhunderte immer wieder eingeschärft. Keine Frau und kein weibliches Wesen darf das Gebiet des heil. Berges betreten und die Dokimi, wie bei den Griechen die Novizen heißen, mußten vorgerückten Alters sein.

Das Zeitalter der Komnenen (1080—1204) brachte den Mönchen viele Vorteile

und neue Stiftungen. Kaiser Alexios Komnenos bestätigte namentlich die Freiheit der Klöster. Dies geschah bei einem Ereignis, das die damaligen Verhältnisse des heil. Berges seltsam beleuchtet. Es waren nomadisierende Slawen, „Walachen", wie es in den Urkunden kurz heißt, mit Weib und Kind und ihren Herden in das Gebiet der Ajioriten eingedrungen. Das hatte auf dem heil. Berge viel Aufsehen gemacht. Die Strengen, an ihrer Spitze die Lawrioten, verlangten die Vertreibung der Eindringlinge, anderen gefiel die Sache. Die Slawen versorgten die Mönche mit Milch und Käse und ihre Frauen versahen den Klosterhaushalt. Da wurde ein Gebot des Patriarchen Nikolaos bekannt, das die sofortige Austreibung der Nomaden befahl. Die Rigoristen triumphierten, die Gegner trauerten und klagten. Ja viele wanderten mit den Hirten aus, so daß der heilige Berg zu veröden drohte. An der drohenden Entvölkerung des Athos nahm der Kaiser Alexios nun Anlaß, dem Patriarchen sein zwar wohlgemeintes aber unrechtmäßiges Vorgehen gegen die Mönche vorzuhalten, da der heilige Berg nur dem Kaiser selbst unterstehe. Zu allgemeiner Verwunderung aber lehnte der Getadelte es rundweg ab, das bewußte Schreiben an die Klöster erlassen zu haben. Erst nach längerer Zeit kam es denn heraus, daß der Igumenos der Lawra, Johannes Walmas, das Schriftstück untergeschoben hatte.

Während der lateinischen Herrschaft in Konstantinopel hielten die Ajioriten streng an der griechischen Sache. Obwohl ihnen Innocentius III. von Rom aus versprach, den heil. Berg in seine und des heiligen Petrus Protektion zu nehmen, und ihnen alle ihre Privilegien bestätigte, so wandten sie sich doch, als einst in dieser Zeit der neue Patriarch von Bulgarien seine Macht sie fühlen lassen wollte, um Hilfe nicht nach Rom oder Konstantinopel, sondern an den Kaiser von Nicäa Johannes, der denn auch mit Hilfe des Bulgarenkönigs ihnen Abhilfe schaffte.

Im Jahre 1261 stürzte Michael Paläologos die Frankenwirtschaft und eröffnete die letzte Dynastie der Rhomäer in Konstantinopel, die der Paläologen. Um diese Zeit trat zum erstenmale die ganz eigentümliche Mystik öffentlich auf Ajionoros auf und wird von nun an ein ganz wichtiger Bestandteil der mönchischen Lebensanschauung. Im vierzehnten Jahrhundert, das darf man als Parallele aufstellen, beginnt auch in der abendländischen Kirche eine mystische Bewegung. Ein Mönch vom Katharinenkloster auf dem Sinai, namens Gregorios, so heißt es in dessen Lebensbeschreibung, kam auf einer Pilgerreise auch nach Kreta. Hier traf er einen alten erfahrenen Mönch, der ihn, als sie einst von der Erreichung vollkommenen Lebens redeten, dahin belehrte, daß zu den praktischen Uebungen des Fastens, Betens und Gehorchens auch die „Theorie" kommen müßte, die geistige Erhebung zu Gott, wolle anders der Mönch ein wahrer Mönch sein. Bei der Ausübung solches Ringens nach der Gemeinschaft Gottes müßte der Fromme sich in einen stillen, am besten auch dunkeln Raum zurückziehen, das Kinn auf die Brust senken, seine Gedanken von aller Welt abziehen und konzentrieren auf die kurzen Gebetsworte: „Herr Jesu Christe, Sohn Gottes, erbarme dich meiner"! die er mit vollster Andacht im Geist ohne Aufhören vor sich hinzusprechen habe, das Atmen dabei möglichst anhaltend. Dann würde bald ein eigentümliches Wärmegefühl den Betenden überkommen, Thränen würden aus den Augen brechen, Wonneschauer die Seele ergreifen und bei geduldiger Uebung endlich werde dem Entzückten ein Licht erscheinen, überirdisch, geistig, göttlich, und in dieser Lichtsphäre erscheine Gott, der den Begnadigten wenigstens auf die Zeit des Gebetes in die Gefilde der Seligen führe. Da jenes Gebet diese unaussprechliche herrliche Wirkung habe, so nenne man diese Theorie auch „die Lehre von dem geistigen Gebet."

Gregorios nun, der Mönch vom Sinai, brachte diese merkwürdige Lehre nach dem Athos, den er auch auf seiner Pilgerreise berührte. Hier fand er genug gebetsfreudige Schüler. In dem Kellion Magullah, dicht beim Iwirerkloster, soll er gelehrt haben. Bald gehörten die meisten Ajioriten zu den „Ruhenden", wie sich die neuen Enthusiasten nannten. Bald drang die Kunde von dem wunderbaren Erscheinen des göttlichen Lichts

auf Ajionoros in die Welt. Widerspruch wurde laut. Von ferne kam man, um sich Kunde zu holen. So erschien auch von Italien ein Mönch, namens Barlaam, der entlockte einfältigen Bergheiligen die merkwürdigsten Aussagen über das Gottschauen. Mit scharfer Feder wußte er die frommen Ruhenden dann anzugreifen. Entgegnungen blieben nicht aus. Klagen auf Irrlehre folgten bald. Kaiser und Kaiserinnen, Patriarchen und Synoden entschieden für oder gegen die Ajioriten. Die Litteratur wuchs ins Unendliche und die gesamte griechische Kirche war in Aufregung. Endlich auf der Synode von 1351 bekamen die Mönche vom Athos recht. Seit der Zeit ist die griechische Dogmatik bereichert um den Satz vom erscheinenden göttlichen Licht; die nie ruhende Polemik gegen die Lateiner hat ein Geschoß mehr, das sie gegen Rom schleudern kann, in den tiefen Wäldern aber von Ajionoros, in der einsamen Zelle oder im halbdunkeln Kämmerchen hinter turmhoher Klostermauer lehrt man die alte heilige Lehre vom geistigen Gebet heute wie zu den Zeiten der Paläologen. Und dadurch ist erst die mönchische Weltanschauung zur Vollendung gekommen, daß zu dem verneinenden Streben nach Abtötung des Irdischen das positive des Ringens nach Vereinigung mit Gott gefügt wurde.

Während man so durch die Lehre vom geistigen Gebet den Weg gefunden zu haben glaubte, der Welt zu entfliehen, brach der Geist der Welt gerade um diese Zeit in höchst verderblicher Weise in die Hürden der Heiligen ein. Bislang hatte zu den grundlegenden Klostergesetzen der Satz von der persönlichen Besitzlosigkeit gehört. Eigentum besaß nur das Kloster. Jetzt kam es auf, daß hie und da in den Klöstern reiche Eintretende nicht auf ihr Eigentum verzichten wollten. Andere arbeiteten für sich. Das gemeinsame Leben wurde durchbrochen, manche richteten sich auf eigene Kosten ihren eignen Haushalt ein. Dieses idiorrhythmische Leben, wie man es nannte, untergrub das ganze Klosterleben. Keine Disziplin konnte mehr geübt werden, Gehorsam gegen den Igumenos vermochte man nicht mehr zu erzwingen. Die es ernst meinten mit dem mönchischen Leben, mißbilligten diese unerhörten Neuerungen, sie hatten auch die Patriarchen in Konstantinopel auf ihrer Seite, aber sie drangen nicht durch. Kaiser Manuel Paläologos sah sich genötigt, in dem Ausschreiben von 1406, in dem er verschiedene Punkte des ajioritischen Lebens beleuchtete, der gefährlichen neuen Lehre von der Berechtigung des Eigenbesitzes der Mönche Konzessionen zu machen. Er billigte dieselbe zwar nur für jetzt, da es schwierig sei, den einmal Besitzenden ihr Eigentum zu nehmen. Doch war mit dieser Nachgiebigkeit die gute Sache verloren. Da in den Klöstern, in denen die Mönche Besitz hatten, auch des Igumenos' Stellung unmöglich war, riet der Kaiser ebenfalls, dem Abt einen Rat von 15 Brüdern an die Seite zu stellen. So fiel auch das monarchische Regiment in vielen Klöstern. Solche Klöster, in denen jeder seinen eignen Haushalt führte und die Verfassung eine demokratische war, nannte man seit der Zeit kurz idiorrhythmische Klöster, die aber nach den alten Regeln weiter sich richteten, wurden im besonderen Sinne mit dem alten Namen „Kinowien" geschmückt, d. h. Klöster mit gemeinsamem Leben. Diese Spaltung hat sich auf Ajionoros erhalten bis auf den heutigen Tag.

Werfen wir nun noch einen Blick auf die Bildung der Ajioriten im verflossenen Zeitraum, so können wir nur bezeugen, daß der Athos seit des Athanasios Zeiten eine Stätte der Wissenschaften, Künste und Kunsthandwerke gewesen ist. Hier ist vor allem hinzuweisen auf die ungeheure Anzahl von kostbaren Handschriften, die auf dem Athos verfertigt sind, von dort aus über die ganze Welt zerstreut wurden oder sich jetzt noch in den Bibliotheken finden. Diese Schriften aber wurden nicht allein von den Mönchen geschrieben, sondern auch gelesen, wie man an den vielfachen Spuren des Gebrauchs erkennen kann. Namentlich die griechische Theologie erfuhr Bereicherung durch den Eifer der Bergheiligen, und was z. B. von ihnen über das göttliche Licht geschrieben ist, wird für die Geschichte der Religion von dauerndem Interesse sein. Auf dem Gebiete der Kunst liebte man namentlich die Schnitzerei in Holz und Elfenbein und

die Malerei. Seltsam ist es, daß die Muster, die die Mönche bei ihren Schnitzereien verwenden, vielfach an asiatische Formen erinnern. Als bedeutungsvolles Ornament z. B. wenden die Künstler häufig jenes kreisrunde Zeichen an, das bei den Buddhisten seit Urzeiten als das Zeichen der Sonne gilt. Nicht unwahrscheinlich ist es, daß die Einführung dieses Sinnbilds des Lichts mit der Erscheinung der Mystik des göttlichen Lichts auf Ajionoros in Verbindung gestanden. Maler gab es von früh an unter den Mönchen. Schon die Konstitution des Kaisers Johannes unterschreibt ein „Georgios der Maler" und ein „Nikolaos der Schönschreiber".

Im Jahre 1453 erfüllte sich das längst vorhergesehene Schicksal des rhomäischen Reichs. Damit brach für den gesamten griechischen Orient eine neue Zeit an. Im Aeußeren sind den Ajioriten die neuen Herrscher, die Türken, selten beschwerlich gefallen. Auf dem h. Berge war sogar mancherlei gestattet, was im übrigen türkischen Reich verboten war, so der Gebrauch von Kirchenglocken und das Aufstellen des Kreuzes an öffentlichen Wegen. Gegen die Zahlung einer jährlichen Abgabe ließ man die Heiligen in Frieden, störte nicht ihre Verfassung und mischte sich nicht in ihre Angelegenheiten. Allerdings sind solche Erzählungen, wie daß der große Sultan Selim I. im 16. Jahrhundert das Kloster Xiropotam nach einer Feuersbrunst von Grund aus neu gebaut und reich ausgestattet, als Sagen zu betrachten. Zur Vertretung der türkischen Regierung wohnt seit alters ein höherer türkischer Beamter unter den Mönchen, jetzt ein Kaimakam. Die Rücksicht auf die Ansichten der Ajioriten veranlaßt die Regierung dabei, auch ihren Beamten nicht zu gestatten, daß sie ihre Familie bei sich haben.

Das Folgenschwere und Verhängnisvolle der neuen türkischen Zwingherrschaft war namentlich für die Griechen ihre geistige Unterdrückung. Die offizielle Sprache des Reiches ward die Sprache der Sieger, das Türkische. Die griechischen Schulen gingen ein, die Kenntnis des Altgriechischen verlor sich. Das Volksgriechisch, jenes interessante Gemisch von Griechisch, Romanisch, Slawisch, Türkisch ward die Schrift- und Umgangssprache für die Griechen, eine Sprache, die wohl für Erbauungsbücher und kindlichen Chronikenstil genügte, aber keineswegs eine höhere Bildung vermitteln konnte. Wer in jener Zeit sich bilden wollte, ging nach Italien, ward aber dadurch meist der griechischen Kirche und seinem eigenen Volk entfremdet. Der Mangel an allgemeiner Bildung brachte auch der Kirche großen Schaden. Ihr alleiniges Leben ward der Kultus und dieser konnte es mit dem Islam, wenn er geistig und begeistert auftrat, nicht aufnehmen. Versuche vom Abendlande aus der Schwesterkirche zu helfen, wurden von dieser in alter Starrheit zurückgewiesen. Die lutherische Kirche erlebte das namentlich im 16. Jahrhundert, als die Reformatoren und ihre Schüler mit dem Patriarchen Jeremias II. in Verbindung traten. Für die römische Kirche suchten die Jesuiten besonders zu wirken, doch auch mit geringem Erfolg. Erst in der Mitte des 17. Jahrhunderts sind leise Lebenszeichen im griechischen Volk wieder zu bemerken. Von da an bahnt sich die Wiedergeburt der Griechen an, die in der nationalen Selbständigkeit eines Teils derselben ihren vorläufigen Abschluß gefunden hat.

Diese Schicksale des ganzen Volkes erlebten die Bewohner des heil. Berges mit. Dunkel sind jene Zeiten des 16. und 17. Jahrhunderts auch für Ajionoros. Der Patriarch Joakim I. klagt in einem Brief an die Mönche von 1499, daß sie die Satzungen der Väter verlassen. Aus anderen Quellen läßt sich erkennen, daß das idiorrhythmische Leben der Mönche in jenen Zeiten die alte Strenge des Lebens bei den meisten untergraben hatte. Im Jahre 1574 sah sich der Patriarch Jeremias II. genötigt, die alten Konstitutionen den Mönchen besonders wieder einzuschärfen. Er ermahnt außerdem z. B. kein Maß und Gewicht beim Handel zu benutzen, außer dem vom Protos anerkannten. Für die Kastanien, Kirschen und dergleichen werden bestimmte Preise festgesetzt. Die Fabrikation und der Genuß von Branntwein wird den Bergheiligen untersagt. Solche und andere Verbote lassen auf manche sittliche

Schäden schließen, an denen das Leben des Ajionoros damals krankte. Im 17. Jahrhundert schüttelten die Klöster auch die letzte Herrschaft ab, die ihnen wenigstens noch eine Kontrolle auferlegt hatte, die des Protos. Die fünf größten Klöster Lawra, Vatopädi, Jwiron, Chiliandari und Dionyssiu nahmen die Herrschaft in die Hand.

Während so die äußeren Bande auf Ajionoros am meisten gelockert waren, begann gerade um diese Zeit der Wiederaufschwung zum Bessern. Damals lebte auf dem heil. Berge der bedeutendste religiöse Schriftsteller jener Zeiten, Agapios Landos. Seine Erbauungsbücher und Heiligenleben, in der Volkssprache geschrieben, erleben bis auf den heutigen Tag unveränderte Auflagen, denn die moderne Erbauungslitteratur der griechischen Kirche findet beim Volke kein Zutrauen. Im folgenden Jahrhundert sehen wir Ajionoros an der Spitze der geistigen Bewegung des griechischen Volkes. Im Jahre 1749 nämlich gründeten die Vorsteher des Klosters Vatopädi in Verbindung mit dem Patriarchen Kyrillos V. dicht bei ihrem Kloster in einem zu dem Zweck errichteten, prachtvollen Gebäude die Athosakademie, die eine Lehranstalt im Großen werden sollte, namentlich für den griechischen Klerus. Hier wollte man orthodoxe Kirchenlehre, das Studium der griechischen Klassiker und moderne abendländische Philosophie miteinander verbinden. Nachdem als erster Direktor der Mönch Neophytos die Sache in den Gang gebracht, berief man den größten Griechen der Zeit, Ewjenios Wulgaris. Dieser stammte aus Korfu. Seine Bildung war eine tiefe und universale. Er kannte die Klassiker seines Volkes nicht weniger als die Systeme der damaligen abendländischen Philosophie. Namentlich hat die Lehre Leibnitzens ihn beeinflußt. Er stand zwar bei den orthodoxen Griechen im Ruf der Freisinnigkeit, doch wußte er sich bald durch einige kräftige Schriften gegen die Lateiner wieder in die Gunst der rechtgläubigen Kreise zu setzen. Seine Werke sind sehr anziehend zu lesen. Durch alles, was er sagt, geht ein erfrischender Lebenshauch. Wie die Humanisten der abendländischen Renaissance klassisches Lateinisch liebten, erstrebte Ewjenios tadelloses Griechisch. Wie bei jenen die Ausdrucksweise sich gern an klassische Vorbilder anschloß, so bewegt sich der griechische Humanist am liebsten in den Begriffen und Bildern seiner großen nationalen Vorfahren. Vieler Sprachen mächtig, übersetzte Ewjenios viele abendländische Werke ins Griechische, seinem Volke dadurch eine Bildungsquelle nach der anderen erschließend. Er selbst schrieb unter anderem eine Logik und eine Metaphysik, Lehrbücher, die seit Jahrhunderten zum erstenmal wieder weiteren Kreisen die Grundlagen höherer Bildung vermittelten. Von der Theologie legte er seinen Zeitgenossen nicht nur eine systematische Darstellung vor, sondern er führte sie auch durch eine geistreiche, praktische Erklärung der fünf Bücher Mosis in die Bibel ein. Sogar auf dem Gebiet der Mathematik und der Physik bewegte er sich für seine Zeit mit rühmlichem Erfolg. Ewjenios kam 1753 nach dem Athos. Angestellt mit dem für damalige Zeiten sehr hohen Gehalte von etwa 3000 Mark, war er verpflichtet, täglich zwei Stunden Philosophie vorzutragen. Er aber übernahm sofort vier Stunden für jeden Tag, richtete Lateinklassen ein, um seinen Schülern die abendländische Bildung erschließen zu können, ließ im Griechischen Herodot, Thukydides, Demosthenes, Platon und Aristoteles lesen und wußte namentlich, wie alle großen Pädagogen, durch seinen lebenschaffenden Geist den Eifer und die Begeisterung seiner jungen Leute aufs höchste zu entflammen. Aus allen Teilen Griechenlands strömten Jünglinge herzu; 20 Schüler fand Ewjenios bei seinem Kommen vor, 200 hatten sich bald gesammelt. Man kann noch jetzt in der traurigen Ruine der Schule die kleinen Schülerzellen erkennen, jede einzelne mit einer Ofenanlage, so daß die Studierenden auch im Winter arbeiten konnten. Das Gebäude bildet ein längliches Viereck mit einem freien Hof in der Mitte, war also nach der Art der Klöster gebaut. Die Anstalt war Internat und wie eine große Familie lebte Ewjenios mit seinen Lehrern und Schülern. Vielleicht gab es auf der ganzen Welt keinen geeigneteren Ort für ungestörtes Leben in den höchsten geistigen Sphären als jener grüne Hügel bei Vatopädi. Unendliche Weltferne, träumerische Weitsicht auf

das vaterländische Meer mit seinen blauen Inseln, dort das zinnengekrönte ehrwürdige Kloster, ein lebendiger Zeuge vergangener byzantinischer Herrlichkeit. Eine Bibliothek in demselben mit mehr als tausend, zum Teil höchst bedeutenden Handschriften und einer für Studenten ausreichenden Anzahl gedruckter Werke aus allen Gebieten. Im Rücken endlich tiefer grüner Wald, dem müden Geiste allzeit Ruhe und Frische verheißend. An solcher Stätte nun ein Lehrer wie Ewjenios, ein selbständiger Geist, weitherzig, begeistert für alles Wahre und Große, das Kultuschristentum seiner Zeit, vielleicht gegen sein Bewußtsein, überfliegend — gewiß dort zeigte sich niemals das Ideale unverhüllt vom Staub der Welt, freilich auch nur für eines Augenblickes Länge. Der geniale Mann auf dem Athos wurde wahrscheinlich den Regierungskreisen in Stambul unbequem, oder ob Privatfeinde aus Neid die Sache anspannen, kurz man begann bald eine Opposition gegen Ewjenios an der Schule selbst zu schüren. Unter den Studenten bildeten sich Parteien. Die einen nannten sich Ewjeniten als die Anhänger des Ewjenios, andere Meletiten nach dem Vorsteher von Vatopädi, namens Meletios, der damals am meisten im Kloster vermochte, wieder andere nach dem Patriarchen Kyrillos, eine vierte Partei, ich weiß nicht warum, Veneter. Leider nahm für die Widersacher Partei derselbe Patriarch Kyrillos, der damals, nach dem Athos verbannt, in Vatopädi lebte. Leicht hetzte man nun auch den Fanatismus der Mönche auf, indem man ihnen vorspiegelte, wie des Ewjenios Lehren dem strengen Leben zuwiderliefen. Endlich kam es sogar dahin, daß man in der Schule, nachdem die Disziplin sich immer mehr gelockert, dem einst vergötterten Lehrer mit Stockschlägen drohte. Da verließ dieser die Schule und floh nach dem Iwirerkloster. Das war im Jahre 1758. Mit dem Weggang des Ewjenios aber war der Schule das Urteil gesprochen. Sie hielt sich zwar noch bis in den Anfang dieses Jahrhunderts, sank aber sehr schnell zu einer niederen kirchlichen Bildungsanstalt herab. Ewjenios aber ging nach einem kurzen Aufenthalt in Konstantinopel nach Leipzig und von da nach Berlin. Hier wurde er auch an den Hof Friedrichs II. gezogen, der ihn dann der Kaiserin Katharina II. von Rußland empfahl. In Rußland starb Ewjenios in den höchsten kirchlichen Ehren.

Im öden Schulhof von Vatopädi aber baute man ein Kirchlein, dem Elias geweiht. Zu ihm, als dem wasserspendenden Heiligen, wallfahrten bei großer Dürre die Mönche von Vatopädi in feierlicher Prozession. Elias hat jedoch die geistige Quelle lebendigen Wassers nicht wieder fließen lassen, die einst an dieser Stätte sprudelte.

In jenen Jahren erstarkte das kirchliche Bewußtsein bei den Patriarchen endlich wieder so weit, daß sie mit Energie den früher besessenen Einfluß auf die ajioritischen Verhältnisse wieder anstrebten. Besondern Anlaß mochte dazu geben, daß in jener Zeit fast alle Klöster das gemeinsame Leben verließen, auch viele theologische Zänkereien die Mönche entzweit hatten. Im Jahre 1783 nahm der Patriarch Gabriel den fünf großen Klöstern die Herrschaft und erließ eine neue Konstitution, die noch jetzt fast zu Recht besteht. Danach liegt die Regierung bei der Versammlung der 20 Klosterabgeordneten, die in Karyäs ihren Sitz hat. Einen geschäftsführenden Ausschuß besitzt dieser Senat an den vier Epistaten, deren Würde von je vier Klöstern weitergeht, bis sie die Zahl der zwanzig durchlaufen. Die Reihenfolge bestimmt alte Tradition. Die Abgeordneten und ihr Ausschuß halten ihre Sitzungen im alten Protaton, in einem hufeisenförmig möblierten Saale. Es geht da sehr würdevoll und mit peinlicher Ordnung zu und fustanellenbekleidete, schwerbewaffnete Diener erhöhen den Glanz der Klostervertretung.

Der griechische Freiheitskampf hat wohl einem Teile der Griechen nationale Selbständigkeit verliehen, er hat aber auch viel verwüstet. Das Volk hat sich an ihm für lange Zeit verblutet. Das gilt auch für Ajionoros. Fünfzehnhundert Mönche kämpften 1821 tapfer bei Salonik gegen türkische Uebermacht. Dafür lag aber bis 1830 militärische Besatzung in den Klöstern. Diese waren daher vielfach verödet, und jedenfalls

war die hoffnungsvolle Saat des vergangenen Jahrhunderts zertreten, als nach Abzug des Militärs die Mönche sich wieder einrichteten. Empfindliche pekuniäre Einbuße erlitten die Klöster noch, als in den sechziger Jahren die rumänische Regierung ihnen die reichen Besitztümer, die sie in den Donauländern besaßen, ohne Ersatz abnahm.

Heute liegt, wie über dem ganzen Orient, so auch über der Welt von Ajionoros ein Gefühl der Unsicherheit und der Erwartung. Was für ein Kreuz wird die Ajia Sophia tragen, ein griechisches oder ein lateinisches? Das ist die Frage der Zeit.

Werfen wir jetzt, nachdem wir die Geschichte von Ajionoros kurz durchwandert haben, einen Blick auf das heutige Lebensideal der Ajioriten und ihre Mittel, dasselbe zu erreichen, so sind wie in alter Zeit Weltflucht und mystische Vereinigung mit Gott die beiden Gesichtspunkte, von denen aus sich alle Erscheinungen des Mönchslebens auf dem Athos begreifen lassen. Ein berühmter Ajiorit, namens Nikodemos, gab im Jahre 1801 ein „Handbuch des geistlichen Rats“ heraus, in dem er bis ins genaueste ausführte, wie das gesamte Leben der Mönche im Irdischen einer steten Disziplin unterzogen werden müßte, um endlich abgetötet zu werden. Um die Vereinigung mit Gott zu erreichen, müßte das so entleerte Leben rein religiöse Formen eingehen, um auf diesem Wege endlich mit dem „geistigen Gebet“ das Leben in Gott zu gewinnen.

Aus der konsequent durchgeführten Weltflucht erklärt sich das einzigartige Verbot, daß keine Frau den Boden von Ajionoros betreten darf. In den sechziger Jahren, so erzählte mir der alte Fremdenbruder in Iwiron, seien einmal englische Aristokraten mit ihren Damen bei Iwiron gelandet. Doch habe die Panajia wenigstens soweit die Bitten der Mönche erhört, daß sie den Eintritt der Frauen ins Innere der Klöster nicht zugelassen. Das Unheilvolle dieses Einfalls schilderte der alte Mönch mit nicht schwächeren Farben, als die Chronisten des Mittelalters etwa einen Einbruch der seeräuberischen Araber oder Italiener. Uebrigens wird auf Ajionoros auch kein weibliches Tier geduldet; nur in ganz abgelegenen Kellien habe ich wohl eine Henne mit Küchlein wahrgenommen, doch darf das ja nicht ruchbar werden.

Die Weltflucht verbietet auch den Genuß von starken Speisen, vor allen Dingen den Genuß des Fleisches. Für einen einsam lebenden Mönch, der streng den Geboten nachkommen will, bestimmt daher eine Speiseordnung des 17. Jahrhunderts, die aber auch noch jetzt von vielen innegehalten wird, folgendes: „Iß die ganze Woche nur Brot und Wasser, und zwar nur einmal des Tags, nach Untergang der Sonne, aber auch das mit Maß und nicht bis zur Sättigung. Gekochtes Essen und Wein gestatte dir nur Sonnabend und Sonntag, aber auch dann nicht bis zur Sättigung, sondern nur die Hälfte von dem, was man in den Klöstern mit gemeinsamem Leben ißt, und zwei bis drei kleine Gläser Wein, wenn du alt oder krank bist. Wenn du aber jung oder kräftig bist, mag der Wein ganz fehlen, ebenso auch das gekochte Essen.“ In den Klöstern ist nun allerdings tägliches warmes Essen Regel, doch sind Bohnen, Kichererbsen, Linsen, Knoblauch die Hauptnahrung; Salzfisch gilt als Ausnahme, frischer Fisch und Eier als seltene Delikatessen. Fleisch habe ich nur in zwei idiorrhythmischen Klöstern und in einem Kellion gegessen. Dabei darf man aber nicht vergessen, daß drei Tage in der Woche gefastet wird, nämlich Montag, Mittwoch, Freitag. An diesen Tagen gibt's in den strengen Klöstern nur Bohnen, in Wasser ohne jede Zuthat gekocht, rohe Gemüse mit Tomaten und Brot. Zu diesen dauernden Fasttagen kommen dann noch die sehr strengen Fastenzeiten vor Ostern, vor Weihnachten, vor Himmelfahrt Mariä und nach Pfingsten. Die Ordnung für die Osterfasten ist nach den Vorschriften des heil. Athanasios folgende: „In der großen Fastenzeit essen wir nur einmal des Tags, außer am Sonnabend und Sonntag. Wir essen aber in der ersten und mittleren Woche meist abgekochte Bohnen oder Kichererbsen, zuweilen auch Salzfrüchte ohne Oel, auch Kastanien oder andere Früchte. In der zweiten, dritten, fünften und sechsten Woche essen wir abgekochte Bohnen und gekochtes Gemüse mit geriebenen Nüssen, außer am Mittwoch und Freitag, denn an diesen Tagen essen wir die Speisen der ersten

Woche. Die ganze Fastenzeit hindurch aber trinken wir keinen Wein, nur am Sonnabend und Sonntag."

Folge dieser enthaltsamen Lebensweise ist, daß man selten wohlbeleibte Mönche auf Ajionoros findet. Doch sind die meisten sehr kräftig, ausgezeichnete Fußgänger und Ruderer. Indes wußte man mir von eigentümlichen Knochenkrankheiten zu erzählen, die von dem ausschließlichen Genuß der Hülsenfrüchte sich bildeten.

Die Abtötung alles Irdischen soll auch die Kleidung der Mönche darstellen. Das Haupt bedeckt eine schwarze Filzmütze, einem Cylinderhut ohne Krämpe vergleichbar. In der Kirche und beim Essen verhüllt die Mütze wieder ein schwarzer Schleier, der vom Kopf nur das Gesicht freiläßt, denn der Mönch soll womöglich alle Sinne von der Außenwelt abschließen. Zwei lange schwarze Kleider decken den Leib; das untere ist eng und wird gegürtet, das obere ist weit und verbirgt die Gestalt des Trägers. Jenes bedeutet die Gerechtigkeit, die der Mönch mit seinem Stande anzieht, der Gürtel die Enthaltsamkeit, das Obergewand deutet auf den göttlichen Schutz. Breite starke Lederschuhe kleiden den Fuß; sie wollen daran erinnern, daß der Mönch auf dem schmalen Wege wandern soll.

Zu diesen, allen gemeinsamen, Kleidern kommen noch die besondern Zeichen der beiden Stände; denn statt wie das römisch-katholische Mönchtum sich in verschiedene Orden zu scheiden, ist das des Orients ein allumfassendes geblieben, hat dafür aber einen niedern und einen höhern Stand ausgebildet, die durch die Strenge der Anforderungen in den geistlichen Uebungen und durch die Kleidung sich unterscheiden. Die Mönche erster Ordnung tragen über dem Untergewand eine lange, schmale schwarze Schürze, auf der mit roter oder weißer Schnur ein Kreuz mit den Worten „Jesus Christus siegt" sich abhebt. Diese Schürze wird an einem Schlitz über den Kopf gezogen und schließt mit einer kleinen Kapuze, die der Rest der alten großen Kapuze ist, an deren Stelle die heutige mörserförmige Mütze getreten ist. Ueber dieser Schürze hängt wieder ein auf beiden Seiten des Körpers symmetrischer Komplex von Wollschnüren, der an vielen Stellen Kreuze bildet und das Kreuz in Erinnerung bringen will, das die Mönche ihrem Herrn nachtragen sollen. Das Abzeichen der Mönche zweiter Ordnung besteht jetzt nur noch in einem spannebreiten Stück schwarzen Zeugs, das, unter dem Unterkleid getragen, ebenfalls mit Kreuz und Spruch geschmückt und daher als eine Artt von Amulett zu betrachten ist. Den Mönchen erster Klasse begegnet man vorzugsweise nur in den Klöstern mit gemeinsamem Leben und in den Skiten.

Alle diese Gewänder werden dem Mönch bei der Schur feierlich überreicht. Ich wohnte einer solchen im Iwirerkloster bei. Dieselbe fand um 2 Uhr nachts statt, und zwar in dem kleinen Kirchlein, in dem das berühmte Bild der Panajia Portaïtissa hängt, das bereits um 1300 in Urkunden erwähnt wird. Der Priester stand in der mittleren Thür der Bilderwand, rechts von ihm an dieser das Panajienbild. Der Dokimos, Awirkios war sein Name, der geschoren werden sollte, kam unter mehreren Fußfällen auf den Knieen durch die Kirche gerutscht, nur mit seinem Unterkleid angethan, denn die Kleider der Welt soll der Mönch draußen lassen. Ernster monotoner Gesang der Brüder empfing ihn. Sie sprachen in des Neulings Namen die Worte aus dem Gleichnis vom verlorenen Sohne, dessen Grundgedanken die ganze Zeremonie beherrschen: „Oeffne eilend Deine Vaterarme, denn ohne Heil verbrachte ich mein Leben. In dem unergründlichen Reichtum Deiner Gnade übersieh nicht mein armes Herz, denn in Zerknirschung ruf' ich zu Dir: Ich habe gesündigt, Vater, in dem Himmel und vor Dir." Dann folgen die schwerwiegenden Fragen der Gelübde, deren jede der Neuling mit den Worten beantwortet: „Ja, mit Gottes Hilfe, ehrwürdiger Vater", und nach längeren Ermahnungen die Schur. Bei dieser wird aus dem Haupthaar des Mönchs an vier Stellen, vorn, hinten und an den beiden Seiten über den Ohren eine Locke abgeschnitten, so daß die Verbindungslinien der Schnittstellen ein Kreuz bilden. Die gefallenen

Haarbüschel bindet der Priester zusammen und thut sie an einen heiligen Ort, in Zwiron hinter das Panajienbild. Das Gelübde gilt ja der Panajia im besondern. Endlich folgte die Anlegung der Gewänder und der Neubekleidete erhielt ein Kreuz in die Hand, das alle anwesenden Brüder, ihm gratulierend, küßten.

Zur Zucht in allen irdischen Dingen gehört auch der Verzicht auf allen Komfort des Lebens. Die Zimmereinrichtungen in den strengen Klöstern sind sehr einfach. Eine Holzbank, mit einem Sack, einer bulgarischen Decke oder einem billigen türkischen Teppich belegt, dient zum Sitzen und zum Schlafen. Ein einfacher Holztisch, selten Stühle, zuweilen ein alter Schrank, vollenden das Meublement. Die Wände schmücken einige Bilder, die meistens den Tod oder das jüngste Gericht oder etwas aus dem Leben der Heiligen darstellen. Nur der Igumenos, als offizielle Person, hat zuweilen eine bessere Einrichtung. Spiegel findet man selbst in reichen Klöstern selten. „Spiegel befördern die Eitelkeit“, sagt man auf Ajionoros. Die Toiletteneinrichtungen machen dem Fremden überhaupt viele Schwierigkeiten. Schon daß man sich auf dem Korridor unter dem Hahn der Wasserleitung waschen muß, gehört nicht zu den Annehmlichkeiten. Petroleum ist in den meisten Klöstern der Feuergefährlichkeit halber nicht beliebt; die teilweise sehr primitiven Lampen werden vielfach noch mit Oel gespeist. Im allgemeinen erhöht die Strenge der Lebensordnung und die Höhe der Bedürfnislosigkeit nach Ansicht der Mönche die Heiligkeit des Lebens. Die Eremiten, die sich den Diogenes zum Vorbild genommen und im abgelegenen Felsspalt des hohen Athos von Brot, Wurzeln und Kräutern leben, genießen daher noch immer vorzugsweise den Ruf einer besondern Heiligkeit.

Alle an die Welt erinnernden Vergnügungen wollen ferner die Rigoristen von Ajionoros ganz und gar ausgeschlossen wissen. Kein weltliches Lied hört man dort singen, zu pfeifen gilt für sehr unschicklich, lautes Lachen habe ich innerhalb des Klosters nie gehört. Lautlos thun die Mönche ihre Arbeit. Mit leiser Stimme gibt der Igumenos die Befehle, ohne Entgegnung leisten die Brüder den Gehorsam. Klavier und Harmonium sind verboten, Orgeln in der griechischen Kirche überhaupt verpönt. Keinem Gesellschaftsspiel darf der Mönch frönen, auch mit dem Schach macht man keine Ausnahme. Tiere, wie Hunde oder Singvögel, sich zum Vergnügen zu halten, gilt als Dienst der Welt. Nur eine große Anzahl zum Teil stattlicher Kater bevölkern die Klöster. Diese einzigen Freunde der Mönche aus dem Tierreich führen nach ihren Farben besondere Namen, auf die sie auch hören. Die braunen heißt man gern „Schakal“, die schwarzen „Mohr“, und sofort. Auch sind diese Tiere vielfach gut abgerichtet. Sie sitzen aufrecht, schlagen Purzelbäume, springen über den Stock und machen ähnliche Kunststücke. Nirgends auf der Welt gibt es so viele Nichtraucher als auf Ajionoros. Ich sprach über diese Form der Entsagung mit einem trefflichen Mönch im Kloster Kutlumusi. Der meinte, Sünde sei das Rauchen zwar nicht; wer aber nach Vollkommenheit strebe, dürfe seinen Leib auch nicht solchen knechtenden Gewohnheiten hingeben.

Diese allgemeine strenge Zucht folgt, möchte ich sagen, dem Mönch noch über den Tod hinaus. Stirbt einer der Brüder, wird ihm, nachdem er gewaschen, die schwarze Mütze über den Kopf gezogen, den übrigen Körper näht man ein in das schwarze Obergewand, das er bei seinen Lebzeiten getragen. Denn nun ist der, welcher der Welt schon im Leben starb, dieser vollends gestorben; darum soll ihn kein Mensch mehr sehen. Alle Brüder begleiten die Leiche nach dem Friedhof. Unter ergreifenden Gesängen senken sie den Bruder in sein flaches Grab, das selten mit einem Kreuz, meistens nur mit einem nummerierten Stein versehen wird. Nach der allgemeinen Sitte der griechischen Kirche im Orient wird nach 3 bis 4 Jahren das Grab wieder geöffnet, die Gebeine werden gesammelt, mit Rotwein gewaschen und in dem Beinhause zur Ruhe gelegt. Die Kimitirien, wie man diese Häuser heißt, sind wunderbare Stätten. Namentlich in den alten großen Klöstern kann man sie nicht ohne Staunen

und Ehrfurcht betreten. Da liegen auf dem Fußboden Gebeine bei Gebeinen, an den Wänden zu Bergen getürmt, Generation ruht auf Generation. Hier sind auch im Tode vereint, die Jahrhundert auf Jahrhundert denselben schweren Kampf des Lebens gekämpft haben. Sonnabends aber, ehe die Sonne aufgeht, liest ein Priestermönch hier die Liturgie und einmal im Jahre, am Sonnabend aller Seelen, gedenkt in feierlichem Gottesdienste die gesamte Brüderschaft an dieser Stätte der Entschlafenen. Da werden aus den alten Registern aller Namen verlesen, die in den Mauern des Klosters gefastet, gebetet und gestorben sind.

Dieser peinlichen Disziplin des gesamten äußern Lebens, die nach den Aussagen der Ajioriten den Geist von allen irdischen Gedanken und Wünschen freimachen soll, daß er unbeschrieben erscheint wie ein reines Blatt Papier, läuft nun in allem parallel die religiöse Erziehung, die gleichsam dem Geist wieder Inhalt und Stoff geben soll.

Dieser religiösen Erziehung dienen besonders die Gottesdienste, die in den strengen Klöstern täglich viermal, in den freieren zweimal stattfinden. Ihre Höhe erleben dieselben in den sogenannten Agrypnien, den Nächten, die wachend mit Gebet in der Kirche zugebracht werden. Solcher Vigilien, von denen der abendländischen Kirche nur der Name geblieben ist, feiert das Kloster gegen 30, und zwar vor allen bedeutenderen Festen. In den Skiten hält man deren auch für Bezahlung zum Seelenheile andrer ab. Die täglichen Gottesdienste nehmen etwa 8 Stunden in Anspruch. Die größte kirchliche Feier des Jahres ist die Panijiris, die Kirchweih. Ein solches Fest feiert man im größten Kloster bis herab zum kleinsten Kellion. Ich habe die größte aller Kirchweihen, nämlich die von Iwiron, miterlebt. Diese findet statt zu Himmelfahrt Mariä, welcher Heilsthatsache das Kloster geweiht ist. Als ich am Vorabend des Festes gegen 5 Uhr hinkam, war bereits Kloster und Hof von viel hundert Fremden gefüllt. Da waren außer ungezählten Scharen gewöhnlicher Mönche und Laien, meist Arbeitern, die den Klöstern dienen, Bulgaren, Albanesen, Inselgriechen, auch die Spitzen der Gesellschaft von Ajionoros erschienen. Da war der Patriarch Joakim III., der sich gerade besuchsweise auf dem Athos aufhielt, ein geborener Kirchenfürst und geistig sehr bedeutender Mann, der in Wien als Archidiakonus der dortigen griechischen Gemeinde auch Deutsch gelernt hatte. Da waren zwei Erzbischöfe und die Ersten sämtlicher Klöster. Der Gottesdienst, eben die Festagrypnia, begann um 5 Uhr abends und dauerte unausgesetzt bis zum andern Morgen $8\frac{1}{2}$ Uhr. Dabei entfaltete das Kloster eine wahrhaft königliche Pracht an heiligen Gewändern, unter denen Meisterwerke byzantinischer Stickerei sich fanden, an goldenen und silbernen Kelchen, Kreuzen, Leuchtern und dergleichen. Die kostbarsten Evangelien trug man umher, unter andern eins von doppelter Foliogröße, ein Geschenk Peters des Großen. Am andern Morgen um 10 Uhr fand das Festmahl statt; für das gewöhnliche Publikum, die niederen Mönche und die Laien im alten Speisehause und auf dem Hof im Freien. Für diese gab's nur Salzfisch, der aber auch in ungeheuren Massen verzehrt wurde. Die Elite der Gesellschaft speiste, etwa 70 Personen, oben im Synodikon, dem offiziellen Versammlungssaale der Brüder. Der Patriarch präsidierte, die beiden Erzbischöfe an seiner Seite. Neben einem von diesen saß ich, dann folgten die Vorsteher der Klöster in langen Reihen. Frischer Fisch in allen möglichen Gestalten, gekocht, gebraten, in Salatform und sonstigen Zubereitungen bildeten den Inhalt des Mahles, bei dem es höchst zeremoniell herging. Als Nachtisch gab es Festkuchen, die sogenannten Kolywa, die beim Gottesdienst zuvor der Panajia dargebracht waren, eine Mischung aus gekochtem Weizen, Mandeln und Wallnüssen, oben mit einem Zuckerguß, der die Formen des byzantinischen Christuskopfes gut erkennen ließ. Es war eben religiöse Torte. Der Kirchweih schloß sich nach alter Sitte als zweiter Festtag die Gedächtnisfeier der Stifter des Klosters an. Doch wurde die Nacht vorher nicht wieder durchgebetet. Das Festmahl an diesem Tage gestattete ausnahmsweise Fleisch, doch sah ich die meisten Gäste beim Fisch bleiben. Nach Tisch setzten wir uns gemütlich zusammen, an harmlosen Scherzen uns erfreuend.

Unter allgemeinem Beifall trugen da die besten Sänger auch ein Lied vor, nämlich einen Hymnus auf die 318 Väter von Nicäa.

Außerordentliche Bedeutung für das religiöse Leben der Väter vom heil. Berge hat auch die Lektüre, die auf Ajionoros beliebt ist. Fast nur geistliche Litteratur sieht man in den Händen der Mönche. Nur den alten Sekretär von Iwiron sah ich häufig in der Odyssee lesen, doch schien mir dieser überhaupt ein versteckter Freigeist zu sein. Auch die jüngeren, die in Athen und auf der Insel Chalki bei Konstantinopel ihre theologischen Kurse absolviert haben, emanzipieren sich von der Mönchslitteratur. Doch sind das Ausnahmen. Als ich einst den alten Gabriel in der Täuferskiti bei Iwiron besuchte, gab mir dieser zur Unterhaltung, währenddem er nach dem Essen sah, eine Betrachtung des Kaisers Leo Sophos über den Tod und eine Predigt des Neugriechen Theotokis über die Wahrheit des Evangeliums. Das war seine eigne tägliche Lektüre. In der Stille liest man auch gern alte Volksweissagungen, die von dem Sturz der Türken handeln, wie man denn auch gern die Offenbarung Johannis auf Mohammed und seine Anhänger deutet.

Auch in ganz allgemeinen Formen des Lebens prägt sich das Religiöse aus. Statt des Grußes der Welt sagt der Ajiorit: „Segnet mich, Vater", und der andre antwortet: „der Herr segne dich". Diese Formel, namentlich die erste, hat jedoch so sehr ihren religiösen Inhalt verloren, daß sie auch bei ganz andern Gelegenheiten benutzt wird. Nötigt uns ein Mönch zum Eintreten, zum Sitzen, zum Essen, stets heißt es „ewlojite". Beim Klopfen um Einlaß sagt man die Worte: „Um der Bitten der heiligen Väter willen" und statt des „Herein" antwortet's im Zimmer „Amen". Beim Essen trank mir ein alter Mönch zu, indem er mir ein seliges Ende wünschte. Als allgemeiner Ausruf des Staunens, des Schreckens, der Freude, kurz als universale Interjektion gilt das „Kirie eleïson!"

Hervorragende Bedeutung im innern Leben der Mönche hat das Gebet. Dieses wird täglich in verschiedener Weise geübt, teils mit dem Komwolojion, wie bei den Griechen der Rosenkranz heißt, teils mit Kniebeugungen vor dem Bilde Christi oder der Panajia. Das mystische Gebet aber ist das eigentliche Geheimnis von Ajionoros. Der Patriarch Joakim sagte mir, daß dasselbe höchstens noch im Kloster des heiligen Sabbas bei Jerusalem geübt würde. Die alten Theorien der Ruhenden sind bei den heutigen Mönchen, namentlich in den Skiten und den Klöstern mit gemeinsamem Leben, ganz bekannt und in Uebung. Sie sprechen nicht gern davon, wie sich das erwarten läßt, sind aber nicht zurückhaltend damit, wenn sie merken, daß der Fragende in ihrem geheimnisvollen Thun eine Form der Gottesverehrung sieht, die, geschichtlich genommen, jedenfalls der höchsten Beachtung wert ist.

Ich lade nun den Leser ein, im Geiste mit mir bei einer jeden der drei großen Gemeinschaftsformen, in denen sich das ajioritische Leben ausgebildet, einen Besuch zu machen, in einem Kloster, in einer Skiti und in einem Kellion. Unter den Klöstern wählen wir dazu das schon öfter genannte Iwirerkloster, in dem ich mich im ganzen länger als fünf Wochen aufgehalten. Der vielfach gekrümmte steile Waldpfad, der nach dem Kloster führt, läßt uns erst kurz vor dem Ziel das gewaltige Gebäudeviereck der alten Iwirergründung sehen, das ziemlich nahe am Meere aus der Mündungsschlucht eines meist trockenen Giesbachs herausragt. An Gärten und Weinbergen vorbei schreiten unsere Maultiere der stattlichen Säulenhalle zu, die vor dem Portal sich ausbreitet. Doch schon vorher fordert unser Albanese uns auf, von unsern Tieren abzusteigen, denn niemand darf auf Ajionoros in den Klosterhof einreiten; das widerspricht der den heiligen Stätten schuldigen Ehrfurcht. Zu Fuß können wir noch besser gleich alles ins Auge fassen. Links vom jetzigen Thor ist ein kleineres, altes, mit dem Bilde des Todes der Maria geschmückt. Dem Gedächtnis dieser Thatsache ist ja das Kloster geweiht. Sehr häufig finden wir den Heiligen oder die Heilsthatsache, unter deren Schutz das Kloster steht, über dem Klosterthor abgebildet. An der Thür be-

grüßt uns der junge Pförtner mit herzlichem Willkommengruß. Wir übermitteln ihm den Empfehlungsbrief, den wir wie jeder Fremde bei seiner Ankunft auf Ajionoros von den Abgeordneten in Karyäs ausgestellt bekommen, und werden daraufhin ungesäumt schräg über den weiten Klosterhof in den Fremdenflügel geführt. Dort erwartet uns bereits der freundliche alte Fremdenbruder, der uns das große helle Zimmer anweist, das nur für Gäste erster Klasse geöffnet wird. An den Wänden desselben laufen breite Diwans, mit blau und weißem Drell bezogen. Den Fußboden bedeckt eine kunstvoll gearbeitete große Matte. Tische und Stühle ergänzen das einfache, aber höchst saubre Meublement. Die Wände sind mit Bildern von Fürsten vieler Länder geschmückt. Kaiser Wilhelm mit seinen Heerführern von 1870, Alexander II. von Rußland mit seiner Gemahlin, König Georg von Griechenland und viele andere sind da zu sehen. Grandios ist die Aussicht. Links das brandende Meer, geradeaus und rechts über dem leeren Bett des Giesbachs steil ansteigender Berg mit herrlichem Hochwald. Kaum haben wir uns das angesehen, so kommen die Vorsteher des Klosters, um uns zu begrüßen. In den Klöstern mit gemeinsamem Leben erscheint statt ihrer der Igumenos. Sehr gewandt spinnen die Herren die Konversation an. Reise, Herkunft, Deutschlands heutige Stellung, die Nähe eines Krieges sind die Themata, die mit Urteil und Takt erörtert werden. Indessen bringt ein Diener der Fremdenwohnung, deren es in den großen Klöstern stets mehrere gibt, die übliche Erfrischung, die wir überall im griechischen Orient in eingemachten Früchten mit frischem Wasser besteht, dem gleich ein meist sehr guter selbstgebrannter Likör und ein Kaffee folgt. Will man dabei den Vätern eine Liebenswürdigkeit sagen, so lobt man das Wasser, das in der That in den meisten Klöstern ein vorzüglich kühles und gesundes ist. Und was kühles und gesundes Wasser bedeutet, das weiß man im Orient allerdings besser als bei uns zu Hause. Nun treten wir einen Rundgang durchs Kloster an. Von dem offenen Vorbau des Fremdenhauses ist dasselbe leicht zu übersehen. Iwiron bildet wie fast alle byzantinischen Klöster ein längliches Viereck. Der Hof, den es umschließt, ist 150 Schritt lang und etwa die Hälfte davon breit. So mächtige Höfe haben indessen nur die auf ebenem Terrain gebauten Klöster, die auf felsigem, wie Ajiu Pawlu, Stawronikita, Dionyssiu und andere sind so zusammengedrängt, daß die Kirche, die immer mitten im Hofe steht, diesen fast ganz ausfüllt. In dem geradezu an den Felsen angeklebten Limopetra fehlt der Hof gänzlich, und die Kirche ist in dem Gebäudeviereck enthalten, eine seltene Ausnahme von der allgemeinen Bauart, welche letztere übrigens ohne Frage mit der ähnlichen der alten orientalischen Gasthäuser und Wohnungskomplexe, der Home zusammenhängt. In dem geräumigen Klosterhof von Iwiron und fast jedem Kloster liegen in der Längsrichtung desselben sich die große Kirche, das Katholikon und das Speisehaus gegenüber. Zwischen beiden erhebt sich ein kleiner säulengetragener Pavillon mit riesigem Marmorbecken, der zum Heiligen des Wassers dient, welches jeden Ersten des Monats stattfindet. Diese Marmorbecken sind teilweise sehr interessant durch ihre Formen und Wasserleitungsvorrichtungen. Das in der Lawra ist aus dem Platz gehauen, denn dort ist der ganze Boden Marmor, und die Wasserzuführung ist ein hübsches Denkmal byzantinischer Goldbronzearbeit. Das Dach dieser kleinen Tempel ist häufig mit schöner Malerei geschmückt. Bei dem in Iwiron hat modern europäischer Einfluß stattgehabt. Manche Frauengestalten erinnerten sogar an die Wartburg. Wir betreten das Katholikon. Dasselbe zerfällt stets, wie alle größeren griechischen Kirchen, in eine Vorhalle, den Vortempel und den eigentlichen Tempel. Von diesem ist der Altarraum wie stets durch die Bilderwand geschieden. Große und kleine Kuppeln erheben sich über den einzelnen Teilen, die zusammen in ihrem Grundriß meist die Form des Kreuzes bilden. Die Arme des Kreuzes dienen zu den Sitzen für die geweihten Mönche, die Priester und die Diakonen, der Kopf desselben ist mit dem Altarraum gefüllt, im Schaft haben die einfachen Mönche ihre Plätze. Der rechte Arm des Kreuzes ist der erste an Würde, an der Ecke desselben nach dem Schafte des Kreuzes ist darum der Ehrenplatz, ein mehr oder weniger pracht-

voll geschmückter Thron, für den Kaiser oder den Patriarchen bestimmt. Neben diesem Platze sind die der Ersten des Klosters. In den Kreuzarmen sitzen auch die Sänger bei den Gottesdiensten, selbst wenn sie nicht die Weihen empfangen haben. Bekanntlich sind die Athosklöster mit Fresken nach byzantinischem Geschmack ausgemalt. Die Reihenfolge der Bilder, die meistens Vorwürfe aus dem Alten und Neuen Testament und den heiligen Legenden behandeln, richtet sich noch ziemlich genau nach den Vorschriften des byzantinischen Lehrbuchs der Malerei, das uns in einer Gestalt aus dem 15. Jahrhundert überliefert ist. Dieses höchst merkwürdige Buch, das über Behandlung der Farben, der Wände, über die Vorwürfe und deren Ausführung bis ins Kleinste, sowohl was Raumverhältnisse als auch Farbenverteilung betrifft, ganz genaue Auskunft und Anweisung gibt, läßt begreifen, wie die byzantinische Malerei sich jahrhundertelang nicht geändert hat. Uebrigens ist das Buch nicht nur griechisch und zwar das in zwei Auflagen, sondern auch französisch und deutsch erschienen. Wer die Welt der Phantasie kennen lernen will, in der das fromme griechische Gemüt sich bewegt, mag dieses Malerbuch studieren. Alle Bilder in der Kirche beherrscht nun das der Hauptkuppel über der Vierung. Es ist das Kolossalbild des Christos Pantokrator, des Weltenherrschers Christus, das in seiner furchtbaren Größe und unbeweglichen Starrheit auf niemand seinen Eindruck verfehlen wird. Von dort herab ist auch der mächtige Kronleuchter befestigt, dessen großer Ring aus bronzenen Doppeladlern besteht, eine Erinnerung an vergangene Herrschaft. Die Bilderwand hat ihren Namen von den Bildern, mit denen sie bedeckt ist. Das Hauptbild scheint meistens rechts von der Mittelthür zu hängen.

Das Speisehaus, der Kirche gegenüber, ist häufig auch ausgemalt. An den Wänden des langen, häufig auch kreuzförmigen Gebäudes ziehen sich die riesigen Marmortische hin, bis zu 25 an der Zahl, jeder für 10 Personen gewiß ausreichend. In den Klöstern mit gemeinschaftlichem Leben speist man hier noch täglich, in den idiorrhythmischen essen, wie schon oben gesagt, die Mönche auf ihren Zimmern. In dem Kloster Esfigmenu wohnte ich einem gemeinschaftlichen Mahle im Speisehause bei. Es gab Bohnensuppe, Brot, Wassermelonen und Rotwein. Das Geschirr war irden und das Besteck in die bunte Serviette eingewickelt, wie auch sonst im Orient. Der Vorleser trug aus einem alten Kirchenvater eine Erklärung zu der Berufung Samuels vor. Unterhaltung ist ja verboten. Nach Tisch sprach der Igumenos das Dankgebet, dann traten alle Brüder zu zwei langen Reihen in dem Gange zwischen den Tischen zusammen, das Gesicht der Thür zugewendet, welcher der Gang gerade zuführte. Der Igumenos ging voran und vor der Thür an der Seite stehen bleibend, segnete er jeden der Herauskommenden. An der innern Thürschwelle lagen zwei Mönche auf den Knieen. Sie waren in Strafe und mußten jeden der Brüder beim Heraustreten um Verzeihung bitten. Ein riesiger Rosenkranz aus Stricken dient für die Absolvierung der Strafgebete. Fastenessen vollendet die Pön. Die Verfassung des h. Athanasios kennt sogar noch Gefängnisstrafe für unverbesserliche Brüder. Derartiges ist heute nicht mehr möglich. „Die Brüder würden fortlaufen," gab man mir zur Antwort, als ich mich danach erkundigte. Neben der Hauptkirche und dem Speisehause sind noch manche Wirtschaftsgebäude angelegt: die Küche, der ein gelernter Koch vorsteht, das Backhaus, das Waschhaus und anderes, wie Holzterrassen zum Trocknen der Haselnüsse, die ja eine Haupteinnahme für manche Klöster bilden. In dem Backhaus wird gewaltig gearbeitet. In Iwiron wurde bis zu fünfmal in der Woche gebacken und jedesmal 500 Brote, deren jedes etwa ein Kubikdezimeter füllen mag. In der Lawra, die augenblicklich nicht viele Brüder zählt, bäckt man 3mal alle 2 Wochen, jedesmal 750 Kilogramm Mehl. In Iwiron rechnet man nämlich allein 200 Brüder, dazu kommen als Essende aber noch die Laienarbeiter und viele Arme in Betracht, denn jeder, der am Klosterthore vorbeikommt, erhält auf seine Bitte ein Brot. Dergleichen menschenfreundliche Züge finden sich noch mehr. Auf dem Wege zu Lawra kommt man an der Quelle des h. Athanasios vorbei.

Dort hat man für den müden Wanderer einen Pavillon gebaut, in diesem wiederum einen Schrank, in dem jeder Speisende die Ueberreste seines Mahles deponiert, damit auch die Armen dort stets Speise finden.

Die Waschhäuser zeigen eine Menge großer steinerner Waschtröge; das Wasser kocht man frei über Holzfeuer in mächtigen Kesseln. Uebrigens waschen die Mönche, namentlich wollene Sachen, perfekt, denn sie selbst tragen nur Wolle, auch hierin schon seit Jahrhunderten Lehrer der Gesundheitspflege. Künste wie die des Plättens sind allerdings auf Ajionoros unbekannt.

Anziehend sind auch die kühlen Klosterkeller, meistens uralte Anlagen. Hier träumen ungestört die bauchigen Träger des stärkenden Rotweins, den das Kloster selbst aus seinen Reben keltert. Die 4 größten Fässer in Iwiron hieß man die 4 Evangelisten. Das Olivenöl, die Butter des Orients, von dem man in Batopädi allein jährlich 15000 Kilogramm verbraucht, wird meistens in uralten marmornen Sarkophagen aufbewahrt, die mit Deckeln aus Kastanienholz verschlossen werden. Namentlich der Oelkeller von Batopädi ist schön ausgestattet und durch Wunder der Panajia berühmt. Kehren wir nun von dem Klosterhof in das Gebäudeviereck zurück, so finden wir dasselbe in viele einzelne Flügel geteilt, die, aus verschiedenen Zeitaltern stammend, Wohnungen für sich bilden, die sogar mit eigenen Kirchen ausgestattet sind und unter sich nur durch Korridore Verbindung haben. Von offiziellen Gebäuden ist da noch zu nennen das Versammlungszimmer der Mönche, das häufig reich ausgestattet ist, wenigstens für die Verhältnisse von Ajionoros. Die Klöster, die Verbindung haben mit Kleinasien, präsentieren in diesem Zimmer häufig schöne alte anatolische Teppiche. Fast alle Klöster sind aus alter Zeit noch von mächtigen Verteidigungstürmen überragt, deren sich auch an dem kleinen Hafen, wie ihn jedes Kloster besitzt, finden.

Wir verlassen nun das Kloster und besuchen eine Skiti, und zwar, die oberhalb von Iwiron liegt und dem verehrungswürdigen Täufer und Vorläufer des Herrn, dem Johannes, geweiht ist. Die Bewohner dieses Mönchsdorfes werden in älteren Beschreibungen nicht allein ihres strengen Lebens halber, sondern auch wegen ihrer Gelehrsamkeit gerühmt. Auf einem Bergvorsprung, den wiederum ein Thal teilt, liegen die wenigen Häuser, ganz und gar im Grünen versteckt. Beim Aussätzigenasyl von Iwiron führt der Weg vorbei, beim Aussätzigenasyl, in dem die barmherzige Liebe der Mönche diese elendesten aller Kranken, die sich meist aus dem Städtchen Hierissos auf der Halbinsel Chalcidice und von einigen Dörfern auf Mytilene rekrutieren, seit alter Zeit verpflegt. Oben in der Skiti habe ich gute Freunde, vor allen den alten Gabriel, der in der Kalywi, so heißt jede einzelne Behausung einer Skiti, des heiligen Antonios wohnt. Dem Schutzheiligen nach hat Gabriel seinen ältesten Dienermönch oder Hypotaktikos genannt, den braven Antonios, der nun auch schon dem Greisenalter nahe ist. Ein halbwüchsiger Dokimos, namens Georgios, hat die „laufenden" Geschäfte des Hauses zu besorgen, da die beiden älteren nicht gerne weiter als ins Kloster gehen. Gabriel ist seines Zeichens Fabrikant vom feinsten Räucherwerk in der griechischen Kirchenwelt. Dieses hat in der That ein sehr feines Aroma. Dafür kostet das Kilogramm aber auch gegen 30 Mark. Antonios dagegen ist Maler, und zwar hat er bei einem tüchtigen Meister gelernt. Er hat auch seinem Gerontas, seinem Greise, wie der älteste regierende Mönch seit alters in allen Mönchsgemeinschaften heißt, dem Gabriel, von der hohen Malkunst etwas beigebracht, doch schien mir dieser in seinem ursprünglichen Fache größer zu sein als in der Malerei. Infolge dieser Berufsarten der Bewohner lag über der ganzen Hütte ein eigener Duft von Weihrauch, Rosenöl, Cypressenholz und Terpentin, der mir immer mit der Erinnerung an diese heimatliche Stätte verbunden bleiben wird.

Als Gastgeschenk hatte ich meinen Freunden bei meinem zweiten Aufenthalt einige Lithographien von religiösen Bildern der Dresdener Galerie mitgebracht. Unter diesen trug den Triumph der Christus von Guido Reni davon, während die Sixtina nicht dem

Ideal entsprach, das bei den Griechen für die Panajia gilt. Vielleicht ärgerte den alten streitbaren Gabriel die dreifache Krone des Papstes auf diesem Bilde. Im übrigen lobten sie die deutschen Schnitte, Stiche und Drucke als Vorlagen, und was ich allerdings von russischen Fabrikaten in der Richtung auf Ajionoros sah, konnte mit den deutschen nicht konkurrieren. Was nun die Nachahmung europäischer Vorlagen überhaupt anlangt, so folgt man auf Ajionoros einem zweifachen Geschmack. Die Gebiete der griechischen Kirche, die dem alten Rhomäerreich angehörten, verlangen für ihre öffentlichen und privaten Heiligtümer fast durchgehends Bilder nach dem alten byzantinischen Geschmack, obwohl auch dieser an seiner alten Starrheit eingebüßt hat. Die russische Kirche dagegen verlangt realistisch moderne Heilige und Madonnen. Eine Panajia für Rußland, so sagte man mir, müßte blondes Haar haben, Rehaugen, rote Backen und einen kleinen Mund; leuchtende Gewänder müßten ihre Gestalt heraustreten lassen. Diesen beiden Richtungen nun muß die Malerei auf Ajionoros Rechnung tragen, will sie oder wenigstens wollen ihre Jünger bestehen. Namentlich die Russen bestellen jährlich durch ihr Kloster große Mengen von Bildern. Die russischen Handlungshäuser liefern fertig dazu das Brett aus Cypressenholz, mit Leinwand überzogen, und bezahlen für eine Panajia von einem Meter Höhe und entsprechender Breite gegen 100 Mark. Gerade in den Skiten wohnen nun die Maler dieser Bilder. An einem Bilde genannter Art, so sagte mir ein Maler in der Nea Skiti, könne einer vielleicht 8 Tage arbeiten. Mein Freund Antonios war in seiner Geschmacksrichtung ein Byzantiner und konnte nicht genug über den modernen Verfall der Malkunst auf dem heil. Berge klagen, die nicht allein durch den neumodischen Geschmack in den Farben leide, sondern auch die Mannigfaltigkeit der Vorwürfe zusammenschrumpfen lasse. In der That sind von den etwa 25 berühmten Panajienbildern auf dem h. Berge nur 3 etwa in Rußland begehrt, nämlich die Portaïtissa, die Thorbeschützende, der wir in Iwiron begegnet, die Gorgohypikoa, die Gorgobezwingerin, vom Kloster Dochiariu und die alte Madonna vom Protaton, kurz die Protatissa genannt. Von Heiligen ist namentlich der Patron vom Russenkloster, der h. Panteleimon, eine begehrte Persönlichkeit. Für die Gebiete des alten Geschmacks indessen werden auch noch sehr viele, teilweise in ihrer Art sehr schöne Bilder fertiggestellt.

Die Bewohner der Skiten treiben auch sonst noch viele nützliche Künste und Handwerke. Sie sind es, die die feinsten Löffel und Gestalten in Buchs und Elfenbein schnitzen. Auch ordinäre Löffel zum Gebrauch, Brotstempel mit christlichen Zeichen, Amulette von vielen Arten gehen aus den stillen Hütten der Skitioten hervor. Auch die berühmte schwarze Mütze, das Hauptkennzeichen der Mönche, verfertigt man hier, und nicht minder ist der Schnitt der Mönchsgewänder von Ajionoros, wie er gerade von den Skitenbewohnern zur Anwendung gebracht wird, in der ganzen griechischen Mönchswelt tonangebend. Doch beginnen auch hier die Russen Konkurrenz zu machen.

Mein Gastfreund Gabriel war nicht nur Räucherwerkfabrikant und Maler, sondern auch ein tüchtiger und streitbarer Theolog. Er besaß sehr nette Kenntnisse in der neugriechischen Theologie und erhielt dieselben durch eifriges Studium in seiner ausgewählten Büchersammlung. Theologische Debatten konnten daher nicht fehlen, doch fanden wir uns immer wieder an den großen Kreuzwegen christlichen Glaubens in Uebereinstimmung. Mit dem alten Gabriel verhandelte ich auch über die Mystik, deren Theorien er genau kannte. Auch er bekannte sich zu dem Glauben an das göttliche Licht, doch warnte er vor allen leichtsinnigen Versuchen, das hehre Geheimnis zu schauen. Des Teufels Betrug sei gerade in diesem Ding groß, und mancher Heilige sei schon das Opfer von Täuschungen geworden.

Bei so schwierigen Thematen war der Morgen schnell vergangen. Wir gingen zum Mittagsessen, das wie bei allen Mönchen gegen 10 Uhr eingenommen ward. Ich speiste jedoch mit dem Alten allein. Antonios und Georgios blieben in der Küche.

Schade, daß der Tisch, dessen früherer Besitzer offenbar nach altorientalischer Weise den Fußboden als Sitzgelegenheit benutzt hatte, nicht höher als der Divan war, auf dem wir saßen. So schuf die gekrümmte Stellung nicht sonderliche Essensfreudigkeit, die sonst kaum gefehlt hätte. Denn es gab Salat von rohen Tomaten, dessen Sauce von Oel und Essig viel Petersilie und sogar einige zerschnittene Sardellen aufwies. Als Extraspeise war roter Kaviar aufgetischt. Dazu tranken wir einen leichten, selbstgekelterten Rotwein. Nachdem wir der allgemeinen ajioritischen Sitte gemäß eine Mittagsruhe gehalten, die für die Mönche Bedürfnis ist, da sie schon gegen 2 Uhr des Nachts in die Kirche müssen und hernach nicht wieder schlafen, kam ein Nachbar zum Besuch, der in dem Ruf eines tüchtigen Sängers stand. Da er aber kein Gerontas war, blieb er mit dem Antonios im Nebenzimmer. Von dort aus trugen sie uns einige Psalmen vor. „Zur Erbauung", sagte der alte Gabriel. Später machten wir bei andern Skitioten Besuche. Da kamen wir in noch manche Malerwerkstatt. Natürlich besahen wir auch die Kirche der Skiti, die übrigens aus vorigem Jahrhundert stammt und nichts besonders Merkwürdiges darbietet. Unter der Altarnische war in einem Keller das Beinhaus für die Skiti. Die Thür dazu stand offen und die jüngsten Gebeine sah man in einem Korbe unweit derselben. „Dort schlafen wir bis zum Tage der Auferstehung", sagte Gabriel mit entsagendem Lächeln. Unwillkürlich fiel mein Blick von dieser Stätte des Todes auf die wunderbare Pracht der Natur, die sich für den Blick gerade von dem Platz vor der Kirche aus entfaltet. Ueber das vollste Grün der Abhänge gings hinaus aufs lichtblaue Meer. Ein einsames Schiffchen mit dreieckigem Segel zog dem fernen Thasos zu. Ich weiß nicht warum, aber es ward mir bei dem Kontrast zur Gewißheit: Eine freudige Ueberwindung des Todes, wie unser Herr sie seinen Jüngern verheißt, haben auch die Strengsten der Ajioriten nicht gefunden.

Ende September im vergangenen Jahre (1887) führte mich der Zweck meiner Reise in das Kellion, das der heiligen Dreieinigkeit geweiht ist und darum Ajia Trias genannt wird. Die Beschäftigung mit einer dort befindlichen Handschrift hielt mich eine Woche in demselben fest, und so hatte ich Muße, auch das Leben der Kellioten kennen zu lernen, die Urform ajioritischer Gemeinschaft.

Das Kellion liegt oberhalb Karyäs, ziemlich hoch am Abhange des die ganze Halbinsel durchziehenden Kammes. Es gehören zu demselben an Grund und Boden schöne Gemüsegärten, mehrere prächtige Weinberge und umfangreiche Haselnußwaldungen. Von Gebäuden umfaßt es ein zweistöckiges Wohnhaus mit wohl 14 Zimmern, das nach Osten wie jedes von Mönchen bewohnte Haus in eine Kirche ausläuft. Ein geräumiger Speicher enthält eine Küche und die in Kellien nie fehlenden Kelter. Eine eiskalte Quelle, die noch im Rufe besonderer Heilkraft steht, spendet die Bedingung des Lebens, das Wasser. Das Kellion ist eines der ältesten auf Ajionoros, war früher autonom, gehört aber seit alters zur Lawra, die dann dem Kellion den einst viel größeren Grundbesitz genommen. Der heil. Athanasios soll hier selbst gewohnt haben, ehe er sein Kloster gründete. Damals sah er zu seinem Grabe aus die geräumige seltsame Höhle, die jenseits des Wegs im Haseldickicht verborgen liegt. Hier bestattet man noch jetzt als im Kimitirion die Gebeine der Mönche von Ajia Trias. Und nach der Fülle an Knochen zu urteilen, liegt da manche Generation begraben.

Hier lebte nun als Gerontas oder Igumenos des Kellions mein Freund Ewjenios mit seinen vier dienenden Brüdern. Ewjenios war als junger Bursche vor langen Jahren hier bei dem damaligen Gerontas Sawwas eingetreten. Da er eine schöne Stimme besaß, war er allmählich zum ersten Sänger in der Kirche von Protaton aufgestiegen, und seine musikalischen Verdienste waren vom Patriarchen durch das Archimandritenkreuz anerkannt worden. Doch hatte er diese Stellung schon seit Jahren aufgegeben, da er keine Lust habe, so sagte er mir, für 200 Mark — soviel beträgt der Gehalt des ersten Sängers am Protaton — zweimal des Tags den Berg auf

und ab zu steigen. Noch aber las er gern zur Erbauung in musikalischen Werken, gab auch einem jungen Nachbarn, der eine auserlesene Stimme hatte, täglich Singstunden. Ewjenios hatte wie alle Kellioten auch ein Handwerk gelernt. Ein mit König Otto nach Athen gekommener Deutscher hatte ihn als Mönch die Buchbinderei gelehrt, und wie es schien, mit Erfolg. Jetzt ruhte mein Freund schon längst von aller Arbeit aus, war er doch ein hoher Siebziger und ernährte ihn und seine Synodia, so heißt jede geistliche Mönchsfamilie, das reiche Kellion ohne allzuviele Arbeit. Der älteste seiner Mönche hieß Kyrillos, auch schon ein bejahrter Mann. Er hatte edle, freie Züge und ein gerades, biederes Wesen. Dem folgte der Priestermönch des Kellion, Kesarios, kurzweg der Papas genannt. Er litt an der Lunge und war nicht frei von schwärmerischem Wesen. Auch zeigte er einen Ansatz von Gelehrsamkeit und liebte, mich in kleine theologische Debatten zu verwickeln, woran sich namentlich der alte Ewjenios freute. Der dritte der Familie war der Diakon. Da derselbe stets bei seinem Titel genannt wurde, habe ich seinen Namen gar nicht erfahren. Es war ein kräftiger Gesell, der noch nicht die Mitte der Zwanziger überschritten. Frisches, gutmütiges Wesen machten ihn zu einem angenehmen Gesellschafter. Er liebte die Jagd über alles und den Fischfang, doch lag er seinen Kirchenpflichten auch mit Eifer ob. Das jüngste Mitglied der Synodia hieß Panajiottis, vom Alten auch kürzer „Panajiott!“ gerufen. Er hatte noch nicht die Zwanzig erreicht und gab den Diener für alle her. Seine Stimme war sehr laut; namentlich wenn er einmal in der Kirche lesen mußte, erhob er dieselbe nicht immer zur Hebung der Andacht. Im übrigen war er stets diensteifrig und sprang trotz seiner langen Gewänder mit beängstigender Geschwindigkeit die dunkeln Treppen auf und ab. Seine besten Gefährten waren die drei Hunde des Kellions, Azor, Lewkos und der große Jagdhund, der dem Diakonen zugeteilt war.

Sämtliche Unterthanen des Ewjenios hatten die Buchbinderei erlernt. So erbt sich bei den Kellioten das Handwerk fort. Und die „deutschen“ Einbände aus der Ajia Trias waren berühmt durch Ajionoros. Augenblicklich war Kyrillos Meister im Fach, der Diakon dagegen war so wenig in die Geheimnisse der Technik eingedrungen, daß ihm nur das Falzbein und die Nadel anvertraut wurde, was zu manchen harmlosen Scherzen Veranlassung gab.

Alles im Leben der Kellioten, der uralten Grundform des griechischen Mönchswesens, schien mir maß- und zielvoll geordnet. Der Frühgottesdienst begann kaum vor drei Uhr und währte wohl nicht länger als $1\frac{1}{2}$ Stunden. Dann ging jeder an seine Arbeit. Der alte Ewjenios hatte fast täglich Geschäfte in Karyäs, wie er sagte, und trat darum fast jeden Morgen, immer mit großer Feierlichkeit, den Weg dahin an. Er besorgte auf diesen Gängen nicht nur die nötigen Einkäufe für die Küche, sondern brachte auch die neuesten Neuigkeiten des ajioritischen Lebens mit, da er bei den Klosterabgeordneten wegen seines erfahrenen Alters und seines Geldes in gutem Ansehen stand. Kyrillos band Bücher ein und kochte beizu. Der Papas und der Diakon gingen auf Feldarbeit. Die Ernte der Küste spielte damals gerade eine bedeutende Rolle auf dem Arbeitsprogramm. War das Feld ihrer Thätigkeit weiter entfernt, so gab man ihnen auch für mehrere Tage Zehrung mit, Ziegenkäse, Salzfisch und einen Schlauch, d. h. ein Ziegenfell voll Wein.

Um $9\frac{1}{2}$ Uhr früh wurde meist die erste Mahlzeit eingenommen; bis dahin hatte es nur ein Täßchen schwarzen Kaffee, einen Likör und ein Stückchen Lukumi gegeben. Das Essen war einfach und gut. Nur am Mittwoch und Freitag fehlte das Fleisch. Einmal gab's sogar ein Huhn. Auch der Alte Ewjenios hielt in der Stille einen Hühnerhof. Sonst allerdings sah man, wie überhaupt meistens im Orient, nur Fleisch vom Schaf. Dem Essen folgte stets eine Mittagsruhe, im Orient auch dem Abendländer fast ein Bedürfnis. Am Nachmittag war die Arbeit in gleicher Weise geregelt. Kam der kühle Abend, ging der Alte wieder spazieren, wobei ich ihn stets begleitete. Ich erhielt da viele aufklärende Mitteilungen über die inneren Verhältnisse von Ajion-

oros, die mir sehr wertvoll waren. Nur daß mein Freund wie die meisten alten Leute die Gegenwart zu pessimistisch ansah. Erblaßte an der Athosspitze, die in ihrer gigantischen Herrlichkeit allzeit zu schauen war, die Glut der Abendsonne, rückte Panajiottis die alte Hausuhr auf zwölf, und die Abendmahlzeit wurde angerichtet. Nach derselben wandten sich die Jüngeren stehend nach der Lage der Kirche und lasen die Abendandacht. Zuweilen stand auch Panajiottis mit fliegendem Haar bei flackerndem Licht allein auf dem Platz und las mit schneller Stimme die vorgeschriebenen Gebete. Bis neun Uhr saßen wir dann noch zusammen in harmloser Unterhaltung.

Ich gewann bei dem allen den Eindruck, daß die Kellioten vielleicht nicht die strengsten, aber die zufriedensten Mönche auf Ajionoros sind. Sie hausen auf ihrem Eigentum. Das gibt ihrem Charakter etwas Selbständiges. Freie Arbeit und gesunde Nahrung läßt sie nicht in das schemenhafte Wesen der Mönche aus den Klöstern mit gemeinsamem Leben fallen. Doch behütet der unbedingte Gehorsam gegen den Gerontas die Kellienbewohner vor der Ordnungslosigkeit, der die Mönche in den idiorrhythmischen Klöstern oft erliegen. Allzeit in Berührung mit Wald und Strauch, haben sie Sinn für den sprießenden Frühling, das Wehmütige des Herbstes und das Gemütliche eines warmen Ofens, wenn die Schneestürme den Athos umkreisen. Sie verbannen nicht das Tier aus ihrer Nähe. Der treue Hund ist ihnen ein lieber Freund. Sie verachten nicht den freundlichen Schmuck der Blumen. Nelken, Georginen, Sonnenblumen zieren die Gärten. Ein tiefer Zug patriarchalischer Frömmigkeit geht durch ihr Leben, und ein gesunder sittlicher Geist belebt ihren Verkehr.

Und kommt die Zeit zum Sterben, so scheiden sie mit der Gewißheit, daß auch der Tod sie nicht von den Ihren trennt. Ihre Gebeine trägt man hinaus in den Haselnußwald. Dicht bei dem Hause, wo sie so lange gelebt, schlafen sie in ungestörter Stille den letzten Schlummer; dort, wo ihre Väter ruhn, die vor Jahrhunderten denselben Pilgerweg vollendeten. An die Stelle des verstorbenen Gerontas aber tritt der Aelteste der Synodia, die Jüngeren rücken auf, und der Jüngste erhält nun einen Bruder, der auch ihm gehorchen muß. Das Leben aber bleibt, wie es gewesen. Die Ueberlieferung hat den Kellioten gebildet und erhalten, sie überlebt ihn, nachdem er ihr Träger gewesen. Hier ist auf eigentümliche Weise das Rätsel des Lebens gelöst, hier herrscht nicht das Gesetz des Werdens, hier löst die Zeit sich auf in Ewigkeit.

Eine deutsche Dichterin vor hundert Jahren.

Von

Martin von Nathusius.

IV. Freundschaft mit Bürger.

Ehe wir nun zu Philippinens öffentlichem Auftreten als Dichterin fortschreiten, müssen wir einen kleinen Rückschritt thun und etwas nachholen, das bisher des Zusammenhanges wegen nur angedeutet worden ist — es ist der Umgang, der von allen Verhältnissen, welche ihr vereinzeltes litterarisches Auftreten ihr verschafft hatte, weitaus der interessanteste und einflußreichste war, nämlich mit Bürger.

Ich muß mich in diesem Kapitel von dem mir vorliegenden biographischen Material fast ganz loslösend, auf eignen Füßen stehen. Und zwar aus einem doppelten Grunde. Erstlich tritt der Unterschied des Standpunktes von dem Biographen aus dem Jahre 1840 an keiner Stelle so grell hervor wie in der Beurteilung Bürgers. Und zweitens hat auch über diesen Dichter seit jener Zeit die wissenschaftliche Forschung soviel Neues zu Tage gefördert und ist über ihn soviel geschrieben worden, daß sich allmählich ein richtigeres und zutreffenderes Urteil auch in weiteren litterarischen Kreisen über ihn gebildet hat, als es vor 50 Jahren möglich war. Unter den eingehenden Veröffentlichungen über Bürger nimmt die erste Stelle ein sein in vier Bänden herausgegebener Briefwechsel, den wir Strodtmann zu verdanken haben. In unserem Entwurf vom Jahre 1840 konnte der Verfasser noch sagen: „Wie schade, daß auch hier alle Bemühungen zu Philippines Briefen wieder zu gelangen, vergeblich gewesen sind, da Bürgers schriftlicher Nachlaß in der litterarischen Welt verschollen ist.“ Wie dieser verschollene Nachlaß wieder aufgefunden wurde und in Strodtmanns Hände und so in die Oeffentlichkeit gelangt ist, beschreibt derselbe in der Vorrede zu dem genannten Werke.*)

Unter diesen Papieren befanden sich auch 13 Briefe von Philippine an Bürger, die im 2. und 3. Bande abgedruckt sind und die ich mit Erlaubnis des Herrn Verlegers den Briefen Bürgers an Philippine, die sich in meinem Besitz befinden, einfüge, wodurch nunmehr ein anschauliches Bild von dem Verkehr, in dem beide miteinander standen, ermöglicht wird.

Bürger nimmt in der deutschen Litteratur eine ganz eigentümliche Stellung ein. Mit den Dichtern des Hainbundes zwar verbunden, ging er doch seine eignen Wege.

*) Strodtmann, Briefe von und an Gottfried August Bürger. 4 Bände. Berlin, Pätel.

Sein Einfluß auf die Entwickelung der deutschen Dichtkunst in jenen Jahren ist unverkennbar. Das Erscheinen seiner Lenore bildet eine Epoche. Die „wahre lebendige Volkspoesie“, die er erstrebte, steht darin wirklich vor uns. Daß sein Einfluß nicht ein größerer und nachhaltigerer war, lag nicht an seiner poetischen Begabung, sondern an den Fehlern seines Charakters. Bürger ist an Eitelkeit und an Zuchtlosigkeit nicht nur moralisch, sondern auch ästhetisch zu Grunde gegangen. Wurde er zuerst auch von Weimar aus anerkannt und bewundert, so kam auch von dort der Schlag, der ihn am schmerzlichsten getroffen hat, — es war die anonyme Rezension seiner Gedichte durch Schiller in der Jenaischen Litteraturzeitung. Und gerade von Schiller stammt dies harte Urteil über den Zusammenhang zwischen Bürgers ästhetischen und moralischen Mängeln.

Bekannt ist im ganzen sein Lebensgang. Nach einer sehr unglücklichen Jugend in einem völlig zerrissenen Familienleben wurde er ein ziemlich zuchtloser Student. Dann, durch Gleims und Boies Bemühungen auf einigermaßen geordnete Wege gebracht, wurde er richterlicher Beamter, Amtmann von Altengleichen, in der Nähe von Göttingen, lebte später als Dozent in Göttingen, wo er 1794 starb. Im Jahre 1774 verheiratete er sich mit Dorette Leonhardt, deren Schwester Molly seine Geliebte wurde, die er auch ein Jahr nach dem Tode Dorettens, im Jahre 1785, heiratete. Molly behielt er nur kurze Zeit. Die Liebeslieder und Klagelieder um sie wurden ganz besonders gefeiert. Seine dritte Ehe und deren Lösung, seine innere und äußere Verkommenheit bis zu dem armseligen Ende — bilden mit das Tragischste, was in der deutschen Litteraturgeschichte vorkommt.

Sein Verkehr mit Philippine beginnt im Jahre 1777 und zieht sich bis zum Jahre 1780 hin. Es waren dies gerade die Jahre, in denen die Tragik und die Schuld seines Lebens ihn entsetzlich unglücklich zu machen anfingen. Philippine sah mit unbefangenem Blick, mit aufrichtiger Bewunderung und Dankbarkeit zu ihm empor, der sich freundlich zu ihr, dem jungen, aufkeimenden Talent, herabneigte. Durch Boie eingeführt, kam er öfter in das Haus ihrer Eltern, belehrte und ermutigte sie in ihrer Poesie und schenkte ihr schließlich so viel Vertrauen, daß er in dem Briefwechsel, der sich hauptsächlich auf Dichten und Gedichte bezieht, doch ein gut Stück seines inneren Lebens und Empfindens mitteilte.

Seine Hauptaufgabe war die Kritik an ihr. Auch Boie, von dem wir wissen, daß er sie zuerst auf sich selbst aufmerksam und dann ihre Gedichte in die Oeffentlichkeit gebracht hat, fand doch selbst Kritik ihr gegenüber sehr nötig. So schreibt er an Bürger (30. Sept. 1779) von ihr: „Geist und Gefühl hat das Mädchen im Uebermaß. Wer ihr nur Geschmack und Delikatesse beibringen könnte.“ Bürger selbst dachte gerade so über sie, woraus er auch in den Briefen keinen Hehl macht. An Boie schreibt er (11. Okt. 1777): „Mit Philippine G. bin ich jetzt in fleißigem Briefwechsel. Ich habe eine ganze Sammlung ihrer Gedichte in meinem Pult. Sie hat großes poetisches Talent, aber an Beurteilungskraft fehlt's ihr; und sie bedarf den Hobel noch gar sehr. Ich kuranze sie gewaltig, so weh es auch ihrer Eigenliebe, deren sie eine gute Portion besitzt, thun mag. Es steht wirklich viel von ihr zu erwarten.“

Boie antwortet darauf (15. Okt.): „Wohl der Dichterin Pilippine, daß du ihr die Wahrheit sagst. Sie braucht's und kann dann was werden.“ Im folgenden Frühjahr warnt er geradezu vor einer Gesamtausgabe der Gedichte. „Ph. Gatterer will ja ihre Gedichte zusammendrucken lassen. Du solltest doch abraten; ich will es auch thun.“ — Wir wissen schon, daß der Rat nicht befolgt wurde, und werden nachher sehen, daß die Zeit doch im ganzen anders darüber dachte als Boie.

Von Bürger finde ich in dem Briefwechsel noch eine Aeußerung über Philippine vom 20. Sept. 1779 (gleichfalls an Boie): „Von Phil. Gatterer habe ich noch eine Menge ungedruckte Sachen, worin sie bald des besten Dichters würdig sich erhebt, bald tiefer, als der jämmerlichste Leiermaz sinkt.“ —

Ich gebe nun die Briefe, nach der Zeitfolge geordnet, wieder, wenn auch zunächst nur so weit, als sie in die Zeit von Philippinens Leben gehören, in deren Beschreibung wir noch stehen.

1. Bürger an Philippine.

W. den 10ten Fbr. 1777.

So wollen wir denn endlich einmal unseren abgeredeten Briefwechsel anfangen. Zwar weist meine Uhr schon auf elfe, und der Bote trillt mich gewaltig, ihn abzufertigen; aber der Anfang soll und muß gemacht seyn, sonst wird in diesem Leben nichts draus.

Nun räuspere Dich Verstand, und gieb hübsch was Gescheidtes von Dir. — Da stehen die Ochsen am Berge. Ja, wenn ich nun hübsch Ihren poetischen Liebhaber spielen dürfte, da sollten Sie mal schauen, was für ein Kasten voll schöner Raritäten sich aufthun würde. Die Liebe ist doch fürwahr! das Salz der Erde, ohne welches kein einziges Gericht beym Gastmale des Lebens schmeckt. Leider! nur versalzt sie auch gar viele Gerichte.

Aber weiß ich denn nun schlechterdings sonst gar nichts? Nein! ganz und gar nichts, als etwa das: Wie haben Sie sich denn die Zeit her befunden, meine liebe Demoiselle? Sehen Sie, was für ein stupider harter Kieselstein ich bin! Kein einziges Fünkchen springt von mir. Wenn nicht in der Folge Ihr Witz noch was herausschlägt, so dürfte wohl mit mir nichts anzufangen seyn. Frisch auf also, und machen Sie den todten Kiesel elektrisch. In der Folge bessert sichs vielleicht.

Apropos! Vor allen Dingen, lassen Sie sich gesagt seyn, daß Sie alle Ihre Episteln, Briefe und Sendschreiben in einerley Format, wie ich auch thun werde, schreiben müssen, damit man sie desto bequemer in das Archiv legen und hernach ohne viele Umstände in die Druckerey schicken kann. Sie heißen alsdann auf dem Titul R o s a l i e, wie ich aber heißen werde, weiß ich noch nicht. Ich denke Hosius Pomposius.

Noch einmal Apropos! Wie wird es denn mit dem Herauskommen und Besuchen? Jetzt ist wohl das Wetter zu schlecht. Aber auf Michael kommen Amarant und Nantchen,*) dann muß Rosalie schlechterdings auch hier seyn, solte ich sie auch Huckpack hertragen müssen.

Abermals apropos! was macht denn Ihre theure Schwester Helene?

und wiederum apropos! die kleine schlanke Dirne, Johanna?

und immer wieder apropos! das kleine schnurrige Ding, das den Huth so tief in die Augen drückte, der Wasserfall?

und zum letztenmal apropos! die Mutter Mama und der Vater Papa?

An alles was sich unter den Titel Apropos bringen läßt, ergehen meine schönsten Grüße, an manche — und ich weiß wohl an wen? — meine schönsten K . . . . die ich trotz dem schönsten Vaticanischen Apollo so lieblich zu geben weiß, daß zu zweifeln ist, was besser sey, meine Verse oder meine Küsse?

Für heute muß ich Ihnen nunmehr Valet geben. Nun antworten Sie mir großen berühmten Menschen hübsch bald wieder, und legen Sie was von Ihrer Muse bey. Meine ist nach und nach schon alt und unfruchtbar. Sollte sie wieder eines Kindleins genesen, so sollen Sie Gevatter stehen. Adio! Das heißt auf teutsch Gott befohlen! die verdammten Klekse! das macht die fatale Eile, welche Sie diesem ganzen aberwizigen Brieflein, ohne mein Anführen, wohl ansehen werden.

Ich bin und bleibe von nun an bis in Ewigkeit Amen!

Dero was Sie wollen

G. A. Bürger.

---

*) Göcking, der Verf. der Lieder zweier Liebenden, von denen oben mehrfach die Rede war.

2. Philippine an Bürger.

Göttingen, den 13. Sept. 1777.

Verzeihen Sie mir, wenn ich Ihnen ganz offenherzig gestehe, daß ich mich fast wunderte, daß Sie Ihr Versprechen so bald erfüllten; denn Sie wissen, ohne daß ich Sie darum bat, ob ichs gleich heimlich wünschte, boten Sie mir Briefwechsel an; es giengen Monate hin — aber kein Brief! — Nun haben wir uns einigemal gesprochen, Sie erneuerten Ihr Versprechen — und so bald schon erfüllen Sie es. Sehen Sie, ich fange gut an; zwey Tage darauf schreibe ich schon wieder. — So wie ich vom Abend-Essen weggieng setz ich mich nieder an Sie zu schreiben. Man sagt, gleich nach dem Essen wäre man eben nicht sehr sinnreich — gut! Wenn mein Brief Ihnen misfällt, so schieben Sie es nur auf die Zeit in der ich ihn schrieb.

Ich soll doch also wohl zuweilen was von Ihren Verserevyen sehn? — Dann, und nur dann erst will ich mit meinen armen, schwachen Verseleins herausrücken. Ich hatte lange lange Zeit gar keine poetische Laune; aber jetzt da ich fast ganz gesund, und munterer bin, scheint sie wieder zu erwachen. Nun wirds, hoff ich, gar erst loß gehn da endlich Wind und Regen Waffenstillstand machen. Ich bin in voller Freude über die freundliche Sonne, und wenn das Wetter so bleibt so hoff ich daß meine Seele so heiter werden wird als der blanke blaue Himmel. Ha! dann solls loß gehn! — Ich muß lachen wenn ich bedenke daß ich so halb und halb unter die lieblichen Sänger gehöre. Lang hielt ichs so geheim, daß meine eignen Verwandten nichts davon wußten — ich hielt mirs fast zur Schande; aber seitdem mir Boie die paar Lieder in den Voßischen Almanach gegeben hat — Ja da ists vorbey! Wenn erst lebendige Zeugen vorhanden sind — Jetzt habe ich ordentlicher Weise Schaam und Schande verlohren; oder, um ernsthaft zu reden, die übergroße Blödigkeit! Regeln, die Wahrheit zu gestehen, kenne ich nicht — könnte jetzt noch welche erlernen — und mag nicht! Was soll mir ein Leitband? Ich hoffe ohne das aufrecht zu bleiben. Ich habe oft die poetischen Gedanken in mir unterdrückt, weil ich nicht die erschrekliche Zahl der Dichter vermehren wollte; aber zuweilen drängen sie sich, und brüten heiß in meinem Gehirn; dann setz ich sie auf, wenn ich sie, indem ich Hand-Arbeit verrichte, ausgedacht habe. Das heilige Feuer des Genies brannte sonst heller in mir — ich wagte einiges — man sagte mir es sey erträglich; es schien mir ein wenig zu verlöschen — und ich schwieg. Aber nun es wieder aufglimmt, nun will ichs nicht unterdrücken; kindisch genug, suchen männliche, und, meistens, weibliche Spöttereyen, es auszublasen — Eitle Bemühung! Sie fachen es nur mehr an!

> Verlängern die Parzen mir nur, mit ihren oft drohenden Händen,
> Den Faden des Lebens, der kaum erst entstand:
> So tret ich voll Schüchternheit, einst zur hohen Versammlung der Dichter;
> Und weihe den fühlenden Schwestern mein Lied.

Dann wirds gehn! Vielleicht kritickastert man mich tüchtig — mögen sie doch! Nur schade ists, daß nicht nur versuchte Dichter, die die vielen zu bekämpfenden Schwierigkeiten kennen, sondern oft Anfänger uns beurtheilen. Hätt ich Dichter-Umgang gehabt vielleicht wär es gut für mich gewesen — So viele waren hier; und ich kannte sie nicht einmal von Gesicht. Doch ists im Gegentheil auch gut, sonst könnte die Welt glauben, Ihr guten Leute hättet so lange an mir gehobelt, bis so ein bischen aus mir geworden wäre. Die meisten wissens daß ich (was die Dichtkunst betrifft) wie ein wilder Baum ohne Pflege aufgewachsen bin; und doch hör ich hier und da: daß bald ein Professor, bald gar Studenten mir helfen sollen. Ja ich wollte sie lehren! Sie selbst haben mir gestanden, daß Sie gehört hätten: Meine Anbeter machten mir meine Verse, — Deren habe ich nun Gottlob! sehr wenige. Unter den schimmernden Laffen waren mir, die ich nicht immer beyfall-lächelnd, sondern wenns nöthig thut auch mit unter einmal höhnisch oder ernsthaft aussehe, selten welche sehr gut; und die Glänzen-

den — ob die mir auch just hätten helfen können? — Und wenn Leute von ernsthaften guten Schlage mir günstig waren, so sahen sie erstlich selten etwas; und zweitens hätt ich mir ihre Verbesserungen sehr verbeten. Sagen Sie mir, lieber Bürger, was es heißt, daß ich über das Geschwätz mich nicht hinaussetzen kann: ich kann es sonst über manches.

Nun bald schreiben Sie mir wieder, und legen etwas poetisches mit bey; dann will ich mich revangiren. Sie sollen die Erlaubniß haben, zu sagen: Dieß und jenes gefällt mir nicht. Sie sind einer von Denen die ich für voll ansehe (um mich eines der possierlichsten Sprichwörter zu bedienen) denn Sie verstehen die schwere Kunst nach dem Geschmack der meisten zu schreiben; so erstaunend muthwillig Sie auch zuweilen sind.

Amaranth und Nantchen kommen in den Michaelis-Ferien? Zwar wünschte ich mehr als einmal nach Wöllmershausen zu kommen, und Ihre liebe sanfte Frau, und Ihr pfiffiges kleines Mädchen wieder zu sehn; damahls wie ich sie sah war das letzte einige Wochen alt, ich sah wie ihm Zwieback-Brey ins Mäulchen geschmiert wurde und hörte es schreyen; das war nicht viel, mehr konnte man damahls aber nicht fordern; aber jezt würde sie mich gewiß sehr ergözen. Ihre Frau Gemahlin war noch nicht ganz wieder hergestellt, sah sehr krank aus; und schien nicht viel Lust zum Reden zu haben. Ich hoffte es wenigstens und schriebs ihrer Schwächlichkeit; und ihr Stillsein keiner Abneigung gegen mich zu. Sie würde meine Freundinn werden wenn sie mich öfter sähe, ohne Stolz sage ich das. Nun alles dieses macht daß ich mich sehr nach einem Besuch in Ihrem Hause sehne; aber wenn ich bald durch dieses, bald durch jenes, meine Hoffnung vereitelt sehe — so denk ich: O es sind ja nur ein paar Stunden — wie bald kommen wir einmal hin oder sie her. Aber bey Amaranth und Nantchen kann ich nicht so sagen, sie sind weit weg — und wenns nicht auf die Art geschieht, so seh ich sie vielleicht gar nicht. Also, wenn Sie uns beyden Mädchens Gelegenheit verschaffen in Ihrer und Goeckings und ihrer Angehörigen Gesellschaft, ein oder zwey Wonnetage zuzubringen; so mögen Sie Gottes Lohn haben.

Alles was in unserm Haus Sie kennt, grüßt Sie; und ich für mein Theil alles was in dem Ihrigen mich kennt. — Ich habe meinen Brief überlesen — er ist herzlich schaal — Wir wollen hoffen, daß es ein andermal besser kommen wird. Wer weiß was nicht am Ende für treffliche, weise, und zugleich witzige Briefe erscheinen von dem Herrn Amtmann Bürger, und der

Dem. Gatterer.

---

3. Bürger an Philippine.

W. den 16. Fbr. 1777.

Gott segne Sie, meine liebe Philippine, für Ihren lieben langen Brief. Der Meinige aber wird heut nicht so lang seyn, weil D. Weiß schon wieder forteilt, und die Bauern dergestalt vor meiner Thür husten und scharren, daß mir angst und bange wird. Denn heute ist Gerichtstag. Von einem Amtmann, der heute ein griesgrimmendes Löwengesicht machen, die Beine über einander schlagen und das Kinn in die Hand nehmen muß, werden Sie wohl nichts liebliches verlangen und erwarten.

Dessen, wozu einen Gott und Natur berufen hat, soll sich der Mensch nicht schämen. Also auch Sie nicht Ihrer Versereyen. Mögen sich nur die schlechten Poeten schämen, die nichts gescheidtes machen und doch das Machen nicht lassen können. Aus Dir, mein Goldtöchterchen, — ich sag es ohne Schmeicheley — kann was rechtes werden. Kann was? — Ist vermuthlich schon geworden. Denn ich habe ja nur das wenigste und geringste erst gesehen. Ich kann Ihnen kaum beschreiben, wie sehr mich verlangt, Ihre Machereyen allzusammen einmal zu sehen. Das ist aber unartig, daß Sie nicht eher damit losrücken wollen, als bis ich meinen Schubsack erst geöffnet habe.

Letzteres wollte ich gern thun, wenn nur was drinn wäre. Um indessen meinen guten Willen zu zeigen, leg ich eine Kleinigkeit bey, die ich vor einigen Wochen erst verfertigt habe. Doch weiß ich nicht, ob ich das Ding nicht neulich schon Ihnen vorgesagt habe. Nun aber unterstehen Sie sich nur nicht, mir künftig wieder einen blanken baaren Brief ohne Anhang zu schicken.

Ich fühle einen gewaltigen Trieb in mir, Ihre Kindlein recht aus Leibeskräften zu bekunstrichtern. Bey einem: Dies und Jenes gefällt mir nicht! soll es wahrhaftig nicht bleiben, wenn ich anfange. Denn Sie wissen wohl, wer sein Kind lieb hat, hält es unter der Ruthe? — Philippinens Genie ist das Kindlein, das ich lieb gewonnen habe. Entweder soll was Rechts, oder — Nichts draus werden. Die Genies schlagen oft am aller ersten aus der Art. Es ist mir nur lieb, daß Sie mich für voll ansehen. Ich will mich bemühen, auch wirklich voll zu seyn. Mag doch das Kind hernach, wenn es groß und wacker geworden ist, seinem alten Papa wieder auf der Nase spielen. Daran wird der alte Papa, wenn er kraftlos und lebenssatt im Großvaterstuhle ruhet, seine letzte Herzenslust und Freude haben. Aber hör einmal, mein Töchterchen, Du scheinst mir, mit Permiß, ein stolzes Ding zu seyn, daß Du schlechterdings Deine Erziehung keinem Sterblichen zu verdanken haben willst. Freylich ists am Ende der Laufbahn ein herrlicher hoher Gedanke, das, was man ist, blos durch sich selbst geworden zu seyn. Aber wie viel Sterbliche seit Adam sind, die das von sich rühmen könnten? Und gereicht es denn dem erwachsenen Helden am Ende zur Schande, daß in seiner Kindheit ihn eine Amme gegängelt hat? Also mag sich auch meine Philippine nicht schämen, auf diesen oder jenen Wink eines Freundes — den sie für voll ansieht und der es wirklich ist — zu achten. Und wie viel besser ist es, daß solches insgeheim unter vier Augen, als hernach öffentlich vor unbärtigen Kunstrichtern, richtenden Knaben geschehe. Aus diesen Betrachtungen mögen Sie zum voraus abnehmen, daß ich bey Ihnen kein Blatt vors Maul nehmen werde. Dagegen will ich aber auch recht lieblichen süßen Lobhonigseimsbrey meinem Philippinchen ins Mäulchen streichen, wenn es seine Dinge wacker gemacht hat. Dies, hoffe ich, wird wohl mehrentheils mein Fall seyn. Sollte ich aber bisweilen Sie zu kuranzen genothsacht werden, so soll es Ihnen dafür auch erlaubt seyn, mich wieder nach Herzenslust zu kuranzen. —

Meine Frau, welche Sie recht lieb hat, läßt schönstens grüßen, und wünschet von Herzen, mit Ihnen bald einmal das Kälbchen recht austreiben zu können. An ihrem grämlichen Gesicht vor zwey Jahren ist wohl Leibesschwachheit Schuld gewesen. Denn sonst ist sie eine ziemlich wilde Hummel. Nun Gott befohlen! Meine besten Grüße an alles in Ihrem Hause, was sich von mir grüßen lassen will.

Ganz der Ihrige
G. A. B.

4. Philippine an Bürger.

Göttingen, den 28. Sept. 1777.

Nicht wahr lieber Bürger, Ich verdiene Schläge? Aber vergeben und vergessen Sie; das muß ja der Weise können. Ist eine außerordentliche Krankheit die vor allen im Kopf die meisten Schmerzen, und durch sie Gedankenlosigkeit machte — eine Schwermuth, die oft in Thränen sich auflöste; die schon lange in meiner Seele brütet, und entweder aus meiner Schwächlichkeit, oder (und im Vertrauen gesagt, und das glaub ich am ersten) meine Schwächlichkeit durch sie entstand — Sind zwey so peinliche Leiden Entschuldigung genug, die alle Lust zum Schreiben in mir niederschlugen; so bin ich hinlänglich entschuldigt. — Ich habe die Lieder zweyer Liebenden gelesen — bei der Gelegenheit entstand beyliegendes Gedicht, das vielleicht bey der damahligen Stumpfheit meiner Gedanken schmeckt. O ich habe auch Lieder die a la Nante sind!

Auch von mehr als einem Amaranth zärtliche Gedichte. Die mögen verborgen bleiben; aber jene — wenn ich (vielleicht bald) todt bin, ich will sie in ein Büchelchen sammeln, so können sie gedruckt werden. Oder wenn ich alte Jungfer — oder Wittwe werde, bey meinen Lebzeiten. Sterb ich als junges Mädchen, So wird man in dieser kleinen Sammlung den Wurm finden, der langsam die Blüthe und Gesundheit eines Mädchens welkte und im Herzen (der Welt verborgen) die Pflanze durchnagte; das Leben eines Mädchens, das zwar sonst wieder alles romanhafte eiferte, und auch noch jezt von der Meinung nicht abgeht; aber das doch es hart findet: Leute zu kennen bey deren Erblickung ihr Inneres bewegt wird — und gegen die — bald Vernunft, bald Vorurtheil streitet; Und einst, vielleicht einen gefühllosen ernsthaften Mann, vielleicht einen der jezigen Verworfenen — durch Spiel — Trunk — Wohlust und dergleichen, tief unter sie herab gesunknen heirathen muß. Wer weiß das? Zeigen sie sich nicht in Schafskleidern? Und zu fühlen daß man das alles verdient hat, weil man einem von gelehrter — und bürgerlicher Welt geschätzten Mann, erst sein Wort unüberlegt gab — und dann, troz allem Wiederstand von ihm, und seiner eignen Familie die ihr Kind reich und geliebt versorgt glaubte — es wieder zerbrach. Ach Bürger! Noch fleht er — aber ich kann, ich kann nicht! Eine Ahndung, die vielleicht von dem schwarzen Flor herkömmt, durch den ich seit einigen Jahren alles betrachte, sagt mir: der Ehestand werde mir das Leben kosten. Und darum — und seiner so vielen übrigen Leiden wegen, möchte ich ihn noch verschieben, und einst einen Mann ganz nach meinem Sinn haben; kurz einen in dessen Armen ich froh lebte, und mit ungetheilter Liebe gegen den ich einst die Welt verließe. — Ich schweife aus — Lieber Gott! Du hast auf meinem ohnehin so dornigem Wege, diese unübersteiglichen Felsen gestellt — die mich und irdisches Glück trennen. Nimm sie hinweg! Oder schicke Deinen Todes-Bothen der mir freundlich die Hand biete, und mich in Deinen Tempel zu Deinen besseren und reineren Freuden bringt! — Bürger! Ich vergaß mich — verzeihen Sie mir! Die Thränen verlöschen was ich niederschrieb, ich muß aufhören!

Mein kleines Clavier hat meine Empfindungen sanfter gestimmt — und das Geschwätz meiner Geschwister unterm Essen — das ziemlich mannigfach war, weil unsere Aeltern nicht dabey waren — hat mich zerstreut. Mama ist auf 14 oder 16 Tage nach Hannover, mit (Prof.) Kulenkamp zu seiner verheiratheten Stieftochter, wie längst projectirt war. Papa brachte sie um 11 Uhr hin und aß da mit Kulenkamp — und Mama ist jezt wohl schon in Nordheim. Man leutet in die Kirche — aber ich werde nicht hingehn — so wie ich auch diesen Morgen da war. Ich habe jetzt Frost, drauf fliegende Hitze — und bald dieß bald das. Ich habe viele Wochen lang sie zuweilen versaümt, (ungeachtet ich sie für den Vorhof des Himmels halte) weil die Kirchenluft mir sehr schlecht bekömmt, und ich allemal blaß wie eine Leiche, daraus zurückkehre. Sie versaümen sie immer — lieber Bürger! Jede Religion hatte ihre Altäre, ihre Opfer — die unsrige ist so leicht — Es ist wunderbar! Auch die unwissendesten Nationen die man entdeckte, hatten eine Art von Religion — folglich liegt der Drang dazu tief in unsrer Seele; und nur wenige der wilden Völker sind so dumm eine Gottheit zu erkennen und sie nicht anzubeten — oder wenigstens ihr nicht öffentlich und versammelt zu huldigen. — Um Sie wegen der Trockenheit meines Briefes schadloß zu halten, will ich Ihnen mehrere Gedichte schicken. Aber Gnade und Barmherzigkeit! Du guter Bürger, der Du Kenner und Richter bist! — Es sind polirte und unpolirte. Neue und alte. Ueber dem einen stehn Veränderungen; sagen Sie mir: Ob man sie Verbesserungen heißen kann, so will ich das unterste ausstreichen. Kurz sagen Sie alles was Sie für nöthig halten — nur schreiben Sie bald, und schicken mir die Gedichte so bald als möglich wieder zurück, denn es sind die einzigen Abschriften. Ich habe niemahls Zeit mehrere zu machen.

Sie werden diesem Brief ansehen, daß kein Vater- oder Mutter-Auge ihn durchlesen soll. Auch den Ihrigen soll niemand sehn. Sagen Sie dem Doctor (Weis) daß

er ihn unter einem Collegio meines Vaters bringt; damit er ihn nicht sieht. — Leben Sie wohl! Ich wollte ich könnte noch meinen Brief umschmelzen. Aber Ihre Gutherzigkeit wird meiner nicht spotten. Grüße an Ihre Lieben; o könnt ich bald statt Grüße ihnen Küsse geben.

Philippine Gatterer.

5. Philippine Gatterer an Bürger.

Göttingen, den 1. Oct. 1777.

Wie sehr muß ich um Verzeihung bitten, daß ich so lange nicht schrieb; aber mich dünkt mein Brief hat schon alles gut gemacht — ganz gut! Also die übrigen Entschuldigungen kann ich spahren?

Ihr Brief thut mir an einigen Stellen zu viel Ehre, an andern wieder zu wenig an. Ihr Lob, Ihre Aufmunterung ist mir unschätzbar; mögte ichs einst ganz verdienen! — Aber — ich wäre stolz? Es war halb im Scherz gesagt: aber dennoch erlauben Sie mir mich zu vertheidigen. Vielleicht habe ich mich wohl zuweilen in meinem Sinn drüber gefreut, daß ich meine meisten Gedichte heimlich — und folglich (natürlicher Weise) ohne fremde Hülfe gemacht habe; da man mir doch sogar aufbürdet: Ich ließe mir alles verfertigen. Pfui über die falschen Leute! — Doch was hilft das Schwatzen! — Das wollt ich Sie nur versichern, an dessen guter Meinung mir viel viel liegt: Daß ich nichts weniger als stolz bin. Wie thöricht wär es, wenn ich immer mit Freude auf die wenigen Schritte sehn und mich drüber aufblähen wollte, die ich, auf einem nicht zu leichten Wege gethan hätte; und mich dadurch vom weiteren Fortgange abhielte — und das ist ganz gewiß: Viel Stolz schadet unsrer Vervollkommung; denn man hält sich immer schon für vollkommen; aber ein kleiner edler Stolz — Bürger! Wenn ich den nicht gehabt hätte — zu dem bischen das ich bin — spornte er mich!

Ihr Gedicht — Nicht war, das wissen Sie ohne mich daß es ganz vortreflich ist. So naif, und doch so mannichfach und neu, daß es nicht langweilig wird, wie mir die Schäfer-Gedichte sonst leicht werden. Ich weiß nicht was es heißt, Sie nehmen sich sehr viel heraus; reden oft von Dingen, die man sonst in Gedichten nicht zu nennen wagte — als eben in der Liebeserklärung des Schäfers, von Zwickeln — und dergleichen; und es gefällt den meisten. Das unterstehe ich mich schon nicht; erstlich bin ich zu ängstlich, und zweitens denk ich, man würde manches einem Mädchen übel nehmen, was bey einem Manne gut, oder wenigstens nicht schlimm geheißen würde. Ferner brauchen Sie auch oft Provinzial-Worte — ich denke nun gleich: Wenns gleich unsern Sachsen gut gefällt und manches anziehender für sie macht; was sagen die andern Sachsen, und nun gar die Schwaben und Oesterreicher, und Franken — u. s. f. dazu, die die Ausdrücke nicht kennen; und folglich nichts dabey fühlen? — Dergleichen Grillen führ ich oft in Compagnie, und darüber schluck ich manchen possierlichen Einfall wieder hinunter; und streiche manches schnurrige Wort wieder weg. Vielleicht lern ich mit der Zeit besser mich in alle diese Sachen finden.

Sie wollen meine Kindlein sehn? Wie ich Ihnen mündlich schon gesagt habe; einige (und zwar eine ziemliche Menge) sind in Celle bey einem guten Freund. Der gute Mann, dem ich sie zum Lesen gab, nahm sie in Gottes Namen mit — ich vergaß sie ihm abzufordern — aber nun ist schon drum geschrieben. Wieder andre sind verlohren gegangen. Halb und halb leben sie noch in meinem Gedächtniß und ich will sie nächstens aufschreiben. Also künftig ein mehreres; und ich könnte sagen, was besseres. Erst wollt ich Ihnen nur zwey schicken — und in oder

Auf den Umschlag zweyer Gedichte
schreiben:

Du willst von meinen Kindern welche sehen?
Hier ist ein Paar, das blöd' und schüchtern ist;
Und noch nicht lang das Licht der Welt genießt.
Was? — Ihr seyd bang? — Warum? Ihr sollt zum guten Bürger gehen,
Der Euch um meinetwillen freundlich grüßt.

Er wird Euch kleine Fehler gern vergeben,
Er, der ein Vater ist und Pädagog;
Und nicht nur fremder Kinder Fehler wog:
Nein! der mit saurer Müh, um Leser=Lust der Welt zu geben,
Ihr manches wohlgerathne Kind erzog. — —

Ja Bürger! Viele große könnt' ich weisen,
Und (falls ich nicht aus Mutterliebe blind)
Du sähest manches ziemlich weiße Kind;
Allein sie sind zum Unglück alle just auf kleinen Reisen
Zu Leuten, die der Mutter günstig sind.

Bald schick' ich sie vor Deine Kenner=Blicke;
Dann sage mir, wie sich's von selbst gebührt,
Ob Du an ihnen Geistes=Kraft verspührt.
Und diese Kleinen bring' eins Deiner Großen mir zurücke;
Und melde mir wie sie sich aufgeführt.

Ja, so wollt ichs machen. Diese unwizigen Zeilen auf ein Papier schreiben, die zwei Gedichte hinein wickeln — und dann getrost mein Urteil erwarten. Aber nun denk ich — ich will nur gleich mehrere schicken, so komm ich mit einem Kuranzen ab. So bald ich die andern habe so sollen Sie sie auch haben — ich hätte schon jezt noch einige; aber vor dießmal haben Sie gewiß satt.

Noch eins! In den Gedichten ist mit unter einmal was frommes. Ich hoffe daß Sie oft nur aus — ich weiß nicht was — scheinen gleichgültig in der Religion zu seyn; und ich glaube daß auch Sie sich auf diesen starken Wanderstab stüzen, der nie zerbricht und uns in den größten Gefahren schüzt — und in der äußersten Mattigkeit unterstüzt; allein sollten Sie auch ihn zuweilen ein wenig an die Seite lehnen — So werden Sie doch zu klug seyn über die zu spotten die sich auf ihn fest verlassen; und werden folglich auch nicht aus der Ursache solche Gedichte partheisch beurtheilen. Grüßen Sie alle Ihre Lieben — und alle meine Lieben grüßen Sie. Kommt Goeckingk und sein Weiblein noch nicht bald? Leben Sie wohl und antworten Sie bald

Philippine Gatterer.

6. Bürger an Philippine.

Wöllmershausen, d. 6. Novbr. 1777.

Was wird meine traute Goldzucker Philippine, meine holdseelige, meine auserwählte, meine Taube in den Felsrizen, was wird sie wohl denken und sagen, daß ich seit so langer Zeit nichts von mir hören und sehen laße? — „Nein! das ist zu arg, wirds heißen. Das hätt ich doch in dem Menschen nicht gesucht. Ich wollt' ihm beynah schon anfangen gut zu werden. Schon wollt' ich ihn meines Vertrauens würdigen. Aber denkt, was er mir für Streiche spielt! Ein oder zweymal sprechen wir uns; ein oder zweymal schreiben wir an einander. Da hängt der Himmel überall voller Geigen. Da will er mein Freund seyn; da will er meine Gedichte sehen; da will er mir sein Urtheil, seinen guten Rath und hundert schöne Sachen mittheilen. Ich bin ja so treu=herzig, das alles für baare Münze zu nehmen. Ich schick ihm eine ganze Sammlung Gedichte schon vor sechs acht Wochen. Sollte man denken, daß der Mensch mir noch keine Zeile drauf geantwortet habe? Noch mehr! Amarant und Nantchen wollen zu ihm kommen. Mit denen will er mich bekannt machen. Huckepack will er mich

hinausschleppen zu sich und seinen Freunden aufs Land. Ja! großen Dank! Sie sind da gewesen, er aber hat nicht ein Wörtchen davon hören laßen. So gar hier in Göttingen bey Dietrich ist das Volk gewesen, hat gesaust und geschmaust, gehüpft und gesprungen, aber um Philippine hat sich keine Christenseele bekümmert. Nein, das ist zu arg! diesmal noch einem getraut, und nun in meinem Leben nicht wieder. „— Nicht wahr, Philippinchen, so ohngefähr wird dir das Mäulchen klappern? —

So lange Sie, liebste Freundin, meine Entschuldigungen, meine wahrhaften und triftigen Entschuldigungen nicht gehört haben, kann ichs Ihnen nicht verargen, so in Worten und Gedanken auf mich loßzuziehen.

Ja, wahrhaftig, ich könnt es Ihnen nicht übel nehmen, wenn Sie zum Fenster hinaus hinter mir herspuckten: Pfui! da geht er hin, der garstige, falsche Mensch! In der That traue ich mich deswegen fast weder persönlich noch schriftlich vor Ihre Augen. Neulich war ich in Gottingen, zweymal war ich schon auf der Brücke um zu Ihnen zu gehen, aber so wahr ich Hans Tromm bin, ich wagte mich nicht unter Ihre Augen, und ging zweymal zurück. Einmal wollt ich zum Instrumentmacher Krämer gehn, aber der Henker hätt mich nicht vor Ihrem Hause vorbey gebringt. Ich nahm einen weiten Umschweif über den heil. Geist. Eher komme ich Ihnen nun gewiß nicht wieder vors Angesicht, als bis Sie mir theuer versichert haben, daß Sie noch meine herzliebe Philippine sind und bleiben, mich in die Arme nehmen, herzen, küssen, drücken und liebhaben, mich nicht aushunzen, meine Entschuldigungen geneigtes Gehör schenken, überall vergessen und vergeben und unter Backenstreicheln und klopfen sagen wollen: „Bürgerchen, Du bist zwar ein Stückchen von einem Schelm, aber böse kann man Dir närrischem Kauz doch nicht werden." —

O, über alle alberne Schmieralie! Darüber wird nun vergessen, sowohl die dick berührten Entschuldigungen anzuführen, als etwas über Ihre letzten Briefe und Gedichte zu sagen. So wahr ich aber ein ehrlicher Kerl bin, wenn ich auch das Alles abhandeln wollte, so könnte ich heute doch nicht. Sie glauben gar nicht, meine Liebe, was für ein armes, geplagtes Geschöpf ich seit einigen Monathen gewesen bin. Ich werde stündlich hierhin, dahin und dorthin, kurz nach allen vier Winden gezerrt, und weiß oft kaum, ob ich ein Männchen oder ein Weibchen bin. Meiner Oberfläche sieht man's nicht an, was für ein Wust von Sorgen, Gram und Bekümmernissen mein Herz belastet. Nur an sehr wenig Gegenständen dieser Erde hab ich noch wahre Herzensfreude. Dazu kommt denn nun noch gar die leidige Hypochondrie und des Teufels Ungemach — o man möchte gleich — — — sich erwerthern.

Bis auf meine nächste persönliche Ueberkunft in Gottingen, die bald geschehn wird, und wo ich Sie gewiß zu sehen hoffe, verspahre ich alles, was ich auf meinem Herzen und Gewissen habe. Dessen ist sehr viel. O wenn ich doch einmal einen ganzen ungestöhrten Tag mit Ihnen Herz und Gewissen mir leicht sprechen könnte! Ich fühle, daß die gute, liebe Philippine zu den wenigen Sterblichen gehört, denen ich mich ganz mittheilen könnte. Sie fühlten das in Ansehung meiner auch. Glauben Sie nur, was Sie mir vertrauen, das vertrauen Sie dem stummen Grabe an.

Für heute Gott befohlen.

Ewig der Ihrige

G. A. Bürger.

7. Philippine an Bürger.

Göttingen, den 29. November 1777.

Ja das ist nun freylich nicht zu läugnen, daß Sie unverantwortlich lange geschwiegen haben; aber daß ich einige Wochen wartete, geschah nicht aus Rache sondern aus vielerley Verhinderungen. Mich wundert, daß Sie mir meine Gedichte nicht wieder schicken da ich Ihnen doch mehr als einmal sagte: daß ich von jedem nur die Abschrift

hätte. Sobald ich diese wieder bekomme erhalten Sie mehrere — vielleicht einige die besser sind; Ihr Urtheil, Ihre Erinnerungen sollen mir schäzbar seyn. Sie waren nicht in der fröhlichsten Stunde als sie mir schrieben, das sah ich ihrem Brief, ungeachtet seiner Scherze an. Ich erlaube Ihnen, ja ich bitte Sie so gar drum, nie sich Zwang anzuthun. Wenn kleine Wiedrigkeiten, oder Kränklichkeit Sie verdrießlich machen — auch das muß die Freundschaft mit Ihnen theilen. Zwar bin ich selbst von Natur fröhlich und lebhaft, aber ich weiß nicht ob ich nicht in stilleren Stunden mehr mit mir zufrieden bin. Die vernunftlosen Geschöpfe — wenn sie in ihrer Art glücklich sind, hüpfen, haben Freudentöne wie wir. Freilich trauern sie auch zuweilen — sind still und mürrisch, wenn Mangel an Nahrung oder guter Begegnung ihnen vorkömmt; aber Thränen — stille einsame Betrachtung — sympathetisches Mit-Empfinden fremder Leiden — dergleichen Traurigkeit, hat der an den Engel gränzende Mensch allein. Wer stark denkt, wer sanft empfindet, hat traurige Stunden — wenn Sie eine solche Stunde haben (und wer hat sie nicht) so suchen Sie nicht wenn Sie dann just an mich schreiben, es zu verbergen, so lassen Sie mir es sehen wie Ihr Herz in dem Augenblick ist. Jezt werden Sie vielleicht ängstlich und kummervoll seyn. Man sagt Doct(or) Weis sey aussen bey Ihnen weil man glaubte Ihre Kleine bekäme die Blattern. Ich wollte es wäre wahr und sie giengen glücklich zu Ende — denn jezt müssen Sie immer bange seyn in der Ungewisheit. Das Mädchen ist Ihr Abgott — ich habe es gemerkt so wenig Sie von ihr sprachen. — Ob ich jemahls Ihr Haus sehen werde ist sehr ungewiß — der Winter wird zwar so geschwind vorbeygehn als alle Jahrszeiten bey uns beschäftigten Leuten; aber auch im Frühling — zwar muß er in Ihrer Gegend herrlich dichterisch blühn — aber es ist so weit. Doch uns Paßgängern nicht, wir Mädchen gehn wer weiß wie weit — nun wir müssens erwarten, ich wünsche es wenigstens; und wenn Sie nach Göttingen kommen, so bitt ich vergessen Sie nie unser Haus; und solls auf einen Augenblick seyn; wir wollen so vergnügt seyn als möglich und ennuyren soll sich der Herr Amtmann Bürger in unsrer geistlosen Gesellschaft hoffentlich nicht. Wir wollen noch ganz erträglich gescheut zu seyn suchen. Ich habe lange nichts gelesen — nicht daß ich dächte ich könnts missen — so albern bin ich nicht; aber weil es mir viel Zeit nimmt; wenn ich welche zu meinem Gebrauch habe so schreibe ich einmal ein bischen was. Die Lieder zweyer Liebenden unterbrachen den Lese-Stillstand in meiner Seele — bald hoff ich wird er wieder auf eine sehr angenehme Art unterbrochen werden, wenn Ihre Gedichte herauskommen; nicht wahr sie erscheinen bald? — Ich freue mich schon über alle Beschreibung drauf. Ich habe oft das Vergnügen, daß wenn ich in Gesellschaften Ihr Lied vom Mädel das ich meine singe und spiele, daß Leute von Geschmack ganz in Entzückung kommen. Es ist auch so gut, so faßlich leicht daß man gleich meinen sollte man könnts auch, und doch so voll herrlicher Gedanken. Und die schöne Melodie des Doct(or) Weis*). Wenn mit Gefühl der Vers gesungen und mit Ausdruck gespielt wird: Lob sey etc. — so gehts ans Herz wie ein Psalm; einem deucht man möchte die Hände falten.

Auch Goecking ist mir ein lieber Mann. Ich wünschte ich hätte ihn kennen lernen — aber wenn er mich missen kann, kann ich ihn auch missen! Er ist ja noch in der Welt und noch dazu nahe bey uns. Mir ists lieb wenn nicht Vergessenheit oder Geringschäzung schuld war, daß Sie damals weder mit, noch ohne ihn kamen.

Was machen Ihre Frau und Ihre Schwägerinnen? Mich verlangts sie alle einmal wieder zu sehn. Ach ich war so seelig den Morgen mitten unter der lieben vertraulichen Familie — auch Brüder waren dabey — mit dem ältsten sprach ich viel — wenn Sie ihn sehn so grüßen Sie ihn und sagen ihm daß auch sein Andenken noch lebhaft in mir ist; und daß ich ihm Gesundheit und Munterkeit wünsche — man sagt er sey sehr schwächlich seit einiger Zeit. Ihre Frau saß, so zärtlich und sittsam auf

*) Im Göttinger Musenalmanach für 1777 mitgeteilt.

dem Canapee. Hatte sich und ihr Kind in einen Mantel gehüllt und schlug die Augen auf das Kind wie eine Madonna. Und der gute freundliche Amtmann! Er war so gut gegen mich — Ach er ist hin — ich dachts nicht daß ich ihn nie wiedersehen würde. So schleicht einer nach dem andern von dem Schauplatz hinter die Scenen — ach dahinter finden sie sich wieder — aber wie? — das große uns noch verborgene Geheimniß! —

Wenn Sie mir bald, und wenns auch nur wenig ist, schreiben, so sollen Sie einen unterhaltenden Brief, und wenn Sie mir die alten wieder schicken, neue Gedichte bekommen. Leben Sie wohl und denken zuweilen an

Philippine Gatterer.

8. Bürger an Philippine.

Wöllmershausen den 17ten März 1778.

Gott zum Grus

Habe vernommen, daß Miß Philippinchen ganz gottesjämmerlich auf mich schimpft. Glaub' es auch wohl; hab's auch wohl verdient, aber doch nit so sehr, als Miß Ph. glauben mag. D. Weiß hat mich gewaltiglich ins Bocksborn gejagt. Er meint, ich dürfte es gar nicht mehr wagen, mich vor Ihnen sehen zu lassen. Das wag' ich aber mit nächstem doch. Ich lasse mir erst geduldig die Jacke vollschelten; hernach erhebe ich mich wieder in aller meiner Herrlichkeit und bringe Sie dahin, daß Sie mir alles wieder abbitten müssen. Ich habe mich nämlich in einem Gedichte selbst geschildert, mit diesen noch viel zu wenig sagenden Zeilen

O schaut, wie er vol Majestät,
Ein Gott daher auf Erden geht!
Er geht und steht in Herrlichkeit;
Und fleht um nichts; denn er gebeut.

Wenn mir meine Frau nicht das Concept verrückt hätte, so hätt' ich Ihnen schon diese Woche erwähnte meine Herrlichkeit gezeigt. Aber künftige Woche komme ich aller Wahrscheinlichkeit nach. Denn es ist hohe Zeit mit dem Abdruck meiner Unsterblichkeit anzufangen.

Gott befohlen! Ganz der Ihrige
In höchster Eile. G. A. Bürger.

9. Philippine an Bürger.

Göttingen, den 29. Juni 1778.

Auch ich habe dießmal lange nicht geschrieben; aber nicht aus Rache schwieg ich, sondern wegen unzähliger Verhinderungen. Oben drauf waren wir zehn Tage in Münden, und dann unsre Einem bey uns in Göttingen vierzehn Tage. Das gab täglich Saus und Schmaus, und der arme Bürger ward — nicht vergessen — aber doch ein bischen verabsäumt. Seit einigen Wochen trink ich Brunnen und werde ihn noch länger trinken. Da flüstert nun der Verstand: Du darfst nichts schreiben. Die Faulheit findet ihre Rechnung dabey, und nickt ein schläfriges Ja. Kurz! In länger als sechs Wochen hab ich kein Wort geschrieben — ich bin ziemlich davon abgekommen, meine Finger, nur an Fingerhut, Näh- und Stricknadel gewöhnt, fassen sehr tölpisch die Feder an: Wie Figura zeiget!

Lieber Bürger! täglich denk ich an Sie, wünsche Sie einmal zu sprechen, im Schoos Ihrer lieben Familie, Ihr in so romantischer Gegend liegendes Dörfchen zu sehn, und dort, wenigstens einen herrlichen Tag zu leben. Oft schon hatt ich Entwürfe

dazu zu gelangen — aber sie blieben stets unerfüllt. Wir würden Ihnen wahrlich keine Beschwerde machen, denn die Freundschaft ist nicht ächt die man mit Ceremonie — mit dem Wunsche kalter gefühlloser Seelen — bedienet. Sollen wir einmal kommen, mit dem Doctor Weis, und der Dem. Hamb(erger)? So ein Weg mattet mich nicht ab. Ich gehe Meilen ohne Ermüdung zu fühlen. — Oder kommen Sie nach Göttingen mit Ihrer lieben Frau — Wahrlich! Mich verlangts recht, mit Ihnen einmal recht vernünftig zu reden. Wenn ich Sie gesehn habe, war immer Gesellschaft dabey; und das Gespräch war zu allgemein. Im Zimmer möcht ich seyn beym jungen Paar, und Stunden verbringen mit traulichen Geschwäzzen. Oder möcht in Euerm Garten seyn, der jezt auch von Rosen und Lindenblüthen Duft erfüllt seyn wird. Oder möchte nebenher schleichen wenn, in heller Mondnacht, Ihr Fuß ums Dörfchen irrt*), Bürger! Das ist mein Leiblied! Sie haben schwerere gemacht das weiß ich; aber das Süße und Ungezwungene dieses Stücks reißt jeden zur Bewundrung hin.

Wie werden die Herren Fipp und Fapp und Firlefanz mit mir armen Mädchen herumspringen! Aber was thuts! Wenn dieser glaubt, der Lorbeerkranz stehe meiner hohen Frisur nicht so gut als seiner Perücke; und jener mich grob herab zu stürzen sucht von der kleinen Höhe die mir im Reifrock und spitzen Absätzen doch sauer genug zu ersteigen war; oder wenn ein dritter mir heimtückisch auf die Schleppe tritt weil er sich fürchtet vor mich dreist hinzutreten und mich zu beleidigen: O so giebts auch gewiß einige gute Seelen die mir den Arm bieten, um zum Helikon zu klimmen; oder die mich sanft warnen, wo ich strauchelte; und mir freundliche Winke geben, auf welche Art ich dieser oder jener Schwierigkeit ausweichen kann.

Alles ist still um mich. Sogar ist jezt eben die Grille verstummt die in unsrer Küchenmauer zirpte; sie ruht — und ich folg ihr. Die Nacht ist fürchterlich finster; ich bin müde; und muß morgen recht früh aus den Federn. Also leben Sie wohl! Morgen mehr.

Den 1. Juli.

Der Mensch denkts — und Gott lenkts! — Wohl wahr ist das alte deutsche Sprichwort. Da hätt ich mich drauf erschlagen lassen, des andern Morgens ganz früh säß ich wieder an Ihrem Brief. Aber durch wunderbare Fatas ists heute, da ich wieder schreibe, schon im Juli. Meine Schwestern sind fast alle in einer Comoedie die von hiesigen Schülern aufgeführt wird. Man führt den Desserteur*) und den dankbaren Sohn (von Engel) auf. Aber nicht das Stück desselben Namens, das ich gelesen habe, wo der arme Junge erschossen wird, sondern eines wo der mitleidige Autor ihm in den letzten Augenblicken noch das Leben schenkt. Es ist unmöglich, daß sie ein so langes und schweres Stück, gut aufführen — und den dankbaren Sohn hab ich so oft gesehn, daß ich ihn an den Fingern herzählen kann. Ueberdieß ist in der Capelle, wo sie spielen eine schreckliche Hitze wegen der zugemachten Fensterladen die den wiedrigen Contrast des Tageslichts und der Lampen auf dem Theater verhindern sollen; daß ich für klüger hielt zu Haus zu bleiben.

Haben Sie sich noch nicht im Schatten zeichnen lassen? Wie gern hätt ich Ihren Schattenriß, da nur Sie mir persönlich bekannt sind unter den Dichtern. Oft hab ich mit den Stolbergs in einem Reihen getanzt, sie dachten aber nicht daß die Hand des unbeträchtlichen Mädchens je die Leyer gerührt hätte. Hier studierten Voß, Hölty, Cramer, Miller ꝛc. ꝛc. aber keinen sprach ich als Boye — der sich gewiß selbst für keinen großen Dichter hält. Und nun kenn ich Sie — lassen Sie unsre Freundschaft ewig seyn, wie Ihren Ruhm! Weit unter Ihnen, aber nicht neidisch auf Ihre Höhe, sing ich kleine Lieder.

*) Aus der vorletzten Strophe des Gedichtes: „Auch ein Lied an den lieben Mond“.

*) Der Deserteur aus Kindesliebe, von Gottlieb Stephanie. Sämtl. Lustspiele, Teil III. Wien 1776.

Laß Du Deine hohe Harf' erklingen,
Mit dem stolzen Lorbeer um das Haupt.
Ich will leise in die Laute singen,
Weil ein Mirtenkranz mein Haar umlaubt

Um durch Scherz und Ernst zu unterrichten
Strömt Dein Volksgesang empor.
Und ich singe spielend ihre Pflichten
Meinen Schwestern lächlend vor.

Gut für Sie, daß mein Bogen zu Ende ist. Ich merke ich komme ins Reimen — und was wollten Sie Universaldichter mit meinem Wortgesammle. — Noch einmal bitt ich um Ihre Silhouette, und noch Tausendmal um Ihre fernere Freundschaft. Unser ganzes Haus macht Ihnen das zärtlichste Compliment; und ich bitte Sie mich Ihrer Amalie und Ihren Schwägerinnen zu empfehlen. Schreiben Sie mir doch bald, ich bitte Sie.

Philippine Gatterer.

Dante in der deutschen Litteratur.

Von

Adolf Schmitthenner.

(Schluß.)

IV.

Wir treten nun in die Periode unserer Litteraturgeschichte, die, in welchem Interesse man sie durchwandern mag, immer wieder von neuem groß und fruchtbar erscheint. Dantefanatiker zwar schleudern gerade gegen Schiller und Goethe die bittersten Vorwürfe. Ja, man hat sich nicht entblödet, die Gleichgültigkeit gegen den großen Romanen, die man Goethe schuld gab, einem Charakterfehler des deutschen Dichters zuzuschreiben: es sei dem Unlauteren in der Nähe des Heiligen nicht wohl gewesen.

Diese Beschuldigung ist grundlos, ja unsinnig. Schiller allerdings hat sich nie über Dante ausgesprochen; der Italiener hat nie sein Interesse erregt. Er nennt ihn nach der Kenntnis des Verfassers nur ein einziges Mal, in einem Briefe an Goethe, und hier in gleichgültigem Zusammenhang. Auch von Goethe haben wir nur gelegentliche Aeußerungen über Dante; aber diese ziehen sich durch fünfzig Jahre seines Lebens hindurch. Er war des Italienischen sehr wohl kundig. Er liebte diese Sprache, die er bereits in seiner Jugend kennen gelernt. Vor seiner italienischen Reise frischte er seine Kenntnisse neu auf, indem er eigens bei einem Lektor Unterricht nahm; und als er das Glück hatte, fast volle zwei Jahre in dem geliebten Lande zuzubringen, hat er in dieser Zeit seine Kenntnis der Sprache und Litteratur bedeutend erweitert. Jedenfalls wissen wir, daß er schon damals, im Jahre 1786, seinen Dante gelesen hatte, und wenn ein Goethe einen Dichter liest, so will das etwas anderes sagen, als wenn dieser oder jener ihn liest.

> Anders lesen Knaben den Terenz,
> Anders Hugo Grotius.

Aber schon damals scheute er sich auch nicht, den Italienern gegenuber den gefeierten Dichter zu kritisieren, wie er uns das in seiner italienischen Reise sehr anmutig erzählt hat.

In dem Hause des Grafen Foies zu Rom verkehrte außer den Künstlern und Kunsthändlern jene Art italienischer Litteraten, die in Abbétracht umherwandeln. Mit diesen war kein angenehmes Gespräch. War von der nationalen Dichtung die Rede, so mußte man sofort die Frage vernehmen, wer größer sei, Ariost oder Tasso. Ein

vernünftiges, beiden gerecht werdendes Urteil ließ man nicht gelten. Regelmäßig wurde der eine hoch erhoben, der andere tief herabgesetzt. Goethe, den dies verdroß, pflegte die Partei dessen zu ergreifen, dem man übelwollte. Viel schlimmer noch war es, wenn von Dante geredet wurde. Als Goethe einmal einem feurigen Bewunderer desselben seine hohe Schätzung des gefeierten Dichters ausgesprochen hatte, war jenem damit gar nicht gedient. Er nahm Goethes Beifall nicht zum besten auf, indem er versicherte, jeder Ausländer müsse von vornherein auf das Verständnis Dantes verzichten, dem ja selbst die Italiener nicht in allem folgen könnten. Nach einigem Hin- und Widerreden wurde Goethe denn doch zuletzt ernstlich böse, und er sagte, er müsse bekennen, daß er geneigt sei, dem Abbé recht zu geben; denn er habe nie begreifen können, wie man sich mit diesem Gedichte beschäftigen möge. Die Hölle komme ihm ganz abscheulich vor, das Fegefeuer zweideutig, das Paradies langweilig. Mit diesem Urteil war der Gegner sehr zufrieden, indem er daraus ein Argument für seine Behauptung zog.

Aehnlich erging es dreißig Jahre später dem achtzehnjährigen Karl Witte in Florenz. Er hatte Zutritt bei einem hochgestellten Italiener. Die schöne und geistvolle Tochter des Hauses, Bianca Milesi, versprach dem jungen deutschen Doktor, sich seiner Litteraturstudien anzunehmen, forderte aber von ihm das Gelübde, daß er mit keinem Finger die divina commedia anrühre; „denn," sagte sie, „wir Italiener behaupten zwar, das geheimnisvolle Gedicht zu verstehen, täuschen uns aber darin. Wenn nun gar ein Fremder sich damit befaßt, so können wir ein Lächeln kaum unterdrücken."

Wenn auch Goethes Urteil über Dante in heiterer Ironie geflissentlich übertrieben ist, so erhellt doch daraus, daß er ein früheres Interesse an dem Gedichte damals noch nicht nahm. In den nächsten fünfzehn Jahren finden wir Dante nicht bei ihm erwähnt. Als Schiller und Goethe im Jahre 1798 anläßlich der Schlegelschen Einführung der Terzine in die deutsche Litteratur ihre Gedanken über diese Versart tauschten, wurde des gewaltigsten Gedichtes, das in Terzinen geschrieben wurde, hierbei nicht gedacht.

Dagegen hören wir im Jahre 1801 aus Goethes Munde bei der Besprechung des früher erwähnten Böhlendorfschen Trauerspiels ein Urteil über die Ugolino-Episode, das die Anerkennung Dantes als eines der größten Dichter aller Zeiten in sich schließt. Er sagt: „Die wenigen Terzinen, in welche Dante den Hungertod Ugolinos und seiner Kinder einschließt, gehören mit zu dem Höchsten, was die Dichtkunst hervorgebracht hat; denn eben diese Enge, dieser Lakonismus, dieses Verstummen bringt uns den Turm, den Hunger und die starre Verzweiflung vor die Seele. Hiermit war alles gethan und hätte dabei wohl bewenden können."

Es ist unmöglich, die Schönheit jener Terzinen mit wenig Worten erschöpfender und charakteristischer auszudrücken, als Goethe es hier thut. Aus diesen Worten erhellt aber zugleich, daß für den das Maß liebenden deutschen Dichter Dante hier die Schranke erreicht, jenseits welcher die Darstellung des Grauenvollen abschreckend wirkt. Niemand kann leugnen, daß Dante diese Schranke sehr oft und sehr weit überschritten hat. Wenn Ugolino seinem Feinde Ruggieri den Schädel von hinten mit den Zähnen zerfrißt, um ihm das Hirn auszusaugen, und sich dann, von Dante zum Sprechen aufgefordert, erst den Mund rein wischt an jenes Schädels Haar, nach seinem Bericht mit seinen Zähnen wieder einhaut und die Knochen zermalmt — so ist dies ein Bild, das die stärkeren Nerven des mittelalterlichen Italieners wohl ertragen konnten, inmitten einer Welt, in der die Leidenschaften der Menschen wie wilde Tiere aufeinander losstürzten; auch die heutigen Romanen mögen's noch schön finden. Wir Deutsche aber werden bei solchen Gräßlichkeiten nicht anders empfinden als unser größter Dichter, dessen Phantasie vor den Greueln der Danteschen Hölle zurückschauderte.

In einer ganzen Reihe von Aeußerungen hat Goethe diesen Eindruck ausgesprochen. Dantes Hölle ist ihm die Heimat des Mißbehagens. In den Anmerkungen zu der Uebersetzung von Diderots Dialog „Rameaus Neffe" spricht Goethe von einem

französischen Dramatiker Dorat, der sich „in dem traurigen Zustande des Mißbehagens mit so vielen anderen befand, mit deren Zahl man, wo nicht einen Platz in Dantes Hölle, doch mindestens in seinem Fegefeuer besetzen könnte. —

Ein Bild, das im Jahre 1817 auf die Berliner Kunstausstellung kommen sollte und auf der Reise Goethe zu Gesichte kam, gab ihm zu einigen „zahmen Xenien“, in denen die Künstler vor der Nachahmung Dantescher Greuel gewarnt werden, Veranlassung. Das Bild ist von Goethe in der Zeitschrift für Kunst und Altertum beschrieben worden. Der Maler holte sich den Stoff aus dem 28. Gesang der Hölle. Man sieht eine lebensgroße Figur mit grüner Haut. Aus dem enthaupteten Halse spritzt ein Blutquell. Die Hand des rechten ausgestreckten Armes hält den Kopf bei den Haaren. Dieser, von innen glühend, dient als Laterne und spendet dem schauderhaften Bilde das Licht.

Die betreffenden Xenien lauten:

Künstler, zeiget nur den Augen
Farben-Fülle, reines Rund!
Was den Seelen möge taugen,
Seid gesund und wirkt gesund!

Entweiht, wo düstre Dummheit gerne schweift,
Inbrünstig aufnimmt, was sie nicht begreift,
Wo Schreckensmärchen schleichen, stutzend fliehn,
Und unermeßlich Maße lang sich ziehn!

Modergrün aus Dantes Hölle
Bannet fern von eurem Kreis!
Ladet zu der klaren Quelle
Glücklich Naturell und Fleiß!

Und so haltet, liebe Söhne,
Einzig euch auf eurem Stand;
Denn das Gute, Liebe, Schöne, —
Leben ist's dem Lebens-Band.

Wenn Goethe etwas las, was einen beklemmenden Eindruck auf ihn machte, so wurde er wohl an die Lektüre der Danteschen Hölle erinnert. Das Mißbehagen, mit dem ihn die Voßsche Streitschrift erfüllte: „Wie ward Fritz Stolberg ein Unfreier?“ spricht er in dem Verse aus:

Voß contra Stolberg! Ein Prozeß
Von ganz besondrem Wesen,
Ganz eigner Art; mir ist indes,
Das hätt' ich schon gelesen.

Mir wird unfrei, mir wird unfroh,
Wie zwischen Glut und Welle,
Als läs' ich ein capitolo
Aus Dantes grauser Hölle.

Es erinnert dieser Vergleich, den der Dichter selbst ihm zu gestatten bittet, an eine Stelle der von Goethe übersetzten Lebensbeschreibung des Benvenuto Cellini. Mattheo, ein Genosse des erkrankten Benvenuto, hat für dessen wilde Fieberphantasieen keine bessere Erklärung als die: er hat den Dante gelesen und für große Schwäche phantasiert er.

Diese Reihe von Urteilen möge durch den Ausdruck abgeschlossen werden, der am prägnantesten Goethes Eindruck wiedergibt. Er spendet dem Dichter das höchste Lob, freilich das Lob eines Bewunderers, der, wo er anstaunt, zugleich zurückschreckt. In den Tag- und Jahresheften von 1821 erzählt Goethe von der Lektüre eines Trauerspiels Ildegonda von Grossi und berichtet: „Tassos Anmut, Ariosts Gewandtheit, Dantes widerwärtige, oft abscheuliche Großheit, eins nach dem andern wickelt sich ab. Ich mochte das Werk nicht wieder lesen, da ich genug zu thun hatte, die gespensterhaften Ungeheuer, die mich bei der ersten Lesung verschüchterten, nach und nach aus der Einbildungskraft zu vertilgen.“

Trotz dieses lebhaften Gefühles, daß in der Danteschen Poesie etwas liege, was ihn innerlich abstoße, legte Goethe die göttliche Komödie nicht mehr aus der Hand. Ihre mannigfachen Schönheiten zogen ihn an, besonders die plastische Kraft der Bilder und Gleichnisse, die tiefsinnige Auffassung und die liebevolle Beobachtung der Natur; auch die Mystik und der Allegorienreichtum Dantes mochten ihm zu einer Zeit sympathisch sein, in der er selbst so viel geheimnist hat.

In einem kleinen Aufsatze über den Streit der Klassiker und Romantiker in

Digitized by Google

Italien gibt Goethe dem Dante „einen ehrenvollen Platz in der italienischen Litteraturgeschichte".

Neben solchen gelegentlichen Erinnerungen an Dante findet sich in den Schriften der letzten Zeit noch einmal eine eingehende Würdigung der Komödie. Die Veranlassung gab die Uebersetzung der letzteren durch Streckfuß. Goethe nahm sich die Mühe, die ihm von Streckfuß zugesandte Uebertragung aufs genaueste mit dem Originale zu vergleichen, und schrieb einen kurzen Aufsatz über Dante, den er mit der Bitte, ihn dem Uebersetzer zu übermitteln, an Zelter sandte. In dem Begleitschreiben teilt er dem letzteren mit, er habe versucht, einige Stellen der Uebertragung sich nach seiner Weise deutlicher und gelenker zu machen, habe aber erfahren, daß niemand an dieser Arbeit mit Nutzen mäkeln könne. „Was ich in bezug auf Dante beilege," schreibt er weiter, „lies erst mit Aufmerksamkeit. Hätte das, was ich anrege, unser guter Streckfuß vom Anfange seiner Uebersetzung gleich im Auge gehabt, so wäre ihm vieles ohne große Mühe besser gelungen. Bei diesem Originale ist gar manches zu bedenken; nicht allein, was der außerordentliche Mann (Dante) vermochte, sondern auch, was ihm im Wege stand, was er wegzuräumen bemüht war, worauf uns denn dessen Naturell, Zweck und Kunst erst recht entgegenleuchten."

Der an Zelter gesandte Aufsatz zeigt, wie sich Goethe das spezifisch Dichterische in Dante vollkommen klar gemacht hatte und mit dem eigentlichen Geiste des großen Italieners vertraut geworden war. Wie fruchtbar ist allein schon die einleitende Bemerkung! Sie bezieht sich auf die Verwandtschaft Dantes mit den gleichzeitigen Florentiner Malern, besonders mit Giotto. Beide habe derselbe sinnlich-bildlich bedeutend wirkende Genius beherrscht. Anderswo hebt Goethe den Einfluß hervor, den hinwiederum Dantes Gedicht auf Orcagnas Bilder der Hölle und des Weltgerichtes im Campo Santo zu Pisa geübt habe.

In jenem Aufsatze handelt sodann Goethe von der Anlage des Danteschen Höllenlokals. Er findet dieselbe fehlerhaft, weil sie dem Leser zumute, sich das Ungeheure im beschränkten Raume zu denken. Sie habe etwas Mikromagisches und deshalb Sinnverwirrendes. Man habe sich von oben herab Kreis in Kreis zu denken bis in den tiefsten Abgrund; dies gebe die Vorstellung eines Amphitheaters, das sich, so ungeheuer es immer sei, als etwas künstlerisch Beschränktes vor die Phantasie stelle. Die Erfindung sei mehr rhetorisch als poetisch. Die Einbildungskraft sei aufgeregt, aber nicht befriedigt.

Es ist interessant, daß, was Goethe hier tadelt, Schelling als einen poetischen Vorzug rühmt. In einer später zu erwähnenden Abhandlung schreibt er: „Die lokalen Maße, Zahlen und Verhältnisse, die Dante beobachtet, waren durch die Wissenschaft vorgeschrieben. Er begab sich hierin absichtlich der Freiheit der Erfindung, um seinem, dem Stoffe nach unbegrenzten Gedichte durch die Form Notwendigkeit und Begrenzung zu geben."

Indem Goethe das Ganze nicht rühmen will, wird er, wie er weiter schreibt, durch den seltsamsten Reichtum der einzelnen Lokalitäten überrascht, in Staunen gesetzt, verwirrt und zur Verehrung genötigt. Er wählt, um dies an einem Beispiel zu zeigen, eine Szenerie aus dem 12. Gesang der Hölle. Er führt die ganze Stelle an, zehn Terzinen, und fügt eine philologische Bemerkung bei. Sodann analysiert er das Gegebene. Dante und Vergil steigen einen Felsenhang hinab. Diesen beschreibt der Dichter zuerst als rauhfelsig (alpestro), schrecklich, Augen und Sinn verwirrend. Das ist ihm nicht genug. Er erwähnt ein sinnliches Beispiel, den Bergsturz, der zu seiner Zeit den Weg von Trento nach Verona versperrte. Wie dort die hebelartig aufruhenden Felsstücke ins Schwanken gerieten, wenn die Leute drüber wegstiegen, so geschieht es jetzt unter den Füßen Dantes. Das ist aber dem Dichter noch nicht genug. Er will jenes Naturphänomen unendlich überbieten. Vergil erzählt, daß dieser Felsensturz entstanden sei, als Christus ans Höllenthor stieß und den alten Felsen, der seit Ewig-

keit geruht, in ein Chaos zertrümmerte. Die Wanderer nahen sich der Ebene und sind den höllischen Wächtern, die sich hier tummeln, ganz nahe gekommen. Da müssen wir noch einmal dorthin schauen. Ein Centaur macht seinen Gesellen darauf aufmerksam, daß unter Dantes Fuß die Felsplatten schwanken. Man frage nun seine Einbildungskraft, ruft Goethe aus, ob dieser ungeheure Berg und Felsensturz nicht vollkommen im Geiste gegenwärtig geworden sei! In diesem Festhalten und Ausmalen durch Wiederkehr derselben Bedingungen sieht Goethe eine der vorzüglichsten Schönheiten des Gedichtes.

Am Schlusse des Aufsatzes hebt Goethe als eben solche Feinheit in der poetischen Ausmalung hervor, daß die Seelen des purgatorio vor Dante erschrecken, weil er Schatten wirft. Die Vorstellung von schattenlosen Wesen, die sich vor dem Schatten entsetzen, muß in Goethes Geiste besonders gehaftet haben. Im letzten Abschnitte seiner Lebensgeschichte, wo er von seinen dilettantischen Bestrebungen im Zeichnen redet, welchen die eigentliche plastische Kraft gefehlt habe, vergleicht er seine Nachbildungen den leichten Luftwesen in Dantes purgatorio, die, keinen Schatten werfend, vor den Schatten wirklicher Körper erschrecken.

In der Freude an solchen Zügen mochte sich unserem Dichter eine innere Verwandtschaft mit dem Florentiner offenbaren. Dante und Goethe begegnen sich nicht in den Regionen des Himmels oder in den Abgründen der Hölle, wohl aber auf dem grünen Boden der sinnlichen Welt. Die wirkende Natur hat beiden ihre geheime Herrlichkeit offenbart. Diese innere Verwandtschaft hat Goethe wohl gespürt.

Unter den Sprüchen in Prosa steht einer, der lautet: „Metamorphose im höheren Sinne durch Nehmen und Geben, Gewinnen und Verlieren hat schon Dante trefflich geschildert."

Diese Bemerkung bezieht sich auf eine Verwandlung oder vielmehr Gestaltenvertauschung, von welcher der 25. Gesang des inferno erzählt. Eine Schlange stürzt sich auf einen Menschen und beißt ihn in den Nabel. Dann fällt sie zu Boden. Schlange und Mensch starren einander an, aus ihrem Munde und aus seiner Wunde dringt dampfender Hauch, der sich kreuzt, und während sie sich so anstarren und anhauchen, vertauschen Mensch und Schlange ihre Naturen: der Mensch wird zum Wurm und die Schlange zum Menschen. Die allmähliche Wandlung wird mit einer Anschaulichkeit von Moment zu Moment erzählt, so daß die glänzendste Schilderung in Ovids Metamorphosen dagegen in Schatten tritt.

Bei diesem Gestaltenwechsel bleibt die Summe des Stoffes stets die gleiche; jedes Mehr auf der einen Seite ist von einem Weniger auf der anderen Seite begleitet. Goethe konnte hierin seine Theorie von der Metamorphose der Tiere im Bilde erkennen. In dem Gedichte, das diese Ueberschrift trägt, führt Goethe aus, wie zwar im Innern des Tieres ein Geist mächtig ringe, die Schranke der bestimmten Gestalt zu durchbrechen.

„Doch was er beginnt, beginnt er vergeblich,
Denn zwar drängt er sich vor zu diesen Gliedern und jenen,
Stattet mächtig sie aus, jedoch schon darben dagegen
Andere Glieder . . ."

Was nach seiner Theorie in jedem einzelnen Individuum vorgeht, das fand er bei Dante in die Geschichte zweier Gestalten auseinandergelegt und gewissermaßen symbolisch verdeutlicht.

Am liebenswürdigsten spricht sich die auf das gemeinsame Suchen nach dem Geiste der Natur gegründete Sympathie des greisen Goethe zu dem Dichter der divina commedia in einer Anzeige von Fritz Jakobis auserlesenem Briefwechsel aus. Goethe sagt hier:

„Jakobi wußte und wollte gar nichts von der Natur, ja er sprach deutlich aus, sie verberge ihm seinen Gott. Nun glaubt er, mir triumphierend bewiesen zu haben, daß es keine Naturphilosophie gebe; als wenn die Außenwelt dem, der Augen hat,

nicht überall die geheimsten Gesetze täglich und nächtlich offenbarte! In dieser Konsequenz des unendlich Mannigfaltigen sehe ich Gottes Handschrift am allerdeutlichsten. Da lobe ich mir unsern Dante, der uns doch erlaubt, um Gottes Enkelin zu werben.

„Von Gott dem Vater stammt Natur,
Das allerliebste Frauenbild;
Des Menschen Geist, ihr auf der Spur,
Ein treuer Werber, fand sie mild.

Sie liebten sich nicht unfruchtbar:
Ein Kind entsprang von hohem Sinn.
So ist uns allen offenbar,
Naturphilosophie sei Gottes Enkelin."

Goethe bezieht sich hier auf eine Stelle im elften Buche des Inferno. Vergil belehrt hier den Dichter, daß, wie die Natur aus Gottes Verstand und Kunst ihren Ursprung genommen, so die menschliche Kunst (und Wissenschaft) den Spuren der Natur nachfolgen müsse, so viel sie vermöge, wie der Schüler dem Meister, so daß sie gleichsam Gottes Enkelin sei.

V.

Goethe ist seinen eigenen Weg zu Dante gegangen und hat als Dichter den Dichter gefunden. Sein Pfad lag ferne ab von der Heerstraße, auf welcher um die Wende des Jahrhunderts die Poeten und Aesthetiker zu dem „heiligen Vater Dante", zu dem „Stifter der romantischen Poesie" wallfahrteten. Man thut unserer Litteratur bitteres Unrecht, wenn man ihr die Vernachlässigung Dantes vorwirft. Es gab eine Zeit, da wurden von den schönen Geistern in Deutschland dem Florentiner Lorbeeren gestreut, wie außer Shakespeare keinem anderen. Heute sind diese Lorbeeren zum großen Teil verdorrt. Aber segensreich war die Huldigung doch. Der italienische Dichter wurde erst hierdurch und nun wohl für immer in eine, so weit es bei der fremdartigen Natur seiner Poesieen sein kann, lebensvolle Beziehung zu unserer Kultur gebracht, und der deutschen Wissenschaft wurde ein Feld gewiesen, auf dem sie der Nation Ehre erworben hat.

Wenn August Wilhelm Schlegel in dem vielberufenen Sonett, in welchem er seine Verdienste um die deutsche Litteratur preist, sich denjenigen nennt, der zuerst es wagte, „mit Shakespeares Geist zu ringen und mit Dante", so hätte er zwar dies besser jemand anders sagen lassen, aber in der Sache hatte er recht. Weder Meinhard noch Bachenschwanz hatten mit Dante gerungen, sondern Satz für Satz recht und schlecht übersetzt. A. W. Schlegel aber wollte nicht übertragen, sondern nachbilden, frei ohne Willkür und treu ohne Pedanterie. Sein weicher Sinn wurde wohl durch den unwiderstehlichen Wohllaut der Sprache zuerst nach Süden gelockt. Seine Freude an echter Poesie machte ihn kühn genug, zu allererst mit dem spröden Dante zu ringen. Von 1791 bis 1797 ließ er in mehreren Zeitschriften bruchstückweise Uebersetzungsproben aus der göttlichen Komödie erscheinen; verbunden sind diese Proben durch kleine Abhandlungen, in denen Schlegels spätere Meisterschaft ästhetischer Kritik sich schon ahnen läßt. Die Uebersetzung behält die Terzinen des Originals bei mit der Erleichterung, daß der mittlere Vers ohne Reim bleibt. Des Wohlklanges entbehren deshalb die Verse durchaus nicht, ja, sie verlieren das eigentümlich Leiernde, das Schiller an der Terzine nicht leiden mochte. Der vortrefflichen Uebersetzung geht ein Aufsatz voraus, der anmutig und geistvoll den Leser in die düstere Welt der Danteschen Poesie hineinführt. Schlegel gibt eine Charakteristik der Voraussetzungen der Komödie, des Zeitalters, des Lebensganges und der inneren Entwickelung des Dichters und sodann einen glücklicherweise noch nicht durch die Nebel der romantischen Kunsttheorie getrübten Einblick in die Idee des Werkes. Vor allem aber kommt es ihm darauf an, für Dantes Person Zutrauen zu erwecken. Um von seinem Lieblingsdichter recht viel

Gutes sagen zu können, hebt er zuerst dessen abstoßende Seltsamkeiten in's Licht. Trotz derselben sei Dante einer der großherzigsten, tiefsinnigsten, einfältigsten, echtesten Menschen gewesen. Und nach einer wundervollen Charakteristik ruft er aus: „Warst du im Leben auch wirklich unfreundlich, rauher und strenger Dante, wer muß nicht dennoch dich lieben und deine Rauheit verzeihen um der Kunst und Größe willen? — Doch, ich vergesse mich; bei wie vielen findet Kraft und Größe selbst nie Verzeihung!“

Das Interesse für Dante und die anderen großen Dichter des Südens gehörte zu den Eigentümlichkeiten der beiden Schlegel und ihrer Freunde. Der mittelbare Anstoß zu dieser Beschäftigung ging von Herder aus, der sowohl durch das Beispiel seiner Universalität wie durch die von ihm begründete litterarhistorische Kritik solche Leute, wie die Schlegel, in denen eine merkwürdige Anlage zur Erlernung fremder Sprachen mit der Begabung für ästhetische Kritik vereinigt war, sehr wohl anregen mochte, die entlegene Herrlichkeit der alten Italiener und Spanier aufzusuchen und zu den Litteraturzuständen der Vergangenheit wie der Gegenwart in Beziehung zu setzen. Das Interesse wurde zur Vorliebe, als die Genossen sich in den Bestrebungen der romantischen Schule zusammengefunden hatten. Da waren die vergessenen Romanen zu den Häuptern und Führern des jungen Geschlechts geworden. In ihren Dichtungen sah man das Ideal, zu dem man zurückkehren müsse, das Urbild der Poesie, das, nachdem die hellenische zu Grabe gegangen, allein dieses Namens würdig sei und allein eine Zukunft habe. Um den Anbruch der herrlichen Kunstepoche zu beschleunigen, haben die Romantiker jenen Dichtern des Mittelalters bei uns eine Heimat bereiten wollen. August Wilhelm Schlegel ruft ihnen zu:

Vergangenheit muß unsre Zukunft gründen.
Mich soll die dumpfe Gegenwart nicht halten;
Euch, ew'ge Künstler, will ich mich verbünden!
Kann ich neu, was ihr schuft, und rein entfalten,
So darf auch ich die Morgenröte künden.

Sehr häufig finden wir bei den beiden Schlegel und bei Tieck in litterarischen Aufsätzen wie in Gedichten eine Aufzählung der wahren Poeten der modernen Dichtung. Im fünften Akte des Lustspiels „Prinz Herbino oder die Reise nach dem guten Geschmack“ führt uns Tieck in den Garten der Poesie. Hier wandeln die Schatten von Dante, Petrarka, Ariosto, Tasso, Cervantes und Shakespeare, die in ihrem Kreise von den Lebenden nur den einzigen Goethe dulden. Die Romantiker lieben aus dieser Apostelschar eine Auswahl der Auserlesensten zu treffen. Immer sind es drei. Tieck nennt Dante, Cervantes und Shakespeare die drei heiligen Meister der modernen Kunst; Fr. Schlegel bezeichnet Dante, Shakespeare und Goethe als den heiligen Dreiklang der modernen Poesie.

Ziehen die Romantiker nach Italien, so wandeln sie nicht mit Catull und Properz, sondern aus den finsteren Portalen der mittelalterlichen Stadtschlösser treten ihre Lieblinge. „Und wie ich den Kreis,“ sagt Tieck, „der Thaten und Männer, der geliebten Künstler sinnend überschaue, reiht sich der große Dante dem Zuge an, und alle blicken voll Ehrfurcht auf den greisen Alten, der sie alle belehrte, der sie alle entzückte und die Begeisterung vom Himmel rief, in Beatrices Gestalt zu wandeln.“

Ja, um Dante scharen sich alle. Aus jener Dreizahl tritt er hervor als der heilige Vater. Wie in Homer die hellenische Poesie sogleich in ihrer vollendeten Gestalt erschienen ist, so daß alle Nachfolgenden nur von ihm leben, so hat auch die zweite Epoche der Poesie, die romantische, in ihrem Begründer ihre Herrlichkeit in einziger Weise offenbart. So führt Fr. Schlegel aus. Die göttliche Komödie wurde zum Urbild der romantischen Poesie.

Es sind ganz andere Dinge, die Goethe wohlgefallen, und die jetzt gepriesen werden. Es ist die Universalität des Gedichtes, die von den Romantikern bewundert wird. In einem ungeheuren Werk, sagt der jüngere Schlegel, umfaßt Dante seine Nation und sein Zeitalter, die Kirche und das Kaisertum, die Weisheit und die Offenbarung, die Natur und das Reich Gottes. Infolge dieses umfassenden Inhaltes war die göttliche Komödie wie kein anderes Gedicht der Welt geeignet, den Kunsttheoretikern der Schule zur Exemplifikation zu dienen. Schelling hat die romantische Kunsttheorie begründet, Fr. Schlegel weitergeführt. Nach Schelling ist die Philosophie subjektive, die Kunst objektive Anschauung. Nur allein die Kunst kann die absolute Identität des Bewußtlosen und des Bewußten reflektieren. Sie ist das einzig wahre und ewige Organon der Philosophie. Darum muß die Wissenschaft, von der Poesie geboren, zur Poesie zurückkehren.

Hat sie dies nicht bei Dante gethan? Hat sie hier nicht die ganze Weisheit des Zeitalters der Poesie in den Schoß geschüttet? Soll die Wissenschaft zur Poesie zurückkehren, so kann dies nur so geschehen, daß ein Geschlecht seinem erkenntnismäßig gewonnenen Bildungsstoff durch die Phantasie poetisches Leben gibt und sich aus dem Material seiner Kultur eine Mythologie schafft. Hat das nicht Dante gethan? Hat er nicht aus dem ptolemäischen Weltsystem, aus der Weltgeschichte, aus den christlichen Lehren vom Jenseits und von der Erlösung eine Mythologie von ernster Pracht gebildet? Darum ist Dante Schellings Lieblingsdichter. Er weiß dessen großem Werke nur eines an die Seite zu setzen: Goethes Faust. „Im Allerheiligsten, wo Religion und Poesie verbündet, steht Dante als Hohepriester und weiht die ganze moderne Kunst für ihre Bestimmung ein.“ So verkündet Schelling an der Spitze einer Abhandlung über „Dante in philosophischer Beziehung“. Er zeigt sodann, wie in der commedia sich alle Elemente der Wissenschaft, der Kunst, der Religion durchdringen, so daß sie keiner Kunstgattung angehöre, sondern eine Gattung für sich sei. Sie ist nicht plastisch, nicht pittoresk, nicht musikalisch; sie ist nicht dramatisch, nicht episch, nicht lyrisch, sondern von allem eine einzigartige beispiellose Mischung. Darum sei dies Werk prophetisch — vorbildlich für die ganze moderne Poesie. Es fasse alle ihre Bestimmungen in sich und entsteige dem noch vielfach gemischten Stoffe derselben als das erste sich über die Erde und zum Himmel ausbreitende Gewächs, als die erste Frucht der Verklärung.

Friedrich Schlegel legt besonders auf die Forderung Gewicht, daß sich Religion und Poesie in der Kunst vermischen sollen. Er und die späteren Romantiker schauen vor allem in dieser Beziehung in der göttlichen Komödie das Urbild der wahren Dichtung. Und da man im „christlich-katholischen Glauben“, wie man sich ausdrückte, diejenige Religion fand, die bereit sei, jene Mischung einzugehen, so geschieht es nun, daß, während 250 Jahre vorher Matthäus Flacius den Dante als Zeugen wider Rom aufführte, deutsche protestantische Dichter denselben als den großen Propheten des Katholizismus feiern.

Wer heutzutage die kunstkritischen Arbeiten der Romantiker liest, wird zuweilen in überraschender Weise an die Theorien der modernsten Künstlerschule erinnert. Sollten nicht auch die „Wagnerianer“ in der göttlichen Komödie die Mischung der Künste zur Kunst bewundern? Es wäre zum Erstaunen, wenn nicht einer von ihnen in Dante den Vorläufer ihres Meisters erkannt haben sollte!

Eichendorf sagt einmal, die romantische Schule sei einer Rakete vergleichbar gewesen, die funkelnd zum Himmel emporsteigt und nach kurzer, wunderbarer Beleuchtung der nächtlichen Gegend oben in tausend bunte Sterne spurlos zerplatzt. Als die Rakete zerplatzt war, da war's auch mit dem magischen Lichte vorbei, das eine Zeitlang um Dantes Haupt gestrahlt hatte.

Aber auch in seiner eigenen Beleuchtung ist der edle Florentiner schön und an-

ziehend genug. So hat ihn ein Kornelius geschaut; so ist ihm die deutsche Wissenschaft nahe getreten; so hat er manchen verborgenen Freund gewonnen, der sich üben will an dem ernsten, strengen Geiste des großen Sonderlings. Wer aber durch leichte Lektüre hierzu verdorben ist und anderen als billigen Genuß nicht kennt, der möge die Worte gleich am Anfang des ersten Teils nur auf sich und seinesgleichen beziehen:

„Lasciate ogni speranza voi ch'entrate!“
(„Wer eintritt, lasse jede Hoffnung fahren!“)

Berliner Brief.

Von

Th. Müller-Fürer.

In diesem Sommer ist die deutsche Kunst nach München gezogen. Die Berliner Jahres-Ausstellung erscheint nur wie ein Abhub von den reichbesetzten Tischen der Münchener Jubiläums-Ausstellung. Selbst die Aquarell- und Pastell-Abteilung, auf welche diesesmal hier der Nachdruck gelegt werden sollte, nimmt sich gegen die entsprechenden Seitensäle in München dürftig genug aus. Mit einem Gefühl der Enttäuschung verließ ich jedesmal das klassische Dreieck.

Um nicht ungerecht zu sein gegenüber einem so großartigen Aufwand an äußeren Mitteln, muß ich bekennen, daß mir Bilder-Ausstellungen nicht ausschließlich den Zweck von Markthallen zu haben scheinen. Soll der Glaspalast eine solche Markthalle für Kunst darstellen, so trifft die Veranstalter der Ausstellung kein Tadel dafür, daß sie in der Aufnahme recht weitherzig waren. Soll aber „das Volk“ hier sein Kunstbedürfnis befriedigen, jenes „Volk“, das nicht Geld genug hat, um gute Bilder als Privateigentum zu erwerben, so könnte wohl etwas sorgfältiger auf Fernhaltung des wirklich Geringen geachtet werden; man soll auf keinem Gebiete dem Volke Steine statt des Brotes bieten.

Weitaus die meisten Besucher betrachten freilich Kunstausstellungen wohl nur als eine Art von Sommervergnügen, die man bei Gelegenheit der Badereisen mitmacht, um dagewesen zu sein. Sie sind die eigentlichen Förderer unserer Kunst. Massenhaft opfern sie ihre Fünfzigpfennigstücke auf dem Altar der Ausstellungen, kaufen alle Lose an und machen so die ganze Veranstaltung mit Einschluß der Verlosung erst möglich. Diesen Kunstfreunden genügt durchgängig eine Ausstellung folgenden Charakters: Zwei bis fünf Prozent der Bilder müssen abschreckende Hellmalereien sein, damit sie etwas haben, worüber sie sich entrüsten und woran sie ihren Schönheitssinn leuchten lassen können; denn sie sind wie ein Kiesel, aus dem nur ein recht harter Stahl und ein recht derber Schlag Funken lockt. Die doppelte Anzahl von Bildern muß Gegenden darstellen, in denen sie schon gewesen sind; die dargestellten Alpenspitzen, Schlösser, Badestrände und Harzthäler wiedererkennen und mit Namen bezeichnen zu können, ist ein großes Vergnügen. Bildnisse von hohen Beamten und Zeitgrößen zweiten und dritten Ranges dürfen nicht fehlen. Man kennt ihre Namen aus den Zeitungen und kann also auch darüber sprechen. — „Darüber sprechen“, ja, das ist vielfach der Zweck des Bilderbeschauens. Und man spricht bekanntlich am leichtesten über Dinge, über die man sich keine besonderen

Gedanken macht. Darum dürfen Genrebildchen von recht deutlichem Inhalte, solche, die keinen Augenblick im Zweifel lassen über das Woher und Wohin ihres Gegenstandes, am allerwenigsten fehlen. Der Rest kann Füllmaterial sein.

Kein unwahreres Wort als das „Wer vieles bringt, wird jedem etwas bringen". Es gibt nämlich auch manche Ausstellungsbesucher, die nach Bildern ausschauen, von denen sie eine Bereicherung ihres inneren Lebens erfahren könnten. Der Landschaftsmaler soll, wenn er ihnen genügen will, die Empfindungen des Erhabenen und des Anmutigen in allen ihren Abstufungen, Uebergängen und Kontrasten rein hervorbringen, reiner, wie sie der von zufälligen Nebenumständen gestörte Sinn des Beschauers empfand, als er selbst am Meere, im Walde, am rauschenden Gießbach, im stillen Wiesenthale weilte. Der Geschichtsmaler soll zugleich dramatischer Dichter sein, die Charaktere wie das Ereignis selbst dichterisch empfunden und dann erst verkörpert haben, so daß der Beschauer sich nicht in einem Collegium historicum, sondern in der örtlichen und zeitlichen Gegenwart des Geschehenden wähnen kann und zugleich erschüttert und veredelt von dannen geht wie aus einem Shakespeareschen Spiele. Der Genremaler soll ebenfalls die Saiten des Gemütes erklingen lassen, die das Alltagsleben unberührt läßt.

Es ist manchem wirklich nicht darum zu thun, zwei Reihen Gemüseputzerinnen bei der Arbeit zu belauschen, auf deren möglichst unschöne Vorder- und Rückansichten Liebermann wieder sein ganzes Können verschwendet hat. Nicht als ob solche Frauen unter keinen Umständen interessant wären. Jeder Mensch ist interessant, wenn sein Gemüt sich äußert. Sobald er aber in einer mechanischen Arbeit sich selbst verliert und jenem geistigen Dämmerzustande verfällt, der nun einmal von dem gewohnheitsmäßigen Verrichten stets derselben gleichförmigen Körperarbeit unzertrennlich ist, dann ist er ebenso langweilig für jeden Dritten wie die tickende Uhr und der trabende Droschkengaul. Darstellungen des Menschen in diesem fast leblosen Zustande fallen in das Gebiet des Stilllebens, und bei diesem galten bisher doch wenigstens hohe Anforderungen an Schönheit der Farbe, der Anordnung und der Formen. Es wäre folgerichtig, wenn man jetzt nur angefaulte Pfirsiche, verhungerte Hasen und abgestandenes Bier — kurz nichtmarktfähige Waren zu Modellen wählte, wie man Menschen ohne Gedanken und Empfindungen malt, um nur einmal „etwas anderes" zu malen. Die außer Mode gekommenen Griechen, die nur noch vom Katheder herab citiert werden dürfen, bildeten solche Menschen mit Bocksohren und rudimentären Bocksschwänzen, wenn sie einmal bloß die Thätigkeiten des Atmens, des Verdauens und andere zum Fortexistieren nötige Verrichtungen darstellen wollten. Das geht jetzt nicht mehr, weil es unverständlich sein würde. Aber warum grade die sogenannten „arbeitenden Klassen" den Vorzug genießen sollen, die Rolle der Satyren und Faune in der bildenden Kunst zu spielen, ist mir ebenso unverständlich. Ich möchte empfehlen, die arbeitslosen Vergnüglinge nicht zu übersehen, welche über die reinste Luft zum Atmen, die eßbarsten Speisen und andere physische Freuden, entsprechend unserer heutigen hohen Kultur, umfassende Studien machen. Modelle dieser Art findet man in den bekannten feinsten Restaurants, zur Sommerzeit in Luftkurorten und Seebädern in reicher Auswahl, namentlich junge. Auch die Zigeuner sind zu empfehlen, wie Meyerheim und Bode sie auf sehr verschiedene Weise verherrlichen. Ersterer malt sie in echter Lumpenhaftigkeit und Nacktheit, wie sie ein zufällig durch den Wald reitendes Paar um Zigarren und Geld anbetteln. Die Herrschaft willfahrt den pantomimisch vorgetragenen Bitten in bester Laune, der Reitknecht im Hintergrunde aber macht einen vergeblichen Versuch, einen Zigeunerbuben mit der Peitsche abzufinden. Das Bild hat wirklichen Humor, der sonst bei Meyerheim selten wird. Bode malt elegante Zigeuner, drei junge Männer, die unter einem Baume liegen, schlafend der eine, rauchend der zweite, Geige spielend der dritte, das Ganze etwas idealisiert, doch inhaltlich ganz zutreffend. Das sind Modelle für menschliche Vegetations-Bilder, die man durch ihre Verwendung nicht entwürdigt.

In einer Zeit, welche der rastlosen geistigen Arbeit mehr noch wie der körperlichen

gewidmet sein muß, muten diese und ähnliche Genrebildchen aber nicht mehr recht an. Man will Geschichte sehen, wie man Geschichte erlebt. Da weist Friedrich Keller die rechten Wege mit seinem großen Monumental-Gemälde „Wilhelm, der siegreiche Begründer des deutschen Reiches“, das in München ausgestellt ist und das künstlerische Hauptereignis des Jahres (vielleicht und hoffentlich ein epochemachendes) genannt werden muß. Ist es in Berlin nicht möglich, die Gegenwart so auf sich wirken zu lassen, wie es der Karlsruher Meister vermochte? An Menschenvergötterung leistet die Hauptstadt Genügendes; an unbefangener Würdigung wahrer menschlicher Größe fehlt es. Aber vielleicht ist sie überhaupt wenigen möglich und Keller einer der besonders begabten Künstler, die Gott nur selten erstehen läßt. In seinem Kaiser Wilhelm ist ruhige Erhabenheit, stiller Friede, demütiger Glaube verkörpert, wie in den Aufzeichnungen des Testamentes, das der Kaiser hinterlassen hat. Er stürmt nicht dahin auf seinem Triumphwagen, wie ihn Gustav Landgrebe hier in einem Relief darstellt, trunken vom Erfolg und gierig nach neuen Lorbeeren; er steckt das Schwert in die Scheide, froh im Gefühl der Pflichterfüllung und der göttlichen Hilfe. Und dieser Charakter ist es, der unsre bewundernde Liebe errang, der auch auf seinen Erben übergegangen zu sein scheint. Die Tausende, welche sich täglich zur Begrüßung unsres Kaisers zusammenfinden — was anderes zwingt ihnen Thränen der Begeisterung in die Augen, als der Gedanke, daß unser Volk von ebenso frommen und ebenso starken Händen regiert wird wie unter dem siegreichen Vorfahren. Die ohne Gottesscheu und Gottvertrauen dahinstürmende Thatenlust ist nicht dem Geist unserer Epoche entsprechend, sie ist nur eine private Abirrung vieler einzelner und darum für Deutschland nicht von historischer Bedeutung. Ohne zu moralisieren, kann die Historienmalerei der deutschen Geschichte der Gegenwart die in jeder, auch in moralischer Beziehung edelsten Stoffe abgewinnen. Es kommt hier einmal wirklich nur auf die Auffassung an.

„Wenn ich König wäre“ — so träumten wir als Kinder und ersannen Pläne, zu deren Ausführung man beinahe allmächtig sein müßte. Sie waren aber alle harmlos und ich könnte sie unbeschadet meines guten Rufes erzählen. Eine Verbrecher-Phantasie erfindet andere Pläne zur Bethätigung übermenschlicher Macht, und wohnt sie in dem Kopfe eines Königs, so kommt manches auch zur Ausführung, was sonst nur dem Richter über Gedanken und Willen des Menschen bekannt geworden wäre. Die Geschichte erzählt davon. Ob aber unsre Kunst wohl daran thut, dergleichen auch darzustellen? — Ich stieg die Stufen des griechischen Tempels im Ausstellungspark hinauf, um mir pflichtschuldigst das hinter der Säulenhalle aufgestellte Rundgemälde anzusehen, welches den Brand Roms unter Nero darstellt. Ein großartiges Schauspiel! Brennende, zusammenstürzende Häuser, in allen Gassen flüchtende Menschen und Tiere, der Jupitertempel des Kapitols vom Qualm geschwärzt, und noch kein Ende der Zerstörung abzusehen. Aber — auf der Terrasse des Kaiserpalastes steht Nero, versunken in den Anblick seines Werkes, kalten Herzens überlegend, wie er den Trümmerhaufen, der unzählige Menschen begraben hält, schöner wieder aufbauen will. Diese eine Figur macht das Bild verwerflich. Ein großer Stadtbrand ist ein Naturschauspiel von erhabener Wirkung, denn es zeigt die Ueberlegenheit der Elemente über die Werke von Menschenhand. Eine Brandstiftung als Gegenstand eines Bildes hat diese Wirkung nicht, sondern erregt nur Grauen und Abscheu vor dem Verbrecher, und zwar um so mehr, je höher der Brandstifter in der menschlichen Gesellschaft steht. Ob dem Maler bei seiner mühsamen Arbeit, welche Erfindungsgabe und Berechnung in hohem Maße erforderte, nicht auch der Gedanke gekommen ist, daß er Mühe und Fleiß verschwende an die schöne Darstellung eines scheußlichen Verbrechens? Und hat er denn geglaubt, sein Publikum sei durchweg so gedankenlos und sittlich stumpf, daß ihm über dem Flimmern der gemalten Flammen, über der Angst der Flüchtlinge und dem Einsturz von hundert friedlichen Heimstätten die Empfindung nicht aufdämmern würde, daß man es hier mit einem weltgeschichtlichen Bubenstück von unerhörter Grausamkeit und wahn-

sinniger Laune zu thun habe? — Ueber einige Zoten im Theater entrüstet man sich, zu diesem Schaustück führt man die Schulen und doziert an ihm die Topographie des alten Rom. Wunderliche Schwäche der Menschen! An die Erzeugung guter Gedanken durch die Kunst glaubt jeder; daß sie auch an böse Gedanken gewöhnen und das Herz verhärten kann, das scheint man nicht anzunehmen.

Von der religiösen Kunst der Gegenwart ist überall wenig zu berichten. Mein ceterum censeo ist, daß sie nicht auf die Ausstellungen gehört. Zwar die Religion gehört überall hin, aber nur in dem Sinne, daß man sie überall mit hinbringen muß, wenn man sie überhaupt besitzt, in die Politik, in die Kunst, in die Wissenschaft — sogar in die Gesellschaft. Aber ihre Predigt soll doch nur da erschallen, wo der Sinn empfänglich sein kann. Christus predigte auf den Straßen und auf dem Berge wie im Tempel. Ob er es in unsern Großstädten auch gethan haben würde, in dem betäubenden Lärm der Straßen? Ich glaube es nicht. Und betäubend ist auch das Durcheinander der Ausstellungen. Was für Sprachen und Stimmen dringen hier auf den Besucher ein! Und wenn es nur Gedanken und Gemütsstimmungen wären, die sie erwecken wollen! Aber auch der Sirenengesang, der die Sinne bestrickt und die Ueberlegung betäuben möchte, mischt sich hinein. Das alles wohnt auch im Menschen dicht bei einander. Aber wenn die Stimme des göttlichen Wortes vernehmlich hindurchklingen soll, so muß der Prediger schreien wie der Londoner Straßenprediger oder gar mit Trommeln und Trompeten den übrigen Lärm niederlärmen wie die sogenannte Heilsarmee. Wer gewohnt ist, sich im Kämmerlein oder in der stillen Kirche zu erbauen, wird mit solchen Mitteln nicht einverstanden sein.

Es gilt freilich einen Unterschied zu machen zwischen dem religiösen Historienbild, das die Heilsthatsachen einfach darstellt, um sie durch sich selbst wirken zu lassen, und dem religiösen Genrebild, welches direkt erbauliche Absichten verfolgt.

Der ganze Streit, der in diesem Sommer wieder die Zeitungen, die Zeitschriften und allerlei Broschüren zu lebhaften Erörterungen bewog, der Streit über den heute möglichen Stil der christlichen Malerei, er ist meiner Ansicht nach durch diese Unterscheidung leicht zu schlichten.

Es waren die litterarischen Vorkämpfer der sogenannten modernen Kunstrichtung in der Malerei, welche den Streit anfingen. Sie forderten das Recht der realistischen Malerei, auch an der höchsten Aufgabe aller Kunst, der Versinnlichung des Glaubenslebens, ihre Kraft zu versuchen. Sofern sie wirklich Ernst macht mit ihrem eigenen Grundsatze, in allen Dingen wahr zu sein, also auch die Thatsachen der christlichen Religion als Thatsachen malt, wird ihr dies Recht nicht zu bestreiten sein. Ja ich bin geneigt zu glauben, daß die „realistische" Malweise bei allseitiger Auswirkung ihres Grundprinzips sich zu einer wirklich in dem Geistesleben der Gegenwart wurzelnden und dasselbe wiederum befruchtenden religiösen Kunst entwickeln kann. Zum wenigsten scheint es mir, daß es weder gerecht noch förderlich ist, an die künstlerischen Leistungen unsrer Zeitgenossen den Maßstab einer „klassischen" Kunst vergangener Jahrhunderte oder früherer Jahrzehnte anzulegen. Die Kunst kennt wie das gesamte übrige geistige Leben keinen Stillstand; ihr Wesen ist das Werden. Sie ist eine Blüte des innerlichsten Lebens, und dieses ist wie bei den einzelnen, so fast noch mehr bei den sich ablösenden Geschlechtern verschieden. Man kann also von der Kunst der Gegenwart nichts anderes verlangen, als daß sie das Menschliche in der unserer Gegenwart eigentümlichen Ausgestaltung darstelle. Und wollte man die Formen einer vergangenen Kunstsprache ihr aufzwingen, so würde uns doch ein Blick in die Geschichte der Kunst lehren, daß auch die Antike, die scheinbar so überaus einfache, verständliche und gesetzmäßig-freie Antike, niemals wieder mit „antiken" Augen angeschaut worden ist, sondern in ihrer Nachahmung stets den Stempel einer neueren Zeit getragen hat, selbst da, wo man die genaueste Nachbildung ihrer Formen beabsichtigte. Ist es also unmöglich, die antike Kunstweise oder irgend eine vergangene, für mustergültig angesehene Kunst im Original

wieder aufleben zu lassen, so ist es auch dem Kunstkritiker unmöglich, sie als einen sicheren Maßstab für die Wertbemessung moderner Kunst auszugeben. Sachlich wie formell sind also die „Realisten“ im Recht, wenn sie bei ihrem erneuten Zurückgreifen auf das erste Urbild der bildenden Kunst, die Natur selbst, allein den modernen Geist als Richter über sich anerkennen. Und soll nun, was im allgemeinen zugegeben wird, in der christlichen Kunst bestritten werden? — Hier kommt es auf die oben gemachte Unterscheidung an.

Einige Bilder der hiesigen Ausstellung und alles, was über dieselben Kluges und Thörichtes geschrieben worden ist, zeigen mir aber, daß es notwendig ist, darüber keinen Zweifel zu lassen, was ich unter christlicher Kunst überhaupt verstehe. Diese Bilder selbst sind zu unbedeutend, als daß ich sie als Beispiele anführen möchte. Ich fingiere ein ungemaltes. Wird man eine schöne südliche Landschaft, in welcher ein jüdischer Rabbi mit seinen Schülern, festlich gekleidet, durch ein Aehrenfeld wandelt, an sich schon für ein christliches Bild halten? Der Christ wird sich beim Anblick desselben daran erinnern, daß Jesus unter solchen Umständen von seiner göttlichen Macht und von der christlichen Freiheit ewige Worte gesprochen hat; wenn aber in dem Bilde von diesem wichtigsten Inhalte der biblischen Erzählung nichts angedeutet ist, so werden wir es, trotz der erbaulichen Gedanken, welche es durch eine dem Beschauer geläufige Erinnerung anregt, nicht für ein eigentümlich christliches Bild gelten lassen können. Anders ist es, wenn der Maler die Handlung des Aehren-Raufens, die heuchlerische Entrüstung der Pharisäer und die hoheitsvolle Erwiderung Christi wiedergibt. Tizian hat in seinem „Zinsgroschen“ gezeigt, daß die Malerei fähig ist, die zugleich strafende und bessernde, zugleich abweisende und emporziehende Art, mit welcher der Gottessohn seine Feinde behandelt, im Bilde darzustellen. Behandelt der Maler in diesem Sinne das Matthäus 12 erzählte Geschehnis, so malt er ein christliches Bild, andernfalls aber nur eine Landschaft oder ein Historienbild mit biblischen Figuren, mag der Beschauer auch noch so tiefe religiöse Betrachtungen daran knüpfen können.

Aus dieser Ueberlegung ergibt sich wohl, daß für den weitaus größten Teil der Bilder mit biblischen Motiven die Bezeichnung „christliche Malerei“ nicht im eigentlichen Sinne gebraucht werden kann. Vielmehr wird man die Anwendung derselben auf solche Bilder beschränken müssen, welche unmittelbar religiöse Gedanken und Empfindungen im Sinne des Christentums anregen.

Ihrem Inhalte nach können wir diese Bilder unterscheiden in solche, welche die großen Thatsachen des Erlösungswerkes und der Geschichte des Reiches Gottes auf Erden objektiv darstellen, und in solche, welche das Leben im Glauben, das eigentlich Subjektiv-Religiöse, zum Gegenstande haben. Wie man in der Profankunst Historien- und Genremalerei unterscheidet — ohne damit im einzelnen immer ganz genaue Grenzen bezeichnen zu können — so drängt sich auch in der christlichen Kunst das Bedürfnis zu solcher Unterscheidung auf, nicht nur aus theoretischen Gründen, sondern auch zu sehr praktischen Zwecken. Denn nur so haben wir die Möglichkeit zu entscheiden, welcher Stil in der christlichen Malerei zulässig sein kann, welcher nicht.

Die christliche Historienmalerei wird gedacht und ausgeführt im Hinblick auf ihre Verwendung in festlichen Räumen, welche ausschließlich oder gelegentlich zu gottesdienstlichen Versammlungen benutzt werden. Das ergibt von selbst die Notwendigkeit, daß ihre Werke sich dem kirchlichen Stil anpassen, und daß sie nicht als Fremdlinge, als der kirchlichen Sitte widersprechende Erscheinungen in den Organismus der gottesdienstlichen Ordnung sich eindrängen wollen. Man sollte denken, dies sei unbestreitbar. Und doch hat ein namhafter, sehr vernünftiger Kunstkritiker allen Ernstes vorgeschlagen, für Bauernkirchen nur Bilder der Uhdeschen Richtung zu verwenden. Warum? Weil Uhde die Personen der biblischen Geschichte als Bauern und arme Handwerker malt und weil es sehr erquicklich für diese sein müsse, sich auch im Bilde in des Heilandes Nähe wiederzufinden. Der Kritikus hat nur vergessen, daß der Bauer sich zum Kirch-

gang in ein Feiertagsgewand kleidet und alle Spuren seiner Alltagsarbeit sorgfältig von sich abthut. So ganz thöricht waren unsere Vorfahren nicht, als sie für die christlichen Künste, die Architektur, die Musik, Plastik und Malerei, selbst für die Rhetorik besondere Normen ersannen. Sie haben ihre Begründung nicht im Dogma, sondern im Volkscharakter, und auf diesen muß zurückgegangen werden, wenn man sie weiterbilden will.

Ein weiterer Spielraum bleibt der christlichen Kunst in der religiösen Genremalerei. Hier kann individueller Geschmack sich nach allen Richtungen frei entwickeln. Kein Mensch wird hier andere als subjektive Gründe vorbringen können gegen die realistische Malweise der großen Niederländer und der aufstrebenden „modernen" Richtung. Hier macht wesentlich der Gedanken-Inhalt und nicht die Form ein Kunstwerk zu einem christlichen; sobald nur zwischen beiden eine vom Künstler empfundene, im Beschauer unmittelbar (nicht durch lange Reflexion) wieder auflebende Harmonie besteht, das Bild demgemäß als echtes Kunstwerk sich ausweist, wird man dem Maler keine strengen Stilvorschriften machen wollen und dürfen.

Besonders die religiösen Bilder werden nicht gemalt, daß man darüber spricht, sondern daß man sich darüber freut. Zu jeder Drohung setzt Gott eine Verheißung; so soll es auch der Künstler machen, wenn er das Gewissen wachrufen will, damit der Zweck auch seiner Predigt erfüllt wird: „Tröstet, tröstet mein Volk!" Erreicht der Maler dies mit seinen religiösen Bildern, so mag er meinetwegen einer Schule angehören, welcher er will. Das bedeutendste religiöse Bild unserer Ausstellung läßt mich aber gerade hierin unbefriedigt. Anton Dietrich in Dresden malte als Altarbild eine Illustration zu dem Spruche „Kommt her alle, die ihr mühselig und beladen seid, ich will euch erquicken". Um den einladenden Christus sammeln sich Kranke, Hungernde, Trauernde in großer Zahl. Aber der Heiland steht teilnahmlos zwischen ihnen und ruft aus dem Bilde heraus die Beschauer zu sich herbei. Diese Darstellung ist nicht ermutigend. Wenn der Heiland wenigstens einen der Bittenden sichtbar erhören wollte, so würde man ihm glauben. So steht er wie eine Vision, eine göttliche „Erscheinung" unter all dem Jammer. Das Bitten sieht man, es ist sogar ergreifend geschildert; aber daß Christus sich auch erhörend zu den Armen neigen kann, das sieht man nicht.

Man hat diesem Bilde einen stillen Platz in der Ausstellung eingeräumt. Möchte man überall so rücksichtsvoll mit der christlichen Kunst verfahren. Uns in ein lustiges Landschaftsbild oder eine Genreszene zu vertiefen, sind wir stets geneigt. Die ewigen Wahrheiten sprechen nur zu einem in Stille gesammelten Gemüte.

Skizzen aus meinem Leben und meiner Zeit.*)

(Von der Verfasserin der „Gräfin Sophie Reinhard", „Mörikeana", „Visionen und Träume".)

Meine freundlich gelegene Vaterstadt M. war einst der Sitz des Hoch- und Deutschmeisters des Johanniterordens, und barg hinter ihren Mauern außer den Kirchen und Klöstern aus dem Mittelalter und der Rokokozeit auch noch ein Renaissance-Schloß, das ehemals die Meister des Ordens bewohnten. Zu Anfang dieses Jahrhunderts (1809) wurden die Ordensherrn gezwungen, sich nach Oesterreich zurückzuziehen, und das Städtchen wurde „königlich" gegen seinen Willen, ja zum großen Schmerze der Bewohner, von denen es jenesmal hieß: „Deutschherrisch — Deutschnärrisch"! In die zuvor ganz katholische Stadt kamen nun mit der Zeit königliche evangelische Beamte, und so im Mai 1814 der erste protestantische Oberamtsarzt — mein Vater. Unser Haus lag etwas abseits, im Scheitel eines rechten Winkels, den zwei schmale Gäßchen bildeten, von welchen eins, das schnurgerade auf unser Haus zuführte, zuvor an seinem Eingang den Namen „Krammetsgasse" hingemalt hatte, trotzdem aber von jedermann nur das „Doctorsgäßle" genannt wurde, während das andere, krumme, unsere Verbindung mit der „kleinen Türkei" unterhielt — einem sehr winkeligen Stadtteil, der vom Volksmund so getauft wurde, weil es dort etwas „muselmännisch" zuging, wie man mich belehrte. Das Nest, in dem wir „Krammetsvögel" (wie uns die Kameraden gerne schalten) flügge wurden, lag also nicht im schönsten Teil der Stadt, und das einstöckige graue Wohnhaus mit seinen kleinen Fenstern und niedern Stuben machte einen nichts weniger als imponierenden Eindruck; doch ging jedermann, Vornehm und Gering, gern dort aus und ein, und der Dichter Eduard Mörike pflegte zu sagen, es gehe ihm nichts über die weiland braune Gartenstube daselbst! Urgemütlich machte unser trautes Heim vollends der Garten hinter dem Hause, der mit seinen Bäumen, Beeren, Blumen und lauschigen Plätzchen, besonders dem großen Dürrlitzenbaum, der einen runden Tisch und im Kreis 3 Bänke beschattete, stets der Sammelplatz der Familie war. Meine ersten Erinnerungen sind, daß ich auf dem Kiese des Gartens lag und die stolzen Pappeln betrachtete, die den Hintergrund desselben wie mit einem riesigen lebendigen Zaune prächtig abschlossen. Die Bäume waren für mich Himmelsleitern, an denen sich Blick und Gedanken emporrichteten, höher und höher bis zu den schwanken Wipfeln, auf denen zuweilen ein einsamer Rabe noch von der Sonne beschienen saß, während der Garten und ich schon längst im Schatten lagen. Den

*) Alle Rechte vorbehalten.

Mittelpunkt der Tafelrunde, die sich wie viele Male unter dem Dürrlitzenbaume zusammenfand, bildete ein Mann, dessen Erscheinung in meinem Vaterhaus den ersten bleibenden Eindruck auf mich machte, den ich von Vorgängen des äußeren Lebens empfing. Frisch wie von gestern steht es mir noch vor Augen, daß eines Abends, als schon das Licht in unsrer Wohnstube brannte, eine schlanke Gestalt in das Zimmer trat, mit der Mutter einige Worte wechselte, worauf diese mit dem ungewöhnlich freudigen Ausrufe: „Ach, unser neuer Herr Stadtpfarrer!“ dem Fremden beide Hände hinbot. Dieselbe Szene spielte sich gleich darauf zwischen der aus dem Nebenzimmer herbeieilenden Tante Renate und Stadtpfarrer Beck ab, und zuletzt zwischen diesem und meinem Vater, der von einem der größeren Geschwister eiligst aus seinem Studierzimmer herbeigeholt wurde. Diese sichtliche allgemeine große Freude, wie wenn ein Engel vom Himmel bei uns eingekehrt wäre, und dabei von allen der gleiche Ausruf: „Ach, unser neuer Stadtpfarrer!“ machte einen großen Eindruck auf mich, und kaum hatten sich der Fremde und mein Vater zusammengesetzt, als ich letzterem auf das Knie kletterte und fragte: „Du, Vater, was is neuer Stadtpfarrer?“ Noch sehe ich beide Männer lächeln und höre, wie Beck mich versichert, er sei dieser neue Stadtpfarrer, den jetzt Groß und Klein liebhaben müßten, auch Kinder wie ich! — Grund genug zur Freude war in meiner Vaterstadt über die Ankunft des ersten eigenen evangelischen Geistlichen daselbst, denn unterdessen hatte der Pfarrer des eine Stunde entfernten Dorfes W. bei den wenigen Protestanten unseres Städtchens die geistlichen Funktionen vollzogen; er taufte, begrub, predigte und „speiste“ (dort gebräuchlicher Ausdruck für das Verabreichen des h. Abendmahls) je nach Bedürfnis. Zu dem Religions- und Konfirmandenunterricht mußten aber die Kinder bei allem Wetter nach W., und da sie bei tiefem Schnee z. B. nicht genau die Zeit einhalten konnten, soll es öfters vorgekommen sein, daß der ganz und gar verbauerte Pfarrer mit seinem katholischen Kollegen im Wirtshaus saß, und von Karten und Wein hinweg von seinen auswärtigen Konfirmanden abgeholt wurde, während des Unterrichts dann aber einschlief! Als Beck im Herbst 1829 als Stadtpfarrer und Oberpräzeptor nach M. kam, lag die evangelische Gemeinde daselbst so zu sagen noch in den Windeln, und nun galt es unter allerlei Kämpfen gegen widerstrebende Elemente in und außerhalb der Gemeinde in vielem erst den Grund zu legen und ein Neues zu säen. Daß gegenüber einer katholischen Bevölkerung und Geistlichkeit, die sich seither im Alleinbesitz der Stadt wußte, manches Recht erst erstritten werden mußte, das sonst für selbstverständlich gilt, lag gewissermaßen in der Natur der Sache. Beck war jedoch hier ganz der rechte Mann, bald nach rechts, bald nach links hin Front machend, geradeaus den Weg, den er für den richtigen erkannt, zu wandeln. Mit größtem sittlichen Ernst und feuriger Hingebung an seinen geistlichen Beruf, an die Ordnung der damals noch ziemlich verworrenen Verhältnisse gehend, mochte er durch die Strenge und Schärfe seines Auftretens gegenüber dem etwas leichtlebigen Sinn des Volkes umher teilweise eher schrecken als anziehen. Anderenteils aber war es sein charaktervolles, durchaus wahres, tiefchristliches Wesen, dem der Sinn für jedes edlere menschliche Gefühl lebendig inwohnte, wodurch er andere um so mächtiger anzog, und Alt und Jung — von der Jugend besonders seine Konfirmanden — vielfach für immer an sich fesselte. Oeffentliche Vergnügungsorte meidend, suchte Beck seine Erholung außer fleißigen Spaziergängen gern im engeren Freundeskreise, der sich bei guter Witterung regelmäßig Sonntag nachmittags in unserem Hausgarten unter dem Dürrlitzenbaum zu versammeln pflegte. Bei Bier und Tabak (dem aus langen Pfeifen tapfer zugesprochen wurde) saßen der Hausherr und Beck mit ihren Frauen unter dem stattlichen Baume, der seine unzähligen kleinen schwärzlichen Früchte zuzeiten neckisch auf die Köpfe der Umhersitzenden oder in die Biergläser und Kaffeetassen warf. Neben dem grauen, schon halb kahlen Haupte meines Vaters, dessen ernste Züge manchmal durch das freundliche Wetterleuchten eines Witzwortes verklärt wurden, hebt sich noch deutlich vor meinen Augen die schlanke, doch kräftige Gestalt Becks mit den tiefen dunkeln Augen und dem

energischen, von vollem dunkeln Haarwuchs umrahmten Antlitz, und ich kann noch den Ton seiner beredten, oft halb grollenden Worte (je nachdem das Thema war!) hören. Auch sehe ich noch meine Mutter, wie sie mit ihren feinen Händen und den freundlichen blauen Augen am Kaffeetisch waltet und der Frau Stadtpfarrer Beck oder den beiden Schwestern meines Vaters noch ein Täßchen aufnötigt. Die fromme Tante Renate war unsere Hausgenossin und teilte sich mit unserer Mutter in die Last des Haushaltes und der Erziehung. Tante Bach, die Witwe eines Großneffen von Sebastian Bach, war erst nach dessen Tod ihren Geschwistern nachgezogen und führte in M. ihren selbständigen Haushalt, nahm aber am Leid und Freud unseres Hauses den innigsten Anteil. Meine zwei älteren Geschwister saßen wohl auch in der Tafelrunde; Bertha, kein Auge vom geliebten Lehrer lassend (der sie zu der Konfirmation vorbereitete), und Hermann, der Aelteste, dem Gespräch der beiden Männer aufmerksam folgend, und nur zuweilen eine trockene Bemerkung dazu machend, die aber nicht auf den Boden fiel, sondern von dem einen oder andern mit einem Lächeln oder einer Antwort belohnt wurde. — Sie alle sind nicht mehr; sie sind zum Teil längst Beck vorangegangen, der hier einst den Mittelpunkt ihres Kreises gebildet, und der sie so fleißig dort hinübergewiesen! ...... Nächst der Ankunft Becks in unserem Lebenskreis bildet die zweite mir tiefen Eindruck hinterlassende Erinnerung aus meinem Leben ein Vorfall, der sich am 10. Mai 1831 kurz vor dem Mittagsläuten in unsrer Wohnstube abspielte. Eine Deputation des Stadtrates mit dem Stadtschultheißen an der Spitze erschien, um unserm Vater einen silbernen Pokal zu überreichen, nebst einem Ehrenbürger-Diplom für sich und seine ganze Familie, als Anerkennung für die vielen Verdienste, welche er sich um die Stadt erworben hatte, hauptsächlich bei der Gründung des Mineralbades. Schon am 25. Oktober 1826 war, vom Stadtrat geschickt (dem er die erste Meldung gemacht hatte), der Schäfer Franz Gehrig in unser Haus gekommen und erzählte, daß an einer gewissen Stelle des Flusses, an welchem das Städtchen liegt, während anhaltend trockenem Wetter und niedrigem Wasserstande eine schwache Quelle hervorriesele, welche das Gerölle ringsum rostbraun färbe und, soweit ihr Lauf im Flüßchen zu verfolgen sei, dessen Bett gleichfalls mit gelb-braunen Niederschlägen bedecke. Lebhaft dafür interessiert, machte sich mein Vater mit den Brüdern (und in Begleitung des Schäfers), wohlversehen mit kleinen Fläschchen und Schöpfern, sogleich auf nach der Quelle, um die, wie der Schäfer erzählte, sich seine Herde begierig herandrängte und an den braunen Niederschlägen leckte. Letzteres hatte unsern Vater auf die Vermutung gebracht, daß es sich um eine Mineralquelle handle, und so stellte es sich auch heraus. Das Wasser wurde gleich in die Apotheke getragen und dort chemisch untersucht und zeigte sich so vielversprechend, daß Vater sofort eine Probe an Dr. S., Professor an der Landesuniversität, schickte, welche auch von diesem untersucht und der Gehalt mit dem der Quelle des Karlsbades verglichen wurde. Nun setzte Vater — wie uns Mutter oft beteuerte — Herz und Leben ein, um die Väter der Stadt zu überreden, Grund und Boden der Quelle anzukaufen, von Sachverständigen Bohrversuche machen zu lassen, und wenn dieselben gelängen, die Quelle zu fassen und dann zu bauen: Trinkhalle, Badezimmer, Wirtschaftsgebäude u. s. w. Die Sache schreibt sich hier kurz und leicht hin, aber welche Mühe es war, bis unser energischer Vater die Starrköpfe alle unter einem Hut hatte — davon wußte die l. Mutter später an stillen Winterabenden uns Kindern ein Langes und Breites, Trauriges und Ergötzliches zu erzählen. Auch aus meinen eignen frühesten Erinnerungen weiß ich noch, daß wir fast Tag für Tag unsern Vater nach dem neugegründeten Bade begleiteten, dort auf den Bauten herumkletterten oder auch an dem salzigen Wasser nippten, während Vater sich mit den Bauleuten besprach u. s. w. Endlich, als das Ganze fertig war, auch Badegäste sich einfanden und Vater 1830 ein kleines Buch über die Heilquellen M.s (ihre physischen und chemischen Eigenschaften, die Wirkungen auf den Organismus, die Brunnen und Badeanstalten, die Kuren, die er damit be-

obachtete) herausgegeben hatte, faßte der Stadtrat den Beschluß, ihm für seine selbstlose Bemühung eine Anerkennung zu teil werden zu lassen, die im Ehrenbürgerrecht für sich und seine Familie und in einem silbernen Pokal bestand. Nachdem der Stadtschultheiß eine Rede an Vater gehalten hatte, überreichte ein anderer aus dem Kreise der Gemeindeväter, der, wie er von sich selbst zu sagen pflegte, „eine Front hinwarf“, mit seinen riesigen fleischigen Händen die Geschenke, und ich konnte dabei nicht begreifen, wie Vater mit größerem Interesse die unscheinbare Papierrolle — das Bürgerrecht — betrachtete, als den mich so schön dünkenden silber und golden blinkenden Pokal! Auch war kaum die Thüre hinter der Deputation in das Schloß gefallen, als ich meinen Vater schon darüber verhörte und meine unmaßgebliche Meinung dahin aussprach, daß aus dem schimmernden Pokal ihm zukünftig gewiß alles viel besser schmecken werde als aus seinem gewöhnlichen Glas! „Versuche es einmal!“ redete mir Vater zu, ließ mich einen Schluck Wasser aus seinem Glase trinken und goß mir darauf welches in den Pokal, denselben an meinen Mund haltend. Begierig trank ich, setzte aber enttäuscht gleich wieder ab und sagte ärgerlich: „Ach, es schmeckt ja gar nicht anders!“ Alle lachten, aber mein Vater sagte: „Gut, daß du dies einsiehst, aber merke dir jetzt auch nur — wie der Schein trügt!“ . . . . .

Im Spätjahr 1831 wurde mein ältester Bruder Hermann, als Mitglied der Burschenschaft — deren Ideal ein einiges Deutschland war — (wegen der Gefährlichkeit dieser Ideale!) auf 2 Jahre von der Universität verbannt und heimgeschickt, und bei dieser Gelegenheit machte ich seine erste Bekanntschaft. „Mutter, ein landfremder Mensch will mi küsse!“ soll ich entsetzt geschrieen haben, als Hermann seine brüderlichen Rechte an mich geltend machen wollte. Auch daß sich der „landfremde Mensch“ ohne weiteres „auf das Sofa setzte“, das uns Kindern ein für allemal verboten war, kam mir recht frech vor, und ich brauchte lange, bis ich mich an den neuen Ankömmling gewöhnte. Ueberhaupt stand mir von meinen Geschwistern damals am nächsten meine älteste Schwester Bertha, die in meinen Augen das Urbild von Vollkommenheit war, weil sie mich vor allen kleinen Unbilden des Lebens zu schützen wußte und besonders mir unermüdlich vorlas, wenn ich krank zu Bette lag. — Das dritte Kind meiner Eltern, Bernhard, war ein mutwilliger Knabe, der dem ganzen Hause „ohne Ansehen der Person“ schelmische Streiche spielte, und der sich bei Groß und Klein — selbst bei seinen Lehrern — dadurch etwas gefürchtet machte, daß er mit ein paar Strichen eine Karikatur hinzuwerfen verstand, der jedermann auf den ersten Blick ansah, welche Person sie vorstellte. Dieses war ein fatales Talent und besonders mir — dem Nestkegel — sehr zuwider, und ich wehrte mich dagegen bei Tag und Nacht und schrie selbst noch im Traume: „Mutter, der Bernhard ruht nit!“ — Das vierte Kind meiner Eltern war ein stillvergnügtes, immer zufriedenes Mädchen, von der in der Familie die Sage geht, das sie zwar als Kind zweimal gestraft wurde, aber — jedesmal ungerecht! Außer ihrem „brav“ sein fand unsere Emma später noch weitere Anerkennung durch ein Talent, das sich so frühzeitig bei ihr entwickelte, daß man fast sagen könnte, sie habe mit dem Sprechenlernen auch schon das „Reimen“ versucht. Selbst Eduard Mörike sagte später einmal, er beneide sie um die Leichtigkeit, mit der sie ihre Reime finde, und er bezeichnete schon damals von ihr Gedichte, die er der Oeffentlichkeit wert achtete; ich werde später gelegentlich welche anführen. — Das dritte Mädchen der „Nestkegel“ oder der vornehmen Miene wegen, mit der sie sich unzarte Späße der Brüder vom Leib zu halten suchte, von diesen auch „Fürstengesicht“ genannt, war leider der gerade Gegensatz von der nie Tadel oder Anstoß hervorrufenden Emma. Vom ersten Lebensjahre an kränklich, daher reizbar, heftig und über die Maßen empfindlich, war ich noch mit der weiteren unbequemen Eigenschaft begabt: alles erklärt haben zu wollen! „Wissensdrang“ würde man es in gegenwärtiger fortgeschrittener humanerer Zeit wohl nennen! In meiner Kindheit fand aber diese Eigenschaft noch wenig Anerkennung, und ich armer Nestkegel, der oft krank zu Bette lag, schien oft schlafend,

und hörte häufig, wenn die Mutter zufällig abgerufen wurde, von den guten Freunden und getreuen Nachbarn eine Art „Totengericht“ über mich abhalten, wobei mit bemerkenswerter Offenheit behauptet wurde, daß die gute Doktorin eine rechte Plage mit diesem kränklichen „überheimischen“ Kinde habe und daß ich auf dieser Welt nicht am passenden Platz sei: und jede Hausfreundin gönnte mir's, „wenn mich der liebe Gott bald zu sich nehmen würde!“ Herzbrechend weinte ich da oft in die Kissen meines Bettes hinein und war tief betrübt, daß ich so ein wenig geschätztes Glied meiner Familie war. Ein glücklicher Zufall machte mich aber einmal damit bekannt, daß ich wenigstens eine und meiner Meinung nach nicht zu unterschätzende gute Eigenschaft besitze. Als ich nämlich meine ersten selbständigen Gänge in Haus und Hof machen durfte, wurde ich einmal mit Seife in die Waschküche geschickt, und dort versicherten mich einstimmig die Wäscherinnen, „ich sei Dr. B.'s Schönste!“ Da ich bis jetzt gar nichts „Gutes“ an mir gekannt hatte, so kam ich mit wahrem Triumphgeschrei in das Wohnzimmer zurück und teilte die „Entdeckung“ der Wäscherinnen mit, bekam aber gleich zu hören, daß brav sein besser sei als „schön“ sein, worauf ich hoffnungsvoll gesagt haben soll: „Ich kann aber auch noch brav dazu werden!“ — Nächst den Wäscherinnen zählte ich bald auch die polnischen Offiziere unter meine Bewunderer. Als Bismarck einmal im Reichstag mit seinem Spott von der „Polen-Schwärmerei“ sprach, an der Deutschland in den dreißiger Jahren krankte, da gedachte ich auch lebhaft der Thorheit meiner Vaterstadt und erinnerte mich, daß ich als kleines Kind anwesend war, wie man die Polen mit Gesang, Festreden, Deklamation u. s. w. empfing und wie mein sehr musikalischer Vater beim Vortrag einer Sängerin zu seinem Nachbar sagte: „Welche Nachtigall kräht so falsch?“ und von diesem zur Antwort bekam: „Meine Frau!“ (Es war bei dem Gesang des Liedes: „Noch ist Polen nicht verloren!“). Nach dem festlichen Empfang wurden die Polen in den Privathäusern aufgenommen, verpflegt und, reichlich mit Geldmitteln versorgt, wieder weiterbefördert. Wer nicht das nötige Geld besaß, opferte anderes; meine Mutter z. B. sehr wertvollen Familienschmuck von ihrer Großmutter, einer geborenen de Bertrand aus Metz. Der polnische Offizier, welcher bei uns logierte, nahm mich, sobald er in das Zimmer kam, auf den Arm und küßte mich. Bernhard, der dieser Prozedur zuschaute, winkte mich abseits und flüsterte mir zu: „So, jetzt bist du bald nicht mehr unsere „Schönste“, denn jetzt bekommst du einen großen Schnurrbart wie der Pole, von dem du dich hast küssen lassen!' Diese Drohung, nun meine einzige „gute“ Eigenschaft wieder zu verlieren, erfüllte mich mit solcher Verzweiflung, daß ich in großes Geschrei mit Thränen ausbrach und erst zu beruhigen war, als man mich versicherte, wenn ich mich jetzt und immer recht tüchtig waschen lasse, wachse mir kein Bart! Dies beruhigte mich in etwas, doch war ich auf meiner Hut, und als mich der nächste polnische Offizier auf den Arm nehmen wollte, strampelte ich mit Händen und Füßen und rief: „Nit küssen, nit küssen! i will die Schönst sein!“ .... Von dem Frühjahr 1832 ist mir eine Erinnerung besonders tief eingeprägt. Eines Tages saß mein Vater bei Tisch an seinem Kaffee und las dabei die Zeitungen „Merkur“ und „Hochwächter“. Letzterer trug eine Vignette mit einem Turm und Hahn darauf und dieses Bildchen betrachtete ich eben, als ich meinen Vater lebhaft sagen hörte: „Was der tausend! Der Herr Geheimerat von Goethe in Weimar sind gestorben!“ Neugierig blickte ich auf und bekam durch Vaters Gesichtsausdruck wie durch seine Worte den Eindruck, als hätte zwischen dem Herrn Geheimerat und meinem Vater keine besondere Freundschaft bestanden. Um so mehr wunderte es mich deshalb, daß auch meine Mutter sich so sehr für die Todesnachricht zu interessieren schien, und als ich gleich darauf mit ihr allein war, wollte ich durchaus von ihr wissen, wer dieser „Herr Goethe“ gewesen sei und warum ihn Vater nicht möge? Mutter fertigte mich nur kurz damit ab: Goethe sei ein Dichter, den jedermann möge! Letzteres wußte ich nun viel besser, denn soeben hatte ich ja gehört und gesehen, daß zwischen meinem Vater und diesem Goethe von „Liebe“ nicht viel die Rede war — wie mich deuchte — deshalb wollte ich auch

um so mehr noch erklärt bekommen, was „ein Dichter" sei? „Einer, der Geschichten erzählt," hieß es, und damit mußte ich damals zufrieden sein. Viele Jahre später aber, als ich von Goethe etwas mehr wußte als dazumal und sozusagen mit einem Perspektiv an ihm in die Höhe schaute, erzählte ich einmal im Familienkreis, bei welcher Gelegenheit ich Goethes Namen zum erstenmal gehört habe, und blieb dabei: Vater müsse von Goethe irgendwie einmal vor den Kopf gestoßen worden sein! Mutter lächelte und erzählte uns, daß Vater, der eine sehr hohe Meinung von der Würde der Burschenschaft gehegt habe, von Jena aus öfters mit seinen Kommilitonen herüber nach Weimar in das Theater gekommen sei, und hätte dort einmal bei einer Aufführung von Schillers Räubern mit den andern Studenten, vom Parterre aus, das Räuberlied flott mitgesungen, was des alten Goethe Mißfallen in solch hohem Grade erregte, daß er sich über die Brüstung seiner Loge hinausbeugte und mit sonorer Stimme hinab in das Parterre befahl: „Man schweige da unten!" „„So etwas läßt sich aber ein Bursche selbst von einem Herrn Geheimerat von Goethe nicht bieten, denn ein braver Bursche ist so viel wert — als der König von Preußen!"" fanden wir in einem Tagebuch unseres Vaters aus damaliger Zeit eingetragen. Die schwergekränkte Burschenschaft drohte jenesmal, mit allen Studenten die Universität Jena zu verlassen, wenn ihnen nicht zur Genugthuung die Erlaubnis zu teil werde, bei jeder Aufführung von Schillers Räubern das Räuberlied mitsingen zu dürfen, ein Gebrauch, der bis auf den heutigen Tag fortbesteht. . . . .

(Fortsetzung folgt.)

Metaphysik.

Wissenschaftliche Begründung der Ontologie des positiven Christentums
von Th. Weber, Prof. in Breslau.
(A. Perthes. 1888. I.)

Auf dem Boden der röm.-katholischen Kirche Deutschlands sind in diesem Jahrhundert zwei hervorragende Geister erwachsen, welche bedeutenden Einfluß auf die Philosophie, auch innerhalb der protestantischen Welt, unseres Vaterlandes gewannen. Wir meinen Franz von Baader und Anton Günther.

Jener hat von München aus auf die Vertiefung des philosophischen Denkens ungemein anregend gewirkt. Er nahm, wie Schelling, die deutsche Naturmystik Böhmes, allerdings viel zu pietätsvoll, auf. Franz Hoffmann, Lutterbeck, Schlüter, von Schaden, Hamberger gaben seine Werke heraus, Varnhagen von Ense machte früh auf den „Magus des Südens" aufmerksam und die Theologie der Protestanten nahm, wie Dorner, Liebner, Ehrenfeuchter zeigen, die Anregung eingehend auf.

Zu Baader und seinen Herausgebern war die Kluft zwischen Vatikanismus und Protestantismus, in Anerkennung, Wohlwollen und im tiefen Gefühl der Gemeinsamkeit der konservativen Grundlagen alles Völkerlebens praktisch überwölbt, wie dies heut nicht mehr möglich ist*).

Dagegen ist die Arbeit Anton Günthers im ganzen, in Norddeutschland wenigstens, uns verborgen geblieben. Knoodt, Zuckrigl, Veith, Pabst sind in seine Gedanken eingegangen. Im ganzen war seine scharfe Opposition gegen jeden Pantheismus Zeitgenossen unbequem, welche in den Strom unserer Identitätssysteme vollständig eingetaucht waren.

Standen beide, Baader wie Günther, mit Rom auf gespanntem Fuß, so war es, weil jener die Lösung der katholischen Kirche Deutschlands von der römischen Kurie wünschte, dieser den Protestantismus als ein notwendiges Moment im Entwicklungsgang der abendländischen Völker anerkannte. So sind beide schließlich von der protestantischen Welt mehr verstanden, mehr beachtet, mehr geliebt, als von einem Katholizismus, dessen

---

*) Hier sei dem Verfasser gestattet, Herrn v. St. in Görlitz für seine freundliche Zuschrift in Anlaß einer Kritik des Lebens Diepenbrocks von Reinkens im Augustheft von 1881 dieser Zeitschrift — zu danken, aber auch freundlich zu bemerken, daß, wenn Dr. Hettinger sich so, wie angegeben, ausdrückt, dies mit dem nicht stimmt, was die Encyklika vom 8. Dez. 1864 in den §§ 26, 27, 77 ausdrücklich anordnet. Demnach sind die Protestanten nur die Geduldeten, gegen welche auch Gewalt anzuwenden gestattet ist. Friede aber ist nur möglich, wo man die Existenzberechtigung gegenseitig anerkennt.

Theologie auf dem Standpunkt des heil. Thomas, also des Pantheismus, festzuschrauben, die Arbeit der Jesuiten, also ihres „Mundstücks“, der jetzigen Päpste, ist.

Hat Baader vertieft, so hat Günther geklärt.

In dieser Beziehung muß ich Günther die größere kulturliche Bedeutung zuschreiben, auf die ich neulich bei Luthardt (Zeitschrift für kirchl. Wiss. 2c., 1888, S. 317 ff.) aufmerksam machte. Und in dieser Beziehung möchte ich hier auf die eben erschienene Metaphysik von Prof. Th. Weber hinzuweisen mich beeilen, indem derselbe gerade dies konservative Blatt für die Anzeige seiner konservativen Arbeit wünschte.

In einem früheren Jahrgange gerade dieser Zeitschrift, ich erinnere mich nicht mehr, welches? — habe ich unter der Ueberschrift: „Anton Günther“ den Wiener Philosophen gezeichnet, der, wie keiner der Neuzeit, mit scharfem logischen Messer dem Pantheismus zu Leibe ging. Und vermögen wir es, den Gang und die Arbeit der deutschen Philosophie in diesem Jahrhundert zu überblicken, vermögen wir es, zu sehen, wie der Spinozismus nach allen Richtungen in ihr zu breit entfalteter Blüte kam, so werden wir es begreifen, wie die naturhafte Denkweise, auf die Verhüllung des Personlebens durch die Naturmächte gerichtet, wie diese alte Mitgift der arischen Völkerfamilie für alle Lebenskreise die herrschende wissenschaftliche Denkweise werden und schließlich für die praktische Gestaltung der Gesellschaft die eminentesten Gefahren in sich bergen muß.

Wie diese Gefahr, wie der „antike Bandwurm“, wie Günther im Anti-Savarese sagt, wie der Pantheismus die römische Kirche zu einer Zentralisation vermocht hat, welche bis zur Züchtung und Schulung eines durchaus gleichartigen Intellekts fortgehen muß, so muß er auf dem Gebiet des Protestantismus verheerend, hier nur in anderer Form, materialistisch, wirken.

Zu loben sind dort die Warnrufe von Dischinger, in seiner „spekulat. Theologie des heil. Thomas“ von Joh. Huber, Michelis, Knoodt, Baltzer, zu loben ist die in Gütersloh (Bertelsm.) 1872 erschienene Arbeit von Fr. Hoffmann: „Kirche und Staat“, zu loben ist die vorliegende Arbeit von Th. Weber.

Betrachten wir sie. Beachten wir nur, daß im „Prozeß des Ringens des menschlichen Geistes“ der ganze Fortschritt des Kulturlebens und der Geschichte der einzelnen Völker sich spiegelt, wie Prof. Konrad Hermann dies einmal trefflich dargestellt hat.

Es sind immer Gedanken, welche ein Zeitalter in der Tiefe bewegen. Und der tiefste Gedanke, der religiöse, bewegt, wenn auch unter tausend Fällen verborgen, am mächtigsten.

Weber steht im Ganzen auf dem Satz Günther's: Die Welt freie Setzung Gottes. Schafft der persönliche Gott, so schafft er ein Anderes, als er selbst ist. Damit ist jedem Emanatismus, jeder Differenzierung des göttlichen Wesens in eine geschöpfliche Vielheit hinein, jedem Ein- und Aufgehen des Unendlichen in das Endliche als seine Besonderung, jedem Nichtbeisichbleibenkönnen des Göttlichen, um im Geschöpflichen sich selbst anschauend seine Fülle zu gewinnen — damit ist jeder pantheistischen Thorheit ein für allemal ein Riegel vorgeschoben und ein reiner Schöpfungsbegriff gewonnen. Nach Günther und Werner ist die Welt: Geister- und Natur-Welt.

Dort eine Vielheit persönlicher Geister in formeller Einheit, hier eine Vielheit der Naturindividuen in materialer Einheit. Und der Mensch ist Einheit beider Reihen, Synthese aus Geist- und Naturwelt. In ihm erscheint der persönliche Geist mit der Natur verbunden, die es zu gewissen seelischen Thätigkeiten bringt, nie aber zum Selbstbewußtsein und zum Ich-Gedanken, nie aber: Geist wird.

Es gehört zu dem Wertvollen dieser Arbeit, daß die Mangelhaftigkeit der Definition gezeigt wird, mit welcher Hume, Kant und Herbart den Begriff des menschlichen Geistes erschöpft zu haben glauben. Wir finden eine sehr klare Darstellung dessen, was der Hume-Kant'schen Erkenntnistheorie fehlt. Es wird deutlich, daß Hume und seine Nachfolger das Kausalitätsgesetz in ein bloßes Successionsgesetz verwandelt

haben. S. 239. Ich rechne zu den Vorzügen der Arbeit die Evidenz, mit welcher nachgewiesen wird, daß die sinnliche Erfahrung die Ursächlichkeit in der Abfolge der Erscheinungen der Außenwelt nicht zu entdecken vermöge, da dies nur dem Ichgedanken und den Erfahrungen desselben bezüglich seiner Wirkungen nach außen zukomme.

Wertvoll ist auch der Nachweis des Pantheismus des römisch-kath. proklamierten Normal-Theologen des Thomas von Aquino, S. 170 ff, welcher für jede philosophische Regung für die Zukunft den alleinigen Maßstab bilden wird, so daß wir einer völligen Versteinerung römisch-katholischer Gedankenarbeit zu unserem tiefsten Bedauern entgegensehen müssen. Denn immer werden wir mit Schmerz der edlen Kräfte gedenken müssen, welche dort zum Stillstand verurteilt sind.

Hiermit stehen wir wieder bei der tiefsten Bedeutung der Arbeiten Günther's und auch der vorliegenden: Sicherung der Persönlichkeit einem naturhaften Denken gegenüber, welches dort immer die Infallibilität, hier immer den Materialismus naturnotwendig gebären muß.

Der als Normalphilosophie dort nun ausgerufene Thomismus, der mit aristotelischen, heidnischen, also pantheistischen, Denkformen arbeitet, und welchem Maria-Laach und Mainz die Universität in München gewinnen möchten, und diejenige von Salzburg gründen, erzeugt eine schwindelhafte Infallibilität, welche nach Erdrückung der organischen Gefüge und der im Bistum noch vorhandenen persönlichen Werte den Materialismus der Heiligtums-Fahrten und Reliquien zur notwendigen Folge hat. So auf römischem Gebiet. Und die Identitätssysteme des Pantheismus auf der andern Seite sinken aus der schwindelhaften Höhe in den Monismus und Materialismus einer wüsten Naturauffassung, welche sozial und kommunistisch ebenso international Hand und Fuß gewinnt. So auf protestantischem Gebiet. Ueberall kann nur die christliche Weltanschauung, der persönliche Gott, damit der Wert der Persönlichkeit des Menschen und seine Selbstverantwortlichkeit uns retten.

Es ist ein erfreuliches Zeichen, daß in der Metaphysik Webers ein Denken vertreten wird, welches gerade den Wert des Personlebens betont.

Die Ausstellungen, welche das protestantische Bewußtsein an der Arbeit Webers zu machen haben wird, werden sich um die Frage bewegen müssen, ob die Natur des Menschen, wie er jetzt ist, die Natur des empirischen Selbstbewußtseins tief genug, ob es in seiner auch intellektuellen Verfinsterung und Gebundenheit ernst genug genommen sei? Wenn es heißt, der Geist wolle an sich das Gute S. 335, so gilt dies unseres Erachtens eben nicht vom Geist in seinem Sosein und Gewordensein. Der Verfasser tritt hier zu den paulinischen Stellen, die er anführt, in Gegensatz und wir finden hier die Merkmale der Vorbildung durch Tridentinische Theologie, welche auch der Alt-Katholik nicht ohne weiteres zur Seite legt.

Offenbar hängt hiermit der Umstand zusammen, daß Weber das, was wir unter paradiesischer Natur verstehen, unterschätzt S. 369, sowie er die paulinische seufzende Kreatur, die gesamte Ktisis in ihrer Korruption, also den Begriff der kosmischen Materialisierung zu wenig anerkennt, und demnach verwertet S. 364. Denn der Tod kann so wenig im Menschen- als im Naturleben etwas normales sein. — Damit hängt wieder die Auffassung zusammen, daß die Natur als Substanz sich differenzieren (im Sinn Webers sich materialisieren) müßte. S. 316.

Dies führt uns weiter.

Weber sagt, daß „die Materie die Substanz der Natur ist". S. 227. 241. Vielleicht könnte er sagen, daß die Natur die Substanz der Materie sei. In diesem Fall würde er m. E. den richtigen Weg beschreiben. „Natur" nennen wir das geschöpflich Gesetzte, daß dem Willen des Schöpfers entsprechende Sein einer Substanz, welche zum Geist den einfachen Gegensatz bildet. Geist und Natur werden also immer sein. „Materie" dagegen nennen wir diese Natur in ihrem gegenwärtigen Sosein, in ihrer empirischen Erscheinungsform. Dies ist die Form gehemmter Evolution, während

„Natur“ freie Evolution ist. Oder sagen wir: die eine Substanz, welche die Contraposition des Geistes darstellt, erscheint in ihrer Freiheit als Natur, in ihrer Gebundenheit als Materie.

Als Natur ist jene Substanz auch noch in der von der Sünde befreiten jenseitigen Welt. Als Materie erscheint sie mit der Sünde zusammen innerhalb dieses Kosmos. Hier ist diese Substanz, also Natur, in ihre Verhüllung oder Verlarvung, dort ist diese Substanz, also Natur, in ihrer freien ihr eignenden Seinsweise. Mit dem Abschluß dieses Kosmos zugleich wird die Materialwelt oder Materie aus dieser ihrer Form als Materie erlöst und in ihre ihr zu Grunde liegende Wahrheit, in die reine Natur, zurückgeführt.

Aber auch Weber selbst scheint dem nicht wohl ausweichen zu können. Er kennt eine „Natursubstanz“, welche einst nicht, wie jetzt, in ihrer „Differenzierung ein kollektives, aus diskreten Atomen bestehendes, sodann ein kontinuierliches, reales, oder substanzielles Ganzes war.“ S. 249. Hier nennt Weber die Atome, in welche jenes Ganze differenzierend sich auflöste: „materielle“.

Weber nennt die Differenzierung jener realen Substanz sogar einen „Zersetzungsprozeß“ S. 250.

Dann fügt er S. 268 aber hinzu, daß dieser Prozeß Folge „der ersten fremden Einwirkung“ in jene kontinuierliche, einheitliche Natursubstanz ist, welche dann in den Differenzierungsprodukten „aufgegangen“ und „untergegangen“ ist. Immerhin bedenklich. Was untergeht, ist nicht mehr vorhanden.

Demnach scheint die anfängliche Substanz als Natur allerdings für immer verloren. Sie scheint nur noch in Form der Materie zu existieren.

Sowie wir für den folgenden Band stetige, ganz bestimmte Verwendung der Ausdrücke „Geist“ und „Seele“, niemals aber promiscue sie gebraucht wünschen, so wünschen wir es auch hinsichtlich der Ausdrücke „Natur“ und „Materie“ (S. 260).

Wir wünschen allerdings zugleich, wie angedeutet, tiefere Fassung des Wesens der Sünde, psychologisch und kosmologisch, von dem, was die Schrift „Fleisch“ und „Geist“ nennt, von natürlichem und geistlichem Leben.

Alles, was man in dieser Richtung im einzelnen — auch gegen die Bestimmtheit, mit welcher die Dreiheit der endlichen Welt (und damit die körperliche Welt reiner Geister) aufgestellt wird, S. 19, oder gegen die Begründung des Kreatianismus, im Gegensatz zum Traducianismus, noch einwenden könnte, muß indeß gegen die unseres Erachtens ernst versuchte Beweisführung einstweilen zurücktreten, in welcher die Erschaffung in einer Art festgestellt wird, daß hierdurch die persönliche Aseität des Unendlichen ebenso gesichert, als das endliche Personleben in seiner Bedeutung festgehalten ist. Drücken wir uns so zurückhaltend aus, so ists, weil wir, wie dies bereits durch die Stellung gefordert ist, welche wir der Sünde für das System des Endlichen beilegen müssen, nicht imstande sind, mit der Zuversicht, wie der Verfasser dies thut, davon zu sprechen, daß der angenommene Zusammenhang der Dinge förmlich stringent bewiesen werden könne.

Dies liegt schon in dem Umstand begründet, daß, wie Günther sagte, der Mensch das Maß aller Dinge ist. „Wie der Mensch sich, so versteht er alles andere.“ Und er versteht sich sehr wenig.

Schließlich empfehlen wir die Schrift Webers allen, welche der „zunehmenden retrograden Erstarrung“, welche Diepenbrock fürchtete, entgegensehen und diese Erstarrung nicht am wenigsten durch die Aufrichtung des Scholasticismus und Monopolisierung des Thomismus herbeigeführt sehen, welche eine allgemeine Kalamität für die gesamte abendländische Christenheit bedeutet.

Breslau. Rocholl.

Monatsschau.

Politik.

Brachte der vorige Monat im wesentlichen nur Ereignisse, die bis zu einem gewissen Grade erwartet und vorausgesehen werden konnten, so hat der abgelaufene September auch einige Ueberraschungen gebracht. Die erheblichste derselben ist ohne Zweifel die indiskrete Veröffentlichung von Tagebüchern des Kaisers Friedrich aus der Zeit des Krieges 1870/71. Wie diese intimen Papiere in unberufene Hände haben kommen können, ist noch nicht festgestellt; doch kann in der „Aera“, mit welcher die Regierungszeit des sterbenden Kaisers zu Ende ging, vieles, auch das Unwahrscheinliche möglich geworden sein. Die „Nordd. Allg. Ztg.“ erklärte offiziös, daß die Veröffentlichung ohne Vorwissen Seiner Majestät des Kaisers und Königs erfolgt sei; ebenso steht derselben die Kaiserin Friedrich fern. Es drängt sich daher leicht der Gedanke auf, daß der Text des Tagebuchs unecht sein könnte. Die „N. A. Z.“ hebt in dieser Beziehung hervor, daß dasselbe „nach den Erinnerungen der bei den Ereignissen beteiligten Persönlichkeiten so starke chronologische und thatsächliche Irrtümer enthalte, daß die Echtheit bezweifelt werden müsse. Namentlich sei es — so schreibt sie — ausgeschlossen, daß der ganze Inhalt von dem Kronprinzen selbst herrühre und täglich also in frischer Erinnerung von ihm aufgezeichnet worden sei. Indessen haben alle diese lahmen Dementis doch wenig Eindruck gemacht, und der Hauptsache nach dürfte das Tagebuch echt sein. Aus dem Inhalt geht aber hervor, was man ja übrigens schon wußte, daß Kaiser Friedrich mit seinen Sympathieen durchaus auf der fortgeschrittenen Linken gestanden hat und von einem Optimismus hinsichtlich der Träger dieses Liberalismus beseelt war, der ihm ohne Zweifel noch viele bittere Enttäuschungen gebracht haben würde, wenn er berufen gewesen wäre, länger zu regieren. Mit Recht kann der ideal angelegte Kaiser dem österreichischen Josef II. verglichen werden, der zu seiner Zeit auch mit idealistischen Weltbeglückungsplänen seine Regierung begann, die doch schließlich mit Enttäuschung und Verbitterung des Herrschers wie der Beherrschten endete. Wenn nun jetzt von liberaler Seite diese Publikation im parteipolitischen Interesse fruktifiziert wird, so ist das gewiß bedenklich genug. Wenn aber andrerseits von konservativer Seite versucht wird, den verstorbenen edlen Kaiser für die politische Rechte zu reklamieren, so sind das wiederum Versuche, die der Beweisfähigkeit ermangeln.

Während in der inneren preußischen Politik der vorige Monat belebt wurde durch die Streitigkeiten über das Kartell, ist es auf dem Gebiet des Parteiwesens neuerdings erheblich friedlicher hergegangen. Die Sache ist auffallend, insofern für gewöhnlich, je näher die Wahl rückt, um so lebhafter die Diskussion zu werden pflegt. Aber der Wechsel erklärt sich auf die einfachste Weise dadurch, daß die Offiziösen in Berlin auf höheren Befehl ihre Bemühungen, eine Mittelpartei zu schaffen aus Konservativen und Nationalliberalen, bis auf weiteres eingestellt haben.

In der That konnte es auch nichts Unrichtigeres und Ungeschickteres geben als diese künstliche Mache. Gewiß kann es niemand, der das politische Leben in Deutschland beobachtet, entgangen sein, daß die nationalliberale Partei in den letzten Jahrzehnten sich konservativer Anschauung genähert hat. Statt diese Bewegung, welche unhaltsam fortschreitet, sich ruhig und stetig entwickeln zu lassen und abzuwarten, daß konkrete Fragen auf's neue Gelegenheit bieten möchten, übereinstimmende Anschauungen zu entwickeln und zu bethätigen, griffen die Berliner Offiziösen sofort mit ihren plumpen Händen in eine Entwicklung ein, welche so zart wie möglich zu behandeln war; und sie haben ehrlich gethan, was sie konnten, um den Frieden zu erschweren und hintanzuhalten. Wenn es gleichwohl still geworden ist, so beweist das nur, daß man ohne die Vermengungsversuche den Frieden längst hätte haben können.

Und noch eins hat der Gang der Dinge im abgelaufenen Monat bewiesen. Die Offiziösen bemühten sich nach Kräften, die Konservativen als Störenfriede hinzustellen, welche angeblich das Kartell gebrochen und der Herstellung eines freundlichen Verhältnisses zu den Nationalliberalen widerstrebt haben sollten. Nun aber sind die beiderseitigen Wahlaufrufe erschienen. Der konservative, welcher zuerst kam, gab mit klaren Worten dem Wunsche Ausdruck, sich in manchen Punkten mit den Nationalliberalen zu begegnen. Der nationalliberale dagegen, welcher folgte und in die dargebotene Hand wohl hätte einschlagen können, vermied dies ausdrücklich und gab damit in unzweideutiger Weise zu verstehen, daß man das Kartell als aufgehoben ansehe und zu einer Erneuerung desselben durchaus nicht geneigt sei.

Was übrigens die Wahlaufrufe der Parteien betrifft, so war man gespannt, wie der konservative sich zu dem bekannten Antrage Hammerstein stellen würde. Der bezügliche Passus ist offenbar die Frucht eines Kompromisses. Die Dotation wird zugestanden, die Beseitigung oder auch Befreiung des fürstlichen Ober-Bischofsamts aber nicht gefordert. Entgegen der Hammersteinschen Forderung sprechen der freikonservative und der nationalliberale Wahlaufruf ganz ausdrücklich aus, daß sie das Ober-Bischofsamt in bisheriger Gestalt gewahrt wissen wollen. Ja, die Nationalliberalen fügen noch einen Protest gegen „hierarchische Gelüste“ des Kirchenregiments hinzu — einen Protest, den man fast für Ironie halten könnte in dem Augenblick, wo der preußische Ober-Bischof durch sein politisches Ministerium gedrängt worden ist, einen negativen Professor zu bestätigen, dessen Standpunkt der Kaiser nach den eigenen schönen Zeugnissen, die er wiederholt öffentlich abgelegt hat, nur für einen ungünstigen halten kann.

Ein Wahlaufruf der Freikonservativen liegt auch bereits vor; er treibt, wie es dieser Partei eigen ist, „Realpolitik“ und befürwortet das Kartell; eine Kundgebung der Zentrumspartei wird noch erwartet; der Freisinn dagegen soll auf den Versuch, ein Programm zustande zu bringen, verzichtet haben, weil bei der Verschiedenheit der Meinungen innerhalb der Partei eine Einigung ausgeschlossen erscheint.

Die Regierung hat auch bereits in ihrer Weise in den Wahlkampf eingegriffen, indem plötzlich, wie schon im letzten Bericht gemeldet ist, zu allgemeiner Ueberraschung der Führer der Nationalliberalen Landes-Direktor von Bennigsen als Folge einer Unterredung mit dem Reichskanzler, zwar keinen Ministersessel, aber doch das Oberpräsidentenamt in der Provinz Hannover zugeteilt bekommen hat. Es lag in dieser Ernennung unter den Umständen, in welchen sie zustande kamen, die ganz deutliche

Erklärung der Regierung, daß sie auch ferner mit der Partei des Ernannten Hand in Hand zu gehen wünsche — für die Konservativen in Hannover ein harter Schlag, da sie alle Aussicht haben, die Förderung und Unterstützung, welche sie bisher offiziell genossen, in Zukunft zu verlieren. Es mag sein, daß man fürchtet, die hannoverschen Konservativen könnten ein unabhängiges Element in den Parlamenten werden, in denen man doch nichts weniger zu sehen wünscht, als eben unabhängige Konservative.

Freilich hat man der Ernennung des Herrn von Bennigsen eine andere Beförderung gegenüber gestellt, nämlich diejenige des Herrn von Maltzahn-Gültz und wir haben unsererseits gegen die Persönlichkeit desselben gewiß nichts einzuwenden. Im ganzen aber mutet doch die in dieser Weise beliebte Berufung von Parteiführern in hohe Aemter uns englisch und darum unsympathisch an und wir können nur hoffen, daß diese Fälle Ausnahmen bleiben möchten, welche die Regel bestätigen, daß die hohen Beamten aus der Hierarchie und nicht aus dem Parlament genommen werden.

Es geht übrigens das Gerücht in gut unterrichteten Kreisen, daß Herr von Bennigsen durch seine Ernennung im wesentlichen habe „kalt gestellt" werden sollen; man wünscht nicht ihn, sondern Herrn Miquel an der Spitze der Nationalliberalen zu wissen. Miquel ist ein glatter Mann, mit dem leicht verhandeln ist; indessen ändert das nichts an dem Eindruck, den die Ernennung machen mußte und dieser Eindruck ist für Hannover notwendig der, daß der Regierung die Nationalliberalen mindestens ebenso angenehme Bundesgenossen sind als die Konservativen.

Ebenso unglücklich wie den Kartellstreit haben die Offiziösen die sogenannte „Berliner Bewegung" behandelt. Wir haben uns oft und erst vor Monatsfrist wieder eingehend über diesen Punkt ausgesprochen; die einzige Partei, welche geringe Anfänge eines Erfolges den Sozialdemokraten gegenüber gehabt hat, war die christlich-soziale. Statt diese Partei zu stützen und zu fördern, hat man sie gehetzt und verdächtigt und schließlich durch allerlei Ränke an Herrn von Bleichröder ausgeliefert. Der Erfolg liegt am Tage, die wohlgesinnten Elemente sind versprengt und in den Rest haben sich Fortschritt und Sozialdemokratie geteilt. Bei einer Reichstags-Ersatzwahl, welche in Berlin stattgefunden hat um den geisteskranken Hasenclever zu ersetzen, hat nun die „Norddeutsche-Allgemeine" vorgeschlagen, man solle eine große „Ordnungspartei" bilden, in welcher nicht nur Konservative und Liberale, sondern auch Fortschrittler Platz finden könnten. Ein großes Gelächter bei „denen um Richter" war natürlich die Antwort auf diesen Vorschlag; den projektierten „Partei-Omnibus" hat niemand bestiegen, außer Herrn Pindter, und am Ende hat Liebknecht mit ungeheurer Mehrheit triumphiert.

Dieser Sieg hat dann noch eine weitere Folge gehabt, daß nämlich die Nationalliberalen, unter ihnen hervorragende Gründer und Börsengrößen ein sogenanntes „Arbeiterblatt" gegründet haben, welches die Sozialdemokraten gewinnen und versöhnen soll. Wir glauben, man kann sich größere Illusionen kaum machen als hier geschehen ist; es ist zwar der Einsichtslosigkeit der Arbeiter auch manches zuzutrauen; daß sie aber die Vertretung ihrer Interessen wiederum Vertretern der besitzenden Stände — und was für Besitzern! — ausliefern sollten, erscheint uns völlig ausgeschlossen. Sie haben die Führung ihrer Angelegenheiten selbst in die Hand genommen und werden sie auch selbst zum Ziele führen.

Eine leichte Dunstwolke, welche über den innerpolitischen Himmel dahingeflogen ist, war ferner eine Anzahl nie ganz aufgeklärter Artikel über die Neuorganisation gewisser Reichsämter; es tauchte plötzlich die Nachricht auf, Fürst Bismarck habe die Absicht mit Rücksicht auf sein hohes Alter das einigermaßen ihm auf den Leib zugeschnittene Reich durch Organisation von Reichsministerien zu festigen. Offiziöse Blätter übernahmen die Nachricht ohne sie zu bestreiten, dann aber kam plötzlich Befehl,

alles für rein erfunden zu erklären, wozu freilich selbst die „Kölnische“ die Bemerkung machte, über kurz oder lang werde die Reform gleichwohl ins Leben treten. Worauf im einzelnen dieses hin und her, diese Verschiebung von Versicherungen und Ableugnungen zurückzuführen ist, hat nirgends ausreichende Erklärung gefunden; nur soviel scheint fest zu stehen, daß man in Berlin den Wunsch nach Reichsministerien hegt und zu gegebener Stunde immer wieder versuchen wird, die Bundesregierungen dem Plane geneigt zu machen.

Haben hier aber dem Anscheine nach partikularistische Einflüsse sich geltend gemacht, so hat an einem anderen Punkte die Herstellung der deutschen Einheit einen Fortschritt gemacht. Der Senat der freien Stadt Hamburg hat auf den 15. Oktober den Zollanschluß der zweitgrößten Stadt des Reiches festgesetzt. Es ist nicht uninteressant, daß jetzt sogar freihändlerische Blätter mit dem Anschluß ganz zufrieden sind, während in den Jahren 1877 und 78 eine förmliche Raserei gegen die Einbeziehung sich der guten Stadt bemächtigt hatte, eine Mißstimmung, die übrigens zum Teil durch rücksichtslose Art des Vorgehens von Berlin her hervorgerufen und unnützerweise verschärft worden war. Inzwischen sind die Hamburger gute Kaufleute und sie suchten aus der Situation geschäftlich zu machen, was daraus zu machen war. Und heute wird, wie gesagt, kaum jemand bestreiten, daß die Stadt als Staat ein gutes Geschäft gemacht hat. Wohl sind einige Anleihen zur Herstellung von Neubauten aufgenommen. Aber sie entsprechen nicht entfernt dem Aversum, welches früher gezahlt wurde. Und überdies sind, zum guten Teil auf Kosten des Reiches, die veralteten Hafenanlagen durch neue und zeitgemäße ersetzt.

Ja, die Stadt hat zur Einweihungsfeier sogar den deutschen Kaiser eingeladen und es scheint, daß die anfänglich als Ruin der Stadt angesprochene Maßregel nunmehr offiziell als Ausgangspunkt einer neuen Blütezeit gefeiert werden wird.

Im übrigen ist der verflossene Monat ein Monat der „Tage“ und Versammlungen gewesen; es sind Bücher geredet worden, politischen und unpolitischen Inhalts. Als nennenswert erwähnen wir nur den deutschen Katholikentag, der in Freiburg in Baden gehalten worden ist und gegen das neue italienische Strafgesetzbuch nach dem Beispiel der Bischöfe lebhaft protestiert hat. Was von den Bischöfen zu sagen war, gilt auch vom Katholikentage; es ist eine Taktlosigkeit sondergleichen sich in die inneren Angelegenheiten einer fremden Macht einzumischen und es ist eine Unwahrheit, die alles Maß übersteigt, wenn gesagt wird, daß der Papst gehindert sei durch die Annexion des Kirchenstaats „die christliche Lehre in voller Freiheit zu erklären.“ „Volle Feiheit“ für das Christentum besteht in Rom erst, seit der Papst dort nichts mehr zu sagen hat. Wer es dort früher bis zur Wende des Jahrhunderts unternahm, die „christliche Lehre“ zu verbreiten, marschierte einfach ins Gefängnis. Wenn das neue italienische Gesetz sich Invektiven im Stil des Syllabus und verschiedener Encykliken nicht mehr gefallen lassen will, so beweist das nur, daß in Italien Sonne und Wind jetzt gleichmäßig verteilt werden sollen.

Im Grunde richtete sich auch der ganze Protest der Ultramontanen nicht gegen Italien, sondern gegen Deutschland; man schlägt den Sack und man meint den Esel. Die Klerikalen sind wütend, daß das deutsche Reich mit Italien Freundschaft hält und daß diese Freundschaft feierlich in einer Kaiserreise zum Ausdruck kommen soll. Alles was die preußische Regierung durch eine jahrelange Kette von Konzessionen erreicht hat, ist die fortwährende Steigerung der katholischen Ansprüche; sind gegründete Beschwerden nicht da, so zieht man ungegründete an den Haaren herbei.

Leider steht der fortwährenden Begünstigung der Ultramontanen wiederum ein Fall von Behandlung der evangelischen Kirche nach politischen Motiven gegenüber, eine Anwendung der üblichen „Parität“. Ueber die Anstellung des Professors Harnack beziehentlich über seine Versetzung von Marburg nach Berlin, war es zu einem Konflikt zwischen dem preußischen Staatsministerium und dem evangelischen Ober-

kirchenrat gekommen. Der Oberkirchenrat hat den kürzeren gezogen, Harnack ist berufen worden. Da, wie schon gesagt, der Ober-Bischof ohne Zweifel mit seiner persönlichen Ansicht auf Seite des Oberkirchenrats steht, so liegt eben wieder einer jener Fälle vor, in welchem die Politik zu gunsten der Negation sich in der Kirche geltend gemacht hat. Diese Beugung der Kirche unter den Staat ist das, was in einem politischen Bericht an der Sache erwähnenswert scheint und die Notwendigkeit der Verselbständigung nahe legt; über die dogmatische Stellung des Professor Harnack zu handeln, muß Sache der kirchlichen Berichterstattung bleiben; hier sei nur erwähnt, daß die gesamte liberale Presse über den von Herrn von Goßler errungenen Erfolg in ein wahres Triumphgeschrei ausbrechen zu sollen glaubte.

Auf dem kolonialen Gebiet hat im abgelaufenen Monat eine starke Bewegung stattgefunden — das Streben eine deutsche Expedition zustande zu bringen, welche dem bekannten Regenten der ägyptischen Aequatorialprovinz, Emin Pascha, „Entsatz" bringen soll. Die Sache ist soweit gediehen, daß man alles beschlossen und Dr. Peters und Leutenant Wißmann zu Führern der Expedition bestimmt und — den Klingbeutel in Bewegung gesetzt hat, um auf dem Wege freiwilliger Sammlungen die Millionen zusammenzubringen, die erforderlich sind, um das Ziel zu erreichen. Wir wünschen unsererseits selbstredend diesen, wie allen kolonialen Unternehmungen den besten Erfolg und hoffen, daß auf dem hier betretenen Wege zunächst das finanzielle Ziel erreicht werden möchte. Schwer genug wird schon die Vorbereitung sein. Zudem stellen sich aber dem Unternehmen zwei weitere Bedenken entgegen. Erstens ist es überhaupt zweifelhaft, ob Emin „entsetzt" werden will, ob er nicht vielmehr entsetzt sein würde, wenn unbegehrte Hilfe kommt. Und zweitens liegen gewichtige Gründe zu der Annahme vor, daß Stanley bereits in Wadelai angelangt ist, also den Deutschen zuvorgekommen ist. Letzteres ist allerdings noch sehr unsicher, wie alle Nachrichten aus Mittel-Afrika. Andrerseits kommt dann freilich, wenn Stanley nicht schon bei Emin sein sollte, sondern umgekommen wäre, dem deutschen Unternehmen zu gut, daß gerade in diesem Augenblick der hoffnungsvolle Kongostaat in sich zusammenbricht und vollends zum geographischen Begriff wird. Die Beamten werden ermordet, die Stationen geräumt. Damit wird aber auch die Möglichkeit von Südwest her Emin zu erreichen zur Unmöglichkeit und als einzige Straße bleibt, weil im Norden der Mahdi steht, die ostafrikanische übrig, auf welcher immer noch die Deutschen den Engländern zuvorkommen könnten. Darum dürfen gewiß auch im gegenwärtigen Moment, wenn nur einige Aussicht auf Erfolg ist, die Bedenken nicht maßgebend sein, sondern es muß eben gewagt und ein Abenteuer versucht werden. Ohne Wagemut ist kein Gewinn zu denken und Amerika würde nicht entdeckt und der Seeweg nach Indien unbekannt geblieben sein, wenn nicht hin und wieder auch tapfere Leute ihre Existenz auf Eine Karte zu setzen bereit wären, die ihnen, wenn's gut geht, Gewinn, aber auch ebensowohl Verlust und Verderben bringen kann.

Wenn die Uebernahme des bekannten Küstenstriches, welcher bisher noch der Verwaltung des Sultans von Sansibar unterstellt war, den Beamten der ostafrikanischen Gesellschaft große Schwierigkeiten gemacht hat und Araber wie Eingeborene sich sogar mit Waffengewalt den Deutschen widersetzt und einige von ihnen ermordet haben, so legen wir doch dieser an sich bedauernswerten Thatsache kein besonders großes Gewicht bei. Die Küstenbevölkerung, besonders in den Hafenstädten ist ein aus Negern, Arabern und Indiern bunt zusammengewürfeltes Lumpengesindel, aus dessen Widersetzlichkeit man noch keine Schlüsse auf das Verhalten der binnenländischen Negerstämme ziehen darf.

Die Größe des Emin-Pascha-Unternehmens erhellt übrigens daraus, daß von der Küste bis zum Zentrum der Aequatorial-Provinz eine Entfernung von mindestens 1500 Kilometer zu durchmessen ist.

* * *

Die **auswärtige Lage** ist im wesentlichen unverändert geblieben; nur hinsichtlich der Festigkeit der deutsch-österreichischen Beziehungen kann es als eine wirksame neue Stütze angesehen werden, daß Erzherzog Albrecht von Oesterreich sich zu einer Reise nach Berlin entschlossen und dem deutschen Kaiser einen Besuch abgestattet hat. Der Erzherzog, der in Berlin mit höchsten Ehren empfangen ist, galt in Wien als Mittelpunkt antipreußischer Kreise und als Freund der alten Zeiten, in denen Oesterreich die Hegemonie in Deutschland führte. Sein jetziger Besuch beweist, daß er als verständiger Mann seine Rechnung mit den politischen Verhältnissen gemacht hat, die zu ändern nicht in seiner Macht stand, und daß er die Interessen seines Heimatlandes persönlichen Empfindungen voranstellt.

Demselben Zweck wie diese fürstliche Reise hat offenbar auch der Besuch des Grafen Kalnocky in Friedrichsruh gedient; beide Besuche bestätigen, daß man die russischen Ansprüche auf den Orient nicht zuläßt, sondern daß man Bulgarien und die anderen Balkanstaaten zunächst sich selbst überlassen will.

Ebenso freundschaftlich wie zu Oesterreich ist die Stellung Deutschlands zu Italien und auch diese hat durch den schon im August erfolgten Besuch des Ministers Crispi in Friedrichsruh offenen Ausdruck gefunden; freilich scheint es, als hätte Crispi nicht nur im allgemeinen die bekannten Beziehungen pflegen, sondern auch im einzelnen sich Rat holen wollen hinsichtlich des Konfliktes, der sich zwischen Frankreich und Italien zu größter Schärfe zugespitzt hatte, und es scheint ferner, daß man Herrn Crispi zugeredet hat, sich zu mäßigen und nicht Konflikte vom Zaum zu brechen, die ihn vor der Welt ins Unrecht setzen mußten. Es steht zu hoffen, daß der bevorstehende Besuch des deutschen Kaisers in Rom, zu welchem die großartigsten Vorbereitungen getroffen werden, das deutsch-italienische Bündnis weiterhin besiegeln wird. Zu bedauern ist nur, daß bei dem römischen Besuch auch ein Besuch für den Papst abfallen wird; denn es versteht sich von selbst, daß dieses neue Entgegenkommen nur wieder neue Ansprüche der unersättlichen Kurie zeitigen wird.

Gerade die letzten Wochen wären aber wohl geeignet gewesen, dem Papst klar zu machen, daß seine politischen Wünsche aussichtsloser sind als je. König Humbert hat eine Reise durch die Romagna gemacht, bekanntlich die am längsten unter päpstlicher Mißwirtschaft gestandene Provinz, und er hat hier überall eine Begrüßung und Aufnahme gefunden, die er selbst nicht erwartet haben mochte. Die Bevölkerung wäre auch in der That mehr wie verblendet, wenn sie sich aus den verhältnismäßig geordneten Zuständen der Gegenwart in die Mißwirtschaft der Vergangenheit zurücksehnen wollte.

Zum Teil dürften bedenkliche Zugeständnisse an den Vatikan im voraus schon gemacht sein. Die offiziösen Blätter erklärten zwar einmal sehr tapfer, es sei völlig unwahr, daß man beim Vatikan förmlich angefragt habe, wie der Empfang einzurichten; dann aber kam der hinkende Bote nach und es wurde hinzugefügt, man werde im wesentlichen das Zeremonial wiederholen, welches bei dem Besuch des Kronprinzen Friedrich Wilhelm zur Anwendung kam. Nur in einem Punkte werde „ein erhöhtes Entgegenkommen" bewiesen werden. Das evangelische Deutschland hat Ursache gespannt zu sein, worin „das erhöhte Entgegenkommen" gegen den Papst noch bestehen soll. In der Richtung der Ergebenheit für den Vatikan schien die gegenwärtige Kirchenpolitik kaum noch einer Steigerung fähig zu sein.

Im übrigen ist des Zündstoffs in der Welt nicht weniger geworden. Im **Orient** setzt Rußland seine bekannte Politik fort, welche darin besteht, die Balkanstaaten nicht eher zur Ruhe kommen zu lassen vor Räubern und Aufrührern und Attentätern, bis ein russischer Kandidat den bulgarischen Fürstenthron einnimmt. Auch im abgelaufenen Monat hat es ein Attentat gegen den bulgarischen Minister Natchowitch gegeben,

das glücklicherweise resultatlos verlief. Nichtsdestoweniger scheint die Stellung des Fürsten Ferdinand sich moralisch zu befestigen, während Rumänien die eigene Stellung nach Norden hin auch materiell derart befestigt, daß im nächsten Kriege schon hier die russischen Heereswellen wirksamen Widerstand finden und heftig branden dürften.

Ebenso ist das Verhältnis zwischen Rußland und Oesterreich ein gespanntes geblieben; hat sich etwas darin geändert, so ist es gewiß keine Wendung zum Bessern gewesen. Insonderheit hat der Fall des slowenischen Bischofs Stroßmayer viel böses Blut in Petersburg und Moskau gemacht. Wie wir schon im letzten Bericht erwähnten, hatte Stroßmayer zum Jubiläum in Kiew an den Grafen Ignatieff ein Glückwunschtelegramm mit Hinweis auf die „Weltmission Rußlands“ abgeschickt. Nun hat der Kaiser Franz Josef Gelegenheit genommen, bei einem Manöver den Bischof ins Hoflager zu citieren und ihm in unzweideutigster Weise den Standpunkt klar zu machen. Er, der Bischof, habe sich gegen Oesterreich, gegen die Monarchie und gegen die Kirche in unverzeihlicher Weise vergangen. Auch der Papst soll den Bischof nach Rom befohlen haben. Ebenso entrüstet wie die Oesterreicher über die Slowenen, sind aber nun die Russen über die Behandlung, welche Stroßmayer erfahren hat. Die panslawistischen Blätter feiern den Bischof in gleich begeisterter Weise, wie seine eigenen Diözesanen, die ihm noch am Abend des Rüffels einen feierlichen Fackelzug gebracht haben.

Naheliegende Gefahren brauchen ja aus diesen kleinen Zwischenfällen nicht ohne Weiteres zu erwachsen; aber soviel steht fest, daß die Entfremdung wächst und die Spannung zunimmt.

Auch zwischen Frankreich und Italien hat sich im Grunde nichts gebessert; ja, einige Tage lang hantierten bereits beide Staaten sehr stark mit ihren Panzerflotten und man wußte nicht recht, ob sie schon aufeinander losfahren, oder nur eine Wettfahrt machen wollten, wer zuerst in Tripolis ankomme, um diesen längst beiderseits umworbenen Küstenstrich sich endgültig einzuverleiben.

Glücklicherweise sind indessen die Flotten, ohne geschossen zu haben, heimgekehrt und auch die Frage nach der Staatsangehörigkeit der Fremden in Massauah dürfte der Versumpfung anheimfallen; aber auch hier heißt es, daß die Abneigung der beiden Nationen nur zugenommen und der Zündstoff sich gemehrt hat.

Im inneren **Frankreich** ist es verhältnismäßig still hergegangen. Boulanger ist auf einige Zeit untergetaucht und erst wenn er wieder auftaucht, dürfte die Politik zu neuem Leben erweckt werden.

In **England** hat der bekannte Unionist Chamberlain zu Bradford in einer Versammlung von Vertretern liberal-unionistischer Vereine Nord-Englands eine große Rede über die irische Frage gehalten, welche den anwesenden Gladstoneanern nicht sehr angenehm ins Ohr ging, weshalb sie den Redner wiederholt stürmisch unterbrachen. Die Rede stellt sich als ebenso entschiedene Parteinahme für das Kabinett Salisbury, als eine Absage an Gladstone und Genossen dar. „Wir sind bereit — erklärte der Führer des radikalen Flügels der Unionisten — ohne Wanken das gegenwärtige konservative Kabinett zu unterstützen und dafür jeden persönlichen Ehrgeiz zum Opfer zu bringen. Das vollkommenste Einverständnis herrscht zwischen den konservativen Parteiführern und den liberalen Unionisten. Meine Freunde und ich übernehmen gerne die Verantwortlichkeit für die von Lord Salisbury verfolgte Politik, über welche wer übrigens immer zu Rate gezogen werden. Ich billige ganz besonders die Politik des Herrn Balfour, des Staatssekretärs für Irland. Alles in allem werden wir keinen einzigen Schritt thun, um das Tory-Kabinett zu stürzen, so lange Mr. Gladstone sein Home-Rule predigen wird.“ Im weiteren erklärte Chamberlain, in Irland gebe es gegenwärtig keine Zwangsgesetze. Alles, was die Regierung fordere, sei Gehorsam gegen das Gesetz. Es gebe in der Welt keine Körperschaft, welche so geneigt wäre, Unrecht abzustellen, als das britische Parlament. Das bewiesen die dem irischen Pächter

verliehenen Rechtsmittel und insbesondere das letzte Landgesetz, welches dem Pächter, wenn die Preise der landwirtschaftlichen Produkte fielen, eine Reduktion seiner Pacht sicherte. Die Lage der irischen Pächter sei gegenwärtig besser, als die irgend eines Pächters der Welt. Die unionistische Partei werde sich weder durch geheuchelte Beschwerden täuschen, noch durch Drohungen einschüchtern lassen, sondern ihre Pflicht, die Freiheit jedes einzelnen zu schützen, erfüllen. Die Rede hat großes Aufsehen erregt, und die allgemeine Ansicht geht dahin, daß die Stellung des konservativen Kabinetts damit eine neue, dauernde Kräftigung erfahren hat.

* * *

Wir werden darauf aufmerksam gemacht, daß unser letzter Bericht einen thatsächlichen Irrtum enthält. Die Aufhebung der Bestimmung des Prager Friedens, welche auf Nordschleswig Bezug hat, ist nicht erst jetzt offiziell bekannt geworden, sondern war dies bereits seit mehreren Jahren.

Kirche.

Der kirchliche Bericht für September fällt aus. An seiner Stelle geben wir einen kurzen Auszug aus dem soeben erschienenen Schriftchen:

— Verhandlungen der Gnadauer Pfingstkonferenz (22.—24. Mai 1888) über das Recht gemeinschaftlicher Privaterbauung, Gemeinschaftspflege, Evangelisation und Laienthätigkeit im Verhältnis zum pastoralen Amt, über Heiligung, Bibel- und Gebetstunden u. a. Herausgegeben von Dr. J. G. Pfleiderer, Inspektor des Johanneums in Bonn. (Gnadau, Unitäts-Buchhandlung.) 1888.

Ueber jene Versammlung ist bereits viel geschrieben worden, zum Teil auf Grund unrichtiger Referate. Wir denken, es wird unseren Lesern nicht unlieb sein, eine kurze Darstellung der Debatte über die Laienthätigkeit in dieser Zeitschrift zu finden.

Das erste Referat über „die Berechtigung, die Notwendigkeit und die Grenzen der Laienthätigkeit" hielt D. theol. Fabri von Godesberg.

D. Fabri erblickt die Aufgabe seines einleitenden Wortes darin, zunächst nach einem prinzipiellen Ausgangspunkte zu suchen, sodann einen freilich ganz kurzen geschichtlichen Ueberblick über die Stellung und Entwickelung der christlichen Laienthätigkeit zu geben und endlich mit einigen praktischen Winken zu schließen.

Handelt es sich um einen prinzipiellen Ausgangspunkt, so werden wir auch hier die heil. Schrift zu befragen und auf die Gestaltung der ältesten christlichen Gemeinden unseren Blick zu richten haben. Die Frage ist eine ziemlich moderne. Wäre sie in der apostolischen oder nachapostolischen Zeit gestellt worden, sie würde Verwunderung erregt haben und kaum verstanden worden sein. Denn die hier aufgestellte Frage hat zur Voraussetzung, daß bereits eine mehr oder minder scharfe Scheidung von Priestertum und Laientum, von Geistlichkeit und christlichem Volke vorliegt. Die ersten Gemeinden waren Versammlungen der Gläubigen an Christum Jesum, und die Aussage von einem Priestertum aller Gläubigen stand noch in allgemeiner Anerkennung. Die Verfassung war im wesentlichen korporativ, weder hierarchisch noch staatskirchlich. Erst wo eine fest umschriebene kirchliche Organisation in den Vordergrund kirchlichen Lebens sich stellt, entsteht Priestertum und Hierarchie, und damit die Frage nach der Zulässigkeit und der Abgrenzung der Laienthätigkeit.

Sollte Unordnungen vorgebeugt, sollte der Leib Christi erbauet werden, so be-

durfte es von Anfang an besonderer Dienstleistungen in und für die Gemeinde. Es bedurfte Männer, die als von Gott dazu berufen sich erwiesen und daher auch eine bestimmte Autorität genossen. Hier begegnen uns in erster Linie die Apostel, als vom Herrn berufen, mit besonderer Autorität ausgerüstet. Nachfolger fanden sie, wie die vor kurzem ans Licht gezogene, in vielem Betracht lehrreiche Schrift: „Die Lehre der zwölf Apostel“ zeigt, in apostolischen Reisepredigern, welche wie zur Stärkung der Gläubigen, so zur Ausbreitung der Gemeinden, wenigstens zeitweise, wie früher die Apostelgehilfen, thätig waren. Diese, wie andere in den Gemeinden bestehenden Dienstleistungen — ich ziehe dieses Wort der von Luther gebrauchten Uebersetzung „Amt“ zur Klarstellung der Sache vor — ruhten aber noch nicht auf einer streng abgegrenzten amtlichen Wirksamkeit, sondern auf einer Voraussetzung geistlicher Natur. Welche war diese? Keine andere als die, daß zu einer geistlichen Thätigkeit eine göttliche, eine geistliche Begabung vorhanden sein müsse. Ueberall, wo in der heiligen Schrift von Aemtern, d. h. von Dienstleistungen in der Gemeinde, die Rede ist, wird daher auch auf die göttliche Gabe hingewiesen. So heißt es Eph. 4, 8: „Gott hat Gaben gegeben“ und im unmittelbaren Anschluß daran: „Er hat etliche zu Aposteln gesetzt, etliche zu Propheten, etliche zu Evangelisten, etliche zu Hirten und Lehrern.“ Damit ist der zweite prinzipielle Gesichtspunkt für die hier vorliegende Frage gegeben. Wie der priesterliche Charakter der wahrhaft Gläubigen feststand, so auch die Ueberzeugung, daß es die Bezeugung von göttlichen Gaben und Kräften sei, die Gott selbst in Macht seines Geistes darreiche, welche der Gemeinde zu ihrer Erbauung, wie zu ihrem Wachstum not thue. Die Apostel und das gesamte Schriftzeugnis sind davon durchdrungen, daß es die unmittelbare Bezeugung des heiligen Geistes sei, auf welcher das Leben der Gemeinde Christi, ihre Erbauung und ihre Vollendung ruhe. In diesem Sinne sagt der Apostel: „Es sind mancherlei Gaben, aber es ist ein Geist; es sind mancherlei Dienstleistungen, aber es ist ein Herr; es sind mancherlei Kraftwirkungen, aber es ist ein Gott, der da wirket alles in allen; einem jeden aber wird solche Offenbarung des Geistes gegeben zum gemeinen Nutzen.“ Darauf folgt die bekannte Aufzählung der verschiedenen Geistesgaben.

Damit haben wir zwei Gesichtspunkte von prinzipieller Bedeutung gewonnen. Der eine, der Ausgangspunkt, ist die Annahme des priesterlichen Charakters aller Gläubigen; der andere die Notwendigkeit göttlicher Gaben zum Dienst an der Gemeinde Christi.

Redner wirft nun von diesen Gesichtspunkten aus einen kurzen Streifblick auf die geschichtliche Entwickelung der Frage nach der Laienthätigkeit in der christlichen Kirche. Zunächst auf die vorreformatorische Zeit, dann auf die Reformation. Dieselbe hat auch nach Seite der hier behandelten Frage eine Wandlung hervorgebracht. Die ersten reformatorischen Schriften Luthers sind erfüllt von dem Gedanken des geistlichen Priestertums aller Gläubigen. So bedeutsam dieser Fortschritt, so echt evangelisch dieser Grundsatz ist, so stieß derselbe doch sehr bald, so wie es sich um seine Verwirklichung handelte, auf die größten Schwierigkeiten. Natürlich; denn wo war die Gemeinde der Gläubigen, die auf Grund ihres allgemeinen priesterlichen Charakters sich als solche darstellen und zusammenfassen konnte? Luther fand ja die ganze Menge der in der Kindheit Getauften geistlich vielfach vernachlässigt und verwildert, als christliches Volk vor; wie sollte da eine Scheidung vollzogen werden?

Was damals sich als unausführbar erwies, fand anderthalb Jahrhunderte später im Pietismus, wie in den sich an denselben anreihenden kleineren kirchlichen Gemeinschaftsbildungen, vor allem in der Brüdergemeine, seine anhebende Verwirklichung. Diese neu erweckten Arbeiten des Glaubens und der Liebe charakterisieren sich sofort dadurch, daß sie, wenn auch vielfach unter dem Vorgang treuer und erleuchteter Geistlicher, wesentlich als Laienthätigkeit zutage treten. In dieser stillen, aber doch vielfach kraftvollen Bewegung tritt auch das Prinzip eines allgemeinen Priestertums der Gläu-

digen, wie auch der Grundsatz, daß zu geistlicher Thätigkeit eine geistliche Gabe von nöten sei, von selbst wieder in die Erscheinung.

Von diesen geschichtlichen Streifblicken aus möchte ich nun noch einige Bemerkungen über die praktische Beurteilung der vorliegenden Frage, angesichts der gegebenen thatsächlich kirchlichen Verhältnisse, machen. Daß Laienthätigkeit ein Bedürfnis, eine Notwendigkeit sei, bedarf nach allem Gesagten und Angedeuteten keines weiteren Nachweises. Wir stehen ja, wie gezeigt, in den mannigfachsten Gebieten christlicher Bethätigung bereits auch mitten in derselben. Die ganze Fülle der so vielfach gestalteten Arbeiten der inneren Mission bestätigt dies. Sind hier nicht allüberall christliche Laienkräfte thätig? Doch will ich's versuchen, noch ein paar Bemerkungen in Absicht auf die neuerdings oft in Anspruch genommene Grenzbestimmung der Laienthätigkeit zu machen.

Es handelt sich hierbei wesentlich oder ausschließlich um die Abgrenzung gegenüber dem kirchlichen Amte. Die Kirchenbehörden können wir ja wohl außer Betracht lassen. Niemand will in deren Befugnisse dreinreden oder eingreifen. Es handelt sich also um die Grenzen der Laienthätigkeit gegenüber dem kirchlichen Amte in seiner lokalen Ausgestaltung. Was ist die verordnete Thätigkeit unseres gegenwärtigen kirchlichen Amtes? Kultus und Predigt, Seelsorge, Verwaltung der Sakramente und Kasualien, kirchlicher Jugendunterricht. Niemand denkt, glaube ich, daran, in diese Thätigkeiten eingreifen zu wollen. Wenn aber in der Familie, in der Schule, auch durch Sonntagsschulen der Geistliche hier und da eine anspruchslose Mithilfe findet, wenn ein geförderter Christ in Bibelstunden sich bethätigt, und wo sich ihm Gelegenheit bietet, auch ein Wort des Trostes und der Ermahnung zu seinem Nächsten redet, wenn Gläubige in Erbauungs-Gemeinschaften sich zusammenfinden, so wird kein verständiger, seines Amtes in Treue wartender Geistlicher daran einen Anstoß nehmen, ja er wird sich freuen, je mehr er solche mitwirkende Kräfte in seiner Gemeinde findet. Auch hier kommt es eben wesentlich darauf an, welches Sinnes und Geistes der jeweilig in Betracht kommende Geistliche ist. Dem einen wird die freie Thätigkeit sehr erwünscht, dem anderen bedenklich, dem dritten widerwärtig sein. Schon in diesem Blicke ist es unmöglich, allgemein gültige Grenzbestimmungen aufstellen zu wollen. Es liegt alles daran, daß die Träger der freien christlichen Thätigkeit mit Glaubens- und Liebes-Sinn und mit Weisheit das Ihre thun, Streit meiden und durch die Arbeit selbst die Bedenken der Gegner allmählich überwinden. Sie sollen sich nicht mit Gewalt eindrängen; öffnet Gott heute nicht die Thür, um so erfolgreicher vielleicht morgen. Der rechte Eifer lehrt uns mit Ruhe, nicht mit Hast vorgehen.

Hinsichtlich der freien Evangelisation verweist Redner auf das nächste Referat. Und mit der Zuversicht, daß das Verlangen nach reicherer göttlicher Geistesbezeugung auch in der Gegenwart Befriedigung und Verwirklichung finden werde, schließt Redner sein Referat.

Nach dem Vortrag D. Fabri's ergreift Herr Institutslehrer Dietrich aus Stuttgart das Wort: Ich wünsche, daß die Ueberzeugung von der Notwendigkeit und Berechtigung der Laienthätigkeit in der Kirche sich noch viel weiter Bahn breche, als es bereits geschehen ist. Der Herr Referent hat in der Einleitung die Bemerkung gemacht, daß dies in sehr weiten Kreisen jetzt schon keine Frage mehr sei. Aber auf der anderen Seite möchte ich doch sagen: die Kreise, in denen man die Laienthätigkeit nicht für notwendig und nicht für berechtigt hält, sind immer noch viel größer als die Kreise, in denen man sie wünscht, obgleich ich auch mit Freuden zusehe, wie die letzteren sich immer mehr erweitern.

Redner legt nun den Laien und Geistlichen Demut ans Herz. Damit die Laienbrüder sich recht in die heilige Schrift hineinleben und sich genau an sie halten möchten, wünscht er eine „Laienbibel“ und die Einrichtung von besonderen Laienkursen während weniger Monate des Winters.

Der nächste Redner, Professor D. Christlieb aus Bonn, geht von dem Wort

eines alten griechischen Bischofs aus, „die Praxis sei die Oberstufe der Theorie“, und freut sich, wenn in der Versammlung besonders Praktiker zu Wort kommen. Er hält dann eine kleine geschichtliche Nachlese zu dem ersten Teil des Referats, erinnert daran, wie nach dem Tode des Stephanus die ganze Gemeinde in ihrer Zerstreuung evangelisierte, wie noch im zweiten Jahrhundert die Rechte des allgemeinen Priestertums galten und die Kirche erst vom dritten Jahrhundert an das Heil allmählich mehr an die äußeren Ordnungen und an das Amt knüpfte, wie das Zurücktreten der Rechte des allgemeinen Priestertums immer die religiös-sittliche Thätigkeit des einzelnen auch im Kultus schädigt, wie selbst im Mittelalter, abgesehen von vorreformatorischen Richtungen, sogar mitten in der Kirche die Predigtgabe einzelner Laien nicht ganz zu unterdrücken war, wie z. B. im vierzehnten Jahrhundert Hermann von Fritslar einen Band Predigtbetrachtungen über das Leben der Heiligen schrieb. Zu dem im Referat über die hervorragende Bedeutung des Pietismus für Entwicklung der Laienthätigkeit Gesagten fügte er hinzu, Spener habe in dem in Frage und Antwort abgefaßten, in durchaus biblischem und zugleich evangelisch-weitherzigem Sinn und Geist geschriebenen Traktat „vom geistlichen Priestertum“ auf das Thema dieser Verhandlung längst eine klare Antwort gegeben, indem er nicht nur die Funktionen jenes Priestertums (Gott angenehme geistliche Opfer bringen, für sich und andere beten, segnen, sich und den Nächsten durch das Wort erbauen) genau darlegte, sondern daneben auch die Rechte des geordneten Predigtamts sorgfältig wahrte und Andeutungen zur Vermeidung jeder Kollission mit demselben gab. — Seit 1848 habe man immer klarer erkannt, daß die organisierten Kirchen mit ihren bisherigen Aemtern und auf den bisherigen Wegen allein die Schäden des Volkslebens nicht mehr genügend bekämpfen und heilen können; daher die evangelischen Gesellschaften und die innere Mission überhaupt. Und heute zeigen unsere kirchlichen und sozialen Verhältnisse immer deutlicher, daß auch die bisherigen Mittel und Wege der inneren Mission nicht ausreichen, wenn diese nicht noch viel stärker als bisher zugleich zur Evangelisation werde und in dieser ihren alle Zweige schützenden und befruchtenden Gipfel suche.

Auf die 3 Punkte des Themas gab er kurz folgende Antwort: die Berechtigung der Laienthätigkeit liege objektiv im Willen Gottes und Christi, daß das Evangelium aller Kreatur gepredigt, daß allen Menschen geholfen werde und daß sie zur Erkenntnis der Wahrheit kommen und dergleichen Sprüchen; — subjektiv im allgemeinen Priestertum der Gläubigen und der besonderen Gabe, die der einzelne empfangen habe und zum Besten des Ganzen im Geist dienender Liebe verwerten müsse.

Die Notwendigkeit der Laienthätigkeit beruhe teils im allgemeinen darauf, daß zur allseitigen Entwickelung und Regeerhaltung eines gesunden geistlichen Lebens alle Glieder am Leibe Christi mitwirken müssen, teils — und heute besonders — auf der handgreiflichen Thatsache, daß das kirchliche Amt allein mit der Aufgabe der Durchdringung des Volks mit dem Evangelium an vielen Orten, zumal in den massigen Großstadtgemeinden, absolut nicht mehr fertig werden könne. Die Vermehrung der Geistlichen halte längst nicht mehr Schritt mit dem Anwachsen der Bevölkerung. Daher müssen schriftkundige, lehrtüchtige und geistgesalbte Laien das geordnete Amt unterstützen.

In der Bestimmung der Grenzlinien zwischen Laienthätigkeit und geordnetem Amt liege die eigentliche Schwierigkeit. Auf unserm kirchlichen Standpunkt verstehe es sich von selbst, daß der Laienevangelist in den geordneten Dienst am Wort und die Verwaltung der Sakramente nicht eingreifen dürfe. Er halte es durchaus nicht für zulässig, daß ein ob auch noch so begabter Evangelist einen Sonntagsgottesdienst in der Kirche übernehme. Aber man möge doch einen Unterschied machen lernen zwischen regelmäßigem Gottesdienst vor versammelter Gemeinde und den außergewöhnlichen evangelistischen Versammlungen an einem andern Ort, zwischen Hirtendienst an

kirchlichen und notgedrungenem Gehilfendienst an Entkirchlichten und Entchristlichten, auf dem neu erstehenden Missionsboden der geistlich Verwahrlosten.

Den Laienbrüdern möchte er als Grundregel ans Herz legen, doch ja nie darauf auszugehen, das bestehende Amt in Schatten zu stellen. Dazu sende der Herr sie gewiß nicht. Vielmehr gelte es, auch da, wo der Geistliche seine Pflichten ungenügend erfülle, in Geduld zu tragen und vorab mit zu beten, daß der Herr den Träger des Amtes erleuchten und mit mehr Kraft ausrüsten möge. Auf der andern Seite möchte er aber auch die Geistlichen bitten, den Laienarbeiter doch ja nicht mit den Augen der Eifersucht zu betrachten, wenn er Erfolge erzielt, sondern sich um des Herrn und der Seelen willen herzlich darüber zu freuen. Bei dem innerkirchlich wirkenden Evangelisten komme ja die Frucht seiner Arbeit dem geistlichen Ausbau der ganzen Gemeinde zu gut.

Herr Pastor Diestelkamp (Nazarethkirche, Berlin): Ich bin durch meine Lebenserfahrungen dahin gekommen, daß ich dem Laien viel zutrauen kann. In meiner Jugend war das geordnete Amt in einer Nachbargemeinde so bestellt: der eine Pfarrer war ein Trinker, der andere ein strammer Orthodoxer, welcher aber eine ganze Woche ungestört bleiben mußte, um am Sonntag eine Predigt halten zu können. Da war es denn ein Laie, der, sobald er bekehrt war, Arbeiter um sich versammelte, um ihnen eine kleine Bibelstunde zu halten. Es war dies kein ausgebildeter Evangelist, aber er war doch vorgebildet in der Schule des heiligen Geistes. Eine Frau habe ich kennen gelernt in einer meiner Gemeinden, die nicht hochdeutsch konnte, aber ich habe sie doch oft gebraucht, um den Leuten das Evangelium ans Herz zu legen. Auch in meiner jetzigen Gemeinde habe ich eine Frau, welche mir sehr viel hilft. Ich kenne nur einen Unterschied: ein Laie ist für mich der, der ein natürlicher (ψυχικὸς 1. Kor. 2, 14) Mensch ist, ob er 2 oder 20 theologische Examina gemacht hat. Wer aber Pfingsten gefeiert hat, der ist ein Geistlicher (πνευματικὸς), und solche Leute thun uns besonders not. Es wird so viel Wesens gemacht in der evangelisch-lutherischen Kirche, absonderlich von denen, die so wenig geistlich gerichtet sind, vom „geordneten geistlichen Amt", und dabei ist die Unordnung so groß in den großen Städten und wohin man sieht. Ich freue mich, daß es jetzt auch in Deutschland eine Evangelistenschule gibt, und ich hoffe, daß die Kirche, welche doch schon Ja gesagt hat zur äußeren und inneren Mission und zur Stadtmission, auch Ja sagen wird zur Evangelisation, damit etwas herauskommt zum Heil der Gemeinden.

Graf Ed. v. Pückler aus Berlin: Auf einen Lichtpunkt in dem eben gehörten Referate wolle er besonders aufmerksam machen: daß die Berechtigung zur Thätigkeit eines Laien aus der ihm von Gott verliehenen Gabe erwachse. Hieraus wäre wohl eine These zu formulieren.

Pastor Mühe aus Derben a. d. Elbe spricht seine Freude über das Zustandekommen dieser Konferenz und seine Uebereinstimmung mit den Zielen derselben aus. Er sei schon oft auf Konferenzen in Gnadau gewesen, er sei strenger Lutheraner, aber dieser Umstand hindere ihn nicht, an den Arbeiten dieser Versammlung, die gewissermaßen einen ökumenischen Charakter trage, freudig teilzunehmen.

Carl de Neufville, Rentner aus Frankfurt a. M., ergreift nach ihm das Wort: Als eine besondere Führung der göttlichen Gnade erachte er es, daß er 13 Jahre in Nord-Amerika habe zubringen dürfen. Man möge ihm die Erklärung nicht übel nehmen, die, wenn man sie auch nicht gern in Deutschland höre, eben doch wahr sei, für ihn unumstößlich wahr, weil er sie nicht aus Zeitungen und Blättchen, sondern durch Anschauung und Erfahrung gewonnen habe: „Amerika ist das Land des lebendigen Christentums." Was bei uns meist ohne inneren Trieb, teils aus Gewohnheit, teils aus Zwang geschehe, entspringe dort freiem Impuls. Opferwillig seien dort zum Geben nicht etwa nur die Reichen, sondern gerade die minder Bemittelten, die Arbeiter und der mittlere Bürgerstand: opferwillig seien sie aber ebenso zum Einsetzen persönlicher

Kraft und Zeit. Redner schloß damit, daß seine Erfahrung, die er in Nord-Amerika vom Segen der Laienthätigkeit gemacht, ihm die unabweisliche Pflicht auferlege, auf dem großen Gebiet der Sonntagsschulen, der Fürsorge für die konfirmierte Jugend, der Jünglings- und Jungfrauen-Vereine mit aller Hingebung zu arbeiten.

Pastor Dammann von Essen: Wenn die Gemeinden evangelisiert werden sollen, so komme es doch immer wieder darauf an, daß die Pastoren evangelisiert würden. Er habe schon oft Predigten gehört, in welchen von der Hauptsache wenig die Rede war.

Oberpfarrer Medem aus Magdeburg. Es erscheine ihm weniger nötig, die Grenzlinien der Laienthätigkeit zu bestimmen, als vielmehr die Verbindungslinien für dieselbe zu finden, denn in weitaus vielen Gemeinden sei das Interesse der Laienwelt für kirchliche Mitarbeit und die Lust und Liebe dazu kaum zu erwecken. So habe er beispielsweise in Buckau-Magdeburg noch nicht einen Mann als Helfer für die Sonntagsschule bereit finden können.

Pastor Reich aus Eilbeck, Hamburg, äußert sich in gleichem Sinne mit Bezug auf seine Gemeinde in Hamburg. Mit Freuden wolle auch er jede ihm dargebotene Hand zur Hilfe ergreifen.

Herr von Oertzen: „Ich habe seit 14 Jahren das Evangelistenamt in Schleswig-Holstein geübt und sehr viele Ansprachen gehalten, aber kein einziges Mal gepredigt, sondern immer nur davon gesprochen, wovon mein Herz voll war. Der Gegensatz zwischen Geistlichen und Laienpredigern ist unnötig, unbegründet und, wo er besteht, künstlich hervorgerufen. Die Evangelisten sollen in Liebe dienen, aber nicht verschlossene Thüren einstoßen, sondern warten, bis sie vom Herrn geöffnet werden." Schließlich bittet er D. Fabri, bis zum Schluß des Nachmittags das Wesentliche seines Referats in wenige Thesen zusammenzufassen.

Wir fügen dieselben, obgleich sie erst am folgenden Tag der Versammlung vorgelegt wurden, gleich hier an. Diese, die Besprechungen über die Laienthätigkeit zusammenfassenden, von D. Fabri gemeinsam mit Graf von Pückler festgestellten Thesen werden nach kurzer Debatte fast einstimmig in folgender Fassung von der Versammlung angenommen:

1. Wo Gott eine geistliche Gabe gegeben hat, liegt nicht allein eine Berechtigung, sondern vielmehr eine Verpflichtung vor, dieselbe im Dienst des Reiches Gottes zu gebrauchen.

2. Daher versündigt sich die Kirche, wenn sie erkannte geistliche Gaben ihrer Mitglieder nicht entwickelt und nicht benützt.

3. Die Gabe wird sich ihren Weg zwar selbst suchen, sie wird jedoch im allgemeinen nur dann von dem vollen gottgewollten Segen begleitet sein können, wenn sie im Anschluß an die bestehenden Ordnungen der Kirche zur Ausübung gelangt.

„Ueber die Notwendigkeit der organisierten Evangelisation neben dem pastoralen Amt und ihre Bedeutung für das kirchliche Leben" hat man folgende Thesen mit großer Majorität angeommen:

1. Es gehört eine besondere Begabung und anders geartete Arbeit zu dem Evangelistenberuf, wie zum pastoralen Beruf des Hirten- und Lehramtes, daher diese beiden Aemter neben- und miteinander bestehen sollten — wie es auch am Anfang in der Christenheit war.

2. Diejenigen, welche als Objekte der Evangelisation in Betracht kommen, entziehen sich zumeist äußerlich wie innerlich dem pastoralen Amte gänzlich; daher lassen sie sich leichter von anderer Seite auf neuen Wegen gewinnen.

3. Trotz einzelner Gefahren, denen das Evangelisations-Werk, wie alle geistlichen Arbeiten, ausgesetzt ist, tritt das Wünschenswerte einer an die Organe der Kirche angegliederten und für dieselbe arbeitenden Organisation immer dringender an den Tag.

4. Die organisierte Evangelisation ermöglicht der Kirche ein geschlossenes energisches Vorgehen gegen den organisierten Unglauben und ermöglicht es namentlich, die

latenten Lebenskräfte zu entwickeln und zu entfalten, wie der Unglaube es seinerseits meisterhaft versteht, alle Kräfte ins Feld zu führen.

5. Die organisierte Evangelisation bedeutet ferner die entsprechende Gegenwehr und Angriffsstellung gegen Rom, welches seinerseits die Massen ganz anders beherrscht, als wir es bisher vermochten.

6. Sie erhält endlich innerhalb der Kirche selbst das Leben rege und frisch, indem sie

a) der Kirche neue Elemente zuführt;
b) die Gläubigen sammelt und stärkt, und
c) fortgesetzten Kampf mit den vielen Feinden der Kirche wach erhält; denn eine Kirche, die nicht gewinnt, sammelt und erobert, geht zurück, verliert Boden und zersplittert.

7. Darum richtet die Pfingstkonferenz in Gnadau die herzliche und dringliche Bitte an die evangelische Landeskirche und ihre Organe, in Erwägung unserer kirchlichen Notstände die bereits bestehende Evangelisationsthätigkeit mit allen Kräften zu unterstützen und ihre Ausbreitung in Berücksichtigung zu ziehen.

Neue Schriften.

1. Kirche.

— Zinzendorf. Hier ist wer, der weiß nicht mehr, als daß sein Schöpfer sein Heiland ist. Dargestellt von Hermann Tietzen. (Gütersloh, C. Bertelsmann.) 1888. VII und 371 S. 5 M., geb. 5,75 M.

Wir wissen es dem Verf. Dank, daß er versucht hat Zinzendorf darzustellen als einen Theologen „aus einem Guß“, denn wir erhalten einen Einblick in Zinzendorfs Theologie, wie wir ihn uns so leicht nicht verschaffen können. Dies hatte seine Schwierigkeit, weil Zinzendorf kein Systematiker war, es auch nicht sein wollte, und weil es eine Kunst ist, aus seinen im „Versammlungsstil“ gehaltenen Reden und aus den Diskursen so zu sagen ein Lehrgebäude aufzurichten. Wenn wir nun auch nicht erwarten eine Dogmatik im neueren Sinne zu finden, so müssen wir doch bedauern, in Zinzendorf einen Theologen vor uns zu sehen, der, wie der Verf. selbst fühlt, „doppelzüngig“ erscheint, mag man das nun erklären wie man will. Denn wenn er sich z. B. einmal zur kirchlichen Trinitätslehre bekennt und auf der anderen Seite den Satz: „mein Schöpfer mein Heiland“ in der Weise zum Grundsatz seiner Theologie macht, daß Gott der Vater für unsere Erkenntnis darunter verschwindet; wenn er „das Symbolum Apostolorum für ein in den allermeisten Stücken schönes Symbolum hält, darüber eine große Weisheit und Treue Gottes gewaltet hat“, aber auch etliche der Autoren des Symbols als Scholastici bezeichnet, welche die Grillen von der Einteilung der Dreieinigkeit in den Schöpfer, Seligmacher und Heiligmacher gehabt, so fragt man billig, wie sich solches reime. Es kann dies auch nicht damit gut gemacht werden, daß man etwa mit Zinzendorf der Meinung ist, was wir freilich nicht sind, Luther habe das apostolische Symbolum „ja nur stehen lassen“ (!) um seinen Zusammenhang mit der ganzen Christenheit festzustellen, denn hier würde es sich nicht um lutherischen, sonder um ökumenischen Glauben handeln. Aber sollte der Vorwurf, der Zinzendorf zu treffen scheint, sich nicht dadurch erklären, daß seine Ausführungen, die wir hier in Bruchstücken mosaikartig zusammengestellt finden, sehr verschiedenen Zeiten angehören, und daß er nie Veranlassung genommen hat, sich über dieses oder jenes Lehrstück erschöpfend auszusprechen, wie wir das von einem Systematiker gewohnt sind? Mit dieser Frage erheben wir freilich einen Vorwurf gegen das Buch Tietzens und wir sind der Ansicht, daß ihm dieser nicht erspart werden kann. Dennoch bleiben wir bei dem Ausdruck des Dankes stehen. Uns wird Zinzendorf nicht kleiner, wenn wir annehmen, daß er sich bei allem, was er je über die Geheimnisse des Glaubens gesagt hat, bewußt gewesen, daß es vor jeder Kritik bestehen kann, größer aber muß er jedem werden, der aus Tietzens Buche die reichliche Erfahrung macht, wie das A und O der Zinzendorfschen Theologie die Offenbarung Gottes in Christo Jesu ist und wie es für ihn eine Theologie überhaupt nicht gibt, die etwas vom Inhalte der h. Schrift begreifen will ohne die Erkenntnis dessen, von dem und durch den und zu dem alle Dinge sind, und durch den St. Paulus alle wahre, richtige Erkenntnis Gottes und seines Reiches empfing. —r.

— Die Goßnersche Mission unter den Kohls. Die Arbeit in den Jahren 1874—87. Von L. Nottrott. Mit einer Karte. (Halle a. S., Mühlmann.) 1888. 235 S. 3 M.

Derselbe Verfasser, dessen Familiennamen ja mit der Kohlsmission verwachsen ist, hat schon 1874 die Geschichte dieser Arbeit von der Gründung bis zu diesem Jahre geschrieben. Die vorliegende Fortsetzung gibt die weitere Entwickelung, wobei das Ethnographische nicht mehr berücksichtigt ist. Die innere und äußere Zunahme der Stationen, Schulen, eingeborenen Geistlichen, Katecheten und Aeltesten, die Bekämpfung des Heidentums, die Gottesdienste mit ihren „Bhajans“ (christliche Lieder in den Mundarten der Kohlssprache gedichtet. Der Verf. gibt eine Probe samt Noten), die Litteratur, die Arbeit an Waisen, Hungernden und Kranken (besonders zahlreich die

Aussätzigen) wird uns vorgeführt. Ein wahrhaft wohlthuender Abschnitt ist die Beschreibung der 400jährigen Geburtstagsfeier Luthers, zu dem auch der eingeborene Kandidat Patras Nantei ein „Leben Luthers“ in der Mundari-Sprache geschrieben hat, wozu ein ebenfalls von einem Kohl gezeichnetes Lutherbild verkauft wurde. Aber der Verf. muß auch von Hemmungen reden. Nicht allein das einheimische Defizit, das trotz zweier Vermächtnisse 1882 von 52000 Mark und 180000 Mark chronisch geblieben ist und im letzten Jahre wieder 11 200 Mark betrug; — nein auch unter den Kohls selbst gab es harte Kämpfe. Da ist dieselbe Frage, die uns in Europa so schwer zu schaffen macht: die soziale Frage auch bei den Kohls zu finden: und in einer der agrarischen Frage ähnlichen Gestalt. Das Land gehört zu einem Drittel freien Bauern (Bhuiars); ein anderes Drittel, das Königsfeld (Rajahas), bleibt den Bauern in Erbpacht; der letzte kleinere Teil (Majihas) wird als des Königs Eigentum von Verwaltern, Pächtern und Steuererhebern bewirtschaftet, verwaltet, resp. besteuert und verpachtet. Diese Verwalter, Pächter und Steuererheber (Zamindare und Thikadare) suchen sich an den Bauern zu bereichern durch Steuern, Ansprüche auf deren eigenes Land, Einziehen der Waldberechtigungen ꝛc. Das brachte die armen Kohls in große Aufregung. Als die Missionare, von denen sie glaubten, sie könnten ihnen ohne weiteres helfen, sie zur Geduld ermahnten und vor Gewaltmaßregeln ernstlich warnten, verloren sie vielfach das Vertrauen der Kohls und ließen sich toute comme chez nous lieber von schlauen Advokaten und Agitatoren scheren. Ja es hat sich durch die soziale Bewegung unter den Kohls die erste Sekte gebildet, die Birsa-Bande (gestiftet von einem gewissen Masihdas Birsa in Gemeinschaft mit dem Schreiber Mansidh und Johann Bahadur). Sie beriefen sich auf ihre alte Verfassung und verlangten sämtliches Land als ihr Eigentum ꝛc. Dabei liefen aber auch religiöse Schwarmgeistereien unter. So wollte jener Marsidh als anderer Adam und Herr der Welten gelten und Bahadur als Inkarnation Mosis und Johannis des Täufers. Zum Glück gelang es den Missionaren, jenen Birsa von der Sache abzuziehen und so scheint die Angelegenheit im Verlaufen zu sein. Schlimmer erwiesen sich die Gegenmissionen der Society for the Propagation of the Gospel und ganz besonders die der Jesuiten. Erstere hat sich seit 1669 wenig freundlich in das Gebiet der Goßnerschen Mission eingedrängt und ihr eine höchst unerquickliche Konkurrenz bereitet. Natürlich wurde dies von den Eingeborenen benutzt, um sich Vorteile zuzuwenden und die sittlichen Forderungen, welche die Missionare an sie stellen, abzuschwächen. Doch ist es besser geworden seit 1885 der Missionar Bohn, der letzte, der zu den Engländern nicht ausgeschiedenen Goßnerschen Missionare an die Spitze der englischen Mission getreten ist. Es soll jetzt wenigstens in jedem Fall von Aufnahme aus einer Mission in die andere Anzeige stattfinden. Sehr gefährlich gestaltet sich die Gegenmission der Jesuiten. Seit 1869 dringt sie von Chaybasa aus gegen Norden vor. „Die Zahl ihrer Stationen ist jetzt bereits größer als die der Goßnerschen Mission.“ Sie haben ein Seminar für Ausbildung von Missionaren und eine Erziehungsanstalt für europäische Mädchen, zu welcher auch Protestanten ihre Töchter schicken. Jetzt sind sie daran, ein Kloster und eine höhere Schule zur Ausbildung von Eingeborenen für den Regierungsdienst zu errichten. Die Regierungszeit des Vizekönigs Lord Ripon, bekanntlich eines Katholiken, war ihnen natürlich eine große Förderung. Sie wußten auch, wie einst bei ihrem Auftreten in Deutschland (Worms), durch ihre Kasteiungen und Wohlthätigkeit viele an sich zu fesseln, wenn solche auch vielfach nur des „Bauches willen“ kamen. Auch in der sozialen Frage traten sie eifrig für die Rechte der Bauern auf und führten, sobald sie zu ihnen traten, ihre Rechtshändel kostenlos. Ob freilich alles, was unser Buch aus dem Munde der Leute bringt, richtig ist: wäre doch erst zu untersuchen. Uns scheint es nicht ganz richtig, alle Gerüchte wiederzugeben, die im Schwange gehen, auch wenn es die Jesuiten betrifft. Das „es wird ihnen nachgesagt“ ist eine fatale Phrase, wenn es sich um Beschuldigungen wie heimliches Saufen und Schwelgen handelt. Manches ist uns bei den Goßnerschen Missionaren geradezu unerklärlich. Man kann es nur Eigensinn nennen, wenn die Leipziger Mission schon längst, gerade wie die Jesuiten auch, den Männern das Tragen des zur Sitte des Volkes gehörigen Zopfes erlaubt: und die Goßnerschen Missionare darauf bestehen, jeder Kohl, der Christ wird, muß ihn abschneiden. Deswegen die Kohls in Versuchung führen, lieber katholisch zu werden, ist doch, gelinde gesagt, verkehrt. Und warum soll ein evangelischer Missionar nicht das Kind einer Konkubine taufen — überläßt das den Jesuiten? (S. 187). Wie viele Kinder der Sünde müssen wir in Europa jahraus jahrein taufen! Das verstehe, wer kann! Und da wir doch an den Ausstellungen sind, machen wir darauf aufmerksam, wie bedenklich eine solche Würdigungsliste noch lebender eingeborener Geistlicher ist, wie sie unser Buch S. 80 ff. gibt. In den Tagen des allgemeinen Weltverkehrs wird auch das Buch bald bei den Kohls sein, manchen aufgeblasen machen, manchem böses Blut machen. Wie viele evangelische Geistliche sind auch in Deutschland, von deren langsamem Arbeiten und schläfrigem Predigen man genau sagen könnte, was S. 87 Von Arandmasih Matschun geurteilt ist. Aber wer will es ihnen vorhalten? Gewünscht hätten wir sehr eine übersichtliche Tabelle des Bestandes der Kirche und Schule unter den Kohls 1874 und 1887. —

A. F.

— Das Hohelied in seiner Einheit und dramatischen Gliederung mit Uebersetzung und Beigaben von Dr. Johann Gustav Stickel. (Berlin, Reuther.) 1888. 187 S. 8⁰. 4 M.

Was diesen neuen Versuch, das Rätsel des Hohen Liedes zu lösen, empfiehlt, ist einerseits, daß er keinerlei Umstellungen oder Aenderungen des Textes zu seiner Durchführung bedarf und doch einen, wenn auch zuweilen etwas springen-

den, so doch klaren und folgerichtigen Gedankengang in dem Buche nachweist. Der Verf. erreicht das neben der Annahme, daß eine dramatische Handlung im vollen Sinne des Wortes vorliege, durch die Aussonderung einiger Szenen, welche eine Nebenhandlung zwischen einem Hirten und einer Hirtin enthalten und der Haupthandlung zwischen Salomo und Sulamit zur Folie dienen. Der Nachweis, daß unter diesen Voraussetzungen sich eine einheitliche dramatische Entwicklung erkennen läßt, hat viel Bestechendes, wenn auch die Thatsache des völligen Alleinstehens einer dramatischen Dichtung in dieser Zeit und an diesem Orte immer wieder ein gewisses Unbehagen darüber erweckt, daß der Beweis sich lediglich auf innere Gründe stützen muß. Wir sind den Ausführungen des Verf. mit großem Interesse gefolgt, glauben aber, daß die Freude an seiner Entdeckung ihn die Kunst des Dichters doch hat etwas zu hoch stellen lassen; im Vergleich mit einer vollendeten dramatischen Technik zeigt der Dichter sich doch nicht im stande, eine dramatische Aufgabe mit dramatischen Mitteln zu lösen; vielmehr verlegt er die Peripetie hinter die Szene und läßt uns ihre Gründe nur erraten, der Charakter des Salomo hätte viel tiefer und wirksamer erfaßt werden können u. s. w. Der Hinweis auf diese und ähnliche Punkte würde die Annahme eines Dramas in so früher Zeit erleichtern. Der hohe sittliche Geist, welcher das Werk durchdringt, steht dann in einem rührenden Gegensatz zu den einfachen Mitteln, mit denen der Dichter seine Handlung vorführt.

A. H.

2. „Lutherana.“

— **Unbekannte handschriftliche Predigten und Scholien Martin Luthers.** Aufgefunden, beschrieben und untersucht von **Paul Tschackert**, D. theol. und phil., ordentlicher Professor der Kirchengeschichte in Königsberg. (Berlin, H. Reuthers Verlagsbuchhandlung.) 1888. 71 S. gr. 8⁰. 2 M.

Wer hätte es noch für möglich gehalten, daß ungeachtet der so genauen Durchsuchung der Bibliotheken noch umfassendere Manuskripte entdeckt werden könnten, welche ihren Ursprung auf Luthers enorme geistige Schaffungskraft zurückführten? Freilich ist's nicht Luthers bekannte Handschrift, welche ihnen das Kleid gab; aber, um sogleich das Resultat obiger Untersuchung hierher zu setzen, das Manuskript enthält doch die Nachschriften von echten Wittenberger Lutherpredigten. Der auch den Laien als Dichter des Liedes „Nun lob mein Seel' den Herrn“ bekannte Johann Graumann (gräzisiert Poliander; geb. zu Neustadt in Bayern, s. 1503 in Leipzig als Student, Magister und von 1516—22 Rektor der Thomasschule; s. 1523 Pfarrer zu Altstadt-Königsberg in Preußen, † 1541) hat seine für die damalige Zeit sehr umfangreiche Bibliothek der Stadt Königsberg zur Begründung einer „gemeinen Liberei“ vermacht; darunter auch Manuskripte und Kollektaneen. In der Stadtbibliothek zu Königsberg befinden sich nun heute noch 2 Bände Poliander-Handschriften, welche die Zeichen S. 21 und 22 führen. S. 21 enthält ziemlich wertlose lateinische Predigtkonzepte Polianders, nach denen dieser deutsch predigte. S. 22 hielt man bisher unbesehen auch dafür. Es ist das Verdienst des Prof. Tschackert, die wahre Natur dieser Handschrift erkannt und mit umsichtigster kritischer Prüfung festgestellt zu haben, daß sie teils in Nachschriften, teils in Auszügen 97 Predigten und ferner Scholien zu I. Mos. von D. M. Luther enthält. Erstere entstammen aus den Jahren 1519—21, letztere dem Jahre 1523. Die Predigten sind fast alle — Ausnahme bilden nur 3 — noch ungedruckt und deshalb für die homiletische Entwicklungsgeschichte Luthers um so bedeutsamer, weil wir bisher gerade aus dieser Zeit gar keine Predigten besaßen. Die Beweisführung Tschackerts ist ebenso gründlich als unumstößlich. Die Nachschriften sind, wie klar erhellt, von Poliander nicht selbst gemacht; er hat sie abschreiben lassen (2 Handschriften laufen neben einander) und hier und da selbst Bemerkungen, ja abweichende Anschauungen zu dem Texte beigesetzt. Ueber einer Anzahl dieser in Wittenberg entweder in parochia (Stadtkirche) oder im Augustinerkloster gehaltenen Predigten steht als Autor D. M. oder M. L. oder D. Martinus Lut. oder Martin L. Drei der im Kodex enthaltenen Nachschriften sind überdies bereits Bd. 15 und 16 der Erl. Ausg. gedruckt. In S. 22 haben sie eine nur wenig veränderte Gestalt. Endlich wissen wir aus Luthers Briefwechsel mit Spalatin, daß er in jener Zeit über die Evangelien und den Psalter predigte. Dem entsprechen die Texte der Königsberger Handschrift. Wahrscheinlich hat also Poliander, als er 1519 zur ev. Anschauung gelangte und bis er 1523 nach Königsberg ging, sich die Nachschriften und Exzerpte machen lassen; was für einen Gelehrten, dem der berühmte Humanist Mosellanus seine „Paedagogia“ widmete, nicht schwer zu erreichen war. Zur Lebensgeschichte Luthers stimmt auch ganz, daß die Predigten bis 2. April 1521 laufen. Am folgenden Tage brach Luther nach Worms auf. Die Scholien zu I. Mos. von 1523 entsprechen inhaltlich den schon gedruckten Predigten und Auslegungen des Buches in Luthers Werken. Tschackert übertreibt übrigens den Wert seines Fundes keineswegs. Da Luther selbst, wie er an Spalatin (1520) schreibt, von den Predigten damals kein Wort aufschrieb (wegen Zeitmangel und nicht zur Nachahmung für bequeme Prediger), so wären wir aus jener Zeit sicher ganz ohne ein Zeugnis von Luthers Predigtweise, wenn nicht diese Nach- und Abschreiber uns das gesprochene Wort fixiert hätten. Die Notizen, die wir aus der Handschrift über Luthers Leben gewinnen, sind unbedeutend. Die ganze Handschrift ist, wie Tschackert bemerkt, furchtbar schwer zu lesen. Gewünscht hätten wir, daß der Herausgeber statt der Angaben der Anfänge und Schlüsse der sämtlichen Predigten lieber eine der noch ungedruckten Predigten ganz hätte abdrucken lassen. Soll die S. 27 als unverständlich bezeichnete Abkürzung: „Et enim h . . p . . ct . . scandali, de qua (?) in evangelio“ nicht etwa heißen: Et enim hoc peccatum scandali, de quo in evangelio,

d. i. dieses nämlich ist die Sünde des Aergernisses, wovon im Evangelium (sc. geredet wird)?

A. F.

— Elf ungedruckte Predigten von D. Martin Luther, gehalten in der Trinitatiszeit 1539. Nach Zwickauer und Heidelberger Handschriften zum erstenmale veröffentlicht von Georg Buchwald, Lic. theol., Dr. phil., Diakonus in Zwickau. (Werdau, Kurt Anz.) 1888. 116 S. gr. 8°. 2 M., eleg. geb. 2,60 M.

Schon 1884 hat der Herausgeber dieser Lutherpredigten in der Zwickauer Ratsschulbibliothek einen Lutherfund gemacht. Es sind von den dort aufgefundenen Nachschriften von Lutherpredigten auch 2 Halbbände unter dem Titel: Andreas Poachs handschriftliche Sammlung ungedruckter Predigten D. Martin Luthers (Leipzig, Grunow) erschienen. Allein das Interesse dafür mangelte dem großen Publikum, wie leicht verstehen wird, wer hört, daß sie in lateinisch-deutschem Gemische nachgeschrieben sind. Die Veröffentlichung wurde eingestellt; doch ist mit Sicherheit zu erwarten, daß die große Weimarer Ausgabe sie seiner Zeit samt kritischem Apparat zum Abdruck bringen wird. Der Herausgeber hat 1886 auf der Meißner Konferenz über diese Lutherfunde referiert, und dieser Vortrag ist auch gedruckt erschienen (bei Thost in Zwickau). Soll aber das Volk selbst etwas von diesen Predigten haben, so müßten dieselben in gutes Deutsch zurückübersetzt werden. Diese Arbeit hat schon ein früherer gethan: kein geringerer als Johann Aurifaber, dessen Bearbeitung D. Enders, der bekannte Mitarbeiter an der Erlanger Ausgabe der Werke Luthers, auf der Heidelberger Universitätsbibliothek in Handschriften wiedergefunden hat. Aus dieser Heidelberger Handschrift (Cod. 42), doch kritisch bearbeitet nach der Zwickauer Handschrift (Cod. XXVII; nur Pred. XI findet sich allein in dem Heidelberger Manuskript), hat der Herausgeber jetzt in obiger Schrift 11 noch ungedruckte Predigten erscheinen lassen, alle aus der zweiten Hälfte des Jahres 1539, einer Zeit, die sich bisher gerade durch Mangel an erhaltenen Predigten Luthers auszeichnete. Die Predigten sind echte Lutherpredigten, voll Originalität, Kraft und Mark, aus der Stimmung, die ihn 1539 beherrschte, geboren. Bemerkenswert sind seine Gedanken über Armenpflege mit der Klage „Drum schickt der Teufel solche, die sich stellen als arme Bettler, und rauben unser Almosen. Aber wir müssen also thun, wie Moses sagt, daß wir sehen, wer es bedarf oder ob einer im Luder liegt und nicht arbeitet, sondern schwelgt. So nun einer bekannt ist und arm, und wollte gern arbeiten, aber die Arbeit will nicht reichen, allda bist du schuldig zu helfen, oder du bist noch im Tode. Wenn man das thäte, so wäre eine jegliche Stadt reichlich versorget, wenn sie wüßte, wer da recht dürftig wäre! Wo nicht, dann ist zugeschlossen der Himmel und aufgethan die Hölle, und gehört zu Kain, nicht zu Abel. Es kommen oft fremde Bettler, bringen von anderen Orten Briefe. Aber der Rat sehe zu, daß die Briefe nicht falsch sind." (S. 24). Das ausgehende Mittelalter war schrecklich mit der Vagabundenplage behaftet und es gibt aus dieser Zeit Büchlein über die Vagabunden, ihre Klassen, ihr Rothwälsch rc., bei deren Lektüre man sich sagen muß: „Ganz wie bei uns." (Ein solches Büchlein findet sich z. B. in der an Flugschriften aus dem Reformationszeitalter sehr reichen Kirchenbibliothek zu Michelstadt im Odenwald in einem Sammelband.) Ebenso äußert sich Luther in diesen Predigten wiederholt gegen die damalige Trunksucht, besonders gegen das Biersaufen, dazu am Morgen. Der vielfach von den Papisten wegen seines „starken Trunkes" angefeindete Luther nahm es also strenger mit dem Frühschoppen als Dr. Windthorst lobesam. Die Ueberteuerung der Lebensmittel straft der Reformator sehr ernst. Jeder evangel. Christenmensch wird diese Predigten mit Erbauung lesen. Erklärt ist wenig; z. B. nicht einmal der oben citierte Ausdruck „auf dem Luder liegen" ist erklärt. (Luder = Aas. Lüderlichkeit = griech. ἀσωτία, der ausschweifende und auch äußerlich heillose Zustand sittlicher roher Zerrüttung, der in der zusammenbrechenden alten Welt häufig vorkam und bei uns vorzugsweise im 15. und 16. Jahrhundert in großer Ausdehnung vorgekommen ist.) Warum zu dem Worte „Franzosen" die Erklärung gesetzt ist „allerniedrigste Krankheit", verstehen wir nicht. Es würde da falsche Prüderie sein, wollte man den Ausdruck Syphilis oder Unzuchtskrankheit vermeiden. Warum ist das luth. „endelich" = zu Ende strebend, eilends S. 75 im Texte Luk. 1, 39 stehen geblieben und in der Predigt (S. 80) in das in die Lutherbibeln übergegangene „eilends" verwandelt worden?

A. F.

3. Geschichte.

— Kleine Schriften von Georg Curtius. Herausgegeben von E. Windisch, mit einem Vorworte von Ernst Curtius. Bd. I und II. Leipzig 1886.

Der erste Band dieser kleinen Schriften des ausgezeichneten Philologen ist Ihrer Majestät der Kaiserin-Königin Augusta gewidmet und von E. Curtius, dem Bruder des Verewigten, mit einem Vorworte versehen, in welchem die Bedeutung und der Charakter des trefflichen Gelehrten in sehr feiner und anziehender Art geschildert wird. Alle, welche das Glück gehabt haben, den liebenswürdigen und scharfsinnigen Sprachforscher zu kennen, werden sich an diesem so gelungenen Charakterbilde erfreuen und dem Bruder des Verstorbenen dankbar sein, daß er uns das Bild Georgs auf Grund langjähriger Kenntnis in so anziehender Weise geschildert hat. Ref. war einer der ersten Zuhörer Georg Curtius, er hörte bei ihm 1847 die Erklärung der Fragmente der lyrischen griechischen Dichter. Es war merkwürdig, wie der junge Dozent seine Zuhörer durch seine gründliche Gelehrsamkeit und durch die Liebenswürdigkeit seiner ganzen Persönlichkeit zu fesseln verstand. Man hatte immer den Eindruck: Hier steht ein gelehrter und in jeder Beziehung trefflicher Mann vor dir. In der Geschichte der Philologie nimmt G. Curtius eine

wichtige Stellung ein. Er war einer der ersten von denen, welche die großartigen Resultate der vergleichenden Sprachforschung für die klassischen Sprachen mit einer Umsicht und Feinheit verwertete, welche überall die größte Anerkennung gefunden hat. Die griechische Schulgrammatik, welche zuerst in Prag 1852 erschien und in welcher in vorsichtiger Weise die Errungenschaften der vergleichenden Sprachwissenschaften für den Unterricht zur Anwendung gebracht wurden, liegt in der 17. Auflage vor. Die Erläuterungen zu der Schulgrammatik haben ebenfalls drei Auflagen erlebt. Die Grundzüge der griechischen Etymologie, zuerst Leipzig 1858 und 1862, sind für jeden Lehrer der griech. Sprache ein unentbehrliches Hilfsbuch. Das treffliche Werk: „Das Verbum der griechischen Sprache", ist ebenfalls in zweiter Auflage erschienen. Als akademischer Lehrer übte er einen außerordentlichen Einfluß aus; besonders großartig war seine Wirksamkeit an der Universität Leipzig. Hier hatte er in seinen Vorlesungen nahe an 300 Zuhörer. E. Windisch in seiner Charakteristik des trefflichen Mannes (Berlin 1887) hat berechnet (S. 31), daß G. Curtius in 47 Semestern in seinen Privatvorlesungen 7592 Zuhörer gehabt hat — die ausgewählten Reden und Vorträge sind wahre Kabinettsstücke, auch in Beziehung auf Darstellung. Ich wüßte in der That nicht, welchem Vortrage ich den Vorzug einräumen sollte: über Pietät, über den König, über die Bedeutung des Studiums der klassischen Litteratur, über die Geschichte und Aufgabe der Philologie, Philologie und Sprachwissenschaft, Sprache, Sprachen und Völker, über Wilh. v. Humboldt ꝛc. Der 2. Band enthält die von E. Windisch herausgegebenen ausgewählten Abhandlungen wissenschaftlichen Inhalts, die jeder mit Genuß und Belehrung lesen wird. Am 16. April 1820 wurde Georg Curtius in Lübeck geboren, er besuchte das Gymnasium seiner Vaterstadt; besonders übte der treffliche Joh. Classen einen bestimmenden Einfluß auf seine Entwicklung aus. Die akademische Ausbildung erhielt er auf den Hochschulen in Bonn, wo Ritschl, Welcker, Lassen u. a. von ihm eifrig gehört wurden, und in Berlin, wo er ein eifriger Zuhörer Böckhs, Lachmanns, Rankes, Franz Bopps war. Von 1845 bis 1847 war er Lehrer an dem Blochmannschen Institut (Vitzthumsches Gymnasium), dann habilitierte er sich an der Universität Berlin, 1849 folgte er einem Rufe als Professor der klassischen Philologie nach Prag, wo er mit Aug. Schleicher zusammenwirkte, 1854 siedelte er nach Kiel über und wurde dann 1861 als Professor nach Leipzig berufen, wo er eine nach allen Seiten hin anregende Thätigkeit entfaltete; am 12. August 1885 wurde er durch den Tod seiner überall anerkannten Wirksamkeit entrissen. Die ausgezeichnete Charakteristik des tüchtigen Mannes von Windisch (Berlin 1887) und das Vorwort Ernst Curtius', des geistvollen Bruders, zu den kleinen Schriften geben uns ein treues Bild des zu früh heimgegangenen, ganz ausgezeichneten Mannes. Die kleinen Schriften wünschten wir in dem Besitze von allen, welche sich für die Entwicklung deutschen Geisteslebens interessieren. Die Ausstattung der beiden Bände ist so, wie man sie von der Hirzelschen Buchhandlung erwartet.

4. Biographisches.

— D. **Karl Gottlieb Pfander**, ein Zeuge der Wahrheit unter den Bekennern des Islam. Mit Blicken in Vergangenheit und Gegenwart des Mohammedanismus. Ein Beitrag zur Missionsgeschichte. Von **Christoph Friedrich Eppler**, Pfarrer in Birsfelden bei Basel. (Basel, Missionsbuchhandlung.) 1888. 192 S. 1,40 M.

In der Osterwoche 1854 fand eine Disputation zwischen Christen und Mohammedanern in Agra in Indien statt. Die gelehrtesten Mohammedaner Dehlis und Agras vereinigten sich, mit Macht gegen das Christentum Sturm zu laufen und den Koran zu verteidigen. Ihr Sprecher war Rahmat Ullah von Dehli, der Verfasser der Streitschriften gegen das Christentum: Azalat-ul-Auham (= der Zerstörer der Einbildungen) und Ibtal-i-Tathlith (= Widerlegung der Dreieinigkeit). Die christliche Mission war vertreten durch Karl Gottlieb Pfander. Ihm gilt diese Lebensbeschreibung, die zugleich Einblick in den Islam, sein Heimatland und Stammvolk, seinen Stifter, seine Licht- und Schattenseiten gibt. Pfander hat, nachdem er, aus dem historisch bekannten Waiblingen im Remsthal in Württemberg gebürtig, durch Pfarrer Friedrich in Kornthal erweckt, in Basel Missionar geworden war, in Armenien, Mesopotamien und Persien (1825 — 37) unter den Moslemin gewirkt. Damals hat er schon seine berühmte und an vielen Mohammedanern gesegnete Schrift: Mizan ul Hack, oder die Wage der Wahrheit, geschrieben, die in mannigfache Sprachen der Länder, in denen der Halbmond herrscht, übersetzt worden ist. Als 1835 ein russischer Ukas die evangelische Mission in jenen Ländern unmöglich machte, ging er nach Indien. Die englisch-kirchliche Missionsgesellschaft, als deren Missionar man damals in Indien allein zu wirken vermochte, zauderte anfangs, ihn in ihren Dienst zu nehmen. Es handelte sich um die bischöfliche Ordination. Erst 1841 wurde er angenommen und wirkte nun mit großer Kraft in Agra und Peschawar (1842—57). Damals geschah es, daß der württembergische Missionar die Schriften seines Landsmannes David Strauß als willkommene Waffen in der Hand der Mohammedaner fand. Die tüchtige wissenschaftliche Bekämpfung des Islam trug ihm vom Erzbischof von Canterbury den Grad eines Doktors der Theologie ein. Der Aufstand der Sepoys ließ Pfander und seine Freunde unberührt und der fromme Oberst Edwards konnte später in London darauf hinweisen, welch ein Segen ihnen die Mission gewesen sei. „Ihr verdanken wir unsere Sicherheit. Sie war wie eine Bundeslade Gottes unter uns." Doch nötigte die zunehmende Kränklichkeit seiner zweiten Gattin, einer Engländerin (seine erste Frau war eine Tochter des russischen Staatsrat Reuß und schon bei der ersten Entbindung verstorben), Pfander, einen anderen Posten zu suchen. Er ließ sich

nach Konstantinopel senden und hat dort 1858—65 noch einmal eifrig die Arbeit aufgenommen. Die hervorragenden Erfolge riefen plötzlich eine Verfolgung der bekehrten Mohammedaner durch die türkische Regierung hervor. Und trotz des Eintretens der evangelischen Allianz und der englischen Regierung mußte Pfander den Platz räumen. Das Herz voll von Hoffnung auf baldige Rückkehr, ging er mit seiner Familie nach London. Am 29. Juni 1865 traf er dort ein; am 1. Dezember desselben Jahres schon nahm ihn der Herr heim. Seine Arbeit war reich gesegnet; seine Schrift: die Wage der Wahrheit zumal ist in des Herrn Hand zum Werkzeuge mancher Bekehrung geworden. Alle, die mitbeten, daß auch Ismael Gnade finde, das arme bethörte Volk des falschen Propheten, werden die Biographie mit Vergnügen lesen, zu welcher der am 7. April 1883 in Akra auf der Goldküste verstorbene Missions-Inspektor Prätorius von Basel noch vor seiner Abreise in das Todesland Afrika den Verfasser ermunterte.

A. F.

— Von Brastberger bis Hofacker. Bilder aus dem christlichen Leben Württembergs. Von W. Claus. (Württembergische Väter. 2. Bd.) Mit vier Porträts. (Calw und Stuttgart, Vereinsbuchhandlung.) 1888. 2 M.

Man hat den Reichtum Württembergs an originellen Zeugen Christi so recht vor Augen, wenn man diesen Band des empfehlenswerten Werkes liest. Die Strahlen, welche ein Spener, Bengel, Oetinger aussandten, erscheinen in den Gestalten, welche uns vorgeführt werden, in vielfältiger Weise gebrochen. Man kann aber auch die Beobachtung machen, daß mit dem zunehmenden Zerfall der Kirche, welchen der Rationalismus herbeiführte, je mehr und mehr auch die Sektiererei sich einfindet; Michelianer, Pregezianer, die Anhänger des in Hoffart untergehenden G. Rapp rc. „Zu dem, was die Aussicht trübt, rechnen wir die verschiedenen Sekten" — schreibt 1828 L. Hofacker — in welche der gläubige Teil unseres Volkes getrennt ist. Bei dessen Erregbarkeit möchte es nicht leicht einen Unsinn geben, der, wenn er im Gewand des Glaubens austritt, nicht seine Anhänger fände. Dreierlei Gesinntheiten herrschen unter redlichen Seelen vor. Die sogenannten Pregizerianer, d. h. Anhänger des 1824 zu seiner Ruhe eingegangenen Pfarrers Pregizer, dessen Lehrsätze sie aber mißverstanden und gegen seinen — auf die Spitze gestellt haben, treiben vorzugsweise die Lehre von der Rechtfertigung, von Christus für uns, und zwar häufig auf eine Art, wodurch das inwendige Christentum in den Schatten gestellt und die tägliche Buße, die tägliche Vergebung der Sünden oder was eins ist, die Heiligung aufgehoben wird. Die Anhänger von Mich. Hahn, der zwar nur ein Bauer, aber ein tiefer Mystiker war, scheinen den Christus für uns mehr zu überspringen und machen häufig aus dem ganzen Evangelium eine Lehre der Heiligung. Natürlich ist die Stellung dieser beiden Parteien, die aufs strengste unter sich zusammenhalten und innerlich ziemlich organisiert sind, der Kirche gegenüber etwas separatistisch, obgleich sie sich nicht förmlich getrennt haben. Die dritte Art sind die gewöhnlichen Pietisten, die Arnds, Speners, Bengels rc. Schriften lesen, bei der Bibel und dem protestantischen Lehrbegriff bleiben und sich meistenteils zur Brüdergemeinde hinneigen." (Gottlieb Wilhelm Hoffmann sagte deshalb einmal: „Er sei als Pregizerianer erweckt worden (d. h. mit Erfahrung einer besonderen Ueberflutung der Seele durch göttliche Gnade), ich möchte als Michelianer wandeln (im ernsten Fleiß der Heiligung) und als ein Herrnhuter sterben (im alleinigen Vertrauen auf den Kreuzestod Christi). Doch durfte Hofacker trotz seiner Klage über diese Separationen, über laxe Kirchenzucht, Mangel an Organisation, den Geist der Trägheit rc. auch erklären: „In unserem Volke findet sich viel Empfänglichkeit für die Wahrheit, und im allgemeinen eine gute Unterscheidungsgabe zwischen Gottes- und Menschenwort. In Altwürttemberg mag es wenige Gemeinden geben, in welchen nicht ein oder mehrere Gemeinschaften und sogenannte Pietisten anzutreffen wären, die des Gebets und der Schriftbetrachtungen wegen sich versammeln und ihres Glaubens halber wenig oder nichts zu leiden haben. In diesen Gemeinschaften liegt viel Segen. Nicht nur geht die Bibel- und Missionssache, hauptsächlich auf sie gestützt, einen schönen gesegneten Gang; sondern sie sind auch die Pflanzschulen und Träger der Wahrheit, welche dieselbe nicht sobald aus unserem Volk werden vertilgen lassen." So konnte es kommen, daß seinerzeit auf einer Versammlung des Protestanten-Vereins geklagt wurde, daß man vergeblich immer noch frage: „Sind keine Württemberger da?" Der vorliegende Band der „Württembergischen Väter" beginnt mit Brastberger (1716—1764), dessen Evangelien-Predigtbuch seit mehr als 100 Jahren und weit über Württemberg hinaus in Tausenden von Familien jahraus jahrein die sonntägliche Nahrung und Erbauung dargeboten hat. Noch jüngst sagte mir ein erwecktes Glied meiner Gemeinde: „Gewissensmahnung und Herzenströstung, wie der alte Brastberger sie gibt, findet man sonst nirgends. Der malt sie Einem nicht vor: er gibt sie Einem. Der muß Etwas erfahren haben." Neben ihm stehen auch das „Weberjakoble", arm an irdischem Gut, aber reich in Gott, Heußer rc., durch die Brastbergers Samen nach Fellbach kam, und die dort an Pfarrer Sack ihren Mittelpunkt fanden. Eine Segensquelle für Württemberg wurden seit 1710 auch das Stuttgarter und Ludwigsburger Waisenhaus; ersteres mit Männern wie U. Harttmann, Seig, Gros, Oettinger; letzteres unter Barth und Israel Harttmann. In Oettinger u. a. finden wir den Freund des Magus des Südens, Oetingers, Pfarrer Fricker (1729—66); auch bedeutender Naturkenner und Mechaniker. Als solcher kam er auf Empfehlung Oetingers zu dem Grafen von Castell, um mit einem genialen Schreiner Neßtfell für den Kaiser zu Wien eine Planetenmaschine zu verfertigen, welche ihm in Wien hohe Anerkennung brachte. Er ging von

Wien zu dem katholischen Pfarrer Divisch in Mähren, einem Geistesverwandten Oetingers; machte dann Reisen nach Holland, England (woselbst er mit die Stifter des Methodismus Wesley und Whitefield, kennen lernte; wie er denn überhaupt mit allerlei Sektenleuten Bekanntschaft pflegte; aber stets, wenn er an dem Uebertritt stand, wieder zur Besinnung kam) und trat auf der Rückreise am Niederrhein mit Dr. Collenbusch in Berührung. Er übte in Württemberg eine lange und sehr gesegnete Wirksamkeit und hinterließ auch einige Schriften, von welchen die bekannteste ist: „Die Weisheit im Staube, d. i. Anweisung, wie man in den allergewöhnlichsten und gemeinsten Umständen, die man gleichwie Staub ansieht und wenig beachtet, auf die einfältig leitende Stimme Gottes bei sich merken soll.“ Er starb 13 Tage nach seinem Freunde Diakonus Köstlin in Eßlingen, der Frickers nahen Tod auf seinem Sterbebette vorausgesagt hatte, 13. September 1766. Ein besonderes Kapitel ist den Erweckungen in Tübingen, Döffingen, Bernloch, Pfullingen, Kirchheim u. T. und Beutelsbach durch Männer wie Frommüller, Helfferich, Göz, Simonius, Baumann veranlaßt, gewidmet. Durch ganz Württemberg arbeitete sich diese geistliche Bewegung. „Man will — schrieb Fricker an den lutherischen Pfarrer Henke in Duisburg, den vertrauten Freund Tersteegens — mich fast bereden, es sei kein Ort im Lande, wo nicht ein oder etliche erweckte Seelen sind.“ Freilich muß er auch über viele Heuchelei klagen. „Viele unbekehrte Pastoren legen sich darauf, die erweckten Seelen an sich zu locken, ihnen Stunden zu halten, sich nachdrücklich auf der Kanzel zu portieren (bezeugen), selbst evangelisch zu predigen (Konsistorium und theologische Fakultät waren der Bewegung günstig). — Ich achte, Bengel habe in prophetischem Geiste auf die nächst nach ihm folgende Zeit geschrieben: „Das Gute und Böse steht schon in höchster Reife.“ — — Separatisten gibt es fast keine mehr. — — Man predigt deutlich, daß alles Babel sei, soweit es am Geiste Gottes Mangel leidet. Die Welt aber wird unter allen diesen guten Umständen nicht nur nicht besser, sondern immer schlimmer (S. 91). — Wer hat noch nicht von dem Originale Flattich gehört; nach einander Pfarrer in Hohenasperg, Mettenzimmern und Münchingen (1713—97], unnachahmlich aber ebenso klug als originell in Predigt, Seelsorge und Erziehung, besonders mißratener Söhne. Nicht minder bekannt verdienen zu sein die beiden Freunde K. H. Rieger (1726—91), dessen Gedächtnis besonders durch seine nach seinem Tode veröffentlichten und an Bengels Gnomon sich anschließenden „Betrachtungen über das neue Testament“ erhalten ist; „eine Schrift, welche zwar einen oft schwerfälligen und schleppenden Stil hat, aber so tief und einfach in die Schrift einführt und so rein aus der Schrift schöpft, daß sie allen denen, welchen an Schriftbegriffen und Schriftgeschmack etwas liegt, noch heute eine hochgeschätzte Handleitung ist.“ Als Konsistorialrat (f. 1783) kämpfte er energisch gegen die jetzt auch in Württemberg eindringende, und im Konsistorium durch Griesinger vertretene Aufklärung an. Konnte er auch die Einführung des verwässerten Gesangbuches nicht verhindern: so erhielt Rieger doch Württemberg die sogenannte „Kinderlehre“ und seiner Vermittlung gelang es, M. Hahn der Landeskirche zu erhalten und ihn von seinen anstößigen Angriffen in seiner Lehre zum Schriftwort zu bringen. Zu den bedeutendsten Männern, welche der Württembergischen evangelischen Kirche angehörten, darf man gewiß auch den Prälaten Roos (1727—1803) rechnen, sowohl durch seine pastorale und kirchenregimentliche Thätigkeit als durch seine Schriften (christliches Hausbuch, Einleitung in die biblische Geschichte des Alten Testaments; christliche Glaubenslehre, Kreuzschule; hier wäre eine ausführliche Angabe seiner Werke sehr erwünscht; nicht dürften ganz übergangen sein Schriften, wie: „Fußstapfen des Glaubens Abrahams“, 1773 zuerst erschienen, von deren fünf Stück, der Erklärung des Hohenliedes, Delitzsch urteilt, daß es zu den geistlich tiefsten und zartesten Auslegungen dieses Buches gehört; die Auslegung des Römerbriefes; die bedeutende Psychologia sacra). Gerade durch Roos trat aber eine Spaltung ein unter den Schülern Bengels; die große Ueberzahl blieb auf Seiten einer nüchtern biblischen Richtung, während eine kleine, aber sehr bedeutende Schar sich einer theosophisch gefärbten Lehre hingab. Zu letzterer gehörten besonders Fricker, K. Fr. Hartmann und Phil. Matthäus Hahn. Daß Roos hier ernüchternd eintrat, wurde ihm gewaltig übel genommen. Auch ein Oetinger meinte, Roos strebe nach dem Prälaten. So hat es auch hier gemenschelt. Ph. M. Hahn (1739—90) ist der zugleich geniale und praktische Vertreter dieser Richtung; gleich bedeutend als Pfarrer wie als Mechaniker. Ist er doch der Erfinder der Cylinderuhren. Herzog Karl, der ihn sehr schätzte, wollte ihn zum Professor der Philosophie in Tübingen ernennen. Hahn wies die Stelle aber zurück und blieb Pfarrer. In der Lehre wich er in einigen Punkten (Dreieinigkeit, Menschwerdung Christi) von der kirchlichen Lehre ab, was ihm von verschiedener Seite vorgehalten wurde. Allein er war dabei ein überaus eifriger, gewissenszarter und in Bezug auf Kirchenzucht energischer Pfarrer. Sein Nachfolger wurde K. F. Hartmann (1743—1815), weniger Original als Oetinger oder Hahn, aber Bengels Nüchternheit mit Oetingers Tiefsinn vereinigend. Seine Beicht- und Leichenreden sind noch heute den Pastoren als Muster zu empfehlen (herausgegeben von Ehmann, Heilbronn, Scheurlen). Sein Lebensabend wurde ihm verbittert durch die Kämpfe, welche die einreißende Aufklärung in bezug auf die Renunziation bei Taufe und Konfirmation brachte. Er selbst zwar wurde von der Kirchenbehörde geschont und ihm der Gebrauch der alten Formel bewilligt. Dagegen machte ihm ein junger Amtsbruder in offenbar recht boshafter Weise das Leben sauer und wurde dabei noch von dem Konsistorium, dessen Anschauung er vertrat, unterstützt. Hartmann schrieb in diesen Nöten einmal an den Direktor des Konsistoriums Süskind: „Unter solchen Umständen will es einem sauer werden,

sich gegen Anfälle der Ermüdung zu wehren, teils weil man bei den gehäuften Geschäften meistens das Edlere und Nötigere seines Amtes, nämlich die Verkündigung des Worts und die Privatseelsorge, hintenansetzen muß, teils weil die meisten Ahndungen Männer treffen, denen es um eine gewissenhafte Amtsführung zu thun ist, während andere leichtsinnige, in den Lehrsätzen — ich will nur sagen — gleichgültige Kirchendiener einer wohlverdienten Ahndung sich zu entziehen wissen." (S. 209.) Sonderbarerweise brachte ihn schließlich die Einführung einer Art Uniform für die Pfarrer durch den König Friedrich dazu, seine Entlassung zu nehmen. Er ist der Dichter des Liedes: „Endlich bricht der heiße Tiegel" ꝛc.

Zu den bekanntesten württemberger Zeugen neben Bengel, Oetinger, Flattich gehört bei uns auch Machtolf, zuletzt Pfarrer zu Möttlingen (geb. 1735, † 1800). Durch seine Liebe und Geduld überwand er seine Gemeinden und wurde ihnen zum reichen Segen. Ließ er sich's doch nicht verdrießen, bei Gängen in die benachbarte Stadt in seiner Gemeinde Umfrage zu halten, wer etwas dort zu besorgen habe, und kehrte dann abends heim, beladen mit Kaffee, Zucker, Oel, Töpfen ꝛc. Erquickend ist es, zu sehen, welche Fülle von Glauben an Jesum, von Gottesvertrauen und Liebe mitten im öden Rationalismus Männer wie Bauder, Eytel, Härlin, Flatt, Daun in sich trugen. Einem Jakob Böhme ähnelt in etwas Michael Hahn († 1819), wohl zu unterscheiden von dem oben genannten Phil. Matth. Hahn. Auch Michel Hahn war durchaus sektiererisch geartet. Er wurde Vater der Sekte der Michelianer. Seine Gedanken gingen schon dem Ziele nach, nach dem Muster der ersten Christen Gemeinden in Württemberg einzurichten. Der Plan wurde bekanntlich von Gottlieb Wilhelm Hoffmann († 1846), Vater des bekannten Berliner Generalsuperintendenten, in Kornthal und Wilhelmsdorf zu realisieren versucht. Auch in G. W. Hoffmann sehen wir neben dem großen organisatorischen Talent die schwärmerischen chiliastischen Gedanken sich regen. Mit Ludwig Hofacker, dem Erweckungsprediger, schließt das Buch, dessen Lektüre wir besonders auch den Brüdern im pastoralen Amt auf das Wärmste empfehlen. Es gibt viel Gelegenheit zur pastoralen Selbstprüfung; und bei Büchern ist es doch gerade wie bei Menschen. Die uns auf unsere Fehler aufmerksam machen, sind unsere besten Freunde.

B. F.

— **Gottfried Bernhardy.** Zur Erinnerung an sein Leben und Wirken. Von Dr. Rich. Volkmann, Gymnasialdirektor in Jauer. Mit einem Bildnis Bernhardys nach einer Photographie. Halle, Ed. Anton. 1887.

Ein dankbarer Schüler hat in dieser Schrift seinem ausgezeichneten, um die philologische Wissenschaft hochverdienten Lehrer ein monumentum pietatis dargebracht. Ein Lebens- und Charakterbild, keine erschöpfende, kunstgerechte Biographie liegt uns hier nach den Worten Volkmanns vor. Alle, welche eine Verständnis haben für die großen Verdienste, welche sich Gottfried Bernhardy als akademischer Lehrer und als Schriftsteller erworben hat, werden dem Verfasser der Lebenserinnerungen an den scharfsinnigen, fleißigen und charaktervollen Philologen sehr dankbar sein. Direktor Volkmann hat es verstanden, uns in den Lebens- und Studiengang des großen Gelehrten einen tiefen Einblick zu gewähren und namentlich auch zu zeigen, wie seine in gewisser Weise epochemachenden Werke entstanden sind, und welche Stellung sie in dem jetzt so angebauten Gebiete der Philologie einnehmen. Die philologische Wissenschaft hat insbesondere durch Sprachvergleichung und inschriftliche Funde sowohl in der Erkenntnis des grammatischen Baues der alten Sprachen als auch in der Erkenntnis der realen Seiten des Altertums so erhebliche Fortschritte gemacht, daß man sich nicht wundern darf, wenn gegenwärtig die Altertumsforschung anders steht als vor 20 Jahren. Trotzdem aber wird man gern anerkennen, daß Bernhardy sehr viel zum Ausbau der Philologie beigetragen hat. In der 1829 in Berlin erschienenen wissenschaftlichen Syntax der griechischen Sprache stellte Bernhardy sich die wichtige Aufgabe, die syntaktische Kunst der Griechen in ihren Gesetzen und Anschauungen zu begreifen und den Zusammenhang ihrer geschichtlichen Entwicklung an den Eigentümlichkeiten der wechselnden Sprachperioden nachzuweisen. Die historische Syntax wollte den lebendig fortwachsenden Organismus der Sprache nachweisen; dazu genügte nicht die genaue Kenntnis des zu allen Zeiten dafür Geleisteten, sondern es war eine selbständige Prüfung der verschiedenen Stilgattungen und die Erkenntnis des innern Zusammenhangs des Lebens und der Litteratur erforderlich. Das Werk wurde von einem der besten Kenner der griechischen Sprache, Chr. Lobeck, in den Jahrbüchern für wissenschaftliche Kritik sehr anerkennend beurteilt. Die in Halle 1832 erschienenen Grundlinien zur Encyklopädie der Philologie fanden eine so große Verbreitung, daß das Werk gegenwärtig ganz vergriffen ist. Eines sehr großen Beifalls hatte sich die in immer neuen Auflagen ans Licht tretende römische Litteraturgeschichte (zuerst 1830 herausgegeben, jetzt in der 5. Bearbeitung vorliegend) und die griechische Litteraturgeschichte (zuerst 1836 erschienen, jetzt in 3. Auflage in den Händen der Leser) zu erfreuen. Bedeutend ist auch die Ausgabe des Suidas, an welcher Bernhardy fast 20 Jahre gearbeitet hat. Außer diesen, deutscher Gelehrsamkeit Ehre bringenden Werken hat sich Bernhardy durch Herausgabe der Eratosthenica (1822) bekannt gemacht. Er beabsichtigte eine neue Ausgabe der kleinen Geographen zu veranstalten, hat aber nur den Dionysius Periegeta mit Kommentar erscheinen lassen. Zu besonderem Danke ist ihm die Philologie dadurch verpflichtet, daß er, ein treuer Schüler Fr. A. Wolfs, mit großem Fleiße uns in den Besitz eines vollständigen Corpus Wolfscher Schriftstellerei gebracht hat. Bernhardy gab nämlich 1869 in zwei Bänden die kleinen Schriften in lateinischer und deutscher Sprache von Friedr. A. Wolf heraus. Auch die

in diesen Bänden vereinigten Schriftstücke des großen Altertumsforschers sind von Bedeutung. Sehr anregend war Bernhardys Thätigkeit im Seminar. Hier war er besonders darauf aus, die Studenten zu andauernder wissenschaftlicher Thätigkeit anzuregen und eine gewisse Festigung des philologischen Charakters herbeizuführen (S. 88). Mir will es scheinen, als ob eine methodische Schulung, wie sie in den Seminarien G. Hermanns, Carl Reißigs und Friedrich Ritschls den jungen Philologen gegeben wurde, von größerem Werte gewesen sei. Die Studenten wurden durch die Art der Behandlung der Schriftsteller, wie sie von Wolf, Hermann, Lachmann, Ritschl, Haupt u. a. geübt wurde, ebenfalls zu weiterer wissenschaftlicher Thätigkeit angespornt und lernten von den großen Meistern, wie man es anzufangen habe, wenn man ersprießlich arbeiten wollte. So oft Bernhardy von einem jungen strebsamen Studenten gefragt wurde, was er zunächst zu betreiben habe, so wurde der Fragende mit einer solchen Masse von Aufgaben überschüttet, daß er sich sagte: das übersteigt meine Kräfte — und es wurde in der That wohl öfter gar nichts in Angriff genommen. Freilich gab es unter den Schülern Bernhardys auch Männer, welche durch ihre Arbeiten die Wissenschaft förderten (S. 90). Scheuerleins Syntax, Rumpels Casuslehre, Hildebrands Arnobius und Apulejus, Geiers Scriptores Alexandri Magni, Hertzbergs Propertius, Holtzes Syntaxi priscorum scriptorum Latinorum, Naucks Aristophanes &c und auch das, was der Herausgeber der Bernhardyschen Biographie selbst geschrieben hat, sind durchaus anerkennenswerte Leistungen. Einer von den treuesten Anhängern und Schülern Bernhardys war W. Hertzberg, der erst nach langer Zeit eine seinen ausgebreiteten und gründlichen Kenntnissen entsprechende Stellung als Leiter eines Gymnasiums in Bremen finden konnte. Bei Gelegenheit der Uebersendung seiner Uebersetzung der Ars und Amores Ovids (1854) erwähnt er in einem Briefe an Bernhardy, daß Hermann und Lachmann ihre Schüler nach allen Seiten hin auch materiell zu fördern suchten, während er nichts thue. „Wie wäre es sonst möglich," fährt er dann fort, „daß ein wirklich flacher Mensch, wie Haupt, eine so dominierende Stellung hätte gewinnen können?" Das ist ein ungerechtes Urteil über den hochverdienten Moritz Haupt, das gewiß nur sehr wenige unterschreiben werden. Ebenso ist das Urteil über Müllenhoff nicht begründet. Beide Männer hatten etwas Eigentümliches in ihrer Art, was sehr vielen nicht zusagte; sie haben aber die Wissenschaft erheblich gefördert. — In Halle verkehrte Bernhardy mit Leo, Erdmann, Ulrici, Blanc, Tholuck &c. Die Verhältnisse mit seinen speziellen Fachgenossen wurden ab und zu getrübt; wenig günstig waren sie mit Theod. Bergk, dessen Berufung an die Hallische Universität Bernhardy gegen den Einspruch Leos durchgesetzt hatte. Auch als Rezensent hat Bernhardy in den verschiedensten philologischen Zeitschriften eine anerkannte Thätigkeit entwickelt. Geboren wurde der geistvolle Philolog am 20. März 1800 in Landsberg an der Warthe, er war der Sohn eines jüdischen Kaufmanns, von 1811 an besuchte er in Berlin das Joachimsthalsche Gymnasium, 1817 bezog er die Berliner Universität, um Philologie zu studieren. Er hörte den berühmten, in hohem Ansehen stehenden Altertumsforscher Fr. Aug. Wolf, auch Böckh und Buttmann zogen ihn an; die philosophischen Studien wurden nicht vernachlässigt. Am 30. Oktober 1822 erlangte Bernhardy die philosophische Doktorwürde und veröffentlichte noch in demselben Jahre seine erste Schrift, die Eratosthenica, eine Sammlung der weitzerstreuten und vielartigen Fragmente des Alexandriners Eratosthenes, in deren schwieriger Erklärung seine umfassende Gelehrsamkeit und scharfe Kombinationsgabe hervortrat. 1823 habilitierte er sich, besonders auf Anregung von Joh. Schulze an der Berliner Universität. 1829 wurde er nach dem Tode Carl Reißigs nach Halle berufen. Hier hat er bis zu seinem am 14. Mai 1875 erfolgten Tode eine segensreiche und anerkannte Wirksamkeit entfaltet. In seinem persönlichen Verkehr war Bernhardy sehr liebenswürdig, zuweilen etwas scharf Der Ref., der das Glück hatte, vielfach mit ihm zusammen zu sein, wird die mannigfaltigen Anregungen, die er von dem geistvollen Manne empfangen, nicht vergessen. Alle Philologen werden Herrn Direktor Volkmann für die treffliche Biographie des verdienstvollen Gelehrten dankbar sein. Wir wünschen der Schrift einen weiten Leserkreis.

5. Militärisches.

Kriegsgeschichtliche Einzelschriften. Herausgegeben vom Großen Generalstabe, Abteilung für Kriegsgeschichte. Heft 9. (Berlin 1888. E. S. Mittler & Sohn.)

Die kriegsgeschichtlichen Einzelschriften des Großen Generalstabes erscheinen seit dem Jahre 1883 in zwanglosen Heften und behandeln sowohl Themata der älteren, wie vorwiegend auch der neuern Kriegsgeschichte. Heft 9 bringt zunächst als Festgabe für den einhundertjährigen Stiftungstag der Bayerischen Chevauxlegers eine vor allen Dingen kulturgeschichtlich hochinteressante Darstellung der Thätigkeit der churpfalz-bayerischen Kavallerie in den Feldzügen 1790 bis 1796. Den Schluß des Heftes bildet eine auch für weitere Kreise bestimmte Studie des Major Kunz: Die Stärkeverhältnisse im deutsch-französischen Kriege 1870/71 bis zum Sturze des Kaiserreiches; im vorliegenden Hefte werden zunächst nur die Stärkeverhältnisse in den Kämpfen bei Weißenburg, Wörth und Spicheren behandelt. Nachdem zunächst in der Einleitung die Schwierigkeiten hervorgehoben sind, welche sich der Auffindung eines für die Wertschätzung zweier Heere geeigneten Maßstabes ergeben, wird mit kurzen und klaren Worten die Kraft der beiden kämpfenden Parteien verglichen und die Methode dargelegt, nach welcher die Stärkeberechnung erfolgen soll. Wenn sich die deutschen Angaben auch auf absolut verläßliches Material stützen, so sind die Angaben der Stärke der französischen Truppen

einzig und allein als Wahrscheinlichkeitswerte anzusehen. Bei Weißenburg standen sich überhaupt gegenüber:

Deutsche:	Franzosen:
48 000 Gewehre,	4650 Gewehre,
2950 Säbel,	650 Säbel,
144 Geschütze,	18 Geschütze,

im Entscheidungskampfe:

Deutsche:	Franzosen:
24 700 Gewehre,	4 650 Gewehre,
1700 Säbel,	650 Säbel,
900 Geschütze,	18 Geschütze.

Während deutscherseits die ganze III. Armee hatte verfügbar gemacht werden können, wäre es möglich gewesen, die französische Armee bis auf 27 600 Gewehre, 2400 Säbel und 54 Geschütze zu bringen.

Noch interessanter ist Wörth.

Es standen sich hier gegenüber:

Deutsche:	Franzosen:
76 400 Gewehre,	42 800 Gewehre,
5700 Säbel,	5700 Säbel.
300 Geschütze,	167 Geschütze.

Davon nahmen am Entscheidungskampfe teil:

Deutsche:	Franzosen:
71 500 Gewehre,	32 000 Gewehre,
4250 Säbel,	4850 Säbel,
234 Geschütze,	131 Geschütze.

An dem Kampfe hätten teilnehmen können:

Deutsche:	Franzosen:
89 000 Gewehre,	42 800 Gewehre,
7750 Säbel,	5750 Säbel,
342 Geschütze,	167 Geschütze.

Es folgt nun die Besprechung der Schlacht von Spicheren; an derselben nahmen teil:

Deutsche:	Franzosen:
30 100 Gewehre,	24 400 Gewehre,
4500 Säbel,	3200 Säbel,
108 Geschütze,	90 Geschütze.

Von diesen Truppen standen sich dann im Entscheidungskampfe gegenüber:

Deutsche:	Franzosen:
26 000 Gewehre,	23 700 Gewehre,
840 Säbel,	260 Säbel,
78 Geschütze,	90 Geschütze.

Aus diesem annähernd gleichen Zahlenverhältnis ergibt sich schon an und für sich die schwierige Lage der Deutschen als Angreifer. Für die Beurteilung des thatsächlich bestandenen Kräfteverhältnisses ist es jedoch unerläßlich, noch diejenigen Punkte hervorzuheben, welche den Franzosen außerdem eine bedeutende taktische Ueberlegenheit über die Deutschen gewährten. Diese sind:

1. Die planmäßige Verteidigung in einer von Natur vorteilhaften und außerdem noch durch die Kunst verstärkten Stellung.

2. Die von Anfang an bestehende Versammlung völlig frischer Truppen.

3. Die während des Kampfes ermöglichte einheitliche Leitung.

Auf deutscher Seite erfolgte der Angriff unter völlig entgegengesetzten Verhältnissen, indem einmal der Kampf für den 6. deutscherseits nicht beabsichtigt war und sich an dem Kampfe, welcher lediglich aus der Initiative der Unterführer hervorgegangen war, die Tetenabteilungen dreier Armeekorps beteiligten, so daß von einer einheitlichen Leitung nicht die Rede sein konnte. Während deutscherseits die Stärke der am Kampfe beteiligten Truppen nicht wesentlich zu erhöhen war, hätte man französischerseits an Stelle von 24 400 Gewehren, deren 58 200, an Stelle von 90 Geschützen deren 210 zur Schlacht heranziehen können, wodurch es möglich gewesen wäre, zum wenigsten den deutschen Truppen den Erfolg streitig zu machen, wenn auch ein Sieg bei Saarbrücken bei der Niederlage des rechten Flügels bei Wörth ohne nennenswerten Einfluß auf den Gang der Ereignisse gewesen wäre.

Wir beenden hiermit die Auszüge dieser interessanten Studie, deren Fortsetzung wir mit Spannung entgegensehen. „Zahlen beweisen", so lassen sich leicht an der Hand dieser Angaben Fehler und Versehen erkennen, welche seitens der Heeresleitung und Truppenführung gemacht sind. Zu bedauern ist es, daß die gesamte Arbeit sich nicht in ein und demselben Heft vereinigt findet, sondern sich voraussichtlich auf den Raum von drei Heften erstrecken wird, was der Verbreitung dieser Arbeit in weiteren Kreisen hinderlich sein muß.

6. Musik.

— Das evangelische Kirchenlied für Schule, Seminar und Konfirmanden-Unterricht, ausgewählt, erklärt und disponiert, nebst einem Anhange: Kurzer Abriß der Geschichte des Kirchenliedes von L. Resemann, Oberpfarrer und Schulinspektor. (Gütersloh, C. Bertelsmann.) 1887. 26 Bogen. 8°. 4,50 M.

Unter den erbaulichen und erwecklichen Anregungen evangelischen Bewußtseins und Herzens steht der reiche Schatz unserer volkstümlichen Kirchenlieder obenan. Das hat schwerlich selbst der entschiedenste, andersgläubige Widersacher der evangelischen Kirche und der evangelischen Wahrheit jemals bezweifelt und bestritten. Im Liede, das nicht gelesen, sondern gesungen, und zwar von der Gemeinschaft versammelter Andächtiger gesungen werden soll, vermählt sich Wort und Ton zu einer höheren Einheit des mittelbaren und unmittelbaren Zeugnisses der evangelischen Glaubens-Wahrheiten und der geoffenbarten Heils-Thatsachen. Die Predigt, ihre Wirkung auf das gläubige Gemüt und ihren unmittelbaren warmen Widerhall tönt das Lied in der Worttonsprache gleichzeitig aus. Unsere Zeit bekundet allerorten die Ueberzeugung von der hochwichtigen Bedeutung des erbaulichen geistlichen Gemeinde- und Chorgesanges. Man erkennt in dem Kirchenliede zumal ein' gute Wehr und Waffen im neuentbrannten Verteidigungskriege wider den alt' bösen Feind, der niemand darüber im Ungewissen läßt, daß er

es jetzt ernst meine, wie je zuvor. Ohne Frage erwirbt sich deshalb kein geringes Verdienst um die evangelische Sache, wer eindringliche Mittel findet und darreicht, unsere kirchlichen Kernlieder dem Herzen und Verständnis der Bekenner und namentlich des jungen Volkes unvergeßlich einzuprägen.

Diesen Zweck verfolgt das Werk Nesemanns. Es erstrebt das Ziel desselben mit treffender Sicherheit, wie mir scheint, die nicht leicht fehlgehen wird. Nesemann macht das Kirchenlied zum Gegenstand und Inhalt eines erbaulichen und erwecklichen Lehrbuches von fesselnder volkstümlicher Allgemeinfaßlichkeit. Seine Auswahl der verbreitetsten Gemeinde-Lieder folgt den leitenden Gedanken unserer meisten besseren Gesangbücher. Nesemann setzt, wie jene, den beleuchteten Stoff in vier Abschnitte auseinander: der erste Abschnitt umfaßt „das Kirchenjahr", der zweite „Katechismus-Lieder" (diese auf Grund des Lutherschen Katechismus); dann folgen im dritten Abschnitt „Glaubens-, Lob- und Danklieder" und im vierten, dem letzten Abschnitt „Lieder für besondere Zeiten" — im ganzen 82 Lieder, wohl nach Anzahl und Auswahl übereinstimmend mit den für die Volksschule ehedem von der vielbesprochenen „Regulative" bestimmten Liedern.

Nun zur Stoffbehandlung selbst: Aus den Gesichtspunkten eines, die allgemeine Bedeutung der größeren Abschnitte wie ihrer Unterabteilungen geschichtlich und dogmatisch erklärenden Einganges und eines Nachweises der „biblischen Grundlage" des jedem Liede als Gedankenquell dienenden Inhaltes nimmt der Verfasser zunächst Anlaß, den fortschreitenden Entwickelungsgang der göttlichen Reichsordnung als eines logisch gewordenen zusammenhängenden Ganzen darzustellen. Darauf werden sämtliche Strophen eines jeden der ausgewählten, versweise abgedruckten Lieder sachlich, sprachlich und apologetisch wie auch parenetisch erklärt, beleuchtet und dem verständigen, wie herzlichen Fassungsvermögen klar und wert gemacht. Den Inhalt jedes einzelnen Verses faßt der Autor in eine knappe katechetische Frage und Antwort kurz zusammen, zum Zweck einer leicht behältlichen Einprägung ins Gedächtnis. Eine ebenso gedrängte summarische Uebersicht über den Gedankengehalt des ganzen, versweise rekapitulierten Liedes und ein kurzer Lebensabriß des Dichters schließt diese sinnige und praktische Art der Auseinandersetzung jedes der 82 Lieder. Nesemanns Erklärungen und theologische Anschauungsweise seiner hymnologischen Gegenstände atmen den Geist der reinen lutherischen Lehre und Schriftgläubigkeit. Unter den Stücken, die ich eingehend gelesen habe, ist mir nur ein einziger Ausdruck aufgefallen, der meinen Widerspruch aufruft, indessen lediglich sprachlich Bedenken erregt. Während der Herr Verfasser sonst die Lesarten der Originale möglichst treu festgehalten hat, scheint er einer Vorlage des Luther-Liedes „Ein' feste Burg" gefolgt zu sein, welche über Luthers kernigen Volksausdruck stolpert: „Thut er uns doch nicht (will sagen, ist er uns doch „nicht über" — oder „kriegt er uns doch nicht unter"), und das „nicht", dieses kräftige, mutige „nicht" in ein zaghaftes „nichts" verwandeln. Daß dieses „nichts", welches auch Nesemann liest, aus der Reim-Melodie entgleist:

Thut er uns doch nichts
Das macht, er ist gericht't,

mag nicht sonderlich ins Gewicht fallen. Aber Nesemanns Erklärung, „thut er uns doch nichts, er kann uns nichts anhaben", verfehlt doch sicher vollends den Sinn dessen, was Luther selbst glaubte, dachte und sagen wollte. Wie? Der Teufel könnte uns nichts anhaben? Dann brauchten wir seine „grausame Rüstung" ja nicht zu fürchten, brauchten uns nicht selbst zu wappnen mit der Wehr des Glaubens wider die „listigen Anläufe des Teufels". — Aber das drückte Luther nicht aus mit seinem „nicht". — Seine Sprache bildete sich bekanntlich daraus hervor, daß er dem „Volk nach dem Maule sah" — und seine Leute bezeichneten das Uebergewicht der Körperstärke sehr bezeichnend, wenn einer von einem anderen sagte: „der thut mich", bezw. „der thut mich nicht". So wäre recht erwünscht, daß bei einer neuen Auflage des Nesemannschen Werkes die originale und originelle Ausdrucksform wieder hergestellt würde. Im übrigen verdient das treffliche Buch weiteste Verbreitung, und zwar nicht ausschließend in Schulen, Konfirmandenstuben und anderen Lehranstalten, sondern in allen christlichen Häusern, wo man geistliche, liebliche Lieder pflegt und liebt.

L. M.

— Die Geschichte des Oratoriums, für Musikfreunde kurz und faßlich dargestellt von Franz M. Böhme. Zweite, gänzlich umgearbeitete Auflage. (Gütersloh, C. Bertelsmann.) 1887. 8 Bogen. 8°. 2 M.

Nicht durch eigene Tonschöpfungen hat meines Wissens der Verfasser dieser Monographie als kompetenter Beurteiler der Tonkunst und ihrer besonderen Form-Erscheinungen das öffentliche Vertrauen erworben; wohl aber bezeugte er seinen Trieb, zu forschen und zu sammeln, in dem vorliegenden Werke, wie auch in anderen zusammengestellten Materialien der Musik, von denen hier sein „Altdeutsches Liederbuch" (1877) und seine „Geschichte des Tanzes in Deutschland" (1886) genannt werden mögen. Vorliegendes Werk — nicht die erste und einzige Fachschrift über das Oratorium und seine verschiedenen Gattungen — hat seine Bedeutung und Berechtigung fast ausschließend in dem Sammelfleiß, den der Verfasser auch hier wieder bethätigt hat. Als wertvolle Gabe erscheint namentlich eine dem geschichtlichen Hauptteil angehängte „Uebersicht aller bekannt gewordenen Oratorien nebst Angabe ihrer Entstehungszeit und ihrer Komponisten". Vollständig alles Vorhandene — wie dieser Titel verspricht — gibt das Verzeichnis zwar nicht, aber es umfaßt doch die Hauptwerke ohne Lücken und kann der Geschichtsforschung des Oratoriums von seinen Anfängen bis zur jüngsten Gegenwart herab als willkommener Wegweiser dienen. Der geschichtliche Vortrag des Buches bestrebt sich einer löblichen Kürze und Verständlichkeit; laut Titel sucht

das Werk seine Leser nicht sowohl unter den Genossen der ausübenden Tonkunst, als unter ihren Freunden und Gönnern. So erhebt dasselbe keinerlei Anspruch auf Wissenschaftlichkeit. Das scheint mir aber doch kein Grund zu sein, auch hie und da auf geschichtliche und kritische Treue und Zuverlässigkeit zu verzichten, oder eine Flüchtigkeit der Arbeit zu rechtfertigen, die nicht selten so empfindlich wahrnehmbar wird, daß man schon beide Augen — nicht eins — zudrücken müßte, um sie nicht zu erkennen. Von dieser Flüchtigkeit wird sogar der von Satzfehlern wimmelnde Druck betroffen. Im Text finden sich auch sachliche Ungenauigkeiten und sogar unzutreffende geschichtliche Daten. — Ein Musikhistoriker sollte doch wissen, daß ein namhafter Meister, wie Ph. Em. Bach nicht zuerst in Hamburg und dann in Berlin lebte, wie daß er hier nicht als „Kapellmeister“ fungierte, sondern als Kammercembalist Friedrichs II. — wie endlich, daß der sogenannte „Hamburger Bach“ — eben derselbe — nicht 1768 zu Berlin, sondern 1788 zu Hamburg gestorben ist. — In der Einleitung grenzt der Verfasser die Begriffe „Oratorium“ und „Kirchenmusik“ streng gegeneinander ab. Ohne Frage hat er vollkommen recht, zu erklären: „Kirchenmusik sei das Oratorium trotz seiner biblisch-religiösen Texte nicht, da es nicht zur Liturgie gehöre.“ Im weiteren Verlauf seiner Ausführungen aber scheint er diese Begriffsbestimmung nicht ernst gemeint zu haben; denn öfter wird das Oratorium als besondere Gattung der Kirchenmusik bezeichnet, wird sogar einmal (S. 103) „das Kirchendrama“ genannt, obwohl es „von der Kirche als solcher ausgeschlossen ist“. Widersprüche dieser und anderer Art muß der Leser sich nun einmal nicht zu sehr zu Herzen nehmen. Uebeler ist ein anderes Bedenken, das die aufmerksame Durchsicht des Buches aufregt. Nämlich dieses: die ältere Zeit bis herab zur neueren Entwickelung seit Bachs und Händels Tode wird in einem Lichte dargestellt, welches lange vor Herrn Böhmes öffentlicher Wirksamkeit bereits hell leuchtete und von namhaften Gewährsmännern musikalischer Geschichtsforschung in autoritativen Werken angezündet wurde. Nun trifft es sich, daß die kritischen Anschauungen und Urteile des Verfassers fast überall genau denjenigen gleichen, welche durch die Schriften eines Mosemius, Marx, Ambros, Chrysander, Spitta und ähnlicher Autoritäten zum Allgemeingut der deutschen Musikwelt geworden sind. Die neuere und insonders die neueste Zeit dagegen hat der öffentlichen Meinung für ihre musikalische Kunstkennerschaft ähnliche zuverlässige Stützen noch nicht darzubieten vermocht. Das soll erst geschehen, wie man auch aus dem vorliegenden Werke ersieht. Dasselbe will den Musikfreunden die Wege bahnen, welche zu einem kritischen Standpunkte gegenüber dem Oratorium, seiner Geschichte, seiner Gegenwart und Zukunft führen mögen. Gewiß, ein nützliches und verdienstvolles Unternehmen! Doch schade, daß die Urteile des Verfassers über die neueren Bestrebungen und Leistungen den Eindruck machen, als litten sie schwer an Unklarheit, die dem Anschein nach zu einem Teil aus einer gewissenhaften Prüfung der beurteilten Gegenstände schlechterdings nicht zu erklären ist. Deshalb regt sich der Verdacht, daß eine solche Prüfung dem Urteil gar nicht vorhergegangen sei, zuweilen auch da, wo man nicht liest: das Oratorium so und so „soll“ schöne Chöre enthalten u. s. w. Anderenteils ist man versucht, den Mangel an Klarheit auf eine — wohl kaum vom Verfasser empfundene und einzuräumende — innere Unsicherheit seines Urteils zurückzuführen, welche denn oft die objektive Wahrheit des Historikers trübt und sie zur rein subjektiven Meinung eines Rezensenten herabsetzt. Man vergleiche hierzu nur, was über Robert Schumann — nicht gesagt und wie überschwänglich dagegen von Löwes „Hochzeit der Thetis“ geschwärmt wird. Um noch ein Beispiel anzuführen von solcher Unsicherheit des Urteils, so findet der Leser sich überrascht durch die Behauptung, Mendelssohn habe Fr. Schneider (den sogenannten Weltgerichts-Schneider) wegen dessen „Frische und Jugendkraft zu beneiden“ Ursache gehabt!? Auch wird es kundigen Lesern ganz neu sein, daß Mendelssohns „Elias“ „weniger Glück“ gemacht hätte als sein „Paulus“. Elias wurde vielmehr schon in den Aushängebögen der Simrockschen Verlagshandlung stürmisch gekauft, und der Ertrag des erstjährigen Vertriebes deckte — wie man derzeit erfuhr — zur Ostermesse das ganze Geschäft, welches die Firma im letzten Jahre gemacht hatte. Man sucht überall vergebens nach einer zielbewußten Kunstanschauung als der Grundlage und Quelle der Kritik, die der Verfasser den rasch vorübergeführten Gegenständen seiner Darstellung angedeihen läßt. Daraus erklärt sich sein schwankendes Urteil, das zuweilen — vorzugsweise in Bezug auf die Gegenwart — den Eindruck eines auf der hohen See der Meinungen umhergetriebenen steuerlosen Fahrzeugs macht. In der Einleitung bekennt Herr Böhme sich zu Spittas Begriffsbestimmung, welche „vom Oratorienstyl fordert, daß der Komponist mit allen Tonmitteln den vollen musikalischen Gehalt seines Textes entfesseln müsse, ehe er dramatische Rücksichten nehmen dürfe. Die Aufgabe des Oratoriums sei demnach gar nicht, dramatisch zu sein, sondern nur den in seinen Begebenheiten liegenden Stimmungsgehalt musikalisch zu entbinden“. So erhebe das Oratorium sich nach seinem sittlich-religiösen Inhalt und nach der reichen Entfaltung der höchsten Kunstformen auch stilistisch über die Oper und alle anderen Formengattungen der Tonkunst. Mit dieser Auffassung des Oratoriums und seiner Aufgaben kann man gern einverstanden sein; dieselbe folgt der überlieferten Anschauungsweise und scheint auch vom Verfasser geteilt zu werden. Wenigstens liest man sein Buch in solcher Voraussetzung bis zur drittletzten Seite, ohne aus dieser vertrauensvollen Annahme herausgedrängt zu werden. Da zieht ganz unerwartet ein gesperrt gedruckter Satz auf Seite 108 die Aufmerksamkeit des Lesers auf eine völlig neue, an das Oratorium und sein Wesen gerichtete Forderung — eine Forderung oder ein Wunsch

des Verfassers, wie nach seiner Meinung die Zukunft dieser Kunstgattung sich gestalten müsse — nämlich wörtlich so: „Darstellung der heiligen Geschichte in lebenden Bildern (ohne Aktion), verbunden mit einfachen volkstümlichen Gesängen der Kinder (!) oder Singchöre, selbst (!) mit Instrumentalbegleitung, zu außerkirchlicher Erbauung in den christlichen Festzeiten." — Das Urteil über eine solche Weiterbildung des Bachschen, Händelschen, Mendelssohnschen Oratoriums mag jeder musikverständige Leser sich selbst bilden. — Uebrigens soll nicht vergessen werden, besonders hervorzuheben, daß die evangelisch-deutsche Grundstimmung des Verfassers stellenweise enthusiastisch hervorleuchtet und empfängliche Leser warm anmutet. L. M.

7. Poesie.

Dantes göttliche Komödie, übersetzt von Otto Gildemeister. (Berlin. Wilhelm Hertz [Bessersche Buchhandlung]) 1888. XII u. 551 S. 8⁰. 9 M.

Wie Shakespeare fand auch Dante in Deutschland eine zweite Heimat; allerdings lange nicht in einem so weiten Kreise. Viele Gebildete halten immer noch die Beschäftigung mit ihm für eine sonderbare Liebhaberei. Unserer Frauenwelt gilt er als der unnahbare Dichter für gelehrte Männer. Er hat das Weib verherrlicht wie kein anderer; ein unverdienteres Schicksal hätte ihn nicht treffen können, als von edlen Frauen gemieden zu werden. Wer in Goethes Faust nur eine Liebesgeschichte findet und sich an vergänglicher Salonmusik erquickt, wage es nicht, zur göttlichen Komödie zu greifen. Wir haben aber, Gott sei Dank, deutsche Frauen genug, die sich gerne den Tiefsinn des Lebens deuten lassen und von dem Gewaltigen, das er kündet, erschüttert und erhoben werden. Alle diese mögen kecklich die göttliche Komödie lesen. Manches mag ihnen seltsam, manches abstoßend erscheinen; aber im ganzen wird ihnen das wundersame Buch einen erhabenen Genuß bereiten, wie nur wenig andere Dichtungswerke, und der Geschmack an seichter Lektüre wird ihnen für lange vergangen sein.

Die neueste Uebersetzung, die uns in einem stattlichen, von der Verlagshandlung würdig ausgestatteten Bande vorliegt, sei zu diesem Zwecke den Lesern der allg. kons. Monatsschrift und besonders den oben charakterisierten Frauen angelegentlich empfohlen.

Es ist die 18. Uebertragung ins Deutsche, die 8., welche die Terzine beibehalten hat.

Ein Uebersetzer der comedia scheint vor der Wahl zu stehen, auf die treue Wiedergabe des Sinns oder auf die poetische Form des Originals zu verzichten. Es zeugt von der Reife deutscher Uebertragungskunst, daß wieder und wieder der rühmliche Versuch gewagt wird, die schweren Gedanken des Italieners in unserer Heimat in dasselbe zarte Kleid zu hüllen, das sie in der seinen tragen. Vor 11 Jahren hat uns Karl Bartsch mit einer trefflichen Terzinenübersetzung beschenkt. Wenn der Nachfolger immer etwas Besseres bieten soll als die Vorgänger, so war wohl keiner mehr dazu berufen, Bartschs Nachfolger zu sein, als Otto Gildemeister, der geistvolle Uebersetzer Shakespeares und Ariostos, Byrons und Mussets. Das vorliegende Buch ist das Werk eines gewissenhaften Dolmetschs; dabei entfaltet sich trotz der Nötigung durch den Zwang des Gedankens und den Zwang der Form der Geist der deutschen Zunge in völliger Freiheit, scheinbar unter keinem anderen Gesetz, als unter dem einer autonomen poetischen Kraft.

Die Sprache der Uebertragung ist kräftig, gedrungen, wuchtig, plastisch; wohl kaum läuft einmal ein unpoetischer Ausdruck mit unter.

Nur an wenigen Stellen der drei Gesänge, welche der Unterzeichnete mit dem Originale verglichen hat, läßt die Treue der Uebertragung zu wünschen übrig. So purg. 11,18, wo „e non guardar al nostro merto" durch „und laß uns nicht umsonst Vergebung bitten" wiedergegeben ist. An einigen Stellen mußte um des Reimes willen die feine Nuance des Sinnes verwischt werden oder ein Stück der Anschaulichkeit verloren gehen. So inf. 7,48 „in cui (Päpste und Kardinäle) sua avarizia il suo soperchio" — „die sich der Macht des Geizes nicht erwehren." Der Sinn ist: in denen der Geiz sich selber übertroffen hat. Parad. 18,121. sì ch' un altra fiata omai s'adiri. Es spricht hier der Dichter den Wunsch aus, daß wieder einmal (un altra fiata) der Zorn Christi über das Kaufen und Verkaufen im Tempel entflamme. Das bezeichnende un altra fiata, welches an die erste Tempelreinigung durch Christus erinnert, ist in der Uebersetzung unberücksichtigt geblieben („damit vor seinem Grimm den Krämern graut"). Viel zahlreicher sind die Stellen, wo eine Vergleichung mit dem Originale Bewunderung vor der Kunst des Uebersetzers erweckt. Prächtig ist die Wiedergabe an Stellen wie inf. 7,53. 54. 81. 95, purg. 11,93. 102, par. 18. 64 ff. Nur selten findet man eine Erweiterung des Gedankens, die dem Bedürfnis, den Reim zu füllen, entsprungen ist (inf. 7,37; purg. 11,5).

Während das Original fast lauter weibliche Reime hat, wendet G. dem Charakter der deutschen Sprache gemäß mit Recht auch männliche Reime an, und zwar in regelmäßiger Abwechselung mit jenen. Seine Verskunst ist eine meisterhafte. Nie wird das Ohr durch einen unreinen Reim, nie durch unnatürliche Inversionen oder Ellipsen beleidigt.

Zur Aufgabe der Uebertragung trat die der Erläuterung. Ohne gelehrte Einführung in die Welt des Dichters ist ein Genuß der comedia unmöglich. Sehr leicht wird hier des Guten zu viel gethan. G. hat sich auf das Notwendigste beschränkt. Er setzt nicht einen gelehrten, wohl aber einen gebildeten Leser voraus. Man wird dankbar dafür sein, daß keine Noten den Text entstellen, sondern in einer mäßig großen Einleitung zum ganzen Werke und in kurzen Einleitungen zu jedem einzelnen Gesange das zum Verständnis Erforderliche geboten wird. Aller-

dings ist es ratsam, diese Bemerkungen mit Aufmerksamkeit zu lesen. Es wäre vielleicht dienlich gewesen, wenn öfter in den Einleitungen zu den einzelnen Gesängen auf die Gesamteinleitung, namentlich auf die hier gegebene Schilderung der politischen Verhältnisse, zurückverwiesen worden wäre.

Die dem Ganzen vorausgeschickten Bemerkungen enthalten nur gesicherte Ergebnisse der Danteforschung und von diesen nur solche, die zu erfahren not thut, um das Gedicht zu verstehen. Dankenswert ist es, daß sie nicht im voraus eine Analyse desselben geben und mit den verschiedenen Deutungstheorien den Leser verschonen. Der Interpret läßt das Werk für sich selber reden. Eine Erklärung des auffallenden Titels „Komödie" hätte nicht fehlen sollen.

Die Einleitungen zu den einzelnen Gesängen flechten in eine kurze Inhaltsangabe ein, was zum Verständnis einzelner Stellen notthut. Was sich in die zusammenhängende Darstellung nicht einfügen ließ, wird am Schlusse derselben anhangsweise zu den einzelnen Versen angemerkt.

Ein Uebersehen ist es, wenn in der Einleitung zu parad. 18 Alice, die Geliebte Rennewarts, eine Tochter Karls des Großen genannt wird. Sie ist nach der Sage eine Tochter Ludwigs des Frommen. Die Erklärung des fumo acidioso in inf. 7,122 auf den heimlichen Haß der Hämischen scheint dem Unterzeichneten richtig zu sein, dagegen möchte er mit den ältesten Kommentatoren die beiden Guido, welche der Ungenannte vom Neste vertreiben wird, für Guido Guinicelli und Guido Cavalcanti halten (purg. 11,97).

Vielleicht ist der Verfasser in seiner rühmlichen Sparsamkeit an Noten etwas zu weit gegangen. Inf. 7,12 „soperbo strupo", „stolze Hurerei", hätte einer Erläuterung bedurft. Es ist nicht klar, ob der Uebersetzer nach dem Sprachgebrauche des Alten Testaments den Abfall von Gott bezeichnen will, oder an das 1. Mose 6,2 erwähnte Vergehen der Engel denkt. Der Dichter hat wohl das erstere gemeint. Das „tägliche Manna", um welches in den herrlichen Eingangsworten des 11. Gesanges des purg. die Seelen flehen, ist nur dem theologischen Leser als die mitwirkende Gnade verständlich. Bei Zeile 129 desselben Gesanges hätte auf das, was Belacqua purg. 4,129 ff. sagt, zurückverwiesen werden dürfen. Der Adler in parad. 18,108 scheint dem Unterzeichneten nicht Sinnbild der Herrschertugend Gerechtigkeit überhaupt zu sein, sondern der Gerechtigkeit der kaiserlichen Weltmacht, die nach Dante ein notwendiges Glied der göttlichen Ordnung der Dinge ist.

Diese Ausstellungen werden nicht gemacht, damit getadelt werde, sondern damit die rühmende Anerkennung des prächtigen Buches nicht als eine gedankenlose und konventionelle erscheine. Möge die gebildete Welt unseres Volkes mit der gebührenden Dankbarkeit die wertvolle Gabe, die ihr hier geboten wird, entgegennehmen, und dadurch dem großen Italiener viele neue begeisterte Freunde gewonnen werden!

Wenn die Verlagshandlung einer zweiten Auflage, die hoffentlich bald nötig wird, das Giottosche Konterfei des Dichters beigeben würde, wäre es gewiß nicht nur ein äußerer Schmuck; der Unterzeichnete wenigstens schaut immer gern, wenn er sich so recht an seinem Dichter erfreut hat, in die wundersamen Züge des strengen Antlitzes hinein, die das verhaltene Feuer der alma sdegnosa (inf. 8,44) — der zornigen Seele — verraten.

A. Schmitthenner.

8. Unterhaltungslitteratur.

— **Meister Breckmann**, wie er wieder zum Glauben kam und aufhörte, Sozialdemokrat zu sein. Von **L. v. Hammerstein**, S. J. 2. Aufl. (Trier, Paulinus-Druckerei.) 1888. 115 S. 8°. 1 M.

Von der Sozialdemokratie ist in dem vorliegenden Schriftchen sehr wenig die Rede. Der Verf. kennt nur **einen** Gegner und das ist — der Protestantismus. Diesen sucht er auch hier alsbald auf und bringt in populärerer Form dieselben Gründe gegen den evangelischen und für den römisch-katholischen Glauben vor, welche er schon in seinem „Edgar oder: Vom Atheismus zur vollen Wahrheit" entwickelt hat. Da diese Schrift mit ihrer Beweisführung bereits früher von uns in dieser Zeitschrift gewürdigt worden ist, so ist ein Eingehen auf die sachliche Seite des Büchleins nicht erforderlich. Was die Form angeht, so mag vielleicht ein oberflächlicher Leser den Eindruck bekommen, daß der römisch-katholische Glaube die Religion des gesunden Menschenverstandes sei; wer jedoch mit einigem Nachdenken liest, wird die Gutmütigkeit des Meisters Breckmann bewundern, der so leichten Kaufes seine sozialistischen Ueberzeugungen preisgibt und ein gläubiger Katholik wird. Freilich hatte der Meister — das wird mehrfach hervorgehoben — ein sehr gutes Herz und war eigentlich, man weiß nicht wie, zur Sozialdemokratie gekommen. Ein warmer Brustton, der Herz und Gewissen ergreifen könnte, findet sich, abgesehen von den biblischen Citaten, kaum in dem Buche. Eine Sünde ist nach S. 110 nur dann etwas, „wenn man gegen das eigene Gewissen handelt". A. H.

9. Verschiedenes.

— **Iris.** Farbenstudien und Blumenstücke von **Franz Delitzsch**. (Leipzig, Dörffling & Franke.) 1888. 8°. 175 S. 4 M.

Wer das Glück hat, zu den Schülern Delitzschs zu gehören, der weiß auch, daß die holden Kinder des Lenzes und Sommers seine Lieblinge sind und ihm tagtäglich in seine Vorlesungen das Geleit geben. Zwölf Vorträge über Farben und Blumen, meist im Plaudertone gehalten, und doch voll tiefen Ernstes, werden uns daher nicht überraschen, aber uns um so willkommener sein, weil wir wissen, daß sie nicht Kinder einer plötzlichen Laune sind, sondern langer und treuer Liebe ihren Ursprung verdanken. Sämtlich einzeln schon

früher veröffentlicht, erscheinen sie hier in einem zierlichen Büchlein vereint, selbst gleichsam ein lieblicher Strauß, anhebend von dem tiefen Blau des heitern Himmels, schließend mit der ewigen Jugend, welche in den goldenen Gassen der neuen Welt ihre Wohnstätte hat. Innerhalb dieses Rahmens hören wir sinnige Deutungen der Farben und ihres Gebrauchs auf geistlichem und weltlichem Boden, vernehmen den Preis der Blumen und ihres Duftes, erhalten einen Beitrag zur Lösung der Frage, ob Luther in Leipzig gegen den groben Eck mit einem Blumenstrauß sich waffnete, sehen die Königin von Saba Salomo ein Blumenrätsel aufgeben, erfahren die biblische Beurteilung des Weines und Tanzes, um mit einer Betrachtung über Liebe und Schönheit dem Ende zuzueilen. Die Vermählung deutscher Gemütstiefe und deutschen Humors mit orientalischer Denkweise, welche des Verfassers zweite Natur geworden ist, geben der Darstellung einen eigenen Reiz, und das Schwanken zwischen holden Phantasien und der Versenkung in ernste wissenschaftliche und sittliche Wahrheiten läßt den ganzen Menschen bei der Lektüre zu seinem Rechte kommen.

A. H.

Ein Vertrag.

Roman

von

Siegfried vom Hook.

(Fortsetzung.)

Sal' a Terra.

Henning hatte Schloß Vilamsdorff noch nicht verlassen, als die Gesellschaft, der er entflohen, bereits beschäftigt war, sich — wie Kurd es bezeichnete — zur Tafel zu putzen. Um vier Uhr war der Schloßherr gerüstet in seinem Privatgemach zu treffen. Er empfing hier den Kapellmeister Giese und den Haushofmeister, beide wie er selbst im Gesellschaftsanzug. Der Graf pflegte vor Beginn festlicher Veranstaltungen in Schloß Vilamsdorff die getroffenen Anordnungen noch einmal persönlich zu prüfen: „Wir sind es unseren Gästen und der Ehre unseres Hauses schuldig“ — erklärte er seiner Gemahlin — „daß alles in tadelloser Ordnung sei. Man darf den Leuten solche Sorgen nicht überlassen. Sie müssen stets eingedenk bleiben, daß des Herrn Auge sie bewacht und lenkt.“

Mit militärischer Straffheit stand in respektvoller Entfernung der Haushofmeister vor dem Schreibtisch seines Gebieters. Dieser war in Durchsicht eines langen Registers vertieft. Er schrieb mit Bleistift ab und zu eine Bemerkung auf den Rand, welche er mit halblaut gesprochenen Worten verdolmetschte.

„Nehmen wir heute Chateau d'Yquem, — Kapwein dürfte für Damen doch zu heiß werden —“ sagte er schreibend.

„Zu Befehl, gnädiger Herr Graf“ — antwortete der Haushofmeister, während jener weiter las.

„Nein, nein!“ — bemerkte derselbe wieder nach geraumer Weile allgemeinen Schweigens. — „Wir haben achtzehn Gedecke und neun Paare, da sind neun Jäger, — für jedes Paar einer — ganz genug.“

„Sehr wohl, gnädiger Herr Graf!“ — echote es zurück.

Endlich hatte der Schloßherr seine Durchsicht beendet und reichte den Papierbogen seinem Haushofmeister.

„Vergessen Sie nicht, Meißner“ — ermahnte er diesen noch — „nachzusehen, ob die Leute ihre Knöpfe und das Lederzeug gehörig geputzt haben.“

Darauf entließ er den Obersten der Dienerschaft und wandte sich dann in weit vertraulicherem Tone zu Giese. Der Graf durchlief langsam das Programm der Tafelmusik, welches Giese ihm überreichte.

„Was wollen Sie denn mit ihrer Schubert'schen Polonäse zur Suppe sagen, mein lieber Kapellmeister?“ — fragte der Graf — „das sieht ja aus, als wollten Sie einen Ball ankündigen.“

„Ziehen Herr Graf zur einleitenden Suppe vielleicht eine Ouverture oder ein Präludium von Bach oder von Chopin vor?“ — fragte Giese mit leichtem Anflug von Ironie.

„Ja, ja!“ — entschied Kurd nach einiger Ueberlegung arglos — „da es wirksam instrumentiert ist und Ihre Leute es gut blasen können, nehmen Sie das Bach'sche Präludium, das der Gräfin neulich so wohl gefiel — nehmen Sie das zu Ehren des Fräulein von Trutheimb und des Grafen Hoyer. Ich denke, auch unsere englischen Gäste hören nach dem Tischgebet am liebsten ein ernstes Stück.“ —

Der Musiker machte eine ironische Verbeugung und Diessemberg las weiter.

„Mendelssohns Gondellied zum Fisch?“ — unterbrach er sich wieder. — „Wir haben Seezungen“ — belehrte er sich durch einen Blick auf den neben ihm liegenden Entwurf des Speisezettels. „Zu dem Seefisch paßt doch das Gondellied nicht recht — wie denken Sie über den Fall, Kapellmeisterchen, he?“ —

„Die passende Wahl zu treffen ist zuweilen schwer. Befehlen Herr Graf vielleicht zum Seefisch das Lied der Meermädchen aus Oberon?“

„Na ja — das paßt schon besser. Also „Lied der Meermädchen““ schrieb er an den Rand neben dem durchstrichenen Gondellied.

„Jägerchor aus dem Freischütz zum Rehrücken — bravo! — gut gewählt! Wir haben verschiedene Jagdfreunde bei Tafel, denen die musikalische Erinnerung an Waidmannsleben den Genuß des Wildprets würzen wird.“

Während der Graf noch die übrigen Programmstücke durchmusterte, welche nach Maßgabe der entsprechenden Stimmung ausgewählt zu werden pflegten, die den Genuß der Küchenerzeugnisse zu vergeistigen dienen sollte, brachte Friedrich die vom Schloßturm heruntergelangte telephonische Meldung, daß der Wagen des Obersten Kracht sichtbar geworden sei. Mit der Weisung, die Gräfin von der Ankunft der Gäste zu verständigen, verschwand der Kammerdiener.

„Na hören Sie mal, mein lieber Herr Giese,“ schmunzelte Kurd sich erhebend und das Verzeichnis dem Angeredeten behändigend, „mit Ihrem „Nun danket alle Gott“ zum Nachtisch werden Sie bei der heutigen gemischten Gesellschaft schwerlich Glück machen.“

„Soll ich vielleicht lieber einen Marsch spielen, mein Herr Graf?“

„Beileibe nicht, Kapellmeisterchen! — Wo denken Sie hin? — Ich werde doch meinen Gästen nicht den Marsch machen! — Nein, nein! — Blasen Sie nur den Choral. Ich will es mir gern gefallen lassen, daß die Theetanten in der Stadt die Köpfe zusammenstecken und die altväterischen Manieren auf Schloß Bilamsdorff beklatschen. — Beklatscht zu werden, das ist ja ohnehin das Streben Eures künstlerischen Ehrgeizes, mein lieber Kapellmeister“ witzelte Kurd mit dem zufriedenen Gefühl, ein treffendes Wortspiel gemacht zu haben.

Er stieg mit Giese die Treppe hinab und redete mehr mit sich selbst als zu seinem Begleiter, indem er weiter bedachte, wie das treue Festhalten an den ehrwürdigen Gebräuchen und Bedürfnissen einer religiös gerichteten Gesinnung der Vorfahren die heilige Pflicht des heutigen Edelmannes sei.

„Die adelige Denkungsweise — darin liegt jetzt allein das Wesen der Standesehre. Was wäre meine Gesinnung wert, wenn ich dem Geber nicht danken wollte für die Gaben, die er mir ohne mein eigenes Verdienst in überreichem Maße darreicht. Also es bleibt dabei, Kapellmeister,“ wandte Diessemberg sich mit fröhlichem Entschluß zu Giese, „blasen Sie mir nach Tafel recht hell und vergnügt „Nun danket alle Gott.“ —

Damit verabschiedete er den Musiker und trat in den Empfangssaal, um die eintreffenden Gäste hier zu begrüßen.

Kurd fand seine Gemahlin schon zu diesem Zwecke anwesend. Bald gesellten sich auch Sir Francis und Lady Lucy zu ihnen.

„Sie werden verschiedene Honoratioren aus der Kreisstadt und Nachbarschaft kennen lernen," erklärte Kurd seinen englischen Freunden, „man hat Verbindlichkeiten" —

Alma schnitt die weitere Entwickelung der internen Beweggründe ab, welche geeignet waren, ein nicht eben günstiges Vorurteil zu erwecken gegen die Einladung der erwähnten, von Kurt mit etwas mokantem Ausdruck als „Honoratioren" bezeichneten Tischgäste.

„Die beiden Töchter des Obersten Kracht," sagte die Gräfin mit einiger Verlegenheit beschönigend, „sind die tonangebenden Genien der jungen Welt in unserer Kreisstadt."

„Rolchen und Nia" schaltete Kurd belustigt ein. Alma fand die Laune ihres Gemahls „wieder einmal ganz spinös". Sie machte dem englischen Paar verständlich, die Schwestern würden nur von ihrem etwas sonderbaren Vater scherzweise Rolchen und Nia oder Niny geheißen. Ihre Patinnen seien sehr hochstehende Damen, und die jungen Fräulein Kracht scheinen deren vornehme Eigennamen „Karola" und „Sidonia" mit sehr würdigem Anstande zu tragen. Sidonie, eine niedliche, noch recht naive Blondine mit keckem Stumpfnäschen, sehe man übrigens erst seit dem letzten Winter in der Gesellschaft und heute zum erstenmal zur Tafel in Schloß Bilamsdorff.

Kurd ahmte die pathetische Sprechweise des pensionierten Oberst Kracht nach: „Meine Karolra — meine Sidonria" machte er und begleitete die Darstellung des alten militärischen Sonderlings mit rollenden Augen, die er so weit öffnete, daß die Pupillen zur Hälfte hinter das untere Augenlid versanken, gleich untergehenden Sonnenscheiben am Horizont weißer Schneeflächen. — Dieffemberg erklärte sein seltsames Betragen als den Ausdruck einer ganz harmlosen Vergnüglichkeit, die er als seine Gesellschaftsstimmung bezeichnete. — Solche gute Laune teilte sich auch alsbald den bereits anwesenden Gästen mit. Selbst Alma bemühte sich vergebens ernst darein zu schauen, trotz des peinlichen Gefühls, das der Mutwille ihr erregte, den ihr Gatte an sogleich zu erwartenden Gästen kühlte. Außer Alma schien auch der Rittmeister sich etwas unbehaglich berührt zu finden. Einen zwar verabschiedeten aber sonst im Dienst stets tüchtig und ehrenhaft bewährten Vorgesetzten in seiner Abwesenheit mit den Kosten der Heiterkeit zu belasten, das widersprach dem militärischen Schicklichkeitsgefühl des Rittmeisters. Er wandte sich wie zufällig dem mit Prachtwerken belegten Büchertisch zu, um aus Kaulbachs Illustrationen zum „Reineke Fuchs" unverdächtige Nahrung für seine unterdrückte Heiterkeit anzuleihen.

Inzwischen erreichte der offene Landauer des Obersten Kracht die Rampe des Schlosses, empfangen vom Haushofmeister Meißner, dem alten Gottlob und einem Stallknecht. Der Oberst lenkte vom Bock des Gefährtes eigenhändig seine gutgepflegten Braunen. Auf den Polstern des Rücksitzes wiegten sich seine elegant gekleideten Töchter, Fräulein Karola und Fräulein Sidonie. Den Bedientensitz nahm Johann ein, des Obersten gewesener Offiziersbursche. Die Arme auf der Brust gekreuzt, in der okergelben Kracht'schen Phantasie-Livree mit himmelblauen silberbordierten Aufschlägen und Kragen, machte Johann seiner Herrschaft und seinem aufsehenerregenden Aeußeren alle Ehre.

Der Oberst wachte eifersüchtig über den Glanz seines Hauses. Im Dienst bemühte er sich stets, als einer der propersten und strammsten Offiziere des Regiments zu erscheinen. Sein einziger Schmerz war, daß sein Wuchs sich nicht über zwei Zoll des vorgeschriebenen Maßes erhob. Er pflegte von sich selbst zu sagen: fünf Zoll größer — und ich wäre der schönste Offizier in der ganzen Armee. Dabei zeigte er dann im Eifer der Ueberzeugung das Weiße seiner Augen oberhalb der halbversunkenen schwarzen Pupillen. Sein Haar war auf dem Schädel durchsichtig geworden; doch unterhalb desselben fand sich noch Vorrat genug, mit welchem er diesen Schönheitsfehler aufs künstlichste hinwegzutäuschen verstand. An den Schläfen gewährten tadellos gerundete spitzauslaufende Locken, welche ein glänzender Klebestoff festhielt, der kunstreichen Frisur dauerbare Sicherheit. Mit dem reinen Weiß des Haupthaars kontrastierte höchst auffällig der an den Mundwinkeln stumpf abgestutzte Schnurrbart. Dieser männliche Schmuck war

schwarz wie unpoliertes Ebenholz und zeigte an den Wurzeln eine etwas unreinweiße Färbung. Oberst Kracht setzte seinen ganzen Stolz in dieses Symbol seiner soldatischen Würde und jugendlichen Straffheit, die er trotz seiner vorgerückten Jahre sich in der That bewahrt hatte und mit ritterlichem Hochgefühl und Anstand geltend zu machen suchte.

Fast gleichzeitig mit diesen Tischgästen des Grafen brachte ein verdeckter Mietwagen drei andere zu den Spitzen der Gesellschaft zählende Kreisstädter. Es war der Amtsrichter Weinhold mit seiner Gattin, einer jüngeren Schwester des Obersten Kracht, und der Rechtsanwalt Kniff, ein gewandter unterrichteter Jurist, glänzender Verteidiger und gefürchteter Gegner der Staatsanwaltschaft — des Grafen Dieffemberg-Bilamsdorff Sachwalter und von allen unverheirateten Schönen wegen seiner einträglichen Praxis und wegen seiner geselligen Talente im stillen angeschwärmt. Unter Führung des Haushofmeisters setzte diese Gesellschaft aus der Kreisstadt sich nach langen Vorbereitungen mit steifer Förmlichkeit in Bewegung; voran der Oberst, auf der dekorierten Brust auch das eiserne Kreuz, am Arm seine Schwester Weinhold. Beim Eingang des Empfangssaales langten zugleich mit den Kreisstädtern Adeltraut von Trutheimb und Marie Ringelin an. Sie traten bescheiden zurück, um dem Obersten mit seiner älteren Dame den Vortritt einzuräumen, nachdem Meißner die Flügelthüren geöffnet hatte.

„Ah, mein gnädiges Fräulein von Trutheimb, weiß die Ehre zu schätzen," beteuerte der Oberst. Er nahm eine stramme Haltung an, schlug die Stiefelabsätze zusammen, daß die Sporen klirrten und deutete mit bezeichnender Handbewegung seinen Entschluß an, dem adeligen Fräulein folgen zu wollen. Als Adeltraut nach vergeblichem Sträuben dieser Förmlichkeit ein Ende gemacht hatte, indem sie auf die Wünsche des alten Sonderlings einfach einging, schloß der Oberst sich mit seiner Begleiterin an.

„Folgen Sie uns, Fräulein Ringelin!" wandte er sich zugleich nach dieser um. Solche Reihenfolge wurde nach seiner Ansicht von einer korrekten Beobachtung der gesellschaftlichen Rangordnung gefordert; denn Marie stand als Schwester eines Rittmeisters und als bürgerliches Fräulein unter der Stufe des Obersten.

So bewegte dieser sich an der Spitze der Gäste im Tempo eines Defiliermarsches nach dem Platz im Saal, wo die Gräfin Alma sich aufgestellt hatte, um Geburtstagsgratulationen zu empfangen und die Eintretenden zu begrüßen. Nachdem er Trutheimbs und den Rittmeister als alte Bekannte mit winkender Hand flüchtig begrüßt hatte, wurde der Oberst und sein Gefolge den englischen Gästen vorgestellt.

„Magnifique!" rief der Oberst, „Rolchen und Nia, tretet mal 'ran, ihr Mädels — unterhaltet euch mal mit den Herrschaften auf zrenglisch. Sie haben in unserm Nest von einer Kreisstadt keine Gelegenheit dazu, meine Gnädigste," erklärte er der Lady Lucy.

Der Reiz, mit vornehmen Engländern persönlich zu verkehren, wirkte auf beide, von gewissen Schwächen deutschen Volkscharakters befangene Mädchen mit gleicher Stärke. Karola aber fühlte sich im Ausdruck der fremden, unter Leitung einer sächsischen Erzieherin erlernten Sprache nicht sicher genug, ihrem inneren Antriebe zu folgen. Ihre Schwester Sidonie hingegen ließ sich von der Aufforderung unbedachtsam hinreißen.

„Hau thu Juh thu, mey Leddy?" fragte sie die Lady mit leichtem Erröten.

Lucy sah ihren Gemahl mit fragendem Blick besorgt an. Er zog sie aus der Verlegenheit, indem er dem naiven, niedlichen Fräulein in leidlich fließendem Deutsch über das Befinden der Lady Mac-Bell die tröstlichste Beruhigung erteilte. Hierauf wandten beide sich zu Adeltraut von Trutheimb, welche in der Nähe stand, und vertieften sich mit ihr in eine englisch geführte Unterhaltung.

„Ungezogen!" flüsterte Karola mit flammendem Blick auf die Gruppe. Dann führte sie die Schwester an der Hand nach einem Fenster.

„Dieses stolze Fräulein von Trutheimb" schalt sie, „ist mir unausstehlich!"

„Warum denn, Rolchen?" fragte Niny erstaunt. „Ich beneide sie. Sieh doch, wie ihr der Mund geht — wahrscheinlich habe ich eine rechte Dummheit begangen — wie ärgerlich! — wer doch auch so fließend englisch könnte! — Und wie schön sie ist!

— Wie freundlich sie uns die Hand reichte! — Ich fand es gar zu hübsch, daß sie den Vortritt nahm, weil Papa es doch so wünschte. — Nein! — Aber dieser Papa!“ unterbrach sich Sidonie plötzlich, lief zu dem Genannten und zog ihn beiseite.

„Papa!“ flüsterte sie ihm eifrig ins Ohr, — „du hast ja die Uniform mit dem abnen*) Knopf angezogen!“ —

Verwirrt und stumm blickte der Oberst der Verkünderin der Schreckenspost in die Augen. Dann defilierte er am Spiegel vorüber mit zurückgewandtem Blick. Richtig! — am untern Teil des Rockschoßes fand sich die Stelle, wo der vorschriftsmäßige Knopf fehlte.

„Krach und Bletz! — Reinführt — dazu — dabei — daran!“ wetterte Oberst Kracht zwischen den Zähnen. Er stieß die letzten vier Wörter kurz und mit abgemessenen Pausen im Metrum eines jambischen Verses hervor. Ob er einen verborgenen Sinn damit verband, hat sich leider nicht ermitteln lassen. Der rhythmische Tonfall diente aber — gleich dem Trommelschlag zum Appell — die aufbrausenden Gefühle zur Sammlung aufzurufen. Im aktiven Dienst vor der Front waren jene rhythmischen Interjektionen hülfreiche Zeitmesser gewesen zur genauen Feststellung der Frist, welche den Anruf der Truppe vom auszuführenden Kommandowort trennte: „Bataillon — (reinführt — dazu — dabei — daran) — Marrrsch!“ — Im gegenwärtigen verhängnisvollen Augenblick der Entdeckung eines fehlenden Knopfes an der Garnitur Nummero Eins erleichterten jene Evolutionen der Zunge den verursachten schweren Schreck.

„Der Soldat muß sich in jeder Lage zu helfen wissen,“ erinnerte sich der Oberst. Er werde eine passende Rückendeckung suchen, erklärte er. Auf dem Marsch zur Tafel solle eine der Töchter sich hinter ihm heranmanövrieren, um als markierte Wand die schadhafte Stelle zu maskieren.

Bald nach diesem familiären Zwischenfall hörte man die Tischglocke läuten. Zugleich erschien Gottlob in einer strahlenden Livree und fragte seine Herrin, ob die Suppe aufgetragen werden dürfe.

„Die Herrschaften sind ja noch nicht einmal alle versammelt, Gottlob — Sie haben zu früh läuten lassen,“ tadelte Alma.

„Halten zu Gnaden, gnädigste Frau Gräfin,“ rechtfertigte sich der Alte, „um halber fünf ist befohlen worden. Jetzt ist die Glocke schon fünf Minuten darüber. Und die Herrschaften von Tschickenitz sein soeben einpassiert. Da sein sie auch schon.“

Der Haushofmeister öffnete wirklich jetzt die Flügelthüren so weit als möglich. Denn das eintretende Ehepaar bedurfte viel Raum, um sich ungezwungen in der Welt bewegen zu können. Beide Gestalten litten an einem seltenen Ueberschuß von Körperfülle, den sie indessen mit Würde zu tragen wußten. Doch die Gangart des Herrn machte gleichwohl den Eindruck des Schwerfälligen, weil er beim kurzen Ausschreiten die Fußspitzen sehr auffallend nach außen zwängte; wahrscheinlich, um seine Basis auf solche Art zu erweitern. — Seine Unterhaltung durchwoben oft unartikulierte melodische Kopflaute, die mit einem mäßigen Emporziehen der Mundwinkel verbunden zu sein pflegten. Das Ganze dieser Ausdrucksweise ersetzte die Anstrengung rechtschaffenen Lachens. So erleichterte er sich die Arbeit, Teilnehmung und Einverständnis überzeugend kundzugeben. — Seinerseits sprach er am liebsten über landwirtschaftliche Fragen. Er schmeichelte sich, der angesehenste „Hühnerologe“ in der Umgegend zu sein. Bramaputra und Perlhühner waren beliebte Spezialitäten, in denen kein Mitglied des „hühnerologischen Vereines“ es ihm gleichzuthun vermochte. Gern hörte er sich vom Grafen Dieffemberg-Bilamsdorff als Vetter titulieren, obwohl er keinen vollwiegenden Anspruch auf solche Ehre hatte. Denn in Wirklichkeit verband eine wirkliche Vetterschaft ihn nur mit den Freiherren von Dieffemberg-Zippelwitz-Mansche, einer Seitenlinie des gräflichen Geschlechtes.

---

*) Eine gewagte Danziger Adjektivbildung von der Präposition „ab“.

„Endlich!“ rief Kurd den Eintretenden freundlich entgegen. „Spät kommt ihr, doch ihr kommt.“

Man vernahm einen stillen hohen Kopfton; dann ging der große Hühnerologe auf Kurds Citat ein. Er entschuldigte mit der Länge des Weges das säumige Eintreffen. Auch mußte man öfter Schritt fahren, weil die dicken Rappen bei der Augusthitze leicht zu warm würden. — Nach erteilter Absolution machte Dieffemberg das stattliche Paar den Anwesenden bekannt.

„Mein Vetter Köck Freiherr von Küken auf Tschickenitz und Frau Gemahlin Klotilde Freifrau von Küken —“ wiederholte er bei jeder Vorstellung mit sorgfältiger Gewissenhaftigkeit. Und jedesmal zog der wohlbeleibte Freiherr die Mundwinkel empor und drückte seine Freude über die neue Bekanntschaft durch einen innigen hohen Kehlton aus.

Gräfin Alma bewegte sich unstät und zerstreut unter den Gästen. Ihre Blicke schweiften von einer Gruppe der Gesellschaft zur anderen. — Endlich eilte sie mit ersichtlicher Unruhe nach der Thür und drückte auf einen Elfenbeinknopf.

„Gottlob,“ raunte sie dem geschäftigen Diener zu, der auf das gegebene Zeichen hereingetreten, „Gottlob, bitten Sie doch den Herrn Grafen Hoyer in meinem Namen, herunterzukommen. Er wird das Läuten überhört haben.“

„Bitte gütigst um Vergebung, Frau Gräfin,“ antwortete Gottlob betreten, „der fremde Herr Graf sein vor ungefähr einer Stunde und funfzehn Minuten mit Hut und Stock auf die Schloßterrasse hinaus. Sie fragten, wann gespeiset würde. Um Glock' halb fünfe, gnädiger Herr Graf, sagt' ich. Aber Sie waren so eilig fort, daß ich nicht weiß, ob Sie es verstanden haben. Denn Herr Graf sein noch nicht da und auch des Herrn Grafen sein Hut und Stock befinden sich nicht in Nummer Achte. Ich habe selbst nachgesehen, Frau Gräfin.“

„Seltsam,“ flüsterte Alma, „er ist sonst so rücksichtsvoll.“ — Mit der Uhr in der Hand trat Kurd zu ihr.

„Es ist bereits dreiviertel auf Fünf, mein Kind,“ sagte er etwas erregt, „auf was warten wir noch?“

Nachdem Alma ihn verständigt, wandte Kurd sich zur Gesellschaft.

„Meine Damen und Herren,“ sprach er launig, „es ergiebt sich, daß einer unserer werten Gäste sich vermissen läßt. Derselbe nennt sich Henning Graf Hoyer auf Hoyershorst. Steht indessen zu hoffen, daß er nicht weit sein und in Bälde hier eintreffen werde. Wir wollen deshalb durch allzuzarte Rücksichtnahme unserem Selbsterhaltungstriebe und unserer Geduld nicht ferner entsagungsvolle Proben auferlegen. Ich bitte darum die Herren, meinem Beispiel geneigtest folgen zu wollen.“ —

Er reichte der Lady Lucy den Arm und schritt voran nach dem anstoßenden Billardsaal, dessen Doppelthüren als Durchgangspforten in den Speisesaal führten und zu Beginn der Rede des Schloßherrn vermittelst Einschiebung in die Scherwand geöffnet wurden. Dem leitenden Paar folgten die übrigen. Rittmeister Ringelin beschloß den Zug mit dem Fräulein Sidonie Kracht.

Adeltraut von Trutheimb hatte sich bei Kurds Mitteilung in betreff Hennings nach der Fensternische zurückgezogen, wo der Vermißte vorher mit Sir Francis so eifrig im Gespräch vertieft war. Nachdenklich mit träumerisch verschleiertem Blick schaute sie zum Fenster hinaus. Die flimmernde sonnige Luft verklärte den Wasserstrahl eines Springbrunnens, wenn er über die Schattenlinie einer Rosenhecke emporsprühte, wie mit tausend goldenen Lichterchen und blitzenden Demanten. Der Anblick des Versinkens im Schatten und Emporsprühens in das reiche Gold des Lichtes schien die Verlassene dergestalt zu fesseln, daß sie sich selbst und ihre Umgebung vollends darüber vergaß.

„Bitte tausendmal um Vergebung, gnädiges Fräulein, daß ich mich nicht eher um den Vorzug beworben, Ihnen einen schlechten Ersatz für Ihren abwesenden Herrn Tischnachbarn bieten zu dürfen.“

Mit diesen Worten weckte der Rittmeister die schöne Träumerin aus ihrer Versunkenheit und reichte ihr, da er Sidonien am rechten Arm führte, seinen linken. Adeltraut nahm ihn mit dankender Neigung des Hauptes an und folgte den voranschreitenden Paaren. Sidoniens Blicke glitten verstohlen zu Adeltraut empor. Sie weilten entzückt und schwärmerisch auf dem Ausdruck ruhiger Hoheit und Harmonie, der über ihre edlen Mienen, ihre schlank emporstrebende Gestalt und über ihr ganzes Wesen ausgegossen war. Auch Ringelin geriet in seltsame Bewegung. Er empfand an Adeltrauts Seite ein fremdartiges Gefühl ehrfurchtsvoller Scheu, das ihn befangen machte und zugleich wie mit reiner Glücksempfindung durchflutete. —

„Der Sal' a terra" — wie die Schloßbewohner im Widerspruch mit dem italienischen „la Sala" zu sagen pflegten — war ein weitgestreckter, von mächtigen Säulen geteilter Raum. In alten Zeiten diente derselbe den Burgherren und ihren Mannen als Trinkhalle. Kurds Urahn legte den Grund zu der gegenwärtigen künstlerisch schönen und sinnigen wie reichen Ausstattung. Er hatte seinen Geschmack in Italien gebildet und der alten einfachen Trinkhalle den Namen Sal' a terra beigelegt.

Zwischen zweien der byzantinischen Säulen war die braune, mit mattroter Einfassung gezeichnete Marmortäfelung von einem Teppich bedeckt, auf welchem die geschmackvoll dekorierte Tafel stand. Die gegenüber liegende Wand führte reichliches Licht zu durch Fenster, welche die ganze Ausdehnung derselben einnahmen und von der Decke bis zur Sohle des Saales hinab reichten. Breite Glasthüren gestatteten den Austritt auf die Schloßterrasse, deren mächtige Fontäne vom Saal aus einen anregenden Anblick gewährte.

Natur und Kunst vereinigten sich, um die Genüsse des Festmahles mit sinniger Belebung der Phantasie und des Gemütes aufs behaglichste zu würzen. Indessen auf die Gesellschaft, welche sich an der Tafel niedergelassen hatte, schien die Umgebung solchen anmutenden Eindruck anfangs nicht zu machen. Sie schien vertieft in die ernsten Klänge des Giese'schen Hörnerchors, welche aus der Ferne feierlich herübertönten. Hie und da wechselten Tischnachbaren ein halblautes Wort. Im übrigen herrschte Schweigen, das nur von den aufwartenden Jägern und ihren Handreichungen mit geringem Geräusch unterbrochen wurde. Ein prüfender Seitenblick beim Eintritt in den Saal hatte den Schloßherrn überzeugt, daß die Livree der Aufwärter, ihr Lederzeug und die vergoldeten Knöpfe mit dem Tiessemberg'schen Wappen in tadellosem Glanz schimmerten.

Während die Suppenteller abgeräumt und südliche Weine gereicht wurden, winkte Kurd mit den Augen dem alten Gottlob und befahl ihm leise, auf der Schloßterrasse und in dem Zimmer des Grafen Hoyer nachsehen zu lassen, ob derselbe sich etwa da oder dort verspätet haben möge. — Gottlobs Vorsorge hatte das, indessen ohne Erfolg, schon gethan.

„Aber Jakob, der seine Ponnies schwemmte, hätte ihm erzählt, daß er gesehen, wie der Herr Graf über die Dorfbrücke in den Buchwald gingen. Es wird Ihnen doch nichts zugestoßen sein?" —

„Das Ausbleiben fängt an mich ernstlich zu beunruhigen," sagte Kurd bedenklich. „Gottlob, schicken Sie Leute in den Wald, die nach dem Verbleiben des Herrn Grafen suchen sollen." Gottlob eilte hinaus.

Freiherr von Trutheimb vernahm die letzten Aeußerungen Kurds. Er fürchtete, der unangenehme Zwischenfall möge die Behaglichkeit des Mahles stören und suchte den erregten Tiessemberg und die in Mitleidenschaft geratene Gesellschaft zu beruhigen.

„Graf Hoyer kennt ja die Waldwege so genau, wie du selbst, mein alter Schwager," sagte er laut genug, um auf jedem Platz verstanden zu werden. — „Er ging von Jugend auf gern seine eigenen Wege. Ihr jungen Leute nanntet ihn ja wohl den eingefleischten Egoisten von Pfeifersheim? Er konnte euch oftmals in Angst versetzen, lediglich um des Vergnügens willen, über eure zarte Sorge sich in pikanten Versen lustig zu machen

und euch auszulachen. Wahrscheinlich hat er es unserer Gesellschaft vorgezogen, in irgend welcher Bauernhütte seine anthropologischen Einsichten zu erweitern."

„Aber konnte ihm nicht haben begegnet ein Accident?" forschte Lady Lucy, die den Eckplatz zwischen Kurd und Trutheimb innehatte.

„Ein Unglücksfall in diesen friedlichen Forsten, Mylady, in der Umgebung dieses Schlosses," versicherte der Freiherr mit Ueberzeugung, „ganz unwahrscheinlich! — ganz undenkbar!" —

„Für ganz undenkbar, Herr Baron, halte ich einen solchen Fall denn doch nicht," warf der Amtsrichter mit Dienstmiene ein. „Es sind sehr unruhige Zeiten — eine Masse von Kriminalfällen — das Vagabundentum dringt immer mehr in die schwachen Positionen der Civilisation vor — und daß es auch in unsere Gegend Eingang gefunden habe, ist mir ganz neuerdings sehr wahrscheinlich geworden."

„Ich bin nicht so begünstigt, den Grafen Hoyer näher zu kennen," fiel Trutheimb ablenkend rasch ein, „übrigens an persönlicher Entschlossenheit gebricht es ihm ebenso wenig als an Umsicht in diffizilen Lagen. Doch vorher war er dermaßen zerstreut, daß er sich meiner Gattin — die er längst kannte — mit einem tiefen Bückling vorstellte — nicht wahr, Olga?" —

„Ja, das that er wahrhaftig!" bestätigte sie, von der entgegengesetzten Ecke der Tafel herüber lachend.

„Dagegen," fuhr der Freiherr fort, „schenkte er den jungen Damen, Fräulein Ringelin und meiner Nichte Adeltraut, nicht die geringste Aufmerksamkeit, obwohl er ihnen beiden wirklich unbekannt war. Als er sein gräfliches Haupt neigte, mochte die Bewegung einen nagelneuen großen Gedanken in seinem Gehirn losgerüttelt haben. Denn als sein Antlitz wieder sichtbar wurde, hatte es alle Farbe verloren; die weit offenen Augen leuchteten in verklärter Bläue; er glich einem Geistesabwesenden; und so eilte er, von seiner Idee gescheucht, aus der Thür. Daß er die Einsamkeit des Waldes aufsuchte, bestätigt meine Kombination bis zur Evidenz. Ich gehe aber jede Wette ein, daß uns der Vorzug seiner Gesellschaft nicht mehr lange vorenthalten bleiben wird. Denn der Hunger besiegt endlich die tiefsinnigsten Spekulationen und selbst die unverantwortlichen Rücksichtslosigkeiten."

Nach den letzten mit beißender Schärfe betonten Worten trat eine peinliche Pause ein. Adeltraut hatte während der Rede ihres Oheims die Augenlider gesenkt und mit einem Löffel verlegen gespielt. Zwischen ihr und ihrer Freundin Marie Ringelin wartete ein leerer Sessel auf das endliche Eintreffen des Vermißten.

Sir Francis, der neben Adeltraut auf ihrer rechten Seite saß, war von Trutheimbs kaltsinnigen Auslassungen ebenfalls unbehaglich berührt. Die Bewegung seiner schönen Nachbarin entging dem Engländer nicht. Um der gedrückten Stimmung eine heitere Wendung zu geben, unterbrach nun Sir Francis das Schweigen.

„Unser lieber Freund," sagte er mit Zuversicht, „ich glaube will bald kommen hier. Aber er muß bezahlen einen Groschen in die Poor-box."

Kurd erklärte den Unkundigen die Beziehung des Scherzes auf die Ordnungsstrafen, welche die früheren Hausgenossen von Pfeifersheim verpflichteten, für jede Uebertretung eines Hausgesetzes eine mäßige Geldbuße in die Büchse für Arme und Kranke zu legen. Man wollte Näheres darüber wissen, ein Wunsch, dem Kurd willfahrte, indem er einige charakteristische Züge aus dem Leben und geselligen Verkehr zu Pfeifersheim mit kräftigen Strichen zeichnete.

„Ach! wie hübsch! — wie interessant!" warf Sidonie wiederholt dazwischen und beteuerte dem Rittmeister: überhaupt finde sie muntere Gesellschaften ganz reizend und ziehe eine solche jeder anderen vor — ein naives Urteil über die gegenwärtige Gesellschaft.

Ihre Schwester Karola wurde durch Kurds Mitteilungen zum Nachdenken über die Erziehung der Jugend angeregt. Sie entwickelte ihrem Tischnachbar, dem Rechts-

anwalt Kniff, ihre Ansicht, daß wohlerzogene Grafen die rücksichtsvollsten Lebensformen besitzen müßten; und daß vornehme Herren überhaupt keine Bösewichter sein könnten.

Kurd und Trutheimb schmunzelten verbindlich. Der feiste Freiherr Köck von Küken, bisher still beschäftigt mit dem Inhalt der Gläser und Schüsseln, kündigte jetzt durch einen hellen Kehlpfiff wie eine Lokomotive an, daß er sich in Bewegung setzen werde. Ueberrascht richteten die Anwesenden ihre gespannten Blicke auf ihn. Der Freiherr war sich bewußt, daß seine Gedanken leicht in Verwirrung gerieten, wenn er einen zusammenhängenden Vortrag halten mußte.

„Ich wollte nur bemerken," stotterte er, mit seiner Befangenheit kämpfend, „nur beweisen, mein gnädiges Fräulein — wollt' ich sagen, Fräulein Kracht — daß leider auch Bösewichter — ich meine gleichsam Hallunken von Familie vorkommen. Bei uns auf dem Lande wird das Gesindel immer dreister. — Schon die Göhren stehlen mir meine Hühner — was wird aus ihnen? — Gauner! — oder vielmehr Spitzbuben. — So zum Beispiel schreibt mir da wieder ein Freund aus der Residenz von einem solchen Kriminalfall — cause célèbre sagt er — jetzt das Tagesgespräch in allen Schänken — wissen Sie, in den Restaurationen. — Wie die Sache zusammenhängt — verstehn Sie mich, mein Fräulein — den Zusammenhang habe ich nicht recht — ich meine, nicht genau behalten. Aber ein Jugendfreund von mir — Graf Ladislas Willichowsky — es war eine polnische alte Familie — ich kannte ihn früher recht gut — habe manches Spielchen mit ihm gemacht — was ich sagen wollte: — sehen Sie, mein verehrtes Fräulein — dem haben die Hallunken das Geld abgenommen — er hatte es beim Tempeln gewonnen und trug gleichsam alles bei sich, und hernach haben die Spitzbuben ihn — mit Ihrer Erlaubnis, Fräulein Kracht — vergiftet — und was das Empörendste ist — wie man glaubt — mit Cyankali ums Leben gebracht; — die Raubmörder nämlich waren gottlose Hallunken von Stande — vornehme Edelleute von alter Familie — er schreibt mir: englische Lords und Barone. — Da können wir auf Tschickenitz uns ja noch trösten; denn die kommen bei uns gottlob nicht vor. — Obs aber überhaupt wahr ist — ich meine — was er mir schreibt — das kann ich nun freilich nicht wissen — wissen Sie — nicht verbürgen. Was wird nicht alles zusammengelogen — entschuldigen Sie gütigst, mein Fräulein — ich meine nur — sozusagen geflunkert und geschnurrt!" —

Der Majoratsherr von Tschickenitz trocknete sich die Stirn und suchte sein Gleichgewicht mit frappiertem Markobrunner wiederherzustellen.

Karola, wohl die Einzige, welche ihm mit Ernst zugehört, hoffte, die Mordgeschichte möge nur ein müßiges Gerede sein. Aber sowohl Kurd als Justus bestätigten, daß die Nachricht von verschiedenen Zeitungen bereits besprochen werde. — Und der Amtsrichter Weinhold hatte in einer Gerichtszeitung gelesen, daß der Verdacht jenes Raubmordes schon auf bestimmte Personen gelenkt worden sei; „ja noch mehr!" — Nach dem angeblichen Resultat der Vorverhandlung würden die entdeckten Spuren möglicherweise polizeiliche Nachforschungen in hiesiger Gegend veranlassen.

„Und solche Scheusale sollten Lords und Barone sein können?" fragte Karola entrüstet?"

„Angeblich, meine gute Karola, keineswegs erwiesen," beruhigte sie der Amtsrichter; „angeblich zwei vornehme Engländer, die einen obskuren indischen Prinzen auf einer europäischen Bildungsreise begleiten sollen."

„Kennt man, was sind ihre Namen?" forschte Sir Francis.

„Angeblich," bestätigte Weinhold, „ein Sir Robert Trap — übrigens nur ein persönlicher Adelstitel; der andere wird Lord Shepholm genannt."

„Persönliche Adelsdiplomaten man kann nicht behalten alle im Kopf," meinte Sir Francis. „Aber Lord Shepholm? — Shepholm ich kenne sehr wohl — oh —" sann er und bald ward im erinnerlich, Shepholm sei ein bergiges Eiland an der Küste von

Devonshire — „so!“ — besiegelte Francis seine Entdeckung. „Aber einen Titel von Lord Shepholm — ich bin sicher — haben wir nicht in England.“

Der Amtsrichter horchte auf. „Ein fingierter Name würde den Verdachtgründen allerdings einigen Anhalt bieten,“ erklärte er.

„Worauf aber gründen sich die von Ihnen erwähnten Recherchen in unserer Gegend?“ forschte Dieſſemberg etwas beunruhigt.

„Falls die richterlichen Erhebungen in meiner Quelle korrekt wiedergegeben sind, soll der Käufer Ihres Meierhofes, Herr Graf, mit denselben in Beziehung gebracht worden sein,“ antwortete Weinhold. „Allem Anschein nach eine spitzfindige Kombination: Denn derselbe heißt Josef Whitehorse und legitimierte sich und seine beiden Diener durch unverdächtige Papiere als amerikanischen Bürger. Nach den Ergebnissen der Vorverhandlung fällt der Verdacht indessen lediglich auf diejenige Person, welcher sich Sir Robert Trap nannte. Derselbe stand in freundschaftlichen Beziehungen zu dem angeblichen Lord Shepholm und begleitete mit diesem einen indischen Prinzen, der übrigens nur in dem Gasthofe bekannt war, wo die drei Herren wohnten. — Aus diesen Umständen schöpft nun ein junger eifriger Untersuchungsrichter Verdacht gegen die jetzigen Bewohner der Meierei, weil es drei Personen sind, welche englisch reden. — Einem älteren Juristen von Erfahrung können solche Schlußfolgerungen nur vag und spitzfindig erscheinen“.

Rechtsanwalt Kniff war zwar sehr geneigt, dieser Ansicht des Amtsrichters zu widersprechen. Er zog es aber unter den obwaltenden Umständen vor, seinem Kollegen beizupflichten, weil er bemerkte, daß der Tischgesellschaft sich eine besorgte Stimmung bemächtigte, die er zerstreuen zu helfen als Generalmandatar des Grafen Dieſſemberg sich berufen fühlte. Auch hatte der Käufer des Meierhofes beim Abschluß des Geschäftes sich dem gräflichen Sachwalter gegenüber als so nobeldenkenden Amerikaner bewiesen, daß Kniff bereits das Material sammelte zu einer glänzenden Verteidigungsrede, die er ihm halten wollte, falls derselbe in die Untersuchung dennoch verwickelt würde.

Indessen wollte die auch von Trutheimb bekämpfte ängstliche Spannung der Gemüter sich nicht beruhigen. Marie Ringelin fragte, ob die drei unheimlichen Fremden denselben Wald bewohnten, in welchem Graf Hoyer verschwunden zu sein scheine. Diese bängliche Frage fachte die Sorge um den Vermißten lebhaft wieder an. — Kurd verriet seine innere Unruhe. Und auch der Rittmeister, der unter den Reden der beiden Rechtskundigen das Bild des Fremden, der ihm auf seiner Irrfahrt im Walde begegnete, sich mit allen erinnerlichen Zügen lebendig vergegenwärtigt hatte, rang schon längst mit dem Wunsch, seine peinigende Ungewißheit durch thätiges Eingreifen beschwichtigen zu dürfen. Nach Mariens Frage und der Bestürzung, welche sich auf den Gesichtern der Damen fast allgemein abspiegelte, stand des Rittmeisters Entschluß fest. Er flüsterte seiner Nachbarin, dem Fräulein Sidonie Kracht, einige Worte hastig zu.

„Um Himmels willen,“ entgegnete diese erblassend, „Sie wollten, bester Herr Rittmeister?“ — Bedenken Sie doch!“ flehte sie. „Wenn Sie nun auch — ach! — es wäre gräßlich!“

Eben reichten die Diener den Nachtisch. Die Bewegung derselben benutzte der Rittmeister sich zu erheben und unter Deckung der Jäger zu Kurd zu gelangen. Beide wechselten einige leise Worte, dann nickte Kurd bestätigend und Ringelin schlüpfte hinter einer der umfänglichen Säulen zum Sal' a terra hinaus.

Nach Verlauf einer geraumen Weile ritt er in langem Trab über die Dorfbrücke und schwenkte in den Buchenwald ein. Ihm folgten, ebenfalls beritten, ein gräflicher Förster mit zwei erprobten Spürhunden, und Helmrich, der Kammerdiener des Grafen Hoyer. Helmrich war in Auftrag seines Herrn abwesend gewesen. Er traf aus der Kreisstadt wieder ein, als eben des Rittmeisters Pferd gesattelt wurde und bestimmte diesen leicht zu der Vergünstigung, seinem Streifzug sich anzuschließen.

„Wir pirschen den ganzen Wald ab,“ sagte er entschlossen, „bis wir die Fährte meines gnädigen Herrn aufgespürt haben.“

Inzwischen erhob die Gesellschaft sich von der Tafel. Man begab sich auf die Schloßterrasse, um hier den Kaffee zu nehmen.

Trutheimb rang mit einer sehr unbehaglichen Laune. Auf allen Gesichtern las er nichts als Sorge und Mißstimmung. Ringsumher vernahm sein Ohr halbunterdrückte Stoßseufzer und Worte der betrübten Anteilnahme an dem Schicksal des Vermißten, welches vor der geängsteten Phantasie der Damen Kracht, Ringelin und der Lady Lucy von einer Minute vergeblichen Hoffens zur anderen immer bedenklichere Formen annahm. — Mit einer Art von Fanatismus aber hielt der Freiherr seinen einmal gefaßten Entschluß fest, den Anstand geselligen Behagens zu retten. Aber welchen Unterhaltungsstoff er auch anschlug, ihm wurde jedesmal der Faden der Konversation zerrissen durch eine Rückwendung auf den Gegenstand, der die Teilnahme aller übrigen gefangen zu halten schien.

Zuerst versuchte er es, den sehr schweigsam gewordenen Freiherrn von Küken redselig zu stimmen. Trutheimb fragte den berühmten Hühnerologen nach seinen Brutöfen und erhielt sehr befriedigende Auskunft über ihre Erträge.

„Aber Sie sollten einmal kommen, lieber Trutheimb, und sich die Hühnerwirtschaft selbst ansehen,“ sagte der dicke Freiherr freundlich. „Ich habe das ganze Federviehzeug seit kurzem eingesperrt. Hübscher machte sich's freilich, als ich es noch auf dem Hof und im Garten frei laufen lassen durfte.“

„Und warum lassen Sie Ihr Federvieh denn nun nicht mehr frei laufen?“ fragte Trutheimb mit angestrengtem Wissenseifer, als hoffe er eine ganz unerwartete Neuigkeit zu erfahren.

„Ja sehen Sie, mein guter Trutheimb, das geht nicht wegen des Diebsgesindels. Die Gauner schnappen mir die schönsten fettsten Perlhühner vor der Nase weg,“ erklärte der Hühnerfreund.

„In der ganzen Welt nichts wie Banditen und Hallunken!“ rief Trutheimb sehr unvorsichtig.

Marie Ringelin hatte nur die Worte „Banditen und Hallunken“ vernommen. Sie eilte zu Trutheimb, legte ihre Hand auf seinen Arm und fragte ihn mit ängstlicher Hast:

„Nicht wahr, Herr Baron, sie werden ihnen in die Hände fallen? — Bitte verhehlen Sie es nicht — Sie glauben es auch.“

„Aber liebes Kind,“ fragte jener verwirrt zurück, „*wer* soll *wem* in die Hände fallen? — Wir sprachen von den Hühnern und Hallunken auf Tschickenitz,“ murrte er ärgerlich. Er hörte, indem er sich einer anderen Gruppe zuwandte, noch einen Pfeilauft des Freiherrn Küken auf Tschickenitz.

Sobald war Trutheimb nicht zu ermüden. Er trat auf Oberst Kracht zu und klopfte ihm von hinten mit Kordialität leicht auf die Schulter.

„Reinführt — dazu!“ Weiter kam dieser nicht. Er machte überrascht Kehrt und sah das glänzende Antlitz des sphärischen Freiherrn wie eine Sonne auf sich niederstrahlen.

„Wahrlich, mein Herr Oberst, die Leute haben recht, Sie den schönsten Offizier der Armee zu nennen,“ beteuerte Trutheimb.

„Tempi passati, Herr Baron,“ rasselte der Oberst und hob sich auf den Fußballen, „fünf Zoll höher — dann vielleicht — aber sechzig stramme Dienstjahre inklusive doppelte Kampagneperioden und Pension — nein, nein! — Schönheit passati!“

„Nur nicht zu bescheiden, alter Freund,“ mahnte Trutheimb. „Wahrhaftig! wie Ihnen noch diese Garnitur sitzt — meiner Seel'! vorschriftsmäßig wie auf Parade! — Propre bis auf den Knopf!“

„Krach und Bletz!“ knirschte der Oberst in dem Glauben, der Freiherr habe den fehlenden Knopf seines Waffenrocks bemerkt und wolle ihn damit schrauben.

„Aber liebster, bester Papa,“ unterbrach ihn Karola, welche den Zorn ihres Vaters

auf den Käufer der Meierei bezog. Von diesem war sie eben mit dem Anwalt Kniff in eine Meinungsverschiedenheit geraten betreffs der naheliegenden Frage, ob das Vagabundentum im allgemeinen poetische Seiten nur in der Dichtung oder auch in Wirklichkeit aufzuweisen habe. „Aber liebster, bester Papa," beruhigte sie, „wir dürfen uns doch über das Abenteuer der beiden Herren nicht so erhitzen. Warten wir es doch ab, bis sie wiederkommen. Ich denke mir, daß sie sehr interessant davon erzählen werden."

Trutheimb stampfte unwillig mit dem Fuß. Noch einen Versuch — den letzten — wollte er machen. Er suchte einen Gegenstand, so unschuldig, so entlegen, daß er es für unmöglich hielt, von solcher Position aus eine Abschweifung auf die besorgniserregenden Fragen des verhängnisvollen Waldes daran zu knüpfen.

„Ich höre," wandte er sich zum Amtsrichter, „daß Sie ein glücklicher Blumenzüchter sind."

„Nicht ich," sagte Weinhold, „meine Freude ist es mehr, in Mußestunden Vögel und kleinere Tiere auszustopfen. Die Blumen besorgt aber mit Geschick und schönstem Erfolg meine liebe Frau. Namentlich ihre Sträußchen sind bei jungen Balldamen sehr beliebt."

„Schmeichler!" schmollte Frau Weinhold liebevoll und berührte mit ihrem Fächer sanft den Arm ihres schmunzelnden Ehegenossen. „Mit meiner Blumenzucht ist es nicht weit her, lieber Baron, nein! — nein! — machen Sie sich keine zu hohe Idee davon, bester Baron. Denn meine Spezialität, die ich am liebsten en famille selbst suche, sind die holden Frühlingskinder des Waldes. Der Wald liefert meinem guten Männchen auch seine Tierchen."

„Aber Tantchen," fiel hier Sidonie Kracht bittend ein, „das mußt du mir versprechen: in diesen garstigen Wald gehen wir nicht wieder Blumen pflücken. Wie mag es nur den Unglücklichen dort noch ergangen sein — ach! ich mag gar nicht daran denken. — Und wir müssen heute im Dunkeln noch ein Stück Weges darin fahren — Hu! — wie ich mich graule, Tantchen!"

Trutheimbs Geduld und Kunst war erschöpft. Die runden Arme auf den Rücken legend, durchschritt er die breiten Gänge der Terrasse. Sein ärgerlicher Humor machte sich Luft in der gesummten Choralmelodie: „Nun danket alle Gott." Vom Nachtisch her, den sie sanft herüberklingend programmgemäß begleitete, tönte sie in Trutheimbs Erinnerung noch fort. „Eine zu der Situation recht passende Wahl!" hatte der Freiherr seiner Tischnachbarin, der Frau von Küken, sarkastisch zugeraunt. Auf einem Seitenpfade des Boskets, das er eben erreichte, fand er, was seine umherspähenden Blicke gesucht hatten. Im Zwiegespräch mit Frau von Küken wandelte dort seine Gattin. Seine kurzen Schritte beschleunigend, holte er die beiden Frauen ein.

„Komm, Schatz, rüste dich!" sagte er zu seiner Gattin. „Wir fahren nach Hause."

„Trutheimb ist als ein Spaßvogel in der ganzen Nachbarschaft verrufen," meinte jovial die stattliche Frau von Küken.

„Mag sein!" erwiderte der Freiherr mit fast unhöflicher Kürze. „Diesesmal ist es Trutheimbs vollkommener Ernst."

„Aber Justus," flehte Olga, „Du willst meinem armen Bruder doch nicht solchen Affront anthun. Wir dürfen doch nicht vor dem Thee das Vergnügen stören!"

„Vergnügen? — Wahrhaftig, Olga, ein ganz apartes Vergnügen," höhnte er. „Ich dächte von dem frommen Hoyer und dem zartbesaiteten Rittmeister hätte man eine so instruktive Lektion im Kapitel der Unverfrorenheit empfangen, daß sie die Neigung zu Rücksichtslosigkeiten gründlich kurieren müßte. Oder sind wir Diessembergs nicht die Rücksicht schuldig, sie von uns und der übrigen Gesellschaft zu befreien? — Haben meine Damen etwa nicht bemerkt, in welch' lästigen Kampf die geselligen Pflichten der armen Geschwister die — meines Erachtens übrigens ganz grundlose Sorge um den teueren Freund sie verwickelt?"

„Der gewiegte Diplomat bewährt sich wieder durch spitzfindige Interpretation der Thatsachen, mein edeler Freiherr," sagte Frau von Küken gutgelaunt. „Sie sind nie amüsanter, als wenn Sie sich mit Anstand ennuyren. — Und nun wollten Sie diesen seltenen Genuß uns grausam entziehen? — Nein! — nein! — Erst recht müssen wir jetzt hier bleiben, um den — wenigstens meiner geringen Einsicht nach — doch nicht so ganz ungerechtfertigten Kummer tragen und zerstreuen zu helfen."

„Sie haben über sich selbst zu verfügen, Sie Spötterin," erwiderte Trutheimb, in den leichten Ton der Frau von Küken eingehend. „Bleiben Sie; — Olga und meine Gesellschaft wird nach Hause fahren. Denn wir sind der Meinung, daß für Trauernde sich Einsamkeit besser schickt, als fruchtlose Zerstreuungsversuche."

„Aber Alma hat doch unsere beiden Mädchen auf einen längeren Besuch eingeladen," erinnerte Olga ihren Gemahl. „Die Marie freute sich ja wie ein Kind darauf. — Wir werden unserem munteren Gast das Vergnügen schon nicht zerstören dürfen. Und sicher wird sie auch die Rückkehr ihres Bruders erwarten wollen."

„So laß die Mädchen bleiben, wenn die langweilige Veränderung der Umstände ihnen die Lust dazu nicht genommen," entschied der Gerechte von Trutheimb. „Sie können denn meinetwegen nach einigen Tagen unter der Eskorte des Rittmeisters zu uns zurückkommen. — Aber wir beide fahren nach unserem behaglichen Imshuth, Olga. — Auf den Rittmeister und sein Jagdobjekt, den Herrn Henning, zu warten, könnte mir indessen auch zu spät werden. Ich habe morgen zeitig zu thun mit einem Holzverkauf und muß meine gewohnte Nachtruhe haben. — Ihrem Herrn Gemahl, meine Gnädige," wandte er sich zu Frau von Küken, „wird übrigens ein früherer Aufbruch ebenfalls nicht unerwünscht sein. Der Weg bis Tschickenitz ist weit. Nach dem heißen Tage wird es in den Niederungen, die Sie zu durchschneiden haben, ungesunden Nebel geben. Werden Ihre Rappen nicht den Schnupfen davon bekommen?"

„Ach! die Rappen! — Die hatte ich vergessen!" rief Frau Klotilde besorgt. „Mich wundert, daß mein ängstlicher Kück noch nicht an den Nebel gedacht hat — ah! da kommt er eben."

Freiherr von Küken und Oberst Kracht suchten in der That nach dem maßgebenden Teil der Gesellschaft, den für Küken seine Klotilde, für den Obersten der Freiherr von Trutheimb darstellte. Die beiden heranrückenden Herren hielten bei der geringen Anregung, welche die Gesellschaft bot, es ebenfalls für ratsam, nach Hause zurückzukehren. Küken deutete mit seinem fleischigen Zeigefinger nach dem Wiesengrunde, über den eine dünne Nebelschicht sich wie ein Schleier hinbreitete.

„Die Rinder," erklärte er, „sind heute schon vor Sonnenuntergang durch den Fluß geschwommen. Das Viehzeug weiß es vorher, wenn's starken Tau und Nebel giebt. Wenn wir bald aufbrechen, können die Rappen noch leidlich an den Sümpfen von Kuchelwitz vorbeikommen."

Trutheimb wechselte einen verständnisvollen Blick mit Olga, während Oberst Kracht mit der Miene eines Sachverständigen behauptete, daß es bereits stark dämmere.

„Meine Sidonria," fuhr er fort, „ist ein ganz ausgezeichnetes Wesen. — Allein militärische Bravour hat sie leider nicht von ihrem Prapa ererbt. — Es steckt in jedem Menschen ein Stück von einem — rrr Hundsfott. — Mein Töchterchen besitzt auch ihre etatsmäßige Ration davon. Die Kleine fürchtet sich vor der Dunkelheit des Waldes und sucht Rückendeckung in einer improvisierten Retirade."

Die Gesellschaft bekämpfte mühsam den Ausbruch ihrer Lachlust, um den alten wunderlichen Offizier nicht zu kränken, der mit seinen beweglichen Augenpupillen die seltsamsten Evolutionen ausführte.

Kurd und Alma, welche Trutheimb richtig geschätzt hatte, waren mit dem unverhofften Entschluß der Gesellschaft unter den betrübenden Umständen nicht allzu unzufrieden. Sie gaben aber ihrem untröstlichen Bedauern Ausdruck, daß die Festfreude eine so seltsame Störung erfahren mußte. Die beiden Fräulein wollte man natürlicherweise

durchaus nicht ziehen lassen. Und Marie begründete ihre stille Freude darüber mit der schwesterlichen Pflicht, wegen des Schicksals ihres Bruders Max Gewißheit erlangen zu müssen.

Anders verhielt es sich hingegen mit Adeltraut von Trutheimb. Sie bestand darauf, den Oheim nach Imshuth zu begleiten mit einem Eifer, den man bei dieser zurückgezogenen Natur nicht gewohnt war. Selbst ihre vertraute Freundin Marie fand die Entscheidung Adeltrauts — ungeachtet der ursprünglichen Freude, mit welcher Almas Einladung sie erfüllt hätte — vollends unbegreiflich. Adeltraut beschwor aber die Bittenden, nicht weiter in sie zu dringen. Und endlich erklärte Marie, von ihrer Freundin werde sie sich auf keinen Fall trennen — Max möge über ihre schwesterliche Liebe denken, wie er wolle.

„So muß es denn sein!“ seufzte Adeltraut und bat Alma, welche sich durch das unerklärliche Widerstreben gekränkt zeigte, dasselbe lediglich aus einem Beweggrunde zu entschuldigen, über den sich durchaus nicht sprechen lasse.

Alma und Marie sahen die ernstbewegte hohe Gestalt mit erstaunten Blicken fragend an. Weitere Erörterungen dieses neuen Rätsels aber wurden dem Fräulein Trutheimb durch Abschiedsszenen erspart, welche die Auseinandersetzung unterbrachen.

Gleichzeitig schlüpfte eine behende weibliche Figur durch die beschatteten Pfade der Terrasse — scheu umherspähend — in eine der geöffneten Thüren des Sal' a terra. Hier brannten einige Kerzen und verbreiteten in dem weiten Raum ein unsicheres Dämmerlicht. Der Haushofmeister und einige Diener waren noch mit dem Abräumen der Tafelgeräte beschäftigt. — Meißner stand am Anrichtetisch. Er wandte den Rücken nach dem geöffneten Eingang, als er leise seinen Arm berührt fühlte.

„Was giebt's schon wieder?“ fragte er barsch und warf seinen Kopf zurück. Vor ihm stand im sommerlichen Strohhut und leichten Mantel hocherrötend Fräulein Sidonie Kracht.

Meißners Züge nahmen bei diesem Anblick einen gütigen, fast geschmeichelten Ausdruck an. Er fragte mit seiner leutseligsten Miene, womit er dienen könne. Sidonie überflog mit raschem Blick die in langen geordneten Reihen auf dem Anrichtetisch liegenden, bereits geputzen Tischgeräte. Mit äußerster Erregtheit ergriff sie plötzlich eine Bratengabel und schwang sie mit ihren scharfen Zinken dem entsetzt zurückweichenden Haushofmeister entgegen.

„Bitte,“ keuchte Sidonie mit schwerem Atem, „bitte, Herr Haushofmeister, erlauben Sie mir, diese Gabel unterwegs nach Hause mitzunehmen. Ich schicke sie morgen mit der Botenfrau Ihnen wieder. Bitte! — Wollen Sie? — Aber um Himmelswillen sagen Sie es niemand, hören Sie?“

„Ja, aber darf man fragen,“ entgegnete Meißner, der sich von seinem Schreck und Erstaunen noch nicht erholt hatte. Allein er bekam keine Auskunft. Denn Sidonie war bereits in der Dunkelheit der Terrasse seinen Blicken entschwunden. — Sie verbarg die Gabel, deren Hirschhorngriff ihre zierlichen Finger fest umklammerten, in den Falten ihres Mantels und murmelte dazu zwischen den beiden Perlschnüren ihrer weißen kleinen Zähne:

„So! nun wagt 'mal, uns zu überfallen, ihr Waldräuber! — Wehe euch!“ Dabei zuckte sie die Gabel unter dem Mantel mit mehr Bravour, als ihr Vater in ihr suchte.

Als Trutheimbs abgefahren waren, rollten die beiden Kreisstädter Kutschen die Rampe des Schlosses herauf, voran der Landauer des Obersten. Auf Sidoniens Bitte war das Verdeck geschlossen worden. Bevor der Oberst Kracht einstieg, befahl er dem Lenker des Mietwagens:

„Im Walde dicht hinter uns herfahren. — Könntet doch meines Schutzes bedürfen.“

Die letzten Gäste, welche abreisten, waren die von Tschickenitz. Lange hielt bereits die breitgebaute Kalesche mit den runden Rappen auf der Rampe. Auf dem Bock saß

Hannes, der Küken'sche Rosselenker. Er gab seinen Rappen wie seiner Herrschaft an Körperfülle nichts nach.

Langsam und behaglich trat der dicke Freiherr, seine Gemahlin an der Hand führend, endlich aus dem Schloßportal. Das gräfliche Paar gab ihnen das Geleit. Mit gemächlicher Umständlichkeit richteten die Reisenden sich auf den geräumigen Polstersitzen des Gefährts ein.

Inzwischen war Kurd an den Wagen getreten und untersuchte sehr aufmerksam die Feder des Gestells.

„Was machste denn?“ fragte Freiherr von Küken mit einiger Unruhe.

„Ich überzeuge mich nur, lieber Vetter,“ erklärte Kurd mit dem Ausdruck ernster Besorgnis, „ob die Feder deiner Kalesche dauerhaft und fest genug ist. Ich taxiere, wie viel Kilo ihr, Hannes und die Rappen etwa in Summa repräsentieren mögt. Dazu gehört denn eine starke Eisenkonstruktion, euch vor Malheur zu sichern.“

„Schäker!“ schmollte der Freiherr. „Fahr zu, Hannes!“ rief er dem Kutscher hinaus. Die Rappen setzten sich in gemessene Bewegung und aus dem Innern des Wagens drang den Nachgrüßenden noch ein ersterbender Kopfston zu Ohren.

Allerlei Erlebtes.

Im Schloß Bilamsdorff war es still geworden. Die Gesellschaft saß im Theezimmer und folgte schweigsam den aus dem Nebengemach herübertönenden Klängen des Beethoven'schen Streichquartetts in B-dur. Alma hatte dieses Werk mit Giese auserlesen.

„Es wird die Hoffnung beleben,“ meinte sie, „ohne die betrübte Teilnahme, die uns alle begreiflicherweise beherrscht, zu verletzen. Die „Malinconia“, über welche die etwas schüchterne Munterkeit des Allegrettosatzes in diesem dramatischen Finale vergeblich zu siegen sucht — in die der erstrebte Aufschwung immer wieder zurücksinkt, wird auf den Druck, der die Gemüter belastet, wie ein homöopathisches Mittel hoffentlich wohlthuend einwirken. Erproben wir denn einmal die lindernde Heilkraft schöner Musik!“

Indessen schienen die übrigen Lauschenden — noch zerstreuter als sie selbst, die feinfühlige Herrin des Schlosses — ihre Aufmerksamkeit dem Quartett Beethovens an diesem Abend doch nur geteilt widmen zu können.

Sir Francis und Lady Lucy folgten der Gewohnheit, die das Benehmen ihrer Landsleute beim Musizieren, in geselligen Theezirkeln zu bestimmen pflegt. Sir Francis bediente mit einem goldenen Stocherinstrument seine Zähne. Dann spielte er mit demselben, steckte es bedachtsam wieder ein, gähnte zweimal verstohlen, zog seine Brieftasche hervor und entfaltete nacheinander mehrere Briefe, die er flüchtig durchlas, um sie und das Portefeuille wieder an ihren Aufbewahrungsort in der Brusttasche seines Gesellschaftsrocks zurückzubefördern. Als er damit endlich fertig war und eben der ausdrucksvolle Schlußsatz beginnen sollte, lehnte er sich in das Polster seines niedrigen Sessels zurück, streckte beide Füße so weit als möglich von sich, vergrub Kinn und Mund in die Höhlung seiner rechten Hand und starrte versunken die leuchtende Milchglaskuppel der Lampe an, als erwarte er bestimmt, durch das unverrückte Anstarren dieser Kuppel aus seiner peinlichen Unruhe erlöset zu werden.

Lady Lucy wurde beim Beginn des Quartetts plötzlich redselig. Sie saß zwischen der Gräfin und Adeltraut. Von der Musik hüpften ihre Gedanken leicht zur schönen Litteratur ihrer amerikanischen Heimat. Auf ihre Frage nach Almas Urteil über die Dichtungen Longfellows erfolgte eine ausweichende einsilbige Antwort. Lady Lucy konnte einige Anfänge jener Poesien aus dem Gedächtnis zitieren und that es auch mit dem Ausdruck schwärmerischer Bewunderung. Dagegen versicherte sie, daß die berühmten Goldgräbergeschichten aus Kalifornien von Bret Harte ihr zum größten Teil nach Inhalt und Darstellung abscheulich, roh und unerträglich seien. — Lady Lucy begriff es nicht,

daß eine feingebildete Frau wie die Gräfin Alma, diesem fashionablen Unterhaltungsstoff durchaus keinen Anteil abzugewinnen scheine. — Etwas gekränkt wandte sie sich deshalb an Adeltraut mit der Frage, ob sie Wagnerianerin sei und wie sie über die Dichtung der großen Tetralogie Wagners denke, die man eben zu Bayreuth mit soviel „Noise and Humbug“ zum erstenmal zur Darstellung gebracht habe. — Unglaublich! — Adeltraut kannte das alle Welt bewegende Werk nicht. — Aber für Offenbachs reizende Opern: „Orphée dans l'enfer“ — „La belle Elène“ — und gar „La Granduchesse de Gérolstein“ werde Adeltraut doch sicherlich schwärmen, hoffte Lady Lucy aufs dringendste. Adeltraut gehe gar nicht ins Theater? — Liebe Zeit! — Wie das nur auszuhalten sei? — Da diese deutschen Frauen ihr in der Konversation nicht zurechnungsfähig erschienen, ergriff die Lady Mac-Bell ein silbernes Kuchenmesser, dessen krause Ciselierung sie, wie eine Wahrsagerin die Linien einer Hand, nun endlich verstummend, von allen Seiten betrachtete.

In Kurds Haltung sprach sich die Sorge aus, mit welcher das unklare Schicksal Hennings und des ihm nachspürenden Rittmeisters sein sonst so gelassenes Herz beunruhigte. Wiederholt sah er nach der Uhr, strich mit der Hand durchs Haar und rückte unruhig auf seinem Sitz hin und her. Beim Beginn des Scherzosatzes mit seiner, fast eigensinnig festgehaltenen Taktverrückung sprang Kurd vom Sessel auf, durchmaß einigemal auf knarrenden Sohlen den weiten Raum des Theezimmers und blieb endlich am Fenster stehen, durch dessen Scheiben er in die nächtige Dunkelheit hineinstarrte. Als das Scherzo verklungen war, berichtete er, der Nebel sei in dichten Massen heraufgekommen. „Im Walde wird es pechfinster sein. Die Mondsichel ist total unsichtbar,“ fügte er hinzu.

„Willst du dich nicht zu uns setzen, lieber Kurd,“ bat Alma, „und das schöne Finale mit der Malinconia ruhig anhören?“

„Ich werde es mit Malinconia anhören,“ gab Kurd mit erzwungener Fassung zurück und nahm seinen verlassenen Platz seufzend wieder ein.

Die Besorgnis, welche Marie Ringelin um ihren Bruder trug, wurde durch Dieffembergs Wetterbericht zur quälenden Angst gesteigert. Beim leisesten Geräusch durchzuckte sie das Gefühl, als müsse sie aufspringen und dem Erwarteten entgegenfliegen. Nur schwer gelang es ihrem geübten Sinn, für geselligen Anstand die erwünschte Haltung zu behaupten.

Auch Alma suchte ihre Unruhe zu verbergen hinter der Geschäftigkeit, mit welcher sie sich der leeren Theetassen annahm und unermüdlich siedendes Wasser aus dem Kessel in die Theekanne goß, obzwar schon seit langer Zeit niemand mehr von dem heißen Getränk begehrte.

Endlich verstummte die Musik und man atmete wie erleichtert auf. Nur Adeltraut schien den Tonwellen mit ungeteilter Aufmerksamkeit und innerer Bewegung hingegeben gewesen zu sein. Zuweilen mochte eine Episode ihr Herz von grundaus ergriffen haben. Denn man hörte sie tief aufatmen; und wäre nicht jedes Mitglied dieses Kreises mit sich selbst ausschließlich beschäftigt gewesen, würde es kaum unbemerkt geblieben sein, daß Adeltraut die Hände im Schoß ineinanderschlang wie eine Betende, und daß ihr Auge sich feuchtschimmernd nach oben richtete.

„Meinem Bruder wird doch kein Unglück zugestoßen sein?“ brach Marie das allgemeine Schweigen. „Die entsetzliche Ungewißheit erdrückt mich.“

Dieffemberg bemühte sich, mit sehr zweifelhaften Trostgründen ihre Seelenangst zu besänftigen. Während er noch sprach, schnellte Marie mit einem halb unterdrückten Freudenschrei empor und eilte ihrem Bruder, dem Rittmeister, entgegen, der endlich in den Raum trat, wo die Gesellschaft seiner Rückkehr schmerzlich harrte.

„Wo ist Hoyer?“ rief Dieffemberg ihm eifrig entgegen. Mit aufgeregten Mienen richteten die Anwesenden ihre Blicke gespannt auf den Rittmeister.

„Beunruhigen Sie sich nicht ohne Ursache,“ sagte dieser etwas zaghaft. „Zwar kann ich Ihnen nicht bestimmt melden, wo der Vermißte sich befindet. Aber wir dürfen

hoffen, daß er sich in der Meierei geborgen hat. Dahin deuten diese beiden Gegenstände, die wir im Walde auffanden."

Ringelin zeigte einen Spazierstock und eine Brieftasche vor, beide mit einer Grafenkrone und Hoyers Monogramm als sein Eigentum gekennzeichnet.

„Ihr umsichtiger Förster, Herr Graf," berichtete der Rittmeister, „hatte zwei trefflich dressierte Hunde mitgenommen. Ihr entwickelter Spürsinn führte uns nach langem vergeblichen Umherirren endlich auf die Fährte, die wir mühsam suchten.

Die Köter durchstöberten schon lange umsonst mit emsigen Nasen den Wald. Endlich drang durch den steigenden Nebel ihr Lockruf zu uns. Wir saßen ab, banden die Gäule an Eichäste und arbeiteten uns durch das verschlungene Unterholz, dem kurzen leidenschaftlichen Gekläff folgend. — Wir erreichten eine uralte Eiche. Am Fuß des gewaltigen Stammes wetteiferten die Rüden schnaufend in Bloßlegung eines starken Keilers, der von kundigen Jägern halb eingescharrt, halb mit Reisig bedeckt war. — Des Grafen Spazierstock stand aufrecht im Boden daneben. Er diente offenbar als Malzeichen. — Seine Brieftasche fand beim matten Schein eines brennenden Holzspahns des Grafen Kammerdiener. Sie lag in der Nähe, war augenscheinlich uneröffnet geblieben und ihrem Eigentümer wohl nur bei einer raschen Bewegung unbemerkt entfallen. Dieser Umstand schließt also die Annahme eines Raubüberfalls aus."

„Und die Leute in der Meierei?" unterbrach Kurd ihn mit Ungeduld.

„Nach der Meierei!" fuhr der Rittmeister fort, „das war unser erster Gedanke, als weiteres Nachspüren sich resultatlos erwies. Nach einer halben Stunde fruchtlosen Umhertappens auf dem koupierten Terrain bei undurchdringlichem Nebel fanden wir erst unsere Pferde wieder. Nicht minder schwierig und zeitraubend war es, eine breitere Fahrstraße im Walde aufzufinden, wo wir Trab reiten konnten. Nach kurzem Besinnen schlug der Förster die Richtung ein, welche seiner Meinung nach uns zur Meierei führen mußte. Der Nebel versagte, auch nur einen Schritt weit vorauszusehen. So ritten wir lange schweigend bald gerade aus, bald links, bald rechts.

„Endlich parierte der Förster seinen Gaul. Das sind ja die Buchen! rief er verwirrt und ärgerlich. — In geschwungenem Zickzack waren wir statt nach dem Meierhof rückwärts gelangt und befanden uns in der Nähe der Dorfbrücke und des Schlosses. — Wie nun? — Umzukehren erklärte unser Führer bei der trügerischen Luft für unausführbar. Nur beim Schein von Laternen könne man ans Ziel zu gelangen versuchen. Mich beunruhigte schon längst das Gefühl der Pflicht, die Herrschaften aus der ohne Zweifel quälenden Ungewißheit zu befreien," hier drückte Ringelin zärtlich die Hand seiner Schwester, sich gegen die übrige Gesellschaft leicht verneigend.

„So erreichten wir denn bald die Brücke und das Schloß," fuhr er fort und zu Kurd gewandt setzte er hinzu: „der Förster wartet nur auf Ihre Order, in Begleitung einiger Mannschaft mit Laternen den Weg nach der Meierei zu Fuß antreten zu dürfen. Ich habe es selbst erfahren, daß die Aufgabe zu Pferde unter den erschwerenden Umständen fast unlösbar erscheinen muß!"

Der Graf ging hinaus, um die Ausführung des Planes persönlich mit den abzuordnenden Leuten zu überlegen und ihnen die erforderlichen Weisungen zu erteilen.

Nach einer halben Stunde waren der Förster nebst Helmrich und vier kräftigen Bauernburschen aus dem Dorfe zu der Expedition mit Laternen und Waffen gerüstet und traten den Weg nach der Meierei frischen Mutes an. Bewaffnet hatten sie sich auf des Grafen eigenen ausdrücklichen Wunsch.

„Ich traue meinen amerikanischen Nachbaren in Waldthal alles Gute zu," sagte er, „aber seht euch vor, ihr Leute; man kann nicht wissen, wie der Hase läuft."

Nachdem er unter ähnlichen jovialen Redewendungen die sechs Boten entlassen, kehrte Kurd zu seiner Gesellschaft zurück. Die Niedergeschlagenheit der Stimmung steigerte sich nur, je mehr der Rittmeister bemüht war, sie durch allerlei tröstliche Mutmaßungen zu bekämpfen.

War Graf Hoyer verletzt? — Befand er sich wirklich unter wohlwollender Pflege in der verrufenen Waldmeierei oder konnte er nicht ebensowohl getötet, beraubt und unentdeckbar verscharrt worden sein?

Auf alle solche beängstigenden Fragen wußte Ringelin nichts Besseres als Beruhigungsversuche, Schlußfolgerungen und Hoffnungen zu erwidern. Denn auch der vom Rittmeister als Merkmal bezeichnete Spazierstock mochte, wie Sir Francis scharfsinnig bemerkte, nur zu dem Zweck in den Boden neben dem verendeten Wild eingesenkt worden sein, um den Verdacht einer Frevelthat auf eine falsche Spur zu lenken. Selbst der Rittmeister mußte zugeben, daß, eine ruchlose Absicht und That vorausgesetzt, eine solche Möglichkeit nicht ausgeschlossen sei.

Gräfin Alma hielt in der verzweifelten Ungewißheit ihre Hoffnung aufrecht, daß Henning sich wohlbehalten in der Behausung und Gesellschaft seines alten Freundes Hinrich Freisinger befinden werde.

„Ob Freisinger — ob Whitehorse,“ warf Kurd ein, „das wird sich aufklären, wenn unsere Boten von der Meierei zurückgekehrt sind.“

„Mister Whitehorse? — Ooh!“ sann Francis nachdenklich.

„Sie scheinen sich dieses Namens zu erinnern,“ bemerkte Alma, „kannten Sie den rätselhaften Herrn wohl gar?“

„Ich erinnere einen Sportsman,“ erklärte der Baronet, „welches, ich glaube in Chicago, mit seinem Schimmel, ein vorzügliches Rasse-Horse, bei jedes Horse-Rasse den ersten Preis gewann. Aber ich kann nicht wissen, Mylady, ob dieses ist dasselbe Individual.“

„Das Sportsman ich besinne sehr wohl also,“ fiel Lady Lucy ein. „Sein Name war Whitehorse — oh yes! — so!“

„So!“ bestätigte Sir Francis zuversichtlich.

„Unmöglich ist es ja nicht, daß Ihr Sportsman und unser Schimmelmeier oder Whitehorse identisch sei. Es scheint auch nicht undenkbar, daß dieser sich endlich als Freund Freisinger entpuppen könne,“ erörterte Dieffemberg bedachtsam. „Denn erstens war Freisinger, nach Hoyers Aussage, in den Vereinigten Staaten ansässig. Sodann hatte er eine seltsame Vorliebe für Schimmel. Oft schwärmte er in Pfeifersheim von einem milchweißen Pony, dem Stolz seiner Knabenjahre. Er schrieb ihm elektrische Schnellkraft und sonstige übernatürliche Eigenschaften zu. — Allein entscheidend für die Personalfrage sind diese Gründe nicht. — Wie das Rätsel sich endlich lösen werde, müssen wir mit Geduld erwarten.“

Marie Ringelin bat den Baronet um die Gunst, der Gesellschaft etwas aus seinem Leben mitzuteilen. Sie suchte ihn durch artige Lobsprüche auf seine Beherrschung der schwierigen deutschen Sprache zu ermutigen. In Wahrheit aber hatte Marie eine stille Freude am gebrochenen Deutsch des englischen Paares. Francis lehnte ihre Anerkennung ab. Er habe früher weit fließender deutsch gesprochen. Aber um sich auf den Besuch in Vilamsdorff wieder etwas besser einzurichten, habe er auf der Herreise sich mit dem Studium deutscher Sprachlehre eifrig beschäftigt. Auch Lady Lucy versicherte, daß sie viel vergessen habe und deshalb vor dem Einschlafen allabendlich sich die Gedächtnisverse der Vorwörter auf ihrem nächtlichen Lager zu überhören pflege:

„Schreib mit nach nächst nebst samt ßu ßuwider“ und: „An auf hinter neben in — uber unter vor und ßwitschen. — — Aber alles in Eitelkeit!“ jammerte sie seufzend, worauf Kurd sie belehrte, „in vain“ heiße umsonst.“

Indessen wurde Mariens Antrag so lebhaft unterstützt, daß Francis sich bereit erklärte; jedoch nur unter den beiden Bedingungen, sich des Französischen oder seiner Muttersprache bedienen zu dürfen, wo das Deutsche ihn im Stich lasse. Und seiner zweiten Bedingung nach sollten auch die beiden anderen Herren, der Graf und der Rittmeister, einige für weibliche Anteilnahme passende Erlebnisse zum besten geben. Kurd befand sich jetzt in der früheren Lage des Freiherrn von Trutheimb. Nachdem er die

getroffenen Maßregeln, über Hennings Schicksal Gewißheit zu erlangen, angeordnet hatte, wünschte er dringend die sorgenvollen Gedanken der Gesellschaft zu zerstreuen. Und dazu schien Mariens Anregung sich zweckentsprechend zu erweisen. Er willigte deshalb in die Bedingungen seines englischen Freundes ein und forderte diesen auf, zu erzählen, was er mitzuteilen geneigt sei.

„Mein Leben," hub Sir Francis mit dem Schlüssel seiner Uhr spielend an, „mein Leben ist die Geschichte eines Menschen, auf welchem Wege er wird Diplomat. Das ist alles. Also ich, wenn ich kam zurück von Pfeifersheim nach London, ich ging in das Büreau des Foreign Office —"

„Des auswärtigen Amtes," übersetzte Kurd.

„Danke!" sagte Sir Francis und erzählte weiter, wie sein Pflichtenkreis anfangs auf genaue Abschrift geheimer französischer, englischer und deutscher Noten, Depeschen und Urkunden eingeengt gewesen sei. „Das ist oft, die Wahrheit zu sagen, sehr langweilig," versicherte er. „Dabei ich habe gesehnsuchtet sehr heftig zu Miß Lucy Grifford, welche ich hatte gemacht ihre Bekanntschaft, wenn lebend in Pfeifersheim. Dann wenn ich mußte rückwärts nach London, Miß Lucy zurückblieb noch für ein Jahr. Und ich wagte nicht ihr zu schreiben. Denn wir waren nicht gewesen zu sagen die Wahrheit, wie war unser Gefühl im Herzen gegeneinander. Oh! die Ungewißheit in Trennung war sehr unbequem, war es nicht, Lucy dear?"

„So es war!" bestätigte die Lady verschämt.

„Wenn ich war endlich bekommen Attaché bei der Embassy —"

„Gesandtschaft," verdeutschte Marie freundlich.

„Danke!" erwiderte Sir Francis und berichtete, daß er während der Zeit seiner Stellung bei der englischen Botschaft in Konstantinopel Graf Hoyer zum erstenmal wiedergesehen habe. Von Jerusalem zurückgekehrt, wo dieser ein gefährliches Nervenfieber überstanden, habe er seine dankbaren Gesinnungen für die wiedergeschenkte Gesundheit aufs opferfreudigste bethätigt. Der Wunsch vieler in Konstantinopel lebender evangelischer Christen, der Mehrzahl nach Deutscher, eine Kirchengemeinde zu bilden, kam dem Dankeseifer Hennings willkommen entgegen. Bisher waren die zerstreuten Lutheraner in der englischen Kirche zu Gast gegangen. „Aber unsere Kirche," erzählte Sir Francis, „war viel zu schmal. Also nicht alle Deutsche verstanden als wohl englische Sermons, als zu folgen zu des Clergymans Worten. Und so, sie wollten haben vorgezogen zu bauen eine deutsche Kirche." Unter lebhaftem Anteil der Gräfin Alma und der beiden Fräulein, die in freudiger Erregung einander wiederholt verstohlen die Hände drückten, erfuhren sie von Sir Francis, daß der Bau der Kirche wie auch einer Schule durch reichliche Geldbeiträge des Grafen Hoyer endlich zur Ausführung gebracht werden konnte. Die Erinnerung an des Freundes stille Wirksamkeit — die sich auch durch ansehnliche Geldsendungen an den Bischof Dr. Gobat in Jerusalem bethätigt hätte, — reizte den Baronet zu einer Beweglichkeit und Lebendigkeit seiner Darstellung auf, die mit seiner gewohnten Ruhe einen überraschenden Gegensatz bildete. „Graf Hoyer," schloß Sir Francis seinen Bericht, „seit Pfeifersheim hat abgelegt sein künstliches Egoism wie eine Schlange sein Fell — das ist die Wahrheit. Denn dieses Konstantinopel-parish —"

„Wir sagen: das Kirchspiel zu Konstantinopel," half Alma ein.

„Danke!", antwortete Sir Francis. „Wohl!" — Dieses Kirchenspiel hat nicht ausgeschöpft seine Geduld und Mühseligkeit. Die Wahrheit ist, daß er bewiesen hat seine Freigebigkeit wirklich ohne jedes Egoism. Ich weiß nur ein Bruchteil, er hat gespendet. Es ist sehr viel wahrhaftig, wie viel ich kenne."

Im Lichte der uneigennützigen Wirksamkeit Hennings, von der man so eben gehört, bekannte Kurd, sehe er dessen spottweise sogenannte „Kommunisten-Kolonie" denn doch mit günstigeren Augen an, als zuvor. Wenigstens müsse die selbstlose Absicht eines solchen Versuches schon ehrwürdig genug erscheinen.

„Und soviel Adel der Gesinnung,“ klagte Alma, „ein solches selbstverleugnendes, echt christlich liebendes Herz könnte das Opfer eines jähen Frevels geworden sein? — Unglaublich!“ —

„Es wäre ganz entsetzlich!“ rief Marie und rang verzweifelt die Hände. Auch die ruhige Adeltraut bekämpfte nur mühsam ihre heftig erregte Teilnahme.

Kurd bemeisterte zuerst seine trüben Gedanken und gab der Erörterung der traurigen Möglichkeit eine ablenkende Wendung, indem er den englischen Freund anregte, noch einige anteilwerte Erinnerungen aus seinem Leben, insonderheit auch seine Heiratsgeschichte betreffende Einzelheiten mitzuteilen. Sir Francis nickte zustimmend.

Im Vertrauen auf das Interesse, das die Anwesenden seiner Person entgegenbrachten, erzählte er dann, wie die Hoffnung, seine Herzensangelegenheit mit der wieder in ihrer Vaterstadt Chicago lebenden Miß Lucy Grifford zu klären und zu fördern, ihn veranlaßt habe, zur Vertretung eines Rats der englischen Botschaft zu Washington sich nach Amerika schicken zu lassen.

Zu der nachwirkenden tiefen Verstimmung Englands wegen der amerikanischen Gleichgültigkeit gegen die Umtriebe und Konspirationen der Fenier gesellten sich später die Differenzen in betreff eines Kaperschiffes, die zu der berüchtigten Alabamafrage aufgebauscht, jahrelang durch die politische Tagespresse sich wie eine sogenannte Seeschlange hindurchwanden. Solche Komplikationen verfehlt die Börsenspekulation nicht leicht, in gewinnsüchtigem Sinne auszunutzen. Auch zur Zeit seiner Station in Washington, erinnerte sich Sir Francis, seien die Geschäfte des Humbug in den amerikanischen Zeitungen glänzend gediehen. Durch sehr schlau geschriebene Artikel, die sich den Nimbus offiziöser Instruktion zu geben verstanden, seien die Börsen von einer erschütternden Panik ergriffen worden. Die Lügenberichte, welche hochstehende Personen in England zur Deckung hereinzuziehen gewagt, hätten die ernsthaftesten Verwickelungen des britischen Reiches mit den Vereinigten Staaten von Nordamerika als kaum noch anzweifelbare Wahrscheinlichkeit dargestellt. Infolge der plötzlich gefallenen Werte an der Börse seien große Häuser der Einstellung ihrer Zahlungen nahe gebracht worden. Wiederholter amtlicher Dementis von seiten der britischen Botschaft habe es bedurft, um das untergrabene Vertrauen wieder zu befestigen und den Lügenreporter zur Ruhe zu bringen.

„So ist er unentdeckt geblieben?“ fragte der Rittmeister mit etwas erzwungenem Interesse. „Man wird doch solchen Unfug selbst in Amerika nicht ungeahndet dulden?“

„In Amerika,“ belehrte ihn Sir Francis, „Sie wissen, die Presse ist frei; es kann drucken, was er will. Aber meine Regierung war dabei engagiert, den Thäter zu nehmen fest. Und so unsere Detektevs suchten seine Spur. Aber das Schurke war schon gerannt hinweg. Wir waren vermutend, der spitze Bube habe geflohen nach Chicago. Dieses pretext ich gebrauchte —“

„Diesen Vorwand benutzten Sie,“ verbesserte Kurd halblaut.

„So!“ bestätigte Francis, „danke!“

Diesen Vorwand habe er benutzt, fuhr er fort, um nach Chicago zu reisen und dort nach langjährigem Darben sich eines Wiedersehens mit Miß Lucy Grifford zu erfreuen. Wie sehr ihn bei diesem Anlaß die Entdeckung beglückte, ihr Herz noch frei und in treuer Anhänglichkeit ihm ergeben zu finden, das deutete Sir Francis nur schüchtern an, wobei Marie Ringelin auf's deutlichste beobachtet haben will, daß seine Schläfen sich mit zartem Rot färbten.

Kurd und der Rittmeister fragten nach dem Schicksal jenes Lügenreporters, während die weitere Entwickelung des Liebesromans sich mehr eines bevorzugten Interesses des weiblichen Teils der Gesellschaft erfreute. Von beiden Seiten aufgefordert, erzählte Francis, daß der Verkehr mit seiner nunmehr endlich ihm verlobten Braut seinen Eifer in der politisch-polizeilichen Angelegenheit begreiflicherweise etwas abgekühlt habe. Aber nicht ohne Verdruß konnte er an die Fruchtlosigkeit zurückdenken, welche der umsichtigsten Verfolgungen des Flüchtlings spottete. Was hier mit indirekter Redeweise

berichtet wurde, erzählte Francis in seiner Muttersprache. Zum Ausdruck seines Aergers schien er das Deutsche für geeigneter zu halten.

„Alles war für nichts,“ schalt Francis, „und wenn er nicht gekrochen ist ein zu die Erde, ich weiß nicht, wo der Hallunke hat geblieben. Wohl!“

„Endlich ein Jahr her ich bekam Counsellor of the Embassy, was ist das zu sagen in Deutsch?“ unterbrach er sich.

„Rat der Gesandschaft, Legationsrat, mein sehr ehrenwerter Freund,“ erklärte Kurd mit einer Verbeugung. „Sie wurden also endlich vor einem Jahr Legationsrat.“

„Und da“ fiel Francis nach seinem stereotypen „danke“ ein, „da ging ich für das zweite Mal zu Amerika und Chicago in eigenen Angelegenheiten. Denn da haben wir, ich und Miß Lucy Grifford, in den Stand der Ehe getreten. Und mich hat befallen seitdem kein Gedanke zu bereuen dieses Tritt. In Chicago war ich lebend als ein Ehemann für den ganzen Sommer. Und so ich konnte nicht kommen hier, wenn ich las Ihre Einladung, lieber Dieffemberg, in die Amerika-Zeitungspapieren. Im Herbst wir, ich und Lady Mac-Bell, zurückgingen zu Konstantinopel. Und in diesem jetzigen Jahr ich war lesend ihre Einladung für das zweite Mal. Die erste Anzeige, daß Sie geheiratet wurden, muß haben geschlipft vorbei meine Augen. Nach Ihrem letzten Advertissement nun wir haben gereiset über Wien zu Schloß Vilamsdorff, vollfüllend unseren Vertrag von Pfeifersheim.“

„Ich fürchte,“ schloß er entschuldigend, „zu haben gefoltert Sie sehr unerträglich mit meinem schlechten Deutsch. So ihre kränkliche Ohren müssen sein kuriert wieder von Graf Dieffembergs versprochenes Erzählen eine fließende Geschichte aus seinem Leben.“

Dieffemberg liebte es nicht sonderlich, auf seine Erlebnisse in der Vergangenheit zurückzukommen, wofern sie nicht zur Klärung und zum Verständnis gegenwärtiger Fragen zu dienen versprachen.

In der Hoffnung, bei dem vorliegenden Anlaß manches zu hören, was ihr in dem Vorleben Kurds unbekannt geblieben, vereinigte Alma nun ihre Bitten aufs eifrigste mit denen der Gesellschaft, die eingegangene zweite Bedingung des Sir Francis zu erfüllen. Kurds Mienen nahmen den Ausdruck der Selbstironie an. Er rieb sein Ohrläppchen und begann pathetisch:

„Es war einmal ein Grafensohn“ —

„Aber, liebster Kurd,“ unterbrach ihn Alma, „ich bitte dich, erzähle vernünftig. Der Anfang lautet ja wie ein Märchen.“

„Wenn ich euch kein Märchen aufbinden darf,“ entgegnete Kurd,“ dann muß die Gesellschaft mit einem trockenen curriculum vitae vorlieb nehmen. Das ist mir ohnehin geläufiger. Denn ich habe eine solche Chronik meines Lebens öfters den Behörden einreichen müssen und werde es wol noch auswendig wissen.“

„Also ich, Kurd Lothar Augustus Friedrich Wilhelm, bin der erstgeborene Sohn meines Vaters. Ich erprobte die Widerstandskraft meines jugendlichen Schädels gern in gewaltsamen Zusammenstößen mit Pflastersteinen und Mauerkanten, wodurch nicht nur mein Gehirn, sondern auch die auf meine normale Entwickelung gesetzten Hoffnungen meiner Mutter vermutlich bedenkliche Erschütterungen erlitten. Mehr als wahrscheinlich ist es, daß von solchen Stößen phrenologische Umbildungen veranlaßt wurden, durch welche mir manche angeborene Gabe abhanden gekommen ist. Dahin gehörten namentlich die „larges sentiments“, welche ich mir nie aneignen konnte in einem, dem Ideal meiner Mutter entsprechenden Grade. Doch ich überschreite die Grenzen eines curriculum vitae.

„Hauslehrer förderten meine vorbereitende Schulbildung weit genug, daß, in meinem fünfzehnten Lebensjahr nach Pfeifersheim geschickt, ich in die Tertia eines im Innern der Stadt gelegenen Gymnasiums aufgenommen werden konnte. Henning lebte bereits seit einem halben Jahr innerhalb der gemütlichen Ringmauer von Pfeifersheim. Er gedieh dort geistig und körperlich so wohl, daß bald sein brennender Wissensdurst sich ungehemmt genugthun konnte. Im Lauf der Jahre überflügelte Henning — das

müßte auch der Neid anerkannt haben — an Gelehrsamkeit und klarem Urteil alle seine Jugendfreunde in Pfeifersheim."

„So er that!" schaltete Sir Francis mit Ueberzeugung ein.

„Wir beschlossen unsere Schulzeit", fuhr Kurd zu erzählen fort, „mit der Errichtung des berühmten Vertrages von Pfeifersheim und bezogen dieselbe Hochschule, um durch kameralistische und andere Studien uns auf den landwirtschaftlichen Beruf vorzubereiten, für den die Familienverhältnisse uns schon im Steckkissen bestimmt hatten. Nach Verlauf des ersten Semesters zog Henning eine Ortsveränderung vor und führte dadurch eine Trennung herbei, die seitdem nur zeitweise unterbrochen worden ist. Mit meinem fünften Semester verband ich die Ableistung meiner Militärpflicht. Die Husarenuniform gefiel meiner Mama so ausnehmend gut, daß ich dem mütterlichen Andringen nicht widerstehen mochte, das Offiziersexamen zu absolvieren und in die Armee einzutreten.

„Wäre es auch nur wegen der larges sentiments, lieber Kurd, die man sich in der Uniform und im Sattel viel sicherer aneignet, als im Civil und am grünen Tisch," rechtfertigte Mama ihren Wunsch.

„Allein das Schicksal schien sich gegen die Erfüllung solcher Hoffnungen verschworen zu haben. Denn zur fruchtbringenden Besamung meiner kleinbürgerlichen Sinnesart ließ es mir nicht die erforderliche Muße. Mein Offizierspatent war kaum ein Jahr alt geworden, als mich ein Familienereignis nötigte" —

„Der Tod seines Vaters", flüsterte Alma den Nächstsitzenden zu.

„Die wunderverheißende Uniform schon wieder an den Nagel zu hängen", fuhr Kurd ungestört fort. „Indessen hatte der Dienst im Sattel meine geronnenen Gefühle doch soweit in Fluß gesetzt, daß sie nicht unempfindlich bleiben konnten gegen die stillen Herzensleiden einer jungen Schönen, die hinsichtlich der sie umschwärmenden Freierschar mit der Penelope wetteifern durfte."

Alma drohte ihrem mutwilligen Gemahl mit abwehrender Gebärde. Aber er neckte sie unbarmherzig weiter.

„Auch Antinoos fehlte nicht in der gemischten Gesellschaft. Er war ebenso zudringlich, ebenso habgierig und ebenso schön als sein antikes Vorbild. Nur in einigen Nebenumständen unterschied er sich von demselben. Er stand nämlich als Premierleutnant bei irgend einer Feld-Batterie, war uns, den Gardehusaren, zur Dienstleistung zeitweilig zugeteilt, verstand es meisterhaft, sich an vornehme Kameraden heranzudrängen, wurde von vielen Seiten seiner unzweifelhaft glänzenden oder blendenden Manieren wegen geschätzt, von anderen gefürchtet und von einer Gruppe, zu welcher ich mich hielt, nach Möglichkeit gemieden; er hieß auch nicht Antinoos, sondern Herr von Mareczka, seines Stammes ein Czeche."

Der Rittmeister Ringelin machte bei Nennung dieses Namens eine aufhorchende Bewegung.

„Die neue vielbedrängte Penelope," scherzte Kurd, „verlieh meiner Hand die Kraft, den Odysseusbogen zu spannen. Und wenn ich die Freier auch nicht erschoß, so gelang es mir doch, sie aus dem glückseligen Ithaka meiner Vorrechte zu vertreiben. Antinoos, wie Kameraden versicherten, einen Pfeil mit Widerhaken im Herzen, war bald vom Schauplatz seiner Schlappe so spurlos verschwunden, daß er es sogar vermieden hatte, bei der Redaktion der neuen Rangliste seine Adresse abzugeben. Ich genoß nun also den unbestrittenen Vorzug, mit Penelope oder Fräulein Alma von Trutheimb in ein verbindliches Verhältnis getreten zu sein. Aber ich zählte noch nicht völlig dreiundzwanzig Lenze und kämpfte mit ungeübter Kraft gegen den Andrang sehr ernster Verwaltungssorgen, die mich wie ein Strudel plötzlich vom Sattel rissen. Dazu gab es bald einen Feldzug, der ohne meine Mitwirkung als Reserveoffizier sicherlich für unsere Waffen einen unglücklichen Erfolg gehabt hätte. Das beweiset die Dekoration, mit der man meine entscheidenden Verdienste ausdrücklich anerkannte."

„Ihr Verdienst, lieber Dieffemberg, ist wahrlich nicht zu unterschätzen," berichtigte Ringelin die ironische Erwähnung. „Der feindliche Kundschafter war ein sehr gefährlicher Bursche, trug sich mit äußerst verräterischen Instruktionen und die Bravour, mit der Sie den Spion dingfest machten, rettete unsere Division wahrscheinlich vor einer Ueberraschung von seiten des wohlinformierten Gegners.

„Nun endlich!" rief Alma, „endlich erfahre ich doch einmal, daß und mit welcher persönlichen That mein hochgeschätzter Odysseus sich den roten Vogel mit Eichenlaub und Schwertern erworben. Kann man es glauben, daß seine eigene Lebensgefährtin, seine Penelopeia, erst heute den wirklichen Grund erfährt? „Für allgemeine Pflichterfüllung in der Kampagne, liebes Kind," das war immer meines verschlossenen Mannes Antwort, wenn ich nach der Ursache der Auszeichnung schüchtern zu forschen wagte. Nun aber, lieber Rittmeister, müssen Sie uns auch mehr darüber sagen, wie es meinem Kurd gelang, den Kundschafter einzufangen und was Sie sonst davon noch mitteilen können."

Der Rittmeister meinte aber dem Grafen selbst nicht vorgreifen zu dürfen. Und da man in diesen drang, das kriegerische Intermezzo eingehender zu erzählen, willigte er etwas verdrossen ein.

„Nun ja!" sagte Kurd, „wahr ist es, daß der Spion mir in die Hände lief. Ich stand mit meinen Husaren in der Vorpostenlinie. Wir waren abgesessen, um abzukochen. Ein Stück Weges von meinen Leuten entfernt lustwandelte ich einsam im Schatten alter Weiden und dachte an mein fernes Lieb, ob's mir auch treu und hold verblieb. Da stand sie plötzlich leibhaftig vor meinen Augen: Gebückt, mit gehökerter Wirbelsäule, das schöne Haupt und die schlanken Glieder in schmutzige Lumpen dicht eingehüllt trotz der sengenden Mittagshitze, hüstelnd und knixend, auf einem Krückstock gestützt, so watschelte sie, nämlich eine alte Bettlerin, zu mir heran und bat weinerlich um eine milde Gabe. Mir war die dichte Lumpenumhüllung ihres Kopfes bei einunddreißig Grad Réaumur in der Julisonne sogleich verdächtig. Und wir hatten verschärfte Order erst tags zuvor erhalten, alles Verdächtige unnachsichtlich zum Regimentskommando zu expedieren. Der Dienst, gebot mir demnach, diesen problematischen Charakter festzunehmen. Und da meine Leute anderweitig beschäftigt und auch zu fern von meinem Standort waren, so erlaubte ich mir, das Kopftuch meiner Klientin höchsteigenhändig etwas zurückzuschieben, um mich über Grund oder Ungrund meines Argwohns zuerst einmal zu unterrichten."

„Ich blickte in ein sorgfältig retouchiertes Männerantlitz und ergriff den nächsten Arm des Gesellen, es war der linke, mit meiner nervigten rechten Faust. Aber der Kerl starrte mir mit haßverzerrten Mienen ins Gesicht, indem er mit der Rechten ein Messer unbemerkt gezogen, das er geradesweges nach der Stelle zückte, wo ich meiner teuren Alma mir anvertrautes Herz aufzubewahren pflege. Durch eine rechtzeitige Parade mit meinem freien linken Arm verfehlte der Stoß glücklicherweise die Stelle, wo jener kostbare Schatz ruht. Mein linker Arm trug aber eine Schramme davon und das Messer fuhr dem rabbiaten Burschen abgleitend so tief in seinen eigenen Arm, daß sofort die Lumpenhülle feucht wurde.

„Meine herzugeeilten Husaren thaten das Uebrige: sie knebelten dem Opfer des Verrats die Hände auf den Rücken, und als sie kaum damit fertig waren, konnte ich den Arrestanten sogleich dem Herrn Zugführer Ringelin überantworten, der an der Spitze einer Husaren-Patrouille eben vorübermarschierte. Das ist meine Heldenthat, durch die ich zum Retter des Vaterlandes geworden bin."

„Meine Freude und mein Stolz über diese tapfere That läßt mich das Zerrbild verschmerzen," sagte Alma heiter, „das du böser Mann fern von deinem fernen Lieb maltest. Gut, daß es sich dann als der vermummte Spion entpuppte! Aber was ward aus deiner Schramme? Was aus dem Arrestanten? Du wirst uns den Schluß der Affaire doch nicht schuldig bleiben wollen?"

„O Neugier!“ seufzte Kurd. „Um das fernere Schicksal meines Angreifers hatte ich mich zunächst nicht dienstlich zu bekümmern. Die rasche Folge der kriegerischen Ereignisse scheint den unbedeutenden Zwischenfall nachher ins Meer der Vergessenheit versenkt zu haben. Nunmehr erübrigt noch zu berichten, daß die Aerzte und meine besorgte Mutter darauf bestanden, die Folgen eines Streifschusses, der mich leider kampfunfähig machte, in wärmerem Klima auszuheilen. Ich tröstete meine liebe Braut und mich selbst mit dem Liede „O Scheiden und Meiden, du bitteres Kraut,“ und wir wechselten bald die redseligsten Briefe. Die meinigen kamen zuerst von Nizza, später von Genua, Mailand, Florenz und Rom. In diesen Städten lebte ich mit meiner treuen mütterlichen Pflegerin abwechselnd wochen- und monatelang. Meine Mama drängte mich von Ort zu Ort. Auf dem italienischen klassischen Boden hoffte sie beharrlich irgendwo eine Quelle zu entdecken, aus welcher ich Nahrung für das Wachstum meiner „sentiments“ würde schöpfen können.

Davon ließ sich aber leider immer noch nichts verspüren.

„Jedoch wuchs meine leibliche Kräftigung, während die Unruhe des Reiselebens die Kräfte meiner armen Mutter täglich mehr schwächte. Die Malaria ergriff sie und erfüllte mich mit ernsten Besorgnissen. Indessen sie genas soweit, daß ich nach fast anderthalbjähriger Abwesenheit die Rückreise nach der Heimat mit ihr zu unternehmen wagen durfte. Leider aber blieb ein Siechtum zurück. Und selbst die sorgfältigste Pflege meiner bekümmerten Alma konnte es nicht verhüten, daß abermals ein Trauerjahr das Ziel unserer Wünsche hinausrückte.

„Nach Verlauf desselben wurde dann der Gedanke an unsere eheliche Verbindung ernstlich ins Auge gefaßt. Da brach wie ein Blitz aus wolkenlosem Himmel der letzte Krieg los. Ich wurde wieder als Reserve-Offizier einberufen und der Kalpak löschte wie ein Lichtdämpfer die glimmenden Hochzeitskerzen unbarmherzig abermals aus.

„Zum Andenken an jenen gewaltigen Völkerkampf tragen wir, nämlich ich und mein jetziger Kammerdiener Friedrich, das eiserne Kreuz. Ich erhielt es zur Beschämung, weil ich in der großen Reiter-Affaire vom 16. August durch die gegnerischen Kürassiere fast unrettbar vom Pferde gehauen oder gefangen genommen worden wäre. Und mein Friedrich wurde nach Verdienst mit dem Ehrenschmuck ausgezeichnet, weil er mich mit imposanter Bravour aus der verhängnisvollen Klemme heraushieb. Doch genug von den kriegerischen Reminiscenzen!

„Erholung von den Anstrengungen des beschwerlichen Feldzuges, mancherlei bauliche Aenderungen und wohnliche Einrichtungen dieses alten Kastells Vilamsdorff nahmen mich noch fast ein ganzes Jahr hindurch in Anspruch, bevor alle Zurüstungen weit genug fortgeschritten waren, um in den Tempel einer erträglich würdigen Häuslichkeit die lebendige Seele einführen zu dürfen, die entschlossen war, ihn zum anmutenden Sitze gemütlicher Behaglichkeit zu machen.

„Drei friedliche Jahreskreise umranken nun bereits unsere Haus- und Herzensgemeinschaft. Meine Erfahrung hat mich überzeugend belehrt: Keine wahrhaft glückliche Ehe ohne den Segen des weiblichen Pantoffels. Seine schwunghafte Herrschaft hat sogar die Zaubermacht bewiesen — ich darf es mit Genugthuung hoffen —, endlich den bleiernen Bann etwas abzuheben, der meine Denkungsart so hartnäckig hemmte in ihrer annähernden Erhebung zu den „larges sentiments“, dem Ideal meiner seligen Mama.

„Das Hauptaugenmerk richten wir infolge meiner eigenen Erfahrungen bei der Erziehung unseres nun schon zwei Jahre zählenden Stammhalters darum auf die Entwickelung seines Abscheus vor Pflastersteinen und scharfen Mauerkanten.

„Hiemit endet die Geschichte meines bisherigen ruhmwürdigen und segensreichen Erdenwallens. Den Entschluß sie hier zu erzählen, halte ich übrigens selbst für eine der verdienstlichsten Thaten meines Lebens. Ich habe mir damit den billigen Anspruch erworben, die erheiterten Mienen meiner werten Freunde und holden Damen als Ausdruck

dankbaren Beifalls aufzufassen. Ausruhend auf solchen Lorbeeren bitte ich nunmehr meinen alten Kriegskameraden Max Ringelin um die noch ausstehenden Nachträge zu meinem curriculum vitae.“

„Was ich noch nachzufügen hätte,“ sagte der Rittmeister, „betrifft lediglich den von Ihnen, mein verehrter Dieffemberg, mir zur Eskorte an das Regimentskommando überantworteten Kundschafter. Nach rauhem Kriegsbrauch ließ ich ihn zwischen zwei Pferde binden, um ihn nach dem Quartier des Obersten zu transportieren. Unterwegs meldete der Wachtmeister, es sei zu befürchten, daß der Gefangene sich verblute. Darauf durfte ich es nicht ankommen lassen. Ich ließ deshalb Halt machen. Ein Blick auf die triefenden Lumpen des erblichenen Gesellen überzeugte mich, daß hier nicht gezögert werden dürfe. Eine Ordonnanz wurde abgeschickt, irgendwoher eine Tragbahre herbeizuschaffen. Und um einen Verband zu improvisieren, untersuchte ich selbst die klaffende Armwunde des Arrestanten.

„Er lag am Boden hingestreckt. Als ich mich nun auf seinen Arm niederneigte, flüsterte er mir hastig zu: „Ringelin, mein alter Kamerad, ich bin noch in deiner Schuld. Zweifle nicht an meinem verpfändeten Ehrenwort. Ich schwöre dir zu, ich will es einlösen doppelt und dreifach. Aber ich kann deine Ansprüche nur befriedigen, wenn ich wieder frei über mich verfügen darf.“

„Empört über die schmachvolle Beschimpfung meiner soldatischen Ehre, starrte ich dem gewissenlosen Versucher lange sprachlos ins Gesicht. Endlich gelang es mir, die entstellten und bemalten Züge desselben zu entziffern. Ich erkannte in dem Biedermann jenen Antinoos, gnädigste Gräfin, der vor Jahresfrist ohne Urlaub abreisete und vergaß, seine Adresse zurückzulassen.“

„Was ist denn endlich geworden mit diesem Gentleman?“ fragte Francis.

„Er wurde an das Regiment richtig abgeliefert,“ antwortete der Rittmeister, „man entdeckte chiffrierte Notizen bei ihm, die glücklich entziffert wurden und Eröffnungen von entscheidender Bedeutung enthielten. Das standrechtliche Todesurteil wird aber schwerlich zur Ausführung gebracht sein. Denn schon am anderen Tage eilte unsere Armeeabteilung im Gewaltmarsch nach dem Schauplatz der Schlacht, die den Feldzug glorreich entschied. Später erinnerte sich niemand mehr des Arrestanten Josef von Mareczka. Seine Schlauheit wird wohl Mittel und Wege gefunden haben, sein armseliges Dasein in Sicherheit zu bringen, da der strömende Regen es dem Train ohne Zweifel sehr erschwerte, dem stürmischen Eilmarsch der Armee in vorschriftsmäßiger Ordnung zu folgen.“

„Erlauben Sie mir, meine werten Gäste,“ bat Kurd, „mit unserem Dank für die interessanteren Mitteilungen dieses Abends, der vorschriftswidrigen Unordnung des Trains den Train einer ebenso vorschriftswidrigen Unordnung folgen zu lassen.“

„Den längst verstorbenen Herrn von Mäusebach werden wohl wenige von Ihnen nur dem Namen nach noch gekannt haben. Herr von Mäusebach ist in manchen Lebensgewohnheiten das Muster, nach welchem ich mich zu bilden suche. Hoffentlich erreiche ich auch sein hohes gesegnetes Alter.

„Herr von Mäusebach liebte es, in kleinem Freundeskreise seine Abende zu verleben. Aber er hielt streng auf geordnete Zustände. Man wußte das und er gehörte zu den bevorzugten Sterblichen, denen niemand etwas Ungewohntes übel deutete. Wenn Herr von Mäusebach nun besorgte, die Ausdehnung des geselligen Behagens könne ein Manko in der genau berechneten Ziffer seiner nächtlichen Ruhestunden herbeiführen, pflegte er solchem Unglücksfall durch eine kurze Ansprache an seine Gesellschaft vorzubeugen: Lieben Freunde, sagte dann Herr von Mäusebach, wenn ich wäre wie ihr, und ich wäre wo, dann ginge ich jetzt.“

„Aber Kurd!“ rief Alma entsetzt. Doch die heitere Wirkung seiner Rede überwand bald auch ihr verletztes Schicklichkeitsgefühl. So trennte sich die Gesellschaft unter Hände-

schütteln in aufgebesserter Stimmung, um sich in die Einsamkeit zurückzuziehen und von den erregenden Eindrücken dieses bewegten Tages auszuruhen.

Am runden Turmgemach Adeltrauts, nahm diese von ihrer Freundin Marie, welche das anstoßende Eckzimmer inne hatte, Abschied für die Nacht. Endlich war Adeltraut allein. Sie nahm aus ihrem Schließkorb ein Büchlein, blätterte hastig darin und fand unter dem Datum des sich zu seinem Ende neigenden Tages den Spruch: Er hat seinen Engeln befohlen über dir, daß sie dich behüten auf allen deinen Wegen, daß sie dich auf den Händen tragen und du deinen Fuß nicht an einen Stein stoßest. —

Nach geraumer Weile öffnete sich leise die Thür. In einen weißen Ueberwurf gehüllt, schlüpfte die behende Gestalt Mariens fast unhörbar in das Gemach. Sie fand die Freundin in knieender Stellung, die Ellenbogen auf die Polster eines Sessels gestützt, das Antlitz mit beiden Händen verhüllt. Marie wollte bei diesem Anblick sich wieder zurückziehen. Da wandte Adeltraut ihr die von verklärter Ruhe strahlenden Augen zu, richtete langsam ihre hohe Gestalt empor und schritt der Freundin entgegen.

„Willst du nicht zur Ruhe gehen, liebe Marie?“ fragte sie.

„Ich kann nicht schlafen, Trautchen; und ich sah in deinem Turmfester noch Licht,“ antwortete Marie. „Aber hätte ich geahnt, ich würde dich in deiner Andacht stören —“

Adeltraut ließ sie den Satz nicht vollenden. „Komm, laß mich hören, was dich aufregt. Schütte mir dein Herz recht aus,“ sagte sie zutraulich und zog die Freundin nach der Causeuse, auf welche beide sich niederließen.

„Schon als kleines Schulmädel kannte und verehrte ich dich, meine teure Adeltraut,“ begann Marie. „Ich vergesse es nie, wieviel du mir gegeben. Ich konnte dir ja wenig oder nichts dafür erwidern als mein dankbares Herz. War ich doch stets nur die Empfangende. Nein! bitte, unterbrich mich nicht. Ich weiß, was du aus deiner bescheidenen Selbstlosigkeit mir Tröstliches entgegnen willst. Du weißt, es ist meine Freude, mein Glück, mein Stolz, dir so nahestehen zu dürfen, als du es mir gestattest. Und wenn du es auch nicht gern hörst, ich muß es noch einmal sagen, daß ich den reichen Schatz deines klaren Geistes, deines vollen Herzens und deiner ruhigen, harmonischen Seele mit einem Gefühl der Ehrfurcht bewundere, wie niemanden und nichts sonst im Leben, selbst nicht meinen Bruder Max.“

„Um mich durch Lobeserhebungen zu demütigen, bist du doch wohl nicht in dieser späten Stunde zu mir gekommen, meine liebe Marie? Willst du mir nicht lieber sagen, was den Schlummer von deinen übermüdeten Augen verscheucht?“

„Auch du, meine Adeltraut, bist gewiß recht müde. Und ich halte dich vom Schlafen zurück! Deshalb will ich mich kurz fassen.

„Mir ist ja so manches in deinem stillen Wesen verborgen, was ich wohl so gern wissen möchte. Aber Eins habe ich doch durchschaut. Denn dazu kenne ich dich genau genug und irre mich darin wahr und wahrhaftig nicht.“

Adeltraut schaute der Freundin etwas beunruhigt in die lebhaft blitzenden braunen Augen.

„Ich müßte ja stockblind sein,“ sprach Marie eifrig weiter, „wenn ich bei meinem wochenlangen Besuch in Imshuth nicht bemerkt hätte, daß dein dortiges Leben und der Verkehr mit Trutheimbs und ihren Umgangskreisen eine rechte Prüfung für dich sei. Kannst du leugnen, teure Freundin, daß ich recht habe?“

„Hat mein Betragen dir Anlaß zu dieser Vermutung gegeben?“ fragte Adeltraut mit wiedererlangter Ruhe zurück.

„Dein Betragen? O gewiß nicht! Aber Trutheimbs Betragen gegen dich,“ meinte Marie teilnehmend. „Ihre häuslichen Andachten und Tischgebete, ihr regelmäßiges sonntägliches in die Kirche fahren, scheint mir zu ihrem Alltagsgesicht so wenig

zu passen — daß es mir wie eine angenommene Gewohnheit vorkommt. Und wenn das ein anspruchsloses Gemüt, wie das meinige, schon unangenehm berührt, die ich doch nur vorübergehend zum Besuch bei ihnen bin, wie schwer mag's erst dir zu tragen sein, die du mit den sonst ja lieben freundlichen Menschen, durch nahe Verwandtschaft und Pflichten verbunden, vielleicht für lange Zeit, möglicherweise sogar für's Leben tagtäglich zusammen verkehren mußt!"

Adeltraut senkte ihren Blick auf die im Schoß ruhenden Hände und seufzte leise.

„Wie habe ich dich doch verstanden," meinte Marie darauf nicht ohne Selbstgefühl, während Adeltraut fast unmerklich eine verneinende Bewegung machte. „Wie begriff ich deine Freude, als Trutheimb dich aufforderte, dich einmal standesgemäß zu kleiden und dich für einen Besuch auf zwei oder drei Tage einzurichten bei deiner Cousine Alma! — Aber deswegen ist mir eins um so unfaßlicher gewesen. Und das ist es, was mich nicht schlafen ließ; darum trieb es mich so unwiderstehlich noch spät zu dir — und ich weiß, wenn du mich für würdig hältst, wirst du mir gern sagen, was dich dazu bewog."

„Ich verstehe dich nicht, liebe Marie," erinnerte sie Adeltraut sanft, „was soll ich dir denn sagen? Wovon sprichst du doch nur?"

„Als dein Oheim so barsch und kalt beschloß, nach Hause zu fahren, weil die Besorgnisse um den verschwundenen Grafen Hoyer ihn zu langweilen schienen, warum bestandest du da so eifrig darauf, deine abreisenden Verwandten nach Imshuth zurückzubegleiten; ihnen deine wohlverdiente Erholung in diesem reizenden und schönen Vilamsdorff zu opfern? Warum nur in aller Welt? Ja, wenn die Verhältnisse in Imshuth anziehender wären, da ließe sichs begreifen, daß du dich aus der hiesigen betrübten Gesellschaft nach Hause zurückgesehnt hättest. Aber wie die Sachen nun leider einmal liegen, war mir dein fast heftiges Sträuben geradezu unfaßlich. Und es that mir beinahe leid, dich mit Alma und den anderen überredet zu haben, als ich sah, wie schwer es dir wurde, nachzugeben. Es schnitt mir durch's Herz, wie du endlich mit tiefem Seufzer den schwergefaßten Entschluß aussprachst: „So muß es denn sein!"

„Da dieses Wort in deinem Gedächtnisse fortlebt, meine liebe Freundin, so wirst du auch noch nicht vergessen haben, daß ich euch bat, über die Gründe, die mir den Entschluß wirklich erschwerten, schweigen zu dürfen. Dein rückhaltloses Vertrauen wird mir wohl glauben, daß ich weder aus Teilnahmlosigkeit, noch aus der selbstgefälligen Neigung, mich ohne triftige Ursachen in Geheimnisse zu hüllen, euren unverdient freundlichen Vorstellungen nicht ohne inneren Kampf nachgeben konnte." „Jetzt," sagte sie mit inniger Ueberzeugung und ernster Einfachheit, „jetzt kann ich wieder sichere Schritte thun; denn ich fühle mich wieder von einer mächtigen Hand gehalten. Deshalb muß ich mein unartiges widerstrebendes Benehmen selbst als eine verwerfliche Anwandelung kindischen Trotzes verurteilen und dich bitten, es mir zu vergeben und es zu vergessen. Doch nun müssen wir wirklich zur Ruhe gehen, Marie."

Adeltraut hatte sich erhoben und begleitete die Freundin an der Hand bis zur Thür.

„Ich wußte es, du Gute," sagte Marie mit einem Kuß, „daß deine Nähe und ein Wort von dir meine erregten Gefühle wunderbar beruhigen würde. Gute Nacht!" Damit legte sie ihre zierlichen Finger um den Griff des Thürschlosses. In dieser Stellung verharrend, brachte sie noch eine Angelegenheit zur Sprache, die wohl der eigentliche Antrieb ihres späten Besuches gewesen sein mochte.

„Du, Adeltraut," sagte Marie zutraulich, „wie schade, daß wir diesen interessanten Grafen Hoyer nicht näher kennen gelernt haben. Das muß ja ein ganz ausgezeichneter Kavalier sein. Alles war voll seines begeisterten Lobes, sogar der ruhige Engländer und auch Graf Diessemberg, dem ich eine solche tiefherzliche Teilnahme für einen Freund kaum zugetraut hätte. Aber gewiß ist er eine grundehrliche, treue Natur. Ach! welche schöne männliche Figur der Graf Hoyer machte, als er mit Sir Francis am

Fenster lehnte; und dieser edele Anstand! Diese vornehmen Bewegungen! Ich zittere recht für ihn! Was wird nur aus ihm geworden sein? Ein Glied meines kleinen Fingers gäbe ich darum, wenn ich wüßte, daß er lebt und gesund ist. Mit Grauen denke ich an die entlegene Waldmeierei. Und dieser entsetzliche Eber! Es ist mir nicht entgangen, daß auch Max besorgt war. Er verbarg es nur aus Rücksicht für uns. Dir allein, geliebte Freundin, schien das ungewisse Schicksal des Vermißten die Fassung nicht geraubt zu haben. Zwar steht Graf Hoyer dir wohl nicht näher als mir. In Imshuth wurde ja nie von ihm gesprochen und wir ahnten nicht, daß wir ihm hier begegnen würden. Obendrein raubte er uns durch seinen seltsamen Rückzug das Vergnügen, ihn persönlich kennen zu lernen. Aber ganz gleichgültig schien er dir doch nicht zu sein. Das verriet mir dein flüchtiges Erröten bei seiner Vorstellung. Woher nun nur deine unbegreifliche Ruhe, als wir später alle für ihn bangten und zagten? Kannte ich dich und dein prachtvolles Herz nicht gar zu gut, möchte ich fast glauben, es hätte dich gekränkt, daß er so wenig Wert darauf legte, dein Tischnachbar zu sein. Aber bedenke doch nur sein rätselhaftes Verschwinden in jenem verrufenen Walde. Könnte dich das wirklich kalt lassen? Denke dir diese männlich schöne Gestalt verwundet — verkrüppelt — oder gar" — —

Marie bedeckte ihr Gesicht, wie um sich den Anblick des entstellten Grafen zu entziehen. Adeltraut benutzte die Unterbrechung des Redestromes, um die aufgeregte Freundin an die Pflicht der Nachtruhe zu mahnen.

„Uebrigens," setzte sie hinzu, „ist das Schicksal des Grafen Hoyer mir ebenso wenig gleichgültig als dir. Aber mich tröstet die Ueberzeugung, daß ihm nichts begegnet sein könne, was wir berechtigt wären für sein und für unser Unglück zu halten. Kenntest du die Geschichte, welche sich an die heutige Tageslosung für mein verborgenstes Herzensleben knüpft, dann würdest du dich nicht darüber wundern, daß ich wenigstens die äußere Ruhe zu bewahren vermochte, als alle anderen zagten."

Sie reichte der Freundin das kleine Buch, welches noch aufgeschlagen auf dem Tische lag. Marie las den Psalmspruch. Ihre Stimme sank immer mehr zum bewegten Flüstern herab. Adeltraut umschlang ihren Hals und wiederholte mit warmer Eindringlichkeit halblaut die letzten Worte des Spruches: „Und du deinen Fuß nicht an einen Stein stoßest."

Dann wünschte sie der Freundin mit einem Kuß gesegnete Ruhe.

„Du bist ein Engel des Himmels!" hauchte Marie mit feuchtem Dankesblick und eilte endlich zur Thür hinaus.

„Ach, eine, nur eine Seele, die versteht, was ich leide, die meine Kraft stärkt durch das Mittragen des Kreuzes, das mich zu erdrücken droht." Mit solchen Gedanken suchte auch Adeltraut ihr Lager auf. Die mannigfaltigen Bilder des inhaltreichen Tages scheuchten lange Zeit den Schlaf von ihren Augen. Nachher störten sie wiederholt Vorgänge, welche ihre Aufmerksamkeit fesselten. Dem bewegten Tage folgte eine unruhige Nacht. Vom Hofe heraufschallendes Rasseln von Wagenrädern — eintretende Stille — laute Männerstimmen — Oeffnen und Schließen von Thüren im Schloß — schwere Tritte auf den Steinstufen der Wendeltreppe, die Adeltraut an ihrem Zimmer vorbei bis in das dritte Geschoß des Turmes verfolgen konnte. Endlich wieder alles still. Und schon umrauschten die Schwingen des Schlummers mit ihrem wirren Wehen das Lager Adeltrauts, da drang abermals ein lebhaftes Durcheinander mehrerer zugleich redender Männerstimmen vom Hofe herauf. Adeltraut lauschte mit angehaltenem Atem. Ihre Uhr zeigte bald die zweite Stunde. Sollten die Boten von der Meierei zurückgekehrt sein? Da vernahm sie deutlich die nachdrücklich betonten Worte: „Gott sei Dank!" Sie glaubte die bedächtige Stimme des alten Gottlob, des Kammerdieners, erkannt zu haben. Adeltraut durchströmte plötzlich das Gefühl freudiger Sicherheit. „Gott sei Dank!"

hallte es in ihrer Seele wieder und aus dem Dank-Erbieten erhoben sich Gedanken des Friedens. Die beschwichtigten jede bange Sorge um das Los des Grafen Hoyer, und umschwebten wie liebliche Genien das schöne Haupt der Ruhenden, bis sie den Träumen die weichen Schattenhände reichten und erquicklicher Schlummer die müden Augenlider endlich schloß.

Nach einigen Stunden regte es sich noch einmal auf dem Wirtschaftshof, den die Schloßseite mit dem Turm begrenzte, in welchem Adeltrauts Gemach lag. Man rollte einen leichten Jagdwagen aus der Remise; Jakob spannte seine Ponnies ein und fuhr mit Helmrich durch das Hofthor ab.

Adeltraut vernahm nichts von diesen Vorgängen. Sie hatte längst die Erquickung eines stärkenden Schlummers gefunden.

(Fortsetzung folgt.)

Zur Reform des Eisenbahnwesens.

Abdruck dieses Artikels mit Quellangabe erlaubt und erwünscht.

Das von einem Nichtfachmann geschriebene und für Nichtfachleute bestimmte Buch von Dr. E. Engel über obigen Gegenstand hat gleich einem ins Wasser geworfenen schweren Steine weite Kreise gezogen und vielfaches Interesse erweckt, wie die zahlreichen Besprechungen in der Presse beweisen.

Geht hieraus einerseits deutlich hervor, daß mit dem Buche eine offene Frage angeregt, ja geradezu eine wunde Stelle im öffentlichen Leben berührt ist, so scheinen uns anderseits manche Reformvorschläge von Dr. Engel so wenig brauchbar oder auch nur in ihren Resultaten wünschenswert, daß kaum zu begreifen ist, wie ein großer Teil des Buches ernst genommen zu werden beanspruchen kann.*)

Es sei erlaubt, auf einige Punkte näher einzugehen.

Um ein Stück vorauszuschicken, welches die allgemeinste Billigung finden wird und nur zum Nutzen, wie für das Publikum, so für die Eisenbahnverwaltungen gereichen dürfte, so ist das die Abschaffung des Freigepäcks und die Vereinfachung und Frachtermäßigung in der Expedition des Reisegepäcks. Es ist eben eine unentschuldbare Unbilligkeit, daß der ohne Gepäck reisende Fahrgast für seinen Fahrschein denselben Preis bezahlt, wie der von der Gewährung des Freigewichts Gebrauch machende. Diese Unbilligkeit kann nur beseitigt werden, indem alles Freigepäck abgeschafft wird. Zugleich wäre aber eine Frachtermäßigung für das expedierte Reisegepäck sehr wünschenswert und auch sehr wohl ausführbar, und ist hierfür in der That die Analogie des Einheitsporto für die Zehnfundspackete im Postverkehr völlig anwendbar. Man mache zwei Zonen und expediere alle Koffer 2c., die unter 50 Kilogr. wiegen, bis zur fünften Station vom Aufgabeorte für 20 Pf., bis zu jeder weiteren Station innerhalb des deutschen Reiches für 50 Pf. Dabei kann es bei den allermeisten Gepäckstücken der Schätzung des expedierenden Beamten überlassen bleiben, ob das Gewicht von 50 Kilogr. erreicht wird, so daß das umständliche Wiegen durchschnittlich nicht nötig wäre, und das Gepäck auch eventuell noch direkt am Gepäckwagen abgegeben werden könnte.

Hierin stimmen wir, wie gesagt, mit Dr. Engel völlig überein.

---

*) In der That gehn schon recht launige Humoresken über das Buch durch die Presse.

Bedeutend wichtiger und einschneidender ist das Kapitel von der Ermäßigung der Fahrpreise für den Personenverkehr.

Der Verfasser beklagt verschiedene Umstände, die den Eisenbahnverwaltungen viele Kosten verursachen und doch niemandem nützen. So die vielen Leerbeförderungen von Güter- und Personenwagen und die verwickelten Abrechnungen der verschiedenen Direktionen.

Wenn Engel in letzterer Beziehung die Einführung des Reichseisenbahnsystems empfiehlt, so ist das ohne Zweifel weit über das Ziel hinausgeschossen und ein solcher Vorschlag stößt bisher noch auf so erhebliche und auch wohl berechtigte politische Schwierigkeiten, daß dieselben sich mit bloßer Berufung auf die Ersparnisrücksichten nicht werden beseitigen lassen. Läßt sich dagegen unter Fortbestand der verschiedenen Eisenbahnverwaltungen und Gesellschaften in dem Abrechnungsverfahren manches vereinfachen, so wäre das ja sehr willkommen zu heißen und wir wollen gern glauben, daß von unsern praktischen Vettern jenseits des Kanals, bei denen doch auch die verschiedenen Eisenbahngesellschaften bestehen, in dieser Hinsicht vieles zu lernen ist.

Uebrigens wird die Frage der Leerbeförderungen auch von Güterwagen durch die Vielheit von Verwaltungen wenig berührt; jene Leerbeförderungen würden durch die Vereinigung der letzteren nur unbedeutend beschränkt werden. Schon der Laie kann sich das selbst sagen. Was soll z. B. aus den vielen Hundert Kohlenwagen werden, die zumal im Herbst täglich auf so vielen mittleren und kleinen Stationen zur Entladung kommen? Rückfracht findet sich doch grade für diese offenen Wagen in den wenigsten Fällen. Was bleibt also anders übrig, als sie mit dem nächsten Güterzuge leer zurückzuschicken und zwar mögligst direkt in die Kohlenreviere, wo fortwährend der stärkste Bedarf für dieselben herrscht.

Ebenso klar ist es, daß sich die Leerbeförderungen an Personenwagen wenig oder gar nicht beschränken lassen werden; man braucht sich nur klar zu machen, worin dieselben ihren Grund haben. Zunächst ist darauf hinzuweisen, daß nach rücksichtsvollen neueren Instruktionen an die Schaffner die Plätze der Coupees (10 in der 3., 8 in der 2. Wagenklasse) nur im Notfall alle besetzt werden sollen, so daß also schon bei normaler Besetzung des Zuges ein gewisses Maß von Leerbeförderung stattfindet. Vor allem aber kommt in Betracht, daß kein Zug auf der ganzen Strecke gleichmäßig besetzt ist, daß aber die Zahl der anzuhängenden Wagen nicht nach der schwächsten, auch nicht nach der mittleren, sondern nur nach der stärksten Frequenz, welche zu erwarten ist, bemessen werden kann. Geht z. B. auf der im allgemeinen sehr stark befahrenen Strecke Hannover-Bremen ein Zug um 5 Uhr morgens aus Bremen, so wird er nicht sehr voll sein. Die Leute, die es nicht gerade nötig haben, mit diesem ersten Zuge zu fahren, sehen sich nicht veranlaßt, um 3 Uhr aufzustehn, sondern nehmen lieber den zweiten Zug, der höchstens zwei oder drei Stunden später abgeht. So würden an den meisten Tagen vielleicht die in Bremen einsteigenden Reisenden ev. in einem Wagen unterzubringen sein. Auf allen Zwischenstationen aber mehren sich die Fahrgäste, und wenn sich der Zug gegen 8 Uhr Hannover nähert, ist er unter Umständen so voll, daß acht bis zehn Wagen kaum dem Bedürfnis genügen, diese mußten also wohl oder übel von Bremen leer mitgenommen werden. Aehnliche Beispiele kann sich jeder selbst leicht bilden. Wie oft wird ein Zug, der voll hinfährt, ziemlich leer zurückkehren, weil eben die Rückfahrt in eine ungünstige Tages- oder gar Nachtzeit fällt, und doch müssen die Wagen alle zurückbefördert werden, um für die Hinfahrt wieder am Platze zu sein. Jeder Jahrmarkt, jede Festlichkeit auf einer Zwischenstation kann plötzlich die Wagen für eine kürzere Strecke bis auf den letzten Platz füllen, wie ein Gewitterregen die kleinen Gräben und Bäche, sobald der Ort passiert ist, wird der Zug sogar auffallend leer; was bleibt der Eisenbahnverwaltung anders übrig, als mit Rücksicht auf solche Eventualitäten oft auf weite Strecken leeres Wagenmaterial in Menge mitzubefördern.

Also auch hier, sehen wir, sind die Leerbeförderungen in keiner Weise zu umgehen, und in dieser Hinsicht Ersparnisse zu machen, um sie einer Ermäßigung der Tarife zu

Gute kommen zu lassen, wird unmöglich sein. Soll das Publikum auf diesem Wege Erfüllung seiner gerechten Wünsche nach Tarifermäßigung erhoffen, so wird es sich dieselbe versagen müssen.

Daß aber die Tarifsätze für die Personenbeförderung im allgemeinen zu hoch sind, wird ohne weiteres anerkannt werden müssen. Wir möchten zwar nicht mit Dr. Engel sagen, sie sind so lange zu hoch, als die Leute noch mit Rücksicht auf den Fahrpreis von irgend welchen Reisen abgeschreckt werden, aber doch so lange, als sie von relativ nötigen, von solchen Reisen abgeschreckt werden, zu denen ein berechtigter Wunsch vorliegt.

Daß die jetzigen Tarifsätze zu hoch sind, läßt sich an manchen unmittelbar aus dem Verkehrsleben gegriffenen Beispielen leicht beweisen.

Von einer Station zur andern beträgt das Fahrgeld in 4. Klasse gewöhnlich 20 Pf., wo aber die Stationen etwa 10 Kilometer, also zwei Wegesstunden von einander liegen, schon 30 Pf., d. i. für die Hin- und Rückfahrt 60 Pf.

Das Dörfchen E. hat eine Haltestelle. Es ist mit seinem ganzen Verkehr auf die zwei Stunden entfernte kleine Stadt S. angewiesen, ist sogar dort eingepfarrt. Die Leute müssen nicht nur zu Amt und Gericht, zu Arzt und Apotheker, zu Krämer und Wochenmarkt, sondern sogar zu Kirche und Pfarramt, die Kinder zum Konfirmandenunterricht nach S. Wie viel könnte ihnen die Eisenbahn nützen, wie häufig könnte sie benutzt werden und wie wenig wird sie benutzt! Und warum so wenig — vor allem weil sie zu teuer ist. Der Hofbesitzer benutzt sie wohl, aber soll der Tagelöhner, Knecht, Magd, Hütejunge für jeden Kirchgang erst 60 Pf. Reisegeld, etwa einen halben Tagelohn ausgeben, das ist denn doch zu viel. Kostete es im Ganzen 20 Pf., dann würde er sich sagen, daß er soviel an Schuhwerk abläuft und anderweit in Staub und Regen an seinem Sonntagszeug verdirbt, jetzt aber geht er lieber neben der Bahn her zu Fuß. Die Bauerfrau hat einige Pfund Butter, ein oder zwei Stiege Eier zum Wochenmarkt zu schicken, soll erst das Fahrgeld von 60 Pf. davon abgehn, wie viel Gewinn ist denn da noch daran? Sie schickt also lieber ihre Magd zu Fuß zum Markte, oder wartet, bis ein Aufkäufer kommt, um ihm den Gewinn zu überlassen. So lange auf diese Weise die Leute neben der Bahn her zu Fuß gehen, sind sicher die Tarifsätze zu hoch und die Bahn thut sich selbst Schaden, denn mit einer Herabsetzung des Fahrpreises auf ein Drittel würde der Verkehr sicher um mehr als das Dreifache steigen. Es sind nicht nur die Passagiere der 4. Klasse, welche unter der Höhe der Tarifsätze leiden. Weniger freilich empfindet naturgemäß der Geschäftsreisende davon, der seine Unkosten den Preisen der Waren hinzuschlägt, noch weniger der Beamte, der Anwalt, der Offizier, der die Unkosten seiner Dienstreisen ersetzt bekommt. Auch läßt sich billig reisen in Fällen, wo Rundreise- und Saison- oder Abonnementsbillets benutzt werden können. Wo aber nun das alles nicht zutrifft, ergeben sich gar leicht Härten durch die jetzigen Tarife.

An kleinen Haltestellen der Bahn wohnen z. B. oft Gutsbesitzer, Forstbeamte, Geistliche, Lehrer u. s. w., die vielleicht gern regelmäßig ein- oder zweimal in der Woche einen Klub in der nächsten Stadt besuchten. Aber das Retourbillet 3. Klasse (bei zwei Stationen Entfernung) kostet schon 1,20 M., 2. Klasse etwa 1,80 M. So würde das Vergnügen schon leicht 100 M. an Fahrgeld im Jahre erfordern und die Teilnahme unterbleibt infolgedessen lieber ganz, denn einige wenige Besuche sind ja den Eintritt nicht wert, man bliebe doch dem Kreise fremd. So verdient denn die Bahn auch nicht einmal das Drittel, welches sie leicht verdienen könnte, wenn die Hin- und Herfahrt auf derselben Strecke für 40—50 Pf. zu machen wäre; ca. 30 Mark im Jahre würde mancher gern für solchen Zweck anwenden. Mancher Lehrer oder Prediger besuchte gern öfter eine Fachkonferenz in der Provinzialhauptstadt, oder wo sie sonst sein mag. Aber das Retourbillet kostet doch leicht 10—15 Mark und die kann er unter Hinzurechnung von allerlei sonstigen Unkosten für den einen Tag nach seinen Verhältnissen nicht aufwenden. So muß er lieber warten, bis einmal ganz in seiner Nähe etwas

Aehnliches stattfindet. Wie oft sieht man Lehrer, um doch einmal einen solchen Tag mitmachen zu können, 4. Klasse fahren. Aehnliche Beispiele von empfindlicher Erschwerung des Reisens durch die hohen Kosten ließen sich leicht in großer Zahl anführen.

Ehe wir dazu übergehen, die Vorschläge von Dr. Engel über Tarifherabsetzung zu prüfen, wird es angebracht sein, die schon bestehenden Fahrpreisermäßigungen und ihre Berechtigung näher anzusehn.

Was spricht eigentlich für Retourbillets, Rundreisebillets, kombinierbare sowohl, wie feststehende, Saisonbillets u. s. w. Es klingt ja recht schön, wenn man so oft liest: Wieder hat die Eisenbahnverwaltung neue Erleichterungen des Reiseverkehrs geschaffen, oder: Das Publikum hat Grund, für die neuerdings gewährten großen Erleichterungen sehr dankbar zu sein u. s. w. Aber wir sind so argwöhnisch und prosaisch zugleich, zu glauben, daß die Eisenbahnverwaltung, von einzelnen speziellen Fällen abgesehen, sehr wenig danach fragt, was dem Publikum leicht oder schwer wird, sondern nur danach, wie sie den größtmöglichen Gewinn aus ihrem Betriebe zieht. Das wollen wir ihr einesteils nicht verdenken, denn sie muß sehn, wie sie zu ihren Zinsen kommt und die Verwaltung der zum Glück fast durchweg eingeführten Staatsbahnen thut damit auch wieder dem Publikum indirekt einen Gefallen, andererseits verträgt sich auch dieses Streben mit den faktischen Erleichterungen für das Publikum bis zu einem Grade, der beide Teile völlig befriedigen könnte und in viel höherem Maße, als es bis jetzt von der Bahnverwaltung erkannt oder anerkannt wird. Nur daß eben die Erleichterungen viel umfangreicher und vor allem gleichmäßig gewährt werden müßten. Und das kann und muß, um es grade heraus zu sagen, nur geschehn durch die radikale Abschaffung der sämtlichen Retour-, Saison- und Rundreisebillets und Einführung eines völlig einheitlichen Tarifs. Dies nicht nur der von Dr. Engel besonders betonten Vereinfachung, sondern vor allem auch der Gerechtigkeit und Billigkeit wegen.

Zu den Preisermäßigungen für Retour- und Rundreisebillets hat offenbar nur das Streben geführt, das Publikum zum Reisen anzulocken. Zu einer kurzen in ein oder zwei Tagen abgemachten Reise entschließt man sich leichter, wenn das Fahrgeld nicht so hoch ist, zu einer ausgedehnten Vergnügungsreise von 600 und mehr Kilometern wird ebenfalls leichter geschritten, wenn man es so viel billiger haben kann. Aber wodurch in aller Welt verdienen die Reisenden, die von solchen Billets zufällig Gebrauch machen können, einen Vorzug vor den andern, und warum diesen nicht dieselben Erleichterungen gewähren? Ist es ein Verdienst, wenn man in der Lage ist, eine Reise in zwei Tagen abzumachen? Ist es ein Verdienst, zu denen zu gehören, welche eine Reise in die Schweiz oder nach Tyrol machen können? Die Bahnverwaltung stellt sich den Kaufleuten gleich, welche die Waren in großen Posten relativ billiger verkaufen als in kleinen. Diese haben einen berechtigten Grund dazu, denn sie haben beim Großhandel viel weniger Umstände und dadurch verursachte Unkosten, Verluste u. s. w. als beim Verschleiß im Kleinen und müssen außerdem der Konkurrenz begegnen. Bei der Eisenbahn trifft aber doch keins von beiden zu, denn sie hat von den Reisenden, welche oft und weit mitfahren, am selben Tage zurückkehren u. s. w. keineswegs relativ weniger Mühe, als von den andern und einen Konkurrenzkampf hat sie in der fraglichen Hinsicht auch nicht zu bestehen.

Wenn nun gar die jetzt so vielbegehrten Kilometerbillets eingeführt werden sollten, so würde die Sache nicht nur noch unendlich verwickelter, sondern auch noch viel ungerechter. Die dadurch gewährte Ermäßigung käme ja hauptsächlich den Geschäftsreisenden zu Gute. Wer bliebe denn nun schließlich noch übrig, der den vollen Preis der einfachen Billets bezahlte? Das wären etwa die Schüler und Studenten, die in die Ferien oder zur Schule reisen und weder Retour- noch Rundreisebillets gebrauchen können, die kleinen Geschäftsleute und Handwerker, die alle Jahre ein oder zwei nicht umfangreiche Reisen machen, die von des Lebens Mühe schwer belasteten Familienväter und -Mütter, welche nicht die Mittel zu weiten Vergnügungs- und Badereisen haben, aber wohl

einmal auf acht Tage mit ihren Kindern, oder auch ohne dieselben, zu Verwandten reisen, wahrlich alles Leute, denen die Preisermäßigungen viel eher zu gönnen und zu wünschen wären als denjenigen, welche sie der Regel nach genießen. Vor allem hätte auch das Publikum der 4. Klasse dann noch die Last für die andern zu tragen. Es ist offenbar ein grobes Mißverhältnis, daß da, wo ein Retourbillet 3. Klasse 75 Pf. kostet, die Hin- und Herfahrt in 4. Klasse mit 60 Pf. bezahlt werden muß. Sollten aber auch in 4. Klasse Retourbillets mit ermäßigten Preisen eingeführt werden, wovon vielfach die Rede gewesen ist, so schrumpft dann die Zahl der den vollen Preis zahlenden Fahrgäste noch viel mehr zusammen und es wäre gar nicht mehr zu sagen, warum diese ganz geringe Minorität noch so gezehntet werden soll im Vergleich zu der großen Masse der Reisenden, welche ermäßigte Preise genießt.

Man sieht, das gegenwärtige System richtet sich selbst, es führt vollständig ad absurdum. Die Eisenbahnverwaltungen haben so lange der Manie gehuldigt, ihren Scharfsinn zu erschöpfen in Erfindung der mannigfaltigsten und verwickeltsten Bestimmungen über Fahrpreisermäßigungen, bis sie in die Gefahr gekommen sind, sich auf diesem Wege lächerlich zu machen. Wann wird endlich der geniale Minister kommen, der diesen ganzen ungeheuren Zopf mit einem mutigen Schnitt abscheren möchte?

Man setze die Personengeldtarife unter Abschaffung des Freigepäcks um ein Bedeutendes herunter, befördere aber sämtliche Reisenden nach denselben einheitlichen Sätzen je für die verschiedenen Klassen, so wird man den Zweck, die Frequenz der Bahnen zu vermehren, bestens erreichen, die Rentabilität, vorausgesetzt, daß das richtige Maß getroffen wird, erhöhen und den ganzen Apparat zu Nutzen der Beamten wie der Reisenden ungemein vereinfachen.

Aber das richtige Maß in der Herabsetzung der Fahrpreise zu treffen, darauf wird es vor allem ankommen und hier ist in den Reformvorschlägen des Engel'schen Buches der Punkt, welcher dasselbe notwendig in die Gefahr bringt, mit einem mitleidigen Lächeln beiseite gelegt zu werden.

Dr. Engel schlägt vor, drei Zonen abzugrenzen, die erste bis 25 Kilometer Entfernung, die zweite von 25 bis 50 Kilometer, die dritte über 50 Kilometer bis zu jeder beliebigen Station des Reichs. In dieser dritten Zone z. B. soll das Billet 2. Klasse 2 ℳ kosten, dafür würden also Entfernungen bis zu 1200 Kilometer und mehr zurückgelegt. Der durch solche Preise zunächst bedingte Ausfall an Einnahmen würde nach Engels Meinung durch Vermehrung der Reisenden ausgeglichen, und wohl mehr als das.

Nehmen wir für die dritte Zone eine Durchschnittsentfernung von 600 Kilometern an, so würde die Eisenbahn, da der jetzige Satz für diese Entfernung ca. 40 ℳ. beträgt, etwa 20 Personen auf solche Strecken befördern müssen, ehe sie das einnimmt, was sie jetzt an einer Person verdient. Das heißt, wo sie jetzt einen Wagen befördert, müßte sie dann mindestens zwei schwere vollbesetzte Züge befördern. Hieraus geht hervor, daß diese Neuerung eine so außerordentliche Vermehrung der Betriebsunkosten verursachen würde, daß an das jetzige Maß der Rentabilität längst nicht mehr zu denken wäre. Eine weitere Folge solcher Einrichtungen wäre, daß der Zustand der 2. Klasse, was Gesellschaft, Reinlichkeit, gute Luft u. s. w. betrifft, weit unter das Niveau der jetzigen dritten Klasse herab sinken würde, denn wie mancher Handwerksbursch würde sich nicht das Vergnügen machen, einmal für 2 ℳ in der 2. Klasse durch ganz Deutschland zu fahren. Endlich müssen wir sagen, daß wir eine solche Steigerung des Reiseverkehrs, wie sie bei jenen neuen Tarifsätzen auch nur zur Erzielung des jetzigen Bruttoertrags der Einnahmen aus dem Personengelde erforderlich sein würde, gar nicht einmal für wünschenswert halten. Es wird stellenweise schon jetzt zu viel gereist. Manche Leute thuen sich aus Unverstand durch allerlei überflüssiges Reisen großen wirtschaftlichen Schaden, nicht minder hat ein Uebermaß von Reisen moralische Nachteile für das Volksleben im Gefolge. Derartige Uebelstände werden sich allerdings bei keinem

Tarifsystem vermeiden lassen, aber eine solche Mobilisierung der ganzen Bevölkerung, wie sie die obigen Vorschläge veranlassen möchten, hat die Regierung allen Grund, hintan zu halten.

Wir erlauben uns einen andern Vorschlag kurz zu skizzieren, der den Vorzug großer Einfachheit hat und vielleicht in der Normierung der Preise die richtige Mitte trifft. Das jetzige System der von Station zu Station lautenden Billets zu verlassen liegt kein Grund vor. Für das Zonensystem läßt sich die Analogie des Brief- und Paketporto nicht anwenden, denn ob der Zug einige hundert oder tausend Briefe mehr mitführt, macht für die Schwere keinen nennenswerten Unterschied, auch lassen sich viele Pakete in primitiven Räumen zusammenstauen, weshalb man auch mit dem Reisegepäck ganz wohl nach diesem Schema verfahren könnte, nicht aber treffen diese Verhältnisse bei den Reisenden selbst zu, ihre Vermehrung erfordert sofort die Vermehrung der zum Teil sehr kostspieligen Wagen und somit der Züge. Es bleibt darum hier immer geboten, die Fahrgeldsbeträge im ganzen nach der zurückzulegenden Entfernung zu bemessen. Es würde sich aber vielleicht empfehlen, anstatt der minutiösen Berechnung nach Kilometern mit der beliebten „Abrundung nach oben" für die Feststellung der Fahrpreise die Anzahl der durchfahrenen Stationsintervalle zu Grunde zu legen, unangesehn ob dieselben nun grade 8 oder 9 oder 10 Kilometer betragen. Für die Bahnverwaltung gleicht es sich ja immer aus, für das Publikum bei nur mäßigen Entfernungen auch schon, und bei ganz kleinen von ein oder zwei Stationen wird dasselbe nach den kleinen Beträgen, die es gegen andere Stationen zu kurz kommt, nichts fragen. Wir würden also sagen, von jeder Station beträgt das Fahrgeld bis zur nächsten in 4. Klasse 10 Pf., in 3. Klasse 20 Pf., in 2. Klasse 30 Pf. und in 1. Klasse 40 Pf. Dies wäre eine Herabsetzung etwa auf ein Drittel des jetzigen Preises der vierten Klasse und etwa auf die Hälfte der Preise für die einfachen Billets der drei anderen Klassen. Es ist ganz unzweifelhaft, daß die dadurch bedingten mäßigen Ausfälle in den Einnahmen sofort gedeckt würden durch die erhöhten Einnahmen aus dem expedierten Reisegepäck, durch Aufrücken vieler Reisenden in höhere Wagenklassen und durch bedeutende Vermehrung der Reisenden. Diese Vermehrung der Reisenden aber brauchte, um das gewünschte finanzielle Resultat zu bewirken, nicht so groß zu sein, daß eine wesentliche Vermehrung der Züge dadurch bedingt würde. Denn immerhin fahren ja, um häufig genug Gelegenheit zur Beförderung zu bieten, auf den meisten Strecken mehr Züge als zur Fortschaffung der vorhandenen Reisenden nötig wären. Durch vermehrte Anhängung von Wagen würde in den meisten Fällen dem gesteigerten Bedürfnis abgeholfen werden können, während ein höherer Bedarf an Maschinen, Steinkohlen wie an Fahrpersonal nicht so bald einträte. Sollte aber die Steigerung des Verkehrs so erheblich werden, daß eine bedeutende Mehrbeförderung von Zügen erforderlich würde, so würden dann auch die gesteigerten Einnahmen solche reichlich bezahlt machen.

Eine Beschränkung der oben vorgeschlagenen Tarifsätze würde nur nötig sein für die Nebenbahnen (sog. Sekundärbahnen) und die Vororte der großen Städte. Auf den Nebenbahnen liegen die Stationen durchschnittlich näher zusammen als auf den Hauptbahnen, außerdem wird auf jenen bedeutend langsamer gefahren, beide Umstände tragen dazu bei, die Herabsetzung der Preise gegen die Hauptbahnen zu rechtfertigen.

In der Umgebung der großen Städte pflegen ebenfalls die Stationen besonders nahe bei einander zu liegen, auch spricht dort die Rücksicht auf das sehr gerechtfertigte Verlangen der Großstädter nach zeitweisem Aufenthalt im Freien dringend für möglichst niedrige Fahrpreise. Es empfiehlt sich demnach auf Nebenbahnen und zwischen den 5—6 nächsten Stationen auf allen von Städten über 100000 Einwohnern ausgehenden Touren die Preise auf die Hälfte von obigen Sätzen zu reduzieren, also für die Beförderung zwischen zwei benachbarten Stationen zu erheben 5 Pf. in der 4. Klasse, 10 in der 3. Klasse, 15 in der 2. Klasse und 20 Pf. in der 1. Klasse.

Es wäre das also nur ein für gewisse Strecken zur Anwendung kommender zweiter Tarifsatz, nicht aber eine zweite Art von Billets. Andere Billets als die einfachen, von einer gewissen Station zu einer andern lautenden und zu jeder einzelnen Fahrt besonders zu lösenden gäbe es nicht, davon machten höchstens eine Ausnahme die Abonnementsbillets für diejenigen Reisenden, die eine bestimmte Strecke täglich durchfahren, Schüler, die in einem benachbarten Ort die Schule besuchen, Arbeiter, die außerhalb der großen Städte billiger und gesunder mit ihren Familien wohnen und täglich zur Arbeit hineinfahren, desgleichen Geschäftsleute und Beamte, die ihren Familien die Annehmlichkeiten eines mehr ländlichen Wohnsitzes gewähren möchten, während sie täglich in der Stadt ihre Geschäftsstunden wahrzunehmen haben. Für solche Zwecke wären aus volkswirtschaftlichen Gründen die Preise noch bedeutend billiger zu berechnen; im übrigen aber gäbe es nur jene einzige Art von Fahrkarten. Welche Vereinfachung wäre das allein schon für Publikum und Beamte! Wohin will man zuletzt noch kommen mit all' diesen Zusammenstellungen von Rundreisebillets, Berechnungen von Kilometerbillets und hundert ähnlichen Blüten der Phantasie, wie sie jedes Frühjahr üppig hervorsprießen läßt!

Um nochmals auf Dr. Engels Buch zurückzukommen, so bieten einige andere Neuerungsvorschläge desselben ebenfalls wenig Stichhaltiges. Die Verlegung der Billetkontrolle z. B. aus den Wagen heraus an die Eingänge der Bahnhöfe möchte ja für das Wohlbefinden der Schaffner ganz zuträglich sein, indem sie das aufreibende tägliche Fahren für dieselben beseitigte, desgleichen fiele das fortwährende unausstehliche Durchlaufen derselben durch die Durchgangswagen zur großen Erleichterung des Publikums fort. Anderseits würde diese Neuerung unzählige Defraudationsversuche hervorrufen und begünstigen und hätte viele andere Unannehmlichkeiten im Gefolge, da z. B. niemand mehr von Angehörigen oder Bediensteten sich an den Zug begleiten lassen könnte, die Reisenden im Zuge ganz ohne Schutz und Aufsicht wären u. s. w.

Eine naive Ansicht ist es, daß ohne Unzuträglichkeiten alle Personenzüge mit derselben Schnelligkeit befördert werden könnten, wie jetzt die Kurierzüge. Welcher Mehrverbrauch von Kohlen, welch' intensivere Abnutzung des Materials, eine wieviel schärfere Anspannung und darum Vermehrung des Personals dazu erforderlich wäre, scheint Herr Dr. Engel nicht zu ahnen. Eine Geschwindigkeit von 45 Kilometer in der Stunde (die allerdings keineswegs immer erreicht wird) genügt für die Personenzüge vollkommen, da meist nicht allzuweite Strecken in denselben zurückgelegt werden. Dagegen wäre allerdings eine vermehrte Einstellung von Schnellzügen für den Fernverkehr oft sehr wünschenswert. Um ein paar Beispiele aus unserer Nähe anzuführen, so erscheint es wenig rücksichtsvoll, daß auf einer so frequenten Strecke wie Hannover-Kassel noch immer kein zweiter Tagesschnellzug gefahren wird, da der eine vorhandene, wenigstens im Sommer, so überlaufen ist, daß zur Beförderung der Menschenmassen fahrplanmäßig innerhalb eines Zeitabstandes von 10 Minuten zwei Schnellzüge hintereinander her fahren müssen. Eine solche Verdoppelung gewährt aber natürlich keine eigentliche Verkehrserleichterung. Ebenso hätte die Strecke Hannover-Altenbeken mit Stationen wie Hameln, Pyrmont und wichtigen Abzweigungen zumal im Sommer einen Schnellzug durchaus nötig.*) Dergleichen Beispiele ließen sich mehr anführen.

*) Die Provinz Hannover entbehrt überhaupt auf dem Eisenbahngebiete einer Rücksichtnahme, die ihr schon aus Klugheitsrücksichten gewährt werden sollte, ihr aber auch nach Lage der Verhältnisse und der durchschnittlichen Rentabilität ihrer Bahnstrecken zustände. Ein flüchtiger Blick auf eine neuere Eisenbahnkarte genügt, um zu zeigen, daß nirgends in ganz Deutschland die Maschen des Eisenbahnnetzes mehr so weit sind, als im nördlichen Teile der Provinz Hannover. Man verweise dem gegenüber nicht auf die weiten Heide- und Moorstrecken, deren Charakter man anderswo überhaupt nicht genügend kennt. Es ist eben Thatsache, daß die meisten Linien auch im nördlichen Hannover sehr starken Verkehr haben und auch demgemäß rentieren, während nach der eigenen Aussage des Herrn Ministers in den östlichen Provinzen, welche in den letzten Jahren so reichlich mit Eisenbahnbauten bedacht sind, manche Strecken nicht einmal die Betriebskosten aufbringen. Sind einige neuere Linien

Indem wir zum Schluß unserer Bemerkungen über Eisenbahnreform eilen, möchten wir einen Vorschlag nicht unerwähnt lassen, der ausführbarer sein möchte, als manches von Dr. Engel Vorgebrachte.

Die Klage des letzteren, daß die wichtige Erfindung der Eisenbahnen für Land und Volk noch längst nicht in dem Maße nutzbar gemacht werde, wie es sein sollte, ist zwar auch in dieser Allgemeinheit nicht unberechtigt, ganz besonders aber trifft sie für solche Orte zu, welche eine Eisenbahn und sogar eine Vollbahn haben und doch unter Unbequemlichkeiten der Zugverbindungen leiden, welche gradezu den Verkehr empfindlich hemmen. Es ist das auf den ziemlich zahlreichen Strecken der Fall, deren Personenverkehr nicht stark genug ist, um täglich eine größere Anzahl von Zügen zu füllen. Die Eisenbahnverwaltung läßt allerdings in der Regel wenigstens drei Züge in jeder Richtung fahren, auch wo zuweilen einer genügte, um die vorhandenen Reisenden fortzuschaffen. Das ist sehr anerkennenswert, es bleiben aber dennoch auch bei drei Zügen meist noch so viele Unzuträglichkeiten für die durch die Eisenbahnen einmal geschaffene Art des Verkehrs übrig, daß die Klagen darüber nie aufhören, und sehr viele Reisen unterbleiben, die bei einer größeren Anzahl von Zügen ohne Zweifel gemacht würden. Ist es in solchen Fällen nicht ein Mißstand, daß es bei dem ungeheuren in dem Bahnbau angelegten Kapital dennoch an der nötigen Reisegelegenheit fehlt? Aber kann man anderseits von der Verwaltung verlangen, daß sie auf so wenig frequenten Strecken noch mehr kostspielige Züge fahren läßt, um je 10—20 Menschen darin zu befördern und die Rente auf diese Weise noch mehr schmälert? Das Publikum sieht wohl ein, daß das zu viel verlangt ist und verfällt gewöhnlich auf den Wunsch, man möchte doch den Güterzügen einen Personenwagen anhängen. Dessen weigern sich wegen gewisser damit verbundenen Unbequemlichkeiten für den Betrieb meist wieder die Verwaltungen, und so bleiben die alten Klagen. Berechtigt sind dieselben, denn bald liegen die Züge unbequem für den Lokalverkehr, bald für die Anschlüsse im Fernverkehr, dem Einen liegen sie zu früh, dem Andern zu spät u. s. w. Läßt sich da kein Ausweg finden?

Uns will bedünken, man sollte doch davon absehn, auf Linien der genannten Art, welche vielleicht an und für sich nur das Zeug zu Nebenbahnen haben, aber wegen gewisser Verbindungen oder aus strategischen Rücksichten Vollbahnen bleiben sollen, nur die normalen kostspieligen Personenzüge der Vollbahnen fahren zu lassen. Diese Züge mit ihren großen schweren Lokomotiven, die kolossale Massen von Steinkohlen verschlingen, mit 6—8 Mann Zugpersonal stehn allerdings mit den dafür erforderlichen Kosten in keinem Verhältnis zu dem durch so wenige Passagiere aufgebrachten Fahrgelde, noch dazu, wenn dasselbe ermäßigt werden soll.

Es hindert ja aber nichts, neben einigen Hauptzügen mit normaler Geschwindigkeit, welche für den Fernverkehr und zugleich zur Beförderung der Post und Eilgutsendungen nötig sind, auch auf den fraglichen Hauptbahnen für den Lokalverkehr einige derartige

---

in Hannover weniger rentabel, so liegt es zum großen Teile an der unrichtigen Anlage derselben, welche ein verständnisvolles Eingehn auf die wahren Bedürfnisse des Landes empfindlich vermissen läßt. So wählte man z. B. die Strecke Lüneburg-Buchholz anstatt Lüneburg-Salzhausen-Tostedt, Ülzen-Langwedel anstatt Ülzen-Verden, Hannover-Visselhövede anstatt Neustadt-Soltau. Diese letztere Strecke war durch den Herrn Minister in richtiger Beurteilung der Verhältnisse zuerst selbst vorgeschlagen worden, hernach ließ sich derselbe durch die Petition einer in Hannover inszenierten Bürgerversammlung davon abbringen, und nach längeren unerquicklichen Verhandlungen bewilligte das Abgeordnetenhaus die jetzige Linie Hannover-Visselhövede, deren Ausführung allerdings seit Jahr und Tag immer wieder verzögert wird, so daß es fast scheinen will, als sei man in maßgebenden Kreisen selbst wieder an dem fast ungeheuerlich zu nennenden Projekt irre geworden. Es scheinen in die diesbezüglichen Erwägungen und Verhandlungen allerlei politische Rücksichten hineinzuspielen, über die wir uns hier nicht weiter aussprechen können; die einzig richtige und zuletzt erfolgreiche Politik wäre aber doch gewiß, lediglich das wohlverstandene Interesse der betreffenden Gegend und die Rücksicht auf die wirtschaftliche Gesamtwohlfahrt des Landes walten zu lassen.

Züge, wie sie auf Sekundär- und Tertiärbahnen üblich sind, verkehren zu lassen, Züge also mit viel kleineren Lokomotiven und nur ein bis zwei leichten Wagen. Hat man doch auf manchen Seitenbahnen Fahrzeuge, bei denen Maschine, Kohlenraum, Postcoupee nebst den vorhandenen Coupees zweiter und dritter Klasse, sowie dem Gepäckraum alles in einem einzigen Wagen vereinigt ist. Dieselben bedürfen einschließlich des Maschinenwärters nicht mehr als zwei Mann Personal und brauchten auf den durch Bahnwärter bewachten Strecken nicht viel langsamer zu fahren als sonstige Personenzüge. Sollten sie aber auch nur etwa 25 Kilometer in der Stunde zurücklegen, so würden sie doch auf denjenigen Strecken, welche wegen des Mangels einer größeren Anzahl von Zügen an empfindlichen Verkehrsunbequemlichkeiten leiden, mit der größten Freude begrüßt werden, sobald sie zur Ausfüllung der im Fahrplan vorhandenen Lücken und überhaupt zur Komplettierung des ganzen Zugsystems eingeführt würden. Die Kosten aber dieser Züge sind so unbedeutend, daß sie jedenfalls durch die aus der Einführung derselben erwachsende stärkere Frequenz der Bahn reichlich gedeckt würden.

Wir schließen mit dem Wunsch, daß es den zur Förderung des Eisenbahnwesens berufenen Instanzen gefallen möge, recht bald das Probehaltige aus den verschiedenen Reformvorschlägen, dessen vielleicht auch der vorstehende kleine Aufsatz Einiges enthält, zur allgemeinen Einführung zu bringen.

Skizzen aus meinem Leben und meiner Zeit.*)

(Von der Verfasserin der „Gräfin Sophie Reinhard", „Mörikeana", „Visionen und Träume".)

(Fortsetzung.)

Vom Jahr 1834 ist mir das wichtigste Ereignis mein erster Schulgang. Mit großer Freude hatte ich denselben unternommen, aber noch ungleich vergnügter kam ich mit der Nachricht heim, daß wegen des Mittwochs nachmittags keine Schule sei, denn — ach! der Eindruck, den ich von der Schule und ihren Insassen bekommen hatte, war ein herzlich schlechter! Der Schmutz einer damaligen Volksschule — die Hitze im Lokal während des Sommers, die Kälte im Winter (je nachdem man einen Platz einnahm), der Ledergeruch beim Regenwetter von den geschmierten Bubenstiefeln, war etwas Unbeschreibliches und verfolgt mich heutigen Tages noch bis in meine Träume. Auch hatten es die Schulkinder bald weg, daß es eine gute Unterhaltung war, so eine zornmütige „Prinzessin" (wie sie mich schalten) weidlich zu necken. Die kleinen Männlein und Fräulein genossen dies reichlich, und besonders unterließ es keines, auf meinem sogenannten „Pilgerkragen" Federzeichnungen zu probieren; wenn ich aber die Unthat inne wurde, durfte man gewiß sein, daß ich kleine Furie herumfuhr und sobald ich die Verbrecher entdeckt hatte, die Missethat unverweilt und mit kräftiger Stimme dem Schullehrer anzeigte, damit sie zur Rechenschaft gezogen würden. Einen zweiten Anlaß zu bösen Neckereien gaben meine herabhängenden Zöpfe — die einzigen in der Schule, denn die anderen Mädchen trugen sogenannte „Nester". Wehe dem! der das versuchte oder gar ausführte, an meinen Zöpfen herzhaft zu ziehen, was mir empfindlich wehe that, da ich beinah immer Kopfweh hatte. Wie der Wind fuhr dann mein Kopf herum und ich schrie: „Herr Schullehrer, der oder die ruht nicht!" Einmal machte ich aber eine „unerhörte" Anklage! Meine erste Schulprüfung kam heran und mein Vater hatte mir versprechen müssen, mich in meinem ganzen Glanze zu sehen und zu hören! Bekanntlich aber kommt der Hochmut vor den Fall und so erging es auch mir; ich wurde nicht gefragt was ich wußte, und was ich gefragt wurde, wußte ich nicht, da wurde ich wie ein gereizter Puter, der bei der ersten Gelegenheit loskollert. Da streifte etwas meinen Hals und ich empfand den schmerzhaften „Ruck" im Genick; ärgerlich wandte ich mich um, mein erster Blick fiel auf Stadtpfarrer Beck (der sich zu einer andern Schülerin vorbeugte und unwissentlich meine Zöpfe damit auf die Bank klemmte), und in blindem Zorn schrie ich: „Herr Schullehrer, der Stadtpfarrer ruht nicht!"

*) Alle Rechte vorbehalten.

Noch sehe ich Beck erstaunt lächeln, die Schulkinder mich entsetzt anstarren, und höre, wie der Schullehrer versucht, mich zu entschuldigen, daß ich aber auf dem Heimweg von meinem Vater kein Lob erntete, glaubt mir wohl jeder. — Ein wahrer Sonnenblick fiel aber in meine bis dahin trübselige Schulzeit, als sich eines Tages die wundersame Märe unter uns verbreitete, daß „Gräfinnen" heute in unserer schmutzigen Schulstube erscheinen würden. „Lebendige?" fragte ich atemlos und wurde natürlich dafür belacht. Da ich auf meiner Schülerbank unter den Jüngsten der Schule noch nichts „Gräfliches" erblickt hatte, als die Landgräfin Elisabeth auf dem Altarbilde in unserer Kirche, so hatte ich stillschweigend angenommen, daß die Grafen und Gräfinnen der antediluvianischen Periode angehörten, und war deshalb auf das Höchste verwundert und interessiert, als drei lebende Exemplare dieser Gattung eines schönen Tages in unserer Schule auftauchten. Ein erster Blick belehrte mich aber schon, daß diese „Grafenkinder" so wenig der Landgräfin Elisabeth glichen, als uns gewöhnlichen Menschenkindern. Der Junge sah noch am ersten zu uns gehörig aus; er war ein beherzter kleiner Gentleman, der sich mit lachendem Gesicht und sehr ungeniert die schmutzige Schulstube und deren Insassen betrachtete. Da es damals noch sehr ursprünglich in der Schule eines Landstädtchens zuging, so saßen z. B. die Buben und Mädchen nur durch einen schmalen Gang getrennt, und der Zufall wollte es, daß dem Gräflein der Platz als Erster in der Bank angewiesen wurde, die nur durch den schmalen Gang von der getrennt wurde, auf welcher ich als die Letzte saß. Einen „lebendigen" kleinen Grafen in allen Einzelheiten mit den Augen aufzunehmen, war für mich ein noch nie dagewesenes Vergnügen, und im Eifer darüber ließ ich mein ABC-Buch aus der Hand fallen. Mein gräflicher Nachbar verließ sogleich seinen Sitz, hob mir das Buch auf und bot es mir artig hin; ein Knabe aber, der einem Mädchen etwas aufhob — war in den Annalen unserer Schule aber etwas Unerhörtes, disponierte mich aber sofort zur Freundschaft, und alsbald entspann sich ein Zwiegespräch. Natürlich wollte ich — die immer allem auf den Grund ging — zuerst wissen, ob er wirklich und wahrhaftig ein „Graf" sei, und als er dies verneinte, war ich schmerzlich enttäuscht. Der gescheite Junge bemerkte es, wollte mich trösten und versicherte mich, sein Papa sage immer, ein altadeliger Baron sei viel vornehmer, als ein neugebackener Graf, wie Mamas Vater, der Graf Reinhard in Paris, und mit viel Selbstgefühl fügte er hinzu: „Ich bin Baron Karl v. Diemar." Und dieser leibhaftige kleine Baron trug mir noch am selben Tage meine Büchertasche heim und wir schlossen eine innige Freundschaft mit einander, die sich im Laufe der Zeit auch auf seine zwei älteren Schwestern und drei jüngeren Brüder ausdehnte. Ich wurde bald der häufige Gast bei den „Grafenkindern", welcher Name ihnen lange blieb, und Flötentönen gleich durchzieht mich noch im Alter die Erinnerung an ihre Kinderstube. Dieselbe würde heutzutage kaum den Ansprüchen einer Handwerkerfamilie genügen. Der Plafond derselben war ehemals wohl weiß, so lange ich mich aber erinnere, rauchgeschwärzt, die Wände grobgemalt, dagegen reichlich verziert mit den Spuren unserer Wurfgeschosse, die zuweilen in gebratenen Aepfeln oder grünen Nüssen bestanden und recht deutliche Wandzeichnungen zurückließen.

Unmittelbar vor den Fenstern waren ein paar hohe alte Nußbäume, welche ihre Aeste so verführerisch nahe heranstreckten, daß wir, wie Tante Louise, des Barons Schwester, uns nachsagte, „um ein paar lumpiger Nüsse unser nichtsnutziges Leben wagten." Das Schönste an dieser Kinderstube, welche nach Westen lag, war die Aussicht. Rechts hatte man das Flüßchen und geradeaus das lieblichste Wiesenthal — in meiner Erinnerung beständig grün und von goldener Abendsonne übergossen.

Doch, wie nichts vollkommen ist auf dieser Welt, so knüpft sich doch auch eine demütigende Erinnerung für mich an diesen Platz, die ich lange nicht verwinden konnte. Die Kinder erzählten mir oft von ihrem Großpapa, dem Grafen Reinhard, erwähnten, daß man seinen Besuch erwarte und freuten sich auf die schönen Pariser Geschenke, die er mitbringen würde; ich mich natürlich mit ihnen, denn ich wußte, daß ich alles

mitgenießen durfte. Da saß mir aber eine Eule auf und meine Freude wurde dadurch sehr verbittert. Wenn wir Schulkinder in die Wochenkinderlehre oder zum Sonntagsgottesdienst zu gehen hatten, so führte uns der Weg an den eisenvergitterten Gruftfenstern der Kirche vorüber; die Furchtsamen gingen scheu vorüber, die Beherzteren spähten nach einem Sarge, der im Halbdunkel gespensterhaft aussah. Warf man einen Stein hinab, so hallte es schaurig; sowie aber ein böser Knabe rief: „der Ordensmeister kommt“, so ergriff die ganze Bande die Flucht, stürmte wild durch den alten Lustgarten der Ritter, welcher hinter der Kirche lag und von der schon früher angeführten Pappelallee begrenzt wurde. Hatte sich uns niemand in den Weg gestellt, so lief die Sache gut ab, aber einmal, als wir im schnellsten Lauf waren, begegnete uns Baron v. Diemar und faßte besonders mich, wie es mir schien, streng in das Auge, was mich im Augenblick beunruhigte, aber ich vergaß es bald wieder. Doch sollte ich leider seine Aufmerksamkeit noch einmal auf mich ziehen und in einem mir recht mißliebigen Augenblick wurde ich später daran erinnert. Baron von Diemar hatte eine herzliche Freundschaft mit Stadtpfarrer Beck angeknüpft und war ein fleißiger Kirchengänger. Leider wählte er aber seinen Platz auf der Empore, auf der auch wir Schulkinder unsere Sitze hatten. Die Kleinen, welche die Predigt noch nicht verstanden und nachschreiben konnten, trieben zu ihrer Unterhaltung allerlei Kurzweil, die nicht kirchlicher Natur waren. Die ganz schwarzen Böcklein unter der Lämmerherde aber beschäftigten sich manchmal (wie ich von jemand weiß, der mir nahe steht) damit, Papier in ganz kleine Stückchen zu zerreißen und dieselben wie Schneeflocken auf die unten Sitzenden oder arglos im Kirchgang Dahinwandelnden hinabwirbeln zu lassen. Am liebsten bombardierten wir eine sehr große, meist auffallend gekleidete Dame, die gewöhnlich nur zur Osterzeit majestätisch den mittleren Gang entlang wandelte. Einmal war es mir eben geglückt, ihren Hut mit einem weißen Flocken zu schmücken, da begegnete ich einem strafenden Blick des Barons und drohend erhob er zugleich den Finger. Ich erschrak, verlor mich rasch unter den andern und glaubte damit die Sache abgemacht. Leider kam aber kurze Zeit darauf der gräfliche Großpapa von Paris an und die Kinder erzählten mir in der Schule, daß er ihnen wahre Weltwunder von Geschenken mitgebracht habe und luden mich ein, die Pariser Schätze zu beaugenscheinigen, was ich mich auch beeilte zu thun. Wahrscheinlich war ich in meinem Entzücken zu laut, kurz, ehe ich es mir versah, war die Thüre geöffnet worden und Graf Reinhard mit seiner Gemahlin sowie der Baron und seine Gattin standen unter uns. Diesmal konnte ich mich nicht unter den andern verbergen und zu meinem Schrecken schob mich der Baron hart vor den alten Grafen hin und erzählte diesem, ich sei die Keckste und Wildeste der ganzen Gesellschaft, störe den Deutschmeister in seiner Ruhe und lasse auf die Köpfe der Andächtigen sogar im Sommer Schnee fallen. Auch noch andere längst vergessene „Schandthaten“ von mir verkündigte der Baron den gräflichen Ohren. Alles lachte, aber mich ergriff die bitterste Beschämung und ich suchte mit meinen kleinen Händen meine aufsteigenden Thränen zu verbergen. Graf Reinhard sah meinen Jammer, setzte sich, zog mich auf seine Knie und tröstete mich freundlich, indem er mir mitteilte, er sei auch ein kecker, vorlauter kleiner Schlingel seiner Zeit gewesen, habe es aber doch zum „Grafen“ gebracht und ich sähe ihm ganz darnach aus, wie wenn auch „etwas“ aus mir würde. Dies war Balsam auf meine Wunde und da immer „etwas Rechtes“ aus den Aschenbrödeln und dergl. verkannten Geschöpfen wurde, wenn ein „Prinz“ bei ihnen angeritten oder vorgefahren kam, so erstaunte ich an jenem Tag meine Familie mit der Frage: wie alt ich sein müsse, bis ein Prinz komme und etwas Rechtes aus mir mache? . . Die Auskunft, welche man mir damals daheim bot, muß mich schlecht befriedigt haben, denn die Baronin erzählte später öfters, wie ich nach dem Besuch ihres Vaters einmal ganz ernsthaft sie verhört habe, wie es denn der Herr Vater der gnädigen Frau angefangen habe, daß so etwas Rechtes — wie ein Graf — aus ihm geworden sei? Was ich damals von der Gräfin-Tochter zu hören bekam, weiß ich nicht mehr, um so

tiefer prägte sich mir aber ein, was ich später aus dem Munde der Baronin und ihres Bruders, des Gesandten Reinhard in Bern darüber hörte, und was ich des beschränkten Raumes wegen hier leider nur ganz kurz mitteilen kann. Karl Reinhard, ein Schwabe, war ein Pfarrerssohn aus Balingen, studierte Theologie im Tübinger Stift, als die französische Revolution ausbrach und sein freiheitdurstiges Herz nach Frankreich zog. Eines Nachts kletterte er über das Thor des Stiftes, nichts mitnehmend als sein kleines Ränzel, enthaltend etwas Leibwäsche, einen Anzug, Plutarch und sonst ein paar lateinische Schunken nebst einem Kronenthaler und etwas Kleingeld. In Frankreich angekommen, wurde Karl Reinhard zuerst Privatlehrer, und erst als er der französischen Sprache vollkommen Herr geworden war, ging er nach Paris, stürzte sich in den Strudel der Revolution und war nahe daran, von diesem verschlungen zu werden.

Seine scharfen Urteile zogen die Aufmerksamkeit der Schreckensherrschafts-Männer auf sich, und der Herr Stiftler saß bald genug in der Conciergerie und war von Robespierre zum Tode verurteilt. Jeden Tag hielt bekanntlich damals der Karren vor der Gefängnisthüre; der Gefangenwärter kam und las die Namensliste derer ab, welche das verhängnisvolle Fuhrwerk (das seinen Weg direkt zur Guillotine nahm) zu besteigen hatten. Eines Tages, als schon ein ziemlicher Schub für die Guillotine beisammen stand, kam von den Lippen des Kerkermeisters als letzter Aufgerufene noch der Name des Bürgers „Renard.“ „„Das bin ich, der Franzose kann meinen Namen nur nicht richtig aussprechen,““ dachte K. Reinhard, und war schon im Begriff vorzutreten; da kam ihm ein anderer zuvor, der den französischen Namen „Renard“ trug. Der Gefangenwärter steckte nun seine Liste befriedigt ein und der Transport für den Grèveplatz war schon unterwegs, ehe K. Reinhard sich nur halb bewußt wurde, welcher Gefahr er — vielleicht auf Kosten eines andern — soeben entronnen war. — In der darauf folgenden Nacht brach die Gegenrevolution aus, die Gefängnisse wurden geöffnet und Reinhard frei. Da, ehe er die Conciergerie verließ, suchte er den Kerkermeister auf und bat ihn nachzusehen, ob er nicht die gestrige Liste der Verurteilten noch in Händen habe. Wirklich kam auch aus dessen Taschen ein zerknittertes beschmutztes Papier zum Vorschein, welches sich als die gewünschte Liste herausstellte und Reinhard sah mit freudigem Schrecken, daß das unheilvolle Blatt wirklich seinen ganz richtig geschriebenen Namen enthielt. Er erbat sich als Kuriosum die Liste vom Gefangenwärter und Graf Reinhard's Sohn, der Gesandte, erzählte mir, als ich ein erwachsenes Mädchen war, daß er dieses verhängnisvolle Papier als Knabe öfters in Händen gehalten habe, wenn sein Papa es nach Tisch seinen Gästen als Kuriosum gezeigt habe. Ich erzähle und widerhole dies hier ausdrücklich, weil die Thatsache, daß Graf Reinhard sich in Lebensgefahr befand, was ich schon bei Veröffentlichung meiner Gräfin Sophie Reinhard mitteilte, von weitläufigen Verwandten des Grafen bezweifelt wurde, „weil sie nie etwas davon gehört hätten.“ Dies mag sein, aber die Thatsache bleibt nichtsdestoweniger wahr, da sie mir aus dem Munde der gräflichen Kinder: dem Gesandten v. Reinhard und der Baronin v. Diemar ausführlich mitgeteilt wurde — was mir leider hier der Raum nicht gestattet! . . . . Im Jahre 1835 erlitt die evangelische Gemeinde meiner Vaterstadt den großen Verlust, daß sie ihren Stadtpfarrer verlor, da dieser einen Ruf an die Universität in Basel angenommen hatte. Im Morgengrauen eines nebligen kalten Septembertages wurde ich von unserem Haus aus mit Stadtpfarrer Beck, der die letzte Nacht vor seinem Umzug nach Basel bei uns logiert hatte, hinein in seine Schloßwohnung geschickt, um der Abfahrt der Familie anzuwohnen und zu Hause dann alles zu erzählen, denn von dem, was zu sehen und zu hören war, entging mir nichts, darauf konnte man sich verlassen. Meinem Vater fiel der Abschied von seinem jungen Freunde so schwer, daß er sich schon oben in seinem Studierzimmer von ihm trennte und ihn nicht mehr herunter zum Frühstück begleitete. Auch unsere Mutter und Beck's Frau hatten schon am Abend zuvor einen thränenreichen Abschied von einander genommen. Nur wir Kinder nahmen es gegenseitig nicht so schwer, auseinanderzugehn, und als ich unter dem

Schloßportal stand und zuschaute, wie die Kinder Beck's bald in den Reisewagen hineinkletterten, bald wieder heraushüpften, da waren wir uns schon so fremd geworden, daß eines von ihnen ganz erstaunt zu mir sagte: „Ja, was thust denn du da, dich nehmen wir ja doch nicht mit nach Basel." Dies ließ mich empfinden, daß meine Kameraden sich schon wie getrennt von mir betrachteten und da es mich im kalten Morgennebel ohnedies fröstelte und Beck und seine Frau eben immer noch zögerten, ihre Wendeltreppe herabzukommen und auch einzusteigen, so zog ich es vor, ohne Sang und Klang mich von der Familie zu verabschieden und wandte mich dem Doktors-Gäßchen zu. Doch halt! auf der sogenannten „Schied," dem Platze zwischen dem Schloß und der Krametsgasse, kam der hochbepackte Reisewagen schwerfällig an mir vorüber gehumpelt, und kleine wie große Hände winkten mir jetzt noch eifrigst zu. Frau Beck saß bleich und wie erstarrt da und ich habe sie in diesem Leben nicht mehr gesehen! Wie Beck aber auch noch von der Ferne aus die verlassenen Freunde und die verwaiste Gemeinde im Geist umschlossen hielt, wie lebendig er Freud und Leid mit ihnen teilte und Rat und Trost zu spenden stets bereit war, davon mögen nachfolgende kurze Briefauszüge Zeugnis geben, sowie auch davon, daß Becks Sinn und Wort neben dem klugen energischen Erfassen der äußeren Verhältnisse, eingetaucht war und blieb in den Geistesstrom göttlicher Gedanken, die ihm immer frisch aus Gottes Wort flossen und ihm über alles Augenblickliche, zeitlich Gegebene hinüber Auge und Finger unverrückt gerichtet hielten auf das Eine, Ewige, Unvergängliche, das Gott in Christo der Welt geoffenbaret und daraus dem Menschen — mit der aufrichtigen Selbsterkenntnis und Selbstbeugung vor Gott, mit dem lebendigen Gefühl der eigenen Hilfsbedürftigkeit — auch immer kräftiger Trost und Stärkung von oben zu strömen! Auch davon zeugen nachfolgende Briefabschnitte und nichts ist dabei gewisser, als wenn Beck einmal sagt: ich deklamiere nicht! Noch muß ich bemerken, daß diese Briefe, obwohl immer an bestimmte Personen adressiert, doch nicht selten von Beck selber für einen weiteren Freundeskreis bestimmt sind. Am liebsten würde ich die Briefe Becks wörtlich, obgleich mit Vermeidung seiner Familienangelegenheiten herausgeben, oder hier mitteilen, wenn nicht widrige Gründe, die ich wohl bedauern, aber nicht ändern kann, entgegenständen. Vom 5. Oktober 1836 datieren die ersten Nachrichten, welche Beck seinen Mergentheimer Freunden giebt. Er berichtet, daß er mit seiner Familie in Balingen bei seinem Vater liege „wie ein gestrandetes Schiff, das nimmer flott werden könne!" und daß er aus verschiedenen Gründen erst am 8. Oktober die Weiterreise antreten könne. Wie sehr Becks Gedanken bei der soeben verlassenen Gemeinde weilten, schildert er ergreifend, indem er erzählt, daß beim Spielen eines seiner Lieblings-Choräle, die er bei Gottesdiensten in M. öfters singen ließ, so viele Erinnerungen auf ihn eindrangen, daß er aufhören mußte zu spielen. Ebenso erging es ihm beim Kirchenbesuch und beim Anblick von Schulkindern. Diese Zeit, wo das alte Werk von ihm genommen war, und das neue noch nicht angefangen, war Beck, wie er sich ausdrückte, in einer schattenartigen Zwischenwelt, und es drängte ihn zu neuer Arbeit. Auch preist Beck Gott von Herzen, wie gut er ihn bisher geführt habe, und meint, wir alle müßten Gottes tägliche Wohlthaten, die wir so leicht übersehen, aber als von selbst sich verstehend annehmen, diese, und das Ganze unserer Lebensführung nur nie vergessen, über wehthuenden Einzelheiten, dann werde immer Zufriedenheit und Hoffnung bei uns vorherrschen, und darin bestehe der echte Lebensgenuß. Der verwaisten Gemeinde giebt Beck den Rat „wohlaufgepaßt und fest aufgetreten" und fügt hinzu (hinsichtlich der Stellung des evangelischen Stadtpfarrers als lateinischer Lehrer gegenüber dem katholischen Kirchenkonvent), der evangelische Kirchenkonvent dürfe seinen Geistlichen nimmermehr zu einer Subordination unter katholisches Kirchenkonvent und katholische Geistlichkeit degradieren lassen. Kein anderes Verhältnis solle anerkannt, ja gegen jedes andere keck protestiert werden, als das der unabhängigen Stellung. Dringend ermahnt der geschiedene Hirte der Gemeinde, sich nur durch nichts einschüchtern zu lassen, die gute Sache müsse

am Ende immer gewinnen, wenn nur wir selbst sie nicht im Kleinglauben aufgeben. . . .

Zum Schluß spricht Beck die Zuversicht aus, daß alles, was seine Freunde und er miteinander durchlebt hätten, kein Verlebtes sein soll, sondern in neuer Auflage wiederkehren werde. Auch bittet er, die Gemeinde solle sich friedlich und freundlich in seine Schreiben sich teilen (die Briefe sollten also nicht bloß unser Familiengut bleiben, wir sind deshalb so zu sagen von Beck selbst autorisiert, dieselben mitzuteilen).

Die ersten Nachrichten aus Basel liefen im Doktorhaus am 26. Oktober 1836 ein. Beck preist in seinem Brief Gott, wie gut und weise es dieser angelegt, daß aus der Vergangenheit das Freundliche und Angenehme fester uns im Andenken hafte, und im Herzen sich noch fühlbarer mache, als das Harte und Unangenehme, und fügt hinzu, daß wir Christen in seiner Welt nicht erst wie die Heiden meinten, aus dem Strome des Vergessens zu trinken brauchten, um von den trüben Rückerinnerungen dieser Welt nicht mehr gepeinigt zu werden. Das Trübe träte von selbst zurück, wenn es einmal heiße: es ist vorbei! und das Erfreuliche lebe unsterblich in uns fort! . . . In einem Brief vom 21. und 22. Dezember 1836 versichert Beck, so vielen Umgang er in Basel habe, seinen Doktor und dessen Haus vermisse er eben! Dann versichert er Vater, daß ihr Bund für die Ewigkeit gemacht sei! Dann beschreibt Beck, daß wenn er manchmal auf Geistliche stoße, geliebt von ihren Gemeinden, umgeben von Freunden, dann denke er: „O ihr Glücklichen — und ich hatte mehr als ihr! Nur ich weiß, was ich hatte!“ Doch tröstet er sich damit, daß ihn nicht Mutwille in M. losgerissen habe, sondern allein die Pflicht. Wäre es auch schöner gewesen zu ernten: so sei es wiederum besser zu säen, neu zu säen und zu arbeiten, wo Der berufen hat, der für uns alle Himmelsglück verließ. Dieser wisse, wozu Er ihn gerade hier in Basel brauche, und werde auch wieder Segen geben, die Ernte bleibe nie aus, wenn wir sie auch hier nicht selbst einsammeln! . . . . Aus Becks bisherigem Lebenslauf in Basel erzählt er, daß seine Antrittsrede viele Neugierige herbei gelockt habe, und von denselben mit gespannter Aufmerksamkeit bis zu Ende gehört wurde, und eingreifender wirkte als er nur geahnt hatte, denn von mehreren Seiten kamen ihm freudige Versicherungen zu, wie sie dem Einen ein neues Licht, dem Anderen Entscheidung und Sicherheit gebracht habe. Bald sprachen sich zwei öffentliche Blätter darüber aus, zuerst die Basler Zeitung im Geiste der bisher an der Universität herrschenden Partei, dann der Volksbote mit vieler Wärme im Geiste der Frommen. Beck sagt dazu, nachdem er den Ausspruch der Zeitungen angeführt hatte: „Der Hammer ist angelegt und der erste Schlag durch Gottes Gnade gut gelungen! Das Erfreulichste dabei, sagt er weiter, sei ihm, seine bisherige Erfahrung auch auf diesem neuen Felde bestätigt zu sehen: wie man nur die ganze Wahrheit, die uns die Schrift anbietet — ohne Ab- und Zuthun aus Eigensucht — aussprechen dürfe, um jeder Partei ein Gewissenszeugnis dafür abzunötigen; er bemühe sich, einfach und bestmöglichst wiederzugeben, was Gott in seinem ihm so teuern Wort gebe: auf dem Boden fürchte er keinen Menschen, und beuge sich vor keinem! . . Später rühmt Beck: die 13 Missionszöglinge machten ihm durch ihre lebendige Strebsamkeit und ihre ausdauernde Aufmerksamkeit und Tüchtigkeit besondere Freude! . . . Von seinen Ferien rühmt Beck, daß sie ihm sehr erwünscht kämen, denn indes seien Vorlesungen um Vorlesungen hinter ihm her galoppiert, denen er den Vorreiter machen mußte, und das sei ein fatales Gefühl, die eilende hohe Herrschaft sich immer auf dem Nacken sitzen zu haben! . . . Am 3. Mai 1837 schreibt Beck als Antwort auf einen Brief meines leidenden Vaters: er beeile sich umsomehr den letzten Brief zu erwidern, als schon in der Handschrift das Leiden meines Vaters sichtbar sei. Er fühle es ganz mit, wie einem so rüstigen Mann eine plötzliche Lähmung der gewohnten Kraft das Gemüt viel empfindlicher angreife, als den Leib, und nichts härter dünke, als von anderen sich dienen lassen zu müssen. Dennoch bedürfen gerade Leute unseres Schlages von Zeit zu Zeit auch solche Lektionen, damit wir auf unsere

Selbständigkeit nicht als auf einen Fels bauen, und den zarten Gefühlen der gegenseitigen Hülfsbedürftigkeit nicht absterben. In rüstiger Gesundheit und Kraftentwickelung gefallen wir uns gar zu leicht darin, Anspruch zu haben auf den Dank anderer, und verwöhnen es selbst wieder zu Dank verpflichtet zu sein; die Schwächen anderer werden uns unleidlich, und wir schmeicheln uns, keiner Geduld und Pflege für uns selbst bedürftig zu sein, worauf eben von Gottes Weisheit unser Familienleben geordnet ist, dessen Liebesband und erziehende Bestimmung uns viel näher tritt, wenn wir uns schwach fühlen, als wenn wir uns stark wissen. Ohne solche Erfahrungen würde unser Herz mit dem Alter bei uns Männern immer mehr vertrocknen und verknöchern, wie man es meist wahrnimmt an Leuten, die bis in ihre alten Tage gut durchkommen, also so herb der Stachel ist gerade für Leute mit unserem Unabhängigkeitsgefühl, lieber Doktor, es ist uns gerade unentbehrlich, daß wir von Zeit zu Zeit gebeugt werden und die Erfahrung, welch ein gebrechliches Ding es um ein Menschenleben ist, an uns selbst machen, nicht nur an fremdem Anblick.“ Dann ladet Beck unsern Vater zur Erholung und Stärkung seiner Gesundheit noch dringend zu einem Besuch bei ihm ein, besonders zu der Zeit des Baseler Missionsfestes. Dringend ermahnt Beck, wenn Vater ihm den Willen nicht thue, bekomme er keine Ruhe vor seinem catonischen Votum: Ceterum censo, Basileam esse frequendandam, nicht delendam!

Aus höchst traurigen Gründen konnte dieser Einladung Becks von Vaters Seite aus nicht entsprochen werden, denn bei diesem kam schon damals unheimlich still und leise ein schweres Leiden herangeschlichen, das bei Thaben (als Arzt!) wohl von vorn herein alle Hoffnung ausschloß, und ihn nur bedacht sein ließ, klaglos sein schweres Geschick zu tragen. Nie kam ein Schmerzenslaut über Vaters Lippen und bloß ein kurzes leises Seufzen verriet seine innere Qual, verstummte aber sogleich, wenn man durch Vorlesen von naturwissenschaftlichen Werken und dergl. seinen Geist beschäftigte. — Am 11. Juli 1837 schrieb Beck wieder an Vater und bedauert, daß er ihn nicht über das Missionsfest bei sich gehabt habe; er schreibt darüber: „Diese Festzeit würde auf Sie, lieber Doktor, denselben stärkenden und lebenserhebenden Eindruck gemacht haben, ohne den meines Wissens niemand fortging. Die Beschreibung des Calwer Missionsblattes ersetzt nicht den lebendigen Anblick. Dort nimmt sich vieles künstlich und auch frömmelnd aus, was in Wirklichkeit sich ganz natürlich macht und wahrhaft den Geist der Frömmigkeit zu erfahren giebt als einen Geist der Kraft, der Liebe und der Zucht. So war es wenigstens auch solchen, die mit Gleichgültigkeit oder gar mit Vorurteilen gekommen waren, und mehrere sprachen es unverhohlen aus, die sonst kalter Natur sind! Da wird einem das Christentum nicht mehr zu einer Winkel-Predigt, sondern zu der großartigsten Welterscheinung, zu einem wahrhaften Gottesbau, an dem in allen Gegenden der Welt rüstig weiter gearbeitet wird und für den viele Zungen bereit sind, Gut und Leben zu lassen.“ . . . Am 8. August 1837 schreibt Beck an Vater: „Wir fragen oft: warum muß mir's so gehen? denn unser Verstehen reicht nicht weit; darum sind unsere Gedanken nicht des Herrn Gedanken und seine Wege, die Er uns führt, nicht diejenigen, die wir wählen würden: aber dafür sind auch unsere Gedanken, so gut sie uns scheinen, nicht die Weisheit selbst und unsere Wege führen uns nicht in das Himmelreich, wenn Gott nicht andere Wege uns führte, wo Er auch gegen unsern Sinn handelt und scheinbar schlimme Wege mit uns einschlägt, sind seine Gedanken nur Weisheit und Friede, seine Führungen Gnade und Wahrheit und das Resultat daran ist — Glück, Himmelsglück, Seligkeit! Richten Sie daran sich auf, l. Doktor, und lassen Sie sich nicht die Krone rauben, die Ihnen zugedacht ist, kämpfen müssen wir so oder anders, und zum Kämpfen gehört nicht nur Wackerheit im Handeln, sondern auch im Leiden. Auf diesen Glauben, teurer Freund, will der Herr, der unser altes Leben oft hart angreift, damit Er zum neuen wahren Leben uns verhelfe, Sie und ihre Familie erbauen, fester gründen und vollbereiten und wo die andern Geschäfte müssen stille stehen, machen Sie das zu Ihrem Hauptgeschäft, sich und die Ihrigen zu erbauen in

dem Einen, was not thut: Gott salbt uns in der Leidensschule zu Priestern unseres Hauses." . . . . In einem Brief vom 28. Dezember 1837 meldet Beck den Eltern die schwere Erkrankung seiner Frau und sagt darüber: „Wir stehen nun mit einander, meine Lieben, in der Gedulds-Schule, aber dessen wollen wir gewiß sein, ein Segen ist uns zugedacht vom Herrn, auch indem er seine Hand schwer auf uns legt. Eines wollen wir nur zu unserer Hauptsorge machen und die übrigen Sorgen auf Ihn werfen, daß wir, was wir jetzt zu tragen haben, als sein Joch auf uns nehmen, als von seiner zum ewigen Leben uns erziehenden Hand auferlegt. Wir mögen so gelehrt oder so ungelehrt sein als wir wollen. Die Kreuzes-Schule ist eine gute Schule, die Dinge zu lernen giebt, welchen sonst kein Lehrmeister gewachsen ist.

Am 18. Februar 1838 trat bei unserem kranken Vater der Anfang vom Ende ein — er konnte sich nicht mehr von seinem Bette erheben und man fand seinen Zustand so bedenklich, daß meine Schwester Emma und ich in diesen letzten Tagen von der Schule daheim behalten wurden. Bernhard besuchte dieselbe schon seit langen Wochen nicht mehr, sondern lag im dunkeln Zimmer verschwollen und unfähig aus den Augen zu sehen in Folge eines Wurfgeschosses (ein schweres spitziges Holzscheit), das ihm beim „Religionskriegerlos-Spiel" zu teil geworden war (zu einer Zeit, wo ohnedies die Wasser der Trübsal schon über Mutter's Seele gingen) und das sein Augenlicht in große Gefahr brachte. Bei diesem schrecklischen Spiel, dem ein bitterer Ernst zu Grunde lag, schimpften die Katholiken die Evangelischen „Brühsaufer" und diese jene dagegen „Brockenfresser", was ich arglos auf dem Wege zur Schule hundertmal hörte, aber erst in späteren Jahren darüber aufgeklärt wurde, daß sich dieses „Kriegsgeschrei" auf den Ritus des Abendmahles bei beiden Konfessionen bezog. Am 20. Februar war meine ganze Familie in Vaters Schlafzimmer versammelt, nur mir hatte man den Eintritt verweigert und ich hatte mir einen Lesewinkel zwischen dem Fenster und Vaters verlassenem Lehnstuhl eingerichtet; ich las von der dunkeln Höhle, in der Heinrich von Eichenfels sein Leben als Kind zubringen mußte und mein jetziges Dasein erschien mir auch nicht viel besser oder glücklicher. Bitterlich weinte ich. Da sagte unsere Köchin Susanne, die durch das Zimmer ging, zustimmend: „Ganz recht, du thust besser daran, zu weinen als Geschichten zu lesen, während dein Vater stirbt." „„Ja, stirbt er denn?"" fragte ich bestürzt; ehe Susanne mir aber darauf antworten konnte, kam von hinten her ein Arm, zog mich rasch in das Schlafzimmer und jemand flüsterte mir zu: „Falte deine Hände, dein Vater liegt im Sterben." Entsetzt blickte ich mich um, Vater lag mit geschlossenen Augen und schien nicht mehr zu bemerken, was um ihn vorging; meine Mutter saß neben ihm und hielt eine seiner Hände. Die Tanten lasen abwechselnd etwas vor, wie ich später hörte, Sterbelieder. Die Geschwister hörte ich leise weinen. Ich selbst klammerte mich krampfhaft an der Lehne von meiner Mutter Stuhl an, denn der starke Moschusgeruch im Zimmer und das für ein Kind unfaßbar Schauerliche, was im Begriff „Sterben" liegt, hatte mich so erschüttert, daß ich am ganzen Leibe zitterte und umgefallen wäre, wenn ich mich nicht fest am Stuhle gehalten hätte. Da kam vom Bett her ein Mark und Bein durchdringender Laut, der mich an Leib und Seele erschauern machte und Tante Renate sagte: „Kinder, das war eures Vaters Sterbeseufzer, laßt uns zusammen beten!" Wer laut vorbetete, weiß ich nicht mehr, denn es drang nur wie aus weiter Ferne an meine Ohren, aber ich verstand, daß man für Vaters Seele betete und den lieben Gott bat, dieselbe in den Himmel aufzunehmen. Nun irrten meine Gedanken von der Hauptsache ab und ich mußte darüber nachdenken, wie die Seele in den Himmel komme und wo sie im Augenblick sich aufhalte. Darüber kam ich so ins Grübeln, daß ich kaum beachtete, wie eines nach dem andern das Sterbezimmer verließ. Nur erinnere ich mir noch, daß ich allein mit unserer Köchin Susanne war und mich getraute, diese um Auskunft zu bitten, wo meines Vaters Seele sich aufhalte, bis sie in den Himmel aufgenommen sei, ob sie noch bei uns im Zimmer wäre, oder schon unterwegs dahin. Zuerst sah mich Susanne befremdet an, dann streifte ihr Blick das Fenster und erschreckt

sagte sie: „Weiß Gott, niemand hat daran gedacht, eine Fensterscheibe zu öffnen, damit die abgeschiedene Seele hinaus kann!“ und eiligst schritt sie zum Fenster, das in den Garten hinausging und öffnete eine kleine obere Eckscheibe. „Also da hinaus muß sie ihren Flug nehmen,“ dachte ich still für mich und war fest entschlossen, der Seele aufzupassen, weil ich erwartete, wenn ich ihren Flug verfolge, könne ich nicht verfehlen, den Himmel sich öffnen zu sehen und wenn auch nur einen Blick in seine Pracht und Herrlichkeit hinein thun zu dürfen. Gespannt gab ich Achtung und blickte unverwandt nach der kleinen offenen Scheibe. Einmal täuschte mich der Schimmer der silbernen Mondscheibe, die am Himmel heraufzog und deren Glanz so geisterhaft über das Fenster hinzitterte, daß ich nicht mehr unterscheiden konnte, ob es das Mondlicht oder die Seele war. Am Tag der Leiche mußten Emma und ich hinter dem Sarge einher gehen. Die Kälte hatte sich gebrochen und auf Schritt und Tritt fing das Eis an zu schmelzen und einzubrechen, sodaß meine kleinen Füße oft bis zum Knöchel einsanken und ich wohl kaum von der Stelle gekommen wäre, wenn nicht Susanne, die zwischen uns ging, mich gewaltsam weiter gezogen hätte. Als wir endlich vor dem Sarge am offenen Grabe standen, waren meine Füße weit herauf naß und kalt wie Eis, was ich schmerzlich empfand, doch viel, viel peinlicher noch waren mir alle die vielen Augen ringsum, die nur auf mich gerichtet schienen. Beides war mir so unerträglich, daß meine Sinne darüber zu schwinden drohten — da schlugen wunderschöne Laute an mein Ohr — Gesang (eines Männerquartetts, wie ich später hörte), der mich alle Qual vergessen machte, mich wie auf sanften Schwingen erhob und hinwegtrug über die Unlust der Gegenwart. Ich kam erst wieder zu mir, als Susanne mich anherrschte: „Schau noch einmal hinunter auf den Sarg deines Vaters und nehme Abschied von ihm.“ Zitternd that ich es, aber es erschien mir entsetzlich, daß wir nun alle hinweggingen und Vater so allein ließen. Ich klagte meinen Schmerz darüber Mutter und diese sagte nur: „O Kind, alle liegen da einmal „allein“, ich und du, ebenso wie Vater.“ Dieser Gedanke ließ die erste bewußte Todesfurcht in mir aufsteigen und bei allen Leichenbegleitungen, deren ich als Schulkind viele mitzumachen hatte, war mir dies jedesmal die gleich bittere Empfindung, wenn eines nach dem andern das frische Grab verließ und der Tote zuletzt allein blieb.

Nicht allein im Doktorshaus, auch in der Freundesfamilie in Basel forderte in dieser Zeit der Tod seine Opfer und Beck schrieb darüber am 6. März 1838 an meine Mutter: „Teuerste Freundin! Sie wissen es wohl schon aus dem Merkur, daß Sie an mir unerwartet schnell wohl für Sie und andere einen Unglücksgenossen bekommen haben. Zwei Tage von einander getrennt schieden unsere Lieben und wir beide tragen nun ein Kreuz mit einander dem Herrn nach, wie unsere Lieben wohl in einem Lichte mit einander ihres Herrn sich freuen. Wir werden beide einander der innigsten Teilnahme nicht erst versichern dürfen.“ Ueber die Erbauungsbücher, die er am Bette seiner Frau benutzt habe (während der elf Wochen des Leidens unter immer näherem Heranrücken des Todes, der stufenweise eine Waffe um die andere aus seiner finstern Rüstkammer hervorholte) sagte Beck, es seien namentlich „unsere Alten“ gewesen: Rons, Steinhofer, Rieger, Bengel u. dergl. „Das sind im Feuer exerzierte Männer, ihre Worte sind kerniges Resultat tiefer Erfahrung und auf diesem Wege ging mir und meiner seligen Frau mitten in der peinlichen Finsternis immer wieder das Licht auf und das Licht gewann den Sieg.“

Das verwaiste Doktorhaus lag zu dieser Zeit in tiefem Schatten und lange dünkte es mich, damals wollte kein freundlicher Lichtstrahl mehr uns erfreuen. Beck mochte an seinem eigenen Leide der Mutter Trostbedürftigkeit mit empfinden und stellte sich immer von Zeit zu Zeit mit einem Briefe bei ihr ein.

Vom Weihnachtsabend erzählt Beck, daß die Studenten und Missionszöglinge (die auch seine Frau zu Grabe getragen hatten) ihn durch einen Gesang überrascht und erfreut hätten, als er traurigen Herzens seinen Kindern den Baum anzündete. Bei uns im Doktorhaus war es diese Weihnachten um so stiller zugegangen, da die Krone der

Geschwister, unsere Bertha, in der Residenz war, um sich zur Lehrerin auszubilden; ihre Lücke konnte bei mir durch niemand ausgefüllt werden. Plötzlich wurde sie mir zwar wiedergeschenkt, aber auf eine so traurige Art, daß ich kaum zu sagen vermöchte, was schmerzlicher war: Meiner Schwester Verlassen des Vaterhauses — oder ihr Zurückkommen. Eine schwere Krankheit hatte dieses an Leib und Seele gleich reich ausgestattete Wesen in St. gepackt und sie zu einem Siechtum verdammt, von dem sie erst nach 15 Jahren durch den Tod erlöst wurde. Jahre lang saßen wir Schwestern jetzt an ihrem Bett und wurden von ihr mit täglich gleicher Geduld und Ausdauer unterrichtet. Beim Anblick eines der schauerlichen Schmerzensanfälle empörte ich mich sozusagen gegen Gott und rief verzweiflungsvoll: „Vater im Himmel hilf ihr, hilf! die Qual ist nicht zum Aushalten!“ Da traf mich ein verweisender Blick der Dulderin und mit ihrer sanften Stimme gebot sie mir: „Jammere nicht so trostlos, was vorübergeht, ist zum Aushalten und der bitterste Kelch geht einmal zur Neige!“ Diese Worte von den Lippen der so schwer Gepeinigten machten damals einen wahrhaft erhebenden Eindruck auf mich, ich schwieg tief beschämt und ließ in Berthas Gegenwart nie mehr meinen Jammer über ihr unaussprechliches Elend laut werden. Da ich manchmal meine Schwester bedauern hörte, daß sie ihre Ausbildung in St. nicht gründlicher hatte vollenden können, so reifte der Wunsch bei mir, den Faden gleichsam da wieder aufzunehmen, wo er ihren kranken Händen entfallen war und mich gründlich zur Lehrerin ausbilden zu lassen, ein Beruf, der mir besonders ideal erschien durch ein Buch, welches ich täglich mit Begierde las und das den Titel führte: „Instructions pour les jeunes Dames, par le prince de Beaumont“ 1760.

Sehr frühe hatte ich an mir die Bemerkung gemacht, daß eine befriedigende Beschäftigung mich in die glücklichste Stimmung versetze, ich versprach mir deshalb von einem „Beruf“ den besänftigenden Einfluß, den z. B. Musik auf mich ausübte, oder das Betrachten schöner Bilder. Auch Dichterwerke hatten diesen Einfluß auf mich; es war deshalb natürlich, das es mein großer Wunsch war, einmal einen „lebendigen Dichter“ zu Gesicht zu bekommen, und dieser Wunsch sollte mir unerwartet erfüllt werden. Mit einemmale hieß es im Städchen, der Dichter Eduard Mörike habe sich unter uns niedergelassen, der vielen Nachtigallen wegen, die den Hofgarten so sehr bevölkerten, „daß man vor ihrem Geschrei sein eigenes Wort nicht mehr hörte“, wie eine Bekannte behauptete. Seine erste Bekanntschaft machte ich im Hause unseres Doktors, des Hofrats K.; doch daß ich es nur gleich gestehe, diese erste Begegnung blieb weit hinter meiner Erwartung zurück und erst als ich Eduard Mörike im Hause seiner späteren Frau oft sah und hörte, lernte ich einen Dichter von Gottes Gnaden in ihm kennen.

Mörike, eher klein als groß, fiel mir zunächst nur dadurch auf, daß er uns über seine Brillengläser hinweg sehr aufmerksam, ja neugierig betrachtete. Seine Schwester Klärchen war für meine 15jährigen Augen zwar schon eine angehende alte Jungfer, nichtsdestoweniger aber eine allerliebst aussehende Blondine, deren rundes blühendes Gesicht eingerahmt war von einem Kranze aschblonder Löckchen. Während des Thees hatte ich nun alle Gelegenheit, mir den „geistweise“ von uns allen längst angeschwärmten Poeten näher zu betrachten und ihm jedes Wort sozusagen von den Lippen zu nehmen. Wie staunte ich aber, ihn nichts anderes erörtern zu hören, als die Wunderkuren eines zweiten schwäbischen Dichters, des Justinus Kerner. Mir selbst war zwar sehr Merkwürdiges schon vorgekommen im Traume wie im Leben, aber die Gespenstergeschichten, die Mörike aus dem Kernerhause preisgab, erschienen mir so „abgemacht“, daß ich auf den Gedanken kam, Mörike wolle uns alle nur für Narren halten, ich brach deshalb ungeniert in ein lautes lustiges Lachen aus und versicherte den Dichter, „so dumm seien wir nicht!“ Da blitzten aber des Poeten Augen recht ärgerlich zu mir herüber und zu meinem maßlosen Erstaunen bekam ich von Mörike zu hören, daß es zwischen Himmel und Erde manche Dinge gäbe, von denen meine Jugend (er meinte wohl mein Unverstand!) sich nichts träumen lasse, deshalb seien sie aber doch nicht

minder da: leibhaftig und wirklich! Beschämt ließ ich den Kopf hängen und blickte nicht mehr um mich, bis Mörike mit seiner Schwester sich entfernt hatte. Jetzt versicherte mich auch noch die Hofrätin: mein Lachen verwandle sich wohl in Weinen, wenn sie mir mitteile, daß der Dichter beabsichtigt habe, einen Besuch in der Krametsgasse zu machen, was er jetzt wohl unterlassen werde „auf mein Auslachen hin.“ — Ganz zerknirscht kam ich heim, denn ich wußte es: unserer Bertha würde es große Unterhaltung gemacht haben, den Dichter kennen zu lernen — und darum hatte ich sie jetzt gebracht. Der andere Tag ließ sich hinsichtlich des Wetters gut an, aber trotzdem war ich in etwas gedrückter Stimmung, als ich unter dem Dürrlitzenbaum neben Bertha saß. Da kam unser dienstbares Geistle angerannt und meldete Besuch, der ihr aber schon auf dem Fuße folgte und zu meinem Freude-Schrecken niemand anders war als Eduard Mörike und seine Schwester.

Ach, wie froh war ich! ich stellte ihnen nur geschwind Bertha vor und flog dann wie ein Pfeil davon, um Mutter und Emma zu benachrichtigen, die am andern Ende des Gartens Bohnen brachen und kaum ahnten, welche hohe Ehre unserem Hause widerfuhr. Bis ich zurückkam, fand ich das Geschwisterpaar schon ganz gemütlich mit Bertha plaudern und beide schienen ihr sofort gut geworden zu sein, was eigentlich jedem so ging, der in das blasse schöne Gesicht sah, das mit seinem Ausdruck von Reinheit und Sanftmut unwiderstehlich die Menschen einnahm.

Als Beweis, wie sehr der Dichter meine schöne kluge Schwester würdigen lernte, setze ich die Worte hierher, welche er ihr am 17. Juli 1847 für ihr Album dichtete und die Eduard Mörike später in seine gesammelten Werke aufnahm; sie lauten:

„Zeus, um die Mitte zu finden von dem Erdkreis, den er beherrschte,
Wußte den sinnigsten Rat, kindliche Dichtung erzählt's:
Adler, ein Paar, vom Morgen den einen, den andern vom Abend,
Ließ er fliegen, zugleich, gegeneinander gekehrt,
Wo sie alsdann, gleichmäßiger Kraft, mit den Fittigen strebend,
Trafen zusammen, da fand was er verlangte der Gott!
— So wo die Weisheit sich und die Schönheit werden begegnen,
Stellet den Dreifuß keck, bauet den Tempel nur auf!“ . . . . .

Im Laufe der Zeit waren wir einmal bei Mörikes zum Thee. Mörike wurde von seiner Schwester aufgefordert, uns vorzulesen, das er — wie sie sagte — meisterhaft verstehe, und er war auch bereit dazu. Während er nach einem Buch sich umschaute, stand ich am offenen Fenster und betrachtete mir den Marktplatz, der vom Mondlicht übergossen in der Stille dalag und von dem man keinen Ton herauf hörte als das Plätschern des Brunnens unter unserem Fenster. Mörike hatte unterdessen zur Lektüre ein kleines Lustspiel gewählt, betitelt: „Der Schatz“ oder „Die Schatzgräber“ und die Vorlesung begann. Da ich dem Vorleser am nächsten saß, so konnte ich bald kein Auge mehr von ihm ablassen, denn ich empfand es, daß Mörike bester Vorleser und bester Schauspieler zugleich war. Plötzlich fragte er mich halblaut: „Spricht nicht jemand da unten?“ und schnell erhob ich mich, trat an das Fenster, sah, daß kein menschliches Wesen sichtbar war und versicherte nun Mörike: „Es kann niemand da unten gesprochen haben, denn es ist nichts sichtbar als der Mondschein, und nichts laut als das Geplätscher des Brunnens. Da lachte Mörike mit dem ganzen Gesicht und plötzlich ging mir ein Licht auf, daß die Frage dem Text entnommen war. — Der Dichter ging auch gerne bei uns aus und ein und kramte mit Vorliebe unter den alten Schunken in unserer Bibliothek, die damals reich war an Büchern, wie z. B.: Des Herrn Heinrich Anshelm von Ziegler und Kliphausen „Asiatische Bomise“ oder: „Blutiges und doch mutiges Pegu, beruhend in historischer und mit dem Mantel einer Helden- und Liebesgeschichte bedeckten Wahrheit.“ . . . . Zur Abwechselung machte Eduard Mörike wohl auch mit mir einen Streifzug auf die zwei Böden unseres Hauses,

die mit Mammutsknochen, römischen Ziegeln mit Zahlen, Brocken römischer Wasserleitungen und anderen Ueberresten aus unseres Vaters Sammlungen noch reich gespickt waren und dem Dichter unerschöpfliche Unterhaltung boten. . . .

Im Frühjahr 1845 siedelte ich in die Residenz über. Als ich dort eines Tages einen hochgeschätzten Lehrer, Professor Ludwig Bauer, zu Grabe geleiten mußte, bekam ich meine erste Ohnmacht. Wie lange ich in derselben lag, weiß ich nicht, doch ist mir noch ganz genau der Eindruck gegenwärtig, als ich anfing, in das Leben wieder zurückzukehren. Das Bewußtsein regte sich zuerst und wie ein Blitz durchzuckte es mich. „Jetzt erwachst du zum ewigen Leben!" Die erwartungsvolle Bangigkeit dieses Augenblicks war unbeschreiblich. Da ertönte ein lieblicher Gesang, durch meine geschlossenen Lider drang eine sanfte Helle und beinahe jauchzend kam es von meinen Lippen: „Im Himmel bin ich!" „Nein, nein, meine Liebe, wir sind noch auf dieser Welt," sagte es da neben mir, und erschreckt und beinahe enttäuscht öffnete ich da meine Augen, sah, daß ich auf einem Grabhügel saß und bemerkte, daß, was ich für himmlische Chöre gehalten hatte, der Grabgesang der Gymnasiasten und Lehrer war! . . .

Einen wahrhaft hinreißenden überwältigenden Eindruck machte auf mich das erste Oratorium, das ich hörte. Als dieses Meer von Harmonieen mich umwogte, überrieselten mich selige Schauer und mit der Empfindung: „Das könntest du ewig hören" hatte ich plötzlich einen Begriff von dem Wort „Ewigkeit!" . . .

Unter meinen Lektionen waren mir weitaus die anziehendsten: deutsche Geschichte und deutsche Litteratur; in letzterer wurde gelegentlich der Dichter Haug abgehandelt und seine Epigramme gerühmt und folgendes mitgeteilt, das Haug eines Abends aus dem Stegreif im Wirtshaus auf einen auf Freiersfüßen gehenden tapferen Offizier machte, der neben Haug saß:

„Der Herr von B. kam von dem Krieg nach Haus
Und nahm ein Weib — der Krieg ist noch nicht aus!"

Damals hätte ich zu gerne gewußt, wer dieser Herr v. B. gewesen? Aber ich mußte 9 Jahre auf Antwort warten, dann aber wurde derselbe Herr v. B. meines Bruders Schwiegervater und zu meiner Ueberraschung hörte ich, daß seine Frau die einzige Tochter des Dichters Haug war. — Noch will ich auch meines Erlebnisses in einer Geschichtsstunde gedenken, des Schmerzensschreies, der meinen Lippen entfuhr, als der Herr Professor sich erging in drastischen Schilderungen der deutschen Verhältnisse zur Zeit Napoleons I., des Rheinbundes, der Demütigung Preußens u. s. w. Auf mich atemlos Zuhörende machte diese Vorlesung einen solch' niederschmetternden Eindruck, daß ich bitterlich weinend meinen Kopf in meine Arme barg und auf des erstaunten Professors Frage, was mir denn so heiße Thränen entlocke, nichts stammeln konnte als: „Die Schmach Deutschlands!" Noch kann ich den Blick des wackeren Mannes sehen und höre seine biedern Worte, mit denen er mich tröstete: „Ich sei ja noch jung genug, um es erleben zu können, daß die „einigen" Deutschen endlich mit dem bösen Nachbar abrechneten und seine Macht brächen für immer!"

Es drängt mich, auch in Kürze noch einiger Freunde zu gedenken, die Gottes Güte mich in St. finden ließ.

Unter den Mitschülerinnen meiner Klasse schloß ich mich zuerst an die geistesfrische, von edelster Wahrhaftigkeit durchdrungene Tochter einer Offiziersfamilie an, die mich bald ihren Eltern zuführte, von denen ich mit unvergleichlicher Güte aufgenommen und während meines ganzen Aufenthaltes in St. wie eine Tochter behandelt wurde.

Bei schönem Wetter bestieg ich mit dem ehrwürdigen Herrn Oberst und seiner Tochter beinahe täglich den Hasenberg, der zu jener Zeit noch von keinem Verschönerungsverein entdeckt und in Pacht genommen war, weshalb der Oberst und wir Mädchen oft mit diesem noch nicht in die Mode gekommenen Berg geneckt wurden. Meinem immergleichen Vergnügen, mit dem ich — in jeder Jahreszeit — die unvergleichliche Aussicht betrachtete, die man von dort aus hat, that dies aber nicht den geringsten Eintrag.

Was ich täglich während zweier Jahre dieser mir bis heute so teuern Familie zu verdanken hatte, ist eine Schuld, die nur der liebe Gott für mich abtragen kann. — Eine zweite Freundin, die mich durch ihren Verstand und Charakter bald fesselte, war damals die Nichte und ist heute die Frau eines der Inhaber der bedeutendsten Zeitung Schwabens, die von jedem reichstreuen Bürger, der Gut, Mut und Blut für Deutschlands Kaiser und Deutschlands Kanzler einsetzen würde, gelesen wird. Auch die Mutter dieser Freundin war mir von hohem Interesse, besonders als Schwester von Gustav und Paul Pfizer. Noch mehr als die Gedichte des Ersteren war mir des Zweiten „Briefwechsel zweier Deutschen“ von höchstem Interesse, in dem hier Paul Pfizer — mit Seherblick — zum Heile Deutschlands die Hegemonie Preußens betonte und für dessen Könige die deutsche Kaiserkrone verlangte. — Einem dritten jungen Mädchen kam ich sozusagen erst auf Umwegen näher, da sie ziemlich jünger war wie ich und deshalb nicht in meiner Klasse, aber wenn sie mir im Garten oder in den Gängen begegnete, sprachen mich ihre sanften Rehaugen an, und zufällig hörte ich auch einmal, daß sie die Trägerin eines berühmten Namens war. Letzteres erfuhr ich, als ich eine Sommervakanz in dem schönen Kloster Maulbronn zubrachte bei einer Nichte meines Vaters, der Frau des kleinsten Mannes, aber größten Gelehrten (was die griechische Sprache, besonders Homer und die Tragiker betraf), des Ephorus Bäumlein. Auf die geringe Körpergröße meines gelehrten Vetters hatte mich meine Mutter angelegentlich vorbereitet, doch ließ ich bei meiner Ankunft, als ich am Postwagen von meiner Base (die mir persönlich schon bekannt war) abgeholt wurde, mein Gepäck getrost „den Buben“ tragen, bis die Frau Ephorus endlich sagte: „Ja so, ich habe dir ja meinen Mann noch nicht vorgestellt“, und sich der „Packträger“ zu meinem größten Schrecken als der „große Grieche“, wie meine Brüder von ihm sprachen, herausstellte. Der kleine, geistig große Vetter trug mir aber mein Versehen nicht nach und ließ es sich angelegen sein, mich nicht nur mit allen Baustilen des schönen Klosters bekannt zu machen, sondern mir auch sonst alles Interessante zu zeigen. So führte er mich auch auf den Kirchhof, um mir das Grab zu zeigen der Frau „von Schwabens größtem Philosophen — Schelling“. Da ich nun jederzeit froh und dankbar war, mich unterrichten zu lassen und obgenannter Philosoph für mich damals noch eine ganz unbekannte Größe war, so bat ich lebhaft: mein Vetter möge mir doch geschwind jetzt auf dem Rückweg in das Kloster das System dieses Philosophen Schelling auseinander setzen, weil ich noch gar nichts von oder über ihn wisse! Da blieb der kleine Mann vor mir stehen, sah voll gutmütigen Spottes an mir hinauf und sagte mit feinem Lächeln: „So, so! das ist ein echt frauenzimmerlicher Wunsch, daß ich deinem Verständnis in einer halben Stunde beibringen soll, wozu ein Mann seine ganze Universitätszeit, wenn nicht sein halbes Leben braucht! Aber zu schämen brauchst du dich deshalb nicht so gar arg (es hatte mich heiß überflutet!), denn es zeigt deine Bitte immerhin, daß du Interesse für die großen Söhne deines Vaterlandes hast und ihr Wirken verstehen möchtest!“ und dann gab sich Ephorus Bäumlein wirklich alle Mühe, mir zu zeigen, welch' seltener Geist dieser schwäbische Philosoph Schelling gewesen sei. — Zufällig wurde mir dies einige Zeit darauf von einem Dichter und Prediger Schwabens bestätigt, dessen Bekanntschaft ich auf sehr überraschende Art machte.

Als ich nach St. kam, war ich dringend in die Familie eines Studien-Direktors Knapp empfohlen, und wurde dort auch sehr freundlich aufgenommen, doch schien die Familie still und zurückgezogen zu leben, denn ich traf nie andere Gesellschaft dort, als die Hausbewohner, und hörte auch nie ein Wort über Verwandte am Ort u. s. w. An Unterhaltung fehlte es mir deshalb aber nicht in diesem Haus, denn der Herr des Hauses war ein sehr gescheiter Kopf, der mir alle meine wißbegierigen Fragen gründlich beantwortete, nur die eine Untugend hatte der Herr Direktor, mich gerne zu necken, besonders mir verfängliche Fragen über den Unterricht in meiner Klasse vorzulegen. Der geistliche Vorstand des Institutes, welches ich besuchte, hatte in seiner Bibelstunde

in seiner Harmlosigkeit das Hohelied mit uns vorgenommen; aber die Lektüre brachte Unzuträglichkeiten mit sich, irgend eine Schülerin plauderte wohl darüber, und Direktor Knapp erfuhr die Sache und frug mich, ob es wahr sei. In meiner Verlegenheit, denn ich glaubte nie das Ende davon hören zu müßen, gestand ich die Thatsache nicht. Die Frau Direktorin sah, daß ich gequält wurde, und schützte mich vor weiterer Nachforschung. Alle konnten mir aber anmerken, so gut ich es mir selbst bewußt war, daß ich der Wahrheit aus dem Weg gegangen war! Wohl zur Strafe dafür konnte mich der Herr Direktor nie zu Gesicht bekommen, ohne von den nur erdenklich abgeschmacktesten Themas zu behaupten, er hätte gehört, wir in der höchsten Klasse hätten einen Aufsatz darüber aufbekommen. Ergoß ich mich nun in einem feurigen Strom von Beteuerungen, daß dem nicht so sei, so beschuldigte mich der Herr Direktor, ich getraue mich nur nicht es einzugestehen, und schließlich, wenn er mich bis zum Grobwerden gebracht hatte, lächelte er ganz verschmitzt und sagte: „Nun, nun! es freut mich, von Ihnen zu hören, daß dem nicht so ist, — ja, ich habe es selbst nicht recht glauben können!“ Merkte ich dann endlich, daß ich wieder „auf den Leim gegangen war,“ so nahm ich mir heilig vor, das schöne Landhaus nicht so bald mehr zu betreten. Begegnete mir aber der Herr Studien-Direktor in der nächsten Zeit in der Friedrichsstraße (in der sein Haus und mein Institut lag), dann zog er tief seinen Hut und mit heuchlerischer Demut erkundigte er sich nach meinem „werten Befinden“, und sprach die Hoffnung aus, ich möge auch bald wieder den Weg die Straße vollends hinunter in sein Haus finden. Wollte ich dann, „um einen Kamm größer“, oder wie man auch daheim zu sagen pflegte, mit einem „Fürstengesicht“ erster Sorte am Herrn Direktor nur mit einem stummen Gruß vorüber gehen, dann vertrat er mir wohl ganz leutselig den Weg und sagte lachend: „Ei, ei, es ist also doch wahr, die gescheiten Stiftsfräulein verstehen alles, nur keinen Spaß!“ Dann mußte ich auch lachen und der Friede war wieder hergestellt — bis wir unversehens wieder auf den Kriegsfuß miteinander kamen. Einmal, nachdem ich einen wunderschönen Herbstabend mit der Frau Direktor im Obstgütchen hinter dem Hause zugebracht hatte, und schon im Begriff war, wegzugehen, gesellte sich auch noch der Herr Direktor zu uns. „Aha, es wird heimpressiert, weil der Aufsatz noch nicht gemacht ist“, begrüßte er mich. „„Welcher Aufsatz?““ fragte ich erstaunt. „Ja, wie hieß denn das Thema gleich? doch ich habs: „W a s h a l t e n S i e v o m T e u f e l?“ antwortete ganz unschuldig thuend der Direktor. Grenzenlos verblüfft schaute ich ihn an, denn diese Behauptung überstieg doch alles, was ich seither schon von ihm gehört hatte. „Nun, haben Sie Ihre Definition der höllischen Majestät schon parat?“ fuhr mein Quälgeist fort. „Ja“, platzte ich heraus, „ich brauchte nicht weit zu suchen nach seinem Konterfei! ich schildere ihn als bösen Geist, dessen Lust darin besteht, jedermann auf das Aeußerste zu plagen, am liebsten aber junge Mädchen!“ und dann stürmte ich in blinder Hast fort, um aus dem Bereich des Herrn Direktors zu kommen, verfehlte aber den kürzesten Weg, denn als ich an das Pförtchen, das hinaus in die Friedrichsstraße führte, kam, stand der Hausherr vor mir, und wie wenn wir soeben in innigster Freundschaft von einander geschieden wären, sagte er ganz gemütlich: „Morgen Nachmittag feiern wir in unserem Stückchen Weinberg Familienherbst, dabei dürfen Sie auch nicht fehlen, kommen Sie ja, sobald Sie im Institut fertig sind.“ Stolz ablehnend schüttelte ich meinen Kopf und suchte am Herrn Direktor vorbei hinaus auf die Straße zu kommen. Dies gelang mir aber nicht, da mein Gegenüber mir den Weg abschnitt und ruhig seine Rede mit der Bemerkung wieder aufnahm: sein Bruder komme auch dazu, und es werde mich doch gewiß sehr interessieren und freuen, diesen kennen zu lernen! „Wie können Sie so etwas behaupten!“ rief ich empört, und meinem Gesicht mochte der Herr Direktor ansehen, daß es mir an e i n e m Glied der Sippe schon mehr als genug war! Doch sagte er höflich: „Dann sind Sie die Erste, die sich nicht freuen würde, Albert Knapp kennen zu lernen!“ „Albert Knapp?“ wiederholte ich erstaunt, „Sie sprachen ja von Ihrem Bruder!“ „Ganz recht, von meinem Bruder, dem Stadtpfarrer und Liederdichter Albert Knapp.“

Ganz betreten stammelte ich: „Ist es die Möglichkeit, daß Sie der Bruder dieses Mannes sind?" „„Oho! Sie denken wohl: Wie stimmt Christus mit Belial?"" scholl es in hartem Ton an mein Ohr; verneinend schüttelte ich zwar den Kopf, aber im Geheimen mußte ich mir doch eingestehen, daß ich ein ganz klein wenig doch so gedacht hatte und der Herr Direktor blieb dabei, daß, wenn ich ihn nicht durch mein Kommen vom Gegenteil überzeuge, er genau wisse, was ich von ihm halte. Damit trennten wir uns und am nächsten Tage steuerte ich eben doch wieder dem Friedrichsthor zu. Der Direktor stellte mich lachend seinem Bruder als das bewußte junge Mädchen vor, mit der er so gern philosophiere. Gutmütig auf den Spaß eingehend, fragte mich Albert Knapp, welchem philosophischen System ich denn anhänge. Da gestand ich ihm, bis vor kurzem von keinem das Geringste gewußt zu haben, aber neulich sei ich in Maulbronn gewesen und da habe mir mein Vetter Ephorus Bäumlein am Grabe von Schellings Frau einiges von diesem großen württembergischen Landsmann erzählt. Albert Knapp teilte mir nun mit, daß er Bäumlein und Schelling persönlich kenne und auch des letzteren Familie in St. als Beichtvater nahe stehe; dann fragte er mich noch, ob ich nicht die jüngste Tochter des Hauses persönlich kenne, dieselbe besuche das gleiche Institut wie ich? Kurze Zeit darauf machte ich ihre Bekanntschaft und Mathilde Schelling*) wurde mir eine Freundin für das Leben. Von meinen Jugendfreundinnen allen gilt mir das persische Dichterwort:

„Sie sind ein Perlenhäufchen mir,
Ich aber bin die Schnur dafür."

In die Zeit, welche ich nach meinem Austritt aus dem Institut daheim zubrachte, bis sich für mich eine passende Stelle als Lehrerin fand, fällt das **Wunderbarste**, was ich je erlebt habe: Eine Vision auf dem Gottesacker meiner Vaterstadt. Diese und die Fülle **merkwürdiger** Träume, die mir im Leben zuteil wurden, sind erzählenswert, doch möchte ich Platens Dichterwort vorausschicken:

„**Nicht** mich **selber**, ich rühme den Genius, welcher besucht mich,
Nicht mein sterbliches, mein flüchtiges, irdisches Nichts!
Weil ich bescheiden und still mich selbst für viel zu gering hielt,
Staunt' ich in meinem Gemüt über den göttlichen Geist."

Für die Wahrheit des Nachstehenden kann ich noch lebende Zeugen, z. B. die Witwe Eduard Mörikes**) und des Dichters Schwester Klara***) anführen, die gewiß bereit sind zu bezeugen, daß ihnen das Erlebnis unmittelbar darauf mitgeteilt wurde. An einem schönen heißen Sommertag des Jahres 1848 wurde in meiner Vaterstadt ein junger Mann begraben, der unserer Gemeinde angehörte, und unter der Leichenbegleitung befand sich auch die Schreiberin dieses mit ihrer Tante Renate. Da die Evangelischen bedeutend in der Minderzahl im Städtchen waren, so gehörte es zum guten Brauch, daß jede Familie ein oder mehrere Mitglieder zur Begleitung einer Leiche in unserer kleinen Gemeinde mitschickte. Noch sehe ich das offene Grab, den Sarg und darüber den tiefblauen wolkenlosen Himmel, an dem wie am Sonnengolde sich schwingend ein Raubvogel sich abhob, der weite und immer weitere Kreise zog und meine Gedanken mit ihm!†) Mitten in meinem Gedankenfluge, der mich der jeweiligen Gegenwart

*) Seit lange die Frau des Staatsrats v. Kößlin, eines in der schwäbischen Beamtenaristokratie hochangesehenen Mannes.

**) Neu-Ulm, Maximiliansstraße No. 1.

***) Lebt im Frauenstift in Neustadt, Württemberg.

†) Ich halte für nötig hier zu sagen, daß ich öfters und in den verschiedensten Altersstufen — aus dem Gedächtnis — das Erlebnis niederschrieb und die **Hauptsache**, das Wesentliche daran, blieb unverrückbar jedesmal gleich, so daß ich auf die Erscheinung des gespenstischen jungen Mannes einen heiligen Eid ablegen könnte. Der greifbare Zusammenhang mit den großen politischen Ereignissen mag sich dagegen hergestellt haben durch die Erklärung und Schlußfolgerung Eduard Mörikes, der mir zwar die Bilder nicht erklären konnte, aber doch auch überzeugt war, daß ein „blutiger Krieg" im Jahre 1870 auf 71 die Erklärung und Bedeutung derselben bringen würde.

vollständig entrückte, wurde ich plötzlich von einem eisigen Schauer erfaßt. Ich sah mich fröstelnd um. Nicht Tante Renate stand mehr an meiner Seite (sie hatte den Schatten eines Baumes aufgesucht), sondern ich hatte eine wahrhaft gespenstisch aussehende Nachbarschaft. Ein junger, einem Schatten mehr als einem lebenden Menschen gleichender Mann stand in meiner Nähe, der trotz der Hitze in einen kurzen, schwarzen Mantel gehüllt war und schaute mich mit großen, totenstarren Augen an. Jetzt wußte ich's, daß dieser Blick es war, der mich so eisig überrieselt hatte. Von mir hinweg blickte die Schattengestalt an den Himmel hinauf. Wie gebannt folgten ihr meine Blicke dorthin, und siehe, auf der tiefblauen, wolkenlosen Fläche hob sich, wie mit schwarzer Farbe hingezeichnet, ein Erntewagen ab, in ganz natürlicher Größe, und der, wie ich genau unterscheiden konnte, nicht reich beladen war, eher spärlich; alles an ihm erschien mir aber so deutlich, daß ich die einzelnen Garben gut hätte zählen können, ebenso wie ich Glied für Glied an der eisernen Kette unterscheiden konnte, welche vorn an der Deichsel herab hing. Natürlich wünschte ich meine Tante Renate auf die Erscheinung am Himmel aufmerksam zu machen, sie hatte sich aber zu weit von mir entfernt und auch sonst begegnete ich ringsum nur andächtig gesenkten Augen. Da fühlte ich aber schon wieder den dämonisch bannenden Blick auf mir und folgte ihm wie zuvor — himmelwärts. Dort war jetzt der Erntewagen verschwunden und dessen Platz nahm eine Riesenkanone ein von so ungeheuerlicher Größe, daß ich glaubte, in Wirklichkeit existiere keine ähnliche. Erstaunt, ja erschreckt suchten meine Blicke eine Erklärung bei dem rätselhaften Gesellen, derselbe schaute aber nur wieder gen Himmel und ich natürlich ihm nach. Die Kanone war gleichfalls verschwunden und ein ganz natürlicher reich beladener Weinstock, an dem ich die Trauben und die Blätter genau unterscheiden konnte, hatte ihren Platz eingenommen. Wieder schaute ich auf meinen gespenstischen Nachbar und mit stillem aber unaussprechlichem Pathos wies er meine Augen noch einmal in die Höhe. Der Weinstock war verschwunden und an seiner Stelle sah ich vier riesig große scharf gezeichnete Zahlen, eine 1, eine 8, eine 7 und eine 0 und ich las für mich hin: 1870. Während ich aber noch meinem Gedächtnis diese Zahlen gut einzuprägen suchte, da zerrann plötzlich vor meinen Augen die Null und der leichte schwarze Duft, in den sie sich wie aufgelöst oder ausgewischt hatte, zog sich vor meinen Augen wieder zusammen in ein schwarz, scharf und deutlich gezeichnetes Eins. 1870 und 1871 — was bedeuten (grübelte ich) diese Zahlen und die damit in Zusammenhang stehenden Bilder? und entschlossen, den schattenhaften Gesellen, der ja alles mit geschaut hatte, darüber zu befragen, drehte ich mich nach diesem um, aber die Frage erstarb mir auf den Lippen, denn der Platz, auf dem die dämonische Gestalt soeben noch gestanden, war leer — sie war verschwunden, wie ein Schatten verflattert. In zitternder Aufregung stand ich da und vernahm nur wie aus weiter Ferne das „Amen" des Geistlichen. Ohne den Gesang jetzt noch abzuwarten, eilte ich flüchtigen Schrittes zwischen Gräbern und Denkmälern hindurch, den geraden und kürzesten Weg einschlagend, der Kirchhofsthüre zu; denn im Falle sich der Unheimliche auf natürliche Weise — vor meinen Augen nur — unter der Leichenbegleitung verborgen hatte, hier mußten ihn meine Blicke wieder begegnen, denn der Gottesacker hatte ja nur dieses eine Thor. Gespannt und im höchsten Grade erregt, wollte ich den gespenstischen Menschen über das höchst merkwürdige Erlebnis befragen, auch sollte er es mir erklären und mir bei meiner Tante, der ich ihn zu zeigen wünschte, bekräftigen, was wir beide soeben am Himmel geschaut hatten. Die ganze Leichenbegleitung kam nach und nach an mir vorüber, auch meine Tante (die mir vergeblich winkte), zögernd blieb ich aber immer noch stehen, hoffend, den schattenhaften Gesellen doch wieder zu Gesicht zu bekommen. Endlich mußte ich mich aber überzeugen, daß ich nur allein noch auf dem Kirchhof war außer dem Totengräber, der in der Ferne das Grab zuschaufelte. Zitternd an Leib und Seele besann ich mich auf das Erlebte und fand keinen Anhaltspunkt und keine Deutung. Mein ganzes bisheriges Leben hindurch wurde ich nun nachts zuweilen von seltsamen Träumen heimgesucht, die ich aber morgens beim Erwachen

vergessen hatte, doch nur scheinbar. Denn gelang es mir, das „Trumm" meiner Gedanken wieder habhaft zu werden, mit denen ich eingeschlafen war, so kam plötzlich meine Erinnerung wieder auf den Traum zurück und nicht selten wurde dieser dadurch wie „ausgelegt" oder wenigstens erklärt. Aber wo war ich mit meinen Gedanken in dem Augenblick gewesen, als mich der gespenstische Geselle auf die Vision am Himmel aufmerksam machte? Beschwören könnt' ich dies nicht, aber ohne Zweifel war ich da, wo — sobald ich mir selbst überlassen war — im Freiheitsjahr 48 meine Gedanken immer weilten: in der Paulskirche, welche ich für die edle Werkstätte hielt, in der die Einheit, Größe und Macht des deutschen Vaterlandes geschmiedet würde. Nach einigem Besinnen sagte ich mir: „Sicherlich waren deine Gedanken wieder da eingekehrt, wo die Besten deines Volkes um die Einheit stritten mit begeisterten Worten, von denen es mir oft deuchte, daß man damit Felsen spalten und Berge versetzen könnte. Da fing es (während ich dies dachte) an zu flüstern hinter mir, über mir -- in mir? ich weiß es nicht! in leisen Kehllauten, die wie die Worte erklangen „nicht" -- „durch" — „solche" aber dann plötzlich scharf accentuiert in die lauten deutlichen Worte übergingen: „Durch einen blutigen Krieg!" Blitzartig durchzuckte es mich da, daß das Gehörte gewiß mit meiner Vision im Zusammenhang stehe und gespannt schaute ich um mich, es war aber niemand sichtbar, niemand! In höchster Erregung eilte ich nun meiner Tante nach, der vorhin schon mein Benehmen aufgefallen war, jetzt noch mehr mein Aussehen, und bald flogen wie Weberschifflein Fragen und Antworten zwischen uns hin und zurück. Meine gute Tante war auf das Peinlichste von dem Gehörten berührt, denn sie hielt alles nur für eine phantastische Tag-Träumerei, und da sie mir sehr zugethan war und es ohnedies nicht billigte, daß man mich scherzhaft in der Familie „Die Träumerin" schalt, so beschwor sie mich dringend, zunächst keinem anderen Menschen als ihr davon zu erzählen. Endlich versprach ich es, ausgenommen mit dem Vorbehalt, bei schicklicher Gelegenheit mein Erlebnis Eduard Mörike anvertrauen zu wollen. Meine Tante mochte hoffen, diese Gelegenheit bleibe aus, aber ich verstand es, sie recht bald mit den Haaren herbeizuziehen. Der Dichter hatte uns schon öfters die allermerkwürdigsten Erscheinungen und Vorkommnisse aus dem Nachtgebiet der Natur mitgeteilt und Mörike war, als Freund von Justinus Kerner, von diesem in alle Mysterien zwischen Himmel und Erde eingeweiht, wie mir schien. Von ihm hoffte ich daher eine Erklärung meines Kirchhof-Erlebnisses sicher zu erfahren und deshalb machte ich mich, sobald ich unbeobachtet war, auf den Weg zu dem Dichter und seiner Schwester. Beide hörten mit dem größten Interesse meine Erzählung an und Mörike zog aus derselben sogleich den Schluß, daß ich unmittelbar vor der Vision mit meinen Gedanken unfehlbar mich wieder mit dem „einigen" Deutschland beschäftigt habe und daß, als eine Antwort auf mein gläubiges Vertrauen zu den hohen Worten, mit denen dort über Deutschlands Einheit gestritten wurde, die Geisterstimme mir zuflüsterte: „Nicht durch solche, durch einen blutigen Krieg wird Deutschlands Einheit geschaffen!" Die Bilder am Himmel wußte mir der Dichter nicht zu deuten, nahm aber an, daß in den Jahren, deren Zahl ich gesehen, die Vision verwirklicht würde. Clärchen Mörike wußte von dem Toten, an dessen Grab ich die Erscheinung hatte, daß er den politischen Ereignissen des Jahres 48 mit warmer Teilnahme gefolgt war und daß er sich gewünscht habe, so lange zu leben, bis ein einiges Deutschland unter einem protestantischen Kaiser geschaffen worden sei. Clärchen erinnerte sich auch, den Verstorbenen wenige Tage vor seinem Tode noch in seinem Höfchen — in der Sonne sitzend — gesehen zu haben und daß es ihr aufgefallen sei, ihn trotz der warmen Witterung mit einem sogenannten „spanischen Mantel" bekleidet zu sehen, einen Umhang, wie ihn sonst im Städtchen nur die Männer trugen, welche das Ceremoniell eines Leichenkonduktes besorgten. Am Schluß unserer Unterredung drang dann Eduard Mörike noch in mich, das ganze Erlebnis möglichst getreu niederzuschreiben. Später ließ er sich gelegentlich diese Blätter einmal zeigen, befragte mich, ob ich mich auch bis in das Kleinste alles noch genau so erinnere und da ich bei einer Stelle etwas

Digitized by Google

ungewiß war, so überpappte er diese mit Papier und gerade dieses Blatt hat sich unter meinen Sachen bis auf den heutigen Tag erhalten.

Kurze Zeit nach der Vision auf dem Gottesacker hatte ich auch einen merkwürdigen Traum, der, wenn auch nicht buchstäblich, doch seinem Inhalte und seinen Folgen nach in Erfüllung ging und der in meiner Vaterstadt und weit über den Kreis meiner nächsten Freunde hinaus, viel von sich reden machte. Nach meinem Austritt aus dem Institut suchte ich, wie schon gesagt, eine Gouvernantenstelle und am liebsten hätte ich sie in England gefunden. Gründe dafür hatte ich keine anderen, als daß eine Anverwandte meiner Schorndorfer Schwägerin dort in günstigen Verhältnissen lebte und mir durch Schilderungen in ihren Briefen an Sophie Lust machte, mein Heil auch — wie Mademoiselle Bonne — in einer englischen Familie zu versuchen und (wie ich nicht zweifelte) auch zu finden. Meine Schwägerin war so freundlich gewesen, ihr Bäschen zu beauftragen, sich nach einer passenden Stelle für mich umzusehen. Da träumte es mir nun in einer September-Nacht im Jahre 1848, ich stehe an einem großen breiten Strome, wie ich bis jetzt noch keinen gesehen hatte. Die Gegend, durch welche er floß, war schön, ja malerisch, und die Ufer des Flusses an der Stelle, wo ich stand, so flach, daß ich ganz nahe an das Wasser herantreten konnte; ich that dies und bemerkte dabei, daß zwei Briefe dahergeschwommen kamen, welche beide meine Adresse trugen, was ich ganz deutlich und genau lesen konnte, denn ihre Ueberschrift war mir zugekehrt. Der eine Brief war von weißem Papier, groß und viereckig und die Handschrift darauf war in steifen, altväterischen, aber schönen Zügen geschrieben. Der andere Brief von bläulichem Papier war schmal und lang, trug viele Postzeichen und die Schriftzüge darauf waren von einer unschönen, kritzelichen Frauenzimmerhand. Das Komische war nun, daß ich bald bemerkte, wie der große Brief mit dem weißen viereckigen Couvert sich sehr bemühte, dem schmalen blauen vorauszukommen und ihn beim Vorüberschwimmen so anpuffte, daß er dadurch wie zurückgeschlendert wurde. Mit wahrer Spannung verfolgte ich nun in meinem Traume diesen Brief-Wettkampf und war deshalb höchst verdrießlich darüber, daß ich geweckt wurde, ehe ich im Traum den Ausgang des Brief-Wettrennens geschaut hatte.

Beim Frühstück, als wir im Hausgarten unter dem mit Früchten reich beladenen Dürrlitzenbaum saßen, hieß es wie gewöhnlich: „Was hast du heute Nacht geträumt?“ und ich erzählte, was ich eben niederschrieb, und eine Schwester, die damals den Traum frisch von meinen Lippen hörte, sitzt mir jetzt zur Seite und kann jedem Zweifler betheuern, daß sie das Niedergeschriebene bis in die kleinsten Einzelheiten hinein genau ebenso im Herbst 1848 von mir vernahm. So weit war ich eben gekommen bis zu meinem Aerger, daß ich geweckt wurde, als meine liebe Schwester ihr feines Näschen rümpfte und herausfordernd zu mir sagte: „Jetzt solltest du aber auch wissen, was in den beiden Briefen für dich stand.“ Da behauptete ich keck: dies könne ich mir so genau denken, wie wenn ich es gelesen hätte! und malte aus, indem ich meiner Phantasie die Zügel schießen ließ: „Der schmale blaue mit den vielen Postzeichen kommt natürlich aus England von dem Bäschen unserer Schwägerin, und diese schreibt mir, daß sie eine „meinem Alter und meinen Fähigkeiten entsprechende“ Stelle für mich gefunden hat!“ Alles lachte und Eines fragte: „Und wo war denn denn der zweite Brief her und was enthielt er für einen Antrag?“ . . . .

„Das werden wir jetzt gleich sehen!“ scherzte ich dreist und sprang dem Briefträger entgegen, dessen Stimme ich im Wohnzimmer hörte. Ueber das Blumenbeet hinüber rief ich ihm zum Fenster hinein: er möge mir seinen Brief zuwerfen! und im nächsten Augenblick lag vor meinen erstaunten Blicken auf dem Buchsbaum unter dem Fenster — der große viereckige Brief mit der schönen, steifen Handschrift! Keines Wortes fähig hielt ich ihn nur den andern stumm hin. Emma nahm ihn mir ab und las vor. Das Schreiben an mich kam von der Vorsteherin einer Mädchenschule in U. am Rhein. Dieselbe schrieb mir, daß ihr Lehrer für deutsche Litteratur und deutsche Geschichte nach Berlin in den Landtag gewählt sei, und daß sie es in dessen Abwesenheit mit mir

probieren möge, sie habe zufällig von mir gehört; (die Dame hatte sich an einen der Professoren des K. Stiftes gewendet, erfuhr ich später). Im Falle ich Lust zu dieser Stelle habe, müsse ich möglichst bald nach U. abreisen und schon im voraus versprechen, wenigstens zwei Jahre im Institut zu bleiben. Außerdem nahm der Ton des Briefes die älteren Köpfe des Hauses alle für sich ein, und da die Vorsteherin der Schule sehr auf eine baldige entschiedene Antwort drängte, so wurde im Familienrate beschlossen, daß ich gleich nach der Kirche (es war ein Sonntag) meine Antwort an Madame M. zu schreiben habe. Dringend bat ich nun zwar: „Laßt mich doch erst noch den zweiten Brief abwarten," aber ich wurde überstimmt, denn man sah mich bei meiner großen Jugend zunächst doch lieber an den Rhein als nach England ziehen.

Vor dem Zusagen nach U. ging es aber noch in die Frühkirche; auf dem Wege dahin hatte ich allerlei Begegnisse und in fliegender Hast schüttete ich gegen Klärchen Mörike und L. v. D. mein Herz aus, „daß ich nicht einmal auf den zweiten Brief warten dürfte, ehe ich meine Zusage nach U. schickte." Beide fanden meinen Traum höchst merkwürdig, jede erzählte zu Hause davon und der Traum von den zwei Briefen machte die Runde im Städtchen, wie ich bald Gelegenheit hatte zu erfahren. Im Postgebäude in M. wohnte damals ein Onkel der Brüder Gustav und Paul Pfizer, der mir, weil er meine Schwärmerei für ein einiges Deutschland unter preußischer Hegemonie kannte, das Buch seines Neffen Paul „Briefwechsel zweier Deutschen" kürzlich zum Geschenk gemacht hatte. Dafür wollte ich mich nun bei meinem väterlichen Freunde bedanken, und ging eiligen Schrittes in die Post, deren zweiten Stock er bewohnte.

Auf dem Wege dahin mußte ich an dem Büreaufenster des Postmeisters vorüber, und zufällig erblickte mich dieser und bat mich bei ihm einzutreten, er habe einen Brief für mich von weither! und mit den Worten, „der kommt jetzt wohl zu spät", gab mir der Postmeister W. den identischen, auf bläuliches Papier geschriebenen, schmalen, langen Brief, mit den verschiedenfarbigen Postzeichen und der kritzelichen Schrift in die Hand. Wortlos nahm ich ihn entgegen, war aber so aufgeregt, daß ich die Stimme des Herrn W. nur wie aus weiter Ferne hörte, als er mir erzählte, mein Traum von den beiden Briefen sei das Stadtgespräch gewesen, und so habe auch er davon gehört, und vorhin beim Auspacken dieses Briefes gleich denken müssen: „Wie schade, daß er zu spät kommt, da Sie, geehrtes Fräulein, ja lieber nach England gegangen wären, als an den Rhein." Natürlich unterblieb zunächst mein Besuch bei Herrn Pf., ich flog mehr, als ich ging, nach Hause, und rief schon von der Hausthüre an, den großen Gang entlang: „Der zweite Brief, der zweite Brief!" Meine Finger zitterten aber zu sehr, um ihn nur zu erbrechen, auch hätte ich ihn nicht lesen können, denn meine Augen füllten sich mit Thränen. Man las ihn mir vor. Der Brief kam aus England, war von der Cousine unserer Schwägerin, und enthielt wirklich einen Stellenantrag. Mein Wunsch war, nun sogleich nach U. wieder abzuschreiben und doch nach England zu gehen! Aber unerbittlich blieb meine Mutter dabei, daß ich mein gegebenes Wort zu halten habe. Nach der ersten Enttäuschung sah ich dies auch ein, und zwei schöne Aussichten versöhnten mich sogar damit. Der Weg an den Rhein führte ja über Frankfurt und dabei natürlich mich in die Paulskirche! Herr Pf. wollte mir durch seinen Schwiegersohn dort schon Mittel und Weg dazu bereiten. Die zweite schöne Aussicht war die, daß man Emma zuredete, sich als Ersatz für mich der englischen Pfarrfamilie anzubieten, und daß im günstigen Falle (woran kaum zu zweifeln war, da Emma den großen Vorzug vor mir hatte, musikalisch zu sein), sie mir bald auf dem Fuße nach kam, in U. natürlich ausstieg, um ein paar Tage bei mir zu verweilen. Alles geschah genau so. Als der Tag meiner Abreise fest bestimmt, und ich so wohl in F. wie in U. fest angesagt war, brachten Handelsleute die Nachricht in meine Vaterstadt: im Frankfurter Parlament gehe es zu wie in einem polnischen Reichstag. Ich wollte dieses durchaus nicht glauben, denn ich war erfüllt von Begeisterung für die Nationalversammlung und voll Ehrfurcht

gegen die Mitglieder derselben. Unterwegs nach Frankfurt hörte ich aber schon, daß das Volk sich blutiger Ausschreitungen schuldig gemacht hatte, und tags zuvor, ehe ich mich auf die Reise begab, den Fürsten Lichnowsky und Herrn von Auerswald ermordete. Auf meinem Wege von der Eisenbahn bis in die Schnurgasse, wo ich bei dem Schwiegersohn des Herrn Pf. logierte, sah ich fremdländische Soldaten (Rotmäntel oder Panduren) am Wachtfeuer sitzen, und Laute einer fremdländischen Sprache drangen an mein Ohr. — In Frankfurt hielt ich einen Rasttag, um einer Sitzung des Parlamentes anzuwohnen. Kalt überrieselte es mich, als ich die Paulskirche betrat, denn ich kam gewissermaßen voll Andacht und gläubigen Herzens; aber voll Betrübnis und heiligen Zornes, möchte ich sagen, war ich, als ich wieder heraus kam. Nun war es mir recht, was ich vorher schwer verwunden hatte, daß mein ältester Bruder Hermann, als man ihn von seinem Helferat aus nach Frankfurt in das Parlament schicken wollte, damals bescheiden erklärte, „daß er nicht unter die 18 Besten des Landes“, die gewählt werden sollten, gehöre! Doch konnte er es nicht verhindern, daß er zum Stellvertreter ernannt wurde. Jetzt freute ich mich, daß es so gegangen war, denn an dieses schwätzende, lachende, würdelose, Karrikaturen zeichnende Parlament hatte ich (nachdem ich einer Sitzung beigewohnt, in der ich Obiges gesehen hatte) keinen Glauben mehr, daß es die Einheit Deutschlands zu wege bringen würde; umsomehr kehrten meine Gedanken wieder zu meiner Vision auf dem Kirchhof zurück, und noch in derselben Nacht legte ich darüber eine ausführliche Generalbeichte meiner lieben Mutter und Bertha ab und verwies dieselben zu weiterem Zeugnis an Tante Renate und Eduard Mörike. Bertha antwortete mir voll Interesse und Teilnahme, die liebe Mutter aber beschwor mich förmlich, keiner Menschenseele weiter meine „Tag-Träumerei“ mitzuteilen, denn der Prophet gelte bekanntlich nichts in seinem Vaterlande, und ich möge mich nur um Gotteswillen jetzt nicht lächerlich machen mit meiner plötzlichen, nicht gehörig motivierten Geringschätzung der so viel versprechenden Gegenwart, und meinem, mich wie über Nacht angeflogenen, auf einmal ganz zuversichtlichen Glauben an ganz dunkel und geheimnisvoll angedeutete Ereignisse, die sich erst in 20 und mehr Jahren, meiner eigenen Aussage nach, erfüllen würden.

Fortsetzung folgt.

Janssen in Frankreich.

Die Revue des deux Mondes brachte am 15. April dieses Jahres einen Artikel von J. Bourdeau: „Un Historien catholique de la Réforme — M. Jean Janssen". Das über den so viel besprochenen Geschichtsschreiber und seine weit verbreiteten Werke gefällte Urteil, die Bemerkungen über Deutschland und deutschen Protestantismus beruhen auf einer für einen Franzosen seltenen Selbständigkeit des Urteils; unsere Leser werden sicher mit Interesse der nachstehenden Mitteilung seines Inhalts folgen.

Seitdem die Centrumspartei dem Kulturkampfe ein Ende gemacht hat, richtet sie ihre Thätigkeit auf weitere Eroberungen, und um die Erfolge für die Zukunft vorzubereiten, ist sie bemüht, den Katholizismus der Vergangenheit zu rechtfertigen. Seine Geschichte wird neu geschrieben. Unter den deutschen katholischen Historikern, welche diese Art von Rechtfertigung unternommen haben, nimmt Janssen die erste Stelle ein. Man braucht nur das von ihnen herausgegebene „Historische Jahrbuch" zu durchlesen, um beurteilen zu können, mit welcher genauen Methode, mit welcher aus den Quellen geschöpften Durchbildung sie ihre Sache verteidigen. Die Gelehrtesten schreiben von neuem die Geschichte derjenigen Zeitabschnitte des Katholizismus, für welche bisher protestantische Historiker die Gewährsmänner waren. Ludwig Pastor veröffentlicht eine Geschichte der Päpste, eine Art Gegenschrift des berühmten Werkes Leopolds von Ranke, und in seiner *Geschichte des deutschen Volkes seit dem Ende des Mittelalters* stellt Janssen gleichfalls von neuem das Zeitalter der Reformation dar von einem Standpunkte aus, welcher demjenigen Rankes, bisher maßgebend für diesen Gegenstand, geradezu entgegengesetzt ist. Jeder der fünf bisher erschienenen Bände, welche die Zeit von 1450 bis 1618 behandeln, haben einen bedeutenden Erfolg gehabt, bisweilen förmlich Sturm erregt.

Die folgenden Seiten haben weniger den Zweck, Janssens Werk vom Standpunkte der historischen Kritik zu prüfen oder ihm folgend Bilder des 15. und 16. Jahrhunderts zu entwerfen, als vielmehr: *in seinem Werke ein treues Bild der Gegenwart zu suchen.* Die meisten Geschichtsschreiber lassen nämlich ihre Zeit im Kostüm der Vergangenheit auftreten. Jedes Menschenalter, jede Partei scheint das Bedürfnis zu haben, die Geschichte zu ihrem besonderen Zwecke umzuarbeiten, indem sie dieselbe ihrem Geschmack und ihrem Gedankenkreis, ihren Hoffnungen und Bestrebungen entsprechend umstimmt: Daher die weiten Unterschiede der Darstellung wie des Urteils. Es will

uns scheinen, als wenn auch in diesen Bänden der Verfasser, so sorglich er auch jede Anspielung auf die Tagesgeschichte vermeidet, doch nur seine Partei und seine Zeit rechtfertigen will. Und ebenso wie wir mit Leichtigkeit aus den Werken eines Schriftstellers der Gegenpartei, eines Treitschke oder Sybel, das Wesen des Preußentums darstellen könnten, würden wir mühelos Janssen nachweisen, daß er die Lehren, Absichten und Ziele der deutschen Katholiken in die Vergangenheit zurückversetzt und in günstigste Beleuchtung stellt.

I.

Das Musterbild, welches sich Janssen von Geschichtsschreibung macht und in der ersten Vorrede aufstellt, entspricht in jeder Beziehung der neuesten Entwickelung des Katholizismus unserer Zeit; Le Play hat es in seinem Werke L'Organisation du Travail folgendermaßen geschildert: „Die meisten Schriftsteller, von denen die Lesewelt — mit Unrecht — Aufschlüsse über Geschichte verlangt, sind weit davon entfernt, Geschichtsschreiber zu sein; man wird einst staunen, daß sie überhaupt mit dieser Bezeichnung bedacht werden konnten. Es ist gar nicht ihre Absicht, die wahren Ergebnisse der Forschung zu bringen, sie wollen ihre Leser nur unterhalten oder ihnen schmeicheln — dagegen übergehen sie als nicht packend die Thatsachen, welche mit tüchtigem Wirken zusammenhängen und den Wohlstand begründen." Als Geschichtsschreiber der christlich-sozialen Schule verfolgt Janssen mit Eifer das soziale Wohl und Wehe. Für ihn ist in seinem Werke, wie er selbst sagt, nur von untergeordneter Bedeutung, was man sonst als wichtige Ereignisse bezeichnet: Staatsaktionen, Kriege, Schlachten, Hof- und Kanzlei-Intriguen; er zieht vor, zu untersuchen, auf welcher Höhe die Wissenschaften und Künste, der Volksunterricht, die Sittlichkeit und der Wohlstand Deutschlands stand, welche die Lage der ungeheuren Masse der namenlosen niedrigen Menschen, der Handwerker und Ackerbauer war, derjenigen also, welche Bismarck in seinen Reden „den armen Mann" nennt; sie haben die Geschichtsschreiber alten Schlages als materia vilis unbeachtet gelassen; die Politiker aller Parteien beginnen aber ihnen Aufmerksamkeit zuzuwenden, seit sie Aussicht haben, die herrschende Klasse zu werden. Janssen giebt sich das Ansehn eines Geschichtsschreibers der Kulturentwickelung, er vermeidet je ein Glaubensbekenntnis zu erwähnen; er schreibt für alle, welche mit der Teilnahme für die Vergangenheit Fürsorge für das allgemeine Wohl verbinden.

Der erste Band, eine glänzende Einleitung zur Geschichte der Reformation, behandelt Deutschland am Ende des Mittelalters, 1450—1500. Mit einer lebhaften Darstellung des Einzelnen verbindet der Verfasser eine wunderbare Gelehrsamkeit, den besten Quellen entnommen; er schildert die gesamten Lebens- und Gesellschaftsverhältnisse, welche durch die Reformation auf den Kopf gestellt wurden. Alles gipfelt in einer Verherrlichung der Kirche; jede Seite hat den Zweck, die Vorurteile zu zerstören oder abzuschwächen, welche uns vom Mittelalter scheiden wie ein ehernes Thor, hinter welchem unsere Einbildung Gestalten sah, in dichter Finsternis erschauernd. Jene Zeit zeigt uns Janssen in Sonnenglanz und Frühlingsfluten; zuweilen gar wie ein Bild des Friedens. Am Ende einer langen Zeit der Erstarrung in Geistesöde tritt Deutschland, um 1450, plötzlich in die Renaissance ein, diese Blütezeit betrachtet Janssen als das Ende des Mittelalters, während die Geschichtsschreiber sie gewöhnlich als die Vorläufer der Neuzeit betrachten. Ganz plötzlich nimmt das geistige Leben die glücklichste und gesundeste Entwickelung. Die Erfindung der Buchdruckerkunst bewirkte eine Umwälzung von unabsehbarer Tragweite, welche sich über ganz Deutschland und von ihm aus über das ganze Europa ausdehnt. Als ein mächtiges Bildungsmittel begünstigt sie den Austausch der Gedanken und macht die Wissenschaft allen zugängig. Ein tief empfundenes Bedürfnis nach Belehrung regt sich in allen Ständen, Deutschland bringt eine unerschöpfliche Fülle bedeutender Menschen hervor; der größeste ist Nikolaus von Kusa, „ein wahrer Geistesriese" an der Neige des Mittelalters.

Dieser allgemeine Aufschwung ist nach Janssen eng verknüpft mit der kirchlichen Lehre von dem Verdienste der guten Werke und ihrer Wirkung auf die Seligkeit. Gleich auf den ersten Seiten stellt also der katholische Geschichtsschreiber diese Grundlehre des katholischen Glaubens in die vorderste Schlachtlinie; ihr gilt der Angriff der Reformation, als der Hauptburg des priesterlichen Einflusses in Austeilung der Sakramente; ihr steht entgegen die Nutzlosigkeit der guten Werke und die Rechtfertigung durch den Glauben allein. Dieser Grundlehre, welche die Wohlthätigkeit und damit das allgemeine Wohl so außerordentlich fördert, mißt Janssen einen großen Anteil an der Entwickelung der Kultur des 15. Jahrh. zu, wie ihr Aufgeben die Rückkehr zur Barbarei des 16. Jahrh. veranlaßte.

Der wohlthätige Einfluß des Katholizismus macht sich auf allen Gebieten des Staats- und Volkslebens erkennbar: in Unterricht, Wissenschaft, Kunst, Staatswirtschaft. Die Reihenfolge, in welcher Janssen diese Gebiete behandelt, mit Beispielen belegt, läßt deutlich erkennen, daß er unter Einfluß der Jetztzeit schreibt. Er beginnt mit der Elementarschule, heute der Angelpunkt der Parteibestrebungen. Durch eine Masse von Urkunden weist Janssen nach, wie sehr sie vor der Reformation gedieh, unmittelbar nach derselben verfiel. Freilich unterstützte damals der Lehrer die Bestrebungen der Geistlichkeit; er teilte mit ihr Stellung und Ansehen; Klagen über ungenügende Gehälter kamen nicht vor. Der höhere Unterricht hat denselben Umfang: die klassischen Wissenschaften wurden eifrigst betrieben; die alten Humanisten, die Schule des Rudolf Agricola, des deutschen Petrarca, suchten jedoch in diesem Studium nicht Beweismittel gegen das Christentum, vielmehr war es ihnen ein Mittel, die edelsten Bestrebungen des religiösen Eifers zu fördern: die späteren Humanisten aber sind Todfeinde der Kirche; indem sie die heidnische Renaissance fälschten, halfen sie die Reformation zu stande bringen.

Die Universitäten endlich, „die vielgeliebten und begünstigten Töchter der Kirche“ krönten das Ganze der Einrichtungen, welche allen Ständen Unterricht bieten sollten. Die Mittel, welche aus frommen Vermächtnissen und Stiftungen reichlich flossen, machten diese Herde gelehrter Bestrebungen auch den Aermsten zugängig. Auch hier wieder setzt Janssen auseinander, daß es irrig ist, das glänzende Gedeihen der deutschen Universitäten der Reformation zuzuschreiben; nach seiner Darstellung hatte auch hier, wie überall, dieselbe einen unheilvollen Einfluß.

Wie Unterricht und Wissenschaft, so erblüht auch die deutsche Kunst unter dem Einflusse des Katholizismus, der überall die Künste gefördert hat. Wir können uns kaum noch eine Vorstellung von der überquellenden Pracht in den Leistungen der Kunst des 15. Jahrhunderts machen. Die Zerstörungswut des Bauernkrieges, die Bilderstürmerei der Lutheraner und Kalvinisten, die Verheerungen des 30jährigen Krieges, die französischen Raubzüge haben nur Trümmer bestehen lassen. Indem die Künstler und Baumeister eine Kirche erstehen machten, erfüllten sie ein frommes Werk; sie arbeiteten zur Ehre Gottes und für ihr Seelenheil. Von wunderbarer Bescheidenheit, jeder Marktschreierei abhold, gegen Lob gleichgültig, ließen sie ihre eigene Person ganz zurücktreten, von vielen ist nicht einmal der Name bekannt. Alle diese Baumeister, Maler, Bildhauer, Goldschmiede, Glasmaler, Miniaturmaler waren einfache Bürger, Zunftgenossen. Ein Adam Krafft bezeichnete sich als einen Steinhauer; der berühmte nürnbergische Kunstgießer Peter Vischer als Kupferschmied; am Grabmale des heil. Sabaldus hat er sich selbst in seinem Arbeitsanzuge dargestellt: mit der großen Lederschürze, dem Mützchen, in der Hand einen Hammer.

Die Kunst zeigt uns aber in diesem 15. Jahrhundert neben dieser Frömmigkeit noch einen anderen Zug deutschen Wesens, es ist eine frische frohe Laune, im Eulenspiegel mit plumper Roheit verquickt, — meist aber ein wunderbar wirkendes Gemisch von Frohsinn und Traurigkeit, wie es entsteht aus der Wechselwirkung unserer guten Vorsätze und unserer Schwächen, Hemmungen des Geistes durch das Fleisch. Janssen

läßt diese froh-traurige Stimmung aus dem Christentum erstehen, das zum erstenmale den Menschen über die Macht und die Schwäche seines Herzens belehrt hat. Er behauptet, dieser Humor sei weder in Zeiten des Unglaubens, noch in solchen finstrer Frömmelei zu finden — eine neue geistreiche Denkweise, die man nur nicht zu scharf prüfen darf; denn die lächelnde Schwermut, das Erwachen aus dem Traume zum Jammer der Wirklichkeit besteht, seit die Menschen von Vollkommenheit und Glück träumen, welches doch nicht in der Wirklichkeit besteht.

Die hohe Blüte, zu welcher Kunst und Wissenschaft im Mittelalter gediehen waren, haben die Schriftsteller der romantischen Schule, Jakob Grimm, Uhland, geschildert: eine andere Seite des Lebens jener Zeit, die Zustände der Gesellschaft und ihre Vermögenslage, 1450—1500, hat Janssen klargelegt. Ausgehend von christlich-sozialen Grundsätzen untersucht er die Gehälter, Stiftungen, den Handel, Luxus, das Kapital und ihren Einfluß auf die Sitten; gestützt auf eine Menge von Urkunden und Thatsachen kommt er zu dem Ergebnis, daß der Fortschritt des Volkswohlstandes auch der überraschend schnellen Entwickelung von Wissenschaft und Kunst entsprach. Die Lage des an Zahl größten Standes des Ackerbaues war im ganzen günstig, unter dem Einfluß der Kirche war die Leibeigenschaft allgemein aufgehoben; aber sie wird nach der Reformation an vielen Stellen wieder gefunden. Die Erbkolonen bildeten die Mehrzahl der Bevölkerung; ihnen gehörte der Boden mehr als den Feudalherren. Ihnen konnten die rechtlichen Besitzer die Meierei nicht nehmen, um sie anderen zu einem höheren Preise zu verpachten; sie waren nur zu einer Frohne oder einer bisweilen erstaunlich mäßigen Abgabe verpflichtet. Nach den von ihm gegebenen Beispielen ist Janssen geneigt, die Kolonen und Tagelöhner für glücklicher zu halten, als heutzutage.

Der Handel war nicht minder in Schwung, die deutsche Hansa war noch in voller Kraft, Janssen sieht in dieser Blüte den Keim des Verfalls, denn damals wie heute waren die Handelsstädte die Kloaken Deutschlands, Stätten der Völlerei und Verschwendung. Zugleich mit schlechten Sitten begünstigt der Luxus den allgemeinen Wucher. Die Juden waren das Ziel des Volkshasses, aber die christlichen Wucherer übertrafen sie noch an Raubgier. Das Vermögen Einzelner erhob sich zu unerhörter Höhe; das der Augsburger Fugger war in 7 Jahren um 13 Millionen Gulden vermehrt worden. Diese verkehrte Verteilung der Reichtümer wurde sogar von Schriftstellern jener Zeit als eine logische Folge des Aufgebens der Grundsätze des katholischen Kirchenrechts angesehen; das christlich deutsche Recht untersagte den Wucher, stellte das Leihen auf Zinsen dem Diebstahl gleich, eine Auffassung, der die Praxis der bürgerlichen und kirchlichen Richter entsprach, aber eine Umwälzung der ganzen Vermögensverhältnisse von ungeheurer Tragweite vollzog sich in Deutschland am Ende des 15. Jahrhunderts, als ungeachtet des Widerstandes der Kirche und des Volkes Fürsten und Gesetzgeber an Stelle des christlichen deutschen Rechts das römische setzten. Alle Deutschschwärmer (germanisans) der romantischen Schule von Herder bis auf Scheffel haben Widerwillen gegen römische Gesetzgebung ausgesprochen und beklagt, daß Deutschland nicht wie England sein altes Recht, seine gotischen Freiheiten behalten hat und daß, wie sie mit äußerster Verachtung sich ausdrücken, das freieste Volk der Erde wie Wälsche beherrscht worden sei. Zu dieser volkstümlichen Abneigung tritt bei Janssen noch die der Katholiken, des Eiferers für Feudalrecht, auf Familien begründete Regierung und väterliche Autorität.

Im mittelalterlichen Deutschland vor Einführung des römischen Rechts findet Janssen also alle Absichten des christlichen Sozialismus schon ausgeführt. Obgleich er gewöhnlich Vergleiche mit der Gegenwart sehr nahe legt, aber nicht ausspricht, kann er sich hier nicht versagen, die Staatswirtschaft des Mittelalters mit den Lehren der Manchesterschule zu vergleichen. Der Grundgedanke der ersteren war, wie er meint, unendlich viel sittlicher, als derjenige des freien Wettbetriebs und Umtausches, welcher heute herrscht und den Eigennutz des Einzelwesens als den mächtigsten Hebel des

Staatswohles ansieht. Indem wir unsere Arbeiter wehrlos denen überlassen, welche sie ausnutzen, lassen wir ihnen nur drei Möglichkeiten, sich bedingungslos zu unterwerfen oder ins Arbeitshaus zu gehen oder ins äußerste Elend zu geraten. Ohne Zweifel gab es im Mittelalter auch Entbehrungen, Arbeitseinstellungen. Janssen weist in einigen Randbemerkungen darauf hin. Aber es wäre sinnlos, sich einbilden zu wollen, in der Vergangenheit wäre alles schlimm gewesen, jetzt aber vortrefflich. Die Uebel, an denen die heutige Gesellschaft leidet, die ungeheure Kapitalanhäufung gegenüber der ebensogroßen Not, die Massen-Kündigungen und Arbeitseinstellungen, die häufigen Bankbrüche, das Proletariertum, eine notwendige Folge der Entwicklung alles Fabrikbetriebes, sie alle widersprechen nur zu laut den Lobrednern unserer Zeit. Aber es fragt sich doch, ob es zur Heilung aller dieser Uebel genügen würde, die jetzige Gesellschaft nach dem Muster des Mittelalters neu zusammenzusetzen, die patriarchalische Regierung, die unerschütterliche Autorität, die geheiligte Beständigkeit wiedereinzuführen, welche das Glück der einzelnen und das Gedeihen der Völker auf der Ueberlieferung beruhen läßt.

Und eine zweite Frage. Diese gesellschaftlichen und staatlichen Verhältnisse, welche uns die deutsche Geschichte so einzigartig vorführt, waren sie in Wirklichkeit so blühend wie in der Darstellung Janssens? Anstatt in seinem Bilde Licht und Schatten gerecht zu verteilen, hat er alles, was den Glanz desselben beeinträchtigen konnte, ans Ende des Bandes verwiesen, die Schilderung der Laster, der Mißbräuche, der Aergernisse in der Kirche selbst. Trotz der vielen Thatsachen, welche angeführt sind, macht dieser erste Teil den Eindruck eines Utopiens, eines traumhaften goldenen Zeitalters des Katholizismus. Je weiter wir lasen, um so öfter fragten wir uns, ob nicht bei uns in Frankreich ein Lobredner der alten Zeit (vor der französ. Revolution) ebenso klar sehend und gescheut wie Janssen, ebenso gewandt die Urkunden zusammenzustellen und zu deuten, ob er nicht in der besten Meinung der Welt dahinkäme, beweisen zu wollen, daß am Vorabend der Revolution von 1789 unsere Vorfahren vollkommen glücklich gelebt hätten, ihre Kinder vortrefflich unterrichtet und erzogen wären, in unseren Provinzen eine väterliche Milde die Regierung geführt, die Genossenschaften das Elend der arbeitenden Klassen gehoben hätten, daß man Laster nur in den höheren Schichten, nur an der Oberfläche des Tageslebens habe finden können, daß eine große Zahl von Standesherren, Priestern und Priesterorden sich einer ausgedehnten Wohlthätigkeit beflissen hätten — kurz, daß die französische Revolution, wie deutsche Reformation, dauernde Wirkung ohne tiefer liegenden Anlaß gehabt hätte. Ohne Zweifel würde Janssen antworten, daß er alle seine Behauptungen auf Thatsachen stütze, daß nur eine ebensogroße Zahl von Urkunden entgegengesetzten Inhaltes ihn widerlegen könnte, aber der am schwersten wiegende Einwand ist die Schwierigkeit, überhaupt durch Ziffern festzustellen, wie viele denn in der von Janssen geschilderten glücklichen Lage wirklich gewesen sind. Man denke nur an die große Schwierigkeit, welche es macht, heute mit allen Mitteln der Berichterstattung, Nachforschung, Statistik, der öffentlichen Verhandlung ein auch nur annähernd richtiges Urteil über die Lage der Arbeiter oder Landbauer in einer Provinz zu gewinnen — wie will man Rechenschaft ablegen über die Lage eines ganzen Landes vor 400 Jahren? Außerdem sind nicht alle Urkunden auch w a h r e Beweismittel! Wir wissen wohl, daß wir mit solchen Zweifeln zuletzt die ganze Geschichte in Frage stellen können. Ehe wir aber die Forschungsweise prüfen, wollen wir in gutem Glauben versuchen, uns die wahre Lage der christlichen Gesellschaft jener Zeit klar zu machen.

Janssen findet in 3 Holzschnitten Albrecht Dürers diesen Zeitabschnitt der Kulturentwickelung dargestellt. Die beiden ersten: Ritter, Tod und Teufel, sowie der heilige Hieronymus, sind Sinnbilder des Mittelalters. Inmitten von steilen Felsen, welche in der Ferne eine Festung krönt, reitet der Mann des Mittelalters in seiner glänzenden Rüstung in Glauben und Ehre unerschütterlich, ohne Furcht und ohne Tadel zwischen den beiden Feinden, dem Tode und dem Teufel. Der andere Held des Mittelalters ist der Mönch: im Frieden seiner engen Zelle, umgeben von allerlei Hausgerät, sitzt, einem

Löwen zu Füßen, der heilige Hieronymus in eine ruhige Arbeit vertieft, welche weithin treffliche Früchte bringen wird. Kein störender Gedanke, keine von außen eindringende Sorge beängstigen die glückliche Heiterkeit, den ruhigen, stillen und tiefen Glauben, welchen das schöne und ausdrucksvolle Gesicht des Kirchenvaters ausstrahlt.

Aber eine neue Zeit beginnt mit der Reformation, eine Zeit des Zweifels, der unruhigen Forschung, Angst und Abspannung — die Schwermut Dürers ist ihr Sinnbild: ein Weib mit Engelsflügeln, das Haupt mit Myrte bekränzt, in der Rechten Buch und Kompaß, umgeben von einem Chaos wissenschaftlichen Geräts: so sitzt sie am Strande des Meeres, in finstere tiefe Gedanken versunken; ihr Blick verliert sich in die Ferne, ihre Züge sprechen von herbem Leid: den Eindruck des trüben Bildes zu mildern, hat der Künstler einen Regenbogen über das wüste Meer gespannt, ein Symbol des Friedens.

Aber dieser Friede ist weit von uns entfernt, der Regenbogen glänzt über einem gewitterschweren Horizont; in das Dunkel unlösbarer Aufgaben versenkt ist die Melancholie, die Muse unseres Jahrhunderts. Aber auch der Frieden des Mittelalters ist nicht, was er scheint; er ist ein Deckmantel der Knechtschaft. Montesquieu stellt als allgemeines Gesetz auf, daß jedesmal, wenn die Bevölkerung eines Staates ruhig erscheint, sie der Freiheit entbehrt. Diese vielgepriesene Einigkeit des Mittelalters war zu stande gekommen auf Kosten der Wissens- und Gewissensfreiheit; jeder selbständige Geist wurde erdrückt. Noch unerträglicher wurde der Gewissenszwang, welchen die Kirche auf dieselben Völker ausübte, die sie durch Bildung zur geistigen Selbständigkeit geführt hatte, durch den Umstand, daß die Macht in den Händen einer verkommenen Priesterschaft war, welche die Achtung dieser Völker verloren hatte. Nachdem sich Janssen erst in genauen Einzelheiten über gute Werke, gute Sitten, allgemein verbreitete Wohlthätigkeit ausgelassen hat, zeigt er uns die Kehrseite: Zügellosigkeit und Aergernis unter der höheren Geistlichkeit, scham- und maßlose Habsucht, befriedigt durch die Angst oder die Frömmigkeit der Sterbenden. Die deutsche Kirche war denn auch die reichste der Welt; ein Drittel des Grundeigentums gehört ihr, ein Umstand, der die Habgier der kirchlichen Würdenträger um so verdammlicher macht. „Alle Welt sah diese hohen Geistlichen in üppiger Schwelgerei leben; wie Frauen fegten sie mit den Schleppen ihrer Gewänder die Straße.“ Solche Sitten haben das alte Königtum in Frankreich zum Stürzen gebracht: Anhäufung von Volksvermögen in der Kirche, die Bistümer sich selbst überlassen, die hohen Würdestellen der Kirche ausdrücklich den jüngeren Söhnen der fürstlichen Familien vorbehalten. Selbst in die eigentlich kirchlichen Angelegenheiten schlich sich allmählich diese Verderbnis ein: auf die Opferwilligkeit der Frommen rechnend, stellten Mönche künstlich Wunder her. Die Frömmigkeit, welche in Janssens Darstellung von einem Hauche kindlicher Einfachheit und Anmut durchweht erscheint, war häufig ganz äußerliches Handeln: für gewisse Gebete war ein Ablaß von 146 Tagen gewährt, für andere von 7—8000 Jahren. Will man die Menschen dieser Zeit begreifen, so muß man sie für fähig halten, alle Gegensätze in sich zu vereinigen: Grausamkeit und Andächtigkeit, glühende Einbildungskraft und trocknes Gelehrtentum.

Aber die ganze Geistesrichtung begann sich zu ändern. Die Schriftsteller des Altertums lehrten sie, auf die Theologie mit Mißtrauen zu sehen, welche bisher allein Wissenslicht gespendet hatte; ehe sich solche Umwälzungen vollziehen, welche oft gewaltsam das Leben eines Volkes von Grund auf ändern, gehen neue Gedanken und Auffassungen vorher. Die Humanisten, an ihrer Spitze Erasmus, spielen im 16. Jahrhundert dieselbe Rolle, wie im 18. die Encyklopädisten. Sie verfolgen das tote Wissen mit ihren Spöttereien, nicht minder legen sie die bösen Schäden der kirchlichen Ordnung bloß, rühmen die Staatsreligion des Altertums, verlangen Einziehung der Kirchengüter: so bricht der Krieg der Geister los; und in dieser Verwirrung der staatlichen Verhältnisse, in welche Maximilian müht, ein wenig Ordnung und Frieden zu bringen, veranlaßt

jene Aufwiegelung ein überall verbreitetes Unbehagen, und alle Welt fühlt am Ende des Jahrhunderts die unheimliche Angst, welche den verhängnisvollen Ereignissen vorangeht.

II.

In dieser seiner glänzenden Darstellung der kirchlichen Zustände des deutschen Mittelalters sieht Janssen das Schlimme nur an der Oberfläche, im inneren Grunde ist alles trefflich. Doch war zweifellos eine Reformation d. h. Neugestaltung des Katholizismus nötig; klarsehende Staatsmänner, wie Nikolaus von Kusa, arbeiteten darauf hin. „Ganz Deutschland war auf gutem Wege der Neugestaltung, als Luther erschien." Janssen beurteilt die Reformation, wie Montalembert die französische Revolution, als eine blutige, aber nutzlose Bewegung, die statt zu heilen, das Leiden verschlimmerte. Das 16. Jahrhundert, welches anderen trotz seiner blutigen Kämpfe so heilbringend erscheint, erklärt er als das unheilvollste der deutschen Geschichte, ein Jahrhundert fruchtloser Verwüstungen, welche zur Verwilderung führten. Die folgenden 4 Bände, welche bis zum Vorabend des 30jährigen Krieges führen, schildern mit derselben ins Einzelne gehenden Genauigkeit, wie die gute Ordnung, in welcher die Kirche Unterrichtswesen, Kunst, Wissenschaft, Wohlthätigkeitseinrichtungen zur Blüte gebracht hatte, Stück um Stück vernichtet wird. Janssen macht den Reformatoren den Prozeß, wie Taine ihn den Jakobinern gemacht hat; aber letztere erscheinen als harmlose Bürger verglichen mit den Jakobinern der Romantik, entlaufenen Mönchen und Priestern, Auswürflingen des niederen Adels, wie Ulrich von Hutten, dem mit Feder und Schwert wütenden Krautjunker, dem Camille Desmoulins der Reformation, oder dem aus der Hefe des Volkes plötzlich auftauchenden Schneider Jan van Leyden, einer Art von gotischem Marat, einer Gestalt, wie sie nur der Traum im Alpdrücken sieht, oder Hoffmann in seinen sinnverwirrenden Erzählungen giebt.

Luther überragt sie alle um Haupteslänge; in ihm verkörpert sich die Reformation; zwar ist sie nicht ganz und gar sein Werk, er ist nur Werkzeug einer Umgestaltung geworden, welche durch die Wucht der gesamten Zeitverhältnisse notwendig gemacht worden war. Es ist sogar von einer an Sicherheit grenzenden Wahrscheinlichkeit, daß auch ohne Luther Luthers Werk vollendet wäre. Seit dem 15. Jahrhundert war das Ansehen des heiligen Stuhles durch Neuerer angegriffen worden, welche fast alle in die Fußtapfen von Johann Huß traten. Luther hatte die Schriften Johann Kuchraths von Wesel studiert, welcher schrieb: „Ich verachte den Papst, die Kirche und das Konzil und ich lobpreise Christus. . . Der Papst ist ein in Purpur gekleideter Affe, seine Priester Hunde und Raubtiere." Solchen Lehren lieh Luther seine mächtige Stimme und ganz Deutschland horchte auf; das Echo hört man aus den Blättern des Janssen'schen Werkes. Dort finden wir nicht ein nach akademischer Schreibweise entworfenes Bild: Janssen folgt dem Manne durch alle Stufen seiner Entwickelung, er läßt ihm stets das Wort. Welche Sprache kann die Wucht Luther'scher Beredtsamkeit erreichen — übrigens das einzige Verdienst, welches der katholische Geschichtsschreiber ihm zuerkennt! Aber Janssen macht die Auszüge aus Luthers Werken derart — so will es scheinen — daß dieser gegen ihn die Klage auf Verleumdung erhoben und öffentlich seine Irrtümer, Widersprüche, Gewaltthaten und Frevel bekannt haben würde. Er erscheint als ein Geisterseher, der nicht immer weiß, was er thut, hingerissen durch „er weiß nicht, welchen Geist", voll von Verachtung des Volkes, der Knechtsherde, welche die Fürsten mit Ruten und Rad strafen sollen, welche er zum Papste wieder zurückführen könne, wenn er nur wolle, deren Leichtgläubigkeit er benutzt; der die Bibel die einzige göttliche Autorität nennt, und sie doch in seiner Uebersetzung nach seinem eigenen Geständnis ändert; der in Sachen der Doppelehe Philipps von Hessen dem gescheutesten Jesuiten an Spitzfindigkeit gleichkommt, in dem die abergläubische Wut seiner Zeit gegen Zauberer und Juden lebt — Mystiker, Prasser, vom Teufel geplagt, der sein Glaubensbekenntnis in dem sittenlosen Spruch

ausdrückt: Pecca fortiter, sed fortius crede. Gegen Ende seines Lebens erschrickt er über seine Kühnheit, fürchtet sein eigenes Werk; wie Melanchthon wird er von gewaltiger Angst geplagt angesichts des Bürgerkrieges, der Verheerungen der zerstörten Kirchen, verlassenen Schulen, der Vernichtung aller Wohlthätigkeitsanstalten; da legt er ein überraschendes Zeugnis für die Zeit der Papstherrschaft ab, „da jedermann barmherzig und friedfertig war, da man fröhlich, mit beiden Händen und fromm spendete, da Almosen, fromme Stiftungen und gute Werke in Strömen kamen.“ Gesetzlosigkeit, Roheit, Verwilderung sind, so sagt Luther selbst, die Folgen der Reformation, Früchte der Lehre, daß die guten Werke nicht nützen, daß der Mensch aus eigener Kraft nicht zum Heil gelangen könne.

In diesem harten Urteil über Luther, welches durch die Menge der gegebenen Citate verstärkt wird, stimmt Janssen mit Voltaire (Essai sur les moeurs) ziemlich überein. Die Reformation hat die Katholiken und die Zweifler gegen sich; jene klagen sie der Zerstörung, diese der Furchtsamkeit an; nach Voltaire hat sie dem Fortschreiten des Reiches der Vernunft geschadet; Luther nennt in der That die Vernunft die Hure des Teufels. Diese Weise, den Urheber der religiösen Umwälzung des 16. Jahrhunderts darzustellen, ist also nicht allzu neu. In dem protestantischen Deutschland erhob sich alsbald ein Schrei des Unwillens gegen den katholischen Schriftsteller; denn Luther, der Vernichter der Heiligen, ist selbst ein Nationalheiliger geworden; sein Ruhm ist beständig gewachsen. Für die Norddeutschen ist der Reichstag zu Worms, 1521, was uns das Jahr 1789: das erste Jahr einer Entwickelung. In ihren Augen ist keine Revolution zu vergleichen mit dieser, welche den Einzelnen vom Joch der Ueberlieferung, den Staat von der Herrschaft der Kirche, die Deutschen von der römischen Lüge befreite, ihnen erst das Bewußtsein brachte, ein Volk zu sein. Die deutschen Litterarhistoriker lassen aus der Reformation die glänzende Blüte deutscher Philosophie und Dichtung des 18. Jahrhunderts erstehen und weisen mit Vorliebe darauf hin, daß das katholische Deutschland dieser Bewegung fernstand. Nicht minder ruhmreich wirkte der Protestantismus im Staatsleben. Preußen hat seine Ansprüche als führender Staat in ihm begründet; seine großen Männer, Stein, Bismarck sind Bewunderer — und in der öffentlichen Meinung Nachfolger Luthers gewesen. Heine drückt diesen Gedanken in den Worten aus: „Luther war nicht nur der größte Mann, er war auch der deutscheste Mann, welcher in unserer Geschichte zu finden ist. Das Bedürfnis der Masse, in einer Persönlichkeit die Bestrebungen und Eigenschaften des ganzen Stammes verkörpert zu sehen, läßt sie in Luther ein Bild Norddeutschlands finden; in ihm sind alle Züge ihrer Eigenart vereinigt: die kühne Verneinung, die Frömmigkeit, das träumerische Wesen und die Thatkraft im Handeln, die Roheit, die Plumpheit, die Sinnigkeit und Liebe zur Dichtkunst. Diese Lutherverehrung macht die Bibel zu einem wesentlichen Teil der Volkserziehung.“ Als daher Janssen am Morgen nach den unerwarteten Siegen und der Wiederherstellung des Reiches seinen Landsleuten durch eine Flut von gehäuften Thatsachen bewies, daß man in einer entlegenen Vergangenheit 1450—1500 die wahre Höhe deutscher Geschichte suchen müsse und daß mit der Reformation der Verfall eingetreten sei, da entfesselte diese Behauptung einen Federkrieg, dessen heftige Sprache in dem Lande der freien Meinungsäußerung in Erstaunen setzt; aber die deutschen Gelehrten behandeln die Geschichte der Vergangenheit mit derselben Hitzigkeit, als ob es sich darum handelte, für Bismarck oder Windthorst Partei zu nehmen. Auch faßten die protestantischen Kritiker dieses Werk als eine riesige Streitschrift in Sachen des Kulturkampfes auf; die hitzigsten klagen Janssen sogar an, er habe den Bürgerkrieg der Zukunft vorbereitet und nennen ihn einen Judas. Einige stellten jüngst auf einer Versammlung den Antrag, die Regierung um Maßregeln gegen die Schmähungen anzugehen, mit denen die katholische Presse täglich das Andenken Luthers überhäuft — ohne Zweifel würde gegen Janssen zuerst dies neue Gesetz der Heiligenschändung in Anwendung gebracht.

In seiner Geschichte hat sich Janssen jeder Auseinandersetzung mit seinen Widersachern und Kritikern enthalten; ihnen gelten zwei Broschüren (An meine Kritiker. — Ein zweites Wort an meine Kritiker), Muster einer Streitschrift voll Feinheit und Schärfe; er giebt auch einige Nachrichten über seine eigne Person, Urteile von Liberalen und Anhängern der Regierung. Am Gymnasium zu Frankfurt a. M. Professor, unterrichtet er seit 28 Jahren katholische und protestantische Schüler, ohne jemals Anlaß zur Klage über religiöses Eifern gegeben zu haben; er führt zwei seiner Gegner an, welcher seiner Unparteilichkeit Gerechtigkeit widerfahren lassen. Um Politik hat er sich nur sehr wenig gekümmert; kurze Zeit Landtagsabgeordneter, wandte er sich bald wieder den ihm so teueren Studien zu. Er nennt sich kaiserlich, Anhänger der deutschen Einigkeit, mag der Kaiser Protestant oder Katholik sein, er verurteilt die Revolution des 16. Jahrhunderts, welche gegen die Reichseinigkeit gerichtet war; in der Religion ist er für Freiheit. Man beschuldigt ihn, seine Geschichte aus der Verstimmung gegen den Kulturkampf herausgeschrieben zu haben, aber das Material dazu hatte er lange vorher gesammelt. Allerdings gesteht er zu, daß der Kulturkampf auf seinen Geist tiefen unauslöschlichen Eindruck gemacht habe, freilich seien keine heiligen Bilder geschändet, keine Kreuze, noch Altäre umgestürzt worden, aber Klöster und Niederlassungen seien entvölkert, werte Freunde verbannt, mit schweren Geldbußen bestraft, geächtet wie Verbrecher; Bischöfe, deren Freundschaft sein Stolz gewesen, habe er auf der Anklagebank gesehen, den Armen und Sterbenden seien die Tröstungen der Sakramente verweigert, das Glück von vielen Familien zerstört, die Kirche ihrer ehrwürdigsten Rechte beraubt: er habe erfahren müssen, wie in den letzten 10 Jahren eine Majorität von 30 Millionen eine Minorität von 15 Millionen behandelt habe.

Nur die Reformation ist Janssen einem ungeheuren Kampfe ähnlich erschienen. Die Stellen, welche er aus Luther und Melanchthon anführt, „bringen den Beweis, daß die neue Lehre dem Volke durch die Regierung aufgedrungen sei, daß dieses mit Bedauern an die katholische Zeit denke.“ Er will gegen die Reformation nicht das Autoritätsprinzip anrufen, nicht die unverjährbaren Rechte des Katholizismus auf die Führung der Völker; die Reformation ist vielmehr ihrem eigenen Grundwesen untreu geworden, sie ist ein Streich, welchen habgierige und aufrührerische Fürsten gegen die Gewissensfreiheit des deutschen Volkes führten. Wenn andere Herrscher ähnliche Mittel gegen die Reformierten angewendet haben, verdammt J. sie schonungslos; von Louis XIV. und der Aufhebung des Edikts von Nantes sagt er: „Der französischen Geistlichkeit wird mit Recht der Vorwurf gemacht, daß sie nicht laut gegen die Gewaltthätigkeiten dieses ersten Vertreters der unheilvollen Staatswirtschaft der Bourbonen Einspruch erhob; 100 Jahre später haben französische Priester in Strömen Blutes die Fehler ihrer Vorgänger büßen müssen. Solche Worte ehren Janssen, der selbst Geistlicher ist; aber wer würde heute wagen, die Aufhebung des Edikts von Nantes zu widerrufen, so sehr auch die Sache der Gewissensfreiheit gefördert ist? — J. verteidigt sich ferner gegen den Vorwurf, die unheilvolle Verwüstung Deutschlands im 16. Jahrhundert Luther und der Reformation allein in die Schuhe geschoben zu haben. Die Päpste der Renaissance, ja die Katholiken haben teil an diesem Unheil und J. hat sie nicht entschuldigt; ja in einer Beziehung nennt er sich sogar einen Bundesgenossen des Protestantismus — nämlich im Kampfe gegen den Materialismus. Als furchterregendes Krankheitszeichen dieser Seuche bezeichnet J. die heutige französische Litteratur, welche die Unzucht eingehend und mit Vorliebe behandelt, von einem nur zu zahlreichen deutschen Leserkreise mit Beifall aufgenommen wird.

Es ist nun in der That leichter, sich über J. zu ärgern, ihn zu schelten, als ihn zu widerlegen; es genügt nicht, ihm Leopold von Ranke entgegenzustellen, denn dieser ist zwar ein Meister im Klarlegen verwickelter Staatsbeziehungen, im Verfolgen der Wandlungen eines geschichtlichen Gesetzes, im Entwerfen historischer Bildnisse, aber er spricht im allgemeinen, geht nicht auf die Masse ein. Es müßte schon die Geschichte

jener Zeit von neuem mit demselben überwältigenden Aufwande thatsächlicher Genauigkeit geschrieben werden, welche ihr J. geweiht hat: darin ist er der leichtfüßigen Kritik weit überlegen.

Janssens Ueberlegenheit beruht auf langem unermüdlichen Forschen; damit ist aber noch nicht bewiesen, daß er unbedingt recht hat. Giebt es überhaupt bedingungslose Wahrheit in der Geschichtsschreibung? In der Geschichte kann man alles unumstößlich beweisen. In dem ungeheuren Rüsthaus von bewiesenen Thatsachen giebt es Beweismittel für alle Streitsachen, Angriffswaffen für alle Parteien. Diese Thatsachen kann man nach den Regeln der Redekunst zusammenstellen, wirksam verteilen, so daß man mit unumstößlichen Urkunden zwei Geschichtswerke geradezu entgegengesetzten Sinnes verfassen könnte; es hat sich ja Benjamin Constant gerühmt: „Ich habe 40000 Thatsachen; sie wirken nach Belieben". Das ist die historische Unehrlichkeit auf die Spitze getrieben; sie darf man J. nicht zur Last legen. Aber es genügt auch nicht, als Grundsatz der Geschichtsschreibung aufzustellen: „Die Darlegung der Thatsachen ist meine einzige Tendenz". Denn dieses Durcheinander der geschichtlich bekannten Thatsachen — deren doch im Vergleich zu allen den nicht bekannten aber doch geschehenen so wenige sind — dieses Chaos wird von jedem nach vorher aufgestelltem Plane gelichtet, entsprechend seiner ganzen Denkrichtung, freilich oft im besten Glauben, nur das Wahre zu wollen. Janssen verteidigt sich gegen den Vorwurf, er deute die Thatsachen; dann dürfte er aber nicht einmal zu den Namen einen Zusatz machen — schon die Eigenschaftswörter bedingen zuweilen ein Urteil. Wenn nun J. von Luther spricht, so bezeichnet er ihn mit dem etwas absprechenden Ausdrucke: „Der Gewissenszweifler". Dies krankhafte Grübeln über Gewissensfragen, an dem Luther so sehr litt, haben ihm andere Schriftsteller zur Ehre angerechnet. Wir könnten Taine (Littérature anglaise tomett; la Renaissance chretienne) anführen, der sicher nicht der Parteilichkeit für Revolutionsmänner verdächtig ist. Vielleicht hat bei Katholiken die Hochachtung, mit welcher sich Lacordaire über den großen Reformator aussprach, noch mehr Gewicht. Janssen hat uns Luther nur als vom Teufel geplagt sehen lassen; bei einer anderen Auswahl der Auszüge würden wir in Luther vielleicht den Geist des heiligen Augustin wiederfinden.

Abgesehen von diesen Unterschieden, welche sich aus der Auswahl und der Deutung der Thatsachen ergeben, ändert sich die Auffassung einer Epoche oder einer geschichtlichen Gestalt, je nachdem man das Ganze oder die Einzelheiten mehr ins Auge faßt. Aus je größerer Nähe man beobachtet, um so mehr Unvollkommenheiten, Fehler, Laster fallen auf. Diese Weise tadelt Joseph de Maistre an den Feinden des Papsttums, welche einige schlechte Regierungen aus der langen glänzenden Reihe hervor in den Vordergrund stellen, und ruft aus: „Ich verbiete den Kurzsichtigen Geschichte zu schreiben". Freilich verfällt er in denselben Fehler, wenn er mit Bonald über die Reformation sagt: „Halb Europa hat die Religion geändert, damit ein sittenloser Mönch eine Nonne heiraten konnte". Diese Unkeuschheit Luthers gehört in dasselbe Museum von historischen Merkwürdigkeiten, wie die Nase der Kleopatra, Cromwells Sandkorn und Scribes Glas Wasser. Janssen faßt die Geschichte mit zu durchdringendem Verständnis auf, als daß er so wichtige Ereignisse von so absonderlichen Vorfällen abhängig machte. Aber seine Gegner könnten ihn eines geringen Grades von Kurzsichtigkeit zeihen, wenn er nur die unmittelbaren Wirkungen, aber nicht die über Jahrhunderte reichende Tragweite der Reformation ins Auge faßt. „Man spricht von den angeblichen Segenwirkungen der Reformation", sagt er, „dem Gedeihen des Volkes, dem Blühen von Wissenschaft, Bildung, Nationalismus, Gewissensfreiheit rc. Die von mir gebotenen Thatsachen liefern keinen Beweis für diese Segenwirkungen; vielmehr zeigen sie, wie ich glaube, unwiderleglich, daß das Gegenteil aus den religiösen Wirren, der Trennung der Kirchen und der Zerreißung unseres Volkes zu konfessionellen Parteien hervorging." Das scheint für die Reformationszeit nur zu richtig zu sein; aber bedarf es nicht einiger Einschränkungen für die Zukunft? Janssen ist freilich noch nicht zum Schluß gekommen,

aber die eben angeführte Stelle läßt wenig Hoffnung auf Milderung eines so schroff ausgesprochenen Urteils, welches nur für das 16. und einen Teil des 17. Jahrhunderts berechtigt ist, für die spätere Zeit aber sehr anzufechten ist, da der Reformation andere Wirkungen nachzuweisen waren. In ihren Anfängen freilich hat sie das Aussehn anderer Revolutionen, welche die Bande gesellschaftlicher und sittlicher Ordnung brechen, die Menschen zu Tigern und Affen machen; dieses wüste Gebahren wird durch Einmischen der Religion noch verstärkt, welche überhaupt die menschlichen Leidenschaften stärker entflammt. So wird die Entwickelung von Sitte und Bildung in Deutschland unterbrochen; das Land für Jahrhunderte entkräftet. Endlich nach langer Zeit bringt die Reformation gute Frucht; freilich erscheinen dem Katholiken die persönliche Inspiration und das Recht der freien Schriftenforschung bittere, ja gefährliche Früchte; aber eine wohlthätige Wirkung der Reformation war, daß der Katholizismus sich reinigte, erneute, verjüngte; die protestantische Gesellschaft gar bestrebte sich einer so ernsten Frömmigkeit, einer so peinlichen Sittenreinheit, daß Voltaire sagen konnte: „Zwingli und Calvin haben die Klöster geöffnet, um die ganze menschliche Gesellschaft in ein Kloster umzuwandeln.“ Unter ihrem Einflusse wurden sogar so wüste blutgierige Sekten, wie die Wiedertäufer, sanfter und ernster. — Die menschlichen Vereinigungen der neueren Zeiten verfolgen ausschließlich irdische Zwecke und überlassen jedem Gliede, sich unter den verschiedenen Glaubensbekenntnissen eine Grundlage seiner Sittlichkeit zu suchen; der Katholizismus hatte früher in dieser Hinsicht eine ausschließliche absolute Herrschaft ausgeübt — um einen Ausdruck des Geldmarktes zu brauchen — ein Religionsmonopol gehabt: Die Reformation setzte an die Stelle desselben einen freien Wetteifer der Kirchen, ein thatkräftiges Ringen um den Vorrang in Wohlthätigkeitsleistungen und im Eifer, alle Pflichten gegen die Menschen zu erfüllen.

Nirgends ist bei Janssen von diesem Grundbegriff der christlichen Freiheit etwas zu finden; doch hat die Reformation sie gebracht, wurde von ihr beseelt. Denn alle Revolutionen, welche wirkliche Folgen hatten, zeigen eine doppelte Seite, eine moralische, welche die Herzen mit Wahrheit erfüllt und dauern wird, eine andere rohe gesetzlose, welche aber zu beseitigen ist, sobald die Revolution ihre Macht verloren. Die Schandthaten, welche sie begleiteten, verbleichen allmählich im Gedächtnis der Menschheit; die Wohlthaten aber, welche ihr zu danken sind, bleiben. Dies Verdienst wird den Leitern zugeschrieben, die doch so oft an ihrem Werke verzweifelten, ja die eigentlichen Beweggründe oft nicht einmal klar erkannten. So entsteht die Legende, die einzige Gestalt, in welcher die Geschichte im Volksbewußtsein weiterlebt.

Diese Legende wollte Janssen zerstören, und seine Anhänger haben seine Geschichte einen vernichtenden Stoß genannt, welcher ins Herz des Protestantismus geführt wurde. Aber Legenden haben wie Religionen ein zähes Leben. Darum bleibt aber Janssens Werk doch ein großes Verdienst — die übertriebenen Lobeserhebungen, mit denen der Kulturkampf den Protestantismus feierte, auf ihren richtigen Wert zurückgeführt zu haben. Der Geschichtsschreiber hat mit Erfolg den Anteil, welchen der Katholizismus an der menschlichen Entwickelung hat, festgestellt. Auch Deutschland hat ja am Ende des vorigen Jahrhunderts sich erst auf sich selbst besonnen, nachdem Herder und Goethe das Mittelalter wieder verstehen gelehrt hatten: Deutschland hat seine Einigkeit für alle Zukunft gefestigt, nachdem es dieselbe in der Vergangenheit aufgefunden hatte.

Janssens Geschichte hat einen philosophischen Zweck: indem er uns eine ins Einzelste gehende Untersuchung über die Kriege und Bürgerzwiste des 16. Jahrh. giebt, läßt er uns die Hexenküche der Revolution kennen lernen, die ihre Zwecke durch Einschüchterung erreicht. Er giebt uns die genauesten Angaben über die reichen Kunstschätze und Denkmäler, welche für immer vernichtet sind, über die Grausamkeiten und Verbrechen, welche ungestraft blieben, über die Leiden und Entbehrungen, an deren Folgen noch spätere Geschlechter krankten; und er läßt uns den Schluß ziehen: wie viel besser es wäre, die Menschen änderten ihre Natur und führten die Revolutionen statt mit Blut

— mit Rosenwasser aus in langsamer Entwickelung ohne Ueberstürzung; wohl beraten von Kongressen, Konzilen und Akademien der moralischen und politischen Wissenschaften.

In der Vorrede, welche die französische Uebersetzung von „Deutschland am Ende des Mittelalters" einleitet, wird Janssen mit Taine vergleichen: dieselbe nur die Thatsachen beachtende Abfassung, dieselbe Weise, die Ereignisse zusammenzustellen, um daraus den leitenden Gedanken zu ziehen, dieselbe sorgfältige Behandlung der Beweismittel, dieselbe peinlich genaue Benutzung der Quellen — bei Taine kommt hinzu eine glänzende Darstellungsgabe, eine bewundernswerte Selbständigkeit. Eine weitere bemerkenswerte Uebereinstimmung zwischen den Werken dieser Schriftsteller der beiden großen nationalen Umwälzungen: sie haben 15 und mehr Auflagen erreicht. Der Luther Janssens hat denselben Eindruck gemacht, wie der Napoleon Taines. Ein Umstand unterscheidet sie gleichwohl, — ganz abgesehen von den von Grund aus verschiedenen Auffassungen und Ueberzeugungen, in denen sie ihre Werke schrieben — ein bemerkenswerter Unterschied. Taine wird wegen dieser seiner Auffassungen von dem Rednerstuhle des französischen gesetzgebenden Körpers zur Rechenschaft gezogen, von den Aposteln der neuen gesellschaftlichen Ordnung nicht minder; er wird von den Jakobinern aus demselben Grunde in Acht gethan, endlich von den Bonapartisten mit dem Bannfluche belegt: in ihm erscheint ein überraschend getreues Bild des vollendeten Geschichtsschreibers Bayles, welcher „allen Parteien mißfallen muß, weil er keiner Partei schmeichelt, keine schont." Janssen dagegen hat das freudige Lob der einen, den Haß und Tadel der anderen erzielt; schon dieser Umstand macht ihn der Parteilichkeit verdächtig. Es ist ganz natürlich, daß er, der Katholik, die eine Partei mit Nachsicht und Voreingenommenheit behandelt, bei der anderen das Schlimme unvermittelt sieht. Seinem Trauerspiele des 16. Jahrhunderts fehlt der Chor, welcher zwischen beiden Gegnern das Recht abwägt und den Schiedsspruch giebt, der jedem die Schuld, aber auch das Gute zuspricht, wie er es verdient.

Ss.

Eine Fahrt zur Stephaniprozession in Ofen

von

A. Bach.

Eine dunstige kühle Morgenluft umwehte uns, die wir, dem kommenden Tage und seinen Ereignissen froher Erwartung voll entgegensehend, durch die noch stille Kaiserstadt an der Donau in einem Fiaker mit Gerassel dahinrollten, das in den engen Straßen stärker wiederhallte, als mit der Morgenruhe der gemütlichen Wiener verträglich sein mochte. Es ging in beflügelter Eile — denn der Wiener Fiaker hat es immer eilig — nach dem Donaukanal, dem Landeplatz der Dampfboote zu, die stromabwärts fahren. Dort war schon geschäftiges Leben und Treiben, doch kamen wir noch frühe genug, uns einen günstigen Platz auf dem Verdeck zu erobern, von dem aus wir die nach uns kommenden Passagiere mit dem behaglichen Gefühl der beati possidentes beim Einsteigen beobachten konnten. —

Deutsche, Ungarn, Slawen, alles bunt gemischt. Das Boot war so voll, daß kaum noch ein Stehplatz zu gewinnen schien, aber immer noch kamen neue Scharen. Wir saßen schon wie die Häringe, da trat noch ein letztes Paar auf das Verdeck, die Dame voran, kampfbereit die besetzten Plätze überblickend, hinter ihr der Gatte mit unentschlossenen Mienen. „Wenn die Herrschaften a bisl z'sammenrucken thäten," beginnt sie in unverfälschtem Wiener Dialekt, und ohne noch im mindesten den Erfolg dieser Anrede abzuwarten, schließt sie mit vernehmlicher Stimme „aber natürli, dös giebt's nöt."

Allgemeines Gemurmel, hier lässiges Umschauen, da eine beredte Mimik, die Unmöglichkeit des Begehrens demonstrierend. Ihr Mißtrauensvotum schien übrigens nur ein verstärkter Appell an männliche Galanterie sein zu sollen, denn immer noch stand sie unwillig heischend da. Zum Glück für sie und uns alle erspähte ich indessen einen mit Gepäckstücken beladenen Sitz, den ich, von seiner Last befreiend, der Dame anbot, die sich versöhnt und gnädig nickend darauf niederließ. — Nun sind wir fertig, das festhaltende Seil wird vom Uferpflock losgebunden und fliegt auf's Verdeck, die Maschine beginnt zu arbeiten, wir gleiten dahin am einsamen Prater mit seinen noch von Nebel umschleierten Bäumen.

An der Einmündung des Kanals in die Donau, deren stolze Fluten in breitem Bette dahinfließen, erwartete uns das geräumige schmucke Donaudampfschiff, auf das

wir nun umzusteigen hatten. Die Masse der Passagiere, die auf dem kleinen Boote erdrückend war, verlor sich fast auf diesem großen Verdeck und in den weiten Schiffsräumen. Wir hielten es mit denen, die oben blieben, um Licht, Luft und Landschaft zu genießen. Die Nebel begannen sich zu zerteilen, am blauen, nur leicht bewölken Morgenhimmel strahlte die Sonne. Das herrliche Wahrzeichen Wiens, der schlank und kühn zum Himmel ragende Stefansturm, auf dessen Spitze gestern ein waghalsiger Steyrer mit Einsetzung seines Lebens zu Ehren des kaiserlichen Geburtstages eine schwarz-gelbe Flagge aufgepflanzt hatte, ist längst den Blicken entschwunden. Auf dem linken Ufer des Stroms, welcher oft durch langgestreckte bewaldete Inseln in einzelne, immer noch stattliche Arme zerteilt wird, dehnt sich weithin die Ebene, nur da und dort von niederem Buschwerk belebt, während rechts geschlossene, vielfach kahle Hügelreihen nahe herantreten. Die Größe der Verhältnisse der Landschaft und des majestätischen Stroms, mit dem der Gedanke kühn und frei in geträumte Fernen zieht, giebt der Seele eine Spannweite, welche sie in der Enge des Alltagslebens niemals findet. Jene Ebene zur Linken ist das Marchfeld. Eine Vögelschar fliegt eben aufrauschend darüber hin; sonst unterbricht nichts die ernste Stille, die auf dieser, vom Laufe der Zeiten unberührt scheinenden Stätte großer Erinnerungen lagert. Nach dem Einfluß der March, von welcher das Feld seinen Namen trägt, ändert sich der Charakter der Gegend. Am linken Ufer steigen ansehnliche Berge auf, mit den schönen Linien ihrer Kämme eine Zeitlang den Fluß begleitend. An ihren Hängen wächst edler Wein. Wir sind in Ungarn. Die rot-weiße Flagge, die seither am Vorderteil unseres Schiffes geflattert, ist herabgeholt und durch die grün-weiß-rote Trikolore ersetzt.

Nach kurzer Fahrt innerhalb der neuen Grenze winkt von Ferne auf einem Hügel ein viertürmiger hochragender Bau, wie sich bald auch dem unbewaffneten Auge zeigt, eine Ruine, welche durch ihre Lage weithin die Gegend beherrscht. Es sind die Reste der Königsburg, zu deren Füßen, zum Teil an den Burghügel sich anlehnend, die ehemalige Königs- und Krönungsstadt Preßburg anmutig hingelagert ist, die weißen stattlichen Häuser überragt vom Dome, dessen Turmkuppel eine Königskrone ziert. Seltsam schaut die Burgruine mit den zahlreichen ausgebrannten Fensterhöhlen, durch die das Blau des Himmels freundlich scheint, auf die Stadt herab und auf das Leben am Strom. Die Höhenzüge der kleinen Karpathen, die hinter der Stadt sich erheben, geben mit ihren reichen Wäldern und dem frischen hellen Grün ihrer Reben, zwischen das zahlreiche Kapellen, Villen und Weinberghäuser wie weiße Punkte eingesprengt sind, dem Gesamtbild einen unvergleichlichen malerischen Reiz. Dazu kommt als Staffage das bunte Gewoge ländlicher, vornehmlich weiblicher, Trachten, welches sich zum Ufer herandrängt, als das Schiff am Quai angelegt hat. — Noch ist es nicht lange weiter stromabwärts gefahren, so ist von dem Zauber dieser reichen Landschaft nichts mehr zu erblicken. Die Berge ziehen sich tief ins Innere des Landes; nur die Mauern und Türme der ausgebrannten Burg zeichnen sich noch lange in scharfen Umrissen vom westlichen Himmel ab. Ringsum ist wieder flaches Land. Ueber grünen, unendlichen Weidegründen, welche zuweilen Wälder und freundliche, hinter Obstbäumen und Gebüsch halbversteckte Dörfer unterbrechen, dehnt sich das Himmelsgewölbe, von dem die Sonne, sich rasch der Mittagshöhe nähernd, ihre glühenden Strahlen herabsendet.

Obschon wir keine Sammetkleider trugen, wie zwei ungarische Damen mit hohen Strohhüten und weißen wallenden Schleiern, die mit uns eingestiegen waren, vielmehr nur leichte Sommerkleider, war doch die Hitze allmählich so drückend geworden, daß wir uns entschlossen hätten, das Verdeck mit dem Salon zu vertauschen, wenn wir uns irgend etwas vom Anblick der Gegend hätten gerne entgehen lassen. Aber in dieser eintönigen, stundenlang sich dahinziehenden Uferlandschaft bieten sich dem Auge, das das Schöne auch im Kleinen und Einzelnen zu sehen gelernt hat, unzählige fesselnde Blicke. Zahllose Wasservögel sitzen in dichten Ketten am Ufer, auf dem sich mageres Gehölz hinzieht, oder auf den Inseln und Sandbänken, die aus dem Strombett aufragen.

Zuweilen stehen vereinzelte Hütten nahe am Wasser, von alten Weiden oder von Erlengebüsch beschattet und zeigen in ihrem Innern das primitive Leben einer kleinen Familie; dann sieht man wieder stattliche Herden großgehörnter Rinder, oder magere, aber feurige Rosse auf den saftigen Uferwiesen, in malerische Gruppen aufgelöst, weiden, oder zur Tränke in die Fluten getrieben von dem Hirten, dessen weißes weites Gewand mit der braunen Gesichtsfarbe, den rabenschwarzen Augen und Haaren des Burschen hübsch contrastiert. Im Strom selbst reiht sich Mühle an Mühle, die Einförmigkeit der Wasserfläche angenehm belebend. — Alle diese kleinen Bilder werden in dem Einerlei von Luft, Ebene und Wasser, das sie umgiebt, wie in einem großen Rahmen gefaßt, welcher das Eigentümliche der Einzelerscheinung reizvoll heraustreten läßt.

Unter solchen Naturbetrachtungen, die uns die Länge der Strecke wesentlich verkürzten, hatten wir uns immer mehr Komorn genähert, dessen düstere Festungswälle, vor denen im Befreiungskampf so viel edles Blut geflossen, wir nun zu unserer Rechten erblickten. Eine langgestreckte, mit den schönsten alten Bäumen besetzte Insel zieht sich noch zwischen unserem Schiffe und der Stadt hin, bis diese sich endlich offen dem Blicke darbietet, mit ihren Kirchen und großen öffentlichen Gebäuden an einem Gelände am Ufer leicht emporsteigend. Nachdem auch hier zahlreiche Passagiere aus- und eingestiegen, und das Schiff seine Fahrt fortgesetzt, erblickten wir am rechten Ufer wieder gelbliche Hügelketten, zuweilen vom Grün der Reben übersponnen. Die Mittagshöhe war indessen schon lange überschritten, als der Ton der Glocke die Fahrgäste zum Mittagsmahl rief, ein Ruf, dem auch unsere kleine Reisegesellschaft mit Vergnügen Folge leistete. An zwei verschiedenen Tafeln war das Essen serviert. Wir nahmen nach einigem Schwanken an der Tafel ersten Ranges Platz, welchen mit uns eine Gesellschaft Wiener Bummler mit ihren Damen, Handlungsreisende verschiedener Religion und ein alter Franzose teilten, welcher kein Wort Deutsch, um so mehr aber zu essen verstand. Wir hatten wenig Lust, unseren Tischgenossen besondere Aufmerksamkeit zu schenken, wurden indessen plötzlich durch laute Worte, die sich vom entgegengesetzten Ende des Tisches vernehmen ließen, veranlaßt, unsere Blicke dorthin zu wenden. Wir wurden nun erst eines Gastes gewahr, der während des Essens eingetreten sein mußte. Ein Mann von unverkennbar magyarischem Typus, auf der hünenhaften Gestalt ein energischer Kopf mit scharfgeschnittenen Zügen wandte sich eben in scharfem Tone an seinen Nebensitzer, der in seiner äußeren Erscheinung das reine Gegenstück des ersteren war. Wir entnahmen aus dem nun folgenden Gespräch, das die Blicke der ganzen Tischgesellschaft auf die beiden Parteien lenkte, daß der Ungar sich durch Worte in seiner Nationalität gekränkt gefühlt hatte, welche der andere, einer von der erwähnten Wiener Gesellschaft, über Ungarn hatte fallen lassen. Die scheinbar gleichgiltige Art, mit der der letztere sich aus der Affaire zu ziehen suchte, entflammte den Zorn seines Gegners auf's höchste, der, indem er sich selbst als königlich ungarischer Honvedrittmeister v. Z. vorstellte, sprühenden Blickes den Namen des Wieners zu wissen verlangte, der sich nach einigem Zögern entschloß, sich als Privatier N. zu nennen. Der Rittmeister erhob sich noch bleich vor Erregung mit einem nicht mißzuverstehenden Hinweis auf „weiteres“, das er noch mit dem Wiener zu reden haben werde, und verlangte von dem Wirt, ihm sein Kouvert auf dem zweiten Tische aufzulegen, zu dem er alsbald erhobenen Hauptes und dröhnenden Schrittes sich begab, von den Gästen desselben mit einer Mischung von Scheu und Ehrfurcht empfangen. Die Würde und Entschlossenheit, mit der der Mann auftrat, stimmte unwillkürlich zu seinen Gunsten und selbst unsere Nebensitzer, die Bekannten und Landsleute des Wiener Privatiers, welche für diesen angelegentlich Partei nahmen, konnten sich offenbar dem persönlichen Eindruck seines Gegners nicht ganz entziehen. Wie im übrigen auch die Anwesenden sonst denken mochten, keiner wagte es fortan, den „Leu zu wecken“, welcher bald darauf mit dem Stolze eines Siegers, das volle Kinn zuweilen auf den silbernen Knopf seines eleganten Rohrstockes stützend, auf dem Verdeck seine Promenade machte, auf dem auch wir uns nach Tisch ieder zusammengefunden hatten.

Die Ferne, die sich jetzt vor unseren Blicken ostwärts aufthat, mit dämmernden schönen Bergen, die wie eine feste Riesenmauer zusammengerückt schienen, als wollten sie dem gewaltigen Strome den Weg versperren, zog aber jetzt unsere ganze Aufmerksamkeit auf sich, und auch die übrige Reisegesellschaft sammelte sich bald zahlreich oben, um den Blick auf die schöne Landschaft zu genießen. Auf einem Hügel gewahrte man bald, vom Hintergrund der gewaltig ansteigenden Bergkette sich abhebend, einen hellschimmernden Kuppelbau von gewaltigen Formen, zu dessen Füßen eine freundliche Stadt sich ausbreitete. Man hätte glauben können, eine fata morgana zu erblicken, die sich im Dunst auflösen würde, aber das Bild hielt stand und wurde deutlicher und deutlicher. Zu langsam näherte sich übrigens nach unserem Dafürhalten das Dampfschiff dem Ziel unserer Blicke, bis es endlich unmittelbar vor unseren Augen lag — wir waren in Gran gelandet, dem Sitze des ungarischen Primas. Der Wunderbau, den wir nun aus nächster Nähe betrachten konnten, ist die Domkirche. Der Hügel, auf dem er sich erhebt, ist durch sein Vorspringen in den Fluß wie geschaffen, ein bedeutendes weithin sichtbares Monument zu tragen. Durch diese Lage und durch den Kontrast der sonnigheiteren freien und anmutigen südlichen Bauweise mit dem ernsten Charakter der Gegend wird der Eindruck noch erhöht, mit dem seine mächtigen Formen auf den Beschauer wirken.

Der Strom macht eben hier eine starke Biegung; bald befinden wir uns inmitten der Berge, die wir von ferne sich türmen sahen. Schroff, oft fast senkrecht fallen die nackten Felsen von beiden Seiten gegen den Strom ab, den gigantische Bergesschatten in kühle Dämmerung hüllen. Ueber dieser ernsten Scenerie, die durch keine Wohnstätte, durch keine bebaute Fläche unterbrochen wird, glänzte in unendlicher Weite der noch hell durchleuchtete Nachmittagshimmel. Auf der schmalen Straße, die sich dem Strome entlang zieht, sprengte ein einzelner Reiter dahin, dessen weißes Gewand im Winde flatterte, sonst war kein menschliches Wesen zu erblicken außer den Passagieren des Schiffes, welche sich bei der Kühle, die allmählich aus den Wassern aufzusteigen begann, ihrer seit dem Morgen vergessenen Ueberkleider erinnerten.

Unter ihnen hatte sich inzwischen etwas Unerwartetes zugetragen. Während ich die Blicke über das Verdeck schweifen ließ, bemerkte ich nämlich zu meinem Erstaunen unseren kampflustigen Honvedrittmeister in lebhafter Unterhaltung mit einer Dame unserer Reisekompagnie, mit seinem Stocke da und dort auf die Gegend weisend. Wie sich das angeknüpft, hatte ich nicht wahrgenommen, soviel war aber allem nach klar, daß der Ungar ein „Ritter ohne Tadel" war, der sich mit ebensoviel artigem Anstand zu benehmen wußte, als er vorhin Schärfe gezeigt hatte. Dies ermutigte zu einer Annäherung unsererseits, und schon nach kurzem Gespräch waren wir nahezu Freunde mit dem Rittmeister geworden, der als gemütvoller Mann von Wissen und Welterfahrung sich erwies, dessen anregende Gespräche über Land und Volk Ungarns der Fahrt eine angenehme Würze gaben.

Die Gegend, an der wir unter diesen Gesprächen vorüberfuhren, erinnert lebhaft an interessante Partien des Rheins, aber freilich fehlt ihr ein gut Teil des Reizes, welchen dort eine uralte Kultur mit ihren zahlreichen herrlichen Bauten über die Ufer verbreitet. Doch auch diese malerischste Partie der Donau entbehrt nicht ganz jenes eigenartigen Schmuckes. Etwa eine Stunde unterhalb Gran ragt ein stolzer, in Ruinen zerfallener Bau auf einem Felsen des rechten Stromufers auf. An seinen mächtigen Trümmern, zwischen denen üppiges Buschwerk zum Lichte hervordrängt, sind noch schöne Proben romanischer Rundbogenarchitektur erhalten. Wir haben die alte ungarische Königsfeste Visegrad vor uns, im Mittelalter berühmt durch ihre kunstreichen Gärten, deren letzte Spur freilich längst von Schutt begraben und von Waldesgrün überwuchert ist.

Aber nun weicht die wilde Romantik der Flußufer reicheren Bergformen: links grüßt, in liebliches Weingelände gebettet, das schöne große Dorf Groß-Maros — ein letztes überraschendes Bild auf dieser an Naturschönheiten so reichen Donaustrecke.

Zwischen niedrigem Hügelland fuhren wir weiter bis zur letzten Station vor Pest, der Landstadt Waitzen. Die Sonne stand schon ziemlich tief im Westen, über den breiten Wasserspiegel wehte eine kühle Zugluft und eine falbe Röte mischte sich zwischen die stahlblauen, in Massen geteilten Wolken, welche, ihre Formen beständig wechselnd, rasch am Himmel über uns hinzogen. — Die Wetteraussichten für den folgenden Tag waren mit einemmale zweifelhaft geworden. Vielleicht hat der kalte Abendhimmel es mit verschuldet, daß mir die Stadt Waitzen viel kälter und unfreundlicher erschien, als alle, an denen wir bisher vorübergefahren. Eine wahre Flut von Menschen, namentlich der unteren Klassen, beladen mit Gepäck aller Art, ergoß sich vom Landeplatz auf unser Schiff. Vor anderen dieser neuen Gäste zog unsere Aufmerksamkeit die Erscheinung eines Priesters auf sich, der um den langen, fast bis zu den Knöcheln reichenden schwarzen Rock eine breite rotfarbene Binde trug, die ihn malerisch kleidete. Endlich war die Einschiffung zu Ende, und unser Schiff dampfte weiter stromabwärts auf den grauen, in breiten Massen dahinziehenden Wogen. Die Gegend, die wir nun durchfuhren, erschien mir ziemlich wenig anziehend, der Mangel des Sonnenlichts, das auf unserer seitherigen Fahrt so klar sich über das Gefilde gebreitet hatte, erhöhte noch diesen Eindruck. Der gute Humor und das Erzählungstalent unseres Rittmeisters, der uns nicht mehr von der Seite wich, entschädigte uns indessen reichlich für den mangelnden Reiz der Gegend, und im gespannten Lauschen entschwand uns die Zeit wie im Fluge. Je näher wir dem Ziele unserer Reise rückten, desto dichter, wenn auch unmerklich langsam, woben sich die dünnen Schleier des Abends über die Landschaft. Jetzt mußten wir schon ganz nahe der Hauptstadt sein: Lichter, die sich zu vervielfältigen schienen, tauchten da und dort am Ufer auf, Gebäude und Fabrikschlote wurden links sichtbar. Wir fuhren an einer Insel entlang, unsere Blicke suchten die Dämmerung zu durchdringen, die schon nur mehr die Umrisse der Gegenstände erkennen ließ. Die Lichter mehrten sich, standen in Reihen dicht an den Ufern und sandten ihren Widerschein in langen zerfließenden Bahnen in die Tiefe des dunklen Wassers, einzelne schwebten wie Leuchtwürmchen kreuz und quer darüber hin und neben und unter ihnen bewegten sich dunkle Massen. Der Kapitän stand unbeweglich auf der Kommandobrücke und erteilte durch's Sprachrohr nach unten seine Befehle. Nun fuhren wir an einer zweiten, parkartig angelegten Insel vorüber, deren dichtes Gehölz das Geheimnisvolle ihres Innern undurchdringlich umschloß. Dann passierten wir eine Brücke. Eine stolze Häuserzeile, von der Perlenschnur unzähliger Gasflammen eingefaßt, die sich am linken Ufer weit hinabzog, wurde sichtbar, während wir dem rechten Ufer zusteuerten, dessen malerische Lage, trotzdem die Nacht sich schon niederzusenken begann, deutlich erkennbar war. Von den Türmen einer großen Kirche, welche, dem Ufer nahe, die Häusermassen überragt, tönte in dem Augenblick, als wir den Landungsplatz in Ofen erreicht hatten, das Geläute sämtlicher Glocken, welche den kommenden Festtag einläuteten, die Luft durchzitternd, über Stadt und Fluß, wie ein feierlicher Gruß die Fremdlinge empfangend. Nur wenige Passagiere stiegen aus. Nachdem wir wieder abgestoßen, durchkreuzte das Schiff den von Dutzenden großer und kleiner Fahrzeuge belebten Strom, um dem jenseitigen Ufer zuzusteuern.

Eine erwartungsvolle Erregung, die uns schon bei der Annäherung an die Stadt ergriffen hatte, steigerte sich. Das Dunkel, welches die beiden Städte, zwischen denen wir dahin fuhren, halb verhüllte, fügte ein Element der Spannung hinzu. Auf dem Verdeck wurde es immer bewegter. Man rannte durcheinander, oder stand schon voll Ungeduld da neben seiner fahrenden Habe, zum Aussteigen bereit. Der Rittmeister, welcher eine Menge von Koffern mit sich führte, erklärte uns, warten zu müssen, bis der letzte Mann ans Land gestiegen sei. Noch einmal fuhren wir unter einer gewaltigen Brücke hindurch, noch eine kurze Strecke, dann hatte das Schiff am Quai angelegt. Ein kräftiges Händeschütteln mit unserem neugewonnenen ungarischen Freund, einige Dankesworte — und der Strudel hatte uns von ihm gerissen. Wir ließen uns vom Strome

der Aussteigenden treiben, uns fest zusammenhaltend. Wartende und Neugierige standen dichtgedrängt in zwei Reihen, durch welche die Ankömmlinge hindurchfluteten, im gedeckten Eingang. Als wir ins Freie getreten waren, stürzten wie hungrige Wölfe Scharen halbgewachsener Burschen sich auf unser Gepäck, es zuerst uns, dann sich einander aus den Händen reißend und im Trabe davonrennend, sodaß wir notgedrungen diese seltsame Jagd mitmachen mußten, wollten wir nicht Bursche und Gepäck im Dunkel der Nacht für immer verschwinden sehen.

Bald waren wir am Ziele, ein mächtiges Hotel am Strande, fast ein ganzes Häuserquadrat füllend, nahm uns in seine weiten prächtigen Räume. Nach einer kurzen Rast auf unserem Zimmer betraten wir den Speisesaal, aus dem uns die Klänge einer Zigeunermusik verlockend entgegentönten. Von Wänden und Decken, von den Geschirren, überallher strahlte uns blendender Glanz entgegen, als sollte den Gästen durch diesen reichen Apparat eindringlich zum Bewußtsein gebracht werden, daß sie noch innerhalb der Grenze der Civilisation sich befanden. Die untadelige Eleganz erstreckte sich selbst auf die Zigeuner, die wir im fernen Westen als Typen ursprünglichster Natürlichkeit kennen. Raffiniert war hier alles bis auf die Paprikaspeisen, die uns den an solche Kost nicht gewöhnten Gaumen wund brannten.

Nachdem wir uns, noch frühe am Abend, in die vier Wände unserer stillen Zimmer zurückgezogen hatten, hörten wir noch lange, bis uns die Müdigkeit in angenehme Träume zu lullen begann, die gedämpften Töne jener eigentümlichen, bald verzehrende hoffnungslose Sehnsucht, bald die Glut höchster Leidenschaft atmenden Musik.

Ich erwachte mit einer Frische, mit welcher die Frische des Morgens draußen schön zusammenstimmte. Mein erster Blick fiel auf ein Stück des herrlichen glänzenden Stromes, auf dem ungezählte buntbewimpelte Boote kreuzten, auf einem grünbewachsenen Hügel am jenseitigen Ufer, auf ein darauf thronendes Schloß und auf einen hellen blauen Himmel über dem ganzen bezaubernden Bilde. Herrlicher konnte eine Lage wohl kaum gedacht werden für den Sitz eines königlichen Hofes, der hier, wie bekannt, einen Teil des Jahres zu residieren pflegt.

Wer hätte bei einem solchen Anblick in den Federn bleiben mögen! Binnen einer Viertelstunde fanden wir uns alle auf der Straße und wandelten, mit vollen Zügen den Morgen und alles Schöne und Neue rings um uns genießend, dem Café zu. Der Rittmeister hatte uns vor dem Scheiden unter anderem den Rat gegeben, den Morgenkaffee im „Kiosk“ am Franz-Josefs-Quai einzunehmen. Diesem Rate waren wir sehr dankbar, denn eine gute Tasse Kaffee im Anblick eines der schönsten Städtebilder einzunehmen, ist ein Genuß von seltener Art. Da lag nun alles, was wir gestern kaum in nebelhaften Umrissen gesehen, im klaren scharfen Morgenlicht vor dem Blicke ausgebreitet: flußabwärts abschließend der felsige Koloß des Blocksberges mit der Citadelle, in bläulichen Duft gehüllt, auf dem Kamme des von Anlagen gezierten Hügels vor uns die Burg mit den langen Reihen ihrer zahlreichen, von grünen Läden eingefaßten Fenster freundlich herabschauend, und flußaufwärts daran anschließend die Stadt Ofen mit ihren Gebäuden und Türmen, teils auf dem Hügel fortlaufend, teils zum Ufer sich hinabziehend. Zwischen den Bäumen der Promenade, die vor uns lag, glänzte der Fluß herauf, zur Rechten von der Kettenbrücke überspannt, welche die Centren der beiden Schwesterstädte verbindet. Lange konnten wir uns nicht von dem Platze trennen, dann schlenderten wir hinauf hinab am reichbelebten Quai mit seinen Riesenpalästen, durch die angrenzenden Straßen und wieder zurück. Von dem immer mehr anschwellenden Menschenstrome ließen wir uns bis zur Kettenbrücke treiben, auf der eine wahre Völkerwanderung sonntäglich geputzter Menschen, alle von e i n e m Gedanken getrieben, Ofen zupilgerte, das weibliche Element in hellen bunten Kleidern. Auf dem breiten Fahrweg zwischen den beiden Fußsteigen reihte sich Fuhrwerk an Fuhrwerk, von der feinen Karosse der Aristokratie bis zu dem plumpen altmodischen Gefährt des kleinen Landbesitzers. Das Blau des Himmels leuchtete in einer Tiefe,

wie man sie nur im Süden zu finden erwartet, die Sonne entsendete schon ihre sengenden Strahlen auf das von hellen Glanzlichtern und reichen Farbentönen überall belebte Bild. Das Freudegefühl, das durch die Massen wie ein magnetischer Strom zog, hatte auch uns erfaßt, und mit Lust stürzten wir uns in den Strudel. Ein dichter Schwarm schob sich gleich links jenseits der Brücke gegen das Stationsgebäude der Drahtseilbahn, die vom Fuße des Burghügels zur Höhe führt.

Nachdem wir uns dort mit Mühe unsere Billets erkämpft, trug uns der Wagen mit fast unheimlicher Schnelligkeit die steile Höhe hinan. Nach wenigen Schritten befanden wir uns auf dem Georgsplatz und mitten im dichten Marktgewühl, das rings um das Heetzidenkmal wogte, welches sich inmitten dieses Platzes erhebt. Die tumultuarischen Szenen, die sich vor wenigen Wochen an die Dekorierung dieses Denkmals geknüpft und Pest in Aufruhr versetzt hatten, schienen gänzlich vergessen und alles Interesse der Massen, die sich hier bewegten, vom Kaufen und Verkaufen, vom Warten der kommenden Dinge und von der Lust des festlichen Tages in Anspruch genommen zu sein. Neben einzelnen Buden gewahrte man vielfach Tücher auf dem Boden ausgebreitet, auf welchen die Verkäufer ihre Waren ausgelegt hatten, um die sich schauend und feilschend das Landvolk drängte.

Die ländlichen Schönen hatten sich besonders festlich geschmückt. Mit dem farbigen Kopf- und Busentuch, den kurzen gebauschten, blendend weißen Hemdärmeln und dem kurzen faltigen Rock, unter dem kokette Stiefelchen hervorschauend den anmutigen Gang ihrer Trägerin zeigten, zogen sie zumeist die Blicke auf sich, und bei nicht wenigen unter ihnen milderten wohlgebildete Gesichtszüge und Körperformen angenehm die Derbheit der Erscheinung. Daneben bildeten die Männer, mit hochaufgekrempten kleinen Hüten auf den gebräunten kecken Gesichtern da und dort kleine Gruppen, wobei die knappen, verschnürten Jacken und Hosen der Einen mit den weiten weißen Gewändern der andern einen malerischen Kontrast bildeten.

In der anstoßenden Hauptstraße, welche dem Kamm des Hügels entlang zur Burg führt, wurde von Soldaten, welche den Tschako mit frischem Eichenlaub geschmückt hatten, Spaliere gebildet, zwischen denen die berittenen Schutzleute der Pester Polizei, von einem martialischen Offizier geführt, zur Aufrechterhaltung der Ordnung auf der Feststraße auf- und abpatrouillierten. Die Haufen, die trotzdem da und dort sich durchzudrängen wußten, wurden mit echt österreichischer Gemütlichkeit zurechtgewiesen; selbst die hohe Polizei stimmte das Festgefühl milde. Hinter den Reihen der Soldaten standen dichtgedrängte Massen bis hart an die Häuser, deren große Freitreppen einen trefflichen Ueberblick boten. Zwischen den Gruppen wandelten arme barfuß gehende Weiber und Mädchen mit riesigen Wasserkrügen und einem Glase, unaufhörlich ihr „Wossa g'fälli, frisch Wossa" ausrufend. Uns lechzte der Gaumen, den die von den hellen Häuserwänden zurückprallende Glut und der aufwirbelnde Staub ausgetrocknet hatten, und dennoch konnten wir uns im Blick auf die nur allzubunt zusammengewürfelte Menge, die dieses Labsal reichlich genoß, nicht entschließen, unsern Durst auf diesem Wege zu stillen. Es mochte eine halbe Stunde vergangen sein, vielleicht auch mehr — in beständigem Schauen verging die Zeit trotz der Hitze im Flug — da wurde die Ordnung etwas straffer, die Offiziere gingen eifriger auf und ab, und das Publikum wurde mit etwas weniger Nachsicht hinter die schnurgerade Linie der Soldaten gedrängt — Alles blickte mit uns erwartungsvoll nach der Stadtseite, von welcher die Prozession herkommen mußte, welche, wie wir gehört hatten, zur Burg zog.

Endlich erschien die Spitze in unserem Gesichtsfeld, von einem Trupp der berittenen Schutzmannschaft geführt, und dann entrollte sich, Szene für Szene, begleitet von dem feierlichen Geläute sämtlicher Glocken, ein Schauspiel, dessen Farbenreiz jeder Beschreibung spottet. Dem Sinnenfälligen des katholischen Kultus verband sich hier farbenfreudiger Geschmack und nationaler Stolz und verschmolz mit ihm zu einem berückenden Gesamteindruck, dessen Einwirkung auch die nüchternste Reflexion nicht stand hielt.

Eine Abteilung Honvedinfanterie, kräftige Leute in der anliegenden ungarischen Uniform mit rotem Tschako und Beinkleid, dann Scharen von Jungfrauen, in zartes, duftiges Weiß gehüllt, das in der grellen Sonne fast das Auge blendete, schwarzgekleidete Bruderschaften und Männervereine, jede einzelne Gruppe, auch die der Jungfrauen, Fahnen, Kreuze oder Heiligenbilder sich vorantragend, und inmitten die Geistlichkeit — die höchsten kirchlichen Würdenträger in goldgestickten buntseidenen Gewändern unter Baldachinen gehend —, geleitet von scharlachrot gekleideten Chorknaben, eine Garde mittelalterlicher Hellebardiere in karmoisinroten verzierten Wämmsern mit Blechhauben, auf deren Spitze Adlerfedern aufgesteckt waren, die hohen Beamten und die Generalität in reicher Gala, und zuletzt, an Reichtum und Pracht alle Vorangegangenen überstrahlend, eine zahlreiche Gruppe von Magnaten und Edelleuten, in Pelze und Sammet von meist dunklen Farbentönen gekleidet, blitzend von Edelsteinen an den Agraffen des Baretts, des Attilas und der Scheide des reichverzierten Krummsäbels, den jeder, der flaumbärtige Jüngling wie der silberhaarige Greis, mit der Würde und dem Stolz eines Königs trägt — alle diese Scharen zogen in endloser Reihe, feierlich und in musterhafter Ordnung in ihrem blendenden Glanz an uns vorüber. Als die Letzten vorbei waren, bahnten wir uns langsam durch die Menge einen Weg bis da, wo gegenüber dem Eingang des weiten Burghofs eine Reihe von Bäumen erquickenden Schatten spendete. Die militärische Eskorte stellte sich im Burghof auf, während die Teilnehmer der Prozession die Burgkapelle betraten, in der ein Hochamt celebriert wurde, dessen Ende wir unter den Scharen der Zuschauer abwarteten. Unsere Geduld wurde auf keine allzugroße Probe gestellt. Bald strömte alles unter den Klängen der Orgel, welche durch die geöffneten Pforten herausdrangen, aus der Kapelle heraus und in aufgelöster Ordnung, teils zu Fuß, teils zu Wagen zur Stadt zurück. Hierbei hatten wir Gelegenheit, die Edelleute mit etwas mehr Muße zu betrachten und den Heroismus zu bewundern, mit welchem die meisten unter der Glut einer fast tropischen Sonne Attilas von dickstem Pelze trugen — in majorem Sancti Stefani gloriam.

Als ich nach dem Anblick dieser Herrlichkeiten die Augen unter meiner nächsten Nachbarschaft umherschweifen ließ, wurde ich erst gewahr, daß ich inmitten einer Gesellschaft mich befand, welche aus den düstersten Winkeln und Höhlen Pests ans Tageslicht gekommen zu sein schien. Unwillkürlich suchte ich mit den Händen die Taschen, mich zum Gehen wendend, als mich aus der Nähe ein kräftiger Steinwurf an das Handgelenk traf. Durch diesen Zwischenfall wurde die gehobene Stimmung, in der ich mich befand, etwas getrübt, indessen begann ich bald das kleine Abenteuer als eine pikante Zugabe zum Fest zu betrachten, zumal ich bei demselben weiter keinen Schaden genommen hatte.

Mit der zurückflutenden Menge gingen auch wir, nun erst die Hitze und Ermüdung voll empfindend, zum Centrum zurück, von dem wir ausgegangen waren, um uns auf demselben Wege wieder hinabbefördern zu lassen, der uns aufwärts gebracht hatte. Ein Pikett Stadtsoldaten unter ihrem oben beschriebenen Führer, hielt dort unter einem Gedränge ohnegleichen Ordnung, so gut es eben gehen wollte. Die Menge, die heute in Stunden heraufgekommen war, wollte nun in Minuten abwärts befördert sein. Der Polizeioffizier, auf seinem Rosse hochaufgerichtet, gerötet von Hitze und Anstrengung, kommandierte, fortwährend seinen Stab, das Zeichen seiner Würde, schwingend, mit heiserer Stimme die stürmende Menge. Damen kreischten, andere begannen in Ohnmacht zu fallen und dabei drängten die Polizisten unbarmherzig mit den Hinterteilen ihrer Pferde gegen das Publikum, daß sich selbst dem gestrengen Chef mitten unter seine Flüche ein Lächeln auf die Lippen drängte. Hier durchzukommen war augenscheinlich unmöglich und so betraten wir den Weg durch die Stadt, der uns durch ein altes tunnelartiges Thor ins Freie führte. Durch grüne Anlagen ging's in langen Windungen bergab. Unter uns wand sich das glitzernde Riesenband der Donau zwischen den Ufern hin und drüben lag Pest im Dunste des Mittags mit seinen Häusermassen weithin sich dehnend. Das

Gedränge auf der Brücke beim Rückweg war womöglich noch größer als des Morgens, aber in den zahlreichen Verkehrsadern Pests hatte sich der Strom rasch zerteilt und nur noch einige Gruppen diskurierender Bauern waren in unserer Nähe, als wir am Quai stromabwärts gingen. Dutzende von Karren waren dort entlang dem Ufer aufgestellt, zwischen denen in langen Reihen Tausende herrlicher Melonen aufgestapelt waren, einen Wohlgeruch ausströmend, welcher uns noch eine Strecke weit in die stillen von der Mittagssonne durchglühten Gassen geleitete, die wir nun einschlugen, um zwischen kühlen Mauern dem heißen Sommernachmittag zu entrinnen. Doch sollte der Tag nicht beschlossen werden, ohne daß wir noch einen vollen Zug aus seinem Freudebecher uns gestatteten. Noch ehe die Sonne ganz hinter die große westliche Ebene hinabgegangen war, führte uns ein Wagen durch Pests Prachtstraße, dem Staatsmann Andrassy zu Ehren benannt, zum Stadtwäldchen, dessen hübsche Anlagen wir noch in der Dämmerung durchwandelten. Unweit davon feierten wir den Rest des Abends unter dem dichten Laubdach eines Restaurationsgartens, in welchem die Geldaristokratie Pests, die Damen in hocheleganten Toiletten, sich zusammengefunden hatte. Während wir beim feurigen Ungarwein den rauschenden Klängen der Militärmusik lauschten, welche im Garten spielte, glaubten wir einen Strom jenes gewaltigen Naturgefühls durch unsere Nerven zucken zu fühlen, welches den Bewohner dieses wundersamen Landes wie ein Fieber ergreift, wenn der zitternde Ton der Geige sein Ohr berührt. Ueber uns leuchteten schon lange die Legionen flimmernder Sterne am nächtlichen Firmament, als wir unter den letzten Gästen den Garten verließen und durch die stillen Straßen der weiten Stadt unserem Quartiere zurollten.

An der Donau war alles Leben wie erloschen, nur die dunkle Masse eines kleinen Boots, an dessen Spitze ein Licht sichtbar war, schob sich langsam flußaufwärts, die Gebäude der Burg standen schweigend und schwarz auf dem Hügel drüben, als hätten sie niemals Farbenglanz, Freuden und Feste gesehen.

Monatsschau.

Politik.

L. Unsere Zeit ist an plötzlichen Ueberraschungen, an unerwarteten Ereignissen so reich, wie keine andere je gewesen. Trotzdem tadelt der verwöhnte Zeitungsleser gar oft seine Zeitung, daß sie „nichts Neues" gebracht. Er will und verlangt täglich pikante Neuigkeiten, wenn sein Blatt seine Zufriedenheit behalten soll. Der Monat Oktober hat so mannigfache politische Ereignisse, die, wie die Bilder in einem Kaleidoskop, in raschem Wechsel auf einander folgten, gebracht, daß auch der sensationslustigste Zeitungsleser sein Genüge an seinem Blatt wird gefunden haben. Nur der Monatsschauer ist in Sorge, wie er diesen reichen politischen Stoff in einem kurzen Monatsbericht unterbringen und recht würdigen soll.

Das politische Interesse des verflossenen Monats gipfelt zunächst in den Kaiserreisen, in den Besuchen des deutschen Kaisers an den süddeutschen Höfen, in seinem Empfang in Wien, in seiner Romfahrt. Geben diese Reisen und die begeisterte Aufnahme, die der Kaiser überall gefunden, doch nicht bloß uns, sondern auch ganz Europa nach menschlichem Ermessen die Gewähr, daß das Kriegsbeil noch begraben bleibt und die Völker sich der Segnungen des Friedens auch ferner erfreuen können.

Der Kaiser in Rom! Welch eine Wendung der deutschen Geschichte durch Gottes Fügung! Wie viele Jahrhunderte sind vergangen, in denen kein deutscher Kaiser Rom betreten! Und wie anders heute als sonst. Ehemals zog der Kaiser mit stattlichem Kriegsheere nach Rom, um mit Waffengewalt den Römern und dem Papste die römische Kaiserkrone abzustreiten, oder, als die Kaisermacht gebrochen, sie ihnen mit nicht immer des Kaisers würdigen Mitteln abzuhandeln, um doch wenigstens den Schein zu retten. Wie es auch geschah, in beiden Fällen haßten die Römer und ihr Oberhaupt den fremden Eindringling und Barbaren. Heute kommt der Kaiser nicht als Zwingherr und nicht als Bittender. Er begehrt nichts, wohl aber bringt er als treuer Verbündeter des geeinten Italiens den Weltfrieden, wenn Italien die Treue hält, wie der Kaiser sie dem Könige gelobt. Darum hat der Kaiser auch in Rom eine so begeisterte Aufnahme gefunden, wie noch kein Kaiser vor ihm. Nicht nur die offizielle Welt hat ihm die hergebrachten offiziellen Ehren erwiesen, sondern das Volk selbst hat ihm zugejubelt und ihn auf den Händen getragen. Versuche, die von französischer Seite gemacht sind, die Festfreude durch aufregende Plakate und Verteilung schmähender Flugschriften zu stören, haben keinen Erfolg gehabt. Freilich gilt der Jubel der Italiener und die Begeisterung, die dem Kaiser an allen Orten entgegengebracht ist, nicht allein dem Gast ihres Königs,

Digitized by Google

wenn auch der Zauber seiner Persönlichkeit die Begeisterung erst hell hat aufflammen lassen, sondern in ihm feiern sie gewissermaßen sich selbst, ihre eigene nationale Einheit. Der Besuch des Kaisers in Rom hat in der That nicht nur für die äußere, sondern auch für die innere Politik Italiens eine hohe Bedeutung. Zum erstenmal hat einer der Souveräne der europäischen Großmächte den König von Italien in seiner Hauptstadt Rom besucht. Darüber nicht zum wenigsten jubelt das römische Volk. Der Volksstimme giebt Ausdruck die über der Engelsbrücke angebrachte Inschrift: „Heil Wilhelm II., dem deutschen Kaiser, in Rom, der unantastbaren Hauptstadt des Königreichs Italien, dem erhabenen Gaste des Königs Humbert.“ Dieser Volksstimme haben auch die Fürsten in ihren Toasten Ausdruck verliehen. Freilich haben beide Herrscher in warmen Worten zugleich der Heere gedacht und damit die Waffenbrüderschaft vor aller Welt hervorgehoben — König Humbert pries als den „Schutz und Schirm Deutschlands“ das deutsche und Kaiser Wilhelm feierte zur Befriedigung seiner Gastgeber „das so sehr brave italienische Heer“ —: der entscheidende und weltgeschichtliche Satz in diesen Wechselreden ist dennoch das Wort des Königs Humbert, daß er den Kaiser empfange in seiner Residenz, „hier in der Hauptstadt Italiens“, und daß Kaiser Wilhelm antwortete mit dem Ausdruck seines Dankes für die erhebende Begrüßung, „die Ew. Majestät Hauptstadt mir hat zu teil werden lassen.“ Daran ändert nichts der Umstand, daß auch der Besuch des Kaisers beim Papste, dem zweiten Souverän in Rom, nicht von Rom mit allen einem Souverän gebührenden Ehren gemacht ist, ja daß die Zuvorkommenheit gegen den Vatikan soweit gegangen ist, daß der Kaiser seinen Besuch von dem Palast seines bei dem Vatikan beglaubigten Gesandten v. Schloezer gemacht hat, in eigener von Berlin nachgesandter Galakutsche. Da das von den Offiziösen angekündigte „erhöhte Entgegenkommen“ gegenüber dem Vatikan nur hierin bestanden hat, so hätte auch, wenn sie sonst der Mühe lohnte, das evangelische Deutschland gegen diese äußere Ehrenerweisung nicht allzuviel einzuwenden. Gerade dieser feierliche Besuch und der glänzende Pomp, welcher im Vatikan selbst zum Empfang des Kaisers von dem Gefangenen des Vatikans entwickelt worden ist, liefert den Nachweis, daß die Lage desselben gar keine so üble und daß ganz gut ein modus vivendi für die beiden in Rom residierenden Souveräne zu finden ist, um mit einander auszukommen und fürstliche Besuche zu empfangen. Werden nach dem einmal gegebenen Präcedenzfall sich die katholischen Fürsten, namentlich der Kaiser von Oesterreich, der Pflicht der Höflichkeit noch entziehen können, ihrerseits den König von Italien in seiner Hauptstadt zu begrüßen? Die Zukunft wird es ausweisen. Merkwürdig kontrastiert mit dem bei dem Empfang des Kaisers von dem Papst entwickelten Pomp, den Nobelgarden, Schweizergarden u. s. w. seine Klage in dem gleichzeitig veröffentlichten Antwortschreiben an die in Fulda versammelt gewesenen deutschen Bischöfe: „Ihr kennt und beklagt mit Recht mit uns die traurige und täglich bedrängter sich gestaltende Lage, zu welcher der Papst, namentlich seit Eroberung der Stadt Rom, verurteilt ist.“ Deshalb ist jetzt, wenn jemals zeitgemäß eure feste Absicht, mit täglich wachsendem Eifer darnach zu streben, daß den römischen Päpsten jene volle und unversehrte Freiheit wiedergegeben werde, welche denselben bei Ausübung ihres hocherhabenen Amtes ganz unentbehrlich ist.“

Der „Gefangene des Vatikans“ hat aber doch selbst gezeigt, daß seine Lage eine recht erträgliche ist. Ueberhaupt scheinen an den Besuch des Kaisers im Vatikan allerlei Hoffnungen geknüpft gewesen zu sein, denen das Auftreten des Kaisers ein schnelles Ende bereitet hat. Auch eine zweistündige Audienz des Grafen Herbert Bismarck beim Papste scheint ein für den päpstlichen Stuhl nicht erfreuliches Ergebnis gehabt zu haben. Hierauf deuten wenigstens die wechselnden Meldungen der ultramontanen Blätter hin und die energische Erklärung der sonst so schweigsamen Münchener Nuntiatur, daß der Besuch des Kaisers im Vatikan an der Romfrage nichts geändert habe. Eine Folge der getäuschten Erwartungen sind auch wohl die in allen katholischen Ländern in Aussicht gestellten oder angeregten Verhandlungen zu Gunsten der Wiederherstellung der

weltlichen Macht des Papstes und vielleicht auch die Wahlerlasse des Erzbischofs von Köln und des Bischofs von Münster zu den preußischen Wahlen. Nach Rom sahen wir Evangelischen unseren Kaiser nur mit geteiltem Herzen ziehen, weil nach vielfachen Vorgängen die Besorgnis nicht ungerechtfertigt schien — die aber erfreulicher Weise ungerechtfertigt gewesen, — daß die preußische Kirchenpolitik weitere Zugeständnisse zu Gunsten des römischen Stuhles erfordern werde. Dagegen war bei allen Deutschen eine einmütige Freude über die Reise des Kaisers nach Wien. In anderer Form, als früher, hat Deutschland seine alte Ostmark wieder gewonnen. Der Spruch des alten „Rundschauers" der „Kreuzzeitung": „Oesterreich Preußen Hand in Hand, Deutschland sonst aus Rand und Band", hat in schönerer und von ihm nicht geahnter Weise seine Erfüllung gefunden. Das Einvernehmen der beiden Kaiser ist ein treues Abbild der Beziehungen beider Kulturreiche zu einander. Der Bund, den Kaiser Wilhelm I. geschlossen, wird, wie sein Enkel hervorhob, „in dem Gefühle bewährter, unverbrüchlicher Freundschaft" fortbestehen zum Segen von ganz Europa. Die Bezeichnung der „Kameradschaft", jenes eigentümlichen militairischen Bandes, das den festen Kitt der Armeen bildet, ist ausgedehnt auf die beiden verbündeten Heere.

Mit Recht gingen den Reisen nach Wien und Rom die Besuche des Kaisers an den süddeutschen Höfen voran. Nur die Bundesgenossenschaft des Staates ist gesucht und geschätzt, die auch Macht in das Bündnis mitbringt. Aus dem jubelnden Empfang, den der Kaiser an den Fürstenhöfen und in den Völkern Süddeutschlands gefunden, hat das Ausland notwendigerweise die Ueberzeugung gewonnen, daß die Zeit deutscher Zerrissenheit und Uneinigkeit vorüber ist, daß das Kaiserreich feste Wurzeln in allen Herzen geschlagen und daß in Zeiten der Not und Gefahr Deutschlands Fürsten und Völker gleich einmütig zum Kaiser stehen werden, wie der Kaiser zu ihnen.

In dem reichen Kranz der süddeutschen Kaisertage ist ein besonders erfreuliches Bild die Aussöhnung des Hauses Nassau-Oranien mit Preußen, wie sie durch die Begegnung des Kaises mit dem Herzog Adolf am 29. September vollzogen ist.

Herzog Adolf hat im Jahre 1866 bis zum Friedensschluß treu zu Oesterreich gehalten, dem er sich verbündet hatte, und blieb standhaft, obwohl er wußte, daß er mit anderem, schnellen Entschlusse ungleich bessere Bedingungen von Preußen haben konnte. In deutscher Treue wollte er im Unglück nicht von der Seite weichen, auf welche er sich nach seiner Ueberzeugung gestellt hatte. Nachdem er aber ein Jahr später seinen Frieden mit der Krone Preußen gemacht, hielt er eben so diesen Frieden und machte nie den geringsten Versuch, die neue Entwickelung Deutschlands etwa mit fremder Hülfe anzutasten. Hat er auch persönliche Beziehungen zum preußischen Königshause bei Lebzeiten des Kaisers Wilhelm nicht wieder aufzunehmen vermocht, so gab er doch seine Einwilligung zu der Vermählung der Prinzessin Hilda mit dem Erbgroßherzog von Baden.

Die Haltung des Herzogs hat ihm auch bereits Frucht getragen in dem entschiedenen Eintreten der deutschen Politik für das luxemburgische Thronrecht des Hauses Nassau-Oranien, wie es in den Wiener Verträgen von 1815, in den Hausgesetzen des Hauses Nassau-Oranien, welche in jene Verträge aufgenommen sind, in der luxemburgischen Verfassung und endlich in den späteren internationalen Abmachungen begründet ist. Deutschland hat zu Anfang dieses Sommers Gelegenheit genommen, sich mit voller Bestimmtheit zu Gunsten dieses Erbrechtes, welches von anderer Seite und zu Gunsten anderer Bestrebungen angefochten ward, auszusprechen. Der Besuch, welchen Herzog Adolf dem Kaiser Wilhelm II. in Mainau abstattete, hat auch in den deutschgesinnten Kreisen des Großherzogtums Luxemburg den freudigsten Wiederhall gefunden. Mit der Begegnung des künftigen Großherzogs mit dem Kaiser ist der ruhige Uebergang der luxemburgischen Krone von der jüngeren Linie Oranien auf die nassauische Linie vollkommen gesichert, da nicht weiter anzunehmen ist, daß etwa Frankreich die luxemburgische Thronfolge zum Anlaß eines Konflikts nehmen wird. König Wilhelm III.

bereitet überdies selbst die Luxemburger darauf vor, daß sie dereinst von einem deutschen Fürsten regiert werden würden. So entließ er vor einigen Jahren das Ministerium Blochhausen, dessen Haupt, Baron v. Blochhausen, den deutschen Einfluß im Großherzogtum verdrängen wollte. Die Partei des Herrn v. Blochhausen äußerte mehr belgisch-französische Sympathien. Mit dem nunmehr berufenen Staatsminister Dr. Eyschen tritt ein Mann in die Regierung ein, welcher in Berlin persona gratissima ist. Dr. Eyschen ist jahrelang der diplomatische Vertreter Luxemburgs in Berlin gewesen und zeichnet sich durch eine ausgesprochene deutschfreundliche Gesinnung aus.

In Stuttgart und in München lauert freilich noch manch alter Groll. Daß diese Stimmung sich während der Kaiserreise aber nicht zu äußern gewagt, daß kein Mißklang irgend welcher Art die großartige Einmütigkeit gestört hat, mit der das Volk dem Kaiser huldigte, darin liegt der schönste Beweis, daß die unberechtigt partikularistische Denkweise und Gesinnung, die über der Stammesgemeinschaft die große Gemeinschaft des deutschen Volkes vergißt, sich in den Schmollwinkel zurückgezogen hat.

Es ist dies um so erfreulicher, als gegenüber den Festberichten aus Süddeutschland die Erörterungen, welche durch die Veröffentlichung des Tagebuchs Kaiser Friedrichs hervorgerufen wurden, einen häßlichen Mißton bildeten. In der That konnte es nur überaus peinlich berühren, wenn in dem Augenblick, wo Kaiser Wilhelm nach Süddeutschland aufbrach, jenes Tagebuch Dinge hervorzog, die an den süddeutschen Höfen höchst unangenehm berühren mußten und wenn dann, als der Kaiser auf dem Wege nach Wien war, der Bericht des Kronprinzen über die Schlacht von Königgrätz in den Blättern verbreitet wurde, um die Habsburger daran zu erinnern, daß der Sohn ihres Besiegers ihr Gast sei.

Daß die Veröffentlichung des Tagebuches bestimmt, mindestens aber geeignet sei, einen Riß in die deutsche Einheit zu bringen, scheint die Ansicht des Reichskanzlers gewesen zu sein. Nur so erklärt es sich, daß die Enthüllung ihn sofort veranlaßte, seine ländliche Stille in Friedrichsruh zu unterbrechen, zum Kaiser zu eilen und von demselben die Veröffentlichung seines bekannten scharfen Immediatberichtes zu erbitten und zu erlangen. Enthüllt das Tagebuch Staatsgeheimnisse, so enthüllt der Immediatbericht solche nicht weniger. Unbedenklich ist es sicher nicht, das Verhältnis Kaiser Wilhelm I. zu seinem Sohn, nachdem die Gräber beider sich erst vor Monden geschlossen, öffentlich in solcher Weise zu schildern. Aber die Gegenwart gehört nicht den Toten, sondern den Lebendigen. Wenn Dinge gesagt worden, die allerdings geeignet sind, das monarchische Gefühl im Volke tief zu verletzen, so trifft ohne Zweifel die schwere Verantwortung hierfür in erster Linie den, der die Notwendigkeit zu antworten geschaffen hat, nicht den, der in einer Zwangslage zu gewagten Mitteln gegriffen hat. Wer auch nur einigen Einblick in die geheime Geschichte der Regierung der 99 Tage gehabt hat, wer weiß, wie nahe unser Staatsschiff dem Scheitern gewesen ist, der wird mit uns gewiß gern annehmen, daß bei Erstattung des Immediatberichtes Gründe maßgebend waren, die die Oeffentlichkeit nicht kennt und die dieselbe vielleicht später in einem ganz anderen Lichte erscheinen lassen werden, als dies bei der Beleuchtung der Tageszeitungen gegenwärtig der Fall ist.

Die eingeleitete Untersuchung hat ergeben, daß der Geh. Rat Prof. Dr. Geffcken bedauerlicherweise der Herausgeber des Tagebuches ist. Er befindet sich nunmehr in Anklagezustand wegen des sogenannten diplomatischen Landesverrats § 92 Nr. 1 des Strafgesetzbuches, ein Verbrechen, das bereits verwirkt ist, wenn jemand „vorsätzlich Staatsgeheimnisse oder Aktenstücke oder Nachrichten, von denen er weiß, daß ihre Geheimhaltung einer anderen Regierung gegenüber für das Wohl des deutschen Reiches oder eines Bundesstaates erforderlich ist, öffentlich bekannt macht." Die Strafe ist Zuchthaus nicht unter 2 Jahren, bei Annahme mildernder Umstände Festungshaft nicht unter 6 Monaten.

Die Untersuchung wird ergeben, wann und durch wen Geh. Rat Geffcken in den Besitz des Tagebuches gelangt ist, welches nur handschriftlich vorhanden gewesen sein soll, und vielleicht auch, welche Beweggründe ihn geleitet haben. Nur in dem einen Fall würde seine Handlungsweise eine Entschuldigung finden können, wenn der Kaiser Friedrich selbst ihm das Tagebuch zur Veröffentlichung übergeben hätte. Der dem Vaterlande dadurch zugefügte Schaden würde freilich derselbe bleiben.

Ueber Geffckens Motive und politische Stellung ist in den Tagesblättern viel hin und her geschrieben und gestritten worden. Am zutreffendsten dürfte wohl sein, daß er sich hierbei von dem Gedanken hat leiten lassen, seinem kaiserlichen Freunde ein Ehrenmal zu errichten, das zugleich bestimmt sein sollte, die staatsmännischen Fähigkeiten und Leistungen des Fürsten Bismarck zu verdunkeln. In seinem Eifer, dies Ziel zu erreichen, hat der sonst so feinsinnige und mit scharfem kritischen Verstande begabte Rechtsgelehrte sich fortreißen lassen, ohne die Folgen zu bedenken, welche eine solche unerhörte Veröffentlichung unfehlbar nach sich ziehen mußte.

Die Versuche, Geffcken irgend einer Partei an die Rockschöße zu hängen, sind nicht zu billigen. Am weitesten hierin gingen selbstverständlich die Blätter der goldenen Mittelmäßigkeit, allen voran die Berliner „Post“, welche Geffcken als ein „Produkt der Hammerstein-Windthorst'schen Bestrebungen“ hinstellte, um damit die „Extrem-Konservativen“ (das neueste Schlagwortmittel mittelparteilicher Wahlagitation) unter die Reichsfeinde zu werfen.

Die „Kreuzzeitung“ ist die Antwort nicht schuldig geblieben. Ebensowenig ist aber die ursprüngliche Vermutung begründet, als ob die freisinnige Partei als solche hinter der Veröffentlichung stände und der Auszug aus dem Tagebuche zu gunsten dieser Partei tendenziös gemacht sei. Diese Vermutung mußte sich zunächst jedem aufdrängen, der sah, wie die freisinnige Partei, ohne Rücksicht auf das Vaterland und den toten Kaiser die beklagenswerte Indiskretion nur im Partei- und Wahlinteresse ausnutzte und zu einer Haupt- und Staatsaktien aufbauschte.

In Wahrheit hat sich Geffcken nie mit irgend einer Partei solidarisch verbunden gefühlt, vielmehr stets eine Haltung eingenommen, die ihm freie Hand ließ. Seiner Preßthätigkeit ist das ebenso sehr zu statten gekommen, als es seinen Versuchen, ins Parlament zu gelangen, im Wege gestanden hat. In den Blättern konnte er sich seine Gegenstände auswählen, er schrieb sowohl in konservativen — auch unsere Zeitschrift zählte ihn zeitweise zum Mitarbeiter — als liberalen Blättern. Wenn er aber als Kandidat für den Reichstag auftrat, mußte er Farbe bekennen, und da er aus seinen Ansichten nie ein Hehl machte, so erregte er nach allen Seiten hin Anstoß und konnte sein Ziel nie erreichen.

Die Wahlen zum preußischen Abgeordnetenhaus, wenigstens die entscheidenden Wahlmännerwahlen, werden vollzogen sein, wenn dies Heft in die Hände der Leser gelangt. Das Vorhersagen ist immer ein mißliches Ding, am mißlichsten bei Wahlen, auf deren Ausfall unberechenbare Einflüsse häufig im letzten Augenblick noch ändernd und entscheidend einwirken. Wir wollen uns daher auch hier alles Prophezeiens enthalten und aus der Wahlbewegung nur einige bemerkenswerte Züge, die für die Entwickelung des Parteiwesens und für die Stellung der Parteien zu der preußischen Regierung von Bedeutung sind, hervorheben.

Der Wahlkampf des letzten Monats — das ist das Wichtigste — hat sich nicht zu einem Kampf gegen die Freisinnigen gestaltet, sondern zu einem Kampf gegen die Konservativen. Bald im Bunde mit den Freisinnigen, bald Hand in Hand mit den Freikonservativen gehen die Nationalliberalen in vielen Wahlkreisen gegen den Besitzstand der Konservativen vor. Nur in wenigen Wahlkreisen haben sich die Konservativen aufgerafft, Gleiches mit Gleichem zu vergelten. Während der ganzen Wahlbewegung waren die Nationalliberalen das verhätschelte Schoßkind der Regierung, denen nur ganz leise auf die Finger geklopft wurde, wenn sie gar zu intim mit dem Freisinn wurden,

während die Konservativen ernstlich zur Ordnung gerufen wurden, sobald sie irgendwo unerlaubte Selbständigkeitsgelüste zeigten. Anzuerkennen ist freilich, daß die Tonart der Offiziösen im allgemeinen gegen die Konservativen eine anständigere geworden ist, nachdem sie, soweit ersichtlich einem Allerhöchsten Befehl gemäß, mit einer dahin gehenden Weisung versehen worden sind.

Unter der Hand aber scheint der ganze Regierungseinfluß, soweit derselbe sich von Berlin aus dirigieren läßt, für die Nationalliberalen in die Wagschale geworfen zu sein. Wo das aber nicht angängig gewesen ist, da ist doch wenigstens auf Beseitigung der unabhängigen selbständigen Elemente innerhalb der konservativen Partei und auf Ersetzung durch unbedingt gouvernementale Abgeordnete hingewirkt. Nur aus diesem Vorgehen der Regierung läßt es sich erklären, daß drei anerkannte Führer der Konservativen, die trotz aller Willfährigkeit gegen die Regierung doch auf Selbständigkeit nicht ganz verzichten, andererseits aber auch nicht wohl in einen ausgesprochenen Gegensatz zur Regierung geraten wollen, auf eine Wiederwahl verzichtet haben, nämlich v. Minnigerode, Justizrat Grimm und v. Rauchhaupt. Letzterer hat sich allerdings noch im letzten Augenblick zur Annahme einer Wahl, aber in einem anderen Wahlkreise entschlossen, während sein bisheriger Wahlkreis den Freikonservativen hat überlassen werden müssen.

Man fragt sich, aus welchen Gründen die preußische Regierung die Konservativen so arg befehdet, obgleich dieselben doch in allen entscheidenden Fragen schließlich immer auf Seiten der Regierung gestanden haben, während den Nationalliberalen dies gar nicht eingefallen ist. Man wird auf diese Frage nur die eine Antwort finden können, daß der leitende Staatsmann nach dem Grundsatz: divide et impera verfährt in der Besorgnis, daß eine starke konservative Partei unter Führung fester unabhängiger Charaktere in Zukunft in unbequemer Weise selbständig vorgehen und einen Rückhalt in der bekannten Gesinnung des Monarchen finden möchte, der alle politischen Vorgänge vom Standpunkt der christlichen Weltanschauung aus beurteilt und selbst ein ausgeprägter Charakter ist.

Ihre ärgsten Feinde sind freilich die Konservativen selbst. Sie zählen in ihren Reihen, namentlich in Preußen, nicht genügend unabhängige, mit einem weiten freien Blick versehene Männer, die nur die Sache und nichts anderes im Auge haben, und statt dessen gar zu viele Männer, die nur Opportunitätspolitik zu treiben wissen. Nur so erklärt es sich, daß ohne jeden ersichtlichen Grund Wahlkreise ganz ohne Kampf den Nationalliberalen und Freikonservativen überlassen sind, daß die „Konservative Korrespondenz“ Monate lang gegen die eigene Presse schreiben und der Führer der Partei im Reichstage auf dem konservativen Parteitage in Halle sich zu der Aeußerung hat hinreißen lassen, daß die Konservativen mit dem Fürsten Bismarck gehen müßten, wenn sie auch hin und wieder, wie die Gegner sagen, einen „Tritt“ bekommen. Jetzt soll freilich diese Aeußerung nur „scherzhaft gemeint“ gewesen sein, aber wir fürchten, daß des Herzens wahre Meinung in ihr wiederklingt, wenn auch die Form des Ausdrucks im Eifer der Rede vielleicht unüberlegt gewesen ist. Herr v. Helldorf hat weiter geklagt über Mangel an Einmütigkeit, an Opferwilligkeit, an Eifer und Fleiß in der konservativen Partei. Dieser Vorwurf ist in vielen Fällen begründet, wie jeder zugestehen muß, der gezwungen gewesen ist, in der konservativen Wahlarbeit mitzuwirken. Aber wir können die Berliner Parteileitung von der Mitschuld nicht freisprechen. Es wäre nicht soweit gekommen, wenn dieselbe sich charakterfester gezeigt und sich nicht in die Opportunitätspolitik der „Post“ und Genossen hineinziehen ließe. Ein mitteldeutsches konservatives Blatt schreibt hierüber und giebt damit der Meinung weiter Kreise Ausdruck:

„Die Parteileitung hätte es nicht so weit kommen lassen dürfen, wie es jetzt gekommen ist. Aber wie konnte sie etwas thun, da sie durchaus nicht gewillt ist, den „rechten Flügel“ der Partei zu stärken, sich mit diesem unter allen Umständen solidarisch zu

erklären. Die Parteileitung ist längst nicht mehr getragen von dem Vertrauen des Kernes der konservativen Partei. Herr von Helldorf hat neulich darüber geklagt, daß es nicht gelinge, die für die Centralleitung nötigen 30 000 M. aufzubringen. Ja, wer wird denn dieser Centralleitung etwas geben? Die „Conf. Corr.", welche so viel Geld verbraucht, hat viel mehr geschadet, als genützt, und wenn sie in letzter Zeit etwas besser war, als früher, so kommt diese Besserung zu spät. Wenn die konservative Fraktion nie einen Zweifel darüber gelassen hätte, daß sie mit Männern wie Stöcker, Hammerstein, Minnigerode stehe und falle, so würde man diese Männer nicht an die Wand zu drücken gewagt haben."

Daraus folgt nun aber nicht, daß die konservative Partei sich ohne Grund in Opposition zum Fürsten Bismarck stellen sollte, oder als ob wir meinten, daß der Fürst ein Parteimann sein oder wieder werden könnte. Aber jeder wird so behandelt, wie er es verdient. Nur die Partei findet Achtung, die sich selbst achtet. In jener Aeußerung über die Annehmbarkeit von „Tritten", vermissen wir die erforderliche Achtung vor sich selbst und der eigenen Meinung. Daß wir jede faktiöse Opposition der konservativen Partei gegen den Reichskanzler und gegen die Regierung verwerfen, brauchen wir nicht zu versichern. Wir halten einen Gegensatz zwischen der Partei und der Regierung immer für eine bedauerliche Thatsache. Ist ein solcher vorhanden, so wird die Vertretung desselben im Parlament sowohl, als in der Presse, sich immer in solchen Formen zu kleiden haben, daß dadurch die Achtung vor der Regierung nicht verletzt wird. Einer im allgemeinen konservativ gerichteten Regierung gegenüber sollte überhaupt die konservative Partei, wenn die Regierung auf Durchbringung einer Maßregel Gewicht legt, oder wenn die Regierung bereits engagiert ist, nur dann opponieren, wenn und in sofern die Aufgabe eines Prinzips verlangt wird, auf dem die konservative Partei beruht. In vielen Fällen kann ohnehin die Regierung, von der hohen Warte aus, auf der sie steht, Personen und Dinge leichter und besser beurteilen, als dies den einzelnen Abgeordneten oder auch der einzelnen Partei möglich ist. Mit dieser Anschauung über das wünschenswerte Verhältnis der konservativen Partei zur Regierung, wie wir sie auch bei den Wahlen zum Ausdruck gebracht sehen möchten, befinden wir uns in vollster Uebereinstimmung mit dem Fürsten Bismarck selbst.

Gelegentlich der Verhandlungen über den hannoverschen Provinzialfonds führte der Fürst Bismarck am 5. Februar 1867 im preußischen Abgeordnetenhause gegenüber dem konservativen Abgeordneten v. Brauchitsch aus: „Der Herr Abgeordnete scheint mich insofern nicht verstanden zu haben, als hätte ich verlangt, ich erwarte und fordre von der konservativen Partei, daß sie unbedingt der Regierung folge. Ich habe in meiner Rede ausdrücklich bemerkt, ich verlange das nicht, ich kann es nicht verlangen, wo große Prinzipien sich scheiden, und wo die Regierung von den großen Prinzipien, auf denen die Stellung der konservativen Partei beruht, sich entfernen sollte. — Ferner ist es etwas anderes, wenn es sich um Dinge handelt, wo nicht ein fait accompli vorhanden ist; aber wo die Regierung engagiert ist, wo die Sache nicht mehr res integra ist, wo sie vor der Wahl nicht mehr res integra war, da habe ich, so lange ich auf jenen Bänken der konservativen Partei saß, niemals der Regierung Verlegenheiten zu bereiten gesucht."

Im besonderen führte sodann der Fürst bezüglich seines Verhaltens als konservativer Abgeordneter gegenüber dem konservativen Ministerium Manteuffel noch aus: „Hätte es mir eine Forderung gestellt zur Aufgabe von gewissen Prinzipien, die ich unzweifelhaft und klar als große Grundideen meiner Parteistellung anerkannte, so würde ich gegen das Ministerium gestimmt haben, und das Ministerium war darauf vollkommen vorbereitet und es hat gewußt, daß es so kommen würde; beispielsweise habe ich noch, als ich schon im Dienste war, im Herrenhause gegen die Grundsteuer gestimmt, ohne daß dadurch meine Beziehungen zu meinem Allergnädigsten Herrn und zu

dem Ministerium alteriert wurden, weil sie wußten, daß ich nach der Konsequenz meiner gesamten prinzipiellen Parteistellung nicht anders handeln konnte."

Wir möchten wünschen, daß diese Anschauungen über das Verhältnis der konservativen Partei zur Regierung Gemeingut der ganzen Partei würde.

Neben dem Kampf der Mittelparteien und Offiziösen gegen die Konservativen oder, wie sie selbst sagen, gegen die „Extrem-Konservativen" und einzelne bestimmte Männer der konservativen Partei, wie Hofprediger Stöcker, Freiherr von Hammerstein und von Rauchhaupt, geht das Bestreben der Mittelparteien — das ist das zweite charakteristische Merkmal des diesmaligen Wahlkampfes — dahin, sich mit der Person des Kaisers zu decken und den Kaiser zum Schildhalter ihrer alle politischen und kirchlichen Prinzipien verwischenden Bestrebungen zu machen. Dem Grafen Douglas, einem in weiteren Kreisen unbekannten Abgeordneten, der aber behauptet, das besondere Vertrauen des Kaisers zu genießen, war es vorbehalten, zum Gegenstand seiner Wahlrede den Kaiser selbst als „Kartellkaiser" zu machen, ihn hinzustellen als Schutzpatron mittelparteilicher Bourgoispolitik. Wenn ein Mann, wie Graf Douglas, wirklich von dem Monarchen mit seinem Vertrauen beehrt wurde, so ist doch dabei schwerlich Voraussetzung gewesen, daß er über solche vertrauliche Mitteilungen Reden halten und Artikel schreiben werde. Hält der Kaiser es für erforderlich, seine persönliche Willensmeinung seinem Volk kund zu geben, so wird er sich schwerlich den Grafen Douglas oder irgend einen anderen Abgeordneten zu seinen Dollmetscher wählen, sondern er wird sich selbst direkt in Form einer Botschaft oder in anderer geeigneter Weise an sein Volk wenden. Nur dies ist die der Würde des Monarchen entsprechende Weise, sich zu äußern. Wenn aber Graf Douglas und alle Offiziösen nach ihm, sich bemühen, den Kaiser auf ein mittelparteiliches Programm festzulegen, so verletzt dies Verfahren das monarchische Gefühl und giebt dem Freisinn, wie die Thatsachen es bewiesen haben, nur neue Handhaben. Wenn jene Männer, z. B. Hofprediger Stöcker, auf deren Kosten Graf Douglas seine Enthüllungen machte, mit gleichen Indiskretionen antworteten, wohin sollte das führen?

Auch die Centrumspartei ist mit einem langen Wahlaufruf hervorgetreten. Derselbe charakterisiert sich kurz dahin, daß das Centrum seine Kampfesstellung beibehalten will und bereit ist, jederzeit nach Bedürfnis wieder zur Offensive überzugehen. Etwas anderes war auch nicht zu erwarten. Charakteristisch für das gesteigerte Selbstgefühl der Katholiken und für die Stellung ihrer Kirche in Preußen ist aber das Eingreifen des Erzbischofs von Köln und des Bischofs von Münster in die Wahlbewegung durch Erlaß von Hirtenbriefen, welche von allen Kanzeln verlesen werden sollen.

Allen Gläubigen wird die Beteiligung an den Wahlen dringend ans Herz gelegt, dem Klerus wird aufgegeben, sich nicht allein selbst bei den Wahlen zu beteiligen, sondern auch, wo dieses erforderlich ist, mit Ruhe und Umsicht, durch Wort und Beispiel auf die Wahl von Abgeordneten hinzuwirken, welche Gott fürchten, den König ehren und für die Windthorst'schen Schulanträge stimmen.

Diese Wahlkundgebung der Bischöfe ist nichts anderes als eine Mobilmachung des ganzen Klerus für den Wahlkampf. Der schönen Redewendungen entkleidet, sind diese Hirtenbriefe nur ein Befehl an die gesamte Geistlichkeit, ihren ganzen Einfluß in den Dienst der ultramontanen Wahlpolitik zu stellen. Wie würden die Offiziösen zur Blütezeit des Kulturkampfes gegen diese Hirtenbriefe gewettert haben. Heute schweigen sie entweder ganz oder sie suchen, wie die „Nordd. Allg. Ztg.", an der Hand päpstlicher Aussprüche sie zu kommentieren. Da das katholische Volk aber nicht aus der offiziösen, sondern aus der klerikalen Presse seine Belehrungen empfängt, so werden diese Bemühungen der Offiziösen wohl nur auf einen Heiterkeitserfolg rechnen können.

Uebrigens wird hoffentlich das Centrum nach der großartigen Wahlbeeinflussung der Bischöfe, der gegenüber die Wahlbeeinflussung der Regierung, Beamten, Arbeitgeber und

sonstigen Personen, welche nach bekannten Anträgen desselben bei unerlaubter Wahlbeeinflussung mit schwerer Kriminalstrafe belegt werden sollten, ein wahres Kinderspiel ist, den Reichstag mit ähnlichen Anträgen in Zukunft verschonen. Aber wer weiß? Ja Bauer, das ist ganz was anderes! wird es dann wohl heißen.

Auf dem **kolonialen** Gebiet hat der Oktober nur Hiobsnachrichten gebracht. An der ganzen unter der Oberhoheit des Sultans von Sansibar stehenden Küste, an der die deutsche ostafrikanische Gesellschaft die Zollverwaltung übernommen hat oder hat übernehmen wollen, ist ein Aufstand ausgebrochen. Die Beamten der Gesellschaft sind teils ermordet, teils verjagt. Selbst den Landungstruppen der deutschen Kriegsschiffe ist Widerstand geleistet worden. Auch auf die unter Verwaltung der englischen afrikanischen Gesellschaft stehenden Küstenstriche hat sich der Aufstand verbreitet. Ob man es nur mit einer Revolte der Küstenbevölkerung zu thun hat oder mit einer weitgehenden gegen die Europäer gerichteten innerafrikanischen Bewegung, darüber fehlen noch sichere Nachrichten.

An der Küste sind die eigentlichen Leiter der Bewegung die arabischen Walis, die alte Beamten des Sultans von Sansibar die der Kontrole und dem Oberbefehl von Europäern unterstellt werden und im Weigerungsfall Haus und Amt aufgeben sollten. Ob diese aber gewagt haben würden, sich mit bewaffneter Hand zu widersetzen, wenn sie sich nicht eines Rückhaltes an einer innerafrikanischen Bewegung, an den Sklavenhändlern, an dem zweifelhaften Tippu Tip und an dem Mahdi bewußt gewesen wären, sollte man kaum glauben. Daß bei dieser Sachlage die Aufgabe der deutschen Emin-Expedition eine sehr viel wichtigere, aber auch eine sehr viel schwierigere geworden ist, liegt auf der Hand. Ohne einen starken Rückhalt an der Küste wird sie nicht vordringen können.

Zur Bekämpfung des Aufstandes scheint ein gemeinsames Vorgehen von Deutschland und England geplant zu werden. Ob und inwieweit ein Eingreifen des Reiches in Aussicht steht, darüber lassen sich nur Vermutungen aufstellen. Da aber offiziös sowohl die afrikanische Gesellschaft als auch der Sultan für unfähig erklärt sind, die Ruhe wiederherzustellen, so scheint damit angedeutet zu sein, daß das Reich an der Küste für Ruhe sorgen werde. In seinen großen kolonialpolitischen Reden im Reichstage hat der Reichskanzler ausdrücklich den Schutz des Reiches für Angriffe aus der unmittelbaren Nachbarschaft den gedeihenden kaufmännischen Unternehmungen verheißen. Die Wiederherstellung der Ruhe an der Küste liegt also noch innerhalb des für die Thätigkeit des Reiches auf dem kolonialen Gebiet vom Kanzler gezogenen Grenze.

* * *

Die **auswärtige Lage** haben wir bereits bei Besprechung der Kaiserreisen gestreift. Das enge Zusammenstehen des Dreibundes, das durch dieselben von Neuem bewiesen ist, hat natürlich das Mißfallen der europäischen Störenfriede erregt. Die russischen Blätter beginnen wieder in dem denkbar gehässigsten Ton gegen Deutschland und Oesterreich zu schreiben. In Wien haben abermalige russische Truppenverschiebungen an der österreichischen Grenze Aufmerksamkeit erregt und halten mit Recht unsere österreichischen Verbündeten wachsam. In Rußland wird die nunmehr ausgesprochene Ehescheidung des Königs Milan von Serbien und der Königin Natalie erneut böses Blut machen. Der russische Stolz wird nicht nur durch diese gegen den Willen der aus Rußland stammenden Königin durchgeführte Scheidung verletzt, sondern durch ihre Entfernung aus Serbien verliert dort Rußland auch seine beste Stütze. Zur Bekämpfung des österreichischen hierdurch steigenden Einflusses wird voraussichtlich von russischer Seite in verstärktem Maßstabe unter der Hand gegen König Milan gewühlt und das gekränkte Recht der Königin zum Aushängeschild benutzt werden. Nur aus diesen Gründen haben die ehelichen Zwistigkeiten des serbischen Königspaares, die schon öffentliches Aergernis erregt haben, die Aufmerksamkeit weiterer politischer Kreise auf sich gezogen.

In **Oesterreich** hat sich bald nach Abreise unseres Kaisers von Wien ein teilweiser Ministerwechsel vollzogen. Die ausschlaggebenden Gründe zu demselben sind nicht bekannt geworden, und der Ministerwechsel ist gerade in umgekehrter Richtung erfolgt, als die allgemeine Meinung annahm. Nach dieser sollte die Stellung des Grafen Taaffe erschüttert sein und ward eine Verschiebung des Schwerpunktes des Ministeriums nach links erwartet. Allgemein aufgefallen war auch, daß bei dem reichen Ordenssegen, der den österreich-ungarischen Staatsmännern bei Anwesenheit unseres Kaisers zu teil geworden, nur Graf Taaffe, das Haupt des Kabinets, leer ausgegangen war. Ueber die Ursache dieser allerdings auffälligen Thatsache, welche in den Berliner offiziösen Blättern mit vollständigem Stillschweigen übergangen ist, kann man sich nur in Mutmaßungen ergehen. Vielleicht wird man aber der Wahrheit mit der Annahme nahekommen, daß die Zurückdrängung des deutschen und die Begünstigung des czechischen Elementes doch in Berlin Mißfallen erregt hat, dem mit der Uebergehung des Grafen Taaffe bei der Ordensverleihung Ausdruck verliehen ist. Hierin würde allerdings ein Eingriff in die inneren österreichischen Verhältnisse liegen.

Der gegen alles Erwarten erfolgte Entschluß des österreichischen Monarchen, die Stellung des Grafen Taaffe durch Ernennung des Ritters von Zaleski zum Minister ohne Portefeuille und namentlich des Grafen Schönborn zum Justizminister zu verstärken, charakterisierte sich alsdann als eine Zurückweisung der deutscherseits versuchten Beeinflussung der inneröstereichischen Verhältnisse. Graf Schönborn ist kein Czeche, sondern ein Deutscher. Politisch gilt er als feudal ultramontan und den altczechischen Bestrebungen zur Herstellung Böhmens als unabhängiges Kronland zugeneigt.

Von reichsdeutschem konservativen Standpunkte aus kann man die weitere Entwickelung der österreichischen Verhältnisse nur mit getheiltem Herzen und mit großer Sorge betrachten. Eine deutsche und konservative Partei fehlt dort gänzlich. Die uns der Nationalität nach nahestehende Partei ist die Deutsch-Liberale. Diese ist aber stark links gerichtet und steht vollständig unter jüdischem Einfluß. Sie wird weniger nach deutschen, als nach den dem internationalen Judentum passenden Gesichtspunkten geleitet. Ebenso ist bis auf das Vaterland, die deutsche Presse ganz in den Händen der Juden. Das Vaterland wiederum und der demselben nahestehende deutsche Lichtenstein-Club ist vollständig ultramontan. Endlich die Czechen und Polen, erstere wiederum mit Ausnahme der radikalen Jungczechen, vertreten zwar im allgemeinen eine politische Anschauung, die das Bestehende erhalten will, sind aber erbitterte Feinde unserer Nationalität. Es giebt zwar unter der deutschen Aristokratie Oesterreichs Männer, die auch eine deutsche und in unserem Sinne konservative Denkweise haben. Diese sind aber ohne Fühlung mit einander und ohne Einfluß. Manche von diesen schließen sich den Altczechen an, um durch ihre Vereinigung mit der herrschenden Partei sich Geltung zu verschaffen und für ihre Nationalität zu retten, was zu retten ist. Der Wirrwarr ist, wie man sieht, so groß, daß er kaum größer gedacht werden kann. Kaiser Franz Josef verdient alle Bewunderung, daß er das österreichische Staatsschiff noch immer unversehrt durch alle diese Klippen und Untiefen geführt hat. Sollte die Hoffnung der Czechen, die Krönung des Kaisers in Prag mit der Wenzelkrone, in Erfüllung gehen, so möge Oesterreichs guter Stern den damit beginnenden Trialismus eben so gut ertragen, wie bisher den Dualismus!

In **Frankreich** hat die Mißstimmung über die Kaiserreisen sich Luft gemacht durch die Zertrümmerung des Schildes des deutschen Konsuls in Havre, für welche aber vollständige Genugthuung seitens der Behörden geleistet ist, und durch einen üblen Empfang, der dem König von Würtemberg bei seiner Ankunft in Nizza mit Pfeifen und Zischen bereitet ist. Daß aber auch in den offiziellen Kreisen Frankreichs die Revanchegelüste gegen Deutschland und der Haß gegen das ihm verbündete Italien alles andere überwiegt und die unvereinbarsten Gegensätze vereint, das beweist von neuem, wenn es überhaupt noch eines Beweises bedürfte, daß die Regierung der glaubenslosen Republik der Propaganda in Rom angezeigt hat, daß sie die von Crispi den italienischen

Schulen und Missionen im Orient entzogenen Unterstützungen zahlen werde. Der Zorn über die verhaßten Nachbarn überwiegt doch noch die feindselige Gesinnung gegen die Kirche.

Für Fremde wird Frankreich je mehr und mehr ein unwirtliches Land. Das Spionengesetz, die Ausbrüche der Volkswut gegen einzelne Reisende, die Unmöglichkeit für Deutsche in Frankreich Recht zu suchen, weil kein Advokat ihre Vertretung vor Gericht übernehmen will, scheint uns dies aber mehr zu beweisen, als das am 9. Oktober vom Präsidenten der Republik unterzeichnete Dekret bezüglich der in Frankreich wohnenden Fremden, welches allgemeines Aufsehen erregt hat. Stände dies Dekret im öffenlichen Leben allein da, erhielte es nicht durch die in Frankreich bestehende Fremdenhetze ein ganz besonderes Gepräge, so wäre gegen die Bestimmungen desselben wohl nicht viel einzuwenden. Aehnliche Bestimmungen zur Kontrole der Fremden bestehen in den meisten Ländern und sind auch nicht gut in einem civilisierten Lande zu entbehren, in denen eine Ueberflutung mit fremden Arbeitern unter Umständen ein wirtschaftliches Uebel ersten Ranges werden kann, gegen die im Interesse der einheimischen Bevölkerung seitens der Regierung eingeschritten werden muß. Freilich läßt sich das Fremdendekret politisch ausnutzen. Zunächst aber scheinen durch dasselbe nicht sowohl die Deutschen, als die italienischen und belgischen Arbeiter betroffen zu sein, deren Betriebsamkeit der französischen Arbeiterbevölkerung schon längst ein Dorn im Auge gewesen ist.

Die Kammern sind in diesem Monat wieder zusammengetreten und damit hat der übliche Kampf um Sein oder Nichtsein des Ministeriums begonnen. Das Kabinet Floquet hat sein Versprechen eingelöst und den Entwurf zur Verfassungsrevision, die um ihrer selbst wegen eigentlich niemand will, vorgelegt. Das Wesentliche des Entwurfs ist die Absicht, eine durch das allgemeine Stimmrecht direkt gewählte Deputiertenkammer zu schaffen, die sich alle zwei Jahre durch Neuwahl des Drittels ihrer Mitglieder erneuert, wodurch es möglich wird, das Auflösungs- und Vertagungsrecht aufzuheben. Dazu kommt ein durch das allgemeine Stimmrecht in 2 Abstufungen (indirekt) nach Alter und Wählbarkeit betreffenden Spezialbestimmungen gewählter Senat, welcher Kontrole über alle Gesetze hat und sich alle zwei Jahre zu denselben Zeiten wie die Deputiertenkammer drittelweise erneuert.

Die gemäßigt republikanischen und opportunistischen Journale waren ganz entsetzt über das Revisionsprojekt, vor allem die „République Française“, welche den Entwurf eine Entwaffnung der Republik nannte. Das radikale Ministerium (so meint das leitende Blatt der Gemäßigten) enthaupte den Präsidenten der Republik, indem es ihn des Auflösungsrechtes und des Rechtes, an die Nation zu appelieren, des Vertagungsrechtes und des Rechtes, den Staatsrat zu ernennen, beraube; es enthaupte den Senat, indem es ihm das Auflösungsrecht nehme, und es enthaupte die Kammer, indem es sie der Integrität ihrer gegenwärtigen legislativen Macht beraube. Der Präsident der Republik sinke zu einer nutzlosen und lächerlichen Unterschriftmaschine und der Senat zu einer Registratur-Versammlung herab. Die große Mehrzahl der republikanischen Deputierten war sicher gleicher Ansicht wie die „République Française“, aber nur ein kleiner Teil wagte es, die Konsequenzen dieser Ansicht zu ziehen. Denn als Floquet die Vertrauensfrage stellte, blieb er in der Mehrheit. Ein großer Teil der Republikaner scheute den Anschluß an die Monarchisten, die natürlich gegen Floquet stimmten, und die Radikalen hatten den Gewinn davon. Damit ist vorläufig die Stellung von Floquet wieder befestigt. Sein Entwurf ist in die Kommission gegangen. Unter den gegenwärtigen parlamentarischen Verhältnissen rechnet niemand auf eine Erledigung der Revision; erst die allgemeinen Kammerwahlen des kommenden Jahres sollen die Entscheidung herbeiführen. Ob aber bis dahin die Verhältnisse schon gereift sind für eine heilsame Wandlung in den Geschicken Frankreichs, muß dahingestellt bleiben. Gewiß ist nur, daß alle Versuche, dem liberalen Regime neues Leben einzuhauchen und ihm speziell die Fähigkeit beizubringen, ein stabile Regierung zu erzeugen, kläglich wie bisher scheitern werden.

Wirtschaftspolitik.

Die Brodpreisfrage beginnt bereits brennend zu werden, und was wir gelegentlich früherer Berührung der Schutzzollfrage und ihrer Folgerungen ausgesprochen haben, daß ohne gleichzeitige Einwirkungen und Maßnahmen, welche der Spekulation bez. Agiotage für die notwendigsten Lebensmittel den Boden thunlichst entzieht, trifft bereits ein. In Deutschland beginnt die Demagogie die „Brodteuerung durch die Schutzzölle“ bereits bei den Wahlen und zu sonstiger Aufregung der Bevölkerung auszubeuten, und in Frankreich haben Unruhen stattgefunden, weil die Bäcker ihre Oefen kalt gestellt haben, indem sie einerseits die von den Behörden aufgestellte Brodtaxe für zu niedrig erklärten, andererseits die Löhne der Gehülfen um fast zwanzig Prozent herabsetzten und dieselben dadurch zur Arbeitseinstellung zwangen. Es ist bereits gefordert worden, um die Ernährungsgefahr, welche dadurch entstanden ist, einzudämmen, die Oefen seitens der Gemeinden mit Beschlag zu belegen und damit auf Gemeinderechnung Brod zu backen. Diese Maßregeln würden gar nicht nötig sein, wenn man nicht jahrtausendelange Lehren in den Wind geschlagen und die Brod- und Fleischversorgung der Bevölkerung rücksichtslos der Spekulation preisgegeben hätte. Der Einwand der Bäcker, daß sie bei dem von den Gemeinden festgestellten Taxpreis, obgleich derselbe nicht niedrig bemessen erscheint, nicht bestehen könnten, ist nicht ganz zu übergehen. Seitdem die Bäckerei und Metzgerei freigegeben und die Taxen beseitigt worden, ist diese Freigebung sofort kapitalisiert worden. Die damaligen Bäckerei- und Fleischereibesitzer wurden durch die Beseitigung der Taxe sofort Kapitalisten und Rentiers; sie verkauften einfach ihre Geschäfte und die Kapitalbelastung, welche, später gelegentlich weiterer Verkäufe noch mehr gesteigert, daraus für das Gewerbe entstand, ist natürlich für diejenigen Gewerbetreibenden, welche neuerdings gekauft und vielleicht mit erheblichen Schulden begonnen haben, sehr drückend, so daß sie der Wiedererrichtung der Brod- und Fleischtaxe mit Schrecken entgegensehen. Es wird auch kaum angehen, wenigstens in den großen Städten, denselben Maßstab für die Brodtaxe anzulegen wie früher, wo der Brodpreis dem Roggenpreis gleich war, da man Back- und Mahllohn als einerseits durch die Kleie, andererseits durch den Gewichtsgewinn infolge des Wasserzusatzes für gedeckt annahm — wobei sich bekanntlich die Bäcker ganz wohl befanden. Indes war es zu jener Zeit nicht üblich, daß die Backwaren seitens der Bäcker dem Käufer zugesandt wurden, sondern sie wurden abgeholt, während das jetzt übliche Zubringen selbstverständlich die Kosten der Bäcker erhöht. Immerhin aber muß das Gemeinwesen endlich wieder Anstrengungen machen, die Lebensnotdurft von der Wucherei zu befreien. Es muß gesetzlich festgestellt werden, daß der Brodpreis, und zwar für Brod, das höchstens dreißig Prozent Wasser enthalten darf, nicht mehr als fünfundzwanzig Prozent über dem Roggenpreis sein darf. Nur auf diese Weise ist eine zweckentsprechende Wirksamkeit der Schutzzölle möglich. Selbstverständlich sind ähnliche Bestimmungen auch hinsichtlich des gewöhnlichen Weißgebäckes zu treffen. Die Einwände der Bäcker sind umsomehr zurückzuweisen, als dieselben einen wesentlichen Teil ihrer Schwierigkeiten sich selbst zuziehen, indem sie nicht selbst mahlen, sondern das Mehl kaufen. Dazu sind sie auch heute noch nicht genötigt.*) Es liegt aber gerade hier ein Punkt, wo der Hebel gegen den Wucher angesetzt werden muß. Wenn wir z. B. die jüngste Preisbewegung in Frankfurt a. M., einer Stadt, wo sich Getreidebau und Getreideeinfuhr außerordentlich nahe berühren, kurz betrachten, so werden wir dies leicht erkennen. Es waren dort notiert 1888er

---

*) Anm. d. Red. Wir geben die Ansichten unseres Herrn Referenten als Material zum Nachdenken wieder; die Leser der Monatsschrift mögen selbst hier und da ihr Fragezeichen machen.

	1. März:	2. Juli:	3. Septbr.:	24. Septbr.:
Roggen, hiesiger:	13¾;	14¾;	14¼—½;	14¾—15½.
„ russischer:	13¼;	14;	15½—¾;	16¼—½.
Roggenmehl 0:	21½—22½;	23—23¼;	25—26;	25½—26½.
„ 0/1:	19½—20½;	22½—22¾;	23—24;	23½—24½.
„ 1:	17—18;	18—19;	21—22;	21½—22½.
„ 2:	14—15;	15½—16½;	17½—18½;	18—19.

Während also Roggen vom März bis Juli um sieben Prozent gestiegen ist, und während am 3. September der Preis für hiesigen Roggen gegen den 2. Juli sogar um 2½ Prozent herabgesetzt erscheint, finden wir die Mehlpreise um nicht weniger als zweiundzwanzig Prozent gesteigert. Es bedarf wohl nur der Hervorhebung dieser aus den Berichten der Spekulanten selbst hervorgehenden Thatsache, um zu zeigen, wohin sich die Bäcker, um ihren Vorteil sich zu erhalten, zu wenden haben, und von wo ihnen trotz der Aufhebung der gesetzlichen Brodtaxe eine solche doch mit wirklicher Daumschraubenwirkung gemacht wird. Dabei ist noch hervorzuheben, in welcher Weise man den deutschen Roggen gegen den russischen im Wert herabzusetzen sucht. Vorgearbeitet war dieser Hantierung schon durch die Börsenpresse, in der schon seit geraumer Zeit mit Beflissenheit öfters wiederholt behauptet wurde, daß die deutschen Landwirte ihr Getreide so schlecht behandelt hätten, daß es fast unbrauchbar sei. Und so sehen wir denn die Notierung für russisches Getreide, die im März und Juli noch erheblich unter der für deutsches Getreide stand, im September gewaltig über diejenige für deutschen Roggen hinweggehen. Des Pudels Kern dabei ist aber, daß die Händler gegenwärtig nach der Ernte das deutsche Getreide, das auf den deutschen Märkten zum Verkauf kommt, billig an sich bringen möchten, während sie das eingeführte russische Getreide, das bereits in ihrer Hand ist, teuer verkaufen wollen. Man sieht also, wie das Zwischengeschäft nach beiden Seiten hin, sowohl nach der produktiven als nach der konsumtiven hin die Bevölkerung prellt, und wie wenig auch der bekannte Erlaß des preußischen Handelsministers gegen die Vexationen der Produktenbörse, so erfreulich er an sich ist, die Wirksamkeit der Getreideagiotage hat treffen können. Hier handelt es sich, wie überhaupt, wo die Börse in Frage kommt, um ein System, und wo man ein solches treffen will, kann es nicht geschehen durch einzelne Maßregeln, sondern nur durch systematisches und umfassendes Vorgehen.

Wenn aber unter den Kniffen und Ränken der Spekulatoren und Börse die deutsche Landwirtschaft und namentlich der Großgrundbesitz schwer leidet, so darf andrerseits nicht in Abrede genommen werden, daß hinsichtlich desselben sich bis zu einem gewissen Grade die Sünden der Väter an den Kindern rächen. Die „Einzäumungen" von Gemeinde- und Bauerneigentum, welche in England die Vernichtung der Landbevölkerung und des landwirtschaftlichen Besitzes eingeleitet haben, sind auch bei uns der Fehler der Großgrundbesitzer des vorigen und ehevorigen Jahrhunderts gewesen. Sie haben große Güterbezirke angebahnt, aber die wirtschaftliche Grundlage des Besitzes selbst ist dadurch, wenn nicht vernichtet, doch sehr tief erschüttert worden. Wenn die übergroßen Rittergüter im Osten Deutschlands nur die Hälfte, zum dritten Teil ihrer heutigen Größe hätten und auf dem anderen Gebiet säße ein zahlreicher verbrauchskräftiger Bauernstand, so würde es den großen Gütern in nächster Nähe nicht fehlen an zahlreichen verbrauchskräftigen Mittelstädten und die landwirtschaftliche Produktion Rußlands, Indiens, der Vereinigten Staaten würden ihnen keine so große Sorge zu machen brauchen. Noch heute ist es vielleicht für viele wirtschaftlich gefährdete Rittergutsbesitzer nicht zu spät, sich zu erholen und auch ihre Zukunft geradezu glänzend zu gestalten, wenn sie ihre Güter teilen wollten, den einen Teil als Gut erhalten, den anderen aber zu Bauernbesitz umgestalten wollten. (Die Schwierigkeiten solcher Maßregel sind für den Privatmann

in der Regel viel zu groß. D. Red.) Sicher könnten sie dabei ihren Anteil schuldenfrei haben und es kann gar keinem Zweifel unterliegen, daß derselbe binnen zehn Jahren Wert und Ertrag des früheren ganzen Besitzes haben wird.

Die Besiedelung in Posen durch die Regierung und auch der Versuch des Rittergutsbesitzers Sombert in Stresow sollten hier als Beispiel nicht übersehen werden — wenn auch unter mancherlei Verbesserungen. Ohne Zweifel sind die bäuerlichen Besitzungen, die in diesen Besiedelungen geschaffen worden, zu groß. Es begegnen uns auch aus anderen Gebieten, z. B. aus Westfalen, wo allzugroße Bauerngüter zu finden sind, Klagen, daß die Bauern dort selbst nicht mehr arbeiten, sie spielen die Herren. Das ist einfach die Folge des allzugroßen Besitzes. Wenn man einmal zahlreiches Gesinde halten muß, dann kommt es auf eine Person mehr auch nicht an und der Bauer spielt einfach den Herrn. Wenn aber das Bauerngut anstatt zu 60—100 Hektaren zu nur zwanzig angenommen wird, dann muß der Bauer, wenn er bestehen will, selbst thätig sein, denn er kann nur wenig Gesinde halten und eine Person mehr oder weniger fällt daher merklich ins Gewicht. Daher sollten bei Besiedelungen Bauerngüter von mehr als zwanzig Hektaren in der Regel auch gar nicht vorkommen. Dann werden aber auch da, wo bei großen Gütern nur eine Familie leben kann, wenn auch vielleicht etwas reichlicher, drei bis fünf ihr gutes Auskommen haben. Das ist aber für die Verbrauchsfähigkeit von höchster Wichtigkeit; und von dieser Verbrauchsfähigkeit hängt der Bestand und das Gedeihen des Großgrundbesitzes ab. Um aber den Bauern und Kleinbesitzer auf seiner Scholle zu erhalten, muß gesetzlich bestimmt werden, daß bäuerlicher Besitz nur von ansässigen Bauern besessen sein kann und zu bewirtschaften ist.

Wie dem aber auch sei — unter allen Umständen unterscheidet sich die konservative Anschauung und das konservative Streben von mehr oder weniger demokratisierenden Anschauungen dadurch, daß sie nicht wie diese, wie Münchhausen an einem Strohseil, das sie am „abgehauenen" Ende immer wieder anknüpfen, vom Mond auf die Erde zu kommen suchen, sondern lieber gleich auf demselben bleiben und auf der soliden Grundlage der bestehenden Verhältnisse mit Vorsicht weiter zu bauen suchen.

Daß dabei immer einiger Eifer, vorwärts zu kommen, am Platze sein möchte, leugnen wir nicht. Die Brodunruhen in Frankreich, die neuerdings wieder stärkeren sozialistischen Bewegungen in Belgien und Großbrittanien bezeichnen jedenfalls starke Erhitzung und lassen diese Fragen immer in der ersten Reihe der Aufmerksamkeit und Wirksamkeit erscheinen. Hierzu kommt die rücksichtslose Entfaltung des Kapitalismus auf industriellem Gebiete durch dte Ausbildung der Kartelle. Man hat freilich versucht, diese Kartelle auf den Schutzzoll zurückzuführen. Allein dieselben sind in England zuerst entstanden und haben dort eine noch schärfere Entwickelung erfahren wie anderwärts und das „internationale Schienenkartell", sowie dessen gegenwärtige Erneuerung ist von England ausgegangen. Gegenwärtig ist es im Plane, die gesamten Kohlenwerke Großbrittaniens in die Hände einer einzigen Gesellschaft mit achtzig Millionen Pfund Sterling zu bringen — eine Absicht, die bekanntlich der im Wahnsinn verstorbene Spekulant Grillo in Essen auch hinsichtlich der deutschen Kohlenwerke erstrebte. Die Aussichten des Gelingens jenes Planes sind vielleicht in Großbrittanien nicht besser als in Deutschland. Aber die Ziele, wohin der Kapitalismus strebt, legen sich durch solche Entwürfe klar vor Augen. Von der „Konkurrenz", dem famosen „Wettbewerb", spricht bemerkenswerter Weise auch der Liberalismus gar nicht mehr. Durch die Kartelle wird die Konkurrenz erschlagen. Daß diese Kartelle aber mit ihrer Richtung auf Preissteigerung und Uebertreibung derselben innerhalb der Schutzzollgebiete sich besonders breit machen können, liegt nahe und ist auch von uns vorausgesagt worden. Das ist ein Schatten; und bekanntlich giebt es solchen überall, wo Licht ist; man kommt also über ihn nicht hinweg; aber man kann ihn allerdings wohl erheblich ermäßigen. In der That ist es notwendige Folgerung der Schutzzölle, daß auf dem Gebiete der Arbeiterschutzgesetzgebung nach Maßgabe der kaiserlichen Botschaft entschieden weiter vor-

gegangen werde. Unter gegenwärtigen Umständen fällt der Nutzen der Schutzzölle ausschließlich (??) der Kapitalisierung in den Schoß und die Börse saugt ihn auf, um ihn der fremden Konkurrenz zuzuführen. Dies kann aber nicht die Absicht sein. Es muß daher gesorgt werden, daß ein entsprechend größerer Teil des Gewinnes aus den Schutzzöllen auch den Arbeitern und damit dem Wiederverbrauch zugeführt werde. Hierzu sind Mittel das Verbot der Sonntags- und der Kinderarbeit in den Fabriken, sowie die äußerste Beschränkung der Frauenarbeit; ebenso wie eine strenge Fabrikinspektion hinsichtlich der Verbesserung der Fabrikeinrichtungen zum Schutz der Arbeiter. Solche Einrichtungen sind nicht ohne Kosten für die Industrie zu machen; sie würden größere Ausgaben als bisher für die Löhne und für die Einrichtungen im Interesse der Arbeiter verursachen. Allerdings kennt man auch den Einwand der Industriellen, daß sie solche Einrichtungen zu machen nicht imstande seien. Dann kann man sie aber auf die Schutzzölle hinweisen und darauf, daß dieselben nicht errichtet sein können, um dem Auslande unsere Waren um Spottpreise zu liefern, sondern damit dieselben dem Lande nützen; und sie nützen nur dann, wenn sie unser Verbrauchsvermögen erhöhen, nicht, wenn sie dazu führen, dieses Vermögen zu verschleudern. Und wie jetzt die Dinge stehen, hat allerdings nur die Börse Nutzen von den Schutzzöllen.

Die Börse befindet sich denn auch in lebendigster Bewegung. Die Verfügung des Fürsten Bismarck als preußischen Handelsministers, wonach die Beschaffenheit des lieferbaren Getreides an der Berliner im Durchschnitt erhöht worden ist, erregt zwar immer noch deren Aerger, aber sie hofft auch immer noch, daß sie eine Ermäßigung dieser Bedingungen durchsetzen werde — hoffentlich vergebens. Dazwischen hat aber der Kaffeeschwindel am neuen Terminplatze Hamburg den des alten Platzes Havre bereits überflügelt. Am 2. August war die Hamburger Kaffeenotirung 58, am 5. September 92, am 7. September 200 mit Schluß 185 und am 8. wieder 105. Daß damit der solide Handel zu Grunde gehen muß, läßt sich auch für den Blinden erkennen und hat denn auch von diesen aus Mißbilligungserklärungen hervorgerufen; und man hat gesagt, daß man sich so die Agiotage nicht gedacht habe. Dies sind indes Lächerlichkeiten; man hat sie schon anderswo gesehen; ihre Sprünge sind überall die gleichen. Richten dieselben aber auch überall starken Schaden an, so sind sie doch begreiflicherweise am schlimmsten, wo sie das Lebensmittelgebiet betreffen. Schon längst ist übrigens diese auf das Engste mit der Effektenbörse verquickt. Fast alle Spekulanten „großen Stils“ stehen sowohl in der Effekten-, als in der Produkten- und Waren-Agiotage, wie sich dies auch bei den kürzlichen Bankerotten an der Wiener Börse zeigte. Einem eigentlichen Börsenspekulanten, der nur in Papieren „machte“, fielen mehrere industrielle Firmen, deren Leiter in die Agiotage verwickelt waren, nach. Es handelt sich um Verluste von Millionen.

Dabei verspricht sich die Börse einen „reichen Herbst“ — und anscheinend mit Recht. Die Emissionen sind bereits wieder massenhaft gekommen; außerdem schweben große Finanzgeschäfte in der Luft. Sogar die Bleichröder'sche Firma sollte auf Aktien gesetzt werden. Dies wurde zwar widerrufen, aber es fehlt deshalb nicht an Gründungen aller Art; ebensowenig wie an Emissionen. Demnächst sollen auch die kleinasiatischen Bahnen durch deutsches Geld gebaut werden. Bleichröder soll dabei vermitteln. Das würde wieder eine neue Konkurrenz für Weizen und Viehzucht sein, wenn es glückte und ein großer Kapitalverlust im Fall des Verunglückens. Auf keinen Fall aber konnte Vorteil herausspringen, obgleich unter anderen Verhältnissen deutsche Kapitalanlagen in jenen Gegenden zu den am wenigsten bedenklichen für Deutschland gehören. Allein die kapitalistische Ausbeutungsweise läuft nur auf die Zerstörung des Alten durch das Neue hinaus; so kann denn auch die Ausbeutung jener Gegenden durch die Eisenbahnen keine befruchtende Rückwirkung auf die Heimat des Kapitals mit sich bringen — abgesehen davon, daß die Ueberladung des Landes mit fremden Papieren schon an und für sich zur Stockung führen muß.

Kirche.

Mit dem Herbst, der Jahreszeit der Versammlungen und „Tage", hat sich jetzt wieder eine große Zahl von kirchlichen Vereinigungen zu gemeinsamer Beratung und Verfolgung der jeweiligen speziellen Ziele hin und her in den deutschen Landen versammelt.

Alle diese Vereine und Kongresse auf ihre Absichten und ihren Erfolg hin einer kritischen Prüfung zu unterziehen, ist in dem engen Rahmen eines Monatsberichts schlechterdings nicht möglich. Wir beschränken uns darauf, einiges von dem hervorzuheben, was grundsätzliche Bedeutung beanspruchen kann.

Zu erwähnen ist zunächst die in Berlin stattgehabte Versammlung der Evangelischen Allianz. Es ist ein Zug vorhanden in der gegenwärtigen kirchengeschichtlichen Periode, der auf Einheit in aller Zerrissenheit der getrennten evangelischen Konfessionen hindrängt. Dieser an sich ohne Zweifel berechtigte Zug kann richtige und kann verkehrte Wege einschlagen. Ein verkehrter Weg z. B. war die Herstellung der preußischen Union. Die Einführung derselben bezweckte die Aufrichtung einer äußeren Einheit, wo doch die innere Uebereinstimmung noch fehlte. Die Folge davon war, daß geistige und geistliche Mittel als Waffen nicht ausreichten, sondern daß Gendarmen und Dragoner zur Verwirklichung kirchlicher Ideale zu Hülfe gerufen werden mußten. — Ein anderer Irrweg ist unseres Erachtens der „Evangelische Bund", der kein positives Ziel, sondern eine Negation, die Gegnerschaft gegen Rom, zum Einheitsbande machen will. Ein Bund aber von Männern, die nur in der Feindschaft einig sind, aber auseinanderstreben, sobald es sich um das geringste positive Wirken und Wollen handelt, ist doch nur ein Kartenhaus, das keinen Sturm überdauern kann.

Sehr viel bessere Gründe lassen sich anführen für das Dasein und die Ziele der Evangelischen Allianz. Die Allianz sieht völlig ab von allem Synkretismus; sie nimmt die Verschiedenheit der Konfessionen als gegebene Größe und bis auf weiteres unabänderliche Thatsache hin. Aber sie sucht alle diejenigen zu vereinigen, die neben der Liebe zum engeren kirchlichen Kreise, in den sie hineingeboren oder hineingewachsen sind, sich doch einen offenen Blick und ein weites Herz für das Gute bei den anderen bewahrt haben, die in anderer Schule erzogen, aber einig sind in den Artikeln der stehenden und fallenden Kirche. — Die Vertreter solcher Verschiedenheiten sucht die Allianz in ökumenischer Gesinnung zu stärken und zu derjenigen Arbeit zusammenzufassen, an welcher alle evangelischen Denominationen ein gleiches und lebendiges Interesse haben.

Ein Stück dieser Arbeit ist die Fürsorge für solche Evangelische, welche um ihres Glaubens willen von griechischen oder römischen Kirchenregimenten zu leiden haben. Bei der diesjährigen Versammlung handelte es sich speziell (wie auch früher schon) um die Frage, ob irgend etwas geschehen könne für die unter brutaler Mißhandlung der Russen schwer leidenden Lutheraner der deutschen Ostseeprovinzen. Ein bisher mit dem einflußreichen Oberprokurator der russischen Synode Pobedonoszew geführter Briefwechsel ist durchaus erfolglos geblieben. Der französische Zweig der Evangelischen Allianz hat zugesagt, die Korrespondenz fortzusetzen; ob mit besserem Erfolge, muß dahingestellt bleiben.

Die nächste Weltversammlung der Allianz wird im September 1890 in London stattfinden. Ob dann von größeren äußeren Erfolgen wird geredet werden können, muß gleichfalls abgewartet werden. Bleiben aber solche auch aus, so ist es doch wie gesagt ohne Zweifel von Segen, wenn die Versuche, auf dem Wege dogmatisch formulierten Bekenntnisses zu einer Einheit der Kirche zu kommen, endgültig aufgegeben werden und an ihrer Stelle die einzig mögliche Einheit, die Einheit des Geistes in der Nachfolge Christi, erstrebt wird.

Pflegen aber die Verhandlungen der Evangelischen Allianz kein großes Ergebnis, dagegen wohlthuende Einheit der Gesinnung zu bekunden, so bietet ein immer gleich-

mäßig unerfreuliches Bild der Protestantentag, der sein siebzehntes Jahresfest in Bremen gefeiert hat. Die Deklamationen der Protestantenvereinler gegen hierarchische Bestrebungen, katholisierendes Kirchenregiment, dogmatischen Formelzwang, und wie die Schlagworte alle heißen, sind alt und bekannt. Neueren Datums dagegen ist, daß der Protestantenverein alle seine alten Ideale verleugnet und die einzige Rettung der Kirche in ihrer Verstaatlichung erblickt. Früher hieß das Schlagwort, man wolle die freie Kirche im freien Staat. Seit man aber erkannt hat, daß ohne allen Zweifel die freie Kirche ganz andere Wege gehen würde als die des Protestantenvereins, seitdem verschreit man die Bestrebungen der Kirche, sich freiere Bewegung zu schaffen, als evangelischen Papismus und man setzt den letzten Rest von Hoffnung auf politische Kultusminister und kirchlich gleichgültige Parlamentsmehrheiten, die im liberalen Sinne in die Kirche hineinregieren sollen.

Wenn somit der Protestantenverein selbst in den Dingen, die er nicht will — und im Grunde beschäftigt er sich nur mit solchen — hin- und herschwankt und heute verwirft, was er gestern gefordert hat und andererseits durch völlige Abwesenheit aller positiven Leistungen sich auszeichnet, so kann es Wunder nehmen und die Frage erwecken, woher er denn überall noch seine Lebenskraft nimmt; und da glauben wir, zeigt er, vielleicht der einzige Nutzen, den er bringen kann, auf einen Schaden der Vergangenheit, den die Gegenwart noch nicht völlig überwunden hat. Wir meinen, auf die Uebertreibung des evangelischen Formalprinzips, welchen als Reaktion gegen das vorreformatorisch-katholische, die protestantische Theologie vielfach verfallen war; mit anderen Worten, der Glaube an eine mechanische Verbalinspiration und das zähe Festhalten an demselben hat so viel wunderliche Theologie und Apologetik gezeitigt, daß es in der That selbst für „positive" Christen bisweilen schwer ist, keine Kritik zu üben. Wird erst auf diesem Gebiet die ganze Kirche einen kräftigen Schritt vorwärts gemacht und sich hinweggesetzt haben über die ängstliche Sorge, daß alles zusammenbrechen müsse, wenn man den Buchstaben der Schrift preisgiebt, so wird unseres Erachtens der heut schon mit dem Tode ringende Protestantenverein an völliger Entkräftung sterben.

Ein erfreuliches Bild kirchlichen Lebens enthüllten im Gegensatz zum Totentanz der Christusleugner die mancherlei Vorträge und Ansprachen, welche zum fünfundzwanzigjährigen Jubiläum der Sonntagsschulen oder Kindergottesdienste in Deutschland gehalten worden sind. Aus kleinen Anfängen hat sich das Sonntagsschulwesen auch in Deutschland zu hoher Blüte entfaltet. Gewiß giebt es noch manche Geistliche, die sich, sei es weil die Sache aus England und Amerika kommt, sei es aus anderen prinzipiellen Bedenken, der Förderung dieser Sache entziehen. Ein beliebter Punkt der Kritik ist ja namentlich die behauptete Mangelhaftigkeit der jugendlichen Gruppenleiter. Indessen gehört die Sonntagsschule zu den guten Sachen, die sich langsam aber sicher über alle Bedenken hinweg ihre Straße bahnen. Was speziell die lutherische Kirche auf dem Gebiet der Kinderlehre in früherer Zeit und bisher geleistet hat, ist kümmerliches Stückwerk im Vergleich zur Praxis der Sonntagsschulen. Dort im wesentlichen aus Ueberschätzung der Dogmatik die schulmäßige Förderung der Erkenntnis, die so manchem Kinde die Religion für immer verleidet hat, hier das Bestreben, in kindlicher Form dem Kinde das Evangelium erbaulich nahe zu bringen; dort der Zwang, hier die volle Freiwilligkeit. Ueberdies ist schon manchem Geistlichen, den den Schlüssel zu den Herzen der Alten nicht finden konnte, die Sonntagsschule das Mittel zu den erfreulichsten Erfolgen geworden. Es giebt keinen besseren Agitator, als den harmlosen Kindermund, wenn und wo der Heiland selbst die Lippen öffnet.

Wenn endlich über die brennendste Tagesfrage, über das Verhältnis der Evangelischen zu Rom, noch ein Wort zu sagen ist, so fällt es für den abgelaufenen Monat zumeist in das Gebiet der Politik. Zu bemerken ist an dieser Stelle allenfalls nur, daß bis zum vatikanischen Kaiserbesuch die preußische Regierung ihre Schmeichelpolitik den Römischen gegenüber fortgesetzt hat. In Berlin z. B. ist ein neuer Armee-

bischof geweiht worden und nach einigen Berichten hätten sich der Kultusminister und zahlreiche Würdenträger sogar an einer Prozession, nach anderen wenigstens an der kirchlichen Feier beteiligt. Wäre aber auch nur das letztere der Fall, so bleibt es traurig genug in einem Staate, der vor allen anderen auf der Feldwacht gegen die Kurie stehen sollte. Erfreulicherweise scheint der Umstand, daß der Papst beim deutschen Kaiserbesuch in Rom völlig leer ausgegangen ist, eine starke Abkühlung der Beziehungen verursacht zu haben. Augenblicklich schelten die römischen Blätter in einer Weise, die kaum noch der Steigerung fähig ist, und so darf man vielleicht hoffen, daß auch da, wo nicht religiöse, sondern nur diplomatische Rücksichten maßgebend sind, das evangelische Selbstgefühl erwacht und die jüngste Praxis, die Katholiken zu verhätscheln und die Evangelischen zu schlagen, wenigstens der vormaligen Parität wieder Platz machen möchte.

* * *

Wir fügen dem kirchlichen Bericht eine Zuschrift an, welche uns als Erwiderung auf frühere Aufsätze, das Wesen der Inneren Mission betreffend, zugegangen ist.

Ein Beitrag zur Forschung nach dem Wesen der inneren Mission

von Dr. W. Caspar.

Was will aus der inneren Mission der evangelischen Kirche werden? Diese Frage beantwortet in dem Aufsatz „Was ist innere Mission?“ im Juliheft dieser Monatsschrift Herr Pfarrer N. dahin: „Innere Mission sind im christlichen Geiste entstehende Einrichtungen des staatlichen oder kirchlichen Organismus während ihrer Entstehungszeit“ oder „die christliche Vorarbeit für die praktischen Formen der Zukunft ist die innere Mission.“ „Alle (!) innere Mission ist Vorarbeit für kirchliche oder staatliche Organisation.“

Neben die schon seit einiger Zeit vielumstrittene Losung „Verkirchlichung der inneren Mission“ tritt also hier als in Aussicht stehend eine „Verstaatlichung,“ und zwar soll **jeder** (!) Arbeitszweig der inneren Mission, wenn er gesund ist, lediglich dazu bestimmt sein, sich entweder als staatlich (oder bürgerlich, sollte dabeistehen) geleitete Anstalt einzuleben oder als geregelte Thätigkeit der Kirche — nein, der Landeskirche. Ob hinsichtlich derjenigen Zweige der inneren Mission, welche „verstaatlicht“ werden sollen, diese Entwickelung notwendig oder wünschenswert ist oder nicht, wollen wir nachher erwägen. Zunächst wenden wir uns zu den (beiläufig recht wenigen) Zweigen der inneren Mission, welche nicht unter ausschließliche Leitung der weltlichen Obrigkeit (Staat oder Gemeinde) zu fallen bestimmt, sondern der Kirche vorbehalten werden. Das unvorsichtige Umgehen mit der gefährlichen Unterschiebung der verschiedenen Bedeutungen des Wortes „Kirche“ für einander scheint hier von bedenklichem Einflusse zu sein. Zu Oldenberg's Worten: „Subjekt der inneren Mission kann nur die in Wahrheit christliche Gemeinde und deren in lebendigem Glauben und Bekenntnis stehende Organe und Glieder sein“ wird gesagt:

> „Diesem Satze können wir überhaupt wie insbesondere auch in der Hinsicht beistimmen, daß die Organe der Gemeinde- und (Landes-) Kirche nicht als solche von der inneren Mission ausgeschlossen sind.“

Allerdings ist durch den Satzbau (z. B. durch das „auch“) vermieden, geradezu die eigentliche, unsichtbare Kirche mit ihren irdisch-erkennbaren Gefäßen, die Gemeinschaft der Erlösten mit den „sichtbaren“ Kirchenkörpern zu verwechseln. Aber die befremdliche Vorstellung, als ob die Organe der Landeskirche „als solche von der inneren Mission ausge„schlossen“ sein könnten, ist doch wohl gar nichts anderes als eine der Windmühlen des Ritters von der traurigen Gestalt — eigens erbaut zu dem (sei es unbewußten) Zwecke, um beim siegreichen Niederrennen derselben etwas der Landeskirche als solcher

zufallen zu lassen, was von ihr nur soweit, als sie in der unsichtbaren Kirche ist, gelten muß.

Nachdem so an Stelle des innerlichen Zusammenhanges der inneren Mission mit der evangelischen Kirche der äußerliche Zusammenhang betont ist, kann dann fast das ganze Gebiet der inneren Mission als künftiges Erbteil — des Staates oder bürgerlicher Verbände hingestellt werden. Die Entwickelung in diesem Sinne soll zum vollen Erfolge bereits gediehen sein bei den Blindenanstalten und bei den Waisenhäusern, sowie bei der Schule: „auch sie war freie Gründung christlicher Liebe, wurde mehr und mehr fixiert und ist nun eine aller Willkür enthobene, öffentliche Einrichtung." Die Rettungshäuser sollen ebenfalls im Begriffe stehen, ganz verstaatlicht zu werden. Den Herbergen zur Heimat, den Arbeiterkolonien, ja sogar — den Gemeindediakonissinnen wird dasselbe Schicksal in Aussicht gestellt, welches sie „in einer späteren Zeit als Wohlthat begrüßen werden."

Aber es sollte doch nicht überall Verstaatlichung, sondern zum Teil auch Verkirchlichung der inneren Mission in Aussicht stehen! „Um ein rein kirchliches Beispiel zu bringen," wird uns gesagt: „Die Konfirmation war im vorigen Jahrhundert bis in dieses Jahrhundert hinein innere Mission . . . Jetzt wird es kaum eine deutsche Landeskirche mehr geben, welche nicht ihre Konfirmationsordnung und Agende besäße." Danach scheint es nicht leicht zu sein, ein für Pfarrer N.'s Beweisführung brauchbares „kirchliches" Beispiel zu finden, denn das Gesuchte ist hier doch wohl nicht gefunden. Es wird schwerlich der allgemeinen Auffassung entsprechen, eine einzelne freiwillige Handlung innerhalb des Seelsorgerberufes, wie s. Z. die Konfirmation war (und wie heutzutage etwa das Halten von Bibelstunden, wo sie nicht herkömmlich sind), als innere Mission zu bezeichnen. Ja wir rechnen auch die wiederkehrenden Versammlungen, zu welchen ein Geistlicher die von ihm eingesegnete Jugend einläd, um ihr christliche oder sonst gesunde Geistesnahrung zu bieten, wohl noch nicht zur inneren Mission; dagegen zählen wir es der letzteren zu, wenn die jungen Leute zur Thätigkeit dabei herangezogen werden. Hierin liegt ein wohl zu wenig berücksichtigter Fingerzeig.

Für die Zukunft nennt der Aufsatz im Juli-Heft als Zweige der inneren Mission, welche verkirchlicht werden, nur die Bruderhäuser in Verbindung mit den Stadtmissionen, aus denen eine Geistlichkeit niederen Grades hervorgehen soll, und christliche Familienabende. Ersterer Vorschlag begegnet bekanntlich in unseren Landeskirchen starken Bedenken. So kann man also wohl sagen, daß „die evangelische Kirche" bei N.'s Zukunftsgemälde wenig, sehr wenig Anteil an dem Erträgnisse ihrer inneren Mission erhält. Die Hülfeleistungen bei sittlicher, wie bei äußerer Not sollten ihr jedesmal im gegebenen Zeitpunkte, d. h. wenn aus dem Senfkorne ein tüchtiger Baum gewachsen ist, von der jetzt „konfessionslosen" weltlichen Behörde abgenommen werden?! also z. B. die Rettungshäuser möglicherweise durch den heuchlerischen Eiertanz einer konfessionslosen Erziehung verwahrlost werden (man denke nur an die Bestrebungen des sog. „liberalen" Schulvereins, an die öffentlich geduldete „Reichsfechtschule" u. a. m.)!? Es kann ja nicht verkannt werden, daß diese Entwickelung wirklich die Geschichte von ungezählten Anstalten, Stiftungen u. s. w. gewesen ist, die in ihren Anfängen dem Gebiete angehörten, welches jetzt innere Mission heißt. Andere Veranstaltungen der Art sind eingegangen, entweder weil eine weltliche Obrigkeit sie nicht übernahm (bez. bei Stiftungen nicht ihre Bestimmung aufrecht erhielt) oder um dieser Uebernahme zu entgehen, daß diese alle sich dadurch schon als minder gesund erwiesen hätten, erscheint nicht gewiß. Wiederum zugegeben wird dagegen, daß die evangelischen (Landes-) Kirchenkörper — bis eben die innere Mission in unserem Jahrhundert auftrat — keine ausreichende Befähigung zeigten, den in ihrer Mitte entstehenden und bestehenden Liebeswerken zum Fortbestande als solchen und namentlich zur Aufrechterhaltung ihres ursprünglichen (bez. stiftungsmäßigen) Charakters zu helfen, namentlich die dazu erforderlichen Persönlichkeiten ihnen dauernd zuzuführen; in dieser Beziehung leistete sogar die römische

Papstkirche ein wenig mehr durch Anerkennung und Schutz auch solcher Regulares neben und außer dem Parochialsystem. Aber ist es nun gerechtfertigt, über die Zukunft der inneren Mission — und wir setzen hinzu: auch der evangelischen Kirchen — abzusprechen durch Vergleichung der inneren Mission mit der Cluniacensischen Bewegung?

Es ist hier eine Ursache berührt, welche die so häufige Verstaatlichung christlicher freiwilliger Liebeswerke erklärt ohne die Annahme, daß diese Entwickelung an sich notwendig oder gar wünschenswert gewesen sei. Es soll der Obrigkeit im Vaterlande der Dank nicht vorenthalten werden für gute Dienste, die auch sie auf Grund von Verstaatlichungen geleistet hat; wir denken z. B. an die Geschichte des Geistes der Francke'schen Anstalten nach der Zeit, als in unseren Kirchen das Salz seine Kraft verloren hatte. Aber wie viele Beispiele stehen dem gegenüber mit mehr oder weniger weiter Entfremdung der Liebeswerke von ihrem Zwecke durch die Kommunalisierung, wie viel Uebergang in Familienversorgung, Gemeindebereicherung u. s. w.!

Nicht minder erscheint auch theoretisch uns die Verstaatlichung vermeidenswert und zwar weil sie die Gesetzlichkeit an Stelle der Liebe zu setzen kaum umhin kann. Wären — um nur die äußere Seite zu erwähnen — wirklich, was wir nicht zugeben, in Versorgung der Blinden und der Waisen die Behörden überall an die Stelle und nicht bloß neben die Freiwilligkeit getreten, so würde aus der Schematisierung der zu berücksichtigenden Notstände, wie sie durchschnittlich vorkommen, mit mehr als Wahrscheinlichkeit das Fehlen der Rücksichtnahme auf besondere Nöte von Einzelfällen erwachsen, denen die Liebe nachging.

Wir haben diesen Widerspruch gegen den Artikel des Juli-Heftes geltend gemacht, gerade weil wir mit demselben durchaus übereinstimmen bezüglich der Tragweite, welche eine richtige oder falsche Begriffsbestimmung der inneren Mission haben kann. Auch wir wissen uns noch zu sehr mitten in der Werdezeit der inneren Mission, um ein abschließendes Wort sagen zu können und möchten nur als Dilettant ein kleines Stück Fortarbeit zu dem allmählich entstehenden Begriffe beitragen, indem wir neben den geschichtlich höchst beachtenswerten Gesichtspunkt jenes Artikels einen andern stellen.

Der um die Theorie der inneren Mission litterarisch hochverdiente P. Schäfer hat in seinem sonst so wertvollen Leitfaden bei der Begriffsbestimmung der inneren Mission die „Reformbewegung" und das „Unternehmen, den inneren Zustand der (in welchem Sinne?) Kirche zu bessern," also die Richtung auf das (mehrdeutig bezeichnete) Ganze vielleicht zu ausschließlich betont. Die evangelischen Kirchen fordern nach ihrem Wesen und nach ihrer Lehre, daß alle Glieder der Kirche, welche nach geistlichem Leben trachten, mitwirken an der Reichsgottesarbeit, ein jeder nach seinen Mitteln, nach seinen Gaben und nach seinem Gnadenstande, im Kämmerlein und vor den Menschen. Die innere Mission erscheint uns als eine Selbstverwirklichung der evangelischen Kirche in dieser Beziehung. Demgegenüber möchten wir die Bedeutung, in welcher a. a. O. das Wort „Verkirchlichung" gebraucht wird, für eine zu äußerliche halten.

Was Luther nur zurückstellte, weil er die Leute dazu noch nicht habe, das dürfte nach über dreihundert Jahren hoch an der Zeit sein.

Wir möchten hiernach das Hinausgehn über die im Juli-Heft besprochene Definition Oldenberg's oder deren Umdeutung nicht für einen Gewinn halten. Eine Ergänzung seiner Worte möchten wir eher nach der Seite hin wünschen, daß bei Besprechung von „Subjekten" der inneren Mission auch daran erinnert werden möchte, daß wir, wie docendo discitur, bei Bethätigung der Liebe gefördert werden in der Liebe. Insofern dürfte jedes Subjekt der inneren Mission als solches auch Objekt derselben sein, zu Nutzen seines geistlichen Personen- oder Gemeindelebens. Die das an sich selbst erfahren, die müssen wohl treue Freunde der inneren Mission werden und bleiben.

Neue Schriften.

1. Politik.

— **Zur Begründung von Schutzzöllen, in Sonderheit für die Landwirtschaft.** Neue Gesichtspunkte von Dr. Adolf Mayer, Professor und Vorstand der holländ. Reichsversuchsstation in Wegeningen. (Heidelberg, L. Winter.) 1888. 47 S. 8°. 1,20 Mark.

Mit Recht hebt der Verfasser schon in der Vorrede hervor, daß der Umschwung von der freihändlerischen zur schutzzöllnerischen Anschauung in Deutschland sich „keineswegs infolge einer bewußten Reform der bis dahin geltenden volkswirtschaftlichen Begriffe“ vollzogen habe. Dies ist in der That der Fall und wir finden daher auch jeden socialpolitischen Zug, selbst wenn er unmittelbar auf schutzzöllnerische Maßnahmen hingeht, von freihändlerischer Voraussetzung beeinträchtigt und gehemmt; demnach thut „auch in Deutschland eine Erörterung der wissenschaftlichen Grundlage Not“. Und in der That haben wir hier eine Schrift vor uns, in welcher vollkommen vorurteilsfrei die wissenschaftliche Grundlage zur Beurteilung freihändlerischer und schutzzöllnerischer Voraussetzungen und Entwickelungen gesucht wird. Der Verfasser stellt fest, daß die unbedingte Unterwerfung unter die Freihandelsdoktrin ein Volk leicht zum ausschließlichen industrie-, das andere zum ausschließlich ackerbautreibenden machen kann. Die Freihandelsdoktrin nimmt daran nicht nur keinen Anstoß, sondern fördert dies sogar. Freilich geht aber der Verfasser zu weit, wenn er die „Erkenntnis“, daß die vom Freihandel erstrebte unbedingte Arbeitsteilung eine „goldene Regel“, nennt und als „etwas Großes“ preisen will, und ihr gegenüber nur von „Ausnahmefällen“ spricht. Die Entwickelung entspricht dem nicht. Und auch die Wissenschaft wird bei genauer Prüfung der Thatsachen und ihrer Ursachen finden, daß die „goldne Regel“ gerade die Ausnahme ist. Die Darstellung, in welcher der Verfasser eigentlich selbst darauf kommt, zeigt schon im ersten Satz die Unhaltbarkeit jener Freihandelsdoktrin. Auch die Goldwut des Freihandels wird berührt, wenn auch nicht vollkommen umfaßt, und auch die Vernichtung der nationalen Selbständigkeit durch die Durchführung jener Doktrin wird treffend gezeichnet. Vielfach finden wir dieselben Anschauungen vertreten und dieselben Thatsachen berührt, welche wir in unserer wirtschaftspolitischen Monatsschau seit jeher vertreten haben; wenn wir auch in Einzelheiten zu widersprechen haben, z. B. wenn der Verfasser von „billigem Brot“ spricht. Darin liegt der Widerspruch der „goldenen Regel“, daß wir trotz billiger Produktion teuere Verbrauchspreise haben. Und daß die Verbrauchspreise steigen, während die Produktionspreise sinken. Nicht genügend betont erscheint uns auch das Konsumtionsvermögen und dessen tiefe Erschütterung durch den Freihandel und die socialpolitische Wichtigkeit der Pflege desselben. Doch erkennt der Verfasser, daß sich die Fleischpreise auffallend wenig nach den Viehpreisen richten; wobei noch ins Gewicht fällt, daß das „Schlachtgewicht“ gegen das „Fleischgewicht“ den Unterschied noch außerordentlich steigert. Jedenfalls haben wir allen Grund, die Schrift unseren Lesern, welche sich über die vorliegende Frage besser, als es aus der Tagespresse möglich ist, unterrichten wollen, dringend zu empfehlen.

— **Domänenpolitik und Grundeigentumsverteilung vornehmlich in Preußen.** Von Dr. H. Rimpler. (Leipzig, Duncker & Humblot.) 1888. 253 S. 5,40 M.

Diese Schrift behandelt eine wirtschaftliche Angelegenheit, welche von uns ebenfalls schon mehrfach, wenn auch nur gelegentlich und unter Anregung von Vorgängen berührt worden ist. Der Verfasser behandelt in guter und objektiver Darstellung zunächst die auf die „Landfrage“ bezügliche Litteratur hauptsächlich hinsichtlich der in ihr zum Ausdruck gekommenen Berührung der Domänenfrage. Hieran schließt sich eine Prüfung der Beweisführung für und wider die Domänenveräußerung, wobei er zunächst bemerkt, daß die rechtlichen Bedenken bei der Frage in den meisten civilisierten Staaten gegenstandslos geworden sind. Für Preußen ist vorauszusetzen, daß nach den bestehenden gesetzlichen Bestimmungen eine Verwendung des Erlöses aus Veräußerungen von

Staatsdomänen zu anderen als Staatsschulden-tilgungszwecken nicht zulässig ist. Politischen und wirtschaftlichen Bedenken gegen den Domänenbesitz, wie sie vom Liberalismus mit Vorliebe erhoben werden, legt der Verfasser kein Gewicht bei. Dagegen verwirft er auch manche der Beweispunkte für die Domänenerhaltung, insbesondere die Betrachtung desselben als sicheren Reservefonds; wogegen er den Einwurf des Grafen Moltke, die Domänen nicht durch Verkauf der Verwirtschaftung preiszugeben, für beachtenswert erklärt. Beklagt wird aber die unfachmännische Verwaltung der Domänen, ebenso das Verfahren bei der Verpachtung. Ohne den finanziellen Standpunkt bei der Verpachtung zu unter- und den, welcher aus den Domänen Musterwirtschaften machen will, zu überschätzen, ist der Verfasser doch der Meinung, daß der finanzielle Gesichtspunkt bei der Verpachtung nicht ausschlaggebend sein dürfe. Er empfiehlt aber die Einführung obligatorischer Buchführung mit jährlicher Inventur auch für den gesamten Großgrundbesitz — was doch wohl zu weit geht. Besser würde weiter nichts erreicht werden, als Verteuerung des Betriebes. Beifall giebt der Verfasser auch den Vorschlägen E. v. Funke's, wonach die Domänen in größerem Umfange der landwirtschaftlichen Versuchsthätigkeit zuzuführen seien, was eine strenge Auswahl unter den Domänenpächtern voraussetzen würde. Gewicht legt auch der Verfasser darauf, daß dem Staat als Besitzer zahlreicher Domänen die Möglichkeit auf die Grundbesitzverteilung einzuwirken gegeben sein würde. Man sollte daher auch den Erlös veräußerter Domänen immer wieder zum Ankauf von Großgütern verwenden, wo freilich die Aufhebung der bestehenden gesetzlichen Bestimmungen vorausgehen müßte. Insbesondere könnte man in Gegenden, wo der Grundbesitz teuer ist, Domänen verkaufen, und in Provinzen mit billigeren Grundpreisen Güter erwerben. Ein guter Kern liegt ohne Zweifel, abgesehen vom Gewinn für den Staat, in diesem Vorschlag; allein es stehen demselben auch gewichtige Bedenken gegenüber. Nicht ungünstig steht der Verfasser den Parzellierungsbestrebungen gegenüber, indem er die Einwände dagegen bekämpft. Über diese wichtige Frage uns auszusprechen, findet sich vielleicht besonderer Anlaß. Übrigens stimmen wir dem Verfasser vollkommen bei, wenn er Fideikommißbesitzern mit unzureichendem flüssigen Kapital vorschlägt, einen Teil ihres Besitzes mit kleinen Bauern zu besiedeln. Wir haben diesen Vorschlag schon längst gemacht und halten ihn für den einzig durchschlagenden, um den Großgrundbesitz vor dem Latifundismus und den Grundbesitzerstand vor dem Untergang zu bewahren. Es unterliegt keinem Zweifel, daß ein Gut von 1500—2000 Hektaren, dessen Besitzer Kapitalmangel oder Schulddruck leidet, seine Verhältnisse vollständig umwandeln und sein Erträgnis verdoppeln würde, wenn er die Hälfte des Besitzes parzelliert. Eine umfassende Ausdehnung einer solchen Maßregel in sachgemäßer Durchführung würde den kleinen Landstädten die notwendige bäuerliche Verbrauchsbevölkerung wieder schaffen und den großen Gütern würde in diesen Städten wieder der Markt, durch den sie vom Zwischenhandel unabhängig werden, wieder erwachsen, während ihnen aus der Neubesiedelung heraus die notwendige Arbeiterschaft ohne gefährliches Proletariat zur Verfügung stehen würde. Hierfür könnte der Staat beispielgebend wirken. Ausführlich wird dann die Frage der Grundeigentumsverteilung behandelt. Die wirtschaftliche Bedeutung und Stellung des Bauern wird zwar nicht erschöpfend, wohl aber zutreffend behandelt. Leider ist die Abnahme des bäuerlichen Grundbesitzes festzustellen. Das Verhältnis in den sechs östlichen Provinzen Preußens, wo vom landwirtschaftlichen Besitz wenig über ein Drittel bäuerlich ist, erscheint als ein entschieden ungesundes, an dem der Großgrundbesitz selbst in der Auflösung zum Latifundismus zu Grunde gehen muß. Nach der mitgeteilten übrigens mangelhaften Statistik hat der bäuerliche Grundbesitz seit 1816 in den sechs östlichen Provinzen mindestens 486 660 Morgen an den Großgrundbesitz verloren. Hiervon kommt der Hauptanteil auf die Provinzen Preußen, Schlesien und Pommern. In Preußen macht der Verlust 4.10 Prozent des bäuerlichen Gesamtbesitzes aus. Im Pommerschen Kreis Lauenburg betrug die Verminderung des bäuerlichen Besitzes nicht weniger als 21.56, in Hirschberg 20.59, in Lauban 20.35 Prozent. Nur im einzigen Regierungsbezirk Erfurt fand Vermehrung des bäuerlichen Besitzes statt. Hiermit geht aber die Verminderung der Bauern selbst Hand in Hand. Nicht nur die Flächen, sondern auch die Bauern selbst verschwinden. In Schlesien gab es 1840 45,799 Bauerngüter mit 1,091,177.55 Fläche, 1880 nur noch 40,876 mit 896,372.05 Flächengehalt. Gleichwohl ist der Bauernstand noch lebensfähig, besonders wenn ihm eine breitere in der Gemeinde zu suchende Grundlage als gegenwärtig gegeben wird. Hieraus würde sich dann eine Verbesserung der Lage der ländlichen Arbeiter, über welche sich der Verfasser eingehend verbreitet, von selbst ergeben.

Im weiteren verbreitet sich der Verfasser über Auswanderung und Bevölkerungsverhältnisse, sowie über Verfahren bei Parzellirungen und deren Erfolge. Er hält dabei das Höfesystem für das bessere; während thatsächlich, da es insbesondere auch auf einen zahlreichen und möglichst wenig in der Entwickelung beengten Bauernstand ankommt, das Gemeindesystem das entsprechende ist. Wir erfahren übrigens, daß das Ergebnis der älteren Parzellierungen in Neuvorpommern ein günstiges gewesen ist. Hinsichtlich des Verfahrens bei zukünftigen Parzellierungen stellt sich der Verfasser, indem er kein Restgut zurückbehalten will, mit seinen früheren Ausführungen in Widerspruch. Hier handelt es sich allerdings um praktische und vielfach streitige Fragen. Daß der *Durchschnitt* des bäuerlichen Besitzes der Leistungsfähigkeit einer Familie entsprechen sollte, halten wir für richtig; nicht aber die Schablonisierung. Auch sind wir der Meinung, daß die Gebäude fertig überliefert werden sollten. Indes müssen wir uns weiteren Eingehens enthalten und uns beschränken, den eigenen Einblick in das fleißige und an Gesichtspunkten reiche Werk zu empfehlen.

— **Deutsches Zeitungswesen der Gegenwart von Franz Walther.**

Die vorliegende kleine Schrift giebt eine Darlegung des Standes der periodischen Presse in Deutschland im allgemeinen und geht dann im besonderen auf die einzelnen Gebiete der Zeitung und des Zeitungswesens ein, streift im Vorübergehen eine Anzahl prinzipieller Fragen, um endlich auch über den publizistischen Beruf, über seine Bedingungen und Aussichten Randglossen zu machen. Die kleine Schrift ist mit großer Sachkenntnis geschrieben und rührt offenbar von einem im Zeitungswesen groß gewordenen Publizisten her. Was nun das Urteil des Verfassers betrifft, so stimmen wir in vielen Punkten mit ihm überein, wir geben ihm zu, daß dem modernen Zeitungswesen große Schäden anhaften. Es ist in der That ein wenig so geworden, wie eine französische Dame des ancien régime sich aussprach: „Depuis qu'on a des journeaux, on n'apprend plus rien;" es ist schade, daß der Charakter der Blätter ganz aufgehört hat, ein litterarischer zu sein und daß er ein rein geschäftlicher geworden ist. Der geistreichste Redakteur der Welt kann allein mit seinem Geist kein Blatt über Wasser halten, wenn ihm die Geldmittel fehlen, viele Inserate, viel Beilagen, spannende Romane und gutes Depeschenmaterial zu bringen; es ist schlimm, daß das Anzeige- und Inseraten-Wesen, daß Börse und Handel und tausend andere Dinge, die mit litterarischer Leistung nichts zu thun haben, die Blätter füllen. Aber was hilft schließlich das Klagen? Fürst Bismarck hat einmal, als Herr von Bennigsen sich vor unliebsamen Schwierigkeiten des Parteilebens aus der Politik zurückzog, eine Bemerkung gemacht ungefähr des Inhalts, daß man die Umstände nicht schaffen könne, sondern mit ihnen rechnen müsse, und daß, wenn er irgend ein Verdienst in seiner politischen Laufbahn sich zurechnen dürfe, es die Ausdauer sei, mit der er niemals die Schwierigkeiten geflohen, sondern stets versucht habe, „aus jeder Situation etwas zu machen." Das scheint uns auch im Zeitungswesen der rechte Weg: unter den Unvollkommenheiten, die sich überall auf dieser armen Erde finden, zu erreichen suchen, was zu erreichen ist. Hinsichtlich des Erreichbaren mögen wir aber dem Pessimismus des Verfassers durchaus nicht beistimmen. Wenn er am Schluß des Schriftchens sagt, ein Stück Idealismus habe allezeit dazugehört, „auf diese undankbarste aller gebildeten Berufsarten seine Karte zu setzen", heute ein noch größeres als vor dreißig Jahren, so glauben wir doch, liegt der Schade nicht darin, daß im publizistischen Beruf und durch denselben der Idealismus schneller erlahmte, als etwa im Beamten- oder Offizierstande, sondern der Schade liegt darin, daß so viele von vornherein ohne irgend eine andere Idee in den Beruf eintreten, als den Wunsch, sich selber zur Geltung zu bringen. Wer aber die Dinge der Welt, auch die politischen, sub specie aeterni anschaut, der wird auch im publizistischen Beruf so gut wie in jedem andern Befriedigung finden und ausharren können. Im Gegenteil halten wir es nicht für etwas Geringes, sondern für etwas Großes, wenn man dahin kommt, täglich oder periodisch zu einem großen Leserkreise zu sprechen und etwas Größeres noch auf diesem Wege Vertrauen und Einfluß zu erwerben.

In Summa: Mit Ausnahme des kritisch-pessimistischen Zuges, der durch die Schrift hindurchgeht, liegt eine Arbeit vor, die zur Orientierung um so mehr zu empfehlen ist, als die Unkenntnis des Zeitungswesens im Ganzen noch eine sehr große ist und die Leute, die fortdauernd Redaktion und Expedition verwechseln, immer noch nicht aussterben.

2. Kirche.

— **Goldkörner aus dem deuschen ev. Predigtschatz alter und neuer Zeit.** Vier Jahrgänge kurzgefaßter Predigten über die sonntäglichen Evangelien und Episteln des ev. Kirchenjahres. Herausgegeben v. **C. H. Rieger**, Pf. in Stuttgart. **Greiner u. Pfeiffer.** Liefrg. 2—12. (Schluß.) à 40 Pf.

— **Kirchliches Handlexikon.** In Verbindung mit einer Anzahl ev.-lutherischer Theologen. Herausgegeben von Dr. ph. **Meusel** P. in Rochlitz. Liefrg. 11—14. à 1 M. **Leipzig.** J. Naumann.

Beide Schriften haben wir bereits angezeigt und empfohlen; die erstere 1887 S. 1107, die zweite im Aprilheft d. J. Wir haben also nur unsere Empfehlung zu wiederholen; in Bezug auf das zweite große Werk mit dem erneuten Hinweis darauf, daß die Artikel der Realencyklopädie die Einigkeit des Geistes sämtlicher Mitarbeiter verraten, was wir für einen Gewinn halten. Auch die uns neu vorliegenden Hefte entsprechen durchaus den gehegten Wünschen und Erwartungen und somit wird dieses Buch eine erfreuliche Bereicherung des Bücherschatzes der ev.-lutherischen Kirche sein. Möchte dieses Werk rasch mit gleichem Geschick seinem Ziele entgegen geführt werden.

— **Das Leben Jesu.** Der Christengemeinde zur Erbauung dargestellt von **R. Asmis**, Pastor zu Schönermark. Im Selbstverlage des Verf. VIII u 740 S. 6 ℳ, direkt bezogen 4,50 ℳ.

Ein Leben Jesu in kurzen Betrachtungen sämtlicher Geschichten und Reden des Herrn zur Erbauung gläubiger Leser. Als solches empfehlen wir das Buch von Herzen und wer die Gestalt des schönsten unter den Menschenkindern, dessen Lippen holdselig sind, an sich in der Stille vorübergehen lassen will, der wird Freude und Segen haben. Es ist somit nicht ein „Leben Jesu", wie wir Bücher von Professoren und mit diesem Titel besitzen. Alle Fragen menschlichen Witzes fallen hier aus, aber der, welcher die Wahrheit sucht, die uns frei macht, kann sie in diesem Buche finden. Man wird auch nicht eingehende Erklärung von des Herrn Reden erwarten. denn es ist z. B. nicht möglich, die Abschiedsreden des Herrn auf 30—40 Seiten zu erklären, aber Fingerzeige zum richtigen Verständnis, einfältige Anwendung wird man nicht vergebens suchen. Daß der Verf. eigene Erfahrungen an Krankenbetten zur Verdeutlichung einflicht, ist nicht zu tadeln Wir wünschen dem

Digitized by Google

Buche Eingang in die Häuser der Christen, die gern an der Quelle schöpfen und für ein Schöpfgefäß aus des Nachbars Hand dankbar sind.

—r.

— Probleme aus der christlichen Ethik. Bearbeitet von Julius Schiller, evangelischer Pfarrer zu Nürnberg. (Berlin, H. Reuther.) 1888. 116 S. 8°. M. 2.

Die Broschüre behandelt: 1) Die Adiaphora und das Erlaubte. 2) Die Askese. 3) Das Gelübde. 4) Das Gewissen. 5) Die Kollision der Pflichten. 6) Die Freiheit des menschlichen Willens. Unter fleißiger Benutzung der einschlägigen Litteratur werden diese wichtigen sittlichen Probleme mit nüchternem evangelischen Urteil erwogen und gelöst. Wesentlich Neues läßt sich in diesen Dingen kaum vorbringen, die Frage ist nur, ob die Ausführungen das abwägende sittliche Bewußtsein aufzuklären geeignet sind und die getroffenen Entscheidungen sich demselben bewähren. Wir möchten diese Frage bejahen, ohne jedoch dadurch unsere Übereinstimmung in allen Punkten bekunden zu wollen. A. H.

— Glaube und Wissen bei Lotze. Von Dr. Karl Thieme. (Leipzig, Dörffling & Franke.) 1888. 48 S. 8°. 1 M.

Bekanntlich war es Lotzes unaufhörliches Bemühen, derjenigen Richtung der modernen exakten Wissenschaft, welche mit Bedauern oder mit Behagen durch die angeblichen Resultate ihrer „vorurteilslosen Forschung" das Glauben und Hoffen des menschlichen Herzens als bloße Illusion zu erweisen sucht, das gute Recht der Forderungen des Gemüts entgegenzuhalten und jener Richtung in Erinnerung zu bringen, daß Objektivität der Erkenntnis nicht gleichbedeutend mit Vernachlässigung oder Mißachtung dieser wichtigsten Seiten des Menschengeistes sein könne. Andererseits erschien Lotze auch eine Teilung des einen Menschen in einen kühlen Forscher, der sich um die Unruhe seines Herzens nichts kümmert und einen warmempfindenden Träumer, der sich schönen Illusionen hingiebt, ohne nach deren objektiver Berechtigung zu fragen, durchaus unerträglich und widersinnig. Mochte er auch daran verzweifeln, eine Weltanschauung, die mit wissenschaftlicher Folgerichtigkeit Befriedigung des Herzens verbindet, lückenlos durchzuführen, so war es doch sein Glaube, daß gegenüber den wirklichen Resultaten exakter Forschung für die Welt des Gemüts immer wenigstens die Möglichkeit ihrer Wahrheit sich werde zeigen lassen. — Die hierauf bezüglichen Gedanken hat das oben angezeigte Schriftchen aus Lotzes Werken zusammengetragen und in ansprechender Weise dargestellt. A. H.

— Kant, Lotze, Albrecht Ritschl. Eine kritische Studie von Lic. theol. Leonh. Stählin, III. Pfarrer in Bayreuth. (Leipzig, Dörffling & Franke.) 1888. 253 S. 8°. M. 4.

Bei der stets wachsenden Bedeutung, welche die Theologie Ritschls gewinnt, ist eine gründliche Untersuchung der philosophischen Voraussetzungen dieses Systems besonders erwünscht. Denn aus seinen philosophischen Voraussetzungen leitet Ritschl seine eigentümliche Position und aus dem Mangel an Verständnis für diese Voraussetzungen seitens seiner Gegner deren ihm unzutreffend erscheinende Polemik ab. Das vorliegende Buch giebt nun zunächst eine Kritik der Erkenntnistheorie Kants und Lotzes und zeigt dann, daß Ritschl trotz seiner gegenteiligen Behauptung im wesentlichen nicht Lotze, sondern Kant folgt. Mit schneidiger Dialektik wird dann nachgewiesen, indem die einzelnen erkenntnistheoretischen Sätze Ritschls bis in ihre letzten Konsequenzen verfolgt werden, daß diese Voraussetzungen die Möglichkeit jeder theologischen Erkenntnis aufheben und die religiösen Thatsachen in subjektiven Schein auflösen, über dessen objektiven Hintergrund sich nichts aussagen läßt, also nicht geeignet erscheinen, dem Zwecke zu dienen, um dessen willen sie aufgestellt sind. Das relative Recht der Ritschl'schen Theologie sieht der Verf. darin, daß in ihr dem theologischen Denken der Gegensatz zwischen den auf heidnischer Grundlage erwachsenen philosophischen Voraussetzungen, an welche die christliche Lehrwissenschaft einst harmlos angeknüpft hat, und die dadurch in die gesamte theologische Tradition übergegangen sind, einerseits und der christlichen Heilswahrheit andererseits zum Bewußtsein gekommen sei und eine Krisis erzeugt habe, deren Lösung jedoch noch ausstehe. Es bleibe demnach der Theologie die Aufgabe ihrerseits, nicht im Anschluß an ein gegebenes philosophisches System, sondern aus der Tiefe der christlichen Heilserkenntnis heraus eine Metaphysik und Erkenntnistheorie zu entwickeln. — Die Ritschl'sche Schule wird das Schriftchen eingehend würdigen müssen; ohne Zweifel wird es durch seine gründlichen Ausführungen zur Klärung der Lage beitragen. A. H.

— Der tiefe Graben zwischen alter und moderner Theologie. Ein Bekenntnis von Franz Delitzsch. (Leipzig, Zentralbüreau der Instituta Judaica.) 1888.

Daß das Christentum der modernen Theologie, und hierauf kommt es vor allem an, daß dieses Christentum nicht das historisch urkundliche ist, zeigt Prof. Delitzsch in einer so eigenartigen Weise, daß er seinen auf einer Konferenz in Glauchau gehaltenen Vortrag ein „Bekenntnis" nennen konnte. In der That, wer die Gegensätze von Gott und Welt, Gnade und Natur so herabmindert oder ganz verwischt, wie die Ritschel'sche Schule es thut, wer die Erbsünde leugnet, das stellvertretende Thun und Leiden Christi zu einem falschen Theologumenon stempelt, den persönlichen Verkehr mit dem lebendigen Gott zu den erfahrungswidrigen mystischen Illusionen rechnet und die Wirklichkeit des Wunders leugnet, der hat ein anderes Christentum, wenn anders seine Religion noch diesen Namen verdient. Daß der Verf. mit vollem Recht von einem tiefen Graben redet, den keine Kunst überbrücken kann, wird niemand leugnen können, der mit dem alten Glauben Ernst macht. Uns ist das Zeugnis des ehrwürdigen Lehrers unserer Kirche um so wertvoller, als sich derselbe bekanntlich den kritischen Forschungen gegenüber durchaus nicht entschieden abwehrend verhält. — —r.

3. Geschichte.

— Die Schulgesetzgebung des Herzogs August des Jüngern von Braunschweig-Wolfenbüttel. Eine schulgeschichtliche Abhandlung der Georgia Augusta zu ihrem einhundertfünfzigjährigen Jubelfeste dargebracht von Prof. D. Dr. Friedrich Koldewey, Direktor des Herzoglichen Realgymnasiums zu Braunschweig. (Braunschweig. Joh. Heinr. Meyer.) 1887. 43 S.

Aus der Menge der in den letzten Jahrzehnten veröffentlichten alten Schulordnungen, die, der Natur der Sache nach, sich schon zur Zeit ihres ersten Erscheinens nicht durch allzu spannenden Inhalt auszeichneten, ragt die hier in vorzüglicher Weise behandelte durch gesundes, praktisches Urteil und treffliche Gesinnung weit hervor. Sie ist Zweckschrift und nur für ein kleineres Publikum berechnet, so daß wir auf eingehendere Besprechung, wie sie ihr in Fachzeitschriften zu Teil geworden, an diesem Orte verzichten müssen. Das Resultat der Untersuchungen des Verfassers läßt sich in das Wort zusammenfassen: In der Schulordnung des Herzogs August hat der Humanismus kurz vor seinem Erlöschen noch einmal eine seiner reinsten und edelsten Blüten getrieben.

Es sei gestattet, in Kürze einige kulturgeschichtlich interessante Notizen der sehr empfehlenswerten Arbeit zu entnehmen. Die Einleitung der Schulordnung beklagt die traurigen Verhältnisse des damaligen Unterrichtswesens und spricht in kräftigen Worten von der Geringschätzung, mit der man den Vertretern des Lehrerstandes begegne. „Obwohl kein Dorf, Stadt oder Kommun so klein oder geringe ist, derer Einwohner nicht mit sonderbarem Fleiße darauf bedacht sein, damit sie denen, welchen sie ihre Kühe, Schweine und ander Vieh anvertrauen gebührlich lohnen können, nur zu dem Ende, damit ihr unvernünftig Vieh wohl in Acht genommen und sie davon die Nahrung vor den sterblichen Leib und elenden Madensack haben und nehmen mögen: so läßet sich dennoch — welches nicht genug mit Thränen zu beklagen ist — kein Mensch, oder jedoch unter tausend kaum einer finden, welcher darauf mit Ernst gedächte, zu geschweigen jährlich oder monatlich ein gewisses hergeben wollte, wodurch der Präzeptor oder Schulmeister seinen Unterhalt haben könne." Dieser Satz ist stark gekürzt, er enthält im Original 199 Wörter! „Gerät es zu ehrlichen Zusammenkünften, Gelagen, Prozessionen auf Hochzeiten, Kindtaufen oder anderen bürgerlichen Konversationen, da ist niemand auch unter gemeinen Bürgern, welcher denen Präzeptoren zu weichen oder selbigen die Oberstelle zu lassen gemeinet, sondern es muß sich der arme Präzeptor, ob er schon Rektor, Konrektor oder Subconrektor an der Schulen ist, von Handwerksleuten, Schuster, Schneider, Bäcker, Brauer, Kramer und anderen, ja auch denen, so wohl gar nichts zum gemeinen Besten thun, sondern entweder von Finanz und Wucher oder dennoch von demjenigen leben, was ihnen ihre Vorfahren hinterlegt, fruges consumere natis, hinunter stoßen und verachten lassen." Heutzutage stehen wir zur Abwechslung wieder einmal auf dem anderen Extrem: jeder Schulmeister hat mehr oder weniger die Schlacht von Sadowa gewonnen.

Sehr charakteristisch für die damalige glückliche Zeit ist die Mitteilung der Arbeitszeiteinteilung. Es wurden an öffentlichen Stunden nur morgens zwei und nachmittags, mit Ausschluß des Mittwochs und Sonnabends, gleichfalls zwei Stunden erteilt, und von diesen fielen außerdem noch die ersten Morgenstunden am Montag und Donnerstag infolge des Gottesdienstes, an dem die ganze Schule teilnehmen mußte, aus. Das war eben die schöne Zeit, in der man nur in den Sprachen und den Anfängen der Philosophie die Grundlage wahrer Wissenschaft erkannte und die Einführung der Realien in den Schulunterricht für eine verderbliche Neuerung hielt.

S. 30 ist die Kostenrechnung der Frau des Koadjutors Rudolphi mitgeteilt, bei dem der Visitator der Braunschweiger Schulen eine Woche lang wohnte, und die im ganzen 36 Thlr. 9 gr. betrug. Für dieses Geld wurde aber auch nicht schlecht aufgetischt: Hasen, Hühner, wilde Enten, Krammetsvögel, Tauben, Lachs, Krebse, Hechte, Karpfen, Artischocken und eine Menge anderer Leckerbissen wurden mit Wein für 8 Thaler angefeuchtet, ein Bild wie aus Voß' Louise! Wenn man den Wert des Geldes in jener Zeit bedenkt, so kann man sich nur über die Besserung freuen, die darin liegt, daß die fetten Visitatorstellen heutzutage etwas weniger lukrativ, dafür aber die Lehrerstellen und die Stellung der Lehrer eine bessere geworden ist. Eine entschiedene Wendung zum Besseren!

— Geschichte Oesterreichs. Von Alfons Huber. 3. Band. (Geschichte der europäischen Staaten. Herausgeg. von Heeren, Ukert und von Giesebrecht.) Gotha. Friedr. Andr. Perthes, 1888. XX und 563 S. 11 M.

Es möge nicht verdrießen, einige bedeutende Sätze aus der Vorrede des ersten Bandes wiederholt zu sehen, wiewohl derselbe bereits in einem früheren Jahrgange seine Würdigung fand. „Wenn die Geschichte Oesterreichs nicht gleich der Summe der Geschichten der einzelnen Kronländer aufgefaßt werde," sei sie ein besonders schwieriges Unternehmen, da alle Ländergeschichten sich in einander verschlungen zeigen. Sodann: Huber ist nicht der Meinung, daß alle Geschichte in erster Linie Kulturgeschichte sei; er verlangt (mit Ranke und Lorenz) „Einschränkung auf das staatliche Moment", indem er Treitschkes köstliche Worte zitiert: „Historie hat nicht die Aufgabe, einen Volta unter seinen Froschschenkeln zu betrachten oder aus den Funden der Topfgräber die Entwickelung der Lampen nachzuweisen." Daß dabei das historisch Wesentliche des Kulturfortschritts nicht vernachlässigt wird, zeigt in den früheren Bänden z. B. die Beobachtung der deutschen Kolonisation in Ungarn, im dritten die Geschichte der Universität Wien im Zeitalter des Humanismus.

Der erste Band schloß mit der am „Glückstag" (d. h. damals Freitag!) gewonnenen Schlacht auf dem Marchfeld; der zweite zeigte das Ringen der Habsburger und Luxemburger um das große Erbe im Osten, der dritte bahnt seine dauernde Besitznahme (incl. Oesterreich und Böhmen) an. So

stehen Friedrich III. und Max I. im Vordergrund. Der letztere wird mit derselben Sympathie wie bei Ranke aufgefaßt, das „schwarzgallige Urteil" seines neuesten und ausführlichsten Biographen Ulmann vielfach widerlegt. Bei dem Tadel seiner fasrigen äußeren Politik, die ihn 1511 veranlaßte, sogar die päpstliche Tiara (d. h. Italien) für sich zu erstreben, ist doch nicht vergessen, wieviel er gerade für die Großmachtstellung Oesterreichs gethan, und namentlich, wie er die innere Verwaltung in moderne Formen übergeführt hat. Besonders fein ist schließlich der Gewinn der ungarischen Krone durch Ferdinand I. dargestellt auf dem Grunde der Zersetzung, die Ungarn schon vor dem Türkenkriege von 1526 erfaßt hatte. Die Maßhaltigkeit in der Auswahl des Stoffes, der doch eine große Quellenkunde, selbst für Ungarn, zu Grunde liegt, zeigt die Kennerschaft des Verfassers. Auf Interessantheit legt er es nicht eigens ab. Die Darstellung ist nirgends glänzend, aber gediegen. Das Gebotene scheint eher weniger, als es wirklich ist. Die Charakteristiken steigen nirgends in die mystische Quellentiefe der Persönlichkeiten hinab, in denen z. B. Nitzsch phantastisch herumstörte, sie halten sich mehr an's Aeußere und an das Sichere. Traditionen gegenüber ist Huber gerne konservativ. Noch mehr als das: er citiert Jörg und Janssen mit unliebsamer Unbefangenheit. Wenn er demnach, katholisch und Oesterreicher, dem tiefsten gottgegebenen Impulse des beginnenden 16. Jahrh. nicht voll gerecht werden kann, nimmt er gegen grobes historisches Unrecht doch die Reformation in Schutz z. B. als hätte sie den Bauernkrieg geboren. Nur wo Verf. den Dingen litterarisch ferne steht, läuft wohl ein schiefes Urteil unter: daß bei Granson und Murten die Eidgenossen viel schwächer gewesen seien als Herzog Karl (ein jetzt widerlegtes Vorurteil). — So ist es ein überaus tüchtiges quellentreues Werk, das wir dem Interesse der sich historisch Bildenden hiermit empfehlen.

L. S.

— Griechische Geschichte bis zur Schlacht bei Chaironeia von Dr. Georg Busolt, Prof. der Geschichte an der Univers. zu Kiel. 1. Teil XII und 623 S. 2. Teil XVI und 607 S. à 12 M. (Handbücher der alten Geschichte II.) Gotha. Friedr. Andr. Perthes.

Zwei berühmte Forscher des griechischen Altertums, Max Duncker und Arnold Schäfer, haben bei diesem Werke gewissermaßen Paten gestanden. Nun ist eine griechische Geschichte von diesem Umfange (der 2. Teil geht bis zum peloponnesischen Kriege) und dieser Anlage schon an sich ein Ereignis. Und überdies hat dies Werk seinen ganz eigenen Charakter. Das orientalische Element in der griechischen Frühkultur wird hier sehr knapp beschnitten; auch die Karier sieht der Verf. als Arier an. Wohl nimmt er an, daß die Pelasger eine nicht hellenische Sprache redeten, aber er verstellt derart alle östlichen Wege, daß man etwa die Vorfahren der Schkipetaren darin erkennen müßte. Beiläufig nur giebt er zu, daß die hellenische Buchstabenschrift semitisch ist; eine unmittelbare Einwirkung semitischer Kultur auf griechische vor Psammetich stellt er in Abrede. Ethnologische Vorstadien sind offenbar für den positiv angelegten Historiker, den vorzugsweise litterarisch Gebildeten, eine Fatalität. Beispielsweise führt B. die alten Minyer mit ihren Werken ein, aber „wer die Erzeuger", das sagt er nicht.

Wo dagegen der Strom der herodoteischen Erzählung beginnt, dessen centrale Stellung in der Quellenlitteratur meisterhaft erörtert wird, da fühlt man, wie der Verf. sich mit Behagen in seinem eigentlichen Fahrwasser bewegt. Allerdings hält er sich zu sehr an Herodot und zeigt einen Mangel an Skepsis, der anderen Forschungsgebieten nur zu empfehlen wäre. Auch die Geschichte der Westgriechen wird mit großer Gründlichkeit hereingezogen und der Geschichte der Litteratur, der Genealogie der Quellen ein staunenswertes Studium gewidmet. Doch vermissen wir bei der Homerfrage Sengebuschs Namen und erklären uns von der Darstellung des Eleatismus nicht für befriedigt. Bei der Dialektfrage hat Herr Prof. Blaß-Kiel beigetragen, dem auch unsere Monatsschrift manch schönen Beitrag verdankt.

Das vorgesteckte Ziel, dem Lernenden durch gründliche Einführung in die Quellen zu dienen, hat das Werk erreicht. Durch keine Voreingenommenheit macht sich der Führer uns verdächtig, über die größten Stoffmassen wird mit musterhafter Klarheit disponiert. Auch wird das Buch den Studierenden in ernste Zucht nehmen, ihn frühe selbständig machen: als Krücke wird es sich nicht brauchen lassen. Für die schwierigsten Materien stehen die Ergebnisse selten dogmatisch bei einander, überall herrscht induktive Methode. Allerdings fehlt das künstlerische Element, welches Otfried Müllers und Ernst Curtius Werke zugleich zu klassischen Büchern der deutschen Litteratur gemacht hat; aber man muß gestehen: was wir sicher über griechische Geschichte in dem halben Jahrhundert bis zum großen Bruderkriege wissen, das lesen wir hier vereinigt — und wie wir es erfahren können.

L. S.

4. Poesie.

— Fastnachtsspiele von Heinrich Kruse. (Leipzig. Verlag von S. Hirzel.) 1887. 145 S.

Der Dichter, dessen rüstigem Schaffen wir schon ein Dutzend Trauerspiele verdanken, hat sich hier mit Glück leichteren Stoffen zugewandt. Die drei Fastnachtsspiele: der Teufel zu Lübeck, der eifersüchtige Müller, standhafte Liebe, behandeln mittelalterliche Erzählungen in geschickter Wahl und in vorzüglicher Darstellung. Der Verfasser beherrscht, was man trotz aller germanistischen Studien gerade bei unseren Dichtern nicht häufig antrifft, die Anschauungs- und Ausdrucksweise der Zeit, in der seine Geschichten spielen, mit seltener Vertrautheit. Ueberall fühlt man in wohlthuender Weise die Liebe durch, die ihn zu jenen Stoffen gezogen hat. Ja es scheint fast, als ob er darin etwas weit ginge, wenn er in seinem Prolog die kühne Frage aufwirft, die er allerdings nur ganz leise gesagt haben will:

„Wenn wir bei Nürnbergs Art geblieben,
Wer weiß, wir hätten's weit getrieben!"

Wohl hat er recht, wenn er sagt:

„Doch wer ein wenig tiefer blickt,
Ist nicht so ganz und gar entzückt
Von Weimars Deklamation,
Und Schiller selbst bemerkt' es schon:
Der schönen Worte sind zu viel,
Sie kennen weder Maß noch Ziel."

Doch darf auch nicht vergessen werden, daß „Nürnbergs Art" nie hätte klassisch werden können und daß der Leisten Hans Sachs' nicht für jeden Stoff paßt. —

In dem „eifersüchtigen Müller" würde das fein durchgeführte Kolorit nicht Not gelitten haben, wenn die zwar echt mittelalterliche und Shakespear'sche, aber zum Glück nicht mehr moderne Derbheit S. 43, die allerdings bei den Impressionisten unserer Litteratur Beifall finden dürfte und en plein air vielleicht eher zu ertragen wäre, einfach weggeblieben wäre. Bei der Darstellung wird sie hoffentlich dem Rotstifte nicht entgehen. Der kurze Monolog des Teufels S. 20 ist nur dann verständlich, wenn der Leser sich seiner Verwandtschaft mit den satanischen Reden in Hiob und Faust erinnert. Es hätte etwas deutlicher darauf hingewiesen werden können. „Der eifersüchtige Müller" eignet sich unseres Erachtens am besten zu scenischer Verwendung und wird bei einigermaßen geschickter Besetzung stets gefallen. Jedoch wollen wir unser Bedenken über die etwaige Zulassung dieses Stücks auf die Bühne in nicht rein protestantischen Städten nicht unterdrücken; der katholische Pfarrer muß in unseren Tagen zarter behandelt werden.

— Herr im Hause oder Ein geplagter Parlamentswähler. Schwank in zwei Aufzügen von Friedrich Roscius. (Leipzig. Reinhold Werther.) 38 S.

Der äußere Doppeltitel dieses Schwanks umhüllt noch ein zweites Blatt, auf dem, um einem dringenden Bedürfnisse abzuhelfen, noch ein dritter Titel steht, unter welchem der Käufer ebenfalls berechtigt ist, dasselbe in jeder Buchhandlung zu fordern: Simon Gourlay.

Selten hat ein Schwank uns in eine so trübe Stimmung versetzt, wie dieser geplagte Simon Gourlay. Das Stück spielt in England, und falls, wie es den Anschein hat, seine Vorlage englischer Abstammung ist, wie es bei der Art der darin vorkommenden sogenannten Witze zu vermuten steht, scheint es unbegreiflich, daß man solch ungereimtes Zeug importieren mag.

Der Träger der Hauptrolle ist eine widerwärtige Schlafhaube, sein Weib ein Drache (S. 37: „schrecklicher als der leibhaftige Satan!"), die Handlung unwahrscheinlich, die Situation verfehlt, der Schluß jammervoll.

Als Trost und Entschädigung offenbar für den armen Leser ist von der Verlagshandlung der letzten Seite gegenüber die Empfehlung eines Werkes von J. Weiß beigegeben: Leichte Reizungen! (Das Ausrufezeichen, das hier besonders wirkungsvoll ist, befindet sich im Titel!) Auf dem Bilde produziert sich eine unbeschreiblich ordinär gezeichnete Zirkuskünstlerin am hohen Traprez. Nicht einmal diese Reizung vermag dem „geplagten Wähler" aufzuhelfen.

Oeffentlichen und Privatbühnen gegenüber ist der „Schwank" Manuskript. Möge dies schöne Verhältnis nie anders werden!

5. Unterhaltungslitteratur.

— Kulturhistorische Erzählungen von Gustav und Ina von Buchwald. I. Der Holjäger von Waldbad. (Kiel, E. Homann. 1888.)

Der Verfasser der gutgeschriebenen und gerngelesenen Skizzen, die sich: Deutsches Gesellschaftsleben im endenden Mittelalter betitelten, hat, manchem gewiß nicht unerwartet, mit diesem Buche sich der Romandichtung zugewandt, als liebenswürdige Genossin sich seine Frau associerend. Es ist ja nicht das erste Mal, daß sich, seit Freitag das Beispiel gab, ein Historiker von Fach ins Gebiet der Phantasie wagte und zu verfolgen, wie sich jedem der Historiker der Gegenstand seiner Forschung widerspiegelt, bleibt allerdings für den Beobachter stets eine interessante Aufgabe. Auch Herr v. B. darf ein solches Interesse für sich beanspruchen, als Historiker, wie jetzt als Romanschriftsteller. Es mag der Leser herausfinden, ob der Verfasser mit seiner Lebens- und Weltanschauung schon abgeschlossen und fertig ist, oder ob er sich noch in der Periode des Schwankens und Ringens befindet, ob er den Weg von Loyola zu Spee schon zurückgelegt hat oder noch unterwegs ist. Jedenfalls ist die Zeit des Romans und sein Gegenstand recht wohl geeignet, dafür die Folie zu bilden, die Zeit des Friedens nach dem 30jährigen Kriege, wo sich die Welt zu erholen und zu besinnen begann, nach der Unruhe das Bedürfnis nach Ruhe fast ängstlich empfand und wo jene gräßlichste aller Geisterverfolgungen, der Teufelsglauben und die Hexenprozesse ihre ersten Gegner und religiöse Toleranz ihre ersten Vorfechter fand. Im süd-westdeutschen Gebirgsbade — leicht verständlich sind die Romannamen Waldbad, Flenz, Altenburg u. s. w. — treffen die Personen der Handlung zusammen, Deutsche durchweg, aus Nord und Süd, zum Teil in ihren Ahnen italienische, irische Abstammung mit Zigeunerblut mischend, so von vorne herein in ein romantisches Helldunkel getaucht, wie denn überhaupt von den Mitteln der Romantik ein ausgiebiger Gebrauch gemacht ist; insbesondere darf es als ein guter Gedanke bezeichnet werden, zur Erklärung von Zauberei und Hexenwesen den modernen Hypnotismus zu verwenden. Auch mit den Anforderungen der Romantechnik zeigen sich die Verfasser in diesem ihrem Erstlingswerke wohl vertraut, und die Gabe des Humors ist ihnen, wie z. B. das Kapitel von der Erscheinung des Holjägers beweist, nicht versagt. Um so mehr aber darf Verwahrung eingelegt werden, daß hier im Kampfe gegen Ketzeranschauungen und Ketzergerichte selbst ein solches gegen eine moderne Romanschriftstellerin unter leichter Namensänderung in Scene gesetzt wird und auch sonst in allerlei Andeutungen und Anspielungen hervorragende Leute der Gegenwart, moderne Verhältnisse und selbst Personen aus der Bekanntschaft des Autors gestreift werden, für den damit Vertrauten durchsichtig genug und nicht gerade immer fein. Die

etwaige Berufung auf ein klassisches Vorbild möchte eine Rechtfertigung nicht gewähren. Und ebenso hätte die gelegentliche zwecklose Verweisung auf ein älteres Buch des Herrn von B. in Wegfall kommen dürfen.

Alles in allem: Hier liegt ein Buch vor, dessen Lektüre nicht gerade leicht ist, das aber recht energische Leser vielleicht zum zweitenmale in die Hand nehmen werden.

— Erzherzog Karls Liebe u. „Der Kampf um den Niederwald". Roman von C. Byr. (Stuttgart, Süddeutsches Verlagsinstitut.) 1888. 2 Bände.

Wir ersehen aus einem Verzeichnis, welches dem ersten Bande angeheftet ist, daß der bis dahin uns unbekannte Verfasser bereits 22 Bücher verfaßt hat, darunter Gedichte, Dramen, kirchenpolitisch-philosophische und litterarisch-kritische Arbeiten. Wir können nur wünschen, daß die 22 besser geglückt sein möchten, als Nr. 23. Hinsichtlich des vorliegenden Buches gestehen wir offen, daß wir nur einen Teil des ersten Bandes gelesen haben. Es ist uns beim besten Willen nicht möglich gewesen uns weiter durchzuarbeiten. Sind tapfere Leser vorhanden, die es wagen wollen, die zwei Bände zu bewältigen, so raten wir niemandem ab. Es ist ja möglich, daß in dem ungelesenen Teile noch ungeahnte Schönheiten winken. Der Anfang freilich verspricht wenig genug. Und ein trivialer, mit der üblichen Schablone tiefschwarz angemalter Jesuit, der als böses Prinzip auftritt, läßt im Fortgang um so Schlimmeres befürchten, als der Verfasser sich zu Lessing und zum Freisinn bekennt. Der Stil erinnert an „berühmte Muster", wie „Pistole und Feder" und ähnliche Perlen moderner Litteratur. Eine Spezialität des Verfassers sind die überaus umständlichen Mobiliarbeschreibungen, die in Tapeziererkreisen Aufsehen zu machen berufen sind.

— Elsa. Eine novellistische Studie von Friedrich Nonnemann. (Leipzig. Reinhold Werther.) 63 S.

Elsa, die Tochter des Herrn von Hohenburgen, wird von Erich, den sie sehr liebt, um Anna's willen verlassen. Sie folgt ihm nach Amerika, wird, nachdem sie ihr Geld durch den Brand ihres Hotels verloren, Kunstreiterin

„Auf stolzen Rappen
Reitet sie die hohe Schule" —

und verunglückt, wie sie ihn im Zirkus erblickt. Er wird wahnsinnig. Anna lebt noch in Amerika.

„In einem
Prächt'gen Hause in der Vorstadt
Wohnt 'ne Witwe mit zwei Kindern,
Anna heißt sie. — — Nicht gestorben
Ist ihr Gatte — nein — er lebt noch!

Diese höchst einfache „Studie" wird in ziemlich korrekten Scheffelversen vorgetragen, ohne daß sich der Leser über das höchst traurige Schicksal der Liebenden gerade allzusehr aufzuregen brauchte. S. 6. soll die Verszeile „Eine Kavall'riebrigade" gerade so gemessen werden, wie S. 13 „Jetzt die Pferde, schleudern den Wagen". Eine etwas harte Zumutung an den Leser!

S. 7 muß es um der Betonung willen heißen: „vor mittag" nicht „Vormittag". Eine wunderbare Namenspielerei bietet S. 29:

„Und zum letzten mal will Erich
Mit der Freundin, mit Klein-Elsa,
Nicht Klein-Elsa, mit Groß-Elsa —
Heut sich treffen."

Hoffentlich hat weder Verleger noch Verfasser dieser Klein-Elsa den Wunsch gehegt, sich finanziell durch das Erscheinen derselben zu bereichern: reicher geworden werden sie mittlerweilen wohl beide geworden sein um die Erfahrung, daß man solche „Studien" der undankbaren Welt besser vorenthält.

— Gesammelte Werke von Maximilian Schmidt. München. 1884—1887. Bd. I. Hochlandsbilder (Die Schwanjungfrau. 's Almstummerl.) Bd. II. Die Blinde von Kunterweg. Der goldene Samstag. Der vergangene Auditor. Bd. III. Die wilde Braut. Der Tranklsimmet. Bd. IV. Der Zuggeist. Bd. V. Der Herrgottsmantel.

In den Jahrgängen 1884 und 1885 der Monatsschrift habe ich wiederholt Erzählungen von Maximilian Schmidt angezeigt: Der Georgithaler. 1884. S. 372. Die Miesenbacher. Das. S. 873. Glasmacherleut. 1885. S. 218. Kulturbilder aus dem bayrischen Walde (Die Christkindlsingerin. Brigitta.) Das. S. 1336. Diese fünf Erzählungen sind bis jetzt nicht in die „gesammelten Werke" aufgenommen. — Maximilian Schmidt, geboren am 5. Febr. 1832 in Eschlkamm im bayrischen Wald, trat 1850 in das bayrische Heer, machte als Hauptmann die Feldzüge 1866 und 1870/71 mit, nahm wegen eines Nervenleidens 1874 den Abschied und widmete sich dem, 1863 zum erstenmale mit den „Volkserzählungen aus dem bayrischen Wald" hervorgetretenen schriftstellerischen Berufe. Man hat Schmidt den „Defregger mit der Feder" genannt und damit ohne Zweifel andeuten wollen, daß er weder Realist (im modern-verwegenen Sinn), noch Idealist ist, daß er aber das reale Leben, von der Poesie verklärt, zur Darstellung bringt. Wenn ich einen Wunsch aussprechen soll, so wäre es der, daß M. Schmidt mehr bei Jeremias Gotthelf und weniger bei Berthold Auerbach in die Schule gehen möchte. An letzteren erinnert das Vorkommen romanhafter Unwahrscheinlichkeiten, dichterischer Ueberschwenglichkeiten, wie auch das Rücksichtnehmen auf das gebildete Publikum. Je mehr sich Schmidt an sein bayrisches Volk richtet, unter dem er aufgewachsen ist und bei dem er fortwährend seine Studien macht, und je weniger er auf die professionsmäßigen Bücherleser beiderlei Geschlechts Rücksicht nimmt, um so besser werden seine Erzählungen ausfallen. — Schmidt nimmt seine Helden und Heldinnen aus dem katholischen Volk Tyrols, den bayrichen Alpen, des bayrischen Waldes. Niemals zeigt er sich als aufgeklärter Mann, der sich über die katholische Religion erhaben dünkt, obschon man deutlich merkt, daß er nicht zu den durch Dick und Dünn gehenden Ultramontanen gehört. Er stellt das Volk der Holzknechte, Bauern, Jäger dar wie es leibt und

lebt. Sein Malersteßel und sein Tranklsimmet sind naturwüchsige lebensvolle Gestalten. Als rechter Volksschriftsteller verschönt Schmidt seine Geschichten mit echtem Volkshumor. Die Schnadahüpfln weiß er trefflich zu verwerten. Franz v. Kobell, der Meister in diesen Gsangen, wird in der Erzählung „Der Zuggeist" welche die erste Besteigung der Zugspitze am 27. Aug. 1820 durch den weiland Artillerie-Leutnant und nachmaligen Festungskommandanten von Ulm, Josef Naus, zum Gegenstand hat, persönlich eingeführt. Vor dickem Aberglauben weicht Schmidt so wenig aus als vor wilder Rauf- und Mordlust. Selbst den unberechenbaren Probabilismus der Jesuiten sehen wir in der Geschichte „Der goldene Samstag" seinen Einfluß üben auf die Moral des katholischen Volkes. — Den größten Reiz — darüber kann kein Zweifel sein — übt Schmidt aus durch die meisterhafte Verwendung des Dialekts. Ich kann mir recht gut denken, daß Schmidt im stande wäre, eine ganze Geschichte im Dialekt zu schreiben, wie es J. Gotthelf so häufig gethan hat. Unter den neuen Erzählungen der eingangs genannten 5 Bände „Ges. Werke" findet sich eine Humoreske von vollendeter Wahrheit und Schönheit: „Der vergangene Auditor." Diese Geschichte muß der Verf. oder ein guter Freund von ihm in München erlebt haben. Ersinden läßt sich so etwas nicht. Für die herannahenden Winterabende sollen Maximilian Schmidt's Dorfgeschichten als eine gesunde Lektüre dringend empfohlen werden. D. K.

— Alte Geschichten. Erzählt von Gisbert Frhr. Vincke. (Münster 1887. - Druck u. Verlag der Aschendorff'schen Buchhandlung.) 2 Bände. 310 u. 258 S. 8° Preis?

Dem Leser fällt hier eine überaus erfrischende Lektüre in die Hand, die er sicher mit dem Gefühl fortlegt, daß er in bester Gesellschaft war.

Es sind keine nervenerschütternde Begebenheiten, die ihm erzählt werden. „Hofgeschichten", „Haidegeschichten", „Stadtgeschichten", leicht und liebenswürdig hingeworfen; im geistreichen Dialog vieles berührend, was ernste und sittliche Fragen betrifft, z. B. das Duell, das Wesen der Kritik u. a. m. Ein vornehmer Zug geht durch die Erzählungen, fern liegt jede Effekthascherei. Die Stoffe sind sehr hübsch erfunden, der Leser folgt mit Anteil der Verwicklung und der Lösung der Begebenheiten — mitunter geht es wohl etwas unwahrscheinlich zu, aber es stört nicht, überall begegnet man natürlichen lebenswahren Gestalten — edlen Frauenbildern und bedeutenden männlichen Charakteren. Am meisten aber erfreut die Ueberzeugung, die man gewinnt, daß der Verf. selbst eine lebensfrohe von Herzen gesunde Persönlichkeit zu sein scheint, die mit klaren Augen in die Welt und ihr Getreibe schaut, und gern mitteilt, was sie da erfahren.

Gleich die erste Geschichte, „der Improvisator", ist köstlich erzählt. Sie spielt an einem kleinen deutschen Hofe; der Leser erfreut sich an dem geist- und gemütvollen Ton, der hier herrscht. Der Fürst selber ist ein Muster von Intelligenz, erfüllt von dem einen Gedanken, seine Unterthanen zu beglücken — die Zeiten sind eben andere geworden; Aeußerlichkeiten und Leerheit dürfen nicht mehr das Charakteristische sein, wenn das Bild ein Hofleben der Gegenwart schildert. „Im Haidehofe" giebt es ein Stück Naturleben, in welches unheimliche Klänge von dunkeln Thaten sich mischen, die durch feste ehrenwerte Charaktere doch wieder ausgeglichen werden. Ob Staatsanwalt und Arzt bei Gelegenheit eines Leichenfundes die Sache in Wirklichkeit so leicht und privatim abmachen würden, möchte man bezweifeln.

„Villeggiatur" ist eigentlich ein kleines niedliches Lustspiel, welches ohne besondere Veränderungen die Bühne mit einem anmutigen Einakter bereichern könnte.

„Warum" — hier stoßen wir auf eine kleine Schwäche des Verfassers, er scheut Wiederholungen nicht. In einer früheren Novelle „Der Improvisator" führt der Augenblick der Erklärung die Trennung der Liebenden herbei — nach 8 Jahren finden sie sich wieder und das Mißverstehen löst sich beglückend auf. In der vorliegenden Erzählung trennt sich ein verlobtes Paar und durchlebt eine sieben Jahre währende Prüfungszeit, ehe das verlorene Vertrauen wiederkehrt. In dieser Zeit entwickelt sich die Heldin zu einer idealen echt weiblichen Gestalt. Sie löst ein Problem, denn alles was als unweiblich bezeichnet wird, gehört zu ihren Gewohnheiten; sie reitet, sie bändigt wilde Pferde, sie raucht Zigarren, sie spielt Billard, sie schießt mit Pistolen und verfehlt kein Ziel, und bleibt dennoch ein ächtes holdes Weib, weil der Grund all dieses Thuns die Liebe zu ihrem leidenden Vater ist, dessen Pflege sie sich so völlig hingegeben, daß sie auch jede seiner Beschäftigungen teilt.

„Ein Jugendträumer" bietet nun wieder ein buntes städtisches Gesellschaftsleben, durch welches sich das Motiv zieht, daß, wenn das Herz einmal vom warmen Hauch der Sympathie berührt wird, es nicht eher Ruhe findet, als bis der Gegenstand derselben gewonnen ist. Mit Lebenswahrheit und vielem Humor zeichnet Verfasser seine Gestalten und Charaktere, wie die verschiedenen Gesellschaftskreise; musterhaft die Unterhaltungen, besonders der Männer.

Ein reiner Hauch sittlichen Ernstes breitet sich über diese Erzählungen und so möchte in jeder Beziehung diese Sammlung „alter Geschichten" den Freunden geistvoller gesunder Lektüre auf's Wärmste empfohlen werden. —y.

— Geneviève oder Die Kinder von Port royal. Eine Geschichte aus dem Frankreich vergangener Tage von D. Alcock, Verfasserin der spanischen Brüder. Uebersetzt von Elisabeth Klee. (Leipzig. Commissions-Verlag der Buchhandlung des Vereinshauses. H. G. Wallmann.) 1888. 8°. 290 S. 4 M., geb. 5 M.

Die jetzt aus ihrem Inkognito herausgetretene beliebte Verf. reicht uns hier wieder eine schöne Gabe, die Frucht ihrer in die französischen religiösen Kämpfe nach der Aufhebung des Edikts von

Nantes tief eindringenden Studien. In vorliegendem Werk werden wir vertraut gemacht mit dem Wesen der Jansenisten und deren Verfolgungen durch die römische Kirche um die Mitte des siebenzehnten Jahrhunderts.

In dieser einfachen Geschichte, deren Interesse sich hauptsächlich auf rein innerliche Vorgänge gründet, ist es der Gegensatz der Jansenisten und Hugenotten, welcher den Kernpunkt bildet. Er wird dargestellt durch wenige aber edle und anteilswerte Gestalten. Das Kloster Port royal in Paris hat sich den Lehren der Jansenisten erschlossen. Obwohl der katholischen Kirche fest verbunden, reinigen sich diese von den Auswüchsen derselben, und streben nach einem geheiligten Leben in Gott. Pascal, einer der bedeutendsten Jansenisten, übt durch sein Wort und seine Schriften großen Einfluß auf die Bewohner von Port royal.

Unter den Zöglingen des Klosters befindet sich die Tochter der Herzogin von Roannez, einer Weltdame, die mit Unmut die religiöse Richtung des Fräuleins gewahrt, und sie deshalb aus dem Kloster entfernt, um ihr einen vornehmen Gemahl zu geben. Mademoiselle de Roannez hat aber die Grundsätze der Weltentsagung und des Klosterlebens in ihr Herz aufgenommen und treu bewahrt. Still und duldend fügt sie sich dem Willen ihrer Mutter, nur folgt sie ihr nicht in die glänzenden Säle der Gesellschaft und lehnt jeden Gedanken an eine Vermählung ab.

Zur dienenden Gefährtin ist ihr Geneviève Montères gegeben, deren Mutter auch in Port royal erzogen wurde. Geneviève hat harte Schicksale durchgemacht. Mit leidenschaftlicher Liebe hängt sich ihr junges Herz an ihre edle Gebieterin. Sie stehen auf gleichem Boden religiöser Anschauung, nur daß „Mademoiselle" in viel höherem Grade das Absondern von der Welt und stetes Selbstverleugnen für geboten hält und das heitre Licht des Evangeliums nicht in ihre Seele dringen läßt.

Ein Pflegebruder Geneviève's, dessen Vater eifriger Hugenott war, und seinem Sohn als teuerstes Vermächtnis seinen Glauben hinterließ, findet nach langer Trennung die Jugendgespielin wieder. Die Zuneigung der Kinder wird im erneueten Verkehr zur herzlichen Neigung. Eduard de Sercourt tritt mit seiner Bewerbung hervor; entsetzt über ein solches Bündnis weist ihn „Mademoiselle" im Namen ihrer Schutzbefohlenen zurück. Geneviève wird in heiße Seelenkämpfe getrieben. Es sind so geringe Schranken, welche den Hugenotten von der Jansenistin trennen, da Beide nach der reinen Erkenntnis der himmlischen Dinge streben.

Die psychologischen Vorgänge in den drei edlen Seelen bilden die Hauptmomente des interessanten Buchs, welches zugleich ein Bild jener Zeit giebt, wo die Gegensätze mit ihren furchtbaren Folgen sich zuzuspitzen beginnen.

Durch schwere Geschicke geführt, verbinden sich schließlich doch die beiden Liebenden. Eduard de Sercourt wird eine kräftige Stütze der Hugenotten. Geneviève, die Jansenistin, entwickelt sich naturnotwendig zur freudigen Bekennerin des evangelischen Glaubens, und Pascal's Lehren in ihrer idealen Reinheit wirken in den Herzen beider fort.

Auch dieser Roman ruht auf gutem Glaubensgrund, wie es alle Schriften der trefflichen Verf. thun. Sie wendet ihre besondere Sympathie den für ihren Glauben leidenden und kämpfenden Hugenotten und Waldensern zu. Dieser Vorliebe verdanken wir nun schon das dritte wertvolle Werk, das wiederum von der bekannten und bewährten Uebersetzerin Elisabeth Klee dem deutschen Volke zugänglich gemacht wurde. Eine ganz besonders schöne Ausstattung hat die Verlagshandlung dem Buch gegeben, namentlich in der gebundenen Ausgabe, und so können wir es schon jetzt in jeder Beziehung für den Weihnachtstisch empfehlen.

—y.

— Wilde Kirschen. Von Heinrich Hansjakob. (Heidelberg, Georg Weiß.) 1888. 362 S. Pr. M. 4,—.

Wir haben schon früher Schriften von Hansjakob in der Monatsschrift besprochen. Was von den älteren Sachen gesagt ist, kann heute nur bestätigt werden. Wenn die Franzosen recht haben, daß in der Litteratur jedes „Genre" erlaubt ist, „sauf le genre ennuyeux", so ist die von Hansjakob beliebte Gattung entschieden berechtigt. Denn das Buch ist durchaus nicht langweilig, sondern ein Griff in's volle Menschenleben. „Ich habe es" — sagt der Verfasser — „dabei vorzugsweise auf eine besondere Art von Originalen abgesehen, auf die Kleinbürger und die Handwerksleute in den Landstädtchen. Sie unterscheiden sich vom Bauern-Original lediglich dadurch, daß sie mit ihrer den Bauer nicht überragenden Volksschul-Bildung in der Welt draußen waren. Die Wanderschaft hat ihre geistige „Bildung" nicht alteriert, nur ihr Handwerk ausgebildet und an ihre Originalität einige Schnörkel und Arabesken gezeichnet, durch welche dieselbe nur mehr illustriert wird.

„Wilde Kirschen" nenne ich meine Leute, weil die Original-Kirsche, wie der liebe Gott sie bei uns wachsen läßt, die „wilde" ist. Sie hat keine Kultur, ist nicht „gezweigt" und veredelt, enthält aber weit mehr Geist und Schärfe, als ihre kultivierte Schwester. Gerade so die Natur-Menschen.

Ich bemerke noch ausdrücklich, daß ich meine Originale streng nach der Natur und dem wirklichen Leben gezeichnet habe. Auerbach's und Rosegger's Volksgestalten, so wunderbar poetisch sie auch sind, haben mir zu viel von der Phantasie der beiden Dichter. Unsereiner ist ein armseliger Stümper diesen genialen Poeten gegenüber, ich könnte nicht so schreiben, ich will es aber auch nicht. Ich lasse meine Kinzigthäler aufmarschieren wie sie „leibten und lebten". Das allein hat nach meiner Ansicht für die Kenntnis der Menschen-Natur, wie sie im Volke auftritt, einigen Wert."

Wir weichen von dieser Ansicht doch einigermaßen ab und möchten betonen, daß uns zwar nicht der Auerbach, der unwahr, wohl aber der Rosegger, der wahr und poetisch zu gleicher Zeit ist, lieber ist und größeren Wert zu haben scheint, als der von Hansjakob beliebte krasse Realismus. Wir führen ein Beispiel an. Verf. erzählt von einem alten Bauern, mit dem es zum Sterben ging. Derselbe wollte durch die mit dem

Sterben verbundenen Umstände seine Kinder, die gerade bei der Weizenernte waren, in ihrer Arbeit nicht stören. Er schickte sie daher auf's Feld. Um aber gleichwohl ihnen sein Ende signalisieren zu können, ließ er einen Bindfaden an den gespannten Hahn eines geladenen Gewehrs binden, um mit demselben als Zeichen seines letzten Seufzers einen Schuß abzufeuern. Und so hat er wirklich gethan. Gegen Abend kracht ein Schuß. Und dann „war die Ernte daheim und der Vater auch". In Summa: Unseres Erachtens ist es in der Malerei so wenig wie in der Litteratur berechtigt, der Photographie Konkurrenz zu machen. Und namentlich ein Geistlicher, sei's auch ein ultramontaner, der seine Zeit zum Schriftstellern verwendet, sollte sich etwas höhere Ziele stecken, als z. B. ein burleskes Sterbebett zu zeichnen. Inzwischen liest sich, wie gesagt, das Buch glatt weg und wenn hier und da das feinere Gefühl verletzt wird, so langweilt der frische Verfasser uns niemals.

6. Litteraturgeschichte.

— **Longfellow's Dichtungen.** Ein litterarisches Zeitbild aus dem Geistesleben Nordamerika's von **Alexander Baumgartner**, J. S. Zweite, vermehrte und verbesserte Auflage. Mit Longfellow's Porträt. (Freiburg im Breisgau. Herder'sche Verlagshandlung.) 1887. 384 S. 4 M.

Endlich eine Biographie des größten amerikanischen Dichters, der nach Freiligraths treffender Bemerkung „den Amerikanern in der Poesie Amerika erst entdeckt hat" und den wir, wenn er auch unsere Sprache nicht redet, doch mit größerem Rechte den unseren nennen dürfen, als die Engländer, die ihn so gerne als den besten Volksdichter englischer Zunge bezeichnen. Baumgartner gebührt das Verdienst zuerst versucht zu haben, die gesamte litterarische Thätigkeit des Dichters eingehender Betrachtung unterzogen und in engern Zusammenhange damit, soweit es zum Verständnis seines Schaffens nötig ist, ein liebevoll gezeichnetes Bild seines Lebens gegeben zu haben. Wer sich je am Sange von Hiawatha u. an Evangeline erfreut hat, der wird mit Interesse dieser geschickt zusammengestellten Schilderung des poetischen Wirkens Longfellow's folgen und es nicht bereuen, die eingehendere Bekanntschaft eines Dichters gemacht zu haben, von dem ein englisches Urteil mit Recht sagt: „Seine größte Leistung war diese: die Poesie des Glaubens und der Freudigkeit wieder volkstümlich gemacht zu haben. Es ist Zweifel genug in der Welt und Kummer genug und Leid; es ist ein wahrer Segen, daß dieser Dichter des häuslichen Herdes erschienen ist, reich beladen mit Glauben und Hoffnung, mit Erquickung, Mut und Freude."

Baumgartner's Buch ist, wie alles, was sein Verfasser zu bieten pflegt, gewandt und anregend geschrieben und erfüllt für katholische Leser seinen Zweck vollkommen. Es kann ihnen daher, da es der Wahrheit nirgends zu nahe tritt, sondern sich im Gegenteil öfters in sehr respektvoller Entfernung von ihr hält und sie eine solche Reserve gewohnt sind, zumal wenn ein evangelischer Dichter behandelt wird, nicht genug empfohlen werden.

Anders verhält es sich jedoch mit den Lesern dieser Zeitschrift. Eine evangelische Kritik hat die Pflicht hier nicht zu schweigen.

Daß Baumgartner die Reformation S. 6 nur als „furchtbare Umwälzung des 16. Jahrhunderts erscheint, welche mit der religiösen und politischen Einheit des alten Deutschland den Garten seiner Poesie zerstörte", ist weiter nicht zu verwundern, ist doch S. 88 der Katholizismus „jene Religion, die einst Deutschland zum Haupt und Herzen Europa's machte," „der große Zentralpunkt, von dem aus einst das deutsche Volk seinen Primat unter den Völkern, wie den wahren Adel und das religiös-sittliche Gepräge seines Charakters erhalten hatte." Während S. 368 „der alte, zelotische Protestantismus sich wirklich nur durch gewaltsames Aufdrängen seiner Dogmen behauptet hat." Ebenso erklärlich ist es, daß „der Widerschein Shakespeare's und katholischer Dichtung" in einem Atem genannt wird (Shakespeare war ja bekanntlich katholisch!) und daß S. 133 „die Salzburger Grausamkeiten, die unsere modernen Toleranzapostel im Munde führen, bloß der protestantischen Legende" angehören. Sehr seltsam aber ist es, daß, wo Longfellow katholische Einrichtungen bewundert, er mit „offenem, edlem Herzen alles Schöne und Gute aufnimmt," was ihm aus dem katholischen Leben anspricht; daß er da „gerecht und liebevoll" ist, wo er aber S. 43 „stark protestantisch angeweht" schreibt, da „beabsichtigt er wohl nur, durch anders geartete Bilder Abwechselung in seine Skizzen zu bringen" und „zerstört dadurch den gewinnenden Eindruck, den seine Schilderung katholischer Verhältnisse hervorbringen müßte." S. 49 ist „der protestantische Standpunkt nicht völlig überwunden, aber doch sind „manche protestantische Vorurteile bei seite geschoben."

Es gehört die ganze Anmaßung eines katholischen Litteraturzuschneiders dazu, derart mit zweierlei Maß einen evangelischen Dichter zu messen, damit für seine katholische Hölle recht breite Lappen abfallen.

Wenn man Baumgartners Darstellung von Longfellow's religiösen Anschauungen liest, begreift man schließlich nicht, warum der Dichter nicht einfach katholisch geworden ist. Offenbar begreift das Herr Baumgarten selbst nicht, wie er auch nicht versteht, warum Flemming, Longfellow's Doppelgänger aus seinem Romane Hyperion, nicht katholisch geworden ist. Von ihm heißt es: „Der protestantische Leser wird sich der Besorgnis kaum erwehren können: der wird am Ende noch katholisch! Alle Sympathien und Anschauungen des Mannes drängen dahin. Er steht vor dem Schlußstein, der jene ganze poetische Welt trägt, von welcher er so voll ist; er steht vor der Wahrheit, aus der all jene Schönheit emporgeblüht, die ihn entzückt; er steht vor dem Lebensquell jener Religion, die einst Deutschland zum Haupt und Herzen Europas machte." (Wie tief, Herr Baumgartner, sind wir gegen jene alte Herrlichkeit unter den Hohenzollern heutzutage

gesunken!) „Das Christentum nach seinem ganzen objektiven Lebensreichtum zu erfassen, ward Longfellow nicht nur durch den protestantischen Geist gehemmt, der ihn umgab, sondern auch durch den protestantischen Standpunkt, den er selbst nicht gänzlich verlassen hatte.“ Traurig, aber wahr!

„Dem Gedanken, zu der katholischen Kirche zurückzutreten“, heißt es S. 7 der Vorrede, „scheint Longfellow ebenso fern gestanden zu haben, als Uhland und Novalis.“ Herr Alexander Baumgartner S. J. scheint nach der Lektüre seines neuesten Buches zu urteilen, dem Gedanken, endlich zur evangelischen Kirche überzutreten, noch ebenso fern zu stehen, wie Herr Majunke und Herr Janssen. Hoffentlich erweckt sein nächstes Werk in dieser Hinsicht größere Hoffnung.

7. Verschiedenes.

— Spaziergänge eines Naturforschers von William Marshall, Professor an der Universität Leipzig, mit Zeichnungen von Albert Wagen aus Basel. (Leipzig, Seemann.) 1888. 341 Seiten. Geheftet 8 M.

Ein naturwissenschaftliches Buch, das nicht für Fachleute, sondern für ein grösseres Publikum geschrieben ist. Ein Nichtfachmann nimmt gern Gelegenheit, dasselbe zu empfehlen, und zwar als Geschenkswerk für die reifere Jugend. Es enthält 16 naturwissenschaftliche Plaudereien, welche in ihrer Art fein und hübsch geschrieben und wohl geeignet sind, zu verständnisvoller Beobachtung auch des Geringsten anzuregen. Hin und wieder stößt uns wohl eine allgemeine Bemerkung auf, der wir nicht beifallen, im ganzen aber scheint uns das Buch für den angedeuteten Zweck recht entsprechend. Hübsche Vignetten und Initiale schmücken in künstlerischer Weise den stattlichen Band, dessen Ausstattung in jeder Hinsicht eine freundliche und splendide ist. Freilich beträgt auch der Preis 8 Mark, was in Deutschland recht viel ist.

— Die Lehninische Weissagung von Heinrich Pröhle. Berlin 1888. (Nicolaische Verlagsbuchhandlung.) 76 Seiten.

Eine neue kleine Monographie zu vielen alten über die bekannte Lehninische Weissagung. Auf die archivarischen Untersuchungen des Herrn Verfassers gehen wir nicht näher ein und über die Richtigkeit oder Unrichtigkeit seiner Konjekturen gestatten wir uns auch kein Urteil. Wir beschränken uns auf die Anzeige, daß diejenigen, die sich im allgemeinen über die bekannte Weissagung orientieren wollen, hier den lateinischen Wortlaut, eine verständliche Uebersetzung und eine Deutung des Inhalts finden. Auch nach Pröhle ist der Prophet längst vollständig in die Brüche geraten und von irgend zuverlässigen Weissagungen für die Gegenwart kann keine Rede mehr sein. Einige merkwürdige Anklänge sind ja vorhanden in den Versen

Priscaque Lehnini surgent et tecta Chorini
Et veteri more clerus splendescit honore,

Wer denkt nicht bei dem Inhalt dieser Prophezeiung, „daß Lehnin und Chorin wieder auferstehen und der Klerus in altem Glanze leuchten soll,“ an die verwirklichte Thatsache, daß Kloster Lehnin, allerdings noch ohne Mönche, restauriert ist und an die neueste Phase preußischer Kirchenpolitik dem Vatikan gegenüber? Indessen steht doch noch zu hoffen, daß auch diese Phase vorübergehen wird, wie der Kulturkampf. Und bis auf weiteres scheint es unmöglich, den ganzen Schluß der Weissagung auf die Gegenwart zu deuten.

Höchst unterhaltend ist ein im Anhang beigefügtes Spottgedicht auf Friedrich den Großen, welches an die Lehninische Weissagung anknüpft. Schon hinsichtlich dieses Monarchen hat sich nämlich der Prophet stark geirrt, indem er weissagt, derselbe werde im Wasser umkommen. Der Schlußvers des Spottgedichts, welches hieran anknüpft, lautet:

Alleine welcher Tod sofort
Soll des Monarchen Leben kürzen?
Man meinet aus des München Wort,
Er werde sich ins Wasser stürtzen.
Gwiß kann er nicht dem Tod entlauffen,
Und sonderlich des Wassers Not,
Wird er in Thränen nicht ersauffen,
So seufft er sich in Kaffee todt!

— Theophilus. Das Faust-Drama des deutschen Mittelalters, übersetzt und mit einer erläuternden Einleitung versehen von Johannes Wedde. (Hamburg, Herm. Grüning. 1888.) LXIII u. 79 S.

Ende 1852 hat Hoffmann von Fallersleben das niederdeutsche Schauspiel Theophilus aus einer Trierer Handschrift des 15. Jahrhunderts mit Einleitung, Anmerkungen und Wörterbuch herausgegeben. „Die viele Mühe, die ich dem Werke zugewendet, war nun durch eine nachhaltige Freude belohnt worden,“ heißt es in H.'s Aufzeichnungen „Mein Leben.“ Bd. 5 S. 199. Mit diesem Buche war dem kleinen Bruchteil der Bücherleser, welcher sich um solche Sachen bekümmert, ausreichend gedient. Eine Uebersetzung war kein Bedürfnis. Wenn der Verf. gleichwohl eine solche veranstaltet hat, so darf ihm das Lob einer fleißigen, geschickten Arbeit nicht versagt werden. Viel Leser wird aber diese Uebersetzung nicht finden. Auch die lange, gelehrt klingende Einleitung wird viele anlocken. Den einen wird sie zu hypothesenreich und lückenhaft erscheinen, die andern werden sich an der bis in's Gebiet gelehrter Albernheit sich versteigenden widerchristlichen Gesinnung des Verf. stoßen. Einige Citate werden zum Beweis genügen, daß der Verf. entweder ein unreifer, junger Mensch oder ein zu seinen Jahren gekommener Mann ist, dessen Gesichtskreis sich durch Abkehr von Gott verengert hat. S. XXI ist davon die Rede, daß das göttliche Wesen nach urchristlicher Anschauung eine weibliche Seite besitze. Welcher Fund! Der „heilige Geist“ ist in der Sprache der Urchristen, im Syrischen, im Femininum, im Lateinischen und Deutschen allerdings männlichen und im Griechischen sächlichen Geschlechts. Mit seiner weiblichen Seite bringt dann der Verf. den Marienkult in Verbindung, von dem S. LII gesagt wird, daß die Refor-

mation schlecht daran gethan habe, „als sie Maria und ihren bunten Hofstaat von Heiligen aller Art aus der Kirche verstieß. Als ob es einen vernünftigen Grund gäbe, beim Sohne der Maria eine Offenbarung der Gottheit in höherem Sinne anzuerkennen, als bei seiner jungfräulichen Mutter!" Es liegt auf der Hand, daß Herr Wedde über die Elemente des christlichen Glaubens längst hinaus ist. Er hat die windigen Höhen der ästhetischen Aufklärung erstiegen und kann von da aus — die Zahl seiner Leser angesehen — in's Leere herausdeklamieren, daß an „Dogmenformulieren und Dogmenverfechten nur noch in Kreisen gedacht wird, die sich außerhalb der Kulturbewegung stellen." Da haben wir's! Die gläubigen Christen sind Leute minorum gentium, ohne Bildung, ohne Kultur, ohne Fortschritt! — Ganz dasselbe behaupteten bekanntlich schon vor fast 2000 Jahren in ihrem Bildungsdünkel die altrömischen Vorgänger des Herrn Wedde.

O. K.

Neue Schriften,

welche der Redaktion zugegangen und vorbehaltlich näherer Besprechung zunächst hier angezeigt werden.

Naphtali. Drama in fünf Aufzügen von Fritz Lienhard. (Norden, Hinricus Fischer Nachfolger. 1888. VI, 192 S. 8°.

Horaz. Auswahl seiner Lyrik. Uebertragen von Johannes Karsten. Dritte Ausgabe. (Norden, Hinricus Fischer Nachfolger.) 1888. 154 S. 8°.

Schwanwitt. Ein Märchen in fünfzehn Gesängen von Mathilde Raven. Sechste Auflage. (Norden, Hinricus Fischer Nachfolger.) 1888. 78 S.

Das Fischermädchen. Norwegische Erzählung von Björnstjerne Björnson. Deutsch von Dr. Aug. Peters. Dritte Auflage. (Norden, Hinricus Fischer Nachfolger.) 1888. 245 S.

Bilder und Szenen aus Europa. Nach vorzüglichen Reisebeschreibungen für die Jugend ausgewählt und bearbeitet von A. W. Grube. Mit Abbildungen. Siebente vermehrte Auflage bearbeitet von Dr. Paul Buchholz. (Stuttgart, J. F. Steinkopf.) 1887. 365 S. III. Teil.

Bilder und Szenen aus Amerika. Nach vorzüglichen Reisebeschreibungen für die Jugend ausgewählt und bearbeitet von A. W. Grube. Mit Abbildungen. Siebente vermehrte Auflage bearbeitet von Dr. Paul Buchholz. (Stuttgart, J. F. Steinkopf.) 1888. 312 S. IV. Teil.

Unser Glaube. Der Gemeinde dargelegt von G. Weitbrecht, Dekan in Stuttgart. (Stuttgart, J. F. Steinkopf). 1888. 336 S.

Karl Heinrich v. Bogatzky. Einhundertfünfzig erlesene geistliche Lieder nebst Lebenslauf. Aufs Neue dargeboten durch Johannes Claassen. (Stuttgart, J. F. Steinkopf.) 1888. 228 S.

Deutsche Jugend- und Volksbibliothek. Deutsche Gedichte zur deutschen Geschichte. Mit kurzen Erläuterungen. Zweite sehr vermehrte Auflage, besorgt von G. Klee. (Ders. Verlag.) 1888. 144 S.

Mitgabe auf die Lebensreise. Blütenstrauß geistlicher Lieder und Gedichte aus allen Zeiten der Kirche auf jeden Tag des Jahres. Mit acht Bildern in Lichtdruck nach den Originalen von Prof. Dr. C. G. Pfannschmidt. Siebente, mit dem evangelischen Namenkalender vermehrte Auflage. (Ders. Verlag.) 1888. 375 S.

Neues christliches Schatzkästlein auf alle Tage des Jahres in einer Auswahl biblischer Kernsprüche mit Liederversen. Mit einer Vorrede von Heinr. Jung-Stilling, weil. Großh. Badenscher Geh. Hofrat. Sechste Auflage. (Ders. Verl.) 1888. XVI und 456 S.

Bücherkleinode evangelischer Theologen. Mitteilungen bekannter evangelischer Theologen der Gegenwart über Bücher, die ihnen für Amt und Leben von besonderem Werte gewesen sind, zusammengestellt und als Einleitung in die „Bibliothek theologischer Klassiker" herausgegeben von Friedrich Zimmer. Zweite Auflage. (Gotha, F. A. Perthes.) 1888. XVI und 269 S.

Bilder und Szenen aus Asien und Australien von A. W. Grube u. s. w. (Stuttgart, J. F. Steinkopf.) 1888. 328 S. I. Teil.

Bilder und Szenen aus Afrika von A. W. Grube u. s. w. (Stuttgart, J. F. Steinkopf.) 1888. 364 S. II. Teil.

Die Reichstagsverhandlungen von Max Sternau. Erster Band 1888. (Erlangen, Andreas Deichert.) VI und 122 S.

Zur Religionsphilosophie. Von Ulrich Rudolf Schmid em. P. (Jena, Hermann Pohle.) 1888. 186 S.

Andreas Bräm's Briefe an Frauen und Jungfrauen über Fragen aus dem praktischen Leben. In drei Reihen mit dem Bilde und einem kurzen Lebensabriß des sel. Verfassers herausgegeben von Gottfried Pott, Inspektor des Erziehungsvereins. 2. Auflage. (Neukirchen b. Moers, Verlag des Erziehungsvereins.) XV und 196 S.

Ein Vertrag.

Roman

von

Siegfried vom Hook.

(Fortsetzung.)

Whitehorse-Cottage.

Hart am Abhang des Höhenzuges, der hier die Grenze des deutschen Reichsgebietes bezeichnete, lag ein altes, von Wirtschaftshäusern umgebenes, massives Gebäude, dessen runde Bleifenster, schweres eichenes Thürwerk mit grünlich angelaufenem Messingklopfer, vorspringendes von Pilastern getragenes Dach mit dichter Epheuwucherung auf ein mehrhundertjähriges Alter schließen ließ. Umrahmt von den Ausläufern des gräflich Vilamsdorffer Waldes, hatte dieses Gebäude, ein gräfliches Allodialgut, im Lauf der Jahrhunderte verschiedenen Bestimmungen gedient. Ursprünglich war es ein Jagdschlößchen gewesen, eingerichtet zu gastlicher Aufnahme der ritterlichen Weidgesellen, welche sich in der geräumigen Halle an manchem Bärenschinken und kräftigem Trunk nach den Mühen des edlen Weidwerkes weidlich erlabten. — Später hausete ein gräflicher Meier darin. Und das Gebäude behielt auch dann noch im Volksmunde den Namen der Waldmeierei, als dasselbe forstwirtschaftlichen Zwecken gewidmet wurde. — Räuberische Einfälle wildernden Grenzergesindels bereiteten den Eigentümern dieses Vorwerks unablässig Verdruß. Und als der letzte Förster, welcher die Meierei bewohnte, das Opfer eines solchen blutigen Zusammenstoßes geworden, war Graf Kurd endlich zum Entschluß gelangt, die „Klitsche" — wie Trutheimb sich ausdrückte — um jeden Preis zu veräußern. Das mitverpachtete Jagdrevier umfaßte denjenigen Bezirk der gräflichen Waldungen, der seiner Unsicherheit wegen die Meierei und das Waldthal mit Gerüchten von Verrufenheit und abergläubischen Furchtgespinsten umwoben hielt.

Am Abende desselben Tages, an dem das Festmahl im Vilamsdorffer Schloß durch das rätselhafte Verschwinden des Grafen Hoyer so jäh gestört wurde, saß in einem der Wohngemächer des Erdgeschosses der Meierei ein schmächtiger Mann, angethan mit einer grauen Joppe, am Tisch, der in der Mitte des Raumes stand. Auf dem Tisch brannte eine Oellampe. Sie beleuchtete Porzellangeschirre mit Speiseresten, drei gebrauchte Teller, auf denen ebenso viel Messer und Gabeln lagen und drei Wassergläser, von denen eins vor dem am Tisch sitzenden Manne stand. Das Glas war mit einer klaren dampfenden Flüssigkeit noch halb gefüllt, die einen scharfen Spiritusgeruch verbreitete.

Die Staffage-Figur dieses Stilllebens stützte den linken Arm auf die von Tafeltuch nicht bedeckte Tischplatte. Der kleine, mit dünnem rötlich-blonden Haar spärlich bedeckte Kopf ruhte in der linken Hand. Sie war schmal und knochig. Die hageren langen Finger krümmten sich fast bis zur Mitte des wenig gewölbten Schädels hinauf. Das Hinterhaupt dagegen war stark ausgebildet und zeigte mehrere hervortretende Höcker.

Mit der rechten Hand schleuderte er von Zeit zu Zeit ein langes Dolchmesser wie zur Kurzweil bald nach angeschnittenem kalten Rostbraten, der in seiner Schüssel auf dem Tische stand, bald nach einem daneben liegenden derben Laib Graubrot. Das Messer fuhr jedesmal so tief in diese Ziele hinein, daß die Klinge darin stecken blieb. Und nach jedem wohlgelungenen Wurf verzogen sich die fahlen Züge und der von schmalen Lippen gesäumte Mund zu einem selbstzufriedenen Grinsen, wobei ein gesundes kräftiges Gebiß sichtbar ward und die stechenden grauen Augen in wilder Freude aufblitzten.

In seinem, geraume Weile fortgesetzten Spiel mit dem Wurfgeschoß ließ der gewandte Schütze sich anfangs auch noch nicht stören durch den Eintritt eines hochgewachsenen, kräftig und elegant gebauten Mannes. Er mochte achtundvierzig Jahre zählen. Die Stürme des Lebens waren nicht spurlos an ihm vorübergebraust. Aber sie hatten das schwarze, lockige, noch volle Haar seines wohlgeformten Hauptes und den gepflegten Bart der Wangen und Lippen völlig unberührt gelassen. Die regelmäßig geschnittenen Gesichtszüge erhielten ihr Licht von kohlschwarzen Augen, die den ausgearbeiteten, etwas abgelebten Mienen den Ausdruck des Schwermütigen, Müden beimischten. Dabei konnte es auffallen, daß der stechende Glanz des feurigen rechten Augensterns dem linken mangelte.

Der Eingetretene schritt stumm auf den Tisch zu, an welchem der andere in unveränderter Stellung fortfuhr, sein Messer zu schleudern und das Heft desselben mit lang ausgestreckten Fingern wieder an sich zu ziehen. Er schien die Ankunft und die Unternehmungen seines Gesellschafters völlig unbeachtet zu lassen.

Dieser legte eine schmale schwarzseidene Binde auf die Tischplatte; dann ergriff er stehenden Fußes eine Flasche von dunklem Glas mit der Etiquette „Arrac de Goa“, goß von der Füllung derselben in ein Trinkglas bis zu Zweidritteln seines Raumes und füllte den Rest des Glases mit kochendem Wasser, welches auf einem Kohlenbecken in einem Messingkessel brodelte. Nachdem er den Kessel an seinen Ort zurückbefördert hatte, setzte er sich zu dem stummen Wurfschützen.

So saßen die Beiden einige Minuten lang schweigend neben einander. Durch ungeduldiges Trommeln auf der Tischplatte verriet der Aeltere mit den ungleich blickenden schwarzen Augen, daß er von einem beunruhigenden Gedanken bewegt sein mochte. Er führte das Glas an die Lippen, prüfte vorsichtig den Wärmegrad des heißen Getränkes und nahm einen mäßigen Schluck davon zu sich. Während er das Glas wieder auf die Tischplatte stellte, brach er endlich das Schweigen.

„Ein Graf,“ sagte er auf englisch, „die Grafenkrone auf seinem Cigarren-Etui.“

„Der von Bilamsdorff, unser wertgeschätzter Nachbar?“ fragte der Andere gleichmütig zurück und traf mit seinem Dolchmesser den Braten so kräftig, daß er über den Rand der Schüssel auf die Tischplatte sprang.

„Wenn er's wäre!“ erwiderte der Schwarze mit einem plötzlich zum Ausdruck glühenden Hasses erhitzten Farbenwechsel. „Wahrhaftig, den hätten wir nicht wie ein Kind gewaschen, umgekleidet, ins Bett gebracht, geknetet und gerieben, verbunden und mit kalten Auflagen bedient, nachdem wir ihn im Schweiß unseres Angesichtes auf improvisierter Bahre hierhergeschleppt. Wärs der Bilamsdorffer gewesen, hätte ich sicher deinen Rat befolgt, alter Junge, ihn in seinem und des Keilers Blut liegen zu lassen —“

„Aber zuerst ein kleines Kunststück, wie hier mit dem Roastbeef,“ grinsete der

Blonde. „Indessen könnt Ihr Euch nicht nach so langer Zeit doch geirrt haben, Sir Josef?"

„Unmöglich! — Den da drüben," sagte der Schwarze mit einer Zurückdeutung seines Kopfes, „den kenn' ich. Den vergesse ich nie. Und hoffentlich gelingt mir noch der eine Plan im Leben, seine Bekanntschaft bei unserer vertraulichen Nachbarschaft Auge in Auge zu erneuern."

„Gott segne Euer Vorhaben, Sir!" antwortete der Hagere und leerte sein Glas, um es sogleich wieder zu füllen.

Der Schwarze entblößte seinen linken Arm, der eine tiefe Narbe zeigte: „Hier ist die Wunde vernarbt — aber nicht hier," sagte er, mit flammendem Blick auf den Sitz seines Herzens deutend, indem er wiederholt leidenschaftlich auf die Stelle schlug und hastige Kopfbewegungen dazu machte. Während er seinen Rockärmel wieder herunterstrich, verzog sich der Mund des anderen zu spöttischem Grinsen.

„Herz in der Faust!" murmelte er und legte seine geballte Hand fest auf den Tisch. Dann versanken beide wieder in nachdenkliches Schweigen, das nur ein Zug aus den Gläsern ab und zu unterbrach. Endlich sagte der Schwarze halblaut wie im Selbstgespräch:

„Ob mein alter Kamerad Ringelin mich wirklich nicht erkannt haben sollte?"

„Hätt' Euch zum Frühstück eingeladen, Sir; — Erkennungsszene, Umarmung — vergeben und vergessen — kenne das — edle Herzen, haha!" polterte der jüngere der beiden Gesellen höhnend. „Herz in der Faust!" wiederholte er, warf scheu einen prüfenden Seitenblick auf den anderen und erhob sich vom Stuhl.

Er umschritt den Tisch und ging nach der Stelle, wo der angespießte Braten lag. Mit dem Heft des Messers hob er das Fleisch auf die Schüssel und streifte am Rande derselben den Braten von der Klinge. Nachdem er diese am Futter seiner Joppe abgewischt, wirbelte er das Messer in die Luft und fing es mit spielender Sicherheit wieder am Griff. Diese Uebung fortsetzend wandelte er einigemal im Gemach summend auf und ab. Dann setzte er sich auf den verlassenen Stuhl, klappte das Messer vermittelst Drucks auf eine starke Feder zusammen, steckte es ein und belohnte sich durch einen tiefen Zug aus seinem Glase.

„Meine Kur angeschlagen?" fragte er gleichgültig mit einem Blick nach dem oberen Stockwerk des Gemachs. „Schweiß eingetreten?"

„Weiß nicht," gab der Schwarze zurück. „Da die trockne Fieberhitze nicht nachließ, kam ich herunter. James ist oben und soll melden, wenn dein schweißtreibendes Mittel anfängt zu wirken."

„Wirtschaft!" schalt der Schmächtige. „Was ging uns der Narr an? Warum lief er uns in den Schuß und dem Keiler in die Fänge? Habt Ihr das Recht, Sir, Menschen zu retten, die der Himmel zu sich nehmen will?" Die letzte Frage begleitete ein lästerliches Schimpfwort und verzerrtes Mienenspiel. „Die Welt ist ein Tollhaus," philosophierte er. „Was macht sie dazu? Die Erfindung geheiligter Ordnungen im Staat, das Schichtenwesen und die Rollenverteilung in der Lebenskomödie, die Selbsttäuschung sogenannter Menschenliebe — was weiß ich! — Die Bestien sind doch auch Gottes Geschöpfe. — In der Bibel steht: Er schuf sie ein jegliches in seiner Art. — Wo, zum Teufel! — hast du jemals wahrgenommen, Mann, daß ein Löwe sich für vornehmer hält als einen Maulwurf? — Giebts unter den Tieren großhansige Geldsäcke und Bettelgesindel? — Hunger und Durst haben sie alle, nicht anders als die Menschenbrut. — Aber von Liebe keine Spur. — Sie nehmen mit, was ihnen in den Weg läuft. Und die schwächeren dienen zum Futter der stärkeren. — Herz in der Faust, Sir! — Empfindsame Seelen sind keines mannhaften Entschlusses fähig. Aber Hungrigen die Suppe versalzen — das verstehen sie meisterlich. Und doch heißt es: Du sättigest alles was lebet mit Wohlgefallen. Hunger und Durst gefällt weder mir wohl, noch Euch, Sir, noch dem großmögenden König und armen Teufel. Sättigt es

dich mit Wohlgefallen, daß einfältige Tröpfe in prunkenden Schlössern prangen und faulenzen, daß unwissende Spekulanten auf vollen Geldsäcken thronen, und daß sie mit Gleichgültigkeit und Hohn auf die saure Arbeit des Bauern und weißen Sklaven herabsehn dürfen, in deren Fett sie schimmen? — Glücklich zu sein, ein jegliches nach seiner Art, das ist der göttliche Lebensberuf aller Kreaturen. Wenn nun geniale Köpfe in ihrer Art nach solchem Ziele streben und das papierne Gesetz, das sogenannte Recht verfolgt sie dafür, daß sie wie Ausgestoßene ein Unkenleben in verborgenen Schlupfwinkeln führen müssen, um sich wenigstens das Recht zum Leben zu sichern — sättigt dich das mit Wohlgefallen, frage ich — he? — Darum Herz in der Faust, Sir Jo! — Fort mit dem vornehmen Narrenpack, — fort mit allen Geldsäcken, — fort mit dem Staat und aller gesellschaftlichen Fraubaserei, — nieder mit dem unsittlichen Gesetz! — Wir wollen das göttliche Recht, das steht uns zu; wir wollen nicht von den Brosamen zehren, die von den üppigen Tafeln der Reichen und vornehmer Hausnarren uns wie Hunden zugeworfen werden; wir wollen unser gutes Recht, das Recht aller Geschöpfe des Herrgotts; wir wollen ihm die Hände frei machen, welche ihm die Menschenbrut gebunden hält, daß er in Wahrheit wieder alles was lebet auf Erden sättigen kann mit Wohlgefallen. Das wollen wir, verdamm' mich! Beginnen wir gleich mit dem hochadligen Schläfer da oben — wer kann beweisen, daß er den Gnadenstoß nicht von dem Keiler empfing, daß wir nicht alles gethan, sein wertvolles Leben zu retten?"

Er schnellte von seinem Sitz empor, wie gehetzt vom Entschluß zu einer ungestümen That, und eilte nach der Thür.

Da rief sein Gefährte mahnend und gebieterisch:

„Wlasta Tomischek!"

Dieser weibliche Name übte eine seltsame Wirkung. Wie vom Blitz getroffen blieb der hartgesottene Fanatiker der Selbstsucht am Boden gebannt stehen und verhüllte sein leichenfahles Gesicht mit beiden Händen. Aber schon nach wenigen Augenblicken erlangte er seine Entschlossenheit wieder. Er ließ die Hände sinken und erhitzte seine Thatenlust durch das zwischen den Zähnen gemurmelte Wort:

„Herz in der Faust!" dabei krampften sich seine langen hageren Finger wie Eisenklammern zusammen. Mit erschütterter Sicherheit verteidigte er sich in czechischem Idiom, indem er seinem Gesellschafter einen stechenden Blick voll boshaften Hasses zuwarf.

„Wlasta war mein mit Leib und Leben," zischte er. „Das Mädchen opferte sich widerstandslos meinen chemischen Versuchen. Ihr Tod lag nicht in meiner Absicht. — Warum erinnerst du mich an die verjährte Geschichte, Herr?"

Mit gebieterischem Wink deutete der andere auf den leeren Sitz am Tische und mahnte drohend seinen Genossen:

„Wnislaw Stux, denke an den Fluch deiner Mutter!"

Ein ungewohnter sittlicher Schauer erschütterte plötzlich das versteinerte Herz des erbebenden Gesellen. Wie im Fieberwahn keuchte er wilde, angstgequälte Irrreden aus gepreßter Kehle hervor:

„Da! — da! — sie ballt mir die magere Faust entgegen! — Was willst du hier im Kerker, Weib? — ach! — der Krampf krümmt ihre alten Glieder. — Ich wollte dich ja nicht vergiften, Mütterchen, bei allen Heiligen! — ich wollt' es nicht. — Aber warum quältest du mich unaufhörlich mit Vorwürfen? — — Josef und Maria! — stirbst du? — nein, nein! — sie schläft, sie schläft nur. — Meine Mischung war dir zu kräftig! — es war ja nur ein Schlaftrunk — ja, ja! — ein guter, wirksamer Trank!"

So delirierte er fort, nachdem er stöhnend auf den Stuhl gesunken. Er vergrub den Kopf in die Arme, welche schlaff auf der Tischplatte ruhten. Dann ging der Ausbruch seiner Raserei allmählich in ein röchelndes Schluchzen über, unterbrochen von halblauten Selbstanklagen:

„Keine Bestie vergiftet sein Weibchen — seine leibliche Mutter! — Ich bin ein Ungeheuer — ein Scheusal — oh! — oh!"

Plötzlich sprang er wie ein Tieger auf. Mit blutunterlaufenen katzenhaften Augen krallte er seine knochigen Finger in den Kragen seines Beobachters:

„Wer hat meine Jugend vergiftet?" rief er ihm zähneknirschend zu. „Wer hat meine arme Schwester Nepomuzena elend gemacht? — Du! — Du! — ihr Mörder! — Du, den der Fluch meiner Mutter ebenso schwer getroffen als mich, — du, der mir sein heiliges Gelübde gebrochen hat!"

Mit eisernem Griff befreite sich der Schwarze von den Fäusten Wnislaws. Er drückte ihn mit muskulöser Kraft auf den Stuhl zurück und entgegnete ihm mit gemütlichem Ton wieder in englischer Sprache:

„Unsinn, alter Junge! — Was haben wir einander vorzuwerfen? — Du batest mich, als unsere gemeinschaftliche Lebenskomödie begann, dich niemals wieder weder an den Namen deines rechtschaffenen Vaters zu erinnern, noch an deine Apothekerstudien mit ihren verhängnisvollen Folgen. Ich gab dir das Versprechen und hielt es auch bis zu dieser Stunde. Du gelobtest mir dagegen, nichts zu unternehmen, was unsere verfehmte Lage verschlimmern könnte. Dein verknöcherter sinnloser Egoismus hat dich zur wilden Bestie gemacht. Unterwirfst du dich der Lenkung meines klaren Willens, dann bist du ein brauchbares Werkzeug bei Unternehmungen, die rücksichtsloses Draufgehen erfordern. — So steht nun die Wage: Gelübde gegen Gelübde! — Bruch gegen Bruch! — Und wir sind quitt. — Was willst du denn noch? — Ich habe dein kostbares Dasein vom Henkerbeil gerettet; du das meinige von der standrechtlichen Kugel: also abermals quitt! — Seitdem bist du für mich mein Kamerad — mein gehorsamer Diener Robby — wie es eben paßt; und ich bin für dich Sir Jo oder Mister Whitehorse — je nachdem. — Unser beiderseitiges Dasein hängt am seidenen Faden unserer klugen Vorsicht — unserer Verschwiegenheit. In diesem Sinne ist einer dem anderen die zarteste Rücksicht schuldig. Die rührendste Liebe also kettet unsere Nornenseile unzertrennlich aneinander."

„Liebe!" knirschte Stux, „ich kann das Wort nicht hören. Der Teufel kittet uns wie mit Assa Foetida zusammen," schnaubte er und legte seine feuchtkalten Finger flüchtig in die dargereichte Hand des Anderen.

„Erneuern wir denn nun unseren alten Pakt," forderte Sir Jo. „Ich erinnere dich nie wieder an Wnislaw Stux und seine Unthaten."

„Meinetwegen!" stimmte Robby in englischer Sprache ein; „und ich, Sir, folge Eueren Weisungen und Verboten wie ein dressierter Pudel."

„Topp! — So gefällst du mir wieder, Hallunke!" entgegnete jener. Dann ergriffen beide die gefüllten Gläser, stießen sie zusammen und stürzten den heißen Inhalt mit tiefen Atemzügen hinunter.

Die Gastzimmer des vormaligen Bilamsdorffer Jagdschlößchens, welche im oberen Geschoß des Gebäudes zu beiden Seiten eines schmalen Ganges einander gegenüber lagen, waren von den wechselnden Bestimmungen des Hauses wenig berührt worden. In Form und Ausstattung glich ein Raum genau dem anderen. Niedrige Decke mit unbekleidetem Gebälk, vom Alter geschwärzte hölzerne Wandbeschalung, schwere Zimmergeräte; gegenüber der Thür ein, die starke Außenwand durchbrechendes Fenster mit runden, in Blei gefaßten Glasscheiben: so war ein Gastzimmer wie alle andern eingerichtet. Der gegenwärtige Besitzer der Waldmeierei übernahm beim Ankauf das ganze altehrwürdige Inventar, wie er es vorfand, und da es seinem Geschmack nicht widerstrebte, beschloß er, nichts daran zu verändern. Eine unbequeme steile schmale Treppe mit ausgetretenen, zum Teil abgebröckelten Steinstufen führte vom Erdgeschoß in den oberen Stock und mündete auf den Gang, an welchem die Gastzimmer sich befanden.

Dieselben waren unbewohnt mit Ausnahme desjenigen, welches unmittelbar zur Rechten der Treppe lag. Während die beiden Männer im unteren Gemach ihre

Erinnerungen austauschten und die aufgereizten Leidenschaften nur mühsam in Schranken bannten, herrschte oben lautlose Stille. Auf dem Sofatisch qualmte ein offenes Oellämpchen. Die matte rötliche Flamme, von zahllosen summenden Mücken umschwärmt, verbreitete nur spärliches Licht, das von dem dunkelen Holzwerk der Decke und Wände noch gedämpft wurde. Wasserkaraffe mit Glas, eine Medizinflasche mit Hornlöffel, eine goldene Taschenuhr mit Kette und Berlocken, Geldbörse und Cigarren-Etui waren ungeordnet auf der Tischplatte verstreut. Männliche Kleidungsstücke, darunter ein zerdrückter Hut von feinem italienischen Stroh, das stellenweise mit Blut besudelt war, lagen auf dem kleinen Sofa und am Fußboden umher.

Unter einer wollenen Decke ruhte im Bett eine männliche Gestalt, das Gesicht der Wand zugewendet. Keine Regung, kein hörbarer Atemzug verriet, ob Leben in den ausgestreckten Gliedern pulsiere oder nicht. Der obere Teil des Körpers war beschattet von einem hochgewachsenen schlanken Jüngling, der, mit dem Rücken dem Licht auf dem Tische zugekehrt, am Bette stand und bemüht war, mit leisen Schwingungen eines Fächers die Angriffe der Mücken zurückzuscheuchen. Die Hausgenossen nannten ihn James. Er glich genau dem Jägerburschen, den Graf Hoyer im Walde gesehen hatte. Von Zeit zu Zeit berührte er vorsichtig mit seinen Fingerspitzen die Stirn des Ruhenden, wie um die Lebenswärme der Haut zu prüfen. Dann fuhr er fort, die Mücken fern zu halten. Im übrigen machte er den Eindruck einer bewegungslosen Erzfigur den starren Blick unverrückt auf den Gegenstand seiner Fürsorge geheftet.

Dunkele Röte färbte plötzlich die Wangen des Kranken. Aber die Haut blieb, wie es schien, trocken. — James, eingedenk des erhaltenen Auftrages, den Männern im Erdgeschoß sofort zu melden, wenn der Trank Wnislaws seine schweißtreibende Wirkung zu äußern begonnen haben werde, beobachtete den Farbenwechsel auf dem Gesicht, das immer noch gegen die Wand gekehrt war, mit Erregung. Vorsichtig untersuchte er mit seiner Hand die Temperatur der Stirnhaut des Schlummernden.

Da warf sich dieser mit einem Ruck herum, schlug die Augen auf und starrte einige Sekunden lang verwirrt in das seltsame Antlitz mit dem unheimlich lodernden Feuer jener schwarzen runden Sterne, die regungslos auf ihn herniederstrahlten.

„Apage Satanas!“ rang es sich endlich beklommen aus der Brust des Halbwachen hervor. Zugleich drang ihm matter Schweiß aus allen Poren. Er schloß die Augen und kehrte sich wieder der Wand zu. So lag er von wirren Traumgedanken geschaukelt, geraume Zeit wieder ohne äußere Regung da. Seine Arme ruhten schlaff auf der wollenen Decke.

Sie wurden von leiser Hand jetzt behutsam mit dem wärmenden Stoffe verhüllt.

„Dank, Dank!“ klang es halblaut von den Lippen des Ruhenden. „War ich wieder unfolgsam? — Bitte, verzeihen Sie mir!“

Er seufzte tief auf. Dann schwieg er wieder und schien zu schlummern. Das Geräusch klirrender Theegeschirre drang an sein Ohr und verband sich mit seinen Traumvorstellungen.

„Dann gehen wir nach China,“ flüsterte er. „Der Thee ist zu heiß — es ist ja so schwül; — ruhig liegen? — Weil Sie es wollen — ich will ja gern Ihre Wünsche erfüllen!“

Er streckte die Glieder und schob seinen Körper bis zum Kinn unter die Decke. — Da vernahm er eine Männerstimme, die mit klangvollem, aber zur milden Weichheit abgeschwächtem Ton nahe seinem Ohr sagte:

„Der Thee wird kalt. — Es wäre Ihnen gut, eine Schale davon zu sich zu nehmen, weil das Getränk noch warm ist.“

„Meine Pflegerin soll mir eine Tasse reichen,“ antwortete der noch immer Traumverwirrte mit matter Stimme. Er wendete seinen Kopf dem inneren Raum des Gemaches zu, schlug die Augen auf und ließ sie unruhig umherschweifen. „Wo ist sie?“ fragte

er ängstlich und ungeduldig. „Warum ist sie fortgegangen? — Bitte, Herr Doktor, wollen Sie die Schwester rufen?"

Erst jetzt schenkte er seine Aufmerksamkeit der Person, die an seinem Bette stand und von dem Licht der Lampe undeutlich beleuchtet wurde. Es war eine stattliche Männergestalt, dieselbe, welche Wnislaw Stux als Sir Jo angeredet hatte. Das mattleuchtende linke Auge bedeckte jetzt jene schmale schwarzseidene Binde, welche den Gesichtszügen einen auffallend veränderten Ausdruck gab. Er befand sich schon längere Weile hindurch mit dem Leidenden allein im Zimmer. James war geräuschlos verschwunden, nachdem er die Stirn seines Pflegebefohlenen feucht werden sah. — Bald nachher trat Sir Jo in das Gemach. — Dann brachte James den Thee und entfernte sich sogleich wieder.

„Warum kommt nicht der Arzt, der mich bisher behandelte?" fragte der Ruhende nun, der dem Fremden nach einem flüchtigen Blick wieder den Rücken zuwandte.

„Sie irren," erklärte derselbe, „ich bin nicht Ihr Arzt — bin überhaupt kein Doktor."

„Wer sind Sie denn?" fragte der Andere barsch zurück, warf sich auf die rechte Seite und betrachtete den Sprechenden mit dem Ausdruck der Ueberraschung. Der lodernde Blick des einen schwarzen Auges, der sich fest auf ihn heftete, übte vorübergehend eine bannende Wirkung. Aber er weckte auch des Verwirrten volles Bewußtsein. — Erstaunt musterte er die ihm völlig fremde Umgebung.

„Wo bin ich?" rief er herrisch. „Was haben Sie mit mir vor?" Damit richtete er sich etwas mühsam zu sitzender Stellung empor und machte Anstalten, aus dem Bette zu springen.

„Oho! — Gemach, mein Freund!" entgegnete Sir Jo und drückte seinen aufgeregten Gast etwas unsanft in die Kissen zurück. „Sie befinden sich vorläufig in meiner Gewalt, lieber Mann, und in meiner Kur. Ich rate Ihnen deshalb: keine Widersetzlichkeit gegen meine Verordnungen!"

„Wie? — Drohungen? — „mein Freund?" — „lieber Mann?"" rief der andere empört, „ich bin nicht Ihr Freund, Herr; — ich kenne Sie nicht! — Ihr Benehmen reizt auch nicht den Wunsch auf, Ihre nähere Bekanntschaft zu machen. — Aber ich muß doch bitten zu bedenken, daß eine gewisse Spezies von Vertraulichkeit zuweilen weder schicklich noch angenehm ist. Ich bin Graf Hoyer, Gast des Grafen Diessemberg."

Sir Jo machte eine leichte tadellose Verbeugung. „Um so höher habe ich die Ehre zu schätzen," sagte er mit einem Anflug von Ironie, „einem so vornehmen Gast unter diesem bescheidenen Dach meine geringen Dienste widmen zu dürfen."

Dem Grafen entging die ironische Absicht keineswegs. Aber eben deswegen verwirrten ihn die wohlgesetzten Worte, die von einem Gebärdenspiel begleitet waren, wie man es im Salon der feinen Welt zu erlernen pflegt. So konnte nur ein selbstbewußter Kavalier sprechen, dem ein Grafentitel nicht mehr galt, als das Prädikat „Hören Sie 'mal, lieber Mann!" — Unwillkürlich schlug nun auch Henning den Ton an, der ihm im Verkehr mit gleichgestellten Standesgenossen geläufig war, als er den Wunsch äußerte, Auskunft darüber zu erhalten, wo er sich befinde und wem er für die gastfreundliche Aufnahme zu Dank verpflichtet sei.

„Meine Leute, Herr Graf," belehrte ihn der Fremde mit dem Anstande vornehmer Gleichgültigkeit, „nennen diesen Landsitz in der Sprache unserer gemeinsamen amerikanischen Heimat „Whitehorse-Cottage". Ich selbst zeichne mich in Firma Josef Whitehorse," setzte er lächelnd hinzu.

„Sehr angenehm," dankte Henning mit einem prüfenden Blick. Dann legte er sinnend die Hand an seine Stirn, wie um unklare, zusammenhanglose Erinnerungen zu sammeln, und fragte halb für sich, wie er denn nur in diesen Zustand, in dieses Bett gelangt sei.

Mister Whitehorse faßte seines Gastes Mienen scharf ins Auge. „Sie erinnern

sich, Herr Graf, doch an den Unfall, der Ihnen im Walde begegnete?" forschte er mit der gespannten Aufmerksamkeit seines lauernden Auges.

„Unfall," wiederholte Henning langsam und nachdenklich. „Unfall — ganz recht! — Meine Phantasie erhitzte eine liebliche Sinnestäuschung," flüsterte er kaum verständlich, „ich wollte dem schönen Trugbilde entfliehen — ja ja — so wars! — Ich befand mich in tiefer Waldeinsamkeit — gehetzt von einer unbezähmten Leidenschaft, wuchs sie groß und wild im Herzen empor — sie verfolgte mich wie eine tolle Bestie — sie stand verkörpert vor mir in Gestalt des Dämons meiner unwürdigen Zügellosigkeit — ich sah ihn aus einem Eichenstamm hervorwachsen — ich sah ihn hier neben mir am Lager stehen — noch zittert der starre Blick, mit dem er mich anglotzte, mir im Herzen nach — dann verlor ich die Herrschaft über meinen Willen vollends, die Bestie meiner sinnlosen Aufgeregtheit überwältigte mich und der Dämon meiner Thorheit drohte heulend das Racheschwert mir in die Brust zu stoßen."

„Sie sind noch nicht fieberfrei, mein Herr Graf," erklärte Mister Whitehorse und prüfte den Puls seines Gastes. — Er hatte sich neben dem Bett auf einen Stuhl niedergelassen mit dem Rücken nach dem Lampenlicht, dessen Strahl die Züge des Grafen deutlich genug beleuchtete, um dem Beobachter jeden Reflex der inneren Vorgänge wahrnehmbar zu machen.

„Ihre erregte Phantasie verdunkelt Ihnen die Erinnerung an die Ereignisse im Walde. Natürliche einfache Thatsachen beziehen Sie auf innere Erlebnisse, die Sie schon in einen Zustand fieberhaft aufgereizter Stimmung versetzt haben müssen, bevor die Besinnung Sie vollends verließ. Sie mußten sich völlig vom Wege verirrt haben. Und in diesem Umstande läßt sich abermals Ihre Abgezogenheit von der Außenwelt erkennen. Denn ohne Zweifel war im Schlosse die Rede auf die Unsicherheit dieses Waldreviers gekommen. Ich schließe das," setzte er mit verschärfter Aufmerksamkeit auf Hennings Mienen hinzu, „ich schließe das aus dem Eindruck des argwöhnischen Blicks, mit welchem der Husarenoffizier mich zu betrachten schien, den ich heute auf die richtige Straße nach dem Schlosse zu geleiten die Ehre hatte. Ich darf demnach annehmen, daß Sie gewarnt worden waren. Und schwerlich würden Sie dann Ihre werte Person der Möglichkeit ratlosen Umherirrens oder gar ernsteren, wenngleich völlig unbegründeten Fährlichkeiten mit ruhiger Ueberlegung und kaltem Blute ausgesetzt haben."

Henning mußte seine Gedanken mit ungewohnter Anstrengung zusammenraffen, um den Schlußfolgerungen des Mister Whitehorse mit Verständnis folgen zu können.

„Zerstreut," sagte er nachdenklich, „ja, das werde ich wohl gewesen sein. Aber gewarnt hat der Rittmeister mich nicht. Vielmehr sprach er mit rückhaltloser Hochachtung von Ihren Verkehrsformen. Sie fielen ihm auf, weil er Sie für einen gräflichen Revierförster hielt. Er bemerkte, daß Sie einen ihm bekannten Zelter ritten, den er noch im Besitz des Grafen Dieffemberg wähnte."

„Es paßte mir trefflich," schaltete Whitehorse ein, „daß mir dieses Pferd von einem Roßkamm, der es allerdings von meinem Herrn Nachbar erworben, zum Kauf angeboten wurde, als ich eben einen Gaul suchte. Ich habe eine einfältige Vorliebe, Herr Graf, für Schimmel ohne Abzeichen — ein Erbteil meines Vaters, der nie andere Pferde ritt."

Diese Bemerkung brachte eine Wirkung hervor, die der Sprecher weder beabsichtigt noch erwartet hatte. Demselben entging es nicht, daß der Graf ihn eine Weile lang betrachtete, als suche er sich eine Erinnerung zu vergegenwärtigen. Bald aber wiegte er wie verneinend das Haupt und versank in schweigendes Sinnen.

„Ich freue mich," sagte Whitehorse, ohne seine Wahrnehmung zu berühren, „daß der Herr Rittmeister sich so schmeichelhaft über meine geringe Person geäußert."

„Sie können völlig beruhigt darüber sein," tröstete ihn Henning. „Vielleicht hat der Rittmeister Sie nur prüfend angesehen. Denn ich entsinne mich, daß Ihre Erscheinung beim ersten Anblick eine dunkele Erinnerung — wie er erzählte — flüchtig in ihm

aufgeregt habe, die sich jedoch alsbald völlig abblaßte und als Einbildung erwies."

„Um so besser," sagte Whitehorse mit dem zufriedenen Gefühl erlangter Gewißheit. Dann klagte er sich seines tiefeingewurzelten Mißtrauens an, mit dem seine herben Lebenserfahrungen ihn gegen die Menschen, namentlich gegen alle Fremden erfüllt hätten.

„Wie könnte es auch anders sein!" schloß er mit Bitterkeit. „Ich habe diesen schönen Erdball fast nach allen Richtungen hin durchmessen. Unter allen Himmelsstrichen bleibt der Mensch sich gleich. Ueberall bereitet er sich selbst und Anderen dasselbe Elend. Im Herzen nagt ihm der giftige Wurm der Selbstsucht und Bosheit. Im Kopf regiert der Teufel. So ruinirt die Menschheit sich selbst und krankt rettungslos dahin an einer allgemeinen Seelenschwindsucht."

„Hinrich!" rief Henning plötzlich leidenschaftlich und ergriff mit einer raschen Bewegung den erstaunten und zugleich erschreckten Mister Whitehorse bei den Händen. „Ja, du bist doch mein alter verschollener Hinrich, — wie sehr die Jahre dein Aeußeres auch verändert haben, wie du dich auch in dieses rätselhafte Inkognito zu hüllen suchst. — Du bist ja ein ganz vorzüglicher Schauspieler geworden, daß es deiner Verstellungskunst gelang, mich so lange wenigstens in einer halben Täuschung zu erhalten."

Mister Whitehorse hatte sich während dieses sprudelnden Freudenergusses vom Stuhl erhoben und suchte eine Erregung zu bemeistern, indem er am Tisch eine Tasse mit Thee füllte. Er reichte dieselbe dem erregten Gast und forderte ihn zum Trinken auf.

„Sie sind noch recht krank, Herr Graf," sagte er wieder völlig ruhig. „Nehmen Sie etwas von diesem niederschlagenden Mittel, um die Wahnvorstellungen Ihrer leidenschaftlichen Einbildungskraft zu verscheuchen. — Sie täuschen sich ganz in meiner Person. Wahrscheinlich neckt sie irgend eine zufällige äußere Aehnlichkeit."

„Wenn es nur die wäre!" entgegnete Henning beharrlich und verschüttete mit bebender Hand von dem Thee in die Unterschale. „Zur äußeren kommt auch eine untrügliche innere Gleichheit. — Die gleiche Vorliebe für weiße Rosse will ich nicht gar zu hoch anschlagen — aber die Anschauungsweise des Lebens, die meinem Freunde ganz ausschließlich angehörende Philosophie vom sittlichen Ruin und der „allgemeinen Seelenschwindsucht der Menschheit". Diese Art der Bezeichnung ist so originell, daß schwerlich ein anderer als Freisinger darauf verfallen könnte — er müßte den Ausdruck denn von ihm selbst gehört haben."

„Ich nehme die Erfindung des Ausdrucks keineswegs für mich in Anspruch," erklärte Whitehorse. „Schlagwörter sind wie Scheidemünzen; einer verausgabt sie, dann kursieren sie durch die Welt. Wo ich zuerst von der Seelenschwindsucht der hinsiechenden Menschheit habe reden hören, ob in Melbourne, Paris oder Texas — vielleicht gar von Ihrem Freunde selbst, Herr Graf, — das weiß ich nicht," behauptete er achselzuckend. „Meine vom Leben gewonnene Ansicht habe ich aber aus meinen eigenen trostlosen Erfahrungen geschöpft, das weiß ich leider nur zu gewiß."

„Also nicht?" fragte der Graf kleinlaut. „Nicht Hinrich Freisinger?"

„Ich nenne mich Josef Whitehorse, wie ich zu erwähnen bereits die Ehre hatte," wiederholte dieser, während Henning nach kurzem Besinnen fortfuhr.

„Jetzt wird es mir auch wieder klar, daß ich, vom Knall der Büchsen geleitet, den Weg nach der Meierei suchte in der zuversichtlichen Erwartung, hier meinen Freund Freisinger begrüßen zu dürfen. Und nun ich ihn gefunden zu haben wähne, soll ich glauben, nur seinen Doppelgänger entdeckt zu haben?"

„So hatten Sie, Herr Graf, doch also wohl begründete Ursache, auf das Wiedersehen Ihres interessanten Freundes zu rechnen?" lenkte Whitehorse ab und seine Mienen nahmen wieder einen gespannten lauernden Ausdruck an.

Henning antwortete nicht direkt auf diese Frage, die er kaum zu vernehmen schien. „Es wird mir wahrhaft sauer," sagte er, „glauben zu sollen, daß ich mich so arg täuschen könnte. Aber Sie sind ja ein vielgereister Mann, Mister Whitehorse, —

so wäre es doch nicht ganz undenkbar, daß Sie meinem Freunde irgendwo einmal begegneten, oder wo nicht, daß Sie doch von ihm gehört hätten. Denn allem Anschein nach muß er als Opernsänger in Newyork und in Baltimore vor einigen Jahren die öffentliche Aufmerksamkeit auf sich gezogen haben. Für die enttäuschte Hoffnung, ihn persönlich hier begrüßen zu dürfen, würde es mich wenigstens etwas entschädigen, über seinen Wohnsitz und sein Schicksal wenn auch nur Andeutungen zu erfahren."

„Also Sänger bei der Oper in Baltimore war Ihr Freund, Herr Graf? — Und er hieß oder nannte sich Mister Harry Freisinger?" fragte der andere anscheinend nachsinnend.

Henning bestätigte etwas ungeduldig beide Fragen.

„Von einem solchen Gentleman," sagte Whitehorse mit der Miene einer wiedererweckten alten Erinnerung, „ging allerdings, wie ich mich jetzt entsinne, vor einigen Jahren eine recht lebhafte Diskussion durch die nordamerikanische Presse. Doch der Gegenstand ist so wenig erfreulich, daß er bei Ihrer gegenwärtigen Reizbarkeit, mein Herr Graf, zur Mitteilung mir nicht geeignet scheint.

„So viel mir davon aus zusammenhangloser Zeitungslektüre noch erinnerlich geblieben ist," fuhr er fort, weil Henning darauf bestand, „mögen Sie denn mit Ruhe und Fassung wohl auch erfahren dürfen. Mister Harry Freisinger nämlich war, wie ich las, in einen fatalen Preßprozeß verwickelt. Es handelte sich um Ausnutzung der Preßfreiheit in gemeinschädlichem Sinne und zwar aus gewinnsüchtigen Absichten. Seine Alarmberichte verursachten Fallissemente und allgemeine Panik. Die letzte Nachricht, die ich las oder hörte, lautete dahin, daß Mister Freisinger gefänglich eingezogen worden sei. Ueber den weiteren Verlauf seines Schicksals habe ich nichts in Erfahrung gebracht. Ich verlor die an sich mir ziemlich gleichgültige Angelegenheit über näherliegende Pflichten aus den Augen. — In ihrem Interesse, mein Herr Graf, würde ich mich indessen freuen, zu hören, daß Ihr beklagenswerter Freund nicht gar in einem Staatsgefängnis verschwunden sei. Hoffentlich haben Sie Kunde von seinem Verbleiben in erwünschteren Umgebungen."

Es schien den Erzähler zu beunruhigen, daß sein Zuhörer nur flüchtig vorübergehende Spuren der erregenden Wirkung verriet, die jener mit seinen Eröffnungen zu erzielen beabsichtigt haben mochte. Auf Hennings lakonischen „Dank für die schmutzige Geschichte" erwiderte Whitehorse deshalb seine etwas erkünstelte Freude, daß die Nervenerregungen doch schon nachzulassen schienen.

„In der That," gab Henning zu, „abgesehen von einer empfindlichen Unbequemlichkeit am Rücken und einer schmerzhaften Stelle am Fußgelenk, fühle ich keine weiteren Folgen meines Unfalls, als einen Hang zu ruhen. Meine Erlebnisse treten mir jetzt indessen deutlicher entgegen. Ich entsinne mich zweier Jäger, die einen Keiler hetzten, der von einem seltsamen Jägerburschen mit gezücktem Hirschfänger erwartet wurde."

„Ganz recht, Herr Graf," bestätigte Whitehorse. „Es konnte ein entsetzliches Unglück daraus entstehen, daß Sie mit Ihrer ahnungslosen Zerstreutheit im entscheidenden Augenblick den Wechsel des rasenden Ungetüms kreuzen mußten. Glücklicherweise sind Sie mit einer Kontusion am Fuß und einer geringen Schnittwunde an der Stirn davongekommen, wie ich nach dem normalen Verlauf der Fiebererscheinungen infolge Ihres jähen Schrecks zu meiner Freude wahrnehme."

Henning entdeckte mit tastendem Finger ein englisches Pflaster an seiner Stirn und fragte erstaunt, wer ihm die Schnittwunde, wie Whitehorse sagte, beigebracht habe.

„Wenn mir erlaubt ist, eine kurze Erklärung vorauszuschicken," erwiederte Whitehorse, „so werden Sie diesen allerdings absonderlichen Nebenumstand zu verzeihen wissen."

Mit einer zustimmenden Handbewegung streckte Henning sich auf dem Lager aus, um die Erklärung nach allem Vorhergegangenen nicht ohne eine Regung von Mißtrauen mit geschlossenen Augen anzuhören. Whitehorse erzählte:

„Außer mir bewohnen bis jetzt nur noch 2 Personen die stille Whitehorse-Cottage, nämlich mein Adoptivsohn James und Robby, mein Diener, der mir ergeben ist wie ein treuer Freund. James ist der Sohn eines Indianer-Häuptlings, der im Kampf von meiner Kugel fiel, nachdem die seinige mir das linke Auge geraubt hatte. Der Knabe blieb allein und hülflos von dem überwundenen Haufen seines Stammes übrig. Ich nahm ihn an Sohnesstatt an und verließ meine amerikanische Heimat, um das Leben europäischer Städte auf seine wilden Sitten wirken zu lassen. Diese Anstrengungen führten leider nicht zum erwünschten Erfolg. Seine natürlichen Neigungen bereiteten mir oft peinliche Verlegenheiten. Und so bestimmte er mich vor kurzem zur Ansiedelung in dieser entlegenen Waldecke. Freilich erwachten hier in der Freiheit der einsamen Natur seine zügellosen Regungen wieder. Er sperrt sich gegen sklavischen Zwang enger zugestutzter Kleider; sträubt sich, Speisen nicht mit den Händen, sondern mit Instrumenten aus unreinen Stoffen zum Munde führen zu sollen; und begreift nicht, warum ich ihm streng untersagte, von erlegten Tieren und Gegnern sich gewohnte Trophäen anzueignen. Als er in leidenschaftlicher Erregtheit den schweißenden Keiler mit geschicktem Stoß abgefangen, mochte ihm in seinem Siegesrausche Ihr exemplarisches Toupet verlockend erscheinen. Schon hatte er seinen Tomahawk angesetzt, und wenn ich es nicht rechtzeitig verhindert hätte, so stand zu befürchten, daß er Euer Gnaden im nächsten Augenblick auf's kunstgerechteste skalpiert haben würde."

Nach dieser schauererregenden Darstellung des Ursprungs der Hautwunde an Hoyers Stirn, welche in Wahrheit ein scharfer Dorn verursachte, bemerkte Mister Whitehorse endlich, daß sein Gast eingeschlummert war. Er hatte die Geschichte also nicht einmal der äußerlichsten Aufmerksamkeit gewürdigt. Mister Whitehorse fühlte sich gekränkt und zugleich gedemütigt. An der ruhigen Klarheit und schlichten Vornehmheit des Grafen prallten seine gewohnten Praktiken fruchtlos ab. Daß dieser ihn durchschaut habe, konnte Sir Jo sich nicht verhehlen. Wie fade und plump erschienen ihm selbst im Lichte dieser Einsicht nun seine zwecklosen Täuschungsversuche!

Versunken in bittere Selbstverachtung, blickte er auf sein verfehltes Leben zurück. Mechanisch griff er nach schwärmenden Mücken und zerdrückte sie. Endlich erhob er sich seufzend vom Sitz neben dem Bett des friedlich ruhenden Gastes mit der reinen, faltenlosen Stirn und verließ leise das stille Gemach.

Unten angekommen wandte Whitehorse sich nach rechts und tappte einen finsteren Gang entlang bis zu einer angelehnten Thür, durch deren Oeffnung ein schwacher Lichtschimmer drang. Mister Whitehorse stieß mit dem Fuß die Thür zurück und trat in den Küchenraum. Hier fand er den Indianer. Derselbe ruhte mit Armen und Kopf auf dem alten breiten Küchentisch und war eingeschlafen. Eine dunkel brennende Thranlampe verbreitete übelriechenden Dunst und beleuchtete die Umrisse des Schlafenden.

Mister Whitehorse ergriff die Lehne des Stuhls, auf dem der Schläfer saß. Ein kräftiger Ruck entzog dem Ruhenden seinen Halt. James stürzte zu Boden und erwachte mit jähem Schreck aus seinem festen Schlaf. „Will dich schlafen lehren, Faultier", schalt Mister Whitehorse, „führst du so meine Befehle aus, heißt das scharfe Wache halten?"

Er faßte das Ohr des Müden, zog ihn nach einem Wasserkübel und tauchte den Kopf des schlaftrunkenen Opfers seiner ärgerlichen Laune in kaltes Wasser. Zugleich erteilte er ihm mit barschen Worten den Befehl, sich sofort wieder zu dem fremden Herrn hinaufzubegeben und ungesäumt die Meldung herunterzubringen, wenn derselbe vom Schlaf erwacht sei.

Als James leise und geschmeidig wie eine Katze die Steintreppe erklommen hatte, wandte sein verdrossener Gebieter sich wieder dem Raum zu, wo er mit Wnislaw Stux, auch Robby genannt, vorher alte Verbindlichkeiten erneuert hatte.

Mister Whitehorse oder Sir Jo, wie Robby ihn nannte, schenkte diesem jetzt keine Beachtung. Schweigend schloß er einen Wandschrank auf und holte daraus eine Mappe mit vielen, zum Teil vergilbten Heften beschriebenen Papiers hervor. Durch Ausschiebung

einer tischartigen Platte verwandelte er den Wandschrank in ein Schreibpult. Dann zündete er eine Lampe an und ließ sich an dieser Einrichtung nieder.

Nachdem er mit Anzeichen aufgeregter Gemütserschütterungen in den Aufzeichnungen geblättert, ergriff er endlich eine Feder und schrieb die folgenden zerknirschten Gedanken auf die erste der noch leeren Seiten in deutscher Sprache:

„Whitehorse-Cottage, den 28. August.

Jede Zeile dieser rührenden Selbstbekenntnisse eines Verfehmten grinset mir entgegen: schwachherziger Tropf! — ehrloser Wicht! — betrogener Betrüger! — O meine Mutter! — meine vertrauensselige getäuschte Mutter! — kenntest du die Verworfenheit und das elende Schicksal deines Erstgeborenen! — Nicht schwerer würde ihn dein Fluch belastet haben, als das Bewußtsein ihn beugt, daß dein Segen erschwindelt wurde. Und doch muß ich es dem mütterlichen Segen danken, nicht zum unrettbaren Verbrecher geworden zu sein. Aber ich erneuere noch einmal meinen heiligen Vorsatz, ein andrer besserer Mensch zu werden. In dieser endlich gefundenen Stille einer selbstbeschaulichen Zurückgezogenheit wird es gelingen, besser als im betäubenden Rausch des verächtlichen Rennens und Treibens da draußen. Wird mir nur diese schöne Ruhe ungestört erhalten, so werde ich endlich ernstlicher als je an meiner sittlichen Genesung arbeiten lernen, vom Bann des irregeleiteten Gewissens frei werden und den langersehnten Frieden finden, dessen Süßigkeit ich nie geschmeckt habe — nie!“

Geraume Weile das Haupt auf die Hand gestützt, saß der Schreiber dieser Zeilen noch am improvisierten Schreibtisch in trübe Gedanken vertieft. Endlich schien er sich zu einem kräftigen Entschluß zu ermannen. Er stand elastisch vom Stuhl auf, schloß das Fascikel seiner Aufzeichnungen wieder in den Schrank und durchmaß einigemal mit raschen Schritten das Zimmer. Dann wandte er sich dem Robby zu.

Derselbe beschäftigte sich angelegentlich mit der Reinigung eines Revolvers, ohne sich um die Anwesenheit des anderen zu kümmern. Mit summendem Ton begleitete er seine Arbeit durch eine gepfiffene melodische Phrase.

Whitehorse stand endlich still, füllte die Gläser mit Arrak und Wasser, schob eines derselben seinem Gefährten hin und richtete mit Entschlossenheit das Wort an ihn, der es jedoch nicht im mindesten zu vernehmen schien.

„Robby, alter Knabe,“ sagte er, „wann wirst du endlich anfangen, ein verständiger Mann zu werden? Denkst du nie an die ewige Gerechtigkeit, die jede Schuld unerbittlich sühnt? Meinst du, dich ihr zu entziehen, wie der Strauß, wenn er seinen Kopf im Sande verbirgt? Oder glaubst du wirklich, ihr trotzen zu können? Doch das geht mich ja nichts an. Jeder muß selbst sehen, wo er zuletzt bleibt. Aber das Eine merke dir: vergiß nicht, warum ich schon lange eine vom Geräusch des Lebens entlegene Zuflucht suchte. Ich habe sie endlich gefunden. Und hier will ich Ruhe haben. Das Vagabondieren soll einmal für allemal aufhören. Danach richte dich und mache mir mit deinem bestialischen Ungestüm keinen Strich durch die Rechnung. Soweit ich sehe, haben wir bis jetzt nichts für unsere Sicherheit zu befürchten. Rittmeister Ringelin hat mich nicht erkannt, hat vielmehr mein Lob im Schloß gesungen. Und unser Gast ist ein echter Edelmann, ein verdammt nobeler Charakter, der wird uns nicht verdächtigen, schon deshalb nicht, weil er uns zu Dank verpflichtet ist. Also keine verräterischen Tollheiten mehr, Robby, alter Sünder!“

Schweigend setzte Mister Whitehorse seinen Spaziergang im Gemach wieder eine Weile fort. Auch Robby fuhr stumm fort, seine Waffe zu putzen.

„Er ist mir unter den Händen eingeschlafen“, hub jener danach wieder an. „Morgen kann ihn der Bilamsdorffer abholen lassen, wenn er will. Besser, wir kämen ihm zuvor; aber wie? zu Pferde? — wird den Sattel noch nicht vertragen; zu Fuß? — geht auch nicht. Werden doch Equipage anschaffen müssen, verlangt schon die Reputation.“

Whitehorse blieb am Tisch stehen und richtete im Flüsterton die Rede an Robby, der seine Gegenwart völlig unbeachtet zu lassen schien.

„Weißt du," fragte Whitehorse, „wen der Graf hier zu finden erwartete? Für wen er mich beharrlich hielt? Du ahnst es wohl? für Hinrich Freisinger."

Robby horchte auf. Seine pfeifenden Lippen zogen sich in's Breite.

„Dann hielt er Euch für den einfältigsten Tölpel seines Zeitalters, Sir," sagte er mit sorgloser Zweideutigkeit.

„Eben weil Harry ein Tölpel ist," antwortete Whitehorse, „könnte er uns einen übeln Streich spielen. Denn wenn der Graf ihm den Staar sticht, wird sein mißhandeltes Gefühl ihn nicht ruhen lassen, bis er seine alten Freunde vor dem Richter entlarvt hat."

„Machen wir den Grafen mundtot," schlug Robby vor und gab mit einer verständlichen Gebärde die praktische Ausführbarkeit seiner Absicht zu erkennen.

„Schon wieder übermütig, du unverbesserlicher Spaßvogel?" tadelte ihn der andere. „Vorläufig wird's noch keine Not haben, wiewohl ich nicht herausgebracht habe, ob der Graf über Freisingers Aufenthaltsort nicht dennoch besser unterrichtet ist, als er zu sein schien."

In diesem Augenblick schraken beide Männer empor. Robby zog sein Dolchmesser und wollte nach der Hausthür eilen, deren Messingklopfer dröhnend von außen wiederholt angeschlagen wurde. Whitehorse schob den Genossen zurück und verließ das Gemach. Es vergingen mehrere Minuten, bevor er wieder eintrat.

„Expreßbote aus der Kreisstadt," sagte er etwas erregt. „Was hat das zu bedeuten?"

Robby hatte ihm inzwischen ein versiegeltes Convert mit hastigem Griff entrissen, es erbrochen und trat an das Licht:

„Geschäftsfreunde des Grafen W. im Anzuge. Werden wohl dieser Tage schon Besuch abstatten. In Eile. Vertraulich."

So las Robby. Der Sinn dieser Mitteilung schien ihm sogleich deutlich zu sein. Er verlor für einen Augenblick seine teilnahmlose Gleichgültigkeit. Seine faltigschlaffen Züge bedeckte Leichenblässe. Seine Kniee schlotterten. Mit der linken Hand suchte er eine Stütze auf der Tischplatte. In der andern hielt er das entfaltete Blatt. Indessen nicht lange bot er so das Jammerbild eines im Schuldbewußtsein verzweifelnden Feiglings.

„Courage!" flüsterte er kaum vernehmlich. Dann raffte er sich gewaltsam wieder auf; und mit seinen krallenartigen langen Fingern den vor ihm liegenden Revolver umklammernd, zischte er durch seine zusammengebissenen Zähne:

„Herz in der Faust! Fort von hier! Ueber die Grenze!"

Whitehorse hatte mittlerweile mit scheinbarer Ruhe sinnend das Zimmer durchschritten, ohne auf Robby zu achten. Jetzt machte er vor dem Wandschrank halt und nahm aus dem Schrank ein Aktenbündel. An die Lampe tretend suchte er nach einer Namensunterschrift und verglich die Handschrift mit derjenigen des von Robby auf den Tisch geworfenen Briefes aus der Kreisstadt.

„Zwar etwas verstellt, aber ziemlich ungeschickt," sagte er für sich, „doch unverkennbar dieselben Grundzüge."

Er reichte beide Schriftstücke dem neugierig aufhorchenden Robby. Nach flüchtiger Prüfung pflichtete dieser der Meinung bei. „August Kniff, Rechtsanwalt, Generalmandatar Seiner Hochgeboren des Grafen Kurd von Dieffemberg-Vilamsdorff," las Robby halblaut.

„Wer diesen Kaufvertrag mit den breitspurigen Titeln und Würden unterfertigte," sagte er dann zuversichtlich, „hat auch den vertrackten Brief da geschrieben, das ist keine Frage."

„Deshalb bleiben wir ruhig in Whitehorse-Castle," bestimmte der andere, „und erwarten mit Würde die angekündigten Geschäftsfreunde."

Robby sah ihn mit Verwunderung fragend an, während Whitehorse den verräterischen Zettel und dessen Umschlag sorgfältig verbrannte.

„Meinst du, dummer Teufel,“ schalt er den Verdutzten, „der Rechtsanwalt habe aus purer Freundschaft für uns einen Boten in dieser nebeldichten Nacht herausgeschickt? Glaubst du, Tropf, er habe durch diese verwarnende Aufmerksamkeit seinen Ruf, sein Amt und Brot in die Gefahr einer Entdeckung seines rechtswidrigen Vorgehens gebracht, wenn er aus meinem freigebigen Honorar nicht den Schluß gezogen hätte, daß er an mir einmal einen splendiden Kunden gewinnen könne? Daraus folgt also, daß er selbst weder ernsten Verdacht geschöpft, noch eine Bedrohung unserer Sicherheit von dem bevorstehenden Besuch voraussieht. Nur für alle Fälle erteilt er uns den Wink. Wir sollen Zeit gewinnen, alles aus dem Wege zu räumen, was den Schnüfflern etwa Anhalt bieten könnte für Verdächtigungen. Unser schlauer umsichtiger Freund will uns eben nur vor Ungelegenheiten schützen. Deshalb verwarnt er uns. Wir würden also nichts Alberneres unternehmen können, als wenn wir das Nest räumten. Die Grenze, ja sie ist in zwanzig Schritten erreicht. Aber der elektrische Funke kennt keine Grenzen. Und die Auslieferungsverträge der Staaten gönnen uns drüben keine Sicherheit. Flucht wäre überdies gleichbedeutend mit Geständnis. Also warten wir ruhig ab, was kommt. Ich will den Spitzeln so geschickt Sand in die Augen streuen, will ihnen mit nobelen Faxen so gewaltigen Respekt vor uns einflößen, daß sie die unliebsame Störung mit Bedauern entschuldigen und sich rechtwinklig zur Thür hinausdrücken sollen.“

„Mißlingt aber das Manöver wider Erwarten?“ fragte Robby spitz. „Es wäre doch nicht gerade überraschend, wenn die Untersuchung gar zu gravierenden Verdacht wider uns ergeben hätte. — Welchen Grund könnte sonst diese Warnung gehabt haben?“

„Im äußersten Falle keinen Widerstand, verstehst du?“ bestimmte Whitehorse. „Gewaltthätigkeiten würden unsere Lage nur verschlimmern. — Soll das Verhängnis sich endlich an uns vollziehen — wohlan! — ich will die gerechten Folgen meiner Schwachheit und — deiner Schurkereien tragen — ich will sie bußfertig bereuen und sühnen.“

„Und ich will,“ entgegnete Stux unerschüttert, „ich will unterdessen unsere Werteffekten und Baaria in die Kleider nähen, die Waffen rüsten, die Hinterthür nach dem Gebirge öffnen und im Notfall mein bischen Leben so teuer als möglich verkaufen.“

James erschien, diese Entwürfe kreuzend, jetzt auf der Thürschwelle, wo er schüchtern stehen blieb. Er meldete, der Graf sei von dem Lärm des Thürklopfers erwacht, habe vergeblich wieder einzuschlafen gesucht und lasse Mister Whitehorse um eine kurze Unterredung ersuchen.

Oben angekommen, fand dieser seinen Gast aufrecht im Bett sitzend. Mit einigen Worten der Entschuldigung, daß er ihm so viel Unbequemlichkeiten verursache, erklärte Henning, er fühle sich nach seinem kurzen aber stärkenden Schlummer erkräftigt genug, um seine Rückbeförderung nach Schloß Bilamsdorff ins Auge fassen zu dürfen.

„Am liebsten,“ sagte er, „unternähme ich den Weg dahin als Spaziergänger —“

„Schwerlich würde Ihre Fußverletzung Ihnen das schon so bald erlauben, mein Herr Graf,“ unterbrach ihn Whitehorse.

„Das bezweifle auch ich,“ bestätigte Henning. „Deshalb wollte ich Sie gebeten haben, zu allen mir ohne mein Verdienst erwiesenen wesentlichen Dienstleistungen mir nach Sonnenaufgang Ihren Wagen zu bewilligen.“

„Herr Graf vergessen,“ erwiederte Whitehorse mit einiger Verlegenheit, „daß Ihre Bekleidung unbrauchbar geworden ist und eines Ersatzes bedarf. — Ich werde deswegen nach dem Schlosse einen Boten senden. — Wie konnte ich vermuten, daß ein Wagen mir hier im Walde sobald unentbehrlich werden würde! — Für mich und meine Leute bedarf ich vorläufig keiner Equipage. Unser Jagdrevier ist nicht zu groß, um es nicht zu Fuß abpirschen zu können. Und um die Schönheiten der Natur und Kunst in weiterem Umkreise zu genießen, genügt mir der Sattel. Die elastischen Waldwege sagen dem Pferdehuf ohnehin zu; so kann ich meiner alten Neigung für ansprechende Spazierritte aufs befriedigendste gerecht werden, und muß meine Introduktion bei meinen Herren

Nachbaren hinausschieben, bis der Landauer instand gesetzt ist und Whitehorse-Cottage auf den Empfang vornehmer Gegenbesuche eingerichtet sein wird."

„Sie scheinen Ihre Spazierritte gern zu später Abendzeit zu unternehmen, Mister Whitehorse," schaltete Henning mit flüchtigem forschenden Blick ein.

„Ei, ei!" antwortete Whitehorse. „Hat man das zu bemerken die Aufmerksamkeit gehabt?"

„Man hat auch bemerkt, daß Sie bewaffnet waren und eine wie drohende Bewegung gegen das Schloß machten."

Mister Whitehorse brach in ein erkünsteltes Gelächter aus und schickte sich zu einem Rechtfertigungsversuch an. In diesem Augenblick ward abermals der Thürklopfer gerührt. Zugleich schnellte Whitehorse sichtlich erblassend vom Sitz empor.

„Zum Teufel!" rief er mit halberstickter Stimme. Aber rasch gefaßt, entschuldigte er sich beim Grafen.

„Eine verwünscht unruhige Nacht," sagte er gezwungen. „Ich bedauere, daß Sie schon wieder gestört werden, mein Herr Graf. Sie haben aber durchaus nicht zu besorgen, daß meine späten Gäste, die ich erst in den nächsten Tagen erwartete, Sie in irgend welcher Weise belästigen werden."

Würdevoll nach der Thür schreitend, überließ er den Grafen seinen einsamen Gedanken über die Bedeutung des zweifelhaften Trostes, den Whitehorse mit seinen letzten Worten ausdrücken wollte.

Aus seiner Ueberlegung ward Hennings Aufmerksamkeit bald auf die von unten herauf schallenden vereinzelten Geräusche hingezogen. Er hörte ein wirres Durcheinanderreden; es war unmöglich zu verstehen, was dort unten verhandelt wurde.

Jetzt trat Stille ein. Gleich darauf bemerkte der Lauschende, daß sich ein Schlüssel im Schloß drehte und ein Riegel mit kreischendem Geräusch zurückgeschoben wurde. Nicht lange, so vernahm er Tritte von Männerstiefeln die Treppe heraufeilen. Dann öffnete sich die Thür seines Schlafgemachs.

Der Indianer, mit einer Lampe voranleuchtend, wurde sichtbar und herein trat rasch und entschlossen eine Männergestalt, die Henning bei der undeutlichen Beleuchtung unbekannt erschien.

„Gott sei Lob und Dank," rief jetzt die bekannte Stimme seines Kammerdieners fröhlich und herzlich, „daß der gnädige Herr Graf leben und leidlich gesund sind!"

„Helmrich! — Du bist's?" entgegnete Henning eben so warm, indem er seinem Diener aus dem Bette eine Hand entgegenstreckte, welche jener einen Augenblick herzhaft drückte.

„Herr Graf können nicht denken," versicherte Helmrich, „wie ich und die gnädigen Herrschaften und die Dienerschaft sich um Ihnen geängstigt haben."

Er berichtete alles, was man ihm erzählt und was er selbst erlebt hatte, schlicht und ohne jede Uebertreibung. Vorsorglich hatte er auch die im Walde aufgefundene Brieftasche seines Gebieters mitgebracht.

„Der gnädige Herr vom Schloß meinten, Herr Graf möchten das Portfell vielleicht vermissen."

„Ja, ich bin den Leuten in diesem alten Kastell zu außerordentlichem Dank verpflichtet. Ob das aber mit Geld gut zu machen sei?" das war eine peinliche Frage für Henning.

„Wenn Herr Graf mir das Vertrauen schenken wollen," versicherte der Diener, „werd' ich es schon gleichmachen. — Was ich unten bemerkt habe, artet nicht sehr nach Vornehmheit. Da ist ein Mensch, hat ein Gesicht wie der leibhaftige Geiz. Lassen Herr Graf mich man machen."

„Später!" bewilligte dieser. „Es werden noch fünf bis sechs Stunden bis nach Sonnenaufgang verstreichen. Diese Zeit ist mir willkommen, noch zu schlafen. Ich fühle mich doch recht ermüdet. Du, armer Kerl, wirst diese Nacht nicht an das Bett

denken können. Denn du mußt bald wieder nach dem Schloß zurück. Dort packst du mein graues Sommerkostüm, ersuchst den Grafen oder den Haushofmeister in meinem Namen um den gräflichen Jagdwagen, falls das Wetter nicht ein geschlossenes Verdeck empfehlen sollte. — Auf alle Fälle kommst du wieder hierher zurück, mir beim Ankleiden behülflich zu sein. Denn ich fühle mich noch etwas unbequem."

„Um Vergebung, gnädiger Herr," bat Helmrich mit gedämpfter Stimme, „möchten Herr Graf mir nicht erlauben, hier zu bleiben? — Der Förster ist mit anderen Leuten vom Schloß unten. Der würde die Befehle prompt ausführen, wenn ich ihm sagte, wie und wo. Ach! — lassen Herr Graf mich doch hier bleiben. — Der Einäugige war ja ganz artig. Aber der Rothaarige, der Geizteufel, um Vergebung, gnädiger Herr, der schlich umher wie eine falsche Katze und blinzelte uns an, als wünschte er, daß jeder Tropfen von dem Grog, den der Einäugige uns anständig vorsetzte, sich in Gift verwandeln möchte. Und drittens, dieser Ohrenutang, der mich die Treppe heraufleuchtete —"

„Papperlapapp!" unterbrach Henning den Erguß seines Dieners. „Sei um mich unbesorgt. Die sauberste Gesellschaft mag es freilich wohl nicht sein, die in dieser Höhle hauset. Aber führten sie Arges gegen mich im Schilde, konnten sie mich ja ruhig im Walde meinem Schicksal überlassen, ihre Jagdbeute statt meiner heimschaffen und jede Spur verwischen, die einen Verdacht auf sie gelenkt hätte. Also geh nur und sei um sechs Uhr wieder hier, wie ich dir befohlen. Dabei bleibt es. Auf Wiedersehn!"

Helmrich drückte durch Kopfbewegungen aus, daß der Beruhigungsversuch doch nicht ganz den erwünschten Erfolg gehabt habe. Indessen tappte er die dunkele Treppe hinunter und war froh, daß der Indianer, den er für einen Orang-Utang in Kleidern hielt, wie er einmal als Knabe einen auf dem Markte gesehen, mit einer Lampe erschien, um ihn zu seinen Gefährten in das Zimmer zu führen, wo diese beim Grog auf seine Rückkehr warteten.

Als die gräfliche Expedition die Laternen erleuchtet und sich in die nebelschwere Nacht hinaus nach dem Schloß wieder aufgemacht hatte, entspann sich zwischen Robby und Whitehorse noch folgender kurze Gedankenaustausch.

„Sie sind um das kostbare Leben des Grafen sehr besorgt," sagte Robby, „behalten wir ihn als Pfand für unsere Sicherstellung gegen die Spitzeln. — Herz in der Faust, Sir Jo!"

„Wann wirst du einmal so klug, alter Narr," entgegnete Whitehorse, „die Wirklichkeit zu taxieren, wie sie ist? — Wenn wir uns nicht herauslügen —"

„Oder heraushauen," schaltete Robby mit Entschlossenheit ein.

„Auf keine Weise dulde ich gewaltsamen Widerstand! — Versuchst du es, liefere ich dich den Häschern selbst aus. Was sollte also der Graf als Geisel nützen?"

„Wir drohen, ihm das gräfliche Licht auszublasen, wenn sie Hand an uns legen."

„Dummes Zeug!" schalt Whitehorse, als wenn man das ruhig geschehen lassen würde. Ich rate dir, du Tolpatsch, meine Entschlüsse nicht zu kreuzen. Du läßt mich allein handeln und agierst wieder meinen gehorsamen Diener, der das Maul hält, bis er gefragt wird. Merk' dir das. Und nun in die Koje mit dir. Wir werden, wer weiß wie bald schon, unsere Seelenruhe gebrauchen und wollen jetzt schlafen gehn. Der Bengel hält in der Küche die Wache. Schärfe ihm strengste Aufmerksamkeit auf jedes Geräusch ein, das seine langen Ohren sich draußen regen hören."

Darauf trennten sich beide. Robby aber suchte erst die Ruhe, nachdem er sich im Hause und in den Kellerräumen geraume Weile geräuschlos zu thun gemacht hatte.

Vor Tagesanbruch erhob sich ein frischer Wind. Er fuhr zerstreuend in die dichten grauen Nebelmassen und die aufgehende Sonne drückte den Rest derselben vollends zu Boden. Am wolkenlosen Morgenhimmel stieg der goldene Ball in vollstem Strahlen-

glanz empor, als eben der Jagdwagen mit dem Ponygespann vor dem alten Gebäude anhielt, welches die Bewohner Whitehorse-Cottage nannten.

Helmrich hatte seinen Auftrag pünktlich ausgeführt. Er sprang eilfertig vom Wagen und öffnete die bereits entriegelte Eichenthür. Auf dem Flur trat ihm hastig Robby mit gespannten Mienen entgegen. Als er den Kammerdiener erkannte, schien er sich zu beruhigen. Nachdem Helmrich über seinen Herrn erwünschte Auskunft erlangt hatte, brachte er nicht ohne Gewandtheit die Rede auf die außerordentlichen Dienste, die man jenem in diesem Hause geleistet.

„Meinen Herrn Grafen," sagte er vertraulich, „drückt die Schuld der Verbindlichkeit. Er hofft deshalb, daß es nicht mißverstanden wird, wenn er sich hier ein kleines Andenken stiftet, ein schönes Album oder ein Oelgemälde für Ihre kahlen Wände. Vielleicht aber wählen Sie selbst lieber etwas Passendes. Und wenn Sie es nicht für übel nehmen, will ich Ihnen das Notwendige nachher verabfolgen.

„Daß nur Mister Whitehorse nichts davon erfährt," raunte Robby dem Diener hastig zu.

„Aha," antwortete dieser ebenso, „ich verstehe!"

Nach einer halben Stunde trat Graf Hoyer mit Mister Whitehorse an den Wagenschlag. Henning stellte unter den Ausdrücken seiner dankbaren Gesinnungen jeden möglichen Gegendienst seinem Wirt zur Verfügung.

„Wohlan, Herr Graf," äußerte Whitehorse, „ich erlaube mir, Sie sogleich beim Worte zu nehmen. Seien Sie zunächst mein Fürsprecher bei Ihren geehrten Freunden im Schloß. Und dann lassen sie mich Ihre Freude teilen, wenn Sie gute Nachrichten von Ihrem Freunde, dem Verschollenen, erlangt oder ihn selbst wieder begrüßt haben sollten."

Mit einem etwas erstaunten Blick musterte Henning noch einmal die ganze Erscheinung des seltenen Doppelgängers jenes Verschollenen. Er gab aber die Versprechungen, welche Whitehorse, wie er sagte, als vollgültige Gegendienste anerkennen wolle. Dann schüttelten die Männer einander die Hände zum Abschied und Henning stieg mit Helmrichs Hülfe in den Wagen. Hinter der Thür war unterdessen Robby beschäftigt, eine Banknote von beträchtlicher Höhe in der Brusttasche seiner Joppe zu bergen. Ein Zug grinsenden Hohns glitt dabei über seine charakterlosen Mienen.

Der Jagdwagen rollte inzwischen munter in den lauen hellen Sommermorgen hinein. Helmrich, der beim Kutscher Jakob vor seinem Herrn saß, plauderte diesem ununterbrochen vor, alles was ihm einfiel. Unter anderem erzählte er auch, wie der alte Gottlob ihm noch beim Abfahren nachgerufen habe, daß in der späten Nachtzeit ein Herr angekommen sei mit guten Nachrichten aus Hoyershorst. So ging es fort von einem Gegenstande zum anderen und nach einer halben Stunde hatten die schnellen Ponies bereits das eiserne Thorwerk der Schloßallee erreicht. Hier stieg Henning aus dem Wagen. Es verlangte ihn die steifgewordenen Glieder durch den Spaziergang nach dem Schlosse wieder geschmeidig zu machen.

El Kudsch.

Während Helmrich nach dem Hofe weiterfuhr, wandelte sein Herr langsam im Schatten der alten Kastanienallee entlang. Bis zur gemeinschaftlichen Morgenandacht blieb ihm noch geraume Zeit übrig. Er beschloß diese Muße auszufüllen mit einem Spaziergange durch die anmutigen Bosketts und Gartenanlagen der Schloßterrasse. Die behagliche Bewegung in sonniger Morgenfrühe that ihm wohl. Schon auf der raschen Fahrt durch den vom Tau erfrischten Wald fühlte er sich in der stärkenden Luft wie erlöset aus der dumpfen Schwüle von Whitehorse-Cottage.

Das nächtliche Abenteuer suchte Henning nach seiner Gewohnheit aus einem höheren Plan seiner Lebensführung zu begreifen. Er fühlte sich selbst als entgegen-

gesetzten Pol der Axe, um welche die Welt, die von den engen Mauern der Meierei begrenzt war, ihre wirren Kreise schwang. — War der Mann, der sich Mister Whitehorse nannte, sein Jugendfreund, Hinrich Freisinger — war er sein Doppelgänger? — Zur Gewißheit konnte Henning über diese Frage noch immer nicht gelangen. Nach den Eindrücken, die er empfangen, schien es ihm fast unmöglich, die alte Jugendfreundschaft mit jenem Abenteurer zu erneuern, wenn er sich endlich dennoch als der verschollene Freund demaskieren sollte. Die Gründe, welche diesen bestimmen mochten, sich ihm, seinem treuesten Jugendgenossen gegenüber so hartnäckig in ein mit Täuschungsversuchen verschanztes Inkognito zu hüllen, kannte Henning zwar nicht. Aber es verlangte ihn auch nicht, sie zu kennen, oder gar selbst sie enthüllen zu helfen. — Die Möglichkeit, seinen Hinrich nur wiedergefunden zu haben, um ihn für immer zu verlieren, erfüllte ihn mit Trauer. — Aber schmerzlicher noch quälte ihn die Sorge, welche ihn zu der unbesonnenen Flucht aus der gestrigen Gesellschaft trieb und ihn dann in Lebensgefahr und in eines der seltsamsten Abenteuer verwickelte, die er je erlebt hatte. — Der überwältigende Eindruck, den Fräulein von Trutheimb ihm gemacht, trübte das reine Bild der Schwester Sofie vom Berge Zion — bisher das lautere Ideal schöner frommer Jungfräulichkeit, welches wie eine Leuchte Hennings innere Welt erhellte. — Hatte wirklich die nur für andere lebende weltscheue Schwester an ihrem heiligen Beruf die unbeschreibliche Untreue begehen können, sich in jene seidenrauschende stolze Weltdame zu verwandeln — dann mußte Henning auch dieses sein holdes beglückendes Ideal als verloren und sein Vertrauen auf Treue und Zuverlässigkeit der Menschenseele als tief erschüttert betrachten. Ein Wehgefühl durchdrang ihn, während er diesen Gedanken nachsinnend, ein Boskett mit schmalen Kiespfaden und lauschigen Laubensitzen durchwandelte. Ein Geräusch, wie verursacht von einem zur Erde fallenden Buch, weckte ihn aus seinem Sinnen, als er eben an einer halbversteckten Laube achtlos vorüberschritt. Den Blick umwendend, sah er das Buch am Boden liegen.

Und daneben trat ihm eine überwältigende Erscheinung entgegen.

Namenlos überrascht blieb Henning wie gebannt stehen.

„El Kudsch!“ rief er halblaut.

Vor ihm stand das leibhafte Bild der Schwester Sofie. Fast genau so, wie Henning sie zuletzt in der Dachlaube unter der Fächerpalme des Diakonissenhauses zu Jerusalem gesehen, stand sie vor ihm in ihrer schlichten Ruhe und jungfräulichen Hoheit, angethan mit einfachem dunklen Morgengewande, das goldblonde Haupthaar leicht bedeckt vom weißen Häubchen, mit der auf die Marmorplatte eines Gartentisches gestützten Hand einen Anhalt suchend.

Stumm standen die beiden einander gegenüber — Auge in Auge gerichtet — auf den Wangen die lodernde Flammenschrift innerer tiefer Erregung — unmittelbar entzündet — unmittelbar verstanden.

Weltentrückt unterzutauchen in den aus höherem Chor niederrauschenden Strom seliger Harmonien: nur kurze Augenblicke lang ist es Sterblichen vergönnt. Aber ein Augenblick gewährt dem himmlischen Lichte Kraft genug, wie der elektrische Funke ein Glockenspiel, zwei Menschenseelen zum beseligenden, ewig forttönenden Einklang zu verschmelzen.

Henning erwachte aus dem Traum paradiesischen Entrücktseins. Wie geblendet bedeckte er flüchtig die Augen. Dann atmete er tief auf. Endlich ergoß sein erregtes Gefühl sich in einem Redestrom.

„Schwester Sofie!“ quoll die Herzensfülle über seine Lippen. „Ja! — Kein holder Wahn! — So sah ich Sie in der unvergeßlichen Scheidestunde — so lebten Sie in meiner Vorstellung fort und fort seit drei entsagungsvollen Jahren läuternder Neugestaltungen meines inneren Lebens. In diesem Augenblick unverhofften Wiederfindens aber versinkt jene Vergangenheit in die Tiefe des gegenwärtigen Glücks, das mir die Empfindung erregt, als sei ich nie von Ihnen getrennt gewesen.“

Ihre Hände, die sie unbefangen in die Hennings gelegt, zitterten leise, als sie ihm dieselben nun sanft entzog. Eine flüchtige Verwirrung bekämpfend, ließ sie sich nieder. Henning setzte sich ihr gegenüber und hob das Buch auf. Als er es auf das Gartentischchen legte, erkannte er es mit flüchtigem Blick. Es war Thomas a Kempis.

Mit wiedergewonnener Ruhe unterbrach Adeltraut das Schweigen.

„Gott sei Dank!“ sagte sie ablenkend, „daß die ernste Sorge, die man um Sie, Herr Graf, getragen, nun gehoben ist.“

„Mein Abenteuer ist zwar seltsam genug,“ entgegnete Hoyer, „aber zum Sorgen gab es weniger Grund als zum Denken und Danken, wie auch zu Vorwürfen, welche mein Benehmen verdiente, das der Gesellschaft und besonders Ihnen, Fräulein von Trutheimb, unerklärlich erschienen sein muß.“

„Es konnte ja freilich nicht unbeachtet bleiben, Herr Graf, daß Sie sich aus der Gesellschaft zurückzogen fast unmittelbar nachdem Vetter Kurd Sie meiner Freundin und mir bekannt gemacht hatte.“

„Mein Betragen zu beschönigen bin ich weit entfernt; ich habe es empfindlich genug büßen müssen. Aber es liegt mir dringend am Herzen, Ihnen eine mildere Beurteilung desselben abzugewinnen. Fragen Sie sich selbst, ob der Eindruck mich nicht übermannen mußte, den ich völlig unvorbereitet empfing, als ich in der Gesellschaftstoilette des Fräuleins von Trutheimb die Schwester Sofie vom Berge Zion wiederzuerkennen glaubte, die selbstlos dienende Verlobte des Heilands, aus deren eigenem Munde ich die unverklungene Aeußerung vernahm: Gott bewahre mich gnädig vor einer Rückkehr in Lebenskreise, die das Herz friedlos und unsere Tage voll Angst und Unruhe machen.“

Henning verstummte erschrocken über die Wirkung, welche diese Worte hervorbrachten. Adeltraut richtete auf ihn einen tiefschmerzlichen Blick, neigte aber sogleich das Haupt wieder und hauchte kaum vernehmlich:

„Ich muß auch dieses Kreuz segnen — es soll mir helfen.“

„Schwester Sofie!“ flehte Henning ratlos.

„Einst war dieser Name mein Ehrenschmuck, Herr Graf; seitdem das Paradies seine Pforten hinter mir geschlossen, beschämt er mich, wie ein verdienter Vorwurf. — Aber nie zuvor beugte mich, wie jetzt nach Ihrer Erklärung, die Untreue empfindlicher, welche Fräulein von Trutheimb an der Schwester Sofie beging.“

Adeltraut blätterte mechanisch im Thomas a Kempis.

„Unverschuldetes Leid kann zum Segensquell werden,“ tröstete Henning sie. „Was Sie bewog, Ihrem frommen Beruf zu entsagen, weiß ich zwar nicht. Aber auch Ihre unbekannten Beweggründe ehre ich. Sie können doch das Opfer schmerzlicher Seelenkämpfe nur gebracht haben, weil Sie es dem selbstverleugnenden Gehorsam gegen einen höheren Willen oder gegen zwingende Pflichten schuldig zu sein glaubten.“

„Freilich glaubte ich ein solches Opfer bringen zu müssen, Herr Graf. Aber längst erkannte ich mit sittlichem Schauder, daß mein Schritt auf einen eigenwillig selbstgewählten Weg führte. Was ich für Gehorsam hielt, war nichts als kreuzesflüchtige Feigheit, die dem verordneten Kampf mit Trübsal sich selbstsüchtig entzog.“

„Sind Sie in der That so sicher, verehrte Freundin, daß in dem, was Sie für Ihren eigenen menschlichen Willen hielten, sich die göttliche Weisheit nicht eines Mittels bedienen wollte, Sie zu einem Schritt zu bestimmen, den Sie ohne die dringlichsten Antriebe von außen und von innen wohl nie gethan hätten? — In jeder Lebensführung treten Wendungen ein, die auch der geübtesten Prüfung sehr erschweren, den einzuschlagenden Weg klar zu erkennen. Wir lauschen dann auf irgend eine Stimme, welche uns Gottes Absicht offenbaren möchte. Sie scheinen nun ja einen solchen weisenden Ruf empfangen zu haben. Derselbe bestimmte Sie, das Amt einer Diakonisse niederzulegen. Und weil es Ihnen sauer fiel, sich in den schutzlosen neuen Lebensverhältnissen heimisch zu fühlen, steigerten Sie den Druck des Ihnen auferlegten Kreuzes durch

selbstquälerische Vorwürfe und Zweifel, ob Sie nach Gottes Willen gehandelt, oder nicht vielmehr aus rein persönlichem Antrieb einen Schritt gethan hätten, der Ihnen als ein eigenmächtig selbstgewählter erscheint und Ihnen Grund zu Selbstvorwürfen giebt, die wahrscheinlich sich später einmal als völlig ungerechtfertigt erweisen werden."

„Ihre eingehende Teilnahme thut mir unaussprechlich wohl, Herr Graf. Sie ermutigt mich, Ihre einst an die dienende Schwester gerichteten Fragen nun zu beantworten."

„Sie bedürfen in Ihren peinlichen Zweifeln beruhigenden und klärenden Trostes. Wenn Sie mir das Vertrauen schenken wollen, mir tiefere Einblicke zu gestatten in Ihre Vergangenheit, würden Sie mir dadurch einigen Anhalt verschaffen können zu der Hoffnung, die Wiederherstellung Ihres Seelenfriedens durch Erwägung oder Rat etwas fördern zu helfen."

„Ihr gütiges Anerbieten kann ich jetzt nur mit Dank begrüßen," sagte Adeltraut; und Henning schickte sich an, ihren Bekenntnissen aufmerksam zu folgen.

„Mein Vater, ein älterer Bruder vom Onkel Justus," berichtete sie einfach, „mein Vater wurde an der Spitze seines Regimentes in der Schlacht schwer verwundet. Er hatte meinen Bruder Paul, seinen Adjutanten, tödlich getroffen vom Pferde sinken sehen. Meine arme Mutter war in Verzweiflung. Ihr sonst so frommes Gemüt verschloß sich sogar jedem Trostzuspruch des teilnehmenden Geistlichen. Nur am Schmerzenslager des Vaters, den wir beide pflegten, fand die Mutter einige Ruhe. Aber als der teure Kranke nach einem halben Jahre unsäglicher Leiden seinen Geist in der Mutter Armen aushauchte, brach auch ihre Kraft zusammen. Ich war sechzehn Jahre alt, als ich, die Pflege und das Hauswesen mit Hülfe eines treuen Mädchens und Dieners übernehmen zu können überzeugt war. Aber bald mußte ich einsehen, daß weder meine Kräfte noch Erfahrungen genügten. Die schrecklichen Phantasien meiner lieben Kranken nötigten mich nicht selten, Gewalt anzuwenden, wenn sie Miene machte, in der Fieberhitze ihr Lager zu verlassen. — Die Aerzte drangen auf eine unterstützende Kraft. Und endlich fügte ich mich.

„Der Geistliche vermittelte uns eine geübte Pflegerin aus Kaiserswerth. Bald gewann ich die Schwester Anna sehr lieb, lernte ihr manchen Handgriff ab und konnte ihr dann auch in der Pflege Erleichterung gewähren. Mit Gottes Hülfe ließen die furchtbaren Aufregungen endlich soweit nach, daß Schwester Anna die Pflege mir allein anvertrauen zu dürfen meinte.

„In den letzten Monaten ihres Erdenlebens erleichterte mir meine geliebte Mutter die Pflichten wesentlich. Sie wurde mir das Vorbild einer freudig hoffenden Kreuzträgerin. Schmerzhafte Operationen ertrug sie mit der heiteren Seelenruhe einer heiligen Dulderin. Für Klagen und Nöte anderer hatte sie stets ein ermutigendes Wort; für jede Verlegenheit einen klugen Rat. Mir wurde diese Krankenstube zum lehrreichsten und liebsten Aufenthalt."

Nach einer Pause stiller Sammlung setzte Adeltraut ihre Erzählung fort.

„Als ich in dem vereinsamten Hause allein war, besuchte mich zuweilen unser alter Hausgeistlicher. Er hatte mich getauft, eingesegnet und war nun mein Vormund geworden. Von ihm erfuhr ich, daß die durch jene langen Krankheiten empfindlich zusammengeschmolzenen Mittel kaum ausreichen würden, mich anständig zu unterhalten. — Daran knüpfte er die Frage nach meiner früher geäußerten Neigung zu dem gemeinnützigen Beruf der Schwester Anna. Diese Anregung strahlte anfangs zwar wie ein helles Licht in das Dunkel meiner Zukunft. Bei eingehender Prüfung aber wuchsen riesengroße Schwierigkeiten vor mir auf. — Meine gewohnten Lebensansprüche; die verborgenen Ahnungen künftigen großen Glückes eines jungen, fröhlichen Mädchenherzens: dem allen für immer entsagen? — woher sollte ich so viel Kraft und Hülfe hoffen? — Wie beglückend war die Pflege meiner geduldig leidenden Mutter gewesen: — künftig sollte ich fremde Menschen ohne Wahl pflegen, gleichviel mit welchen

Krankheiten und Leiden sie behaftet seien. Würde meine selbstverleugnende Liebe zu solchen Dienstleistungen stark genug sein, mich vor Untreue oder gar vor Verzweiflung zu schützen? — Nach heftigem Ringen mit meinem Kleinglauben erlangte ich endlich dennoch die ersehnte Freudigkeit des Entschlusses. Sicherte derselbe doch auch zunächst meine ungewisse Zukunft. Aus diesem Grunde allein gab mir Onkel Justus endlich seine Erlaubnis, den abenteuerlichen Versuch, wie er schrieb, wenigstens einmal zu wagen. Lange würde ich ja ein solches Leben nicht ertragen, meinte er. — Der Geistliche, mein Vormund, stärkte mich dagegen in meinem zaghaften Mut und zeigte mir eine geschriebene Einwilligung zu meiner Berufswahl, welche meine fürsorgliche Mutter im Falle meiner freiwilligen Entschließung hinterlassen hatte.

„Das Blatt mit den Schriftzügen meiner teueren Mutter gab mir die Freudigkeit, den demütigenden Brief des Oheims zu verschmerzen und meinen Entschluß zu bekräftigen.

„Als ich das vorgeschriebene achtzehnte Lebensjahr erreicht hatte, wurde ich als „Probeschwester" in Kaiserswerth aufgenommen. Man erhob keinen Einwand gegen meinen Wunsch, meinen dritten Namen Sofie führen zu dürfen, da mir die beiden anderen, Adeltraut Thusnelda, zu prunkend für meinen stillen Beruf erschienen. Auch glaubte ich meinen stolzen Verwandten damit eine Rücksicht zu erweisen. Schon dieser Namenswechsel verursachte mir thörichtes Herzeleid. Noch schwerer wurden mir aber anfangs die Pflichten meines Dienstes. Ich hatte mir alles viel leichter gedacht, weil ich mich durch den Verkehr mit der Schwester Anna in meinem Elternhause für leidlich vorbereitet hielt. Das erwies sich bald als herbe Täuschung. Um jede Kleinigkeit mußte ich erfahrenere Schwestern mit Fragen belästigen. Und das Wehgefühl meiner Unwissenheit und Untüchtigkeit machte mich oft so trostlos, daß ich manchmal mit Thränen das nächtliche Lager suchte und es mit Thränen morgens wieder verließ. — Nur manchmal wuchs in der Liebesgemeinschaft der Schwestern mir der Mut und die Kraft, durch Demütigungen aller Art gehorchen zu lernen. Und endlich wurde mir soweit durchgeholfen, daß ich eingesegnet werden und das Dienen um des Heilandes willen als beseligendes Glück begreifen konnte. — Auf verschiedenen Stationen arbeitete ich in der Schule, Krankenstube und Apotheke. Die letzte Station war der Berg Zion zu Jerusalem. Hier waren Sie ja Zeuge meiner bescheidenen Arbeit, Herr Graf."

Adeltraut stockte; sie schien nach dem angemessenen Ausdruck dessen zu suchen, was sie nunmehr erzählen wollte. — Die folgenden Sätze rangen sich zögernd und mühsam von den Lippen los.

„Sie hatten El Kudsch verlassen. — Ich sollte bald darauf die Pflichten einer vorstehenden Schwester übernehmen. — Das vermochte ich nicht — meine Kräfte hatten doch sehr gelitten. — Die Stille der Seele — mir fehlte die Freudigkeit am gewohnten Dienst und Beruf. — Ich fühlte mich unlustig und untüchtig zu jeder Arbeit. — Das peinigte mich mit Gewissensnöten. — Die Schwestern ahnten nichts vom verborgenen Grunde meines Elends. Sie suchten mich aufzurichten mit Trostgründen und Lobsprüchen, die mich tief demütigten. — Sie, wie der Arzt und unser verehrter Beichtvater, der Bischof Dr. Gobat, meinten, ich sei noch nicht frei von der kaum überstandenen Krankheit. — Zwar fühlte ich noch eine körperliche Mattigkeit — doch krank war ich nicht. Namenlos aber litt meine Seele — mein Gewissen. — Mein Herz hatte seinen Frieden verloren."

Erst nach einer abermaligen Pause, welche Henning in seiner Ergriffenheit nicht zu unterbrechen wagte, setzte Adeltraut ihre Bekenntnisse fort.

„Wir hatten das Adventslied gesungen: „Wachet auf, ruft uns die Stimme." Wie Töne der Gerichtsposaune dröhnten mir die Mahnungen im Herzen nach: „Wo seid ihr klugen Jungfrauen? Steht auf! die Lampen nehmt! Ihr müsset ihm entgegengehn!" Hatte ich die Lampe genommen, um in die Finsternis meines Zustandes beherzt hineinzuleuchten? War ich ihm entgegengegangen? O nein! Bei meinem Müßiggehen in Trübsal war das Oel meiner Lampe vertrocknet. Träge ruhte mein Fuß, anstatt

dem himmlischen Helfer rüstig und glaubensstark entgegenzugehen. Da endlich leuchtete mir in der Adventsnacht vor bald drei Jahren das Licht der Lampe wieder. Ich erkannte bei diesem klaren Schein, daß der Herr sich mir verbarg, damit ich mich aufmachen solle, ihn zu suchen, ihm entgegenzugehn. Ein tiefes Bußbedürfnis ergriff mich. Ich fühlte klar, daß er ein schweres Opfer von mir fordere. Welches Opfer hätte mich mehr in der Selbstüberwindung üben und mich von mir selbst freier machen können, als der freiwillig gefaßte Entschluß, dem treuen Schutz des Mutterhauses und der vertrauten Schwesterngemeinde zu entsagen und wenigstens für einige Zeit in fremdartige Umgebungen zurückzukehren, die mir widerstrebten und im Kampf meine Kraft stärken konnten? Durch solch selbstgewähltes Kreuztragen hoffte ich die Mahnung zu erfüllen: „Ihr müsset ihm entgegengehn.“ Lange prüfte und erwog ich meinen Entschluß und die Art seiner Ausführung. Und nachdem ich endlich mit mir selbst darüber ins Klare gekommen und die Herzensfreudigkeit dazu als Siegel eines höheren Willens empfangen hatte, gewann ich den Mut, meinen Entschuß mit seinen Beweggründen, dem Dr. Gobat, meinem verschwiegenen Seelsorger, zu bekennen. Ich verhehlte ihm nichts, entfaltete in dieser Privatbeichte die verborgensten Regungen meines Herzens und Gewissens, wie auch, daß ich mir die Buße auferlegen müsse, meiner schützenden Heimat und meinem beseligenden Dienst in der Schwesterngemeinde für unbestimmte Zeit zu entsagen, um im Kampf mit der Welt meine selbstverleugnende Kraft zu stärken. Der erfahrene Bischof versuchte mich vergeblich zu überzeugen, daß Gott ein solches Opfer schwerlich von mir fordere. Später ist es mir erst klar geworden, daß er gewiß recht hatte. Bei unserer Erwägung aber glaubte ich in meinem Entschlusse beharren zu müssen. Uebrigens pflichtete Gobat mir soweit bei, daß er eine zeitweilige Unterbrechung meines Dienstes beim Mutterhause befürworten wollte, weil der Arzt darauf gedrungen habe, zur Wiederherstellung meiner Gesundheit mir einen Aufenthaltsort zu verschaffen in einem zusagenderen Klima unter Verhältnissen, die mir nichts nahebrächten, was mich an meinen Diakonissenberuf erinnern könnte. Dr. Gobat hatte schon daran gedacht, mich nach seinem schweizerischen Heimatsdorfe zu senden. Dort aber, in der beschaulichen Ruhe, war Heilung meines Zustandes nicht zu erhoffen. Mein Plan richtete sich deshalb darauf, dem Onkel Justus meine Dienste anzubieten und ihn um Aufnahme in sein Haus für unbestimmte Zeit zu bitten. Mit Freude billigte mein teuerer geistlicher Berater diesen Entschluß und die Beweggründe, die ich ihm entwickelte. Daß ich die heilige Stadt mit ihrem segensreichen Frieden verlassen werde, stand also nun fest, schon bevor ich einen weiteren Schritt that. Meine Beziehung zu den Verwandten war nie eine recht rege und vertrauliche gewesen. An die Tante Olga hatte ich wohl einmal geschrieben; niemals aber, seitdem ich in Kaiserswerth eingetreten, wieder an den Oheim. Es wurde mir schwer, meiner Anfrage nun eine Fassung zu geben, die mich selbst befriedigte. Nach wochenlangem Harren traf endlich die sehnsüchtig erwartete Antwort ein. Nach meiner lieben Gewohnheit hatte ich meinen Brief an den Oheim unterschrieben: Deine gehorsame Nichte Sofie. Daran knüpfte der Onkel seine Antwort: Einer „Nichte Sofie“ erinnere er sich nicht, schrieb er. Leider aber könne er sich noch darauf besinnen, daß seine Nichte Adeltraut in der Anwandelung einer romantischen Laune ihrer Familie den „Affront“ angethan habe, eine sogenannte Diakonisse zu werden und sich auf die unpassendste Weise in der Welt umher schicken zu lassen. Für ein Fräulein von Familie und Bildung, wie für die Angehörigen sei das höchst kompromittierend. Und diese berechtigte Auffassung werde dadurch nicht gemildert, daß ähnliche solche Ausnahmefälle vorgekommen seien, wie daß Diakonissenhäuser im allgemeinen und besonders auch für unversorgte Bürgermädchen manches Gute hätten. Da seine Nichte die Hoffnung ihrer Verwandten jahrelang getäuscht habe, in standesgemäße Verhältnisse wieder zurückzukehren, so habe er, der Oheim, als Haupt der Familie, dafür gesorgt, daß über ihr Schicksal der Schleier der christlichen Liebe gebreitet worden sei. In Kreisen der näheren Bekannten, wo man sich meiner wohl einmal erinnert habe, werde die Meinung aufrecht

erhalten, daß ich wahrscheinlich als „Dame d'honneur" am Hofe von Athen plaziert sei. Da ich selten von mir hören lasse, wisse man nichts näheres, als daß es mir nach Wunsch ergehe. Ich werde also einsehen, daß der Oheim mich als Diakonisse in seine Familie nicht aufnehmen könne. Wolle ich aber endlich meiner unwürdigen Grille entsagen — ja, Herr Graf, so stand da — wolle ich niemals auch nur andeutungsweise meiner Vergangenheit Erwähnung thun, so solle ich als die Nichte, Fräulein Adeltraut von Trutheimb, willkommen sein und man freue sich darauf, mich je eher desto lieber in Imshuth zu begrüßen. Meine Krankheit erkläre sich ja einfach aus dem ungesunden orientalischen Klima, wie aus meiner demütigenden Dienstbarkeit. Die stärkende Luft zu Imshuth und nützliche Thätigkeit in Haus, Küche und Keller werde mich bald wieder herstellen. Diesen beschämenden Brief begleitete eine Geldsumme und sonstige Gegenstände für die Reise und für eine standesgemäße Ausstattung, wie Legitimationspapiere an Gesandtschaften und Konsulate, deren Schutz der Oheim mich empfohlen hatte. Eine Nachschrift seines Schreibens erfreute mich mit der Nachricht, daß die Verwandten mich in Rom erwarten würden, um mir von dort aus persönlich das Geleit nach Imshuth zu geben. „Vergiß aber nicht, liebe Adeltraut, die Rolle der gewesenen Hofdame von Athen mit Geschick durchzuführen." Das war die beschämende Schlußwendung jener Nachschrift des Oheims."

„Empörend," brauste Henning auf. „Und eine solche Zumutung schreckte Sie nicht zurück?"

„Durfte diese erste unsanfte Berührung weltlicher Verkehrsformen mich bestimmen, mein Bußgelübde zu brechen? schwachherzig vor dem Kreuz zu fliehen?" fragte Adeltraut milde. „Ich gestehe, daß ich mir des Oheims Gesinnung noch härter, ja liebloser gedacht hatte. Wie freundlich sorgte er für mich, sein und der Tante Entgegenkommen in Rom, wie hätte ich das zu hoffen gewagt! Der entscheidende Brief erregte anfangs zwar nicht nur mir, sondern auch dem Vater Gobat ernste Bedenken genug; er schüttelte zweifelnd sein ehrwürdiges Haupt. Nach gemeinschaftlicher reiflicher Ueberlegung aber billigte er meine Beharrlichkeit. Bewegt reichte er mir die Hand: „Ich begreife," tröstete er mich, „es muß sein. Der Kreuzzug unter dem Kreuz des Heils wider den Unglauben der Welt, er muß gethan sein! Ziehe denn hinaus in den schweren Kampf, der dir verordnet ist. Lege deine liebe Uniform ab, aber lege an das Rüstzeug des Glaubens und des Gebetes. Wer weiß, warum Gott der Herr dich auf das Arbeitsfeld des steinigen Ackers sendet. Vielleicht bist du zu einer reichgesegneten Ernte berufen; vielleicht darfst du das seidene Gewand einmal wieder vertauschen mit dem armen, verachteten, dunkeln Kleidchen; vielleicht kehrt uns die „Noahtaube" in die stille Arche einmal zurück und verkündet mit fröhlichem Flügelschlage, daß die Wasser der Trübsal sich verlaufen haben."

„Gar zu gern, Herr Graf," schloß Adeltraut ihre Geschichte, „verweile ich bei der Trostspende, die Vater Gobat mir auf die Reise mitgab. Wie eine unauslöschliche Schrift senkte sich jedes seiner Abschiedsworte mir ins Herz und Gedächtnis. Oft gereichten sie mir zur Stärkung in Anwandelungen des Zagens. Noch frisch steht die hochaufstrebende Gestalt des vielgeprüften Greises vor mir; noch heute fühle ich den warmen Druck seiner Hand und vernehme den Ton seiner bewegten Stimme, höre deutlich jedes Wort, das in jener Scheidestunde aus der Tiefe seines erprobten Christenherzens in meine verdüsterte Seele drang."

Adeltraut schwieg bewegt; ihre Hand ruhte auf dem Buche von Thomas a Kempis. Dieselbe nun mit der seinigen sanft umspannend, sagte Henning nach einer Pause mit Wärme:

„Ich danke Ihnen, meine Freundin; Sie haben mich tief ergriffen. Auf Ihr Vertrauen in solchem Maße rückhaltloser Offenherzigkeit hätte ich kaum zu hoffen gewagt."

Wie aus dem Traume aufgeschreckt, machte Adeltraut eine hastige Bewegung und wechselte die Farbe.

„Ging ich denn zu weit?“ klagte sie verwirrt. „Außer Vater Gobat erfuhr bis jetzt noch kein Mensch soviel von den inneren Vorgängen, die ich gar unbedachtsam vor Ihren Augen entschleierte. Was mögen Sie nun nur von mir denken, Herr Graf!“

„Daß Sie das Gefühl hatten, ich sei Ihres Vertrauens nicht ganz unwert“, antwortete Henning besänftigend; „daß Sie dem Drange nicht zu widerstehen vermochten, sich einmal nach langem Darben auszusprechen und die Last, welche Sie niederbeugt, von einem verstehenden Freunde mittragen zu lassen. Der herrliche Bischof Gobat, dessen Wort Sie stark machte im Streite nach außen und nach innen, er ist fern; sein geschriebener Rat und Trost vermag die Wirkung seiner persönlichen Gegenwart Ihnen nicht zu ersetzen. Daß ich seine Stelle jetzt vertreten könne, das zu glauben bilde ich mir gewiß nicht ein. Woher sollte mir Gobats bewährte Erfahrung kommen? woher mir die Macht seiner zwingenden Persönlichkeit? Vielleicht aber darf ich so glücklich sein zu hoffen, daß ich berufen sei, Ihnen zu helfen durch Mittel, welche Ihrem hochwürdigen Berater und Beichtvater nicht zur Verfügung standen.“

Adeltraut blickte ihn groß und forschend an.

„Fragen Sie nicht, liebe Freundin“, bat Henning. „Prüfen Sie mit gesammelter Ruhe, was ich auf Grund Ihrer erschütternden Bekenntnisse Ihnen auseinandersetzen zu sollen meine. Ich sehe Sie in einen sieglosen Kampf verwickelt, der endlich Ihre zarte Kraft aufreiben, ja selbst Ihr erprobtes Glaubensleben bedrohen wird, wenn Sie nicht daraus erlöset werden, so lange es noch Zeit ist. Sie gerieten schon in diesen Kampf hinein, als Sie zaghaft und zögernd Ihren Fuß auf die Schwelle des Diakonissenhauses setzten.“

„So teilen Sie die Auffassung dieses meines Schrittes mit meinem Oheim?“ fragte sie erschrocken.

„Nicht entfernt!“ versicherte Henning. „Sie haben gehandelt, wie Sie aus tiefster Ueberzeugung handeln zu müssen glaubten. Aber ich möchte fast voraussetzen, daß Sie jenen entscheidenden Schritt doch nicht in voller Freiheit Ihrer begeisterten Hingabe an den Beruf thaten und daß Ihre später gewonnene Anschauungsweise desselben sich bildete unter den bestimmenden Einwirkungen gewisser Formen und Normen, wie sie in Missionsanstalten und auch in manchen kirchlichen Kreisen vorherrschen. Da Sie die Uniform der dienenden Schwestern abgelegt haben, darf ich ja wohl wagen, Ihnen meine Ansicht von der Sache anzudeuten, selbst auf die Gefahr hin, daß sie hie und da von derjenigen abweiche, die Ihnen geläufig worden ist.

„Die ehrwürdigen Bestrebungen der „inneren und äußeren Mission“ sind auf einen zu erzielenden Sieg des „Reiches Gottes“ auf Erden über „die Welt“ im biblischen Begriff gerichtet. Die Organisationen der Mission stellen das gerüstete Kriegsheer streitbaren Glaubensmutes dar. Unter dem Banner des Kreuzes zieht es hinaus, mit dem „Schwert des Geistes“ zu kämpfen wider Unwissenheit, Geistlosigkeit und Gottentfremdung; im „Krebs der Gerechtigkeit“ durch Gesinnung, Wort und Wandel Ungläubige zur Nachfolge zu reizen; mit der Hand der helfenden Liebe Wunden zu verbinden, Schmerzen zu lindern, Betrübte zu trösten; verirrte und angefochtene Seelen mit dem „Schild des Glaubens“ gegen die feurigen Pfeile und listigen Anläufe des Bösen zu decken.“

Versöhnt reichte Adeltraut dem Grafen die Hand, als bereue sie ihren gehegten Argwohn. Henning fuhr fort.

„Gleiche Zwecke und Ziele führen die Menschen auf allen Gebieten sozialen Lebens zu organisierten Gesellschaften und Verbänden zusammen. Sie sondern sich gegeneinander ab unter dem Zeichen sogenannten Corpsgeistes. Auch in den Anstalten, besonders der inneren Mission, hat sich ein frommer Corpsgeist entwickelt, der seinen Ausdruck sucht in maßgebenden Idealen und Vorstellungen christförmiger Normen und Formen, wie in einer scharf umrissenen Anschauungsweise des äußeren und inneren Lebens. Es liegt darin durchaus nichts Gezwungenes oder Erkünsteltes. Jeder mit

Treue und gewissenhaftem Ernst durchgeführte Beruf prägt dem menschlichen Charakter sein Wesen auf und wirkt mehr oder minder bestimmend auf die Gesinnung wie auf die Lebensformen ein. Wer in seinem Beruf Tüchtiges und Großes für das Gemeinwohl erreichen will, wird ohne eine gewisse Einseitigkeit nicht leicht zum Ziel gelangen. Sie sehen also, verehrte Freundin, daß ich nicht zu denen gehöre, welche die Anstalten der inneren Mission mit Mißtrauen und gar mit übelwollenden Gesinnungen beurteilen, weil ihre pflichttreue Arbeit am Reiche Gottes jene thatkräftige Einseitigkeit ihrer Organe auszubilden pflegt, mit welcher diese ihr heilsames Ziel verfolgen und weil auch auf diesem Gebiet die menschliche Natürlichkeit und Schwäche die Reinheit des idealsten Strebens mitunter trübt. Ihre Charakterbildung, Adeltraut, der Grund Ihres inneren Verhältnisses zu Gott, Welt, Menschen und zu Ihrem eigensten Bewußtsein entwickelte sich in der Lebensluft des Diakonissen-Berufes, der sein Vorbild schon in der apostolischen Kirche findet und aus den kirchlichen und sozialen Nöten der Gegenwart mit zwingender Gewalt zu neuem Leben in neuer Gestalt und zu segensreichem Wirken in der evangelischen Gemeinde wiedererweckt, wiedergeboren worden ist. Dem Frieden, Schutz und der rüstigen Arbeitsamkeit eines solchen Ehrfurcht gebietenden Berufskreises zu entsagen, das ist Ihnen begreiflicherweise sehr schwer gefallen. Und ich verstehe durchaus, daß Sie sich in dem zerstreuenden Treiben weltlich gerichteter Lebenskreise nicht heimisch fühlen lernen können, solange Sie mit allen Wurzeln Ihres Wesens in dem Boden jenes heiligen Berufs festgewachsen bleiben. Sie werden deshalb gewiß auch nicht Befriedigung finden in einer Bethätigung Ihrer Kräfte, die auf ganz entlegene Zwecke abzielen mag. Und das nährt wohl Ihr verborgenes Sehnen, in die anregende Schwesterngemeinde und ihre bestimmt begrenzte Berufsarbeit früh oder spät einmal wieder zurückkehren zu dürfen. Aber auch außerhalb der Missionsanstalten, meine Freundin, kann der Einzelne doch manches wirken zur bescheidenen Mitarbeit am Reiche Gottes im Geist der inneren Mission."

„Wie viel Sie, mein Freund, daran gethan, davon weiß ich wenigstens soviel, daß ich gern mehr wüßte," sagte Adeltraut freudig erregt.

„Vielleicht später einmal," erwiderte Henning bedeutsam. „Ich möchte jetzt den Faden meiner Gedanken noch etwas weiter spinnen, um ihn mit Ihren Bekenntnissen zu verknüpfen, hoffentlich zu — einem Knoten."

„Zu einem Knoten?" forschte sie mit unverstelltem Erstaunen. Henning ergriff hingerissen ihre Hand und sprach mit wachsender Wärme:

„Sie stehen vor der Frage, warum Gott Sie Ihrem Beruf möge entzogen haben. Können Sie sich nun wohl entschließen, einmal ohne Vorurteil zu prüfen, ob seine freundliche Absicht Ihnen nicht einen andern Lebensweg bereiten wollte, als den einer dienenden Schwester? Wahr ist es, weil schriftgemäß, zum Dienen ist das echte Weib berufen und mit allen erforderlichen Eigenschaften dazu ausgerüstet. Aber muß der Dienst sich notwendig nach menschlichen Einrichtungen und Satzungen regeln oder nach den einseitigen Observanzen eines frommen Corpsgeistes? Ist das wirklich der vom Heilsplan der Weltordnung dem Weibe verordnete Beruf, Adeltraut? In Luthers Sprache heißt es: „Gott schuf dem Manne eine Gehülfin, daß sie um ihn sei." Verstehen Sie, teuere Freundin, den Sinn dieses „Um ihn Seins?" Sie soll ihn, den Gefährten und Beschützer ihres Lebens mit ihrer Liebe umgeben; sie soll der Friede seines Herzens und Hauses sein; soll darin still walten als ordnender Geist der Ruhe, der Anmut und Behaglichkeit; soll Leid und Lust mit ihm teilen, ihm seine Arbeit leicht und süß machen helfen; soll auch mit ihm unter das Holz treten, wenn schweres Kreuz seine Schultern belastet; soll wie seine Leuchte, wie sein Gewissen mit den Strahlen ihres Feingefühls das Dunkel seiner Seele erhellen. So an ihn geschmiegt, vom starken Arm seiner Liebe schützend umfangen, kann sich von ihrem Hause aus ein Segensstrom ergießen, der in den Ozean ferner Jahrhunderte ausmündet. Das, Adeltraut, ist ein schwaches Bild vom Beruf des Weibes nach Gottes unwandelbarem Schöpfungs-

plan. Hier biete ich Ihnen Herz und Hand. Diese Hand ist, so Gott mir hilft, thatkräftig genug, Sie, geliebte Freundin, aus allem erfolglosen Kampf zu befreien und Ihnen eine Stätte des Friedens, der Freiheit und einen Beruf zu bereiten, wie Sie einen beglückenderen auf Erden nicht finden können."

Während der Graf diesen Redestrom über Adeltraut ergoß, saß sie mit gesenktem Haupte da. Als er schwieg, verhüllte sie ihre Augen mit einem Tuche und atmete heftig. Henning sehnte sich vergeblich nach ihrer Gegenerklärung. Doch sie beharrte in Schweigen. Fand sie keinen Widerhall in ihrem Herzen auf seinen Antrag? Hatte derselbe sie allzu jäh überrascht, daß sie nach Fassung rang? Mit peinlicher Spannung sann Henning auf eine Deutung ihres Verstummens.

Unter unliebsamen Störungen einer angespannten geistigen Thätigkeit oder gesammelten Stimmung mag es wenige geben, so peinlich als der Zwischenfall, welcher sich für den Liebenden eben vorbereitete, in dem Augenblicke, der die bedeutsamste Wendung seines bisherigen Lebens durch den Mund der Geliebten entscheiden sollte. Henning schwebte lange zwischen Hoffen und Zagen, die Minuten der Ungewißheit dehnten sich für seine Sehnsucht aus zu Ewigkeiten banger Qual.

Da vernahm er aus der Richtung des nicht fernen Schlosses ganz deutlich seinen, mit fragendem Tonfall gesprochenen Namen. Er glaubte die tiefe volle Stimme des Mister Whitehorse zuverlässig erkannt zu haben.

„Dann links nach dem Boskett," rief aus etwas weiterer Ferne eine andere Stimme, den Weg nach dem halbversteckten Plätzchen beschreibend, wo Henning in der Aussprache mit Adeltraut die seligste Stunde seines irdischen Daseins genossen hatte.

Dem drohenden Ueberfall mußte auf jede Weise vorgebeugt werden. Deshalb erhob sich Henning sogleich, um dem lästigen Eindringling, dessen Tritte auf dem Kies er bald auch schon vernahm, abwehrend entgegenzugehen. Rasch ereilte er, den Ausgang des Bosketts und sah Mister Whitehorses Gestalt heftig mit den Armen rudernd heranstreben.

Ein breitkrempiger Panama bedeckte sein Haupt und beschattete seine Augen, von denen das eine mit einer Binde verhüllt gewesen war, die Henning jetzt nicht sah. Des Mannes stattlich gebauten Wuchs mit seiner hochgewölbten Brust zwischen kraftvollen Schultern ließen die graue Joppe und knapp anschließende, bis über die Kniee hinaufreichende Stiefel sehr vorteilhaft hervortreten. Die Nachtruhe schien die Wirkung geübt zu haben, daß dieser Whitehorse seinem Beobachter jünger, rüstiger und sogar mit vollerem Bartwuchs entgegentrat, als sein flüchtiges Bild in der Nacht, bei undeutlicher Lampenbeleuchtung in Hennings Gedächtnis sich eingeprägt hatte.

Henning lüftete leicht seinen grauen Filzhut. Ohne den Gruß zu erwidern, beschleunigte der andere seine Schritte. Henning blieb erstaunt stehen, ihn zu erwarten. Jetzt hatte der Heranstürmende ihn erreicht. Und ohne vorhergegangene Erklärung packte er den Ueberrumpelten mit beiden Händen an den Schultern und brach in ein ungestümes Gejohle aus.

„Herr!" rief Henning entrüstet, indem er sich den Eisenklammern der gewaltigen Finger vergeblich zu entwinden strebte, „sind Sie von Sinnen, Herr? — Wie können Sie sich unterstehn —"

„O du verstockte Welt!" unterbrach ihn der Angreifer, „du treuvergessener Pylades! — Ueber das große Wasser wie ein abgeschossener Pfeil nach deinem nordischen Raubnest — finde dich nicht — lasse mich von Lokomotive zu Lokomotive durch das ganze deutsche Reich bis nach diesem entlegenen Winkel pfeifen — kam in später Nacht gestern, den achtundzwanzigsten August, als am kontraktgemäßen Termin noch rechtzeitig an — traf dich auch hier nicht, und nun, da ich dich endlich gepackt, nun hallt mir unsere Jugendfreundschaft aus deiner schwindsüchtigen Seele wie ein vergessener Ton entgegen!"

„Hinrich! — Hinrich! — verschollener Barde!" rief Henning im Rausch der unverhofften Freude des Wiederfindens. „Ja, du bist in Wahrheit Hinrich Freisinger! — Dieses Mal täuscht mich kein Trugbild!"

Brust an Brust verstummten die Freunde in langer fester Umarmung.

Ein gepreßter Angstschrei drang an Hennings Ohr. Dieser riß sich zu Hinrichs Erstaunen unsanft aus seinen Armen los und eilte zurück nach dem schmalen Laubgang, an dessen Eingang, vom Gebüsch halb beschattet, Adeltraut mit verstörten Mienen ihn erwartete. Das rätselhafte Geräusch der stürmischen Begrüßungsszene hatte sie aufgeschreckt. — Eine Gefahr besorgend überwand sie jede Rücksicht auf sich selbst — eilte hinaus — sah Hennings Arme mit denen eines unbekannten Mannes wie im Ringkampf verschlungen und machte ihrem namenlosen Entsetzen durch den Weheruf Luft, der die Männer trennte. Während sie dem Grafen diese Vorgänge mit fliegenden Worten deutlich machte, hatte Hinrich das Paar mit langen Schritten voll Gravität auch schon erreicht. Schwunghaft schwenkte er nun vor der verlegenen Adeltraut seinen ungewöhnlich breitschattigen Strohhut, neigte den Kopf ein wenig und sagte mit strahlender Miene:

„Verzeihen Sie, Frau Gräfin, den ungeschickten Ueberfall. Vielleicht hätte ich meine Sehnsucht nach Ihrem Manne bezwungen; aber wer konnte auch hoffen, daß seine brave Ehefrau ihn schon auf frühen Morgenspaziergängen erwartet, wenn er von nächtlichen Abenteuern zurückkehrt."

„Fräulein von Trutheimb," unterbrach Henning mit mühsam unterdrückter Heiterkeit die peinliche Verlegenheit, „Sie werden von diesem Barbaren vielleicht schon gehört haben. Es ist mein alter lieber Jugendfreund Hinrich Freisinger, dem es gelang, sich jahrelang meinen eifrigsten Verfolgungen hartnäckig zu entziehen."

Adeltraut folgte zerstreut der Vorstellung und rang vergebens nach einigen freundlichen Worten der Begrüßung. Sie fand aber nicht die Zeit zur Aussprache, denn Hinrich knüpfte an Hennings Schlußworte sofort seine Rede wieder an.

„Fräulein?" fragte er gedehnt. „Also nicht deine Gattin, Henning? — Schade! — Ihr würdet ein stattliches Paar abgeben. Mit deinem mannhaften, sehr vervollkommneten Gliedergefüge und tadellosen blonden Bartwuchs hätten des Fräuleins elegante schlanke Gestalt, ihr schöngeformtes Haupt mit dem üppigen roten Haar und ihre klassisch geschwungenen Schönheitslinien gar trefflich zu dir gepaßt. — Doch jetzt begreife ich! — Ei freilich! — War ich denn stockblind?" rief er lustig. „Natürlich ein Brautpaar! — Nun so redet doch!"

Der Eifer, mit dem Hinrich in seiner freundschaftlichen Ungeduld das Paar bedrängte, wirkte so komisch, daß Henning in fröhliches Gelächter ausbrach. Er fühlte sich dadurch aus seiner peinlichen Lage erlöset. Adeltraut war zu Sinn, als möchte sie am liebsten bis zum Mittelpunkt der Erde versinken, wurde aber nun von Henning in den Strom der Heiterkeit mit fortgerissen. Indessen machte Freisinger eine ungeduldige Handbewegung, trat einen Schritt zurück, kreuzte seine Arme auf der hohen Brust und sprach mit der beschaulichen Miene eines beobachtenden Arztes:

„Was es da nur zu lachen geben mag? — Ein Symptom der Besessenheit Verlobter. — Das seid ihr doch. Denn sonst würdest du ja gewissenlos handeln, Henning, durch heimliche Zusammenkunft mit diesem edelen Fräulein zu früher Morgenstunde ihren guten Ruf zu gefährden."

Diese Naivetät überstieg Hoyers Gelassenheit; zornige Aufwallung drang ihm blutrot in die Schläfe. Das focht indessen Hinrichs Ruhe nicht an.

„Was ist da aufzubrausen?" beschwichtigte er den erregten Freund mit überwindendem Gleichmut. „Wie soll ich mir denn dieses seltsame tête-à-tête erklären, wenn du nicht meinen Argwohn widerlegen kannst? — Drum gestehe doch endlich, daß ihr verlobt seid und seit wann?"

Mit dem gesammelten Ernst dieses entscheidenden Augenblicks richtete Henning, Adeltrauts Hand ergreifend und sie sanft an sich ziehend, einen tief zu Herzen dringenden Blick in ihre glückstrahlenden Augen und fragte sie mit leise bebender Stimme:

„Wollen Sie die liebevolle Eindringlichkeit unseres Freundes befriedigen? —

Wollen Sie seine Frage beantworten, Adeltraut, seit wann unsere Hände sich zum seligsten Lebensbunde für Zeit und Ewigkeit verpflichtet haben?"

„Seit dieser namenlos wonnevollen Stunde, mein teurer Freund," flüsterte sie und lehnte ihr glühendes Antlitz an Hennings Schulter, dessen Herzschläge sie vernahm.

Für Hinrich mochte die Sachlage durch diese halblauten Erklärungen nur wenig verständlicher geworden sein. Aber er überzeugte sich doch durch den Augenschein, daß er recht gehabt habe und betrachtete mit Wohlwollen das stumme Paar, malerisch umrahmt vom sonnigen Grün des Laubganges. — Endlich brach Hinrich das Schweigen und tröstete sich selbst:

„Sah ich doch sogleich, daß ihr für ein einander geschaffen seid. — Und da Gott der Herr euch seinen Segen gegeben haben wird, soll auch der meinige euch nicht fehlen."

Indessen die drei Glücklichen einander während Hinrichs Weihespruch die Hände schüttelten, vernahmen sie vom Schlosse her den lockenden Ruf einer Glocke. Henning kannte das Zeichen:

„Kommt," sagte er weich, „laßt uns zur Morgenandacht gehen."

Auf Adeltrauts Anregung wurde beschlossen, die Hausgemeinde nicht zu zerstreuen durch eine vorzeitige Ankündigung des überraschenden Ereignisses, das sich soeben unter der naiven Einwirkung Freisingers vollzogen hatte. — Der vorauseilenden seligen Braut folgten die Freunde langsam nach. Auf der Rampe des Schlosses empfing Diessemberg dieselben mit freudigen Begrüßungen und führte sie seiner Gemahlin entgegen, welche den ihr unbekannten Freisinger herzlich, doch mit musternden Blicken bewillkommnete.

Die häuslichen Erbauungen in Schloß Vilamsdorff prägten feste patriarchalische Formen aus. Der gräfliche Hausvater ließ sich nicht nehmen, die Andacht selbst zu leiten. Daran teilzunehmen stand jedem Hausgenossen, bis herab zur Gänsehüterin frei. Auch fanden sich zumeist Dorfbewohner dazu ein. Der Graf aber nötigte keinen dazu. Zur Andacht könne und solle niemand gezwungen werden, meinte er.

Ein einfach weiß getünchter Saal war ausschließend solchen erbaulichen Zwecken gewidmet. — Ein Harmonium, ein Tisch mit hochlehnigen Stühlen für die Familie und Gäste des Hausherrn, Bänke für die Dienerschaft und Dörfler; darauf beschränkte sich die Ausstattung des Saales. Hohe Fenster mit Glasmalerei gaben demselben eine zweckentsprechende künstlerische Würde.

Am heutigen Morgen — zur gewohnten Stunde vor dem Frühstück — intonierte Giese das Loblied von Johann Mentzer:

O daß ich tausend Zungen hätte,
Und einen tausendfachen Mund. . . . .

Nach dem vollstimmigen Gesange einiger Strophen verbreitete Diessemberg sich über das verlesene Paulinische Hohelied von der Liebe: „Wenn ich mit Menschen- und mit Engelzungen redete" u. s. w. — Er bezog die Macht der Liebe diesesmal auf ihre Wirkung, welche sich in der Wiedervereinigung der hier versammelten vier Jugendfreunde wunderbar bethätigt habe.

Daß dieser Schrifttext und jenes schwungreiche Danklied einem jungen Herzensbunde die sympathischeste Weihe gab, ahnte niemand in der andächtigen Hausgemeinde außer Freisinger und dem still beglückten verlobten Paar, Adeltraut und Henning.

Zweiter Band.

Nachklänge.

Das Knäuel der Ereignisse, welches sich am Kaffeetische abwickelte, schlang sich verwirrend durch die Vorstellungskreise der Gesellschaft. Niemand vermochte den einfachen Faden des Geschehenen klar zu verfolgen. Aus der halbverstandenen Mitteilung Hennings, er habe in Mister Whitehorse den alten Freund Hinrich wiederzuerkennen geglaubt, bildete sich Kurd die Ueberzeugung, daß Henning den so unerklärlicherweise zurückgekehrten Freisinger als Inhaber der Meierei wirklich wiedergefunden habe. Und auch Sir Francis pflichtete der Annahme bei. „Denn es hat wenig Wahrscheinlichkeit," begründete Sir Francis seine Voraussetzung, „daß ein Individual wie Hinrich konnte sein gefallen aus den Wolken."

Am aufregendsten wirkte — wie vorauszusehen war — die völlig unverständliche Verlobung. Selbst in dem begeisterten Herzen Mariens regte dieser unerwartete Schritt Adeltrauts denn doch einige Gereiztheit auf.

„Es ist unbegreiflich von Adeltraut," klagte Marie heimlich ihrem Bruder Max. „Und gestern Abend habe ich noch mit ihr über Graf Hoyer gesprochen. Hättest du nur gesehen, wie sogar ein solches Muster von Aufrichtigkeit imstande war, sich zu gebärden, als kenne sie den Grafen nicht näher wie ich. Und sie mußten doch schon längst miteinander im Reinen gewesen sein. Denn der Graf war ja die ganze Nacht fort und ist erst kurz vor der Morgenandacht zurückgekehrt."

Der Rittmeister suchte sie zu beruhigen. „Unser Brautpaar wird wohl triftige Ursachen gehabt haben, die Verlobung erst heute zu deklarieren. Das Rätsel wird sich zweifelsohne bald zur allgemeinen Zufriedenheit auflösen."

* * *

Im schroffen Gegensatz zu der stürmischen Leidenschaftlichkeit der Gemüter dieser Gesellschaft herrschte auf Schloß Imshuth gleichzeitig die Ruhe beschaulichen Behagens.

Die Baronin Olga lag im Morgenanzuge auf der Ottomane ausgestreckt. Sie tändelte mit ihrem allerliebsten Bologneser, der übelgelaunt, in possierlichen Sprüngen nach den süßen Bissen unermüdlich schnappte, welche eine neckende Handbewegung ihm, einem Tantalus der Hundewelt, unermüdlich entzog. Auf dem Teppich neben dem niedrigen Lager Olgas lag ein aufgeschlagener französischer Roman. Aergerliches Gekläff des seidenhaarigen Hündchens mischte sich gellend in das schadenfrohe Kichern seiner belustigten Gebieterin.

Sehr zufrieden mit dem Ertrag seines Holzverkaufs war der Freiherr Justus von Trutheimb leise pfeifend die Stiege heraufgekommen. Er hatte sich dann in einen faltigen Malerkittel gehüllt und saß jetzt mit Palette und Malstock vor der Staffelei, um eine angefangene Ansicht aus dem Albaner Gebirge zu vollenden.

Er tauchte eben seinen Pinsel in Ultramarin, als ein Diener eintrat, der auf einem Briefsteller ein Schreiben trug.

„Vom Schloß Bilamsdorff," meldete der Diener, während der Freiherr durch eine nachlässige Bewegung mit seinem Malstock andeutete, er wolle jetzt nicht gestört sein. Der Diener folgte der Weisung, indem er das Billet auf den Tisch legte. Zugleich erklärte er aber, ein reitender Bote habe das Schreiben abgegeben. Er solle anfragen, ob eine Antwort zurückzutragen sei.

„Corpo di bacco!" entfuhr es der Ungeduld des in seiner behaglichen Lieblingsbeschäftigung unterbrochenen Freiherrn, der durch seine Gebirgslandschaft mit allen Sinnen unter den azurnen Himmel Italiens versetzt schwelgte. „Der Bote soll warten, Jean!" setzte er etwas gefaßter hinzu und malte ungestört weiter.

Jean aber hatte kaum die Thür hinter sich geschlossen, als der Freiherr, von Neugier getrieben, die Palette vom Daumen streifte, sich erhob und das Schreiben entfaltete. Nach einem Ruck am Binocle durchlief er mit flüchtigem Blick die Zeilen. Als er bis zum Schluß gelangt war, zuckte durch seine runde Gestalt eine Erschütterung.

„Was ist das?“ rief er halblaut — trat ans Fenster, schlug den lichtordnenden schwarzen Vorhang der hohen Glasscheibe zurück und las — als traue er seinen Augen nicht — immer wieder die letzten Zeilen des Billets. Dann eilte er in sein angrenzendes Arbeitskabinet und schrieb auf eine Karte die Worte:

„A vos Ordres! Tout à vous. Le Juste de T.“

Darauf drückte er den Knopf einer Glocke, schob die Karte in ihre Hülle und während er adressierte, befahl er dem eingetretenen Diener:

„Günther soll seine Füchse und das Coupé fertig machen. Nach dem Frühstück fahren wir nach Vilamsdorff — bleiben vielleicht über Nacht da — du kannst einen kleinen Koffer packen, Jean. — Ist die gnädige Frau unten?“

Jean bejahte und verschwand mit der Karte.

Mit erstauntem Blick empfing zu so ungewohnter Stunde Olga den Gemahl, der die Spuren seiner Kunstbethätigung indessen beseitigt hatte. Der Freiherr warf sich in einen Sessel.

„Jetzt höre nur diese stilistische Leistung deines Bruders, Olga,“ rief er ärgerlich lachend. „Mein genialer Schwager Kurd packt mir da Nüsse auf die Zähne, die du knacken helfen mußt. Ich bring' es allein nicht zustande.“

Er brachte den entfalteten Brief vor sein Doppelglas. Olga erhaschte das Blatt und begann den Inhalt laut zu lesen.

„Schönen Gruß. Euer Kurd.“ Hier schwieg sie verdutzt.

„Hast du je einen solchen Briefeingang gelesen?“ fragte der Freiherr kläglich. Olga wandte das Blatt um und untersuchte es aufmerksam nach allen Seiten. Endlich gab sie die Erklärung ab:

„Am Schluß finden sich die gekritzelten Worte „In Eile!“ Kurd hatte hier keinen Raum mehr für die Unterschrift; er schrieb sie also deshalb über den Brief, wo Platz war, weil er offenbar in der Hast die Anrede vergaß.

„Wahrhaftig, Olga, so wird das Quidproquo klar,“ bestätigte Trutheimb getröstet. „Die erste Nuß wäre also glücklich geknackt. Nun aber weiter!“

„Kannst du den Duft des vorweltlichen Urschleims schildern?“ las Olga zögernd. „Ebenso unthunlich ist es, die heillose Konfussion zu beschreiben, die seit heute morgen in meinem Kopf und Hause herrscht. Ihr müßt uns heraushelfen, mag es gehen, wie es geht. Eilt angesichts dieses Zettels hieher. Hoyer hat seinen Schwerpunkt verloren. Seine Stimme gleicht wieder der ehemaligen Trompete von Pfeifersheim. Ganz schwirblich wird mir der Kopf davon. Wir essen um halb sechs Uhr. Der Koch wird nicht früher fertig. Adieu.“

Olga ließ das Blatt sinken und sah ihren Gatten ratlos an.

„Du hast das Tollste übersehen,“ belehrte er sie, „lies nur einmal erst die Nachschrift. Sie folgt der leergebliebenen zweiten Seite.“

„Ah, hier!“ entdeckte Olga die bezeichnete Stelle und trug die Nachschrift mit wachsender Erregung vor.

„Daß ich die „Klitsche“ im Waldthale keinem anderen verkauft haben würde, als an Heinrich Freisinger, Opernsänger außer Diensten, wußte ich ja. Wir speisen auf Almas Wunsch heute um 6 Uhr. Hinrich behauptet zwar, er fühle sich jetzt kerngesund. Aber sein Appetit hat an krankhafter Intensität, wie es mir schien, noch nicht abgenommen. „A voir! Richtig, noch Eins! Du weißt natürlich schon, daß deine Nichte Braut ist, Alma freut sich sehr über die passende Partie.“

Olga durchforschte das verwirrte Schriftstück wiederholt nach einer aufklärenden Randbemerkung von allen Seiten. Sie untersuchte sogar die leere Enveloppe. Aber

vergebens. Das Ehepaar war zur Beruhigung der durch die letzte unvollständige Nachricht verursachten Aufregung auf lediglich Vermutungen beschränkt, um das Rätsel zu lösen. Man wurde bald darüber einig, daß Adeltrauts Erwählter kein anderer sein könne als der Rittmeister Max Ringelin, der Bruder Mariens, Adeltrauts Freundin. Ringelin müsse also schon in den Tagen seines Besuchs zu Imshuth seine Operationsbasis, wie Justus sich ausdrückte, rekognosziert haben. Kurds, „du weißt natürlich schon," deute ja an, daß die Verlobung bereits in Imshuth erfolgt sei. Sein gestriger menschenfreundlicher Ritterdienst zur Aufspürung des verschwundenen Hoyer wird dem Herzen unserer Nonne anderenfalles den Entschluß zur Kapitulation abgewonnen haben. Aber wer hätte diesem Biedermann solche Finten zugetraut! Ja, ja, die Liab', die Liab'!"

„Stille Wasser sind tief, lieber Justus," erinnerte Olga, welche die Partie übrigens gar nicht übel fand. „Ich verliere das Mädchen aber sehr ungern. Dir wird es nicht anders gehen. Sie war uns doch außerordentlich nützlich, im Hause, bei den Wäschschränken, Kellervorräten, Einnahmen, Beaufsichtigung der Küche und Milchwirtschaft, bei den notwendigen kleinen und großen Nätereien, bei deiner Buchführung, wenn du ihr Briefe diktiertest oder zum Kopieren und Exzerpieren gabst, so anstellig und dabei so willig und anspruchslos! Obendrein ein schönes Mädchen mit feinem Takt und Manieren wie eine Prinzeß. Woher bekommen wir nur eine andere, die das halbe leistet um hohes Salair. Adeltraut kostete uns bei ihrer Abneigung gegen die Mode ja fast gar nichts."

„Wohl wahr! wir werden den Verlust aber doch verschmerzen müssen," überlegte der Gerechte von Trutheimb; „gegen diese Partei läßt sich ja nichts Stichhaltiges einwenden. Der Rittmeister ist zwar kein Edelmann, aber ist sehr wohlhabend und macht den Gardehusaren alle Ehre. Meinen Wünschen wäre es freilich gemäßer, wenn wir uns in unserer Voraussetzung irren könnten, ich meine, wenn unsere Nonne dem frommen Grafen Hoyer Geschmack abgewonnen hätte. Warum sollte ein Separatist seines Schlages nicht den gescheidten Einfall gehabt haben können, Adeltraut von Trutheimb zur Gräfin Hoyer promovieren zu wollen?"

„Warum nicht gar, Justus!" zweifelte Olga. „Der Graf ist erst heute nach Bilamsdorff zurückgekehrt. Die Nacht brachte er bei seinem Busenfreunde, dem Abenteurer in der Meierei zu. Er wußte ja nicht einmal etwas von der Existenz Adeltrauts, sah sie gestern nur flüchtig zum erstenmal, sprach noch kein Wort mit ihr. Nein! nein, Justus, deine Kombination ist absolut ohne thatsächliche Möglichkeit."

„Nous verrons," beharrte er. „Gleich nach dem Frühstück fahren wir hinüber. Dann kommen wir auch sicher zurecht zum Diner hin, gleichviel ob es um halb sechs beginnt oder um sechs Uhr, wie in Kurds klassischer Nachschrift steht. Die Verwirrung drüben muß doch wahrlich arg sein."

Wie arg die Verwirrung in Kurds „Kopf und Hause" in der That war, bezeugte die zerstreute Fassung des Briefes, der die Unklarheiten zu Bilamsdorff auch auf Imshuth übertrug. Undurchsichtige Verhältnisse erschütterten stets Kurds Gleichgewicht, zumal wenn sie, wie jetzt, verschiedene Interessen seines Gemütslebens berührten. Er vermochte bei Abfassung seines Schreibens an Trutheimb seine Gedanken umsoweniger zu ordnen, als Alma, der Haushofmeister, Giese und andere ihn mit allerlei notwendigen Fragen störten und die gewohnte Ruhe im Schloß von der allgemeinen Erregung oft unterbrochen wurde. Kurd lehnte deshalb vorläufig jede Aufklärung der zweifelhaften Fragen, die ihn quälten, standhaft ab.

So entstand dieses Billet. — Als dasselbe abgesandt war, atmete Kurd erleichtert auf. Jede Sorge und beunruhigende Erregung warf er entschlossen hinter sich. Da Trutheimbs die ausstehenden Enthüllungen doch auch erfahren müßten, so seien solche, um Wiederholungen vorzubeugen, bis zur Ankunft der Verwandten aus Imshuth füglich aufzusparen. Nach diesem Beschluß erheiterte sich Kurds wohlgebildetes Gesicht wieder.

Und sogleich regte sich auch das Pflichtgefühl, welches ihn als Hausherrn für angemessene Unterhaltung seiner Gäste verantwortlich machte.

„Zum erstenmal seit unserer Pfeiffersheimer Jugendidylle“, sagte er, „sind wir vier alten Knaben wieder zusammengeschneit. Die Stunde ist also gekommen, die Gelegenheit günstig, alter Heinrich, für die von mir und Francis an Sie und Henning verlorene letzte Schachpartie mir die versprochene Revanche zu geben. Ringelin und die Damen können ja, wenn es ihnen Vergnügen macht, sich als stumme Zuschauer daran beteiligen, oder durch einen Spaziergang und sonstige Unterhaltung sich unterdessen zerstreuen. Alma hat mich ersucht, sie mit ihren häuslichen Anordnungen zu entschuldigen. Vielleicht zieht Adeltraut es vor, meiner lieben Hausfrau hülfreiche Hand zu leihen.“

Adeltraut erklärte sich sogleich bereit dazu. Aber Henning und Freisinger lehnten sich hartnäckig auf sowohl gegen Kurds letztes Ansinnen, als gegen die Schachpartie. — Sir Francis unterstützte lebhaft den Vorschlag Diessembergs. Lady Mac-Bell sei eine Meisterin des Schachspiels und werde gern einen der protestierenden Herren ersetzen. — Zur Uebernahme der vierten Hand meldete sich, wiewohl nicht ohne inneres Widerstreben, der Rittmeister, weil er Kurds Verdruß über das drohende Scheitern seines Planes bemerkte.

Die andere Gruppe beschloß auf Mariens Vorschlag, die Zwischenzeit mit einem Spaziergange im Park auszufüllen, und trennte sich in freudiger Hast von der Schachpartie, um die Morgensonne noch zu genießen.

Als Henning beim Aufbruch Miene machte, seiner Verlobten den Arm zu bieten, wich Adeltraut dieser ungewohnten Vertraulichkeit aus. Sie äußerte den Wunsch, ihrer Freundin Marie beruhigende Aufklärungen über die heutigen Vorgänge zu geben, welche jene notwendig überrascht haben würden. — So wandelten die beiden Freundinnen im eifrigen Zwiegespräch voran, und Henning, der mit Hinrich in einiger Entfernung nachfolgte, beantwortete gern dessen eifrige Fragen nach dem Lebensgange, den Henning seit der Zeit der Trennung geführt worden sei. Solche lebhafte Teilnahme für Gegenstände, die nicht Hinrichs eigene Person betrafen, war ehedem seinem krankhaften Wesen ganz fremd. Henning glaubte darin ein Zeichen der Genesung des wiedergekehrten Freundes begrüßen zu dürfen. —

Mariens gereizte Stimmung war bald versöhnt, als Adeltraut ihr klar gemacht hatte, welche Gründe sie bestimmten, den ersten Eindruck ihrer gestrigen Begegnung mit Graf Hoyer nicht zu verraten.

„Also schon in Jerusalem faßtest du tiefe Neigung für ihn?“ fragte Marie überrascht. „Und weil du vergeblich wider sie kämpftest, erschien es dir unmöglich, Diakonisse bleiben zu dürfen? — So wolltest du gleichsam vor der leidenschaftlichen Herzensunruhe Schutz suchen; das verstehe ich alles — aber warum wähltest du dazu Imshuth?“ —

„Weil ich glaubte, dort vor einer Begegnung mit dem Grafen sicherer zu sein, als in Jerusalem oder an irgend einem anderen entlegenen Zufluchtsort. Eine Beziehung so grundverschiedener Charaktere, als Graf Hoyer und Onkel Justus wie auch Vetter Kurd schien mir undenkbar. Stelle dir deshalb mein Entsetzen vor, Marie, als ich erfuhr, Graf Hoyer werde von Kurd in Imshuth vorgestellt werden! Das war im letzten Sommer geschehen. Aber es gelang mir, dem Grafen auszuweichen. Und da man von mir, dem Aschenbrödel, nicht zu sprechen pflegte, blieb ihm, wie er versichert, meine Anwesenheit und überhaupt mein Verhältnis zu den Verwandten ganz unbekannt.“

Adeltraut berührte dann ihre Begegnung mit dem Grafen am gestrigen Tage. Auch sie habe ihn erst erkannt, als Kurd ihnen beiden denselben vorstellte. Ein jäher Schreck habe sie erschüttert. Und sie habe sich wie erlöset gefühlt, als des Grafen seltsamer Rückzug aus der Gesellschaft ihr die Verlegenheit einer Erkennungsszene ersparte. Sie verschwieg indessen nicht, wie quälend der Gedanke ihr gewesen sei, Hoyer habe ihr seine Achtung entzogen, falls er in der Weltdame die dienende Schwester

von Jerusalem wiedererkannte. Um ihm bei seiner Rückkehr auszuweichen, habe sie durchaus mit Trutheimbs nach Imshuth zurückfahren wollen.

„Eine solche Lösung deines rätselhaften Benehmens konnten wir freilich nicht voraussetzen," schaltete Marie ein.

„Nach einer unruhigen Nacht," fuhr Adeltraut fort, „machte ich nach meiner Gewohnheit einen Morgenspaziergang auf der Terrasse. Ein lauschiges Plätzchen begünstigte mein Verlangen, mich an den Dialogen des Thomas a Kempis zu erbauen. Ich war so sehr vertieft, daß ich die Schritte eines Herrn überhört hatte, der nahe an meinem Platz vorüberwandelte. Ich verlor das Buch vor Ueberraschung aus den Händen. Es war Graf Hoyer."

Einfach und kurz deutete sie den Inhalt des entscheidungsschweren Zwiegesprächs an, erklärte, der unerwartete Antrag des Grafen habe sie so sehr verwirrt, daß sie keines Wortes mächtig gewesen sei. So viel Besinnung aber sei ihr doch geblieben, ihre Antwort nicht ohne Vorwissen Trutheimbs erteilen zu dürfen. Auch mit Marie hätte sie sich wohl gern vorher ausgesprochen, wenn nicht Freisingers Dazwischenkunft und dessen entsetzliche Naivetät die Gegenerklärung ihr wider Willen entrissen hätte.

Ueber die anschauliche Schilderung dieses Zwischenfalles geriet Marie in die heiterste Laune.

„Also Frau Gräfin titulierte er dich?" wiederholte sie lustig, „dann rezensierte er deinen stattlichen Wuchs, dein Haar, das er rot fand, erklärte euch gar für besessen, zwang dich durch seine zarte Sorge um deinen Ruf endlich zur Kapitulation! Ein wahres enfant terrible! Wie ist das nur vereinbar mit seiner vornehmen Gestalt und edelen Miene? Solchen schweizerischen Granit etwas polieren zu helfen, scheint mir Menschenpflicht zu sein. Ich bin begierig, dieses Original kennen zu lernen."

„Herrn Freisinger näher kennen zu lernen," erklärte Adeltraut, „kann auch ich nur dringend wünschen; ist doch Graf Hoyer sein aufrichtiger Freund! schätzt er ihn doch mit allen seinen Sonderbarkeiten! Aber, nicht wahr, liebe Marie, wir wollen die originellen Ecken und Kanten seines Wesens recht schonsam behandeln; wollen ihn mit leiser Hand zu polieren suchen; ich bitte dich, Marie!"

„Sei meinetwegen unbesorgt!" tröstete diese die Fürsprecherin etwas gekränkt. „Doch du hast recht, Adeltraut, ein Mann, den Graf Hoyer liebt, muß es auch verdienen. Welchen Eigenschaften oder Erlebnissen Herr Freisinger diese Freundschaft verdankt, das möchte ich nur wissen. Vielleicht bringen wir ihn zum Entschluß, uns aus seinem Leben zu erzählen. Das ist gewiß interessant genug und man gewinnt dabei doch wohl auch Einsichten in den tiefen Goldschacht seiner hohen Männerbrust!"

„Von Jugend auf war Freisinger eine sehr phantastische Natur. Unmittelbar bevor Graf Hoyer ihn kennen lernte, lebte sein Freund in einer Heilanstalt für Nervenleidende. Graf Hoyer hat schon heute am Kaffeetisch erkannt, daß Freisingers Vorstellungen und Reden noch immer wie in einen golddurchwirkten Schleier wunderbarer Wahngespinste gehüllt zu sein scheinen, die aber oft tiefsymbolische Beziehungen auf seine Innerlichkeit haben sollen. Also verdient er gewiß unsere lebhafte Teilnahme, liebe Marie."

„Ach! wie selten sind Männer von Phantasie und Gefühl!" seufzte Marie altklug. „Ja, ich wiederhole: diesen wundersamen Herrn Freisinger muß ich kennen lernen. Es verlangt mich brennend danach! Ich mache dir gar kein Hehl daraus, meine traute Freundin."

Der Wunsch wurde ihr schneller erfüllt, als sie bei Adeltrauts Zurückhaltung gehofft haben mochte. Mit beschleunigten Schritten hatten die Herren sich genähert. Und Henning rief, schon ehe die Freundinnen ihre Annäherung wahrgenommen, denselben mit komisch jammerndem Ausdruck zu:

„Helfen Sie mir, meine verehrten Fräulein, diesen unverbesserlichen, rechthaberischen Skeptiker von einem unverzeihlichen Vorurteil heilen."

Adeltraut und Marie erwarteten stehenbleibend die angekündigte Erklärung.

„Die Frage liegt so," fuhr Henning fort, „Freund Freisinger brachte die Rede auf eine gewisse sympathetische Transmissionsfähigkeit der Seele, die auch Goethe und andere anerkennen. Goethe bezeichnet diese geheimnisvolle Erscheinung als „Wirkung ins Weite." Auch Freisinger zweifelt nicht an solchen Vorgängen. Aber was er bezweifelt, ist weder begreiflich noch begründet. Wirkungen ins Weite, behauptet er, seien nur von energisch gesammelten Gemütern, bei aufmerksamster Prüfung und schärfster Kritik der leisesten Gefühlsschwingungen und geistigen Regungen aufzufassen. Die in breiter lauer Luft unstät umherflatternde weibliche Psyche sei deshalb solcher Offenbarungen nicht fähig und vermöge folgerichtig auch nicht an eine Wirkung ins Weite zu glauben. Welch unerhörte hinterwälderische Ketzerei, meine Damen!"

„Eine Möglichkeit, daß es Ausnahmefälle geben könne, habe ich nicht in Abrede gestellt", schaltete Hinrich ein mit einer etwas ungewohnten Neigung seines Oberkörpers gegen Adeltraut und Marie.

„Nun, das gesteh ich!" scherzte Marie mit neckischer Empfindlichkeit. „Während die Herren uns in ihre gelehrte Untersuchung verflochten, beschäftigten sich unsere Gedanken gleichzeitig mit den beiden Herren. Aber weder Sie noch wir beide hatten bewußte Vorstellungen von solcher Wechselseitigkeit, die Sie, Herr Freisinger, doch wohl auch als eine Wirkung ins Weite werden anerkennen müssen. Es giebt demnach auch solche Vermittelungen, welche vom Bewußtsein gar nicht aufgefaßt werden. Ebenso begriffslos pflanzt sich ja auch der wundersame elektrische Funke fort. Bekennen Sie also, Herr Freisinger, daß Sie ein himmelschreiendes Unrecht gegen die umherflatternde weibliche Psyche begangen haben. Bitten Sie sich zur Sühne für diese Ehrenkränkung eine gnädige Strafe aus, mein Herr!"

„Keine Strafe kann mich härter treffen, als Resultate meines reiflich erwogenen Urteils für Irrtümer erkären zu sollen. Ich bin zerknirscht und das ist ein Triumph, den Sie, mein Fräulein, über mein ungeschlachtes Dreinpatschen davongetragen. Ueberzeugt freilich haben Sie mich nicht."

Marie schritt jetzt munter und mit leichtem Anstand neben der festauftretenden heldenhaften Gestalt Freisingers einher. Das Brautpaar wandelte voran und entzog sich in einem Laubgange den Augen der beiden, mit sich selbst lebhaft beschäftigten anderen.

„So gehören Sie also auch zu den gestrengen Herren der Schöpfung," forschte Marie, „die von der geistigen Energie der weiblichen Seele sehr unvorteilhafte Ansichten haben?"

„Keineswegs! Im Gegenteil, mein Fräulein! Ich bewundere, ja, ich beneide die zähe Kraft des Weibes in der Leidensfähigkeit. Kein Mann thut es darin dem Weibe gleich. Auch im Mitempfinden fremder Schmerzen und Freuden werden wir von der schönen Weiblichkeit beschämt. Eben das erklärt sich aus dem elementarischen Wesen des weiblichen Gemütslebens. Es teilt mit der Luft das Streben der Expansion, hat mit ihr den Horror vacui gemein, vermöge dessen es in jede Falte und Spalte zu dringen, alles Leere mit dem eigenen Inhalt zu erfüllen sucht. Man hat diese Eigenschaft Neugier gescholten. Das ist grundfalsch. Es ist das Bedürfnis des Mitteilens, des Belebens, des Beglückens — mit einem Wort: es ist Liebe. Aber freilich bedarf dieses dehnbare Gefühl fester Einschränkung in sichere Bollwerke. Denn sonst überschwemmt es wie ein reißender Strom seine Ufer, oft mit vernichtenden Folgen für die in Mitleidenschaft Gezogenen. Darum singt Sarastro in der Zauberflöte:

„Ein Mann muß eure Herzen leiten,
Denn ohne ihn pflegt jedes Weib
Aus ihrem Wirkungskreis zu schreiten."

„Ihr rechter Platz ist da, wo sie in gehorsamer Pflichttreue ihre himmlischen Gaben auf einem Gebiete entfalten kann, das ihr von Natur, oder wenn Sie lieber wollen, vom Schöpfer angewiesen ist:

„Im häuslichen Kreise
Da herrsche sie weise
Und rege ohn' Ende
Die fleißigen Hände, — — —
Und mehr' den Gewinn
Mit ordnendem Sinn."

„Und fülle mit Schätzen die duftenden Laden," fiel Marie mit mutwilligem Pathos in tiefen Brusttönen deklamierend heiter ein.

„Und dreh' um die schnurrende Spindel den Faden,
Und sammle in reinlich geglättetem Schrein
Die schimmernde Wolle, den schneeigten Lein;
Und füge zum Guten den Glanz und den Schimmer,
Und ruhe nimmer."

„Und der Vater mit frohem Blick," fuhr Hinrich hingerissen fort. Aber Marie schnitt dem Citat seinen weiterlaufenden Faden rasch und besorgt ab.

„Halt, mein Herr, nicht weiter! Die Naturgeschichte des Familienidylls," erklärte Marie fröhlich, „könnte uns zu einer traurigen Katastrophe führen, ich meine:

„Da werden Weiber zu Hyänen
Und treiben mit Entsetzen Scherz."

Spielen Sie deshalb lieber nicht mit der Gefahr,

„Denn mit des Geschickes Mächten
Ist kein ew'ger Bund zu flechten
Und das Unglück schreitet schnell."

Hinrich schien indessen durchaus nicht geneigt, das Thema der naiven Unterhaltung schon fallen zu lassen. Unerbittlich fuhr er fort, seine anmutige Begleiterin zu ängstigen.

„Ein Mann," behauptete er, „der nicht in der Lage ist, sich seßhaft zu machen und ein Haus zu gründen, findet immer Raum genug in der Welt, seine Gaben, Kräfte und Mittel zu gemeinnützigen Zwecken und zu seiner eigenen Genugthuung zu verwerten. Aber ein unverheiratetes Frauenzimmer —"

„Kann sich ebensowohl nützlich und beglückend beschäftigen," fiel Marie ihm wieder in die Rede. „Wüßten, ja ahnten Sie nur, Herr Freisinger, was zum Beispiel meine Freundin Adeltraut für die leidende Menschheit gethan und erlitten hat! Mancher selbstgenugsame Herr leistet mit all seiner ruhmwürdigen Kraft in seinem ganzen Leben nicht halb soviel."

„Fräulein von Trutheimb war Diakonisse, wie Hoyer mir vorher andeutete?" fragte Hinrich. „Ich habe nur sehr ungenügende Vorstellungen von dem Pflichtenkreise und Bildungsgang einer solchen dienenden Schwester."

„Nun," belehrte ihn Marie, sehr zufrieden, das Zwiegespräch auf diesen Gegenstand abgelenkt zu haben, „eine dienende Schwester wird nicht bloß für äußerliche Handreichungen bei der Krankenpflege erzogen, sie erhält auf sittlich religiöser Grundlage auch eine umfassende wissenschaftliche Ausbildung, die sie befähigt für das Lehrfach, ja sogar für den Dienst im Laboratorium und am Rezeptiertisch der Apotheke."

„Wie?! der Apotheke?" rief Hinrich ungläubig.

„Warum nicht? Laboratorium und Küche sind verschwisterte Wirkungskreise. Auch die Verwaltung des Magazins und der mannigfaltigen Heilmittel bietet dem weiblichen Ordnungstriebe ein gemäßes Feld stiller Arbeit. Unsere angeborene Neigung findet hier reichliche Nahrung, die Umgebung mit ihrem verworrenen Tausenderlei in ein übersichtliches System umzuschaffen."

„System!" triumphierte Hinrich und ließ seinen Blick mit wohlwollendem Behagen auf der Gestalt Mariens ruhen. „System! Ja, das ist die Basis gesunder Zustände!"

„Selbst mit der Behandlung der therapeutischen Gifte geht eine weibliche Hand vorsichtiger um, als es sonst wohl geschehen mag. Und Sie wissen, mein Herr," setzte sie schalkhaft hinzu, „eine rechte Tochter Evas zählt zu ihren stillen Neigungen immer auch ein bischen Giftmischerei."

„Giftmischerei?"

„Wenigstens soweit ein Tröpflein Wermut dienen kann, den Becher der Freude zu würzen."

„Aber, mein Fräulein, dringt denn der verderbliche Stoff nicht durch die Poren der zarten weiblichen Epidermis in das Blut?"

„Das weiß ich nicht, mein Herr. Bleibt etwas an den Fingern hängen, nun, das entfernt man durch die nicht mehr ungewöhnliche Anwendung von ätzender Seife."

„So teilen Sie nicht Hufelands Ansicht, Fräulein Ringelin, daß Seife der Gesundheit nachteilig sei?"

Diese mit wissenschaftlicher Ueberzeugung ernsthaft ausgesprochene Frage wirkte so stürmisch auf Mariens Lachreiz, daß sie die Antwort schuldig bleiben mußte. Glücklicherweise trat in diesem Moment das Brautpaar ihr aus einem Seitenpfade des Buchenhains entgegen.

„Ihr seid ja sehr lustig," sagte Henning, der Adeltraut jetzt am Arm führte, „Eure Heiterkeit hat uns hierhergelockt, euer Vergnügen zu teilen. Zugleich aber, lieber Hinrich, möchte ich dir Adeltrauts Wunsch vortragen, den ich dringend unterstütze, die willkommene Muße zu einigen Mitteilungen aus deiner Vergangenheit zu benutzen."

Marie drückte der Freundin, deren Vermittelung sie sogleich richtig deutete, mit dankbarem Blick die Hand und vereinigte auch ihre Bitte mit der Hennings. Freisinger erklärte sich ohne Ziererei bereit.

„Hennings Verlangen kommt meinem eigenen Bedürfnis entgegen," äußerte er. „Jahrelang habe ich nach einer verstehenden Freundesseele geschmachtet. Die Anregung, mich endlich einmal rückhaltlos aussprechen zu dürfen, begrüße ich deshalb mit Freuden. Henning wird ja Nachsicht üben, wenn ich manches wiederholen sollte von Einzelheiten, die ihm noch aus unserem Pfeifersheimer Verkehr erinnerlich geblieben sein mögen. Aber ob meine freimütigen Bekenntnisse den beiden Fräulein Teilnahme abgewinnen werden? In meinem abgeschlossenen Verkehr mit der Natur ist mir, wie ich fürchte, der rechte Maßstab verloren gegangen, für das, was man den gesellschaftlich-feinen Takt nennt."

Diesem Bedenken traten die beiden Damen entschieden entgegen. Und Henning beschwichtigte dasselbe durch die Erinnerung, daß seine Braut für den Freund keine Fremde sei.

„Und ich, als Adeltrauts Freundin," fiel Marie eifrig ein, „darf wohl auch Anspruch auf einen Bruchteil Ihres Vertrauens erheben, Herr Freisinger?"

Henning hatte die Gesellschaft nach einem Platz geführt, der von dem Laubdach einer alten Buche beschattet war. Einladende Sitze umgaben den riesigen Stamm. Eben richtete man sich hier ein, als eilenden Fußes der Rittmeister herankam.

„Unter der berühmten Buche hoffte ich die Gesellschaft anzutreffen" rief er schon von fern. „Durch mein mangelhaftes Schachspiel," erzählte er dann, „ist für Lady Lucy eine Partie unglaublich schnell verloren gegangen. Kapellmeister Giese hat meinen Platz übernommen. Meiner Zerstreutheit danke ich es nun, mich dieser Gruppe in freier Natur gesellen zu dürfen."

Als Hinrich meinte, seine Mitteilungen jetzt doch lieber auf eine andere Gelegenheit hinausschieben zu müssen, versicherte der Rittmeister, ihn habe vorzugsweise der Wunsch hergetrieben, Einblicke zu gewinnen in die Schicksale Hinrichs.

„Stand ich Ihnen in Pfeifersheim als Hausfreund nicht so nahe, als Ihre Vertragsgenossen, mein Interesse für Sie ist deshalb doch kaum weniger lebhaft und aufrichtig," versicherte er.

Endlich ließ Freisinger seine zarten Bedenklichkeiten fallen. Und man sah seinen Mitteilungen allerseits mit Spannung entgegen.

„Mein transszendentaler Zelter."

Unter diesem Titel kündigte Hinrich Freisinger seine Geschichte mit feierlichem Ernst geheimnisvoll an.

„Die Eigenart jeder menschlichen Persönlichkeit," begann er zu erzählen, „entwickelt sich nach Maßgabe des individuellen sittlichen Willens. Erziehung und Lehre üben auf die Charakterbildung sehr selten bestimmenden Einfluß aus. Vielmehr wird die Erkenntnis nur zur lebendigen Kraft durch persönliche Offenbarungen, welche der „moralische Weltregent" dem Einzelnen vermöge der Organe sinnlicher Wahrnehmung übermittelt. Aber selten ist das Fassungsvermögen genügend entwickelt, um solchen natürlichen Offenbarungen Verständnis und Aneignung entgegen bringen zu können. Deshalb siecht die Menschheit dahin an ihrem Unverständnis idealer Interessen. Deshalb auch ist sie einer weitverbreiteten Seelenschwindsucht anheimgefallen und eilt mit bedrohlich raschen Schritten einem allgemeinen sittlichen Ruin zu."

„Unklare Nachklänge aus Fichtes Kritik aller Offenbarung," erklärte Henning seiner Verlobten flüsternd.

„Seltsam," erwiderte Adeltraut ebenso.

„Meine ersten Offenbarungen empfing ich schon in der Kinderstube," berichtete Hinrich mit träumerisch verschleiertem Blick. „Wie viel von meinen späteren Erfahrungen sich dem helldunkeln Andenken an die frühsten Eindrücke beigemischt habe, das vermag ich nicht mehr klar zu unterscheiden. Aber gewiß ist, daß es meine Mutter war, welche die ersten deutlicheren Einblicke in eine höhere sittliche Dasein-Sphäre meinem Bewußtsein erschloß. — Die Erinnerung an meine Mutter umhüllt sich mir mit unentschleierten Geheimnissen. Ihr Mädchenname hieß Ludmilla von Negedly. Sie erzählte gern von einigen gelehrten und dichterisch wie religiös angeregten Verwandten einer bürgerlichen Seitenlinie der Familie Negedly. Mit besonderer Vorliebe las sie uns aus Erbauungsbüchern und Jugendschriften, wie auch Dichtungen eines Oheims Adalbert Negedly vor, die sie fließend aus dem Czechischen ins Deutsche zu übersetzen verstand. Onkel Adalbert sei Dechant und ein anderer Oheim, Johann Negedly, Professor der czechischen Sprache und Litteratur an der Universität Prag gewesen, berichtete die Mutter gern. Dem direkten und indirekten Einfluß dieser beiden Verwandten sei sie den besten Teil ihrer geistigen und religiösen Bildung schuldig geworden. Ich weiß, daß die Mutter vor ihrer Verbindung mit meinem seligen Vater ihre Jugendzeit hindurch in ihrer böhmischen Heimat gelebt hatte. Aber zu weiteren Eröffnungen über ihre dort gemachten Erfahrungen habe ich sie nie zu bewegen vermocht. Auch meine einzige ältere Schwester, Dina, sonst dem mütterlichen Herzen verbunden wie eine vertraute Freundin, hatte es aus Schonung endlich aufgegeben, nach der Ursache eines tiefschmerzlichen Zuges zu forschen, den die peinliche Erinnerung an uns unbekannte Erlebnisse wohl auf die edle Stirn unserer zarten Mutter eingegraben haben mochte.

„Menschen und Spiegel sagten mir, daß meine Kinderlarve wie auch meine Lebensäußerungen, Neigungen und Absonderlichkeiten mich damals zum sprechenden Ebenbild meiner Mutter machten. Ich fühlte, daß ich ihrem Herzen innig nahe stände, ob sie zwar ihre Liebe meiner Schwester keineswegs in spärlicherem Maß widmete.

„Doch ich wollte von dem sittlichen Bildungsgang erzählen, der sich in meinem Bewußtsein durch wunderbar verwandte Offenbarungen in stufenweiser Vermittelung vollzog. Das Wunderbare derselben wird übrigens deshalb ein Begreifliches, weil es stets als logische Notwendigkeit erschien und meiner Charakterbildung zur Förderung gereichte. Hatte meine menschliche Selbstbeherrschung bankerott gemacht, hatte wilde Verzweiflung mich hinabgestürzt bis zum Abgrunde der Selbstvernichtung; dann rettete mich jedesmal ein enthüllter Einblick in die lichtvolle Welt des ethischen Geistes, oder ich wurde durch eine geheimnisvolle Kraft an ein ungesuchtes Ziel getragen, wo ich erkannte und erreichte, was mir zur Ergänzung ausgereifter reiner Menschlichkeit mangelte und frommte. — So gestalteten sich jene Mysterien zu Wendepunkten meiner Lebensbahn. Und der erste derselben fällt schon in mein siebentes oder achtes Knabenjahr.

Nach einer wohlverdienten Strafe der väterlichen Zuchtrute ergriff mich so kindische Verzweiflung, daß ich in den Garten rannte und ohne Besinnung in den Fischteich sprang. Als der Gärtner mich aus dem winterlich kalten Wasser hervorzog, zweifelte man an der Möglichkeit meiner Wiederbelebung. — Doch einige Wochen später stand ich unter den langsam erlöschenden Kerzen des Christbaums an die Mutter geschmiegt. Sie ruhte in einem Sessel und hatte ihren Arm liebevoll um meinen Lockenkopf geschlungen. Ich vernahm deutlich jeden Schlag ihres Herzens. — So erzählte sie halblaut von der ersten Geburtstagsfeier des heiligen Kindleins in der Krippe; wie der Himmel sich erschlossen und Legionen reiner Engel in leuchtenden weißen Kleidern den ganzen unendlichen Raum erfüllten mit ihrem Liebeshymnus und Friedensgruß. Und alle die himmlischen Geschwister seien in Liebe untereinander verbunden. Sie seien auch die Geschwister freundlich und artig gesinnter Menschenkinder, seien ihre unsichtbaren Wächter und Beschützer Nacht und Tag. Durch sie nur sei ich wieder ins Leben gerufen worden. Sie sprach auch von dem Erzengel Michael, der auf weißem Roß mit flammendem Schwert ausgeritten sei, dem alten Drachen des trotzigen Eigensinns und der Gottlosigkeit den Kopf zu spalten.

„Die anschauliche Schilderung wirkte auf mich wie eine leibhafte Offenbarung, die meinen kindischen Trotz zu brechen bestimmt war und mich zu liebevollem, gehorsamem Betragen anmahnen wollte.

„Seit jenem Christabend, wo die ersten Lichtstrahlen mein sittliches Bewußtsein erhellten, zog ich mich in meine eigene kleine Welt zurück. Ich belebte sie mir durch eine sonderliche Art von Mysterien, die an freundlichen Sonntagnachmittagen in einem entlegenen Teil unseres großen Gartens gefeiert wurden. Dinas Gespielinnen bildeten darin einen Chor weißgekleideter Engel mit Lilienstäben. Sie schlangen einen Reigen um den Erzengel Michael, den ich selbst darstellte — auf einem weißen Rollenpferde, in der Hand ein blitzendes Schwert. Dazu sangen wir mit sanftem Ton:

Weiße Kleider schimmern helle,
Helle rauschen goldne Flügel;
Weißes Roß mit Blitzesschnelle
Schwingt sich himmelab zum Hügel.

Lilienschwestern singet
Nun die Engelweise;
Euern Reigen schlinget,
Schwebet lose, leise.

Eia, Ringelrei!
Schwenkt die Lilienfahne
Dreimal still vorbei
An dem weißen Schwane —
Heiahei, Ringelrei! —
An dem weißen Schwane.

„Diese Spiele meiner Kindheit gewährten mir die reinsten Freuden, die ich je genossen. Noch heute empfinde ich etwas davon, wenn der Anblick einer weißen Lilie

oder ein weißes Gewand mich daran erinnert. — Indessen erfüllten solche himmlische Bilder meine Phantasie auch als ich älter wurde und jene Mysterien längst aufgehört hatten, noch so ausschließend, daß alles übrige vor ihrem Glanz erblaßte. Mir erschien die Umgebung und das wilde Treiben meiner Schulkameraden schal und roh. Immer mehr versenkte ich mich in meine innere Anschauung. Speise und Trank schmeckte mir nicht. Oft brachte ich die halbe Nacht ohne Schlaf zu. Die Eltern beunruhigte dieser Zustand. Der Vater versuchte jedes Mittel, mich zu zerstreuen und meinen Neigungen eine gesundere Richtung zu geben. Für meine zwölf Jahre war ich ein übrigens hoch und kräftig gewachsener Bursche; nur hatte ich in den letzten Jahren körperliche Uebungen fast gänzlich vernachlässigt.

„Auf alle Weise suchte der Vater mich in dieser Richtung anzuregen. Besonders drängte er mich, reiten zu lernen, zu welchem Zweck er versprach, mir einen Pony zu schenken. — Eines Tages führte er mich auf den Roßmarkt. Der Weg leitete uns an einer Kunstreiterbude vorüber. Eben erschienen auf dem Balkon des Eingangs buntscheckige Trompeter und kündigten unter aufregendem Geschmetter den Beginn einer neuen Vorstellung an. Der helle Trompetenton erfrischte die erschlaffte Lebensthätigkeit meiner trägen Nerven. Halb überredet, halb angelockt folgte ich meinem Vater in die Reiterbude. Der Vater wählte Sitze, die den Blick auf den Vorplatz der Stallungen gewährten, von woher die Pferde und die Reitkünstler in die Rennbahn gelangten. Das wilde Jagen und Springen, die abgeschmackten Späße der Possenreißer — alles stürmte wie ein Höllenbrodem im Hexenkessel beängstigend an mir vorbei. Alle liebevollen Mutzusprüche des Vaters verhallten fruchtlos. Sie steigerten nur meinen apathischen Zustand und die Beklemmungen meiner Brust.

„Plötzlich ergriff ich des Vaters Arm. „Dort steht er!“ rief ich mit fliegendem Atem. Der Vater folgte meinem nach dem Vorplatz deutenden Blick. „Wer steht da?“ fragte er gespannt. „Siehst du nicht den Schimmel des Erzengels?“ Ich glaube, daß der Vater mich besorgnisvoll anschaute und für den Schimmel des Erzengels nur wenig Aufmerksamkeit hatte. Er suchte mich zu beruhigen, indem er von dem langen Verzeichnis der einander folgenden Leistungen mir vorlas, es werde alsbald Monsieur Michael mit seinem in Freiheit dressierten arabischen Zelter Amalek an die Reihe kommen. — Erregt entriß ich dem Vater den Zettel und überzeugte mich, daß der Name, den ich gehört, wirklich dastand. Ich wußte es ja auch ohnehin, es sei Michael.

„Die Arena blieb einen Augenblick leer. Das Orchester intonierte eine feierliche Weise. Da schritt vom Eingang her elastisch und mit Würde eine Jünglingsgestalt bis zum Mittelpunkt der Rennbahn vor. Die breite Brust umschloß ein weißer golddurchwirkter Koller. Mit ähnlichem Stoffe waren auch die muskulösen übrigen Glieder bekleidet. Um die schlanken Hüften wand sich ein goldener Gürtel. Das braune lockige Haar hielt ein Diadem gefesselt. In der rechten Hand trug der Jüngling ein blitzendes Szepter. Dasselbe senkend, verbeugte er sich nach allen Seiten mit Anstand, ohne Ziererei. Darauf wandte er sich dem Eingang mit dem Gesicht zu, erhob das untere Ende seines Szepters an die Lippen und es erklang im sanften Tongepräge einer Flöte ein kurzes melodisches Signal daraus hervor. Kaum verhallte der letzte Ton, als jener Zelter, ein zierlich Tier von arabischer Rasse, mit leichtem Schwung wie ein Blitzstrahl über die Schranke der Bahn setzte, aus dem Sprung sogleich parierte, und sich wie zum Gruß demütig auf die Kniee niederließ. Vom Orchester, das inzwischen stumm geblieben war, erscholl darauf ein leiser Paukenwirbel. Derselbe, unterstützt von der Wirbeltrommel, schwoll zu furchtbarer Kraft immer mehr auf und brach sich zuletzt in einem entsetzlich schwirrenden Tamtamschlag, welcher von einem dämonischen Aufschrei aller Instrumente begleitet war und mein Blut erstarren machte. In dem nämlichen Augenblick streckte ein schuppiger Drachenkopf am oberen Teil eines Seitenpfeilers seinen weitgeöffneten Rachen in die Arena herein. Michael schwenkte dem Drachen sein Szepter drohend entgegen, und bestieg dann mit den Füßen den ungesattelten Rücken des

knieenden Zelters. Vorsichtig raffte sich dieser empor, fuhr dann aber mit so rasender Schnelle nach einer schmetternden Musik in der Kreisbahn dahin, daß ich, wie von einem Lichtstrahl geblendet, kaum noch zu unterscheiden vermochte, ob ich Roß und Reiter oder nur ihre Scheinfurchen in der Luft erblickte. Der Reiter stand in schwebender Stellung sicher und leicht auf einem Fuße, den Körper nach vorn geneigt und schien, von schimmernden Flügeln getragen, zu fliegen. So oft er in die Nähe des Drachens gelangte, zückte er demselben das goldene Szepter wie einen Speer entgegen. Mit dem Speer traf er stets unfehlbar die Zunge des Ungetüms und ließ als Siegestrophäe nach jedem Stoß einen blutroten Reif an dem hochgeschwungenen Szepter herniedergleiten.

„Ich habe diese Vorgänge ausführlich geschildert, weil sie für mein äußeres und inneres Leben nachwirkende Bedeutung gewannen. Damals ahnte ich freilich nichts dergleichen. Ich wußte nur zuverlässig, daß ich den Besitz des wundersamen Zelters erlangen müsse, mit dem ich mich seit Jahren bereits aufs engste verbunden wähnte. Der Vater war sehr zufrieden, in meinem leidenschaftlich geäußerten Wunsch das endliche Wiedererwachen meiner Lebensenergie zu gewahren. So erwarb mein freigebiger Vater den Zelter für mich und mietete zugleich den Stallburschen, der ihn bisher gepflegt hatte.

Bald saß ich kunstgerecht und fest im Sattel. Der über die platte Fläche des Menschentreibens erhabene Sitz; der Gehorsam meines verständigen Tieres, den dasselbe dem leisesten Wink meines Willens unfehlbar entgegenbrachte; die Schnellkraft seiner elastischen Bewegungen, welche die beengenden Grenzen von Raum und Zeit aufhob: wie fördersam wirkten solche Eindrücke auf mein Selbstgefühl, auf die Entschlossenheit zurück, mit welcher ich dazumal allen Träumereien entsagte, um die Wirklichkeit in ihrem mannigfaltigen Wesen und Treiben kennen zu lernen und sie mit durstigen Zügen in mich zu saugen! — Damals schon wurde es mir wahrscheinlich, daß Mensch und Tier unter bestimmenden Einwirkungen geheimnisvoller Naturkräfte ihre eigenartigen Lebensäußerungen und individuellen Besonderheiten entwickeln. Um dieser Voraussetzung auf den Grund zu kommen, las ich bei voranschreitenden Jahren Werke über Elektrizität, Magnetismus, Wärme und Licht, wie über ähnliche Stoffe der Naturforschung. Unersättlicher Lesetrieb hatte mich ergriffen und ich befriedigte denselben auch durch das Studium der Tageslitteratur und Belletristik Deutschlands, Frankreichs, Englands — zur Genugthuung meines Vaters, der alle meine auf das sogenannte Praktische gerichteten Lebensäußerungen mit Vorliebe begünstigte und zu fördern suchte. Er wünschte, ich, sein einziger Erbe, möchte die alte würdige Handelsfirma „Hinrich Freisinger und Sohn“ dereinst weiterführen und arbeitete mit Gefährdung seiner Gesundheit, um das ausgedehnte Geschäft mir im blühenden Zustande hinterlassen zu können. Daß meine jugendlichen Neigungen einer solchen Zukunft entschieden widerstrebten, schien meinem Vater zunächst keine absonderliche Sorge zu machen. — Als er aber nach meiner Konfirmation meinen Widerwillen gegen den Hauptzweck seiner jahrelangen aufreibenden Arbeitsamkeit niemals brechen zu können überzeugt sein mochte, sank sein Lebensmut, schwanden seine Hoffnungen, erlahmte seine Thatkraft. Der Tod raffte ihn schneller dahin, als man vermutet hätte. Und schon während seines letzten Krankenlagers mußte die Firma ihre Zahlungen einstellen, ein Schlag, der dem Leidenden das Herz brach. — Mein Vater gehörte in allen kaufmännischen, industriellen, kommunalen und sozialen Angelegenheiten zu den Vertrauensmännern der Stadt. Der Philosoph Fichte und andere Männer der Wissenschaft, die mit dem Großvater befreundet gewesen, waren für meines Vaters Geistesrichtung nicht ohne Einfluß geblieben. — Kapazitäten von Belang suchten auch später gern seinen Verkehr. Unser Haus wurde an gediegener Behaglichkeit von keinem anderen überstrahlt. Die ehrwürdige Firma „Hinrich Freisinger und Sohn“ gehörte zu den ältesten in der Schweiz; ihr Kredit stand fest wie Granit und schien unerschöpflich wie der Züricher See.

„Das alles war nun wie ein schlechtes Gedicht mit einem Federstrich ausgelöscht — der Rest waren Klagen, Not und schmerzliches Erinnern. — Tief erschüttert stand ich an den Trümmern meines sorglosen Jugendglückes. — War es mehr gewesen als

trügerischer Schein — eitele Sinnestäuschung? — Gab es überhaupt eine Wirklichkeit nach den Forderungen der Vernunft? — Trug nicht alles den Stempel des Unterganges und Wechsels, sobald es die Formen des vergänglichen Daseins angenommen? — Gedanken solchen Inhaltes erfüllten mich wachend und schlafend. — Fichtes Lebensansichten und seine Weltanschauung überzeugten mich schon damals, daß auch die Menschheit vom Krebs allgemeinen sittlichen Hinsiechens ergriffen sei. — Dazu beunruhigte mich eine schwere Beschuldigung des ältesten Buchhalters unserer Firma. Er hatte meinen Vater aufwachsen sehen und bewährte sich stets — auch bei der traurigen Katastrophe — als treuer Freund der Familie. Am Tage der Bestattung sagte mir der alte Mann: „Wenn Sie gewesen wären, wie Ihr Vater in Ihrem Alter war, dann wäre das Unglück sicherlich nicht hereingebrochen und unser verehrter Chef hätte wohl noch lange leben können."

„Erst in unserer nachfolgenden Einsamkeit fiel dieses Wort mir bleischwer aufs Herz. Hatte der Alte recht, so wäre ja mein trotziger Widerstand gegen des Vaters Willen verantwortlich gewesen für die unglückliche Wendung, die seine Kraft bei rüstigen Jahren gebrochen und sein Ende verfrüht hatte. — Wieder sank ich hinab an den Rand der Verzweiflung. Meine Seele zermarterte sich mit ungelösten Rätseln — sie fand keine Antwort — keinen Trost. Was mich noch an dieses Phantom kettete, das die Menschen das Leben nennen, war einzig die Pflicht liebevoller Schonung, die ich meiner Mutter und Schwester schuldete. — Mit solchen düsteren Gedanken der Ratlosigkeit beschäftigt, lag ich nach einem Bade im Bodensee am Ufer. Dunkel und schwül wie mein Inneres hatte sich auch meine Umgebung in dichten Nebeldunst gehüllt, der mir das Atmen erschwerte und drückend auf Nerven und Sinnen lastete.

„Da riß mich aus meinem stumpfmütigen Hinbrüten plötzlich ein hellaufflammendes Leuchten. Das finstere Nebelgewölk öffnete sich und enthüllte mir ein himmlisches Gesicht. In blendendem Glanz mit schimmernder Rüstung und auf weißen Rossen folgte eine gewaffnete Schar ihrem von strahlendem Licht umflossenen Führer in enggeschlossenen Reihen zum Kampf gegen zahlloses Getier, das aus dem dämmernden Nebelgewühl mit dämonischem Trotz heulend und kreischend wider das himmlische Heer heranstürmte. Unter dem Haufen der kämpfenden Tiere bemerkte ich auch einen Bergadler; der stieg trotzig und stumm dem Anführer der Streiter auf den lichtweißen Pferden entgegen. Aber ihn traf ein Feuerstrahl aus den Augen des Erhabenen — und der Adler stürzte köpflings hinab in den Nebelpfuhl. Bei seinem Sturz erkannte ich ihn — er trug die Züge meines eigenen Bildes. — Betäubt brach ich zusammen. Erst nach wochenlanger Krankheit vermochte ich meine Erinnerungen, Eindrücke und Gedanken wieder zu sammeln und zu ordnen.

„Was ich geschaut hatte, fand volle Bestätigung im 9. Kapitel der Offenbarung des Johannes. Nach langem fruchtlosen Suchen in der Bibel, die meine fromme Mutter für die Quelle aller Klarheit und wahren Seelenfriedens hielt, entdeckte ich jene Johanneische Weissagung: „Ich sahe den Himmel offen," — so etwa las ich dort — „und sahe ein weißes Pferd und der darauf saß, hatte viele Kronen auf seinem Haupte und Augen wie Feuerflammen; und ihm folgte nach das himmlische Heer auf weißen Pferden, angethan mit weißer und reiner Seide. Vögel, die unter dem Himmel fliegen, das Heer des Tiers, rebellische Könige: sie alle erwürgte das Schwert dessen, der auf dem weißen Pferde saß. Sein Name heißet Treu und Wahrhaftig, der da streitet und richtet mit Gerechtigkeit. Das Tier aber und der falsche Prophet wurden in den Pfuhl geworfen, der mit Schwefel brannte."

„Der hier geschilderte Titanenkampf der Geschaffenen wider den Schöpfer tobte auch in meiner eigenen Brust und war mir in der Vision am Bodensee verkörpert vor Augen getreten. Die apokalyptische Bestätigung machte mir nun meinen persönlichen Zusammenhang mit dem Universum klar und führte mich zu eifrigen Studien der

biblischen Bücher. Doch auch hier fand ich keine Antwort auf die quälendsten Fragen meines sittlichen Bewußtseins. Fichtes Schriften, vorzugsweise seine Kritik aller Offenbarung, erklärten mir zwar manches Rätsel; ich begriff, daß der allgemeine Kampf die Menschheit immer mehr entsittliche und die moralische Erkenntnis zu ihrer Entwickelung persönlicher Offenbarungen des sittlichen Weltgeistes bedürfe, wie sie mir wiederholt zu teil geworden waren. Aber wie die Philosophen, so konnten auch ärztliche Meister der Seelenheilkunde weder auf die nächstliegenden Fragen genügende Auskunft geben, noch gar mir den befriedigten, kampflosen Zustand bereiten, nach welchem ich mich mit wachsendem Verlangen sehnte. Endlich suchte ich Frieden in der schönen Kunst. Doch sah ich damals nicht ein, daß sie ihren tiefen Goldschacht nur denen erschließen könne, die ihr ganzes Wesen selbstlos und liebevoll darein versenken. Ich war nicht ein solcher einfahrender Bergmann gewesen. Deshalb schien auch mein erster theatralischer Versuch sogleich das Ende meines ganzen Künstlertums werden zu sollen. Henning war Augenzeuge jener Katastrophe und wird sie gelegentlich richtiger schildern können, als ich selbst es vermag."

Henning versprach es und erinnerte den Erzähler an seine derzeitigen Entschlüsse der Verzweiflung, die er glücklicherweise nicht ausgeführt habe.

Hinrich blickte zur Erde. „Der gestürzte Bergadler wollte sich losketten von der lastenden Körperlichkeit," sagte er finster. „In lauterer Form eines freigewordenen Geistes hoffte er aus dem Nebelpfuhl nichtigen Scheines zum reinen Licht empordringen zu können. Mit solchen Gedanken verließ ich nach jener Szene im Theater meine Wohnung. Sturm und Mondschatten begleiteten die ersten Schritte meiner nunmehr folgenden Wanderschaft. Dämmerlicht hüllt mir noch heute meine eigenen Spuren vielfach ins Ungewisse."

„Nachdem ich mich von der Stadt weit genug entfernt glaubte, um ohne Zeugen zu bleiben, bereitete ich mich zu meiner, wie ich wähnte, letzten That. Noch einmal blickte ich mit Bitterkeit hinaus in die Welt trügerischen Scheins, jenes Ungeheuer, das sich selbst immer erzeugt, um sich selbst zu verschlingen, ein riesengroßer Schutthaufen zertrümmerter Luftschlösser, enttäuschter Hoffnungen, vereitelter Bestrebungen! — — — Weißes Gewölk floh vor dem Sturm dahin, gespenstisch, wie die wilde Jagd vom Hetzer gepeitscht. Zitternde Mondlichter schlüpften um mich her, gleich abgeschiedenen Seelen, die ihren neuen Gesellen begrüßten. Ich komme, ihr bleichen Mahner, sprach ich entschlossen und rüstete die Waffe. In diesem Augenblick lähmte meinen Arm ein Anblick, der mein Herz von Grund aus erschütterte. Auf der gegenüberliegenden Höhe des Hohlweges im Walde erschien mir das Bild meiner Mutter mit allen Gebärden qualvoller Angst und flehender Mahnung. Die ergreifende Erscheinung zerriß plötzlich den Vorhang blinder Selbstsucht, der mir bisher das Verständnis der opferfreudigen Mutterliebe entzogen hatte. Erniedrigte sich doch die vornehme zarte Frau schon seit Jahren zu mühseligen Krankenwärterin-Diensten, um die Mittel meiner künstlerischen Ausbildung zu beschaffen. Und ich, nach des Vaters unglücklichem Ende ihr Lebenstrost, die einzige Hoffnung ihres Alters, was hatte ich je gethan, um ihr ein dankbar Herz zu zeigen? was war ich jetzt gar im Begriff zu thun? Von solchen Gedanken als mit Fieberfrost durchschauert, sank ich auf die Kniee. Auf einem Feldstein wie auf dem Betschemel ruhten Kopf und Hände. Bußfertige Regungen, opferfreudige Gesinnungen, thatkräftige Entschlüsse wogten durch meine Seele. Ich wollte die erfahrene Demütigung als heilsame Lehre nützen, wollte meine gesammelte Kraft dem Studium meiner Kunst fortan ernster als je widmen und einzig dahin streben, meiner Mutter und Schwester die zuverlässige Stütze zu werden, die in meiner Energie zu finden sie den gerechten Anspruch hatten. In solche Bußgelübde wirrten sich liebliche Erinnerungen aus meiner glücklichen Kinderzeit.

„Weißes Roß mit Blitzesschnelle
Schwingt sich himmelab zum Hügel“

sang das holde Saitenspiel der zurückschauenden Seele. Und, war es ein phantastischer Traum, war es Wirklichkeit? ich weiß es nicht: aber ich fühlte mich von dem düstern Ort, wo ich ein Verbrechen hatte begehen wollen, hinweg gerissen und in eine reine Lichtsphäre wundersam emporgetragen. Die Transmissionskraft, welche mich entrückte, erschien mir in der Gestalt meines ehemaligen Zelters Amalek, nur größer und kräftiger entwickelt, als habe das edle Roß im Wachstum mit mir gleichen Schritt gehalten. Wie Amalek vormals über die Schranke der Reitbahn, so schwang dieser seltsame Zelter sich über eine Dornhecke, so ließ er sich grüßend vor mir auf die Kniee nieder. Mit strahlenden Augen schaute er mich an; seine rosigen Nüstern zitterten wie flüsternde Lippen; sein Atem säuselte, als wolle er mir einen Gedanken zuraunen. Kein Zaum, kein Sattelzeug beschwerte die kräftigen Glieder. Gleichwohl konnte ich der Versuchung nicht widerstehen, mich dem lockenden Sitz anzuvertrauen. In demselben Augenblick erhob sich das Roß und trug mich mit betäubender Schnelligkeit von dannen. Bald fühlte ich in sonniger Luft mich umrauscht von melodiensüßen Harmonien. Feierlicher Reigen lorbeergeschmückter Meister der Töne umkreisete den Blumenthron einer hehren Frauengestalt. Eine goldene Lyra mit schimmernden Saiten ruhte ihr im Arm. Mit leuchtenden Fingern entlockte ihnen die Erhabene heilige Weisen und streute sie verschwenderisch hinab auf ihre lauschenden Priester. Jede Luftwelle drang mir ins Herz wie klingender, singender Liebesodem.“

„Wunderbar!“ flüsterte Adeltraut, als der Erzähler verstummte.

„Himmlisch!“ verbesserte Marie schwärmerisch.

„Daß mich dieses Gesicht,“ fuhr Hinrich fort, „in meinem Entschlusse stärken wollte, auch meinerseits der grünen Ehrenkrone würdig zu werden und mich dereinst dem Reigen der huldigenden Meister anschließen zu dürfen, daran habe ich nie gezweifelt. Ich weiß nicht, ob ich das Geschilderte wachend oder träumend erlebte. Aber seit jener Zeit weiß ich, daß alles Vergängliche nur als Gleichnis, nur in seiner symbolischen Beziehung auf Unvergängliches Bedeutung habe.“

Den Rittmeister berührte das Phantastische in Hinrichs Erzählung peinlich. Mit ungläubiger Miene fragte er, ob die alte Buche, welche schon seit Jahrhunderten ihren Schatten spende, nichts weiter sei, als ein Gleichnis oder Sinnbild.

Hinrich hob einen dürren Ast vom Boden. „Der,“ wandte er sich zum Rittmeister, „grünte einst als lebendiges Reis in der mächtigen Laubkrone über uns. Werfen Sie den Ast ins Feuer, nehmen Sie Axt und Säge, zerlegen Sie die Buche in Scheite, verwandeln Sie auch diese in Asche, wo bleibt dann der hundertjährige Baum mit seinem kühlen Schatten? Worin besteht denn nun die Wirklichkeit dieses stolzen Baumes, den jeder Tölpel zerbrechen kann, wie das Kind seine Puppe? Aber der Schatz, den ich im Schrein meiner Gedankenwerkstatt trage, läßt sich nicht verwandeln; ich selbst vermag ihn nicht zu zerstören. Doch er läßt sich durch Mitteilung verewigen. Deshalb trägt er die Marke des Unvergänglichen und lehrt mich, was in Wahrheit das Wirkliche sei. Indessen zurück zu meinen Erlebnissen!“

„Als ich mit ermatteten Kräften mich selbst wieder wahrnahm, lag ich auf einem Ruhebett in einem behaglich ausgestatteten Gemach. Die Wunderwelt, in welcher ich geweilt, erfüllte noch all mein Denken und Fühlen. Vermutlich hatte ich meine seligen Erfahrungen im halbbewußten Selbstgespräch in die Erinnerung zurückgerufen, als erzählte ich sie meinem zweiten Ich. Mein Zustand mußte wohl ein sehr exaltierter sein. Denn es erschien mir durchaus nicht auffällig, daß jenes mein zweites Ich in leibhafter Gestalt an meinem Lager saß und mich anstarrte mit meinen eigenen schwarzen Augen. Ich wunderte mich anfangs nicht im mindesten, daß der Eindruck der Erscheinung im Ganzen wie in allen einzelnen Zügen mir genau übereinzustimmen schien mit dem Bilde, das ein Spiegel mir von meiner eigenen Persönlichkeit entgegenstrahlt. Mich

beschäftigten ausschließend die Gedanken an das Wunderreich der Töne und an den leuchtenden Pegasus, der mich dazu emportrug. Wohin mochte derselbe entkommen sein? Auf diese vernehmlich geäußerte Frage, hörte ich plötzlich mit meiner eigenen Stimme in gleicher Klangfarbe mit dem nämlichen Tonfall neben mir antworten:

„Mein Kutscher machte mich aufmerksam auf einen seltsamen Lichtstreifen, der pfeilschnell am Firmament dahinschoß und sich im Gewölk des Horizonts verlor. Diese Erscheinung erklärt sich mir nach deinen Enthüllungen nun auf die einfachste Weise: es war ohne Zweifel dein transscendentaler Zelter, dein verklärter Amalek, mein guter Hinrich.“

„Verwirrt und entsetzt betrachtete ich nun den Sprechenden. War ich es selbst? war es ein andrer? Ich rieb mir ratlos die Stirn. Ihn schien das nicht zu stören. „Du schenktest dein Vertrauen übrigens keinem Unwürdigen,“ tröstete er, „da du mir so tiefe Einblicke gewährtest in deine übernatürlichen Offenbarungen. Nachdem du mich gestern gewürdigt, Brüderschaft mit mir zu machen, habe ich aber ja einigen Anspruch auf dein freimütiges Vertrauen erworben. Jetzt zerriß die zu scharf gespannte Sehne meiner Geduld; vor Erregung bebend herrschte ich ihn an: Mensch, wer bist du? was belauschest du meine Geheimnisse? wodurch erlangtest du die angemaßte Nachäffung meiner eigenen Gestalt und Persönlichkeit? „Ein höchst albernes Spiel des Zufalls,“ antwortete er leichtfertig, „eine Reminiscenz, wenn du willst: ein Plagiat; Beweis genug, daß auch in der Werkstatt der Natur die Originalität ihre Grenzen finde, daß auch dort nach Schablonen gearbeitet, nach vorrätigen Modellen zusammengestoppelt werde.“

„Ich bedurfte lange Zeit der Sammlung, bevor ich diese unheimliche Erscheinung als einen Menschen von Fleisch und Blut zu begreifen vermochte. Er glich mir wie ein Zwillingsbruder, der ich doch der einzige Sohn meiner Eltern war und einen Bruder nie gehabt hatte. Ich fühlte mich unter einem gewissen Bann dieses rätselhaften Gesellen, der die Fähigkeit zu haben schien, vom Grund meines verborgensten Seelenlebens die persönlichsten Vorgänge und Geheimnisse abzulesen. Das alles machte mich so verwirrt, daß ich anfangs von dem was vorging nichts klar zu begreifen vermochte. Wie ich in diese Gesellschaft geraten, erfuhr ich erst, als ich Europa weit im Rücken hatte.

„Josef Böhm nannte sich mein seltsamer Doppelgänger. Er war amerikanischer Bürger, artistischer Leiter der deutschen Oper zu Newyork und als solcher nach Deutschland gekommen, um seinen Opernverband durch einige neue Mitglieder zu ergänzen. Zu diesen gehörte eine treffliche Sängerin Lätitia Brückmann, Tochter eines wackeren Dorfschullehrers, der mich in sein Haus aufgenommen hatte, als Landleute mich in bewußtlosem starrkrampfartigen Zustande angeblich im Walde aufgefunden. Lätitia befand sich eben bei den Ihrigen, um Abschied von ihnen zu nehmen. Hier holte Böhm sie mit einem Mietwagen ab und war erfreut, mich unverhofft anwesend zu sehen. Wie er später berichtete, hatte er meinem so kläglichen Debüt beigewohnt, sich durch dasselbe jedoch nicht abgeschreckt gefühlt, mir einen Platz in seiner Operngesellschaft anzubieten. Mein Streben richtete sich auf Schönheitsideale, für welche ich nur in Deutschland volles Verständnis finden zu können glaubte. Deshalb lehnte ich Böhms Antrag ab. Wie es gelang, meinen Widerstand zu überwinden, weiß ich nicht. Schlafsucht und Schwäche im Kopf, welche Böhms Theaterarzt, Doktor Roberts, mit sehr angreifenden Mitteln zu bekämpfen suchte, trugen wohl bei, mich zur Unterschrift eines dreijährigen Kontraktes zu vermögen. Erst in Newyork erlangte ich durch eine geregelte Kur und Lebensweise den vollen Gebrauch meiner geistigen und körperlichen Kräfte wieder und begriff dann erst im ganzen Umfange die Vorgänge, welche mich zum verpflichteten Mitgliede der Oper in der ersten Stadt des Yankeelandes gemacht hatten.

„Der Inhaber und geschäftliche Leiter dieser Kunstanstalt, ein eingefleischter Amerikaner, hieß Mister Jamesson. Der betrachtete die öffentliche Bühne lediglich als Geldpresse. Idealgerichtete Bestrebungen verhöhnte er. Er nannte sie unpraktischen Humbug.

Mein unheimlicher Duzfreund Josef Böhm hatte ihm gegenüber keinen leichten Stand mit seiner höheren Auffassung der Kunst und ihrer Zwecke. Böhms korporalmäßig gehandhabte Regie schien erfahrenen Mitgliedern übrigens manchmal an etwas dilettantischer Unsicherheit zu leiden.

„Mit Zittern und Zagen betrat ich zum erstenmal vor dem kaltherzigen Publikum die Bühne, ein Gefühl, das ich nie zuvor gekannt hatte, auch nicht bei meinem verunglückten ersten theatralischen Versuch in Deutschland. Mich drückte die Schwere der mir bewußt gewordenen Verantwortlichkeit gegen mein Ideal einer schönen Kunstleistung, das zu erreichen ich mich unvermögend wußte. Aber eifriges Studium und voller Sonnenschein unverdienter Volksgunst befruchtete bald die Keime, welche aus dem Samen strenger Schulung hervorgesproßt waren. Allgemach erwarb ich mir jene Sicherheit, die der Begeisterung die Schwingen löset und den hohen Genuß gewährt, die von den Miasmen des Nebelreiches angekränkelte Seele gesund zu baden im reinen Aether der schönen Form und ihrer Darstellung.

„Als nach Verlauf der ersten Jahre volle Häuser und Tageskassen seltener zu werden anfingen, nötigte Jamesson seinen Mitleiter, sittenverderbliche sogenannte Zugstücke auf das Repertoir zu setzen. Auch ich mußte solches Joch des zum Schwefelpfuhl verdammten falschen Propheten unweigerlich auf meine Schuldern laden. Zu diesen Widerwärtigkeiten gesellten sich andere, welche der Verkehr mit der gesinnungslosen Operngesellschaft im Gefolge hatte. Böhm versammelte die Genossen gern nach der Oper zum Kartenspiel, in welchem er und auch der fatale Doktor Roberts so viel Glück und Geschick entwickelte, daß den beiden dasselbe zu einer einträglichen Erwerbsquelle wurde. Mein Verhältnis zu den Genossen und insonders zu Böhm nötigte mich zur Teilnahme an ihren nächtlichen Orgien, die mir immer unerträglicher wurden.

„Auch Lätitia war des wüsten Treibens und nächtlichen Kartenspiels mit den leichtfertigen Kunstgenossen längst überdrüssig geworden. Namentlich war der unvermeidliche Theaterarzt, Doktor Roberts, ihr so sehr zuwider, daß sie ihn bei jedem Anlaß ihre Verachtung ungescheut fühlen ließ. Seinen Aerger darüber steigerte sie durch verletzenden Spott immer mehr zum Haß. Lätitiens Verhalten zu Josef Böhm war von Anbeginn ein abwehrendes. Sie gab mir zuweilen zu verstehen, daß sie ihn schon lange kenne, daß er nicht sei, was er scheine; und wenn sie nur sprechen dürfe, würde ich begreifen, warum sie mich vor gar zu vertrauensseligem Verkehr mit Böhm warnen müsse. Sie wollte ihn mir verdächtigen als einen falschen jesuitischen Charakter, der meine Arglosigkeit, wie sie meinte, zu selbstsüchtigen Zwecken auszubeuten verstehe. Ich hatte dergleichen Absichten in Böhms Betragen nicht entdecken können. Vielmehr begegnete er mir mit einer rücksichtsvollen Auszeichnung und leistete meinen künstlerischen Bestrebungen und Erfolgen so viel förderjamen Vorschub, daß ich solche Beweise aufrichtiger Freundschaft nur aufs Wärmste erwidern konnte. Dabei traten freilich manche Charakterzüge in ihm hervor, die mir keineswegs sympathisch waren. Seine Wahrheitsliebe mochte wohl manchmal zu leiden haben unter seinen weltmännischen Verkehrsformen; seine angeborene Herzenswärme unter der praktischen Lebensklugheit, mit welcher er seine persönlichen Zwecke rücksichtslos zu erreichen suchte. Ueber Lätitia schien er eine Herrschaft zu besitzen, der sie sich nicht zu entziehen vermochte, so lange sie in dem gegenwärtigen Abhängigkeitsverhältnis zu dem artistischen Leiter der Oper stand, obzwar sie Böhms Vertraulichkeiten stets mit Entschiedenheit zurückwies. Aber sich seiner Tyrannei bei erster Gelegenheit zu entziehen, hatte Lätitia längst beschlossen. Und wir beide wären wohl damals zusammen nach Europa zurückgekehrt, wenn nicht Mister Tornhill, der die Oper zu Baltimore im Sinne eines gewählten klassischen Geschmackes leitete, uns nach Ablauf unserer Verbindlichkeiten gegen Mr. Jamesson durch glänzende Bedingungen vermocht hätte, unsere Heimreise aufzugeben, um in den Verband der deutschen Oper zu Baltimore sogleich mit vierjähriger Verpflichtung einzutreten.

„Wie aus dem Bann erlöset, erklomm ich unter den glücklichen Umständen zu Baltimore rasch die Höhe meines künstlerischen Daseins. Erfolgreich strebte Lätitia mit mir hinan. Die Salons der reichsten Mäcenate erschlossen sich uns; wir galten bald als „celebrated Performers“ nicht nur in der Oper, sondern auch auf den Gebieten des Konzertgesanges, Oratorios und deutschen Liedes. Unser künstlerisches Zusammenwirken führte auch einen engeren persönlichen Verkehr herbei. Und da man uns viel zusammen sah, bemächtigte sich dieses harmlosen Verhältnisses endlich die öffentliche Klatschsucht. — Eines Tages empfingen wir von Bekannten und Unbekannten Glückwünsche zu unserer angeblichen Verlobung — an die weder Lätitia noch ich wohl jemals gedacht hätte. Es ergab sich, daß ein vorlauter Zeitungs-Schwätzer unsere Brautschaft als bekannte Thatsache dem öffentlichen Gerede preisgegeben hatte. — Wollte ich auf den künstlerischen Verkehr mit der Freundin nicht verzichten, und den unbescholtenen Ruf des Mädchens nicht grundlosen Verdächtigungen aussetzen, so mußte ich die Klätscherei wahr machen. So bestimmte mich jener plumpe Reporter, mich mit Lätitien wirklich zu verloben.“

Henning wechselte einen bedeutsamen Blick mit Adeltraut. Marie bemerkte denselben und scherzte beziehungsvoll:

„Ein Eheprokurator wider Willen — ein enfant terrible! — Dergleichen Beispiele sollen häufiger vorkommen.“

Hinrich richtete auf die Gruppe einen leeren Blick, der bezeugte, daß Mariens Meinung ihm ganz unverständlich sei. — Aus seinen Andeutungen über seinen Brautstand ließ sich erkennen, daß der poetische Hauch desselben bei seiner näheren Einsicht in Lätitiens Wesen doch sehr geschwunden sei. Die praktischen Erfolge ihrer Kunst erfüllten immer ausschließender Lätitias Streben, je höher die Erträge sich steigerten, welche sie erzielte. Sie fing an mit Kapitalien zu spekulieren und schalt ihren Verlobten, der mit seinen Ueberschüssen gern unbemittelten Freunden half, einen leichtsinnigen Verschwender. Sie führte Szenen leidenschaftlicher Auseinandersetzungen herbei, die Hinrich endlich damit beendigte, daß er mehrere Summen seiner Braut zur Verwaltung überließ, um dieselben — wie sie sagte — für ihn zu retten. — Doch auch Hinrichs Versuche, auf die künstlerischen Lebenskeime Lätitiens leitend und fördernd einzuwirken, reizten nur ihren Trotz und endeten gewöhnlich mit vulkanischen Ausbrüchen der Leidenschaft.

Während der Zeit solchen fruchtlosen Streitens und Ringens trat eines Tages Josef Böhm in Hinrichs Wohnung, gratulierte zur Verlobung und beteuerte, daß es ihm in der Trennung klar geworden sei, wie unfähig er sich fühle, den gleichstrebenden Freund länger zu entbehren. Mister Jamesson habe mit seinem Wahlspruch „Geld ist das Blut des Geschäfts“ wenig Glücksgewinn erzielt, seitdem er Freisinger und Lätitia, seine tüchtigsten und solidesten Mitglieder, verlieren mußte. — Josef sei des jämmerlichen Treibens endlich ebenfalls müde geworden und preise sich glücklich, von Mister Tornhill in dessen Opernverband aufgenommen worden zu sein. Auch Doktor Roberts war dem Freunde Hinrichs wie sein Schatten nach Baltimore gefolgt und als assistierender Theaterarzt angestellt worden.

Von jetzt an befand sich Böhm täglich in Hinrichs Gesellschaft. Bald übernahm er die Verwaltung der Einnahmen, die dem beliebten und geschätzten Sänger immer reichlicher zuflossen. Unter Böhms Händen vermehrte sich das Kapital ungleich schneller, als es durch Lätitiens Maßnahmen geschehen war. Ihr altes Mißtrauen gegen Josef erwachte aber in gesteigertem Grade, da sie sah, wie sorglos Hinrich eine Summe nach der anderen in Böhms Hände legte. Indessen bestand dieses Verfahren ohne bedenkliche Zwischenfälle mehrere Jahre mit gutem Erfolge fort.

Eines Tages erklärte Josef, es biete sich eine günstige Gelegenheit dar, durch die gering verinteressierten Staatspapiere, welche Lätitia mit ihrem eigenen und mit Hinrichs Gelde angekauft habe, ein glänzendes Geschäft zu effektuieren. Er wußte diese Aussicht

so lockend anzupreisen, daß Hinrich sich für den Plan begeisterte. Aber das Ansinnen, Lätitia solle die Wertpapiere ausliefern, stieß auf gewaltigen Widerstand. Das cholerische Mädchen ergoß ihre ganze Entrüstung über Böhm und ihren „leichtsinnigen“ Verlobten. Sie reizte damit aber nur Hinrichs Eigenwillen. Es kam wieder zu einem Ausbruch der heftigsten Leidenschaftlichkeit. Lätitia verweigerte aufs Entschiedenste die Herausgabe nicht nur ihres, sondern auch des ihrer Obhut anvertrauten Eigentums ihres Bräutigams. An diesen Notpfennig erklärte sie durch ihre Beziehung zu jenem gerechten Anspruch erworben zu haben. Das Geld bleibe zwar sein Privatbesitz. Aber bei seiner Unmündigkeit sei sie berufen, es für ihn und die künftige Begründung ihres Hauses zu retten. Wolle Hinrich sein sonst Erübrigtes zum Fenster hinauswerfen, so könne sie ihn daran nicht hindern. Mit solcher Schlußwendung verließ Lätitia das Zimmer, warf die Thür krachend hinter sich ins Schloß und Hinrich — sah sie nie wieder.

Sie ließ sich bei der Opernregie krank melden und Böhm sandte ihr den Doktor Roberts, der ein hitziges Fieber konstatierte. Von einem Mittel, welches er verordnete, wurden der Leidenden einige Gaben nach Vorschrift eingeflößt. Zu klarem Bewußtsein zurückgelangt, weigerte sie sich standhaft gegen die fernere Behandlung des ihr verhaßten Arztes. Und ein anderer mußte denselben ersetzen. — Jenen letzten Sturm in Hinrichs Wohnung überlebte Lätitia indessen kaum vierzehn Tage — eine Zeit qualvoller Selbstvorwürfe für Hinrich, dessen Besuche die Leidende sich verbeten hatte. Einige von Lätitien noch in der letzten Stunde ihres Lebens mit zitternder Hand geschriebene versöhnliche Abschiedsworte gossen Balsam in seine brennende Wunde.

Nach Lätitiens Bestattung, deren Tod viel von sich reden machte, sandte Josef Böhm den Baarbetrag ihres Vermögens und den Erlös ihrer beweglichen Hinterlassenschaft an ihren Vater, den Lehrer Brückmann. — In seiner Trauer ließ Hinrich alles geschehen. Josef lenkte ihn wie ein teilnahmloses Kind. Seine Wertpapiere, welche Lätitia verwaltet hatte, überlieferte Hinrich dem Freunde, der versprach, sie einträglich anzulegen. Uebrigens zahlte Josef zumeist die Ueberschüsse seiner Spekulationen richtig an Hinrich aus und sorgte dafür, daß dieser einen erheblichen Teil seines Vermögens stets zur Verfügung hatte.

So ging es geraume Zeit fort. Da trat Josef eines Tages hastig in Hinrichs Zimmer mit einer Nachricht, welcher dieser in seiner trauernden Gemütsverfassung nur oberflächliche Aufmerksamkeit schenkte. Josef las ihm aufhetzende Zeitungsartikel vor und behauptete, infolge dessen habe die Börse eine kopflose Panik ergriffen — ein günstiger Moment, daß ein sehr reicher Mann werden könne, wer Mittel und Besinnung genug zu seiner Verfügung hätte, in diesem Augenblick der tiefsten Baisse zu kaufen, was irgend Wert im Kurse besäße. Man könne sicher erwarten, das Vertrauen werde schon in wenigen Tagen sich wieder schwunghaft heben. Denn die ausgestreuten Tendenzlügen würden gewiß bald dementiert werden. Hinrich versicherte, daß nach Lätitiens Ableben der Besitz ohnehin keinen Wert mehr für ihn habe. Er erklärte sich sofort bereit, dem Freunde seinen baaren Vorrat an Geld und Geldeswert zu behändigen. Aber Josef Böhm wies einen nicht unerheblichen Rest zurück, weil Hinrich sich nicht vollends entblößen dürfe. Ueber die größeren Summen stellte er Empfangsbescheinigungen aus und nahm sie unter den zuversichtlichsten Versprechungen auf unglaubliche Erträge mit sich hinweg.

Seitdem sah Hinrich auch seinen Freund Josef Böhm nicht wieder. Aber nach einigen Tagen erhielt er durch die Post ein kurzes Billet von seiner Hand, das ihn völlig beruhigte: Böhm hätte sich und Hinrichs Vermögen in Sicherheit bringen müssen, weil man ihm verraten habe, daß schlechte Menschen ihn in den Verdacht zu verwickeln beabsichtigten, als stehe er mit den aufwiegelnden Zeitungsartikeln und ihren verhängnisschweren Folgen in maßgebender Beziehung. „Daß diese Verleumdung mich, vom Unglück überall heimgesuchten, unschuldigen Narren treffen muß, kann mich kaum überraschen. Wir beide, mein Bruderherz, wissen, wie wir miteinander daran sind. Das

tröstet mich. — Dein Geld werde ich sicher anlegen. Eile zu mir. Im Bahnhofhotel zu Chicago wirst du von mir hören. Dein treuer Josef."

So schloß der Brief.

Bei der ohnehin lähmenden Geschäftskrisis hatte der Druck auf die Kurse empfindliche Verluste und Zahlungseinstellungen herbeigeführt. Die erbitterte öffentliche Meinung forderte eine Bestrafung der Urheberschaft jener stilistisch gewandt und überzeugend geschriebenen Lügenberichte.

Der Verdacht traf eine erhebliche Anzahl von Personen, die der Sache ihrer Mehrzahl nach ganz fern standen. Gleichwohl zog man sie in Untersuchungshaft, um durch thätiges Vorgehen die aufgeregten Gemüter zunächst wenigstens etwas zu beruhigen. Auch Hinrich Freisinger erhielt zum Leidwesen seiner zahlreichen Freunde und Bewunderer und zum Nachteil des Mister Tornhill einen Verhaftsbefehl, der ihn in seiner träumerischen Betrübnis aufs höchste überraschte.

Wochenlang schleppte sich die Untersuchung hin. Nur durch eine lange Reihe entlastender Zeugenaussagen gewann der Glaube des Richters an die Schuldlosigkeit des unbescholtenen Künstlers nach und nach einigen Boden. Dem amerikanischen Bewußtsein erschien es als eine unerhörte Forderung der plumpsten Ausflucht, sich überzeugen zu sollen, daß ein Kapitalist seine Gelder im blinden Vertrauen auf die Redlichkeit eines Freundes preisgegeben haben könne, ohne bessere Sicherheit in Händen zu behalten, als einfache Empfangsbescheinigungen, die ebensowohl auf zurückgezahlte Verpflichtungen, wie auf Schenkung gedeutet werden konnten. Als entscheidendstes Beweisstück anerkannte der Richter Josef Böhms Brief, in welchem er die Sicherstellung der Gelder des Angeschuldigten in Aussicht nahm. Sehr erschwerend für Böhm wirkten auch die Aussagen einer Menge von Zeugen, von denen er tags vor seiner Abreise an der Börse Wertpapiere zu niedrigen Preisen eingehandelt. — Dagegen blieb der Verdacht unerwiesen, daß er die verhängnisvollen Zeitungsartikel selbst geschrieben und den Abdruck persönlich vermittelt habe.

Auch Lätitias Verkehr mit Hinrich und Böhm wurde in das Material der Beweisaufnahme hineingezogen. Der alte Theaterarzt, der die Verstorbene zuletzt behandelte, sagte aus, daß er die beunruhigende Beobachtung einer unnatürlichen Todesursache bisher aus Rücksichten gegen dritte Personen verhehlt habe. — Eine ärztliche Untersuchung führte zu der Entdeckung schwacher Reste eines giftigen Stoffes.

Hinrich fühlte sich durch die Erinnerung an diese Seite seines Prozesses überwältigt. — Nur mühsam und stockend berichtete er weiter, daß der anfangs auf ihn gewälzte Verdacht, seine Braut vergiftet zu haben, endlich auf eine That des Assistenzarztes, Doktor Roberts, abgeleitet worden sei. Es erwies sich, daß auch der die Stadt verlassen habe. Und die Zofe Lätitiens fand noch ein Schächtelchen, das einen Rest des von Roberts verordneten Mittels enthielt, welchen die Kranke zu nehmen sich beharrlich geweigert hatte. Aus der Analyse dieses Mittels ergab sich die Thäterschaft des entflohenen Arztes mit fast zweifelloser Wahrscheinlichkeit.

Daß dieser Prozeß der Tagespresse willkommenen Stoff für die Unterhaltung ihrer klatschsüchtigen Leser bot, ist sehr begreiflich. Freisingers in denselben so bedenklich verwickelter Name bildete den Gegenstand der Klatscherei und des Meinungsaustausches von der Behringsstraße bis zum Meerbusen von Panama.

Hinrich fühlte den gewaltigen Luftdruck von Millionen Lästerzungen nicht. Er war der Haft entlassen und ermannte sich zu dem kräftigen Entschluß, seine Trauer um die getäuschte Herzenshoffnung und die demütigenden Anschuldigungen, welche vor den öffentlichen Schranken auf seinen unbescholtenen Charakter gehäuft worden, zu überwinden und zu verschmerzen. Hülfe und Trost fand er in seiner schönen Kunst. Die Gemütserschütterungen lagerten in seinem Innenleben einen warmen gesättigten Gefühlsinhalt ab, daraus sein gesungener Ton ihm selbst in neuer überraschender Fülle und Empfindung entgegenblühte. Seine Achtung vor dem Wert öffentlichen Kunsttreibens

hatte zwar einen heftigen Stoß erlitten, seitdem er tiefere Einblicke in das ungerechte, selbstsüchtige Wesen der Menschen geworfen, aus denen sich die Korona einer kaltsinnigen Gönnerschaft rekrutierte. Aber Hinrich kam bald mit sich darüber ins Reine, daß er sein Können und Wollen lediglich den Forderungen des Ideals schuldig sei. Diesem näher zu kommen als je zuvor, fühlte er die volle mutige Kraft; und mit Ungeduld wartete er auf die Gelegenheit, seinem dramatischen Schaffensdrange in öffentlichen Leistungen volles Genüge gewähren zu dürfen.

Aber Wochen vergingen, ohne daß solche Gelegenheit sich darbot. Wurden Opern gegeben, in welchen Hinrich zu singen pflegte, so vertraten Gäste von benachbarten Bühnen seine Partien. Bei Proben und beim Studium neu in Szene zu setzender Werke beteiligte man den geschätztesten Sänger Baltimores nicht. Der Verkehr mit seinen Fachgenossen bewegte sich in steifen Formen einer abgekühlten Temperatur. Als endlich Hinrichs Arglosigkeit solche unerklärlichen Veränderungen gewahrte, entschloß er sich, mit Mister Tornhill Rücksprache deshalb zu nehmen, zumal dieser ihm das frühere Wohlwollen von allen noch am treuesten entgegenzubringen schien. Dennoch beantwortete auch Mister Tornhill alle Fragen und Klagen Hinrichs anfangs mit verlegenem Achselzucken. Zuletzt nötigte dieser ihm die überraschende Erklärung ab, daß die Freisprechung Freisingers allgemeine sittliche Entrüstung hervorgerufen habe. Man halte an dem Vorurteile fest, Hinrich habe mit Böhm einen abgekarteten schlauen Sport getrieben. Schon die deklarierte Freundschaft mit Böhm, der für einen gefährlichen „Gambler“ oder gewerbsmäßigen Spieler gelte, habe Freisingers guten Leumund arg schädigen müssen. An die Wahrheit der Behauptung, der arglose Künstler habe Kapitalien ohne Sicherheit den Händen eines problematischen Charakters wie Josef Böhm in kindlichem Vertrauen überlassen, glaube in ganz Amerika kein Mensch. Wie es schien, wollte Mister Tornhill selbst auch nicht als Ausnahme glänzen. Der Enttäuschte verstand nur zu wohl die Besorgnis des Theaterdirektors, der Ruf seines Opernverbandes und das ganze Kunstinstitut möge geschädigt werden durch ein Mitglied von so zweideutigem Charakter.

„So endete meine Laufbahn als Bühnensänger,“ schloß Hinrich diesen Teil seiner Geschichte. „Bis zur Hefe habe ich den giftigen Taumelkelch der wandelbaren Volksgunst auskosten müssen, bevor ich zu dem Entschluß gelangte, das Bild der holden Muse mit ihrer goldenen Lyra fest in meine Brust zu verschließen, um seine Reine vor Befleckungen des Gemeinen zu schützen. Meine Mittel waren immer noch auskömmlich genug, um geraume Zeit hindurch unabhängig davon leben zu können. Nachdem ich vom Grabe der unglücklichen Lätitia Abschied genommen und meine Verhältnisse in Baltimore aufgelöst hatte, trieb ich mich unschlüssig in Philadelphia, Washington, Pittsburg und anderen Städten umher, wo musikalische Freunde und Bewunderer meiner Kunst zum Teil in glänzenden Besitzverhältnissen lebten. Sie hatten mir ehedem die liebenswürdigsten Vorwürfe gemacht, daß ich ihnen hartnäckig die Möglichkeit entzöge, mir ihre dankbaren Gesinnungen zu bethätigen. Jetzt bedurfte ich nur ihres Rates. Zu jeder rechtschaffenen Arbeit erklärte ich mit Freuden bereit zu sein, welche mich vor Bedrängnissen sicherstellen würde, wie ich sie im öffentlichen Dienst der Volksgunst zu erdulden hatte. — Aber emporgezogene Augenbrauen und Schultern waren das Günstigste, was ich erreichte. Ueberall wiederholte sich dieselbe trostlose Wahrheit, daß, wer sich in Amerika nicht selbst zu helfen weiß, von anderen Menschen auf keine Hülfe rechnen dürfe. Ich ward endlich selbst ohne Erklärung abgewiesen! — Mister Tornhill hatte also seine Landsleute richtig geschätzt: ich war von der öffentlichen Meinung verfehmt.

„Ach! wie sehnte ich mich nun nach einem herzlichen Wort, nach einem verständigen Vorschlag Josef Böhms, meines klugen Freundes! War er nicht ein Ausgestoßener wie ich selbst? — Was hatte man ihm vorzuwerfen? — Von allen wider ihn erhobenen Anklagen und Verdächtigungen war ja nicht eine einzige Schuld nachgewiesen. — Eile

nach Chicago — hatte er geschrieben. Auf eine gerichtliche telegraphische Anfrage war von Chicago eine ausweichende Antwort erfolgt: „Hier nicht bekannt," lautete dieselbe. Auch daraus hatte der leichtgläubige Argwohn Kapital geschlagen! — Wie beneidete ich den Freund, daß seine Einsicht in die Verhältnisse ihn Raum gewinnen ließ, seine Person wie ja doch auch meine Gelder in Sicherheit zu bringen!

„Mein Verlangen, ihn wiederzusehen, trieb mich endlich nach Chicago. Vielleicht eröffnete sich mir daselbst im äußersten Fall der Not eine lehrhafte Wirksamkeit an der musikalischen Akademie, deren Vorsitzender ein Deutscher und mir persönlich befreundet war.

„Im Bahnhofshotel der im Schmuck der herrlichsten Gartenanlagen prangenden Stadt Chicago wurde ich mit meinem Gesuch um eine Wohnung zurückgewiesen. Das Haus war von Fremden überfüllt, welche ein großes Pferderennen hergelockt hatte. So suchte ich denn ein anderes Unterkommen in der Stadt nach freier Wahl des Droschkenlenkers. Mehrere Tage hindurch mußte ich meine Nachforschungen im Bahnhofhotel wiederholen, bevor der Thürhüter — durch ein Geldstück erweicht — nach andauerndem Suchen mir endlich ein versiegeltes Couvert ohne Poststempel aushändigte. Die Adresse zeigte mir sogleich die zierlichen Schriftzüge meines Freundes Josef. Nach dem Datum war das Geschriebene fast drei Monate alt geworden. — Der Freund beklagte mich, ohne meine geringste Schuld in den fatalen Prozeß verwickelt worden zu sein. Er hatte aus den Zeitungen ersehen, daß Lätitias plötzlicher Tod den Verdacht eines Verbrechens auf den Doktor gelenkt; infolgedessen sei zwischen diesem und Josef das Tafeltuch zerschnitten. Stete bittere Täuschungen haben Josefs Ekel vor allem menschlichen Treiben so sehr gesteigert, daß er sich aus der Welt zurückzuziehen im Begriffe stehe, um an den nördlichen Ufern des Mississippi als Jäger und Pelzhändler ein beschauliches Leben fern vom Gewühl der Welt zu führen. Meine Kapitalien könne ich jeden Augenblick erheben durch das solide Geschäft von Brown und Kompanie zu St. Louis. „In der Freiheit der Natur," schloß Josef seine Zeilen — „würde die Sorge um dein Eigentum mich nur belasten und hemmen. Wie herrlich wäre es, unter dem vollen Segensstrom einer ungekünstelten großartigen Gotteswelt mit dir, mein Bruderherz, in losgebundener Freiheit genesen zu dürfen. Hoffentlich auf Wiedersehen im Grenzbezirk der Chippewayans!"

„Ein Kaufmann aus St. Louis erzählte mir auf mein Befragen, daß die Firma Brown und Kompanie in jener Stadt öfter vertreten sei. Zu unterscheiden seien diese Häuser nur durch ihre Vornamen. — Von solchen Erwähnung zu thun, hatte Josef in der Eile, mit der er den Brief verfaßt haben mochte, vergessen. — Und außerdem war mir ja bereits klar gemacht worden, daß die Empfangsscheine, die Josef meines Erachtens in genügender Form ausgestellt hatte, vom vorsichtigen mißtrauischen Krämergeiste dieses Volkes nicht als vollgültiger Ausweis anerkannt wurden. Ich tröstete mich mit der Hoffnung auf ein endliches Wiedersehen meines Freundes und zweifelte nicht, daß er dann die Besitzfrage ohne Mühe ordnen würde.

„Fast wäre es mir gelungen, unseren Freund Francis, der eben drinnen im Schloß am Schachtisch sitzt, in Chicago wiederzusehen. Man erzählte, daß er sich mit Miß Lucy Grifford vor kurzem verlobt haben solle. Aber mit meinem Versuch, ihn zu begrüßen, kam ich leider um einige Tage zu spät. Sir Francis war wieder abgereist. Auch mit meinen Unternehmungen bei dem Vorsitzenden der musikalischen Akademie war ich nicht glücklicher, als mit früheren Bewerbungen. — Zurückweisungen über Zurückweisungen! — Und immer diese demütigenden Mienen, die mich daran erinnerten, daß ich ein Verfehmter sei! — Nach Europa zurück? — Las man dort nicht auch amerikanische Zeitungen? — Durfte ich hoffen, es werde mir dort ein duldsameres Urteil entgegenkommen? — Mein Zustand grenzte wieder ans Verzweiflungsvolle.

„Da erfuhr ich abermals eine wunderbare Hülfe, welche sich wenigstens lose berührte mit den empfangenen Offenbarungen, die für meine Charakterbildung so entscheidend geworden waren. Durch den Oberkellner meines Gasthofes konnte ich ein

anmutiges entlegenes Plätzchen im städtischen Park, fern vom sinnverwirrenden Straßenlärm, das ich fast täglich zu einer bestimmten Stunde aufsuchte. Hier saß ich eines Tages in trübe Gedanken versunken, als ich das Schnaufen eines Pferdes vernahm, das ein Jockey auf dem nahen Reitwege daherführte. Als der Jockey meiner ansichtig wurde, verließ er mit seinem Tiere den Reitweg und lenkte seine Schritte meinem Sitze zu. Artig grüßend zog er ein Briefchen aus seinem Wams und erklärte, er sei beauftragt, das Schreiben und den Zelter an einen Herrn persönlich abzuliefern, den er, wie man ihm im Gasthofe gesagt, vermutlich zu dieser Stunde im Park treffen werde. Auf seinen Wunsch nannte ich dem seltsamen Boten meine dermalige Adresse, die genau übereinstimmte mit der Aufschrift des Briefes; sogar die Nummer meines Wohnzimmers war nicht vergessen.

Erstaunt erbrach ich die Hülle. Der Brief, den ich wiederholt aufmerksam durchlas, war in klar stilisiertem fließenden Deutsch geschrieben. Die Unterschrift lautete: Ein dankbarer Kunstfreund und Verehrer. Mit überraschendem Verständnis meiner ratlosen Lage beklagte der teilnehmende Verfasser das harte Los, welches mich betroffen habe, einen Künstler, dem jener und ungezählte andere erhebende Genüsse schuldig geworden seien. Auf eine Erneuerung meiner öffentlichen Wirksamkeit zu hoffen, würde bei den einmal bestehenden amerikanischen Vorurteilen gegen einen von der öffentlichen Meinung Verfehmten zunächst leider erfolglos bleiben. Umsomehr machten es meine dankbaren Freunde sich zur Pflicht, mir in meiner bedrängten Ungewißheit mit Rat und That beizustehen. Nur eins scheine mir übrig geblieben zu sein: ich müsse für eine Zeitlang aus der Gesellschaft verschwinden, bis Gras über die Geschichte meines Unfalls gewachsen sei. In meiner trüben Gemütsverfassung würde mir das Leben in einsamer Natur wohlthun. Dazu empfehle sich Jagd und Biberfang, die an den nordöstlichen Ufern des Mississippi zur Zeit am einträglichsten seien. Der mit diesen Zeilen durch einen verschwiegenen Jockey abzuliefernde Zelter werde mir willkommene Dienste leisten. Ein Sinnbild schwunghafter Kunstbegeisterung, gleich dem antiken Pegasus, gehöre dieser Zelter, „Fire-Fly“ oder „Leuchtkäfer“ mit Namen, der dauerhaften Illinois-Rasse an, und sei schnell wie der elektrische Funke. Der Künstler kenne ja nur selten seine Verehrer und Bewunderer. Um den geringen Wert der Gabe nicht noch mehr herabzusetzen, bitte man mich, das Pferd als Beifallspende von einer namenlosen Stimme des Parkett freundlich anzunehmen. „Gut Heil auf der Jagd und später neue Lorbeeren!“

So schloß das rätselhafte Schreiben. Ich betrachtete nun das edle Tier, das kräftiger als Amalek und elegant aufgezäumt war. In den silbergestickten Lorbeerzweigen der blauen Schabracke entdeckte ich mein Monogramm, ein verschlungenes HF.

Was sollte ich länger zaudern? Auf meiner Karte bestätigte ich dem Jockey den richtigen Vollzug seines Auftrags, drückte ihm ein Goldstück in die Hand und schwang mich in den Sattel. Ich saß wie auf einem Springfederpolster. Es fiel mir auf, daß Spaziergänger und Reiter, die ich nie zuvor gesehen, mir Grüße zuwinkten, bald höfliche, bald vertrauliche. Mancher blieb stehen und schaute den geschmeidigen Bewegungen meines glänzenden Renners bewundernd nach. Die Neugier der Gaffer wurde mir lästig. Mit einer Ermunterung ließ ich dem Fire-Fly die Zügel. Das kluge Tier schien meine Gedanken zu erraten. In sausender Gangart trug es mich zu einer entlegenen Gegend des Parks, die mein Verlangen nach beschaulicher Einsamkeit befriedigte. Meine Aufmerksamkeit lenkte sich mit ganz ungewohntem Anteil der landschaftlichen Umgebung zu. Auge und Herz wurden berauscht von Eindrücken, denen meine Sinne bisher gänzlich verschlossen geblieben waren. Nie hatte ich beachtet, welch' verschwenderischen Reichtum mannigfaltigster Erzeugnisse die Erde überall ausgestreut habe; wie liebevoll die Natur zu ihrem fühlenden Beobachter zu reden verstehe; wie sie seinen Blick erschließen könne für die Tiefen des schöpferischen Gedankens. Diese Entdeckung regte meine Seele mächtig auf. Ich dachte zurück an die Einflüsse, welche die wiederholten Erscheinungen des Zelters auf meinen sittlichen Entwickelungsgang übten.

Das Gaukelspiel des Kunstreiters verknüpfte sich mit der ersten Offenbarung meiner Kindheit. Im Besitze des Amalek reifte der Knabe schnell zum Jüngling heran, der mit heißem Wissensdrange das Schaffen des Menschengeistes zu ergründen und mit Hochgefühl die ganze Welt zu umfassen meinte. Das himmlische Gesicht am Bodensee erweckte dann meinen philosophischen Forschungstrieb, in die göttlichen und natürlichen Ursachen der streitenden Widersprüche des Daseins verständig einzudringen. Danach erschien in phantastischer Weise der transscendentale Zelter, um mich einzuführen in das Reich der schönen Kunst und mich zu überzeugen, daß ich berufen sei, ihr zu dienen. Wie treffend versinnbildlichte jede dieser Sendungen ihren sittlichen Zweck! Das dressierte Roß des Kunstreiters und das Gaukelspiel des Lebens, das himmlische Heer und die ringenden Gegensätze des religiösen Bewußtseins, der luftige Renner, wie aus Nebel geboren, ohne Zügel, und die ideale Welt der Kunst: welche Harmonie! wie planvoll schritten diese erziehenden Offenbarungen des Lebens, der Religion und der Kunst fort! Daß die Sendung des Fire-Fly jener Reihenfolge sich anzuschließen bestimmt sei, daran zweifelte ich keinen Augenblick. Traf sie doch wieder zusammen mit einem Wendepunkt meiner äußeren Lebensgestaltung, der sich ankündigte in einem Augenblick verzweiflungsvoller Ratlosigkeit, wo alle Bande gewaltsam zerrissen worden, die mich an die Menschen und an meinen künstlerischen Beruf gefesselt hatten. Mir, dem Ausgestoßenen, dem Ernüchterten, wurde nun das rettende Roß zugeführt, offenbar um mich im Verkehr mit der freien unverkünstelten Gottesnatur zu erfrischtem Lebensmut zu erheben. Deshalb hüllte sich die Sendung Fire-Flys nicht, wie die früheren Offenbarungen, in das Helldunkel phantastischer Geheimnisse. Wollte der unbekannte Freund auch verborgen bleiben, so vollzog sich doch diesesmal der Vorgang auf natürlich-menschliche Weise, wie es dem höheren Zweck entsprach, meinen Sinn für die Natur zu erschließen und dadurch mein Verständnis für Leben, Religion und Kunst abrundend zu ergänzen.

Von zwei Seiten her war mein Augenmerk hingelenkt worden auf ein ungebundenes Leben am Gestade des Mississippi. In den ausgedehnten Grenzgebieten eingeborener Naturmenschen auf den großen Stromgeländen mit ihrer wechselnden Szenerie fand ich weiten Raum genug für mein Verlangen, dem Bannkreise einer entsittlichten Ueberkultur zu entfliehen. Bald gelangte ich zum Entschluß: zwischen dem Mississippi und dem West-Ufer des Michigansees in nördlicher Richtung vordringend, wollte ich ein Revier suchen, das einem Trapper oder nomadisierenden Jäger ergiebige Beute versprechen würde. Zu diesem Zwecke knüpfte ich eine geschäftliche Verbindung an mit einer Peltry-Kompanie in der Stadt Sheboigan, versah mich mit erforderlichen Instruktionen und Ausrüstungs-Gegenständen und — frei wie ein Vogel ritt ich von dannen, geleitet von genauen Ortskarten und einem Kompaß.

Auf dem elastischen Polster im freien weiten Raum, fern vom Menschengewühl der Städte, brannte mir das Herz vor nie gekannter Glückseligkeit. Zuweilen umschlang ich im Ueberschwang des Gefühls, wie einen Freund, den schlanken Hals Fire-Flys. Fröhlich wiehernd schien das kluge Roß seinen Reiter zu verstehen. Oft ließ ich meine Empfindung im Gesange ausströmen. Manchmal ergoß ich meine Eindrücke und Gedanken in schwunghaften Reden und dichterischen Rezitationen vor einem Parkett von grauen Felsen, alten Fichten und rauschenden Kaskaden. — Auf die Dauer regte sich aber das Bedürfnis nach einer miterlebenden Menschenbrust in der gewaltigen Natur-Einsamkeit. Und auch dieses zunehmende Bedürfnis der Mitteilsamkeit wurde mir endlich erfüllt. Um ein mäßiges Lösegeld befreite ich einen Indianerknaben von etwa fünfzehn Jahren aus den Fäusten einer betrunkenen Rothaut, eines rohen Gesellen, der den armen Jungen aufs unwürdigste mißhandelte. Mit Freuden schloß dieser sich an seinen Befreier an. Er stammte von christlichen Eltern ab, die am Eriesee gelebt hatten und amerikanische Bürger gewesen waren. Mein junger Gefährte sprach geläufig englisch und erlernte auch das Deutsche bald. Gottwalt, so nannte ich ihn, zeigte sich sehr anstellig und gelehrig. In unserem primitiven Blockhause besorgte er die Häuslichkeit, pflegte

Fire-Fly wie einen Bruder; erwitterte wie der beste Spürhund die Fährte des Wildes, verstand sich trefflich auf die Zurüstungen des Biberfanges und erleichterte mir die erforderlichen Besuche bei einem benachbarten deutschen Farmer, der meinen Handelsverkehr mit der Peltry-Kompanie in Sheboigan vermittelte, unsere Vorräte an Konserven ergänzte und mich auch durch freilich etwas alte Zeitungen mit der Außenwelt im lockeren Zusammenhange erhielt. Begünstigt von Beständigkeit der Witterung, verlebten wir in diesem glücklichen Zustande die Sommermonate. Auch der Herbst war zumeist freundlich und reich an Jagdbeute. So genas mein Herz allgemach von seinen Wunden. Ich fühlte mich gesünder als je zuvor. — Oft las ich im gewaltigen Buche der Natur von des Schöpfers herrlichen Wundern. Achtlos war ich ehemals daran vorübergegangen. Jetzt gab mir ein in der Morgensonne leuchtender Tautropfen an der Aehre eines schwanken Grashalms dichterische Stimmungen und Gedanken. Die klugen melancholischen Augen bunthäutiger Schlangen erzählten mir von dem geheimen Leide, daß ihnen versagt geblieben, sich frei zu erheben über die staubige Fläche. Sie predigten von dem Fluch des Sündenfalls. Oft stand ich in Erstaunen versunken vor dem künstlichen Bau des Bibers, dem Muster des Wigwams der Indianer. Und wie beredt waren die malerischen Bilder der von der Axt und Pflugschar nie berührten Landschaft im Strahlenglanz des Tages, im flatternden Nebelschleier der Dämmerung, im flimmernden Mondlicht der schweigenden Nacht! — Für die rauhe Jahreszeit des Winters jedoch in dieser unwegsamen Wildnis zu bleiben, das konnte nicht meine Absicht sein. Gottwalt empfahl, nach dem südöstlichen Gestade des Eriesees überzusiedeln, nach Cleveland oder Erie, der Heimat seines Stammes, wo die weißen Gesichter noch nicht zu ausschließlicher Herrschaft gelangt seien. Vielleicht hätte ich mich seinen Wünschen geneigter gezeigt, wenn ich nicht begründete Ursache erhalten hätte zu der Aussicht, in Sheboigan meinen Freund Josef Böhm wiederzufinden. Der hülfreiche Farmer war dort einem Herrn begegnet, der sich nach mir erkundigt hatte und nach der Personalbeschreibung kein anderer sein konnte als mein Doppelgänger Josef. Den Namen des Fremden kannte der Farmer nicht, aber ich bat ihn, denselben im tiefsten Vertrauen auf die Spur meines Lagers zu lenken, falls die Begegnung sich wiederholen und der Unbekannte sich als Josef Böhm legitimieren sollte. Gottwalt hielt das für sehr gewagt. Denn die Entdeckung eines Lagers von seiten benachbarter Trapper führt oft zu Friedensstörungen und blutigen Zusammenstößen. Der Knabe sollte leider seinen Argwohn gerechtfertigt finden. Eines Morgens meldete er mit verstörten Mienen, es seien einige unserer Biberfallen verschwunden. Nun war keine Zeit zu verlieren. Ich wollte schleunig nach Sheboigan aufbrechen und begab mich ungesäumt zum Farmer, ihn um ein versprochenes Fuhrwerk zum Transport unserer Habseligkeiten nach der Eisenbahnstation zu ersuchen. Auf Gottwalts Rat ließ ich diesesmal Fire-Fly zu Hause, um unbemerkt meinen Zweck zu erreichen. Erst bei einbrechender Dämmerung erreichte ich unser Blockhaus wieder.

„Der Anblick, der mich hier erwartete — — ach! meine Freunde, laßt mich kurz darüber hinwegeilen — bis jetzt hat kein Schmerz mich so tief ergriffen. Meine Holzhütte bot das Bild der Verwüstung — Gottwalt — Fire-Fly — ich suchte, ich lockte sie vergebens. Endlich mußte ich mich der trostlosen Gewißheit ergeben, daß sie verschwunden, daß sie gewaltsam entführt worden seien. Es konnte nicht ohne Kampf geschehen sein — das zeigten mir Spuren einer improvisierten Verbarrikadierung — eine doppelläufige Jagdflinte mit abgeschlagenem Kolben — tiefe Eindrücke von Pferdehufen, die auf den Widerstand hindeuteten, den Fire-Fly jenen Räubern geleistet: kurz, ich lag mit gebrochenem Mut darnieder. — Tückische Gewalt, verbrecherische Roheit hatten also auch den Weg gefunden in die friedliche Stille dieser entlegenen Waldeinsamkeit! — Wo sollte ich den treuen Gefährten und Genossen meiner glücklichen Tage suchen? — wo mein edles Tier wiederfinden? — wo die Spuren der Räuber verfolgen? — Nach der kurzen amerikanischen Dämmerung war es auch bald völlig Nacht geworden. Und am folgenden Morgen verschwanden die verworrenen Stapfen von

Stiefeln und Pferdehufen ja spurlos im aufgeweichten Sande. Sie schienen nach dem Ufer des Stroms zu deuten. Aber ohne Kahn und Floß — was sollte ich, ein einzelner Mann, meiner Besinnung kaum mächtig — was konnte ich unternehmen? — Verloren! — Vorüber! —

„Laßt mich, meine Freunde, zum Schluß meiner langen Geschichte noch kurz erwähnen, daß teils mein Andenken an Gottwalt, teils eine leise Hoffnung, er werde in seine Heimat entronnen sein, mich bewog, seinem Rat zu folgen. Die beiden letzten Jahre brachte ich unter den Indianern am Eriesee zu, ohne Gottwalt wiederzusehn. Doch hier fühlte ich mich bald wohl, obgleich auch diesen Naturmenschen strenge Sitten und Gebräuche den Stempel des Gekünstelten schon aufgeprägt haben. Hier fing ich auch wieder an, meine Kunst zu pflegen, ohne sie in das Joch des sklavischen Erwerbes zu erniedrigen. Ich lernte den Indianern ihre wunderlich näselnd, mit Begleitung klatschender Hände und klappernder, rasselnder Instrumente vorgetragenen Weisen ab, sang sie ihnen zu ihrem Erstaunen mit reinem Ton vor und entflammte sie endlich auch zur Begeisterung für deutsche volkstümliche Lieder. Es bildete sich zwischen uns ein freundliches, sympathisches Verhältnis aus. Ich sah, wie die unselbstsüchtige Muse unverfälschte Gemüter zu andächtigen Stimmungen und vertrauensvoller Offenheit zu erheben vermöge. Und die zur Natur zurückgekehrte Kunst übte auch auf mich selbst die Rückwirkung einer beglückenden Genugthuung, wie ich sie vordem niemals empfunden.

„Der freundliche Verkehr trug meiner Erwerbsthätigkeit als Jäger und Tauschhändler überraschend reiche Ernten ein. Meine mildere Beurteilung der menschlichen Natur bereitete der Vorstellung, in die Kreise der europäischen Gesellschaft einmal zurückzukehren, keine selbstgemachten Schwierigkeiten mehr.

„Kaum jedoch hätte ich mich so schnell dazu entschlossen, wäre mir nicht Dieffembergs Vermählungsanzeige in den Newyork-Times zu Gesicht gekommen. Ich ersah daraus, daß der Pfeifersheimer Vertrag von dem Freunde durch die vorgesehene drittmalige Wiederholung jener Anzeige gewissenhaft erfüllt worden sei. Das gemahnte mich an meine eigene Pflichttreue. Dazu steigerte die Vorstellung, womöglich mit meinen alten Freunden einige glückliche Stunden der Wiedervereinigung genießen, auch meine Mutter wieder ans Herz schließen zu dürfen, meine Sehnsucht zu der krankhaften Heftigkeit durchdringenden Heimwehs.

„Um rechtzeitig zu Goethes Geburtstag, unserm vertragsgemäßen Termin, in Bilamsdorff einzutreffen, benutzte ich das nächste Schiff zur Ueberfahrt. — Von Hamburg aus dampfte ich zunächst nach deinem würdigen alten Ritterschloß Hoyershorst, Henning, mit der unüberlegten Hoffnung, dich dort zu überraschen und in deiner Gesellschaft hier in diesen lieblichen Hafen der Freundschaft einzuziehen. Ich besichtigte mit Genugthuung dein Heimwesen und reiste von Hoyershorst nach Hamburg zurück. Erforderliche Anordnungen verzögerten dort meine Weiterreise. Aber ich habe dennoch unseren Vertrag pünktlich erfüllt, wenn ich auch wegen der mangelhaften Verbindungen hier erst gestern, am achtundzwanzigsten August in der zwölften Stunde anlangen konnte."

(Schluß folgt.)

Skizzen aus meinem Leben und meiner Zeit.*)

(Von der Verfasserin der „Gräfin Sophie Reinhard", „Mörikeana", „Visionen und Träume".)

(Fortsetzung.)

Der Raum nötigt mich, nur kurz über meinen zweijährigen Aufenthalt als Lehrerin in U. am Rhein wegzugehen; als meine Gesundheit so ziemlich aufgehaust war, hörte meine l. Mutter durch Dritte davon und befahl mir, heim zu kommen. Zu meiner Erholung sollte ich unterwegs aber kurze Zeit bei dem Hausfreund meiner Eltern, dem Altgrafen Salm Reifferscheid, der damals in Mannheim lebte, zubringen und dort eine Traubenkur gebrauchen, von der man sich guten Erfolg für meine Heiserkeit versprach.

Der Herr Graf war mir von Jugend auf bekannt und ich hatte oft erzählen hören, wie er sich meinen Eltern zum Paten angeboten hatte, als ihr erster Sohn getauft werden sollte. In unserer Vaterstadt war damals noch kein evangelischer Pfarrer und mußte ein solcher von auswärts zur h. Handlung herbeigeholt werden. Graf Salm, der damals in unserer Nähe (in Krautheim) lebte, erbot sich, mit seinem Wagen den Pfarrer zu besorgen, wenn er (auf sich zeigend) auch gleich den Paten mitbringen dürfe. — Als mein Bruder Hermann die ersten Hosen bekam, war der Graf zufällig anwesend, ging fort und kaufte seinem Patenkind eine silberne Uhr. Bei der Konfirmation stellte sich der Graf ebenfalls ein und sagte zum Konfirmanden: „Deine silberne Uhr hast du natürlich schon längst verloren?" Als Gegenbeweis holte sie Hermann aus seiner Tasche.

„Dann wirst du sie sonst wiehingemacht haben, wie, laß einmal sehen," entgegnete der Graf, trat damit an das Fenster, anscheinend, um die Uhr zu untersuchen, hatte sie unterdessen aber mit einer goldenen vertauscht! . . . .

Ich selbst war einmal nahe daran gewesen, dem Herrn Grafen einen Kupferkreuzer zu schenken, indem ich ihn seines Gebrechens wegen — er hatte einen Klumpfuß — für einen armen Invaliden hielt. Mutter kam aber damals noch glücklicherweise dazu und hieß mich zwar dem Herrn Grafen ein Händchen geben, nachdem sie mir schnell den Kupferkreuzer abgenommen hatte.

Graf Salm war ein seltenes Original, wie sie in dieser alles gleich machenden Zeit immer mehr aussterben. Man denke sich eine dicke Figur mit Klumpfuß und hohem Rücken, die nur an zwei Krückstöcken sich fortbewegen konnte. Aus dem grau-

---

*) Alle Rechte vorbehalten.

bärtigen verwitterten Gesichte leuchteten aber zwei so klare, joviale Augen, und sein Mund war trotz der vielen Leiden, die der Mann stille trug, unermüdlich zu allerlei humoristischen Bemerkungen und Erzählungen geneigt, so daß man gerne um ihn war, zumal in dieser höchst unschönen Gestalt nicht nur ein scharfer Verstand, sondern zugleich ein durchaus ehrliches, aufopferungsfähiges Herz lebte, das in seiner Einsamkeit — der Graf, Katholik, hatte die Würde eines Kanonikus — sich sehr freundschaftsbedürftig fühlte und seinen Freunden auch bis in den Tod Treue hielt. Der Graf, der in Krautheim im Badischen begütert war, ging von da aus viel in unserem elterlichen Hause aus und ein. Kinder sind aber strenge Sittenrichter und haben wenig Sinn für Humor, und so erinnere ich mich genau, daß wir drei jüngeren Doktors-Kinder trotz des Grafen Gutmütigkeit ihn doch wegen seiner allzeit blühenden, nicht selten jedes billige Maß überschreitenden Phantasie ihn (unter uns) einfach nur „den großen Lügner" schalten. Das war die Erlaucht zwar unbestritten in gewissem Sinne, doch kamen lauter „weiße"*) Lügen über seine Lippen, das heißt solche, die niemand schadeten, und von denen auch nie entfernt ein Körnchen Wahrheit war (was ja immer die schwärzesten Lügen enthalten!), sondern die in ihrer ganzen Ungeheuerlichkeit sich sofort gegen jedermann kundgaben als Ausgeburten einer überschwänglichen Phantasie. Könnte ich annehmen, daß der Dichter Immermann die Bekanntschaft des Grafen irgendwo gemacht hätte, so würde ich vermuten, die Erlaucht sei ihm Modell gesessen zum Baron Münchhausen.

Altgraf Salm Reifferscheid war mit dem „Genie" des Erfindens so reich ausgestattet, daß er im Orient z. B. ein berühmter, unübertrefflicher Märchenerzähler geworden wäre, an dessen Lippen Jung und Alt gehangen hätte. — Zu besagtem gräflichen Original ging ich also im Oktober 1850 zu Besuch und wurde daselbst ganz wie eine junge „Gräfin" aufgenommen und behandelt. Das heißt: erstens konnte ich schlafen so lange ich wollte, sodann wurde mir, sobald ich schellte, das Frühstück auf mein Zimmer gebracht, da der Herr Graf vor elf Uhr vormittags nie sein Zimmer verließ, d. h. nicht für mich sichtbar wurde. War das Wetter schön, so erschien nach elf Uhr der Kammerdiener, welchen die Erlaucht nie anders als ihren „Jammerdiener" benannte, denn er gab unaufhörlich Gelegenheit, über ihn zu jammern, und jammerte komischer Weise dann selbst auch mit; sagte z. B. ganz kläglich: „ich hab wieder einmal was recht Dummes gemacht!" oder: „Nein! aber was mir wieder passiert ist, Frelen!" und lud mich unterthänig zu einer Spazierfahrt mit seinem Herrn ein. Hatte sich aber schlimmes Wetter eingestellt, so wurde ich aufgefordert, in des Grafen Bibliothekzimmer zu kommen, woselbst dieser sich dann bestrebte, mich auf das beste zu unterhalten bis zum Mittagessen. Letzteres war immer eine lange Arbeit, denn wir saßen in der Regel noch am Kaffee, wenn der Wagen für das Theater gemeldet wurde. (Die Rachel gastierte damals in Mannheim.)

So viele gute Dinge, wie mir an des Grafen Tafel täglich vorgesetzt wurden, waren mir in meinem ganzen bisherigen Leben nicht zu Gesicht gekommen; und da die Erlaucht sich einbildete, mein damaliges blasses und schmächtiges Aussehen komme daher, weil man mich in meiner Schule habe halb verhungern lassen, (was durchaus nicht der Fall war, denn wir wurden reichlich und gut genährt), so sollte ich nun von allem, was mir vorgesetzt wurde, essen, und zwar tüchtig. Wehrte ich mich aber dagegen, so hieß es doch meist: „Und folgst du nicht willig, so brauch ich Gewalt!" und trotz meines Protestes wurde mir vorgelegt, bis es mir beinahe erging wie meinem jüngsten Bruder auf der Kirchweihe zu Weikersheim, wohin ihn die dortige Base eingeladen hatte und worauf er sich kindisch freute; besonders auf den Wasen mit seinen Schaubuden und seinem Spielplatz.

Alle diese Herrlichkeiten sollten ihm aber erst zugänglich gemacht werden, nachdem

*) Wie die Engländer sagen.

er sich bei der Frau Base „durchgegessen“ hatte. Zwei Teller Nudelsuppe waren glücklich verschwunden, als die Base aber Anstalt machte, meinem Brüderlein den dritten herauszuschöpfen, da waren Bernhards Geduld und gute Manieren mit einemmale verschwunden und er brach in ein solches Gebrüll aus, daß man ihm entsetzt das übrige Essen schenkte und ihn seiner Wege laufen ließ! . . .

Graf S. ließ mich aber nie von seinem Tisch hinweglaufen, ehe ich mich, wie der Mann im Märchen, durch den „Pfannenkuchenberg“ hindurchgegessen hatte. Im stillen glaube ich, daß damals der Grund zu meinem jetzigen „embonpoint“ gelegt wurde, wegen dessen ich von Kind und Kegel, das heißt Nichten und Großnichten, wenn auch nicht bewundert, „herengegen“ doch angestaunt werde.

Der Graf hat es auf dem Gewissen! Er schrieb damals wörtlich an meine Mutter: er schmeichle sich, mich noch gerade zu rechter Zeit vom Hungertod errettet zu haben! Wahrheitsliebender waren der Herr Graf, seit ich ihn zum letztenmale gesehen hatte, überhaupt nicht geworden, doch hatte sich bei mir unterdessen auch der Humor entwickelt, und ich verstand jetzt eine „blühende Phantasie“ von einer Lüge zu unterscheiden.

Wie die Erlaucht mit meinem Vater befreundet wurde, hätte ich längst gerne gewußt, denn die beiden hatten nach unseren kindlichen Begriffen nichts, aber auch gar nichts gemein mit einander. Plötzlich ging mir jetzt ein Licht darüber auf, daß Vaters Humor in der Gesellschaft des Grafen reichliche Nahrung fand. Als uns das Regenwetter einmal in die Bibliothek bannte, erzählte mir der Herr Graf ungefragt folgendes, von dem mir Mutter nachher bestätigte, daß es diesmal im großen ganzen der Wahrheit ziemlich nahe komme, weshalb ich es hier mitteile. Umsomehr, als mir unsere Mutter unter schönem Erröten (sie behielt diese Eigenschaft bis ins Alter) gestand, daß es auch das erste gewesen sei, was ihr über unseren Vater zu Ohren gekommen und sie sofort für ihn eingenommen habe. Während die Erlaucht einstmals auf ihren Gütern in K. residierte (es mag ungefähr anno 1811 gewesen sein, sagte der Graf) hörte er viel von den „nagelneuen“ Kuren eines jungen Doktors, der seine Weisheit auf sieben Universitäten aufgegabelt haben sollte (in Wahrheit waren es nur fünf) und der sich seit kurzem in Ingelfingen niedergelassen hatte. Eines Tages erzählte dem Grafen sein „Bartkratzer“ und Neuigkeitszuträger: „Erlaucht möchten doch vernehmen, was der junge Doktor für ein sonderbarer Kauz sei. Vor ein paar Tagen habe er bei Nacht und Nebel auf der halsbrecherischen Stange daselbst seinen Heimweg gesucht, als sein Pferd an einem Gegenstand, der am Weg lag, scheute. Jeder andere hätte sich nun mit dem Gedanken beruhigt,“ da liegt auch einer, der des Guten zu viel im Most gethan hat“ und wäre weiter geritten. Nichts da, der vorwitzige Doktor hatte nichts eiligeres zu thun, als abzusteigen, denn ein menschlicher Körper, der regungslos daliege, sei ja bekanntlich ein „wahres Fressen“ für einen jungen Arzt. Dieser habe nun schnell Feuer geschlagen, ein kleines Laternchen angezündet, das er bei sich getragen habe und beim Lichte desselben einen alten Schacherjuden erkannt, der in der Gegend seinen Handel betreibe. Anstatt nun diesen alten Salomon, Isaak oder Jakob seine Reise in Abrahams Schoß ruhig antreten zu lassen, habe er Jude und Zwerchsack auf sein Pferd geladen, sei neben dieser Fracht Ingelfingen zugeschritten und habe den Juden — und alles — in sein Logis gebracht und den Kranken in sein eigenes Bett gelegt, ihm die Glieder wieder eingerenkt und pflastere und salbe nun seither an ihn herum, zum Gaudium der ganzen Gegend und zum besonderen Vergnügen seiner Hauswirtin, deren Kramladen noch nie zuvor so viele Kunden an sich gezogen habe, wie eben jetzt. „„Diesen Doktor mußt du dir auch ansehen,““ nahm sich nun der Graf vor; und gesagt, gethan. Anderen Tages schon habe er es unternommen und sei expreß von K. nach Ingelfingen gefahren, für seine Knochen in einem Tag hin und zurück keine Kleinigkeit! Dort habe er Gefährt und Kutscher in das Wirtshaus geschickt und habe zuerst den Kramladen aufgesucht; über einem Schnupftabak, den er sich kaufte, sei ihm alles bestätigt worden und so sei er

denn mit seiner Krücke die schlechte Stiege hinauf gestapft und die Thüre zu des Doktors Stube habe er nicht nötig gehabt zu suchen, denn sie sei weit offen gestanden. Den alten Juden habe er wirklich dort im Bett getroffen und den Doktor daneben Pflaster streichend. Rasch habe dieser aufgeblickt, als er mit seinem Krückenstock hereingehumpelt sei und habe mit ein paar „Freßaugen“ sein Fußwerk angeschaut, wie wenn es da vielleicht bald eine vergnügliche Metzelei gebe; dann habe er ruhig am Juden weiter hantiert und verbunden. Der Graf gestand, ihm habe es dabei sonderbar am Herzen „gekrabbelt“ und auch in die Augen sei ihm ein feuchter Tropfen gekommen; um seine Rührung aber zu verbergen, habe er etwas von „Knoblauchduft“ gemurmelt. Darauf habe ihn der Doktor unwillig angeblickt und ihn versichert, wenn ihm die Luft in seiner Doktorsstube nicht gut genug sei, möge er sich nur gefälligst wieder die Treppe hinunter und zum Haus hinaus bemühen. „Anstatt aller Antwort,“ erzählte mir die Erlaucht weiter, „setzte ich mich aber nur auf den nächsten Stuhl. „Wer sind Sie und was wünschen Sie. Wenn Sie sich wegen Ihrem Klumpfuß zu mir bemüht haben, ist es vergeblich, meine Wissenschaft kann nichts für dieses angeborene Leiden thun.“ Nun machte der Graf nach, welche demütige Haltung er sich damals bestrebt hätte anzunehmen, indem er antwortete: „Ich bin bloß der Altgraf Salm von Reifferscheid-Krautheim und komme nicht wegen meines Fußes, sondern nur um beim Herrn Doktor anzufragen, ob ich nicht den halbtoten Juden vollends totmachen, ach nein, helfen herpflegen darf. „Das versehe ich besser selbst,“ soll nun besagter Doktor lachend erwidert haben, und erst als er mit dem Juden ganz fertig gewesen sei, habe der Doktor seinen Gast aus dem Schlafzimmer in das Studierzimmer geführt und ihm dort ein wahres „Lotterbett“ von Sopha als Ruhesitz angeboten. Dann beschrieb der Graf, wie er nun ein menschliches Rühren in seinem Magen verspürt hätte und diplomatisch sich geäußert habe: „Doktor! wenn Ihre Speisekammer nicht besser verproviantiert ist als Ihre Gelasse möbliert sind, so werden Sie einem halbverhungerten Menschen, der zu nachtschlafender Zeit daheim aufgebrochen ist, um einen barmherzigen Samariter und einen halbtoten Juden zu sehen und jetzt einen tüchtigen Appetit hat, wohl nicht viel aufzuwarten haben.“ Lächelnd soll der „Pflasterstreicher“ geantwortet haben: „Nichts als eine saure Milch, frisch aus dem Keller, Schwarzbrot und Butter nebst einem Rettich aus dem Gärtchen hinter dem Hause, oder auch eine Pfeife.“ „O Herzens-Doktor,“ behauptete der Graf entzückt gerufen zu haben, „alles drei in gehöriger Reihenfolge, damit ich Aussicht habe satt zu werden. Fangen wir mit der gestandenen Milch an, lassen wir darauf eine Pfeife folgen, und zuletzt, ehe ich heimfahre, Rettich und Butterbrot, zu dem sich dann wohl auch noch ein Schluck von etwas Trinkbarem beschaffen wird? he Doktor?“ was derselbe dann auch freundlichst in Aussicht zu stellen beliebte. Nun malte der Graf aus, wie, nachdem die Milch seinen ersten Hunger befriedigt gehabt hätte, die „Freundschaftspfeife“ geraucht worden sei (in einer Reihenfolge) bis sich zuletzt beide sozusagen vor Rauch nicht mehr gesehen hätten. Da habe der Jude im Nebenzimmer angefangen zu husten und erschreckt soll der Doktor Fenster und Stubenthüre weit aufgerissen und befohlen haben: „Herr Graf, jetzt darf nicht mehr geraucht werden, denn mein Patient soll nicht husten, und wie Sie hören, reizt ihn der Rauch dazu.“ „Nun meinetwegen,“ will der Graf erwidert haben, „aber den Rettichgeruch wird der heikle Patient doch vertragen können?“ Lachend habe der Doktor die Rettiche auch höchsteigenhändig aus dem Hausgarten herbeigeholt und ihm den schönsten, „einen Kerl, wie einen Kindskopf“ auf unterwegs „zur Unterhaltung“ mitgegeben. In diesem Tone plauderte der Graf mir Stunden lang vor und entschuldigte mich, wenn ich wegen meiner Heiserkeit selten eine andere Antwort, als ein Lächeln für ihn hatte. Einmal brachte der Graf die Rede auch auf seinen Klumpfuß, der bekanntlich angeboren wird, mich aber versicherte er frischweg, dieser Fuß sei ihm von einer Kanonenkugel „herumgedreht“ worden. Da ich wußte, daß der katholische Graf eine Pfründe als Kanonikus bezog, so fragte ich keck, wie es denn komme, daß ein Träger

seiner geistlichen Würde je diesem merkwürdigen Schicksal ausgesetzt gewesen sei. Höchlich erstaunt rief der Graf: „Wußten Sie denn nicht, daß ich in meiner Jugend Soldat gewesen bin und viele Schlachten unter Napoleon mitgemacht habe?“ und als ich verneinend den Kopf schüttelte, erzählte er mir, wie Napoleon „seine Bekanntschaft gesucht hätte“ wegen seiner Sprachkenntnisse (diese muß die Erlaucht in Wahrheit besessen haben, denn seine Bibliothek enthielt Bücher aus 5—6 Sprachen) und ihn einstmals mit einer hochwichtigen politischen Kommission nach England betraut habe. „Ja, fuhr der Graf wie in alten Erinnerungen aufgehend fort, „damals war ich noch ein ganz anderer Kerl. Auf das Pferd gesessen und Tag und Nacht nicht davon herunter, bis ich in London herabsprang, das war meine Sache.“ Lächelnd erinnerte ich die Erlaucht an das Meer. „Oh! ich habe den Landweg nach England benutzt!“ gab mir der Graf zur Antwort, ohne sich durch meinen Einwand im geringsten aus dem Konzept bringen zu lassen. Manchmal erzählte mir der Graf auch allerlei Studentenstreiche, die er aus Vaters Munde erfahren, und sonst noch Familiengeschichten, die er von ihm gehört hatte, und da mir dieselben von meiner Mutter und den Tanten bestätigt wurden, als ich in die Heimat zurückkam, so will ich, was ich mir noch erinnere, hier anführen.

Vater studierte mit einem seiner Brüder einige Semester in Jena; am Thor der Stadt war noch eine Wache, der man genaue Auskunft über seine Person geben mußte. Befragt, gab sich Vater, der rötlich blonde Haare und eine lange Nase hatte, für „Schiller“ aus, und sein dunkelaugiger, dunkelhaariger Bruder, der mit einer Adlernase begabt war, für „Goethe.“ „So,“ sagte die Schildwache und fuchtelte mit bezeichnender Gebärde in der Luft herum. Da wird der „Klop-f-stock auch nicht ferne sein,“ nach welch versteckter Drohung die übermütigen Studenten es doch für geraten hielten, Namen und Herkommen richtig anzugeben. In Marburg sollte Vater des Grafen Erzählung noch an einem Tage mit einem ganzen Korps gepaukt haben und mit einem sogenannten Fleuret so viele Korpsstudenten kampfunfähig gemacht haben, daß ein großer Lärmen darüber entstand und Vater relegiert wurde samt seinem Sekundanten, dem als Oberzollverwalter und Urbild eines Philisters in meiner Vaterstadt verstorbenen Herrn W., der mir Obiges bestätigte. Nachdem Vater relegiert war, ging er unter dem Namen seines Bruders, der krank geworden zu Haus lag, nach Würzburg und studierte gerade dort, als anno 1796 Fürst Wrede oder Erzherzog Karl von Oesterreich die Franzosen dort unter Jourdan besiegte. Vater sah vom sogenannten Käpelle aus (wenn ich mir den Ort noch recht erinnere) die Schlacht mit an und schlich sich nachts auf das Schlachtfeld, holte sich dort einen toten französischen Grenadier, schleppte ihn auf die Anatomie und bereitete ihn dort zu einem kunstvollen Skelett zu, das er in seiner Doktorsstube später stehen hatte und dem wir Kinder frühzeitig Patschhände geben mußten, wodurch wir so vertraut mit dem Knochenmann wurden, daß wir lernten, denselben treppauf und ab zu führen, was mich in die Versuchung brachte, einmal den Mut meiner Kameradinnen zu erproben, indem ich unvermutet die Thüre unserer Wohnstube öffnete und den Knochenmann vor mir her zur Thüre herein schob, wodurch ich der kleinen Gesellschaft aber einen wahren Todesschrecken einjagte, der mir am schlimmsten selbst bekam. Auf der Universität Erlangen (die Vater, wenn ich recht weiß, zuerst bezog) lieferte er ein Stückchen, welches ihm seine Schwestern nicht vergeben und vergessen konnten. Er bekam von ihnen 12 Paar selbgestrickte nagelneue Strümpfe zu seinen neuen Kniehosen mit und ein Dutzend selbstgesponnene, selbstgebleichte und selbstgenähte Hemden. Die Hemden waren aber für Vaters zarte weiße Haut nicht fein genug, „sie juckten ihn“ (wie er nachher sagte) und so gab er sie seinem Stiefelputzer zum „Abrumpeln.“ Der rumpelte aber so lange daran ab, daß, bis Vater sie zurückverlangte, „kein guter Faden“ mehr daran war und man kann sich der Großmutter Schrecken vorstellen, als sie die Lumpen der Waschkiste des Sohnes entnahm, umsomehr, als sie nicht die einzigen darin waren. Kaum hatte nämlich Vater die Universität Erlangen bezogen in Strümpfen und kurzen Hosen, als die Herren Studenten anfingen blaue Fräcke und lange Nanking-Beinkleider zu

tragen; dazu brauchte man aber Socken anstatt Strümpfe. Vater war nun kurz besonnen, legte seine 12 Paar Strümpfe auf einander und machte sich mit einem wuchtigen Schlag seines Rapiers „Socken“ daraus. Natürlich hatte jeder eine andere Länge, was Vater aber durchaus nicht genierte, umsomehr aber seine Schwestern, welche diese Socken, als der Herr Studiosus sie nach Hause brachte, nur auch gleich zu den Lumpen werfen durften und neue dafür stricken. Abgerechnet seine heruntergekommene Garderobe muß Vater von seinen verschiedenen Universitäten aber Nützliches d. h. Kenntnisse nicht gewöhnlicher Art und weltmännische Manieren mitgebracht haben, sodaß mir Graf Salm sagte, er habe in der Apotheke in Ingelfingen erzählen hören, der Fürst von J. habe auch das Geschichtchen von dem verunglückten Juden gehört und aus Neugierde Vater zu einer Audienz befohlen; überrascht von der imponierenden weltmännischen Erscheinung des jungen Doktors, soll der Fürst ihn mit „Sie“ anstatt mit „Er,“ wie es damals gebräuchlich war, angeredet haben, was der Umgebung des Fürsten so auffiel, daß der jüngste Prinz sich deshalb zu einer Frage verstieg. „Ja,“ soll der Fürst lachend geantwortet haben: „Der junge Doktor sah mir eben darnach aus, als ob er mich duzen würde, wenn ich ihm mit einem „Er“ daher käme.

Die lebhaften Erzählungen des Grafen hatten es mir erst zum Bewußtsein gebracht, wie wenig ich eigentlich von meinem seligen Vater und den beiderseitigen Großeltern wußte. Als ich deshalb wieder in der alten lieben Heimat war, ließ ich mit Fragen nicht nach, bis ich von der lieben Mutter und den beiden noch lebenden Tanten einiges über unsere Familie gehört hatte. Was ich mir davon noch genau erinnere, will ich hier anführen. Mein Vater Christian Friedrich B. war anno 1776 am 7. April geboren, als Sohn des Superintendenten Bernhard B. in Weikersheim. Mit drei weiteren Brüdern bestand er das Maturitäts-Examen, ohne je einen andern Unterricht genossen zu haben, als den unseres Großvaters, der seine Kinder so sorgfältig erzog, daß sein Bruder, der unter Friedrich dem Großen als Chirurg den siebenjährigen Krieg mitgemacht hatte und zwar fein hochdeutsch sprechend, aber sonst etwas verwildert nach Hause zurückkam, ganz erstaunt zu ihm gesagt haben soll: „Aber höre, du erziehst ja deine Kinder, wie wenn du jedem 100,000 Gulden mitgeben könntest.“ Nicht weichlich, genußsüchtig oder sonst irgendwie anspruchsvoll wollte der Militärarzt damit sagen, sondern nach dem Höchsten strebend, Gemeines hassend und selbständig in Ausdruck und Haltung Höherstehenden gegenüber. Großvater konnte seinen Kindern an Geld und Gut nichts hinterlassen, als er starb, dafür hatte er ihnen allen aber eine ausgezeichnet gute Erziehung gegeben und das war genug.

Unser Vater starb ziemlich jung, desgleichen ein anderer Bruder, Friedrich Wilhelm, als Vesperprediger in Nauenstein. Der dritte Bruder, Friedrich, starb als Gerichtshof-Direktor in E. hochbetagt. Der vierte und jüngste Bruder „Christel“, ungemein talentvoll, besonders im Malen, steckte, noch als Student, nach einer großen Anstrengung, die ihm Wallungen und Herzklopfen verursacht hatte, seine Arme in einen Brunnentrog voll eiskalten Wassers; bekam daraufhin einen Schlaganfall und lag wie zerschmettert darnieder, bis ihm Gott sein tägliches Gebet erhörte, daß er vor seiner Mutter eingehen durfte in die ewige Heimat anno 1813.

Auch seine Töchter hatte Großvater weit über den Begriff der damaligen Zeit von „Bildung und Haubenstecken“ erzogen. Tante Renate war z. B. in der Musik so daheim, daß sie nach dem Gehör jedes Musikstück nachspielen und aufschreiben konnte, das von vorüberziehenden Truppen gespielt wurde. Tante Bach war am Sternenhimmel so genau bekannt, wie ein Geograph auf seiner Landkarte. Alle Schwestern konnten nach der Natur aufnehmen und in Wasserfarben hübsch malen, und die älteste Schwester, Tante Mine, hatte alles gelesen und wußte mit Begeisterung zu rezitieren; z. B. sagten ihr die Schwestern nach: bei Geburt ihrer Kinder habe ihr jedesmal eine von ihnen den „Messias“ von Klopstock vorlesen müssen, und bis der durchgelesen war, erschien auch der kleine Weltbürger, ohne daß seine Mutter nur „gemuckst“ hätte, wie

unsere Tanten zu sagen pflegten. — Nachdem unser Vater im Jahr 1812 nach Künzelsau (von Ingelfingen aus) übergesiedelt war, heiratete er von dort aus am 10. August 1813 unsere l. Mutter Karoline, einziges Kind des kurz zuvor gestorbenen Pfarrers Landbeck in Michelbach bei Oehringen.

Unser Großvater Landbeck war als arme Waise von Franke in Halle im Waisenhaus erzogen worden. Dorthin lieferte ein Graf (dessen Name ich mir leider nicht mehr erinnern kann) zwei Söhne in Frankes „Pädagogium", in dem — in der Regel — nur Kinder vornehmer Leute erzogen wurden. Zugleich sprach der Graf gegen Franke den Wunsch aus: für einen älteren, gescheiten und gut gearteten Waisenhauszögling die Kosten für das Pädagogium tragen zu wollen, wenn derselbe willig und geeignet wäre, die beiden jungen Grafen unter seine Aufsicht und Fürsorge zu nehmen und denselben bei ihren Studien den nötigen Nachhilfeunterricht zu geben. Zu diesem quasi Hofmeister schlug nun Franke unseren Großvater vor, der einer seiner begabtesten Waisenkinder war und der durch seine tadellose Aufführung und seinen Lerneifer Frankes besonderes Interesse und Wohlwollen sich errungen hatte. Der Graf berichtete darüber an seine Frau und diese soll darauf geantwortet haben: er solle den jungen Mann — ehe er einen festen Entschluß fasse — zuerst zum Mittagessen einladen und sich dabei über alles mögliche mit ihm unterhalten — finde er ihn angenehm und schicklich in seinen Manieren, solle er sogleich die Sache richtig machen. — So geschah es. Der jugendliche Hofmeister erwarb sich in solch hohem Grade die Liebe und das Vertrauen seiner beiden Grafenkinder, daß dieselben sich mit Leib und Seele an ihn anschlossen, und als sie das Pädagogium absolviert hatten, durfte Großvater — auf Kosten des Grafen — mit seinen Zöglingen die Universität beziehen, und dort seinem Privatstudium, der Theologie, obliegen. Nach zurückgelegtem Examen wurde Großvater von der gräflichen Familie dem Fürsten von Oehringen als Pagenhofmeister empfohlen und von diesem angenommen. Nach der Mediatisierung des Fürsten wurde der Hofmeister mit der Pfarrei Michelbach belehnt und von dort aus verheiratete sich unser Großvater mit der Tochter eines Geheimen Hofrats Rößle, deren Mutter eine Mademoiselle de Bertrand aus Metz war. Diese Urgroßmutter besaß sehr vielen kostbaren Schmuck, massives Silberzeug und echte Spitzen, welche Reichtümer sie unter ihre Töchter, die alle „höher hinauf" heirateten, wie die jüngste, verteilte. Die Liste über das, was unsere Großmutter bei ihrer Verheiratung mitbekam, existiert noch und ist lang; um so kürzer beisammen ist aber, was sich davon noch auf ihre Enkel vererbte. Am meisten bedauere ich, was für die perfiden Polen aus der Mutter ihrem Schmuckkästchen nicht den Weg alles Fleisches ging. Im Mai 1814 wurde Vater von der württembergischen Regierung als erster königlicher Oberamtsarzt in die ehemalige deutschherrische Residenz nach M. geschickt. Mutter rühmte noch im Alter, wie lieblich ihr damals das Städtchen erschienen sei, als sie unter den blühenden Linden zum Thor hereinfuhr und wie entzückt sie von ihrer ersten Mietwohnung am Thore war, mit der Aussicht auf das Schloß und den schönen Blumengarten, aus welchem abends vielstimmiger Nachtigallengesang heraufschallte. Dieses schöne Logis entleidete den Eltern aber bei Gelegenheit der großen Truppendurchzüge, weil im Erdgeschoß des Hauses eine Hauptwache stationiert war und fremdes Militär dort fortwährend aus und einging, gelegentlich auch einmal Russen bei der allein anwesenden Mutter in das Zimmer drangen, alles wie Kinder betasteten und als sie Vaters große Tabaksvorräte entdeckten, lachend anfingen ihre Pfeifen und Beutel damit vollzustopfen, dann aber mit Dankesgebärden wieder abzogen, ohne unsere Mutter sonst irgendwie zu belästigen. Die unruhigen Zeiten weckten in Vater den Wunsch, für Frau und Kinder ein eigenes Haus zu besitzen, und er wählte dazu das abgelegene in der Krametsgasse seines großen Gartens wegen. Dasselbe hatte einem deutschherrischen „Trapaneiverwalter" L. gehört, von dessen Witwe, die ein seltenes Original von schmutzigem Geiz und schmutzigster Schlamperei gewesen sein muß, es Vater erstand. Die Verkäuferin saß in einem Unter

rock, dessen Flecke und Fleckchen verschiedener Farben an eine Landkarte erinnerten, **auf** dem Dache ihres Gartenhauses und besserte dasselbe aus, als die Eltern kamen, um das Anwesen in Augenschein zu nehmen. Nicht im geringsten aus der Fassung gebracht, rutschte die Frau Trapaneiverwalter mit Hülfe eines Hollunderbaumes, dessen Ast sie zu sich herüber bog von ihrem ungewöhnlichen Sitz herunter und führte in ihrer Landkarte die Eltern ganz ungeniert in Haus und Garten, Hof und Keller herum. Diese wußten kaum, was sie mehr anstaunen sollten, die Kostbarkeit einzelner Gegenstände, Möbel, Bilder und dergleichen, oder den bodenlosen grausigen Unrat, der neben dem Reichtum überall sichtbar war, ja sorglich gehegt und gepflegt schien. Z. B. lag der größte Haufen schimmeliger Eicheln in der Speisekammer aufgeschüttet, aus welchen die Frau, wie sie mitteilte, ihren Kaffee zu bereiten pflegte. Auf Vaters Bemerkung, daß diese Eicheln gänzlich unbrauchbar geworden seien und höchst ungesund wegen der Filze, die sie bedeckten, meinte die Frau, sie steche sich mit ihrer Gabel jeden Tag noch gesunde Eicheln aus dem Haufen heraus, auch habe sie keinen neumodischen verwöhnten Magen. Doch ließ sie die vermoderten schlecht gerösteten Eicheln in der Speisekammer bei ihrem Abzuge zurück, und als meine Mutter den Unrat hinausschaffen ließ, fanden sich unter dem Haufen Eicheln sechs schwere silberne Gabeln vor, zwar fleckig und angelaufen, aber massiv und schön geformt, mit denen sich die Frau Geizkrägin wohl ihre Portion Eicheln zum Kaffee herauszugabeln pflegte, in ihrer Schlamperei aber die Gabeln im Haufen stecken ließ, bis sie in demselben versanken. Diese Gabeln ließ Mutter nun bestens reinigen und Vater packte sie dem Kaufschilling bei, welcher dem Geizdrachen nachgeschickt wurde. Als Dank dafür schrieb die Frau Trapaneiverwalter zurück: In den Geldrollen sei **ein** falscher Zwölfer gewesen, sie quittiere daher erst, wenn dieser durch einen guten ausgewechselt sei. Unser Vater hob diesen Brief als Quittung auf und gab gar keine Antwort darauf. „Deutschherrisch, deutschnärrisch,“ hieß es damals und die Eltern wußten uns Kindern immer noch viel davon zu erzählen, wie ungern die Bürger des Städtchens der Herrschaft des deutschen Ordens verlustig gegangen seien. Nicht nur mit Händen und Füßen, sondern mit Steinen, Kugeln, siedendem Wasser u. dergl. hatten sie sich gegen das würtemb. Militär gewehrt, um nicht anstatt „Deutschherrisch“ „Königlich“ werden zu müssen. Noch erinnere ich mir, daß ich als kleines Mädchen von meinem Vater Auskunft verlangte über Steine an einer Weinbergsmauer in der Nähe der Wolfgangskapelle, in welche eine Schere, ein Rad, ein Wecken, eine Bretzel u. s. w. eingehauen waren, und daß mein Vater erzählte, hier seien Bürger des Städtchens: ein Schneider, ein Wagner, zwei Bäcker u. s. w. erschossen worden, die das in die Stadt einziehende Militär mit kochendem Wasser, Oel, Steinhagel und Schießen aus den Dachluken empfangen hatten. Auch die Schwestern unseres Vaters liebten es ehemals, trotzdem sie ehrsame Superintendententöchter waren, zuweilen bei besonders großen Festlichkeiten von dem benachbarten W. aus (das Großvater bewohnte) den deutschen Ordensherren nachzulaufen, um dieselben im offenen Speisesaal des schönen Lustgartens, „salla terena“ genannt, tafeln zu sehen, oder von einem Fenster im Gasthaus zum Kreuz irgend einen der prächtigen Umzüge der Ordensritter anzuschauen, wohl sogar von der Empore der katholischen Kirche aus ihren Festgottesdienst zu belauschen. Bei einer solchen Gelegenheit brachte die Kreuzwirtin einmal den hübschen Pfarrjungfern die ersten Kirschen aus ihrem Garten, damit sich dieselben damit die Zeit vertrieben, bis die Prozession der deutschen Herren daher gewallt kam. Die Pfarrtöchterlein hatten am Fenster Posto gefaßt, den Kirschenteller zwischen sich und führten bald eine Kirsche zum Munde, bald hielten sie Umschau nach dem Aufzuge der Ritter, welcher immer noch nicht erscheinen wollte. Doch endlich bog er um die Ecke und wallte gerade unter ihrem Fenster dahin, als Tante Renate den Kirschenteller mit einer hübschen Anzahl Stielen und Kerne lässig in der Hand haltend, sich zu weit vorbog, so daß der Teller schnappte und sein ganzer Inhalt gerade noch das Haupt des letzten Ordensherrn erreichte und sich unbemerkt auf dessen stattlicher Perrücke lagerte. Entsetzt

fuhren die Mädchen mit ihren Köpfen und ihrem leeren Teller zum Fenster herein, da trat eben die Wirtin unter die Thüre und forderte sie auf, geschwind mit ihr hinüber in die Kirche auf die Empore zu kommen. Gesagt, gethan! Aber als Tante Renate hinter irgend einem Heiligen versteckt herablugte, stand gerade — o Schrecken — derselbe Ritter unter ihr, dessen mächtige Perrücke sie mit dem ungewöhnlichen Schmuck von etlichen geringen Kirschen, zahlreichen Stielen und einem Häufchen Kernen versehen hatte.

Zur Zeit der Truppen-Durchzüge während der Napoleonischen Kriege hatten unsere Tanten auch viele Augenweide und konnten sich nur schwer von den Fenstern trennen, wenn es etwas auf dem Markte zu sehen gab, an dem das geistliche Haus in W. lag und somit jeder Zeit die schönste Aussicht bot. Einmal war auch wieder Truppendurchzug; die müden Wanderer wurden in ihre Quartiere entlassen, aber der Herr Offizier bestimmte zuvor noch genau die Stunde, wann sich die Soldaten wieder auf dem Marktplatz zu sammeln hätten und kommandierte mit weit hinschallender Stimme: „Aber daß mir Keiner der letzte sei!“ Ein anderes Mal hielt ein Trupp Franzosen unmittelbar unter den Fenstern des Dekanathauses; einige machten Zubereitungen zum Essen, andere putzten ihre Stiefel, und ein Dritter rieb die Knöpfe seiner Uniform ganz wunderbar glänzend. Mit was er letzteres so gar schön zu wege brachte, interessierte die Pfarrjungfern, die am Fenster saßen und nähten; besonders die eine streckte ihr Hälschen wohl öfter als nötig war, jedenfalls öfters als es dem Unteroffizier gefiel, denn dieser wandte seinen Kopf plötzlich empor zum Fenster und sagte strafend: „Travailler Mademoiselle und nit glotz!“ — Ein anderes Mal kam ein bestaubter, todmüder Trupp Franzosen auf dem Marktplatz an, der dort nur so umfiel und liegen blieb aus äußerster Erschöpfung. Einzelne Spießbürger kamen herbei und schauten sich die Leute, die so marode aussahen, an, unter diesen ein simpelhafter Krüppel, weitaus die auffallendste Erscheinung im Ort. Derselbe wackelte fortwährend mit dem Kopfe, streckte dabei möglichst weit die Zunge heraus, und während er mit den langen Armen wie mit Windmühlenflügeln fuchtelte und seine Elephantenfüße dabei so stellte, daß die Fersen an einander stießen, wie es selbst ein französischer Tanzmeister nicht besser zuwege bringt, und dabei die Zehen in gerader Linie, die einen fünf nach rechts, die anderen fünf nach links auseinander liefen. Diese auffallende Erscheinung war nun in W. so wohlbekannt, daß kein Mensch mehr nach ihr herumblickte als höchstens ein böser Bube, der den Simpel hänseln wollte. Die Herren Franzosen hatten aber so eine Gestalt wohl noch nie gesehen, denn plötzlich vergaßen sie ihre Müdigkeit und wurden ganz Auge. Einer stieß den andern an, lachte, plauderte, und mit einemmal unterhielten sich alle auf das beste! Der Simpel aber, nachdem er sich an ihnen satt gesehen hatte, stieß die gewöhlichen gurgelnden Laute aus, die bei ihm die Sprache vertraten, und trollte sich davon. Sofort sprang der nächste Franzose auf und ihm nach, wackelte mit dem Kopf, schlegelte mit den Armen, stellte die Füße wie ein Dachshund auswärts, streckte die Zunge so weit als möglich heraus und versuchte die gleichen heiseren Kehllaute auszustoßen, wie der Simpel! Dem ersten nachäffenden Franzosen folgte der zweite nach, dann der dritte, und zuletzt — wie große Kinder — stellten sie alle, im Gänsemarsch sich bewegend, eine Bande johlender Simpel vor!

Manchmal erzählten mir auch die Tanten Erlebnisse ihrer Eltern, die buchstäblich wahr sind, aber in heutiger Zeit märchenhaft klingen werden. Z. B. wußte die Großmutter zu erzählen, daß es bei meinen Urgroßeltern — Pfarrleuten in einem Weingau — gebräuchlich war, daß jeden Tag am Morgen eine sogenannte „Stütze“, ein großes Trinkgeschirr aus Holz, innen gut ausgepicht, im Keller mit Wein gefüllt und in die Wohnstube gestellt wurde zum beliebigen Gebrauch für die Hausbewohner. Erwischte nun die Urgroßmutter eines ihrer Kinder, daß es am Wasserkübel in der Küche seinen Durst löschte, dann hieß es verweisend: „Ei, so sauf doch nicht Wasser wie das l. Vieh! Zu was läßt denn unser Herrgott Wein für die Menschen wachsen? Trink doch in

Zukunft aus der Stütze und nicht mehr aus dem Kübel!“ Einmal soll so ein reiches und gutes Weinjahr in Vorbachzimmern gewesen sein, daß die Urgroßeltern, wie alle Leute im Ort, den Säuerling des Vorjahres auslaufen ließen, um die Fässer frei zu bekommen für den guten Heurigen. — Manche angenehme Stunde brachte ich damals bei meinen alten Tanten im oberen Stock zu, und sichtlich freute auch sie mein Kommen und sie suchten mich jedesmal damit zu ehren, daß, sobald ich ihr Zimmer betrat, gleich eine von ihnen den sauber gefegten Eßtisch mit einem Teppich bedeckte. Wollte ich dies wehren, so hieß es: „Ach nein, wir haben sonst nichts dir vorzusetzen, laß uns wenigstens unsern Teppich auflegen, wie unsere Jungfer Tante immer that, wenn wir sie besuchten.“

Ein Jahr und etliche Monate brachte ich damals zur Pflege meiner Gesundheit daheim zu, und in dieser Zeit knüpften sich alte Freundschaftsbande wieder neu. Im D.'schen Landhause, wo von den Grafenkindern jetzt alle bis auf die älteste Tochter und den jüngsten Sohn ausgeflogen waren, kam, während ich zufällig anwesend war, ein Brief aus fernen Landen und Meeren, der von Albert war, und anstatt des Datums mit „Fünfter Breitegrad“ begann, was Ernst, den jüngsten, veranlaßte, mir zuzuflüstern: „Da trägt er wohl auch keine Unterhosen mehr!“ Diesem Brief nach hatte bereits das Leben in eine harte Schule den dreisten „Kobold“ (wie Alberts Spitzname lautete) genommen, doch war der Brief gewürzt mit köstlichem Humor; und wenn auch Albert nicht gerade „sein Glück machte“ auf der See, so hatte er es doch zum zweiten Steuermann gebracht, als er nach zehnjähriger Abwesenheit seine Heimat zum erstenmal wieder aufsuchte.

In der damaligen Zeit ging ich auch bei Eduard Mörike seiner Schwester wieder aus und ein und trat in dieser Zeit auch ihrer intimen Freundin Margarete von Speeth näher; und als zu Anfang Mai 1851 die Geschwister Mörike nach Egelshofen, einem romantisch gelegenen Dörfchen bei Konstanz gingen (des Dichters Gesundheit verlange vollständige Ruhe und Abgeschlossenheit, hieß es damals!) da durfte ich in Margaretens Mädchen-Stübchen Anteil nehmen an den poetischen Grüßen in Prosa und Versen, die von Egelshofen an die Freundin kamen. Von „Liebe“, wie mein junger Kopf sich dieselbe damals vorstellte, war in diesen Sendungen wohl nie die Rede, doch empfand ich so viel, daß

„Was unsichtbar dazwischen steht,
Ist köstlicher, als was die Zeilen sagen!“

Jedermann im Städtchen glaubte, der Wegzug Eduard Mörikes bedeute ein Lösen der Freundschaftsbande, die Margarete mit Mörike und seiner Schwester verbunden hatten; aber was vielleicht beim Zusammenwohnen und täglichem Sehen und sich Sprechen „Freundschaft“ geblieben wäre, bekam durch die Trennung von „süßer Gewohnheit“ plötzlich eine akutere Färbung, und eines Tages brachte uns Stadtpfarrer W. (unserer und Mörikes Hausfreund) die große Neuigkeit, daß er soeben Mörikes Anhaltbrief Frau v. Speeth in das Haus getragen und nach der nötigen Vorbereitung übergeben habe! Auch wußte W. zu erzählen, daß Mörike — von seinen Freunden bestimmt — sich in Stuttgart niederlassen werde, um litterarische Vorträge zu halten, und daß ihm bereits eine Professur am königlichen kath. Stift angetragen worden und damit der Weg zu seiner Verheiratung für ihn geebnet sei.

Auf diese wichtige Nachricht hin stürzte ich natürlich, sobald W. uns verlassen hatte, sogleich zu M. v. Speeth, um ihr meine aufrichtige Teilnahme an ihrem Glück auszudrücken. Vielleicht that ich es mit einem Anflug von Erstaunen, denn sie sagte befremdet: „Aber du kannst doch kaum überrascht sein, daß es so gekommen ist, du mußtest doch längst gemerkt haben, wie es zwischen mir und Eduard stand?“ . . . Offen gestanden, hatte ich in dem Verhältnis nichts gesehen als eine „ideale“ (von den

Spießbürgern des Städtchens „überhirnisch“ titulierte) Freundschaft, aber ich beglückwünschte Gretchen, daß die Freundschaft sich in noch besseres verwandelte.

Eine Dichterbraut zu werden, hielt ich in meiner Jugend für den Himmel der Himmel! Ich hatte eine Empfindung dabei: von fessellosem im Aether Schweben — und dem göttlichen Lichte dabei Nähersein, als alle anderen Staubgeborenen! — Meine l. Schwester Bertha und ich machten uns jetzt bald an eine Handarbeit zum Hochzeitsgeschenk.

Geheimnisvoll verborgen blieb allen der Tag der Trauung; nur im allgemeinen erfuhr man, daß dieselbe vor Wintersanfang stattfinden werde — aber ganz in der Stille. — Unsere l. Bertha hatte gesundheitlich ein ordentliches Spätjahr und gab dem Drängen von Bruder Bernhard nach, ihn auf seiner ersten Pfaarverweserei im Hohenlohe'schen noch im Laufe des Novembers auf ein paar Tage zu besuchen.

Ich selbst war in dieser Zeit zum Besuch bei einer Professoren-Familie in W., und unsere Mutter wurde damals gerade von neuen Hausgenossen ganz in Anspruch genommen, und zwar durch die Witwe und eine Tochter des verstorbenen Herrn von Forstner, von dem das geflügelte Wort stammt: „Der Mist ist die Seele der Landwirtschaft.“

Dieselben hatten längere Zeit bei Trier gelebt, wo eine Tochter der Frau von Forstner verheiratet war, mußten aber auf einige Zeit in die alte Heimat zurückkehren, da man widrigenfalls der Witwe ihre Pension entzogen hätte. Da ich die Familie vom Rhein aus besuchte und sie von mir hörten, daß die zwei Zimmer, welche Tante Mine bei Lebzeiten bewohnte, seit ihrem Tode leer standen, so baten die alten Freunde meine Mutter, sie ungefähr auf ein Jahr bei sich aufzunehmen. Mutter willfahrte dem Ansuchen, doch wurden dadurch ihre Haushaltungssorgen und Arbeiten sehr vermehrt und sie fand deshalb wenig Zeit zu freundschaftlichen Besuchen, hörte daher auch nicht, was im Städtchen vorging, umsomehr, als sie beide Töchter auf Reisen geschickt hatte. Unser Haus erfuhr deshalb mit keinem Wort, daß der Tag der Hochzeit Eduard Mörikes herangerückt war, bis zu meiner Rückkunft von der Universität W. Zufällig sprach an jenem Abend Stadtpfarrer W. bei uns vor und freute sich, daß ich noch zeitig genug komme, um anderen Tags (den 25. November 1851) die Dichter-Hochzeit, d. h. die Trauung in der Schloßkirche mit anzusehen. Natürlich war auch ich recht froh, eine Zuschauerin dabei abgeben zu können, und bedauerte nur die Abwesenheit meiner Schwester, die sich immer gewünscht hatte, dabei anwesend zu sein. — Am nächsten Morgen — meine Mutter und ich lagen noch zu Bett — und nur unser dienstbarer Geist war bis jetzt auf den Beinen, da schellte es recht energisch an unserem Haus und unser kleines Mägdlein erschien gleich darauf vor der Mutter Bett mit der Einladung und Bitte von Frau von Speeth, sich zu einer bestimmt angegebenen Stunde im Hochzeitshause einzufinden, um die Braut-Mutter zur Kirche zu begleiten. Wir waren ein wenig erstaunt über die Umänderung des Programms, das ursprünglich auf eine ganz s t i l l e Hochzeit: im Morgengrauen oder in der Abendstille, d. h. ohne Zuschauer, gelautet hatte, wie „die böse Welt“ behauptete. Meine Mutter wollte nun zu meiner Verzweiflung die große Ehre durchaus ablehnen, weil ihr echter indischer Shawl, „der ganze sechs Louisd'ors gekostet hatte“ (wie wir zu hören bekamen, wenn wir unsere Nasen über das Altertum rümpften!) gerade einer Kunstwäsche in der Residenz anvertraut war, und in damaliger Zeit alte Damen unmöglich zu irgend einer Festlichkeit ohne ihren gewirkten Shawl gehen konnten — wie meine Mutter behauptete. Dieser Grund aber war für mich durchaus ungültig und ich überlegte hin und her, wie ich meine l. Mutter vermögen könne, ohne indischen Shawl zur Hochzeit zu gehen! Da fuhr es mir plötzlich durch den Kopf, daß unsere neue Hausbewohnerin Frl. v. F. ja ein nagelneues Prachtstück von Shawl besaß, das sie sich erst auf der Reise hierher in Frankfurt ausgesucht hatte. In höchst oberflächlicher Toilette stürzte ich nun hinauf

zu den Freunden, trug ihnen die Sache vor und gewann an Frau und Frl. v. Forstner sofort Hülfstruppen.

Beide begleiteten mich mitsamt dem Gewirkten sofort herunter zur Mutter, deren Anzug noch nicht über den Unterrock hinaus gekommen war. Trotz der Lächerlichkeit des Anblicks wurde ihr ohne weiteres Frl. v. F.'s Shawl umgelegt, und war ich einmal in meinem Leben beredt, so war ich es damals! Ja, von uns allen hart bedrängt und bestürmt, blieb der l. Mutter endlich nichts übrig, als sich in Gottes Namen darein zu ergeben, im entlehnten Shawl bei der Dichter-Hochzeit als Trauzeugin zu fungieren. „Es ist aber das erste und letzte Mal, daß ich in einem entlehnten Shawl zur Kirche gehe!" beteuerte meine Mutter, als ich ihr denselben zuletzt umlegte. „Sei nur zufrieden," tröstete ich sie, „dein Sechs-Louisd'ors-Shawl wird so wenig eine zweite Wasch mehr erleben, wie du eine zweite Dichter-Hochzeit! Beide Ereignisse sind für uns das achte Weltwunder." Nun mußte meine l. Mutter wider Willen lachen und ging eben in ihrer gewirkten Pracht in das Hochzeitshaus; ich aber eilte zur Kirche, um mir da noch einen Platz zu sichern. Der Tag war rauh und trübe, Regen und Schnee kämpften mit einander, und über die Braut mußte der Schirm gehalten werden, als sie aus dem Wagen stieg. Schattenhaft sah es trotz der vielen Fenster in der Kirche aus, und durch den trüben Novemberhimmel drang auch nicht ein Sonnenstrahl, als der Hochzeitszug durch das Portal der Kirche schritt. Alles war wie düster angehaucht — bis auf die Traurede hinaus, an der ich so viel auszusetzen hatte, daß Lotte v. F. bei Tisch spottete: eigentlich sei es recht schade, daß Herr W. dieselbe sich nicht von mir habe einblasen lassen! . . .

Als ich noch im besten Räsonnieren war, kam vom Hochzeitshause auch noch eine Einladung für mich, und die Braut ließ mir sagen, sie habe soeben erst erfahren, daß ich wieder von W. zurück sei. Natürlich ließ ich danken, da ich mit keiner hochzeitlichen Toilette vorbereitet sei. Da kam aber später eine zweite Botschaft und diesmal vom Bräutigam selbst, der mich fragen ließ, ob denn mein „Prunkstück" auch in der Wasch sei, weil ich nicht kommen wolle? Also hatte meine gute Mutter geplaudert und ihr Gewissen entlastet, damit sie ja niemand im Verdacht hätte, ihren ehrwürdigen weißen indischen Shawl abgedankt und sich dafür dieses farbenprächtige Osterei eingethan zu haben, in welchem sie am heutigen düstern Novembertag unter der dunkeln Hochzeitsgesellschaft ausgesehen hatte wie der Regenbogen am Gewitterhimmel. Die Hochzeitsgäste, in deren Kreis ich bald darauf eintrat, erinnerten mich an jene bekannte Hochzeit im Evangelium, in der so verschiedenartige Gesellschaft zusammenkommt und auch solche, die kein hochzeitliches Kleid anhatten, wie ich heute z. B., denn mein schwarzseidenes Kleid hatte schon allen Glanz eingebüßt, denn es hatte schon vielerlei erlebt — nur noch keine Dichterhochzeit. Mir wurde ein Platz neben dem Bräutigam angewiesen und derselbe unterhielt sich mit mir lebhaft über — Gottfried Kinkels Gedichte (die ich ihm kürzlich geliehen hatte) und zuletzt sagte er: „Mit Ihnen will ich den heutigen Tag poetisch ausklingen lassen;" eine Aeußerung, die mir damals ärgerlich war, denn ich mit meinem jungen Herzen und blinden Glauben an den Dichter-Genius konnte mir nicht zusammenreimen, daß ein solcher eines anderen Gedanken und Empfindungen brauche, um den eigenen Hochzeitstag damit „poetisch ausklingen" zu lassen.

Als meine Schwester Bertha von ihrem Ausflug zu Bernhard wieder heimkam, saß ich gleich am ersten Abend, wie es meine Gewohnheit war, auf ihrem Bett, um ihr genauen Bericht über die Dichterhochzeit zu erstatten, den Kirchgang, die Gäste, die Unterhaltung, das sympathische Aussehen der Braut, die leider mit Zahnweh an ihrem Hochzeitstage geplagt war. Zuletzt rückte ich auch noch mit des Dichters Aeußerung heraus, die mich verdrossen hatte. Bertha seufzte! Schon glaubte ich über den Dichter, aber nein! über mich. Weil ich an die Menschen Anforderungen mache, wie sie den

Einbildungen meiner Phantasie entsprächen, aber keineswegs dem wirklichen Leben, behauptete meine gute und weise Schwester. Ich verteidigte die Ansprüche meiner Phantasie so lebhaft und laut, daß unsere gute Mutter darüber erwachte und mich sofort ärgerlich zu Bett schickte. Solches abendliche, manchmal auch nächtliche Zwiegespräch mit meiner Schwester war das „poetische Ausklingen“ meiner Tage in jener Zeit. Schnell fand es sein Ende, als mir bald darauf der Antrag gemacht wurde, in eine Pfarrfamilie nach England zu kommen. Da sich meine Gesundheit im Elternhaus wesentlich gebessert hatte, so hatte man nicht viel dagegen einzuwenden, daß ich meinen zweiten Flug hinaus in die Welt unternahm. Ueber den Abschied will ich nur soviel sagen, daß er mir wesentlich erleichtert wurde durch die Aussicht, bei der Ankunft in England zuerst meine Schwester Emma besuchen zu dürfen. Dann ging es auf die englische Heide zu einem Pfarrer, der mich viel an Oberlin erinnerte. Die Erlebnisse im Haus und der Gemeinde habe ich bereits anderwärts geschildert, nur ein einziges Erlebnis drängt es mich, auch hier zu erzählen. Gleich die erste Nacht, in der es ein starkes Glatteis gab, wachte ich um Mitternacht auf, hörte, wie die Hausthüre behutsam geöffnet und wieder geschlossen wurde und sah das Licht einer Laterne, die im Garten sich hin- und herbewegen mußte, in mein Zimmer hereinfallen; schlaftrunken malte ich mir aus, es sei wohl der Gärtner, der für seine Pflanzen besorgt Einzelnes decke. Am nächsten Morgen am Frühstück kam die Sache zur Sprache und nun erzählte die Frau Pfarrer: In der Gemeinde sei ein verkommener Mensch, der nie zur Kirche komme, sondern am Samstagabend seinen Wochenlohn als Maurer größtenteils die Kehle hinunterjage und dann den Sonntag verschlafe wie ein Heide. Der Heimweg dieses Menschen vom Wirtshaus in seine Wohnung führe nun zufällig über den abgelegenen Platz, wo gegenwärtig ihr Mann ein kleines Armenhaus baue*) und dort sei gestern eine Fuhre Backsteine abgeladen worden. Während ihr Mann nun vor Mitternacht am Studieren seiner Predigt gesessen, falle ihm plötzlich ein, der kalte Abend nach dem regnerischen Tag erzeuge Glatteis und bei der Dunkelheit werde der Trunkenbold die Steine nicht eher bemerken, als bis er darüber falle und vielleicht Hals und Bein breche. Was thue er? eine Don Quichottiade ohne gleichen! Er verlasse das Kaminfeuer, an dem er seine Predigt einstudierte, zünde sich die Stalllaterne an, pilgere damit der einsamen Straße zu und räume in mitternächtlicher Stille und bei frischester Temperatur die Fuhrbacksteine aus dem Wege. Merkwürdigerweise habe es dann der Zufall gewollt, daß, gerade als ihr Mann mit seiner pastoralen Beschäftigung fertig gewesen, sei der Betrunkene wirklich angetaumelt gekommen und habe seinen Weg hübsch geebnet gefunden zu neuem Lasterleben. Ob ich ihr nun nicht auch beistimme, daß diese Handlung ihres Gatten eine weggeworfene gewesen sei? Wie ein Blitz fuhr mir ein Sinnspruch durch den Kopf und ich citierte:

„Thue das Gute und wirf's in das Meer;
Sehn's nicht die Fische, so sieht es doch Er!“

Ungefähr sechs Monate später wurde der Herr Pfarrer zu einem Verunglückten geholt, der schrecklich zugerichtet war und wie er wußte, sterben mußte. Dieser berichtete dem Pfarrer, er sei auf jenem einsamen Weg im Begriff in das Wirtshaus zu gehen, an einem Steinhaufen vorbei gekommen und habe gedacht: „Das wäre eine gute Gelegenheit für den Teufel, dich heute Nacht abzuholen, da gilt es jetzt aufzupassen!“ Auf dem Heimweg habe er die Straßen sauber und leer gefunden, habe noch hinausgelacht: „Werden doch nicht gar die himmlischen Heerscharen sich inkommodiert und für dich aufgeräumt haben!“ Da hätte eine sanfte Stimme ihm in das Ohr geflüstert: „Euer Pfarrer hat's für Euch gethan, dankts ihm damit, daß Ihr ein anderer und

---

*) Der Herr Pfarrer hatte auch Kirche, Schulhaus und sein Wohnhaus aus eigenen Mitteln gebaut.

besserer Mensch werdet! O wenn er doch diesen Rat befolgt hätte, jetzt sei es wohl zu spät? Der Herr Pfarrer erinnerte an den Schächer am Kreuz und ermahnte den Sterbenden, sich wie dieser voll Vertrauen an Christum zu wenden. „Ich — thue — es,“ kam es noch deutlich von den erbleichenden Lippen, dann versuchte er noch die Hände zu falten und mit dem Seufzer: „Verzeihung, Verzeihung!“ ging der Unglückliche hinüber.

Während eines längeren Aufenthaltes in der Nähe Londons besuchte ich mit Vorliebe die Löwen der Riesenstadt und schrieb manche Nacht hindurch nieder, was ich den Tag über gesehen und durchstudiert hatte.

Noblesse oblige.

Von

Otto Kraus.

Ein vielgebrauchtes, schönes Wort, nicht oft befolgt. Noblesse oblige läßt sich nicht mit zwei Worten übersetzen, weil es wegen des Doppelsinnes des Wortes noblesse — Geburts- und Seelenadel — zu viel umfaßt, vom Kaiser und vom Tagelöhner zum Wahlspruch gemacht werden kann.

Der achtzehnjährige Prinz Wilhelm von Preußen hat vor seiner Konfirmation im Juni 1815 seine 37 Lebensgrundsätze niedergeschrieben. Der erste Grundsatz handelt von dem hohen Stand, in dem der Prinz geboren ist, und schließt mit den Worten: „Mein fürstlicher Stand soll mich immer an die großen Verpflichtungen, die er mir auferlegt, an die größeren Anstrengungen, die er von mir fordert, und an die größeren Versuchungen, mit denen ich zu kämpfen habe, erinnern.“ Diese Umschreibung des noblesse oblige sollten sich alle Adlige merken, inner- und außerhalb Preußens, alle Freunde und Feinde Preußens, im hohen und im niederen Adel. — Der Romandichter Friedrich Spielhagen wird ein Adelsfeind genannt, nicht ohne Grund.

„Uebrigens ist Spielhagen denn doch auch viel zu sehr Menschenkenner und Dichter, um sich durch seine nicht wegzuleugnende Gereiztheit gegen die privilegierten Kreise zu karrikierender Einseitigkeit in Verteilung von Licht und Schatten verleiten zu lassen.“ Mit dieser Einschränkung des Spielhagen'schen Adelshasses, wie sie von Fr. Kreyßig in den „Vorlesungen über den deutschen Roman der Gegenwart“ formuliert worden ist, kann man sich nur einverstanden erklären. Ich denke mir, daß Spielhagen seinen neuesten Roman Noblesse oblige (Leipzig, L. Staackmann, 1888) nur darum geschrieben und, wie angegeben, betitelt hat, weil er der Welt beweisen wollte, daß es auch Adlige gebe, die nicht nur dem Namen nach Edelleute seien. — Während Spielhagen seine Romane sich sonst auf dem Boden der jeweiligen Gegenwart abspielen läßt, hat er diesmal einen historischen Boden, Hamburg in den Tagen des Bedrängers Davoust, gewählt, um eine ununterbrochene Tragödie darzustellen.

Der Hamburg'sche Senator Warburg steht nahe vor dem Bankerott. Nur Einer kann ihn retten, Theodor Billow, der vergeblich sucht, sein Schwiegersohn zu werden. Die geistreiche, schöne Minna Warburg ist mit des Vaters Wissen die heimliche Braut des Marquis Hippolyt Dronot d'Hericout, Kapitän im 1. Kürassier-Regiment der großen Armee in Rußland. Sie könnte sich für die Familie opfern und die Frau des ungeliebten Billow werden. Um der Tochter den Tausch zwischen einem Ritter ohne

Furcht und Tadel und einem geldstolzen Philister zu erleichtern, unterschlägt der Senator alle für die Braut ankommenden und alle von ihr an den fernen Bräutigam geschriebenen Briefe. — Sonderbarer Weise vernichtet der Schlechte die Briefe nicht. Spielhagen weiß, warum dies nicht geschieht. Wir werden davon hören. Eine zweite Sonderbarkeit will ich hier erwähnen. Spielhagen schreibt Hypolit, ein Wort, des nur im griechischen Wörterbuch zu finden und das kein Eigenname ist, während Hippolytos, der die Rosse Lösende, ein trefflicher Name für einen Reiterführer und ein beliebter französischer Vorname ist. —

In Minna Warburg lebt unbewußt das Wort noblesse oblige. Ihr einziger Bruder ist in Rußland dem Heere Napoleons entlaufen; er glüht von Haß gegen den Usurpator. Ihre Vaterlandsliebe wird durch des Bruders patriotischen Sinn neubelebt und darum weiß sie sich das Schweigen des geliebten Mannes, der doch treu ist wie Gold, nur so zu erklären, daß er als französischer Offizier die Sache seines Kaisers nicht verlassen und ihr, der deutschen Frau, umsoweniger angehören kann, als seine Mutter, eine strenge Royalistin, eine geborene Herzogin, die Ehe mit Minna nur dulden wird. In Erwägung dieser Umstände bietet Minna dem bereits abgewiesenen deutschen Freier nur darum ihre Hand („nicht ihr Herz") an, weil sie auf diese Weise ihre Familie vor dem Untergang zu bewahren hofft. Und der früher Abgewiesene nimmt die ihm auf diese Weise gebotene Hand an. Hat er doch so seinen Willen durchgesetzt und den Besitz eines schönen Weibes in Aussicht. „Nicht einen Pfifferling fragte er nach ihrer Liebe, die sie doch dem französischen Hallunken bewahrt hatte und bewahren werde, aber ging es auf die Dauer nicht, so lange sollte und mußte es gehen, bis er sie besessen hatte." Gleichwohl reute den auf so kühle Art zum Bräutigam gewordenen Billow seine Verlobung und er hoffte — freilich vergeblich — auf irgend einen Auftritt, der ihn zum Bruch des Verlöbnisses berechtigte. Er mochte eine Ahnung davon haben, daß er einer niederen Sphäre angehöre, als seine Braut, daß sie über ihm stehe trotz all seinem Reichtum. Diese Ahnung wurde zur Gewißheit, als er bald nach der Hochzeit seine Frau im höflichen Verkehr mit den sein Haus besuchenden russischen und deutschen Offizieren sah. In der täppischsten Art macht Billow seinem Aerger Luft, während Minna ihn daran erinnert, daß sie sich an den Wappenspruch des von ihm gekauften adligen Schlosses: noblesse oblige halte. „Wer sich mit ganzer Seele einer großen und gerechten Sache, einem hohen und edlen Gedanken hinzugeben versucht, der spürt bald die Notwendigkeit der Verpflichtung, nun auch alles Kleinliche und Gemeine von sich abzuthun, weil er nur so im stande ist, seinem Großen und Edlen zu leben. Nun meine ich, vielmehr bin ich davon überzeugt: was ich für mich allein erfahren habe, das werden wir beide zu unserm Heil in unserer Ehe erfahren, wenn wir in ihr zunächst einen Bund sehen, den wir geschlossen, um mit gemeinschaftlichen Kräften, eines dem andern ratend, beistehend, eines das andere tröstend, ermutigend, dem Gewaltigen, das über uns hereinzubrechen droht, Widerstand zu leisten." Unter diesem Gewaltigen verstand Minna, daß General Tottleben Hamburg wiederum den Franzosen räumen mußte, ein Ereignis, welchem Billow sich durch die Flucht nach jenem in Holstein gelegenen Schloß zu entziehen suchte. Er ging dahin voraus und ließ seine Frau, um die Habseligkeiten regelrecht zu verpacken, in Hamburg zurück, als „die Haushälterin des Herrn Billow", wie sie sich sagte.

Mit Davousts Rückkehr kam das Elend und die Not in entsetzlichem Maße über Hamburg. Noblesse oblige, darum richtete sie unter der Leitung ihres Hausarztes, der ihr zeitlebens ein treuer, väterlicher Freund war, ein kleines Lazarett ein. Zu dem allgemeinen Elend kam für sie das besondere, daß ihr Vater mit anderen angesehenen Männern der Stadt als Bürge für die der Stadt auferlegte Kontribution inhaftiert worden war. Als unerschrockene, pflichttreue Tochter bittet sie den Vater von Davoust los und übernimmt an des erkrankten Mannes Stelle die Arbeit in den Befestigungswerken der Vaterstadt. Hier war es, wo sie eines Tages den Marquis d'Hericourt

wiedersah. Nun kommt es heraus, daß seine und ihre Briefe unterschlagen worden. Sie weiß, daß es der eigene Vater war. „Das ist die Gerechtigkeit des Himmels: ein Vater betrügt schamlos sein Kind; dann wird das arme Geschöpf mit der Not der Ihren gemartert und in Verzweiflung gejagt; zuletzt, um das Opfer sicher zu haben, schlägt es ein Dämon mit Blindheit! Und da spricht man von einem barmherzigen Gott!" Auch Hippolyt fühlt mit einem Schlage seinen Glauben an den allbarmherzigen Gott vernichtet. Und doch stirbt der alte Warburg gerade jetzt, also zur rechten Zeit. Die entsetzliche Last, mit ihrem Vater ferner leben zu müssen, wird von ihr genommen. Mit der plötzlichen Gottentfremdung Minnas geht der Gedanke Hand in Hand, durch Selbstmord ihrem armen Leben ein Ende zu machen. Daran hindert sie der ihr sonst immer als „Heide" erschienene Hausarzt, welcher ihr mitteilt, daß sie „im Dienste der Allmutter" stehe und ihre ganze Sorgfalt einem Geschöpfe zuwenden müsse, welchem sie noch zum Leben verhelfen solle. Von Gott hatte sie sich losgesagt, so dankte sie die Fortsetzung ihres Lebens einem der „mitleidsvollen Genien", die es geben soll. Nach des Arztes Rat will sie ihre Niederkunft in dem holsteinischen Schlosse halten, das Billow mittlerweile, einer Geschäftsreise halber, wieder verlassen hat. Ehe sie von Hamburg weggeht, werden die Briefe aus dem Brautstand hinter der abgebrochenen Bettlade des seines Dienstes entlassenen Dieners ihres Vaters gefunden. Nun wird der urkundliche Beweis ihres seltenen Unglücks dem Leser vorgelegt. Dies hätte ohne die Vorsicht des gewandten Romandichters nicht geschehen können. Nun weiß man, warum der alte Warburg die sämtlichen Briefe nicht hat ins Feuer werfen dürfen. Hippolyt, der um Minnas willen mit einem anderen französischen Offizier ein Duell gehabt hat, in welchem er den Gegner getötet hat, von diesem aber vorher verwundet worden, erhält zur Pflegerin die frühere Braut für die erste Nacht. Sie weiß, daß sie, nur geistig verbunden, sich einander gehören können: „Durch Länder und Meere getrennt, doch mit einander lebend; grausam geschieden, dennoch verbunden in geheimnisvoll köstlicher Ehe." — In dem holsteinischen Schloß gab Minna einem Sohne das Leben und dieser Sohn gehörte ihrem Manne so gut als ihr. „Entweder war die Ehe heilig, oder sie war es nicht. Ein Drittes war ausgeschlossen. So mußte sie ihre Ehre heilig halten, auch in der Phantasie, um ihres Kindes willen. — Jetzt war sie begnadigt worden mit dem höchsten Adel des Weibes, dem: Mutter sein zu dürfen. Sie konnte sich der Verpflichtung, welche ihr aus diesem Adel oblag, nicht entziehen." So schrieb sie denn einen versöhnlichen, liebreichen Brief an ihren Mann. Die Freude an dem Erben war leider nur von kurzer Dauer. Das Kind starb, ohne daß ein Gebetswort der Mutter zu Gott gedrungen war. Nun überfiel sie eine entsetzliche Trostlosigkeit, aus der heraus sie sich nach einem zweiten Abschied von Hippolyt sehnte. Sie kehrte nach Hamburg zurück, hatte eine lange Unterredung mit dem Marquis und dachte zuletzt daran, aus Hamburg, aus Europa, in die Tiefe des Urwalds zu fliehen, überall hin, nur nicht dahin, wo ihr Mann ihr begegnen konnte. Der ehrenfeste Bruder bringt sie wieder auf den Weg der Pflicht. Sie will nach dem Schloß in Holstein zurückkehren. Auf dem Wege dahin berührt sie einen kleinen Ostseehafen, während ein fürchterlicher Sturm die See aufwühlt. Ein Schiff strandet, in dessen Takelwerk sich der heimkehrende Billow über Wasser zu halten sucht. Hippolyt, der Minna nachgereist ist, erscheint in dem Augenblick, als die Not der Schiffbrüchigen am höchsten war. Er unternimmt es mit einigen Schiffern, Hilfe zu bringen. Sie kommen bis zu dem gestrandeten Schiff. Billow ertrinkt und Hippolyt wird von einer herabstürzenden Raa tödlich getroffen. Ans Ufer gebracht, haucht er in Minnas Armen sein Leben aus. Wie Hyppolyt nach dem Wappenspruch gelebt hat und gestorben ist, so bestrebt sie sich von dem ihr zugefallenen Schlosse aus, ihr Leben mit Werken der Wohlthätigkeit auszufüllen.

Das Beste in diesem neuesten Romane Spielhagens ist die Schilderung des Hamburger Lebens in der Franzosenzeit. Daß diese Schilderung einen zuverlässigen

geschichtlichen Eindruck macht, läßt sich schon daraus abnehmen, daß Friedrich Perthes, der thätige und duldende Patriot, vom Dichter als wirksame Persönlichkeit, insbesondere als Ratgeber und Gesinnungsgenosse Minnas, verwendet wird. Spielhagen ist unbefangen genug, seiner Heldin dasselbe glaubensstarke und werkthätige Christentum beizulegen, von welchem die Lebensgeschichte jenes berühmten Buchhändlers berichtet, aber Spielhagen kennt das lebendige Christentum als eine Kraft Gottes zu wenig, er sieht im Christenglauben zu sehr eine menschliche Meinung, als daß er den Fehlgriff hätte vermeiden können, seine Heldin ganz plötzlich und so gut als unvermittelt aus der Sicherheit der christlichen Weltanschauung in die Leere und Wüste der Feindschaft gegen Gott hinüberspringen zu lassen. Damit hängt zusammen, daß Spielhagen seine Minna Warburg, die doch das personifizierte Pflichtgefühl ist, in völlig romanhafter, nach dem Sittengesetz wenig fragender Weise, innerlich und fast auch thatsächlich ihre Ehe mit Billow mißachten läßt. Wie sehr der Dichter die hier zu Tage tretende Inkongruenz gefühlt hat, geht daraus hervor, daß er den Konflikt im Herzen Minnas durch den jähen Tod des früheren Bräutigams beseitigt. Daran kann auch der Umstand nichts ändern, daß dieser Tod durch eine herrliche Bethätigung des noblesse oblige herbeigeführt wird. Auf die Frage: wie würde Minna mit ihrem zurückgekehrten Gatten gelebt haben, hat der Schlußmacher der Romandichter, der Tod, mit einem non liquet geantwortet.

Wer erinnert sich nicht, daß vor einiger Zeit eine große Menge von Juden aus Rußland vertrieben, nach Hamburg gekommen ist, um nach Amerika auszuwandern. Spielhagen hat sich nicht versagt, in seinem neuesten Roman einen wahren Musterjuden, aus Rußland seiner Zeit nach Hamburg gekommen, als den Idealmenschen hinzustellen. Samuel Hirsch ist ein echter deutscher Patriot, der in Napoleon den Widersacher seines Volkes und der Menschheit erblickt: „Wohl hat der Jud' ein Vaterland, wenn seine Väter auch nicht sind geboren und er selbst nicht ist geboren im selbigen Lande" „er glüht in zornigem Eifer um das geknechtete Deutschland, für dessen Befreiung er einstehen will mit allem, was er kann und vermag, Gott bittend, an denen, die es mit den Franzosen halten, nicht heimzusuchen ihre Unvernunft und Unehrbarkeit." Der Wohlthätigkeitssinn dieses Juden war „in seinem Kreise" sprichwörtlich und auch sonst vielen bekannt, die den alten Mann ihrerseits verachteten. Dem vor dem Abgrund des Bankerotts stehenden Senator Warburg hat Samuel „sein letztes baares Geld" gegeben! Als der Sohn des Senators heimlich nach Hamburg gekommen war, hat ihn der vortreffliche deutsch-patriotische russische Jude zwei Tage vor den Augen der Franzosen verborgen. Wer nach solchen Beweisen noch an der echtdeutschen Gesinnung desjenigen Teils des Judenvolkes zweifelt, das zur Zeit in Deutschland wohnt, dem ist nicht zu helfen. Spielhagen hat sein Mögliches gethan, um dem Antisemitismus entgegenzutreten. Wer nach der Bekanntschaft mit Samuel Hirsch noch die überlieferte Meinung hegt, daß die Juden das gewinnsüchtigste, eigennützigste Volk der Erde seien, dem ist nicht zu helfen. Noch mehr: Neben dem alten Hausarzt des Senators ist der alte Jude die einzige erfreuliche Erscheinung auf deutscher Seite. Von dem Sohne des Senators und der geradezu schwärmerischen Liebe zu seiner Schwester Minna rede ich nicht. Trotz den hier sehr stark aufgetragenen Farben hat man von dem jungen Warburg doch nur den Eindruck einer romanhaften Schattenfigur. In dem Franzosen Hippolyt hat Spielhagen einen ritterlichen edlen Mann gezeichnet. Daß einem solchen Franzosen ein deutsches Mädchen sein Herz schenkt, findet der Leser sehr begreiflich. Im Ganzen geht auch durch diesen Roman Spielhagens der Untergang und Vernichtung bringende Hauch des modernen Pessimismus. Der Leser muß sich am Ende des stilistisch vortrefflich gehaltenen Buches sagen, daß die Lektüre eine durchaus unerquickliche war und insbesondere daß der Dichter der Lösung des Konfliktes aus dem Wege gegangen ist.

Der Titel des Spielhagenschen Romans hat mir einen Roman von Karl von Holtei in Erinnerung gebracht, welcher denselben Titel hat und die Bedeutung des

noblesse oblige innerhalb des Lebenskreises darstellt, welchem die Devise ihr Dasein verdankt. Holtei gehört zur alten Schule, er ist als Romandichter nicht allgemein bekannt. Und doch verdienen seine im stärksten Gegensatz zum modernen Pessimismus stehenden Romane viel mehr Beachtung, als sie bisher gefunden haben. Mit seinem klassischen Roman „Christian Lammfell" habe ich schon manche Leserin bekannt gemacht und alle waren ohne Ausnahme entzückt von diesem vortrefflichen Buch. Nicht ganz so viel Lob verdient Holteis Noblesse oblige, aber doch mehr Lob als der gleichnamige Roman Spielhagens.

Graf Ulrich Eichengrün, Majoratsherr auf Eichenau hat zwei Söhne, von welchen der ältere sich der diplomatischen Laufbahn gewidmet und seinen Wohnsitz in der Residenz genommen hat, während der jüngere, Hermann, des Vaters Liebling, der Zögling einer Ritterakademie geworden ist. Auf dieser Schule hat der junge Graf mancherlei Freisinnigkeiten gelernt, mit welchen er in den Ferien bei der Schwester seines Vaters, der Gräfin Barbara, Aebtissin eines adeligen Stiftes, übel ankommt. Als jüngerer Sohn faßt er seine Stellung sehr nüchtern auf: „In unseren Zeiten hat der Adel ohnehin keine Bedeutung mehr; fehlt es ihm nun auch gar noch an Mitteln, sich durch einen gewissen Glanz hervorzuthun, so bleibt ihm ja gar nichts. Was ist denn ein armer Graf, daß er dieses leeren Titels halber seine Menschenrechte aufzuopfern gezwungen wäre, die jedem Bürger- und Bauernsohne gesichert sind? Was ist denn Graf Hermann Eichengrün auf Habenichts? „Er ist der Sohn seiner Väter," erklärt Tante Barbara, „der Sproß eines edeln Stammes. Er ist ein Kavalier. Er ist geboren mit dem Namen hoher Ahnen und hat vollauf zu thun, will er diesem keine Schande machen." Diese Worte waren ein Nachklang der Worte, welche Tante Barbara von ihrer sterbenden Mutter gehört hat: „Vergiß niemals meinen Wahlspruch noblesse oblige." Diesem Spruch hat sie sich in jungen Jahren gefügt, obschon mit bitterem Schmerz. Die junge schöne Gräfin Barbara war willens, einem polnischen Fürsten die Hand zu reichen, der einer heruntergekommenen Familie angehörte. Ihr Vater war gegen diese Verbindung und stellte für den Fall, daß Barbara nicht von dem Fürsten lassen würde, in Aussicht, sein Vorhaben, ein Majorat zu stiften, fallen lassen und sich zum zweitenmal verheiraten zu wollen. Der Familiensinn siegt über die Liebe zu dem polnischen Fürsten. Barbara opferte ihr Lebensglück dem Glück des Hauses und wurde eine alte Jungfer. Kein Wunder, daß der kindjunge Neffe Hermann mit seiner liberalistischen Schulweisheit voll Ehrerbietung an der Aebtissin hinaufsah und ihrem Rate, im Gegensatz zu seiner, der Land- und Forstwirtschaft zugewandten Neigung, folgte und in die Armee eintrat. Als Fähnrich traf er in der Residenz mit seinem älteren Bruder Theodor zusammen, der ein üppiges, liederliches Leben geführt hat und unter dem Worte noblesse oblige die rein äußerlichen Standesverpflichtungen versteht, zu deren Erfüllung nicht edler Sinn, sondern Hochmut ein genügender Ansporn ist. Anfangs fühlte sich Hermann von Theodor abgestoßen. Wie könnte er diesem Bruder von der Liebe erzählen, welche ihm ein junges Mädchen, Schülerin eines Dameninstituts, eingeflößt hat. Er denkt ganz ernsthaft daran, wie herrlich es wäre, wenn die schöne Matilde seine Frau würde. Der wahrscheinliche Standesunterschied macht ihm Kummer, aber darüber weiß ihn die verständige Tante Barbara zu beruhigen: „Mesalliancen, was man im gewöhnlichen Sinne so nennt, dürften gar nicht existieren, wenn ich zu befehlen hätte; das heißt, ich würde keinen Anstoß daran nehmen, daß sie geschlossen würden. In meinen Augen ist's eine weit ärgere Mesalliance für einen honetten Kavalier, die alberne, herzlose Tochter des ältesten Hauses zu heiraten, als die frische, edle, blühende eines armen Beamten, Gelehrten oder meinethalb Handwerkers. Ja, ich gehe noch weiter: Der hohe Adel soll sich auf seine Privilegien und Vorrechte vor der Welt nichts einbilden, so lange diese nicht dem Erben eines großen Geschlechts das naturgemäße Privilegium zugesteht, diejenige zu seinem Range zu erheben, die ihn zu ihrer Seele, zu ihrem Herzen erhob; so lange dieses Privilegium nicht durch die That anerkannt wird;

und eine solche Gemahlin nicht überall, in jedem Kreise, auch in den allerhöchsten, für ebenbürtig gilt. Ich berufe mich dabei auf die stolzeste und mächtigste Aristokratie Europas und behaupte, daß der unsrigen etwas mangelt, weil es bei uns nicht so ist." — Graf Theodor ist, nachträglich in das Herzensgeheimnis eingeweiht, entschieden gegen die drohende Verbindung Hermanns mit Matilde. Er weiß, daß er selbst niemals Majoratsherr wird, daß er bald sterben muß und daß Hermann der einzige Erbe des Vaters wird. Seines und eines ihm befreundeten Kammerherrn Bemühungen gelingt es, nach und nach aus dem kindlich-unbefangenen, offenherzigen Hermann einen klugen, besonnenen, fühllosen Weltmenschen zu machen. Das warme Herz Hermanns war zum schweigsamen Tölpel geworden, der sich nicht mehr regen darf, will er nicht verhöhnt werden. Der berechnende, abwägende, kombinierende kalte Verstand hatte den jungen Grafen gelehrt, nur an sich zu denken, natürlich in erster Linie daran, daß er Graf sei. Bruder Theodor brachte es auch fertig, daß Hermann sich mit einer koketten, von ihrem Manne getrennt lebenden Frau bekannt machte und darüber Matilde völlig aus dem Gedächtnis verlor. Hermann ging ganz im vornehmen Thun und Treiben auf. „Er hatte verlernt, sich noch auf Etwas, über Etwas zu freuen. Alle Genüsse meinte er erschöpft, die Jugend mit ihren thörichten, doch wonnevollen Irrtümern, mit ihren himmlischen Täuschungen wähnte er hinter sich zu haben. Seine einzige und eines vornehmen Kavaliers höchste Aufgabe suchte er darin, sich nun auch über nichts mehr zu ärgern, sich durch nichts mehr aus jenem Gleichmut bringen zu lassen, der den Großen hauptsächlich vom Pöbel unterscheiden soll. Wir müssen so hoch stehen, daß uns nichts mehr berührt und erreicht, was die niedrigen Massen bewegt und erschüttert. Wir müssen auf sie herabsehen können und immer lächeln, mitleidig — huldreich — verächtlich — wie es kommt!" Nach des Bruders Tod fühlt er sich vom Druck, welchen die Stellung des jüngeren Bruders mit sich bringt, befreit, nun will er genießen, aber nicht wie ein Plebejer, nein, mit Bewußtsein, mit Würde, mit Rücksicht auf Stand und Rang, in den Grenzen, die seine Geburt ihm vorzeichnet: noblesse oblige. Welche Auslegung weiß er dem Wahlspruch der Tante Barbara zu geben! Das Centrum des Adels hat er preisgegeben, er treibt sich außen in der Peripherie herum; aber Hermann hat sich nur verirrt, er kann sich zurechtfinden, wenn „ein warmer Sonnenblick der Huld, ein milder Hauch göttlicher Gnade" sein hartes Herz erweicht. — Nach mancherlei Erlebnissen seiner Romanfiguren läßt Holtei den, nach Resignation seines Vaters, Majoratsherrn gewordenen Hermann mit Matilden zusammentreffen, welche die Tochter eines uralten adligen Geschlechts mütterlicherseits ist. Ihre Mutter aber ist — wie es sich für einen regelrechten Roman paßt — jene kokette, nun schnell verständig gewordene Frau, die mit ihm in der Residenz verkehrt hat. Der Vater, die Tante, Matildens Mutter und durch ihre jungfräuliche Zurückhaltung am meisten Matilde selbst, alle helfen zusammen, daß der fast erloschene Funke der Jugendliebe des Majoratsherrn wieder zur Flamme wird. Sein Jugendsinn erwachte wieder, er fühlte sich wieder heimisch im väterlichen Besitz, er wurde freundlich, mitteilsam gegen seine Untergebenen. „Der vornehme, unteilnehmende Diplomat machte nach und nach einem freundlichen, wohlwollenden Gutsbesitzer Platz, der dem gutmütigen Hermann von ehedem so sehr ähnelte, wie nur ein Mann von siebenundzwanzig Jahren einem Jünglinge von siebzehn ähneln kann. Ernster, gehaltener, besonnener, auch wohl ein bißchen stolzer, doch ohne Hochmut; ohne jene herablassende, unmenschliche Gnade, die desto schärfer schneidet, je feiner und zierlicher sie zugeschliffen ist."

Auf Einzelheiten des Romans einzugehen unterlasse ich. Sonst könnte auf große Vorzüge desselben vor den Dichtungen andrer Romanciers, auch auf manche Schwächen hingewiesen werden. Nur darauf sei hingewiesen, daß man auch in diesem Romane Holteis Praxis erkennt, nur solche Personen, bis zu Dienern und Kammerjungfern herab, auftreten zu lassen, deren Originale er mit ihren thatsächlichen Vor- und Zunamen, Wohnort u. s. w. namhaft machen konnte. Ihm stand immer dramatisch-

lebendig in Gestalt, Gesicht, Sprachweise, Kernwort die Person vor dem inneren Auge, welche er im Roman zu Wort kommen ließ. Wie er die höheren Klassen der bürgerlichen Gesellschaft gekannt hat, so hat er auch die unteren Schichten gekannt. Wie oft kennen die Romanschreiber weder die vornehmen noch die geringen Leute!

Zur Verwirklichung der noblesse oblige gehören durchaus keine besondern Vorzüge äußerlicher Natur, wie wissenschaftliche und künstlerische Talente, Bildung; das gehört aber dazu, daß einer das Herz auf dem rechten Fleck hat, daß einer das Bewußtsein von Pflichten und Aufgaben hat, daß einer auch den Adel als Beruf auffaßt, daß man auch als Adliger zu den Arbeitsbienen und nicht zu den Drohnen gehören soll. Nur um der Drohnen willen ist der Adel vielfach gehaßt.

Ein aus dem Leben gegriffenes Beispiel dafür, daß das noblesse oblige ohne alle Reflexion, in unmittelbarster, angeborner, edler Gesinnung geübt werden kann, bietet der in der Reclamschen Universalbibliothek erneuerte komische Roman „Siegfried von Lindenberg“ dar. (Bd. 206—209.) Dieser Roman ist zum erstenmal 1779 erschienen. Sein Verfasser, Johann Gottwerth Müller in Itzehoe erwartete nicht, daß sein Siegfried ihn überleben werde und doch ist sein Buch nicht nur für wert gehalten worden, nach mehr denn hundert Jahren aufs neue gedruckt zu werden, sondern selbst in dem großen Unternehmen der sog. Kürschnerschen National-Litteratur auszugsweise mitgeteilt worden. (Band 107.) Siegfried von Lindenberg war ein pommerscher Landjunker von viel Selbstgefühl, der römische Kaiser und der preußische König waren in seinen Augen Edelleute wie er selbst, nur daß sie etwas mehr Land und Leute regierten, als er selbst. Von seinen Eltern hatte er die denkbar schlechteste Erziehung genossen. Seine Kenntnisse waren fast gleich Null. Die bekanntesten Fremdwörter im gewöhnlichen Verkehr hat er stets, wie das gemeine Volk, vom Dialekt seiner Heimat aus umgestaltet. Zahllos sind die Blößen, welche sich dieser pommersche Don Quichotte giebt. Und doch war er den Insassen seines Dorfes Lindenberg gegenüber „ein Vater des Vaterlandes,“ dessen gütige, sorgende, ratende, helfende Hand darum nie müßig war, weil er das Herz auf dem rechten Fleck hatte. Seine „innere Größe und Würde und seine unermeßliche Unwissenheit und der Mangel an aller Ausbildung“ stehen im wirkungsreichsten Kontrast. „Siegfried von Lindenberg“ giebt ein bis in die kleinsten Züge wahres Bild von den kleinen Landesherren, welche vor hundert Jahren im römischen Reiche deutscher Nation sich durch eine Menge von Albernheiten und Lächerlichkeiten in äußeren Dingen, aber durch edlen, großen Sinn im Verkehr mit den sog. „Unterthanen“ mit Fremden, mit Standesgenossen auszeichneten. Mit dem Satze noblesse oblige hätte man dem biederen Junker Siegfried nicht kommen dürfen, denn er verstand kein Wort Französisch, aber was ihm sein Pfarrer bei der Auslegung des lutherischen Katechismus gesagt hat, das ist ihm im Herzen geblieben und die Richtschnur seines Lebens geworden.

Ich stelle den alten Roman Joh. Gottw. Müllers über den Roman Holteis und diesen über den Roman Spielhagens.

Englische Stimmen über Deutschland.

Von

Rev. L. A. Schleicher.

Ein weiser Mann wurde einst gefragt, wie es sich feststellen ließe, welcher Nation der erste Platz unter den Kulturvölkern gebühre, da doch ein jedes Volk denselben für sich selbst in Anspruch nähme. Er erwiderte, daß dasjenige Volk das erste sei, dem alle anderen den zweiten Platz zugeständen. Aber, so fragte man weiter, wenn nun die anderen Völker verschiedener Meinung sind? So erkenne man, war die Antwort, die Palme demjenigen Volke zu, welchem die stolzeste und exklusivste unter den Nationen, deren Stolz sich auch auf große nationale Errungenschaften gründet, den zweiten Rang einräumt. Die stolzeste, die exklusivste, und zugleich auch eine der allertüchtigsten unter den europäischen Nationen sind nun unbestritten die Engländer. Und wenn die Frage sich erhebt, welche Stellung wir Deutschen unter den Kulturvölkern Europas beanspruchen dürfen, so muß auf die Entscheidung wirklich urteilsfähiger Engländer besonders großes Gewicht gelegt werden, einerseits, weil sie uns stammverwandt sind und deshalb für unsere deutsche Art ein tieferes Verständnis haben dürften, als z. B. die Franzosen — andererseits auch, weil ihr Urteilsvermögen durch keine tiefergehende politische Feindseligkeit getrübt ist. Für uns Deutsche unterliegt natürlich unsere Führerstellung in Europa keinem Zweifel; unser „Deutschland, Deutschland über Alles, über Alles in der Welt" singen wir aus tiefster Herzensüberzeugung. Aber da wir selbst zu den streitenden Parteien gehören, müssen wir doch diesen Spruch, so natürlich er auch ist, mit großem Mißtrauen betrachten, bis er durch die Entscheidung eines unparteilichen Appellationsgerichts bekräftigt worden ist. Und unter all' den Nationen Europas dürfen wir unbedingt das gerechteste, das unparteiischste und das verständigste Urteil von den Engländern erwarten.

Natürlich muß dies aber nur von denjenigen Engländern verstanden werden, welche wirklich in der Lage sind, sich ein Urteil über Deutschland zu bilden. Londoner Journalisten, welche unter dem Einflusse der politischen Tagesströmungen in den Tag hinein schreiben, ohne von deutschen Verhältnissen oder von deutscher Kultur auch nur die mindeste Ahnung zu haben, dürfen natürlich nicht befragt werden. Wohl aber können wir mit Achtung hinhören auf die Stimmen derjenigen Engländer, welche selbst gediegene Geistesbildung besitzen und dabei nicht von einer aus Unwissenheit hervorgehenden Verachtung gegen alles Fremde erfüllt sind — welche ferner unser Land und Volk mit eigenen Augen gesehen haben, in unserer Litteratur wohlbewandert sind und

unserer Art ein liebendes Verständnis entgegenbringen. Und keiner, der sich viel unter wahrhaft gebildeten Briten bewegt hat, wird leugnen können, daß die Anzahl dieser Freunde und Bewunderer des Deutschtums unter den Engländern außerordentlich groß und im stetigen Wachsen begriffen ist. In Kreisen, wo wahre Bildung die Geister über die engen Schranken nationaler und insularer Voreingenommenheit hinausgehoben hat, hört man oft über unser Volk mit einer Begeisterung und unverhohlenen Bewunderung reden, welcher sich selbst ein patriotischer Deutscher nicht immer ganz anzuschließen vermag. Es ist ein Erfahrungssatz, der wohl wenig Ausnahmen erleiden dürfte, daß wenn ein Engländer erst einmal zu einem vollen Verständnis des deutschen Wesens gelangt, er sich ohne Rückhalt diesem Einflusse hingiebt und sogar den gewöhnlichen Deutschen in der Verehrung des Deutschtums übertrifft.

Dieser Sinn für deutsches Wesen ist auch durchaus nicht auf einen kleinen inneren Zirkel beschränkt. Vor dem Auftreten des Thomas Carlyle, des großen Apostels des Deutschtums in England, war allerdings unsere Heimat für die meisten seiner Landsleute eine unbekannte Weltgegend, bewohnt von halbwilden Husaren- und Ulanenstämmen, welche sich von rohem Schinken nährten und Kirschbranntwein dazu tranken. Aber seit den dreißiger Jahren ist der Einfluß des deutschen Geistes in der englischen Litteratur entschieden in den Vordergrund getreten. Seit jener Zeit ist es den unverbesserlich beschränkten „Philistern"*) überlassen worden, geringschätzig von Deutschland zu reden; jeder bedeutende Schriftsteller aber, den England während der letzten fünfzig Jahre hervorgebracht hat — jeder Schriftsteller wenigstens, dessen geistige Entwickelung nicht, wie z. B. diejenige Macaulays, vor dieser Periode schon abgeschlossen war — hat bewußt oder unbewußt deutsche Ideen (German ideas) gepredigt, und sich mit warmer und dankbarer Bewunderung über Deutschland ausgesprochen. Alle äußern sie in den verschiedensten Tonarten das, was einer der größten unter ihnen fühlte, als er Deutschland „die Mutter Europas" nannte, von der seit der Völkerwanderung jede schöpferische Kulturbewegung für unsern Weltteil ausgegangen sei. Sogar die englischen Zeitungsschreiber hat während des letzten Jahrzehnts die Scheu vor der Verachtung jedes Gebildeten veranlaßt, mit gebührendem Respekt von unseren wissenschaftlichen und militärischen Leistungen zu reden.

Wird unser Vaterland jetzt von ihnen erwähnt, so heißt es „deep thinking Germany" (das tiefdenkende Deutschland); es ist ferner „das Land der Denker", die Heimat der Forscher und Denker", „das Land, welches so lange für ganz Europa die fruchtbare Mutter neuer Ideen in der Theologie, der Geschichte, der Metaphysik und der Philologie gewesen ist", „das gelehrte, hochgebildete Deutschland". Von einem hochgelehrten Engländer heißt es, daß er „unterwiesen ist in aller Weisheit der Deutschen" (learned in all the learning of the Germans). Man liest von der „deutschen Gründlichkeit" und der „unverrückten Pflichttreue und wunderbaren Präzision, mit welcher in Deutschland alles, was sich auf die Volkswohlfahrt bezieht, ausgeführt wird" (that unvarying fidelity and precision which characterize the German people in most matters of national duty and concern). Die deutsche Sprache ist „die reiche und kraftvolle Sprache Luthers" (the rich and energetic language of Luther), „die reinste und allein selbstgenugsame unter den neueren Sprachen", welche „zugleich des sanftesten, lieblichsten Wohllauts und der gewaltigsten Macht und Majestät, der einschmeichelndsten Weichheit und der brausendsten Posaunenklänge fähig ist".

Es ist der Zweck dieses Schriftchens, durch Auszüge aus den besseren englischen Schriftstellern dem deutschen Leser klar vor die Augen zu führen, was gebildete Briten von unserem Vaterlande wirklich denken und sagen. Das gewissenlose Geschreibsel einer unverantwortlichen Tagespresse hat zwischen zwei edlen Völkern, welche einander mehr gewesen sind und auch in Zukunft noch sein können, als irgend zwei andere Völker in

*) Philistines — ein dem Deutschen entliehener Ausdruck.

Europa, einen Staub aufgewirbelt, der jedem von beiden die wahre Gesinnung des anderen verhüllt. Denn wenn wir auch seine Fehler und Mängel nicht zu übersehen vermögen, im Grunde unserer Herzen lieben, achten und bewundern die Besten unter uns dennoch das englische Volk. „Britin, ich liebe dich, Britin, ich liebe dich mit Bewund'rung", so fühlte nicht nur Klopstock; so fühlten auch Herder, Lessing, Goethe, Schiller, Niebuhr, Bunsen; so fühlen trotz mannigfacher Reibungen und Eifersüchteleien immer noch die Edelsten unserer Nation. Und daß, trotz der Tagespresse, welche diese kleinlichen Eifersüchteleien von Zeit zu Zeit widerspiegelt und schürt, diese Gefühle von den Besten der englischen Nation auf das wärmste erwidert werden, dürfte aus dem Folgenden zur Genüge hervorgehen. Der Beifall, den England uns zollt, ist kein herablassendes Achselklopfen; er ist die offene und rückhaltlose Bewunderung eines hochherzigen Brudervolkes. Möge denn dieses Büchlein ein klein wenig dazu beitragen, den Nebelschleier des Mißverständnisses, welches zur Zeit zwischen den beiden Völkern waltet, etwas zu lüften, damit sie bald wieder einander ohne entstellendes Medium klar in die Augen sehen können!

Es sei mir vergönnt, die Reihe von Citaten zu eröffnen mit einem Briefe, welchen der große Staatsmann Sir Robert Peel in den vierziger Jahren an Bunsen schrieb. In diesem Briefe sagt Peel von den Deutschen: „Sie sind ein edles Volk, groß sowohl im Frieden als auch im Kriege. Die Einheit und die Vaterlandsliebe dieses Volkes, weches den Mittelpunkt Europas bildet, ist die einzig sichere Bürgschaft für den europäischen Frieden. Von ganzem Herzen hoffe ich, daß jedes Mitglied dieses erlauchten Stammes nicht nur sein engeres Vaterland lieben möge, sondern daß sein Patriotismus über die engen Schranken desselben hinausflutend ihn mit dem stolzen Bewußtsein erfüllen möge, daß er ein Deutscher ist und daß Deutschland auf die thatenmutige Liebe aller seiner Söhne ein heiliges Anrecht hat. Ich hoffe, ich darf auf die Gesinnung eines jeden Deutschen einen Schluß ziehen von den Gefühlen, welche in meiner eigenen Brust wachgerufen wurden durch ein einfaches Lied, welches aber den eisernen Entschluß eines mächtigen Volkes in sich birgt, und mit Nachdruck es ausspricht:

„Sie sollen ihn nicht haben
Den freien deutschen Rhein!"

Sie werden ihn nicht bekommen, und den Rhein wird ein Lied schirmen, wenn, wie ich von Herzen hoffe, der Geist jenes Liedes eine jede deutsche Brust beseelt. Sie werden schon denken, daß ich selbst ein guter Deutscher bin — und das bin ich auch, wenn die innigsten Wünsche für die Einigkeit und Wohlfahrt des deutschen Volkes einen guten Deutschen ausmachen."

Was einsichtsvollen Engländern besonders an uns auffällt, ist nicht nur unsere Gründlichkeit und Wissenschaftlichkeit, sondern unsere geduldige, eiserne Ausdauer und unser unerschütterlicher Glaube an das Unsichtbare.

„Die Deutschen," sagt Carlyle, „sind das einzige reine unvermischte Volk Europas. Sie sind nie wirklich von einem fremden Volke unterworfen worden; und, wenn man bedenkt, was für ein weites, offenes und fruchtbares Land sie bewohnen, so beweist schon diese Thatsache unwiderleglich den männlichen unbezwingbaren Charakter der Nation. Das Hauptmerkmal des deutschen Geistes ist eiserner Mut (valour), jene kaltblütige, beharrliche, eherne Ausdauer, welche durch gute Gerüchte und böse Gerüchte unentwegt vorwärts schreitet, und durch die allein große Dinge geleistet werden."

Charles Kingsley, der edle Verfasser der „Hypatia" findet die Größe des deutschen Geistes in seiner „instinktmäßigen Auffassung des Unsichtbaren."

„Uns fehlt," sagt er, „jener deutsche Instinkt für das Unsichtbare, jene majestätische Kindlichkeit des deutschen Geistes. Dieser Instinkt für das Unsichtbare (instinct for the unseen) — man nenne ihn nun Enthusiasmus, Mystizismus oder wie man wolle, er bleibt doch eine lebendige und für Europa unendlich segensreiche Thatsache — verleiht

der deutschen Philosophie, Poesie, Kunst, Religion und vor allem dem deutschen Familienleben einen eigentümlichen Wert und ist gerade die Ergänzung, welche wir Engländer brauchen, um unseren nüchternen praktischen Sinn vor der Entartung in dem Materialismus zu bewahren."

In demselben Sinn äußert sich Sir James Stephen, der geniale Verfasser der „Lectures of the History of France" über die Stellung Deutschlands unter den westlichen Kulturvölkern:

„Ich habe schon meine Ueberzeugung ausgesprochen, daß nach göttlichem Ratschlusse jedem Volke ein eigentümlicher Charakter zugehört, welcher es zur Ausführung seiner besonderen geschichtlichen und kulturellen Aufgabe befähigt. Den Franzosen ist die Rolle geworden, das Leben zu verfeinern und zu humanisieren. England sollte der Führer Europas auf praktischem Gebiete sein und sie im Handel und in der Staatskunst unterweisen. Aber für Deutschland war vorbehalten die höchste und herrlichste Aufgabe, welche je einem Volke geworden ist, seit die Hebräer, die Griechen und die Römer der Menschheit die Segnungen der Religion, der Weisheit und des Gesetzes vermitteln durften. . . . Wenn es heißt, daß bei der Teilung der Welt England das Meer zugefallen sei, Frankreich das Land und Deutschland die Wolken, so ist das eine Halbwahrheit, welche der Deutsche von sicherer Höhe herab belächeln darf. Denn heilige Ehrfurcht in der Betrachtung alles Erhabenen, kühne Phantasie in der Darstellung alles Schönen, duftige Zartheit in der Empfindung alles Lieblichen, eiserne Geduld im Forschen nach der höchsten Wahrheit, männliche Kühnheit im Aussprechen jeder Herzensüberzeugung, hochherzige Duldsamkeit in der Beurteilung jeder ehrlichen Meinungsverschiedenheit, das sind nach wie vor die organischen Hauptmerkmale des deutschen Geistes."

Das Folgende ist ein Auszug aus einem längeren Artikel, in welchem George Eliot, die hochbegabte Romanschriftstellerin, mit sprühendem Witze zu Felde zieht gegen die „snobbish Philistines" (spießbürgerlichen Philister), welche im Hochgefühl ihrer eigenen Verstandsklarheit die Deutschen als „nebulöse Metaphysiker" (cloudy metaphysicians) belächeln.

„Sollen wir es anzudeuten wagen, daß dieser Ausdruck zur Kennzeichnung des deutschen Nationalcharakters nicht ganz hinreichend ist? Denn erstens besteht nur ein kleiner Bruchteil des deutschen Volkes aus Metaphysikern. Es giebt unter ihnen auch Bäcker, die ausgezeichnetes Brot backen, welches vielleicht nur an Schwere hinter dem britischen Brot zurücksteht. Zweitens ist der hervorragendste unter den deutschen Metaphysikern, Kant, nebulös nur in dem Sinne, in welchem ein Mathematiker sich nebulös ausdrückt für den, welcher keine Mathematik versteht. Was kann nebelhafter sein, als ein Buch über Geometrie für denjenigen, welchem weder der Gegenstand noch die Terminologie geläufig sind? Was ist mehr laputanisch und verworren, als algebraische Formeln für einen, der sich nie mit Algebra beschäftigt hat? Kant war ein strenger Denker, der, wie jeder andere strenge Denker, sich nach Ausdrücken umsehen mußte, welche durch langen Gebrauch noch nicht abgeschliffen, und von verwirrenden Ideenverbindungen frei waren. Will man Kant verstehen, so ist das Folgende ein ausgezeichnetes Rezept: Erst schaffe man sich einen Kopf an, der fähig ist, seinem Räsonnement zu folgen, sodann mache man sich mit seiner Ausdrucksweise vertraut. Hält man sich an dies Rezept, so ist die „Kritik der reinen Vernunft" freilich immer noch keine leichte Lektüre, aber sie ist ganz gewiß nicht „nebulös." Es ist allerdings kein geeignetes Buch für den Klubtisch. Dort möchte vielleicht ein Mitglied, welches es durchblättert und dabei auf Ausdrücke, wie „synthetische Urteile," „Antinomien" u. dgl. stößt, sich einer überlegenen Verstandesschärfe bewußt werden und ausrufen: „Nein, was ist das nun wieder für ein Blödsinn! Was doch diese Deutschen für Träumer sind!" Aber es ist auch möglich, daß, wenn dies mit so klarem Verstande begabte Klubmitglied aufgefordert würde, die Ausdrücke „Koefficient" und „Hypotenuse" zu erklären, und man ihm zu verstehen gäbe, daß man mit einem vielsagenden Lächeln nicht zufrieden sein würde,

er die peinliche Entdeckung machen dürfte, daß auch diese Ausdrücke höchst nebelhafter Natur sind. Es ist eine unserer interessantesten Schwächen, daß wir alle glauben, Klarheit höre da auf, wo unsere eigene Sehkraft nicht mehr hinreicht.

Drittens verwahren wir uns gegen den Ausdruck „cloudy metaphysician“ als stehende Bezeichnung der Deutschen, weil er eine andere thörichte Gewohnheit erzeugt hat, mit der wir uns durchaus nicht befreunden können. Eine Ansicht wird nämlich oft mit den Worten verworfen, daß sie deutsch sei. Nun giebt es ja allerdings eine eigentümlich deutsche Anschauungsweise, gerade wie es eine englische Anschauungsweise, eine französische Anschauungsweise, eine Hindu-Anschauungsweise giebt, und so weiter bis herab zur Anschauungsweise des Patagoniers, welche vielleicht von allen die am wenigsten metaphysische ist. Natürlich ist die englische Anschauungsweise die vernünftigste von allen und alle Nichtengländer sind auf das tiefste zu bemitleiden. Aber das Menschengeschlecht ist nicht nach einem gleichförmigen Plane erzogen worden; und gerade dieser Einteilung desselben in verschiedene Rassen und Völker verdanken wir jene Verschiedenheit der nationalen Begabungen und Gesichtspunkte, welche die menschliche Erkenntnis der Innen- und Außenwelt immer mehr bereichert und vervollständigt. Und keiner, der nur irgendwie mit den Erzeugnissen des deutschen Geistes auf irgend einem Felde vertrau ist, wird leugnen können, daß aus den Eigentümlichkeiten jenes Geistes Leistungen von außerordentlicher Bedeutung für die geistige Entwickelung des Menschengeschlechts hervorgewachsen sind.

Der deutsche Geist besitzt im hohen Grade zwei Elemente, welche sonst für unvereinbar gelten — nämlich einen theoretischen Gesichtskreis von weitester Ausdehnung (largeness of theoretic conception) und dabei doch eine außerordentliche Gründlichkeit in der Erforschung der Einzelheiten. Die Theorie des Deutschen ist allumfassend; seine Details sind genau und vollständig. Es giebt keinen Menschen, der so wenig geneigt wäre wie der Deutsche, aus mangelhaften Voraussetzungen einen Schluß zu ziehen oder eine ungenaue Angabe durchschlüpfen zu lassen; auf der anderen Seite hat aber auch kein Mensch eine tiefere Verachtung für oberflächliche Forschungen, welche nicht „wissenschaftlich“ d. h. nicht durch eine vernünftige Theorie verknüpft sind, oder wenigstens im vollen Bewußtsein des Bedürfnisses einer solchen Theorie ausgeführt werden. Wenn er Experimente anstellt, so wird er gründlich in seinen Experimenten sein; ist er ein Gelehrter, so werden alle seine Forschungen das Gepräge strengster Gründlichkeit an sich tragen. Daher kommt es, daß wer heutzutage irgend einen Gegenstand von Grund aus studieren will, deutsche Bücher benutzt, oder doch es schmerzlich empfindet, wenn seine Unkenntnis der deutschen Sprache ihm die Benutzung derselben unmöglich macht. Daher kommt es auch, daß in jedem guten philologischen, geschichtlichen und naturwissenschaftlichen Werke, welches heutzutage in Frankreich oder England herauskommt, die Anmerkungen von deutschen Namen wimmeln. Wenn die Deutschen nicht wären, so gäbe es überhaupt keine wissenschaftliche Geschichtsforschung; ohne die Deutschen und ihre eiserne Ausdauer, ihre Gründlichkeit, ihr Bedürfnis nach einer Theorie, welche vorübergehende Erscheinungsformen in vernünftigen kausalen Zusammenhang bringt, wäre uns die Weltgeschichte heute noch ein verworrenes unverständliches Chaos. Kurz, wenn heutzutage überhaupt jemand ohne eine Kenntnis des Deutschen auf Bildung Anspruch machen darf, so ist das nur, weil die Litteratur der beiden anderen großen europäischen Kulturvölker von den Resultaten deutscher Arbeit und genialer deutscher Geistesthätigkeit durchdrungen ist.“

Besonders und mit Recht sind wir Deutschen stolz auf unsere Litteratur, welche wir trotz unserer strengen Gerechtigkeitsliebe in der Beurteilung fremder Leistungen für die größte der Neuzeit halten. Noch zu Klopstocks Zeiten erkannten wir hier den ersten Rang den Landsleuten Shakespeares zu; aber schon damals rüstete sich Deutschland, dem stolzen Albion die Siegespalme abzuringen. Jeder erinnert sich der schönen Ode, in welcher Klopstock mit prophetischem Geiste den Wettlauf der beiden Musen beschreibt.

„Mit der britannischen,“ so singt er, „sah ich im Streitlauf Deutschlands Muse heiß zu den krönenden Zielen fliegen.“ Er sah, wie „glühende siegswerte Röten flammend die Wangen der jungen bebenden Streiterin überströmten.“ Aber den Ausgang des Kampfes war es ihm nicht vergönnt zu schauen:

„Der Herold klang! Sie flogen mit Adlereil'.
Die weite Laufbahn stäubte, wie Wolken, auf.
Ich sah: vorbei der Eiche wehte
Dunkler der Staub, und mein Blick verlor sie.“

Wem in diesem edlen Wettkampfe der Siegespreis zu teil geworden, das wollen wir aus dem Munde der Briten selber hören.

Wie schon erwähnt, war Thomas Carlyle, oder „Altmeister Thomas“, wie ihn die Engländer gerne nennen, der erste, welcher seine Landsleute auf die Bedeutung der neueren deutschen Litteratur hinwies. Seine Lebensaufgabe hat darin bestanden, seinem Volke das deutsche Geistesleben zu vermitteln; und der Einfluß, welchen durch seine und seiner Jünger Thätigkeit das Deutschtum auf die englische Denkweise ausgeübt hat, ist größer, als viele Engländer ahnen. Das folgende ist ein Auszug aus seinem ersten epochemachenden Artikel über die deutsche Litteratur in der „Edinburgh Review“ und schildert das allmähliche Steigen unseres Volkes in der Achtung Europas.

„Vor mehr als einem Jahrhundert legte sich der Jesuitenpater Bonhours die prägnante Frage vor: Si un Allemand peut avoir de l'esprit — ob ein Deutscher Geist haben könnte? Wenn der Pater Bonhours bedacht hätte, welchem Lande Kepler und Leibniz angehörten oder welchem Volke Europa die drei Hauptelemente der modernen Kultur — nämlich das Schießpulver, die Buchdruckerkunst und die Reformation — zu verdanken habe, so hätten diese Thatsachen vielleicht etwas Licht auf seine Untersuchung geworfen. Hätte er das Nibelungenlied gekannt — hätte er gewußt, in welchem Lande Reineke Fuchs und Faust und das Narrenschiff und vier Fünftel der Volkssagen, des Volkshumors und der Volksromantik, welche es im 16. und 17. Jahrhundert in Europa gab, entstanden waren ......, wer weiß, ob er dann nicht die staunenswerte Entdeckung gemacht hätte, daß ein Deutscher wirklich ein wenig esprit haben kann und vielleicht noch etwas besseres. Aber diese Verfahrungsweise war dem Pater Bonhours viel zu umständlich. Die Bewegung durch einen leeren Raum geht bekanntlich viel schneller und sicherer von statten, als durch ein Widerstand leistendes Medium, besonders für leichte Körper: und so gelangte denn das luftige Jesuitlein, da ihm weder Fakta noch Prinzipien hindernd entgegenstanden, zu seinem vorgefaßten Schlußsatze, und entschied mit der größten Selbstzufriedenheit die Frage, ob ein Deutscher Geist haben könne, im verneinenden Sinne. — So ließ denn der Pater Bonhours seinen leichtfertigen Witz an den Deutschen aus; aber er hat schwer dafür büßen müssen. Durch diese *eine* schlecht angebrachte Witzelei ist nämlich der unglückliche Jesuit dazu verdammt, bis auf späteste Zeiten fortzuleben. Der Gnadenstoß vollständiger Vergessenheit ist ihm auf immer versagt; und so hängt er in seiner eigenen Schlinge über dem schwarzen Lethestrome, den er mit den Füßen berührt, aber in dem er nie ganz versinken kann. Andere zu verachten, ist immer ein gefährliches Vergnügen; aber man kann sich ihm wenigstens mit größerer Sicherheit hingeben, *nachdem* man sich die Mühe genommen hat, den anderen kennen zu lernen, als *vorher*. ......

Aber woher kommt es, daß die Deutschen, welche so viel für Europa gethan, während des letzten Jahrhunderts so wenig Beachtung gefunden haben?

Der Grund liegt wohl hauptsächlich darin, daß sie während dieser Zeit teils ihre eigene Kraft noch nicht kannten, teils aber auch mehr verleumdet und verkannt worden sind, als irgend ein anderes Volk. Werfen wir einen Blick auf ihre Geschichte, so kann uns dies nicht befremden. Von der Zeit des Opitz und Flemming bis zur Zeit Klopstocks und Lessings (vom Anfange des 17. bis zur Mitte des 18. Jahrhunderts)

besaßen sie keine Litteratur, welche im Auslande bekannt war, oder bekannt zu sein verdiente. Während dieser Periode war ihre politische Lage von außen höchst bedrückend und unglücklich; und von innen war das Volk in so viele Parteien und Staaten zersplittert, daß es sich als Nation zu fühlen aufgehört hatte; seine Energie im Kriege und in den Werken des Friedens konnte sich nie recht geltend machen: denn sie war zersplittert, innerlich entzweit und unter fremdem Einfluß. Die Franzosen, welche sie zugleich beraubten und verhöhnten, stellten sie dem übrigen Europa als Halbbarbaren hin; und diese tröstliche Versicherung war das übrige Europa durchaus bereit, ihnen aufs Wort zu glauben. Während des vorigen Jahrhunderts wurde Deutschland, wenn von den geistigen Leistungen Europas die Rede war, mit Stillschweigen übergangen. Man gefiel sich in verächtlicher Unwissenheit; es war ein Kimmerien, wo nur hie und da inmitten der schwarzen Nacht ein schwaches Fünkchen glühte. . . . . . .

Das Buch der Madame de Staël hat die ganze Sachlage mit einem Schlage verändert. Ganz Europa weiß nun, daß die Deutschen etwas sind, das sie von andern scheidet und über andere hinaushebt: etwas Tiefes, Imposantes, Wunderbares. . . ."

In einem zweiten Essay sagt Carlyle:

„Um die Mitte des letzten Jahrhunderts erhob sich der Riesengeist Deutschlands (the giant spirit of Germany) aus einem Wust von parisischen Liebesliedern, wurmstichiger Sentimentalität, Hofäffereien und hohler Stupidität, und erwachte gleichsam aus einem langen Schlummer; mit ingrimmiger Ungeduld warf er von sich diese mürben Bande und that der Welt durch seinen Lessing und Klopstock in echter deutscher Mundart kund, daß er eine lebendige Seele sei. Dieses gewaltige Wiedererwachen fand unter wunderbaren Umständen statt. Es war, wie wenn ein schaffender Geist über den Wassern schwebte und ein belebender Impuls das ganze Volk beseelte. Denn die Bewegung wurde von keinem Hofe oder König begünstigt, sogar die allerwinzigsten Fürsten hatten ihre Muttersprache und ihre National-Litteratur hoffnungsloser Barbarei anheimgegeben. Aber die Volksbewegung schritt auch ohne diese Hilfe vorwärts. Lessings Heroldsruf verhallte nicht ungestört, sondern erklang im Munde seiner Nachfolger immer lauter und gewaltiger, und erschallt nun durch ganz Deutschland, ja durch die ganze Welt. Denn diese neueste Periode der deutschen Litteratur ist tiefbedeutsam für alle Völker. Wie schon so oft, hat auch in diesem Falle das Bedürfnis der Zeit zuerst in Deutschland Ausdruck und Befriedigung erhalten. In der edlen Litteratur der Deutschen (the noble literature of Germany) liegen die Keime einer neuen Geistesepoche, welche diese und die nächste Generation zu entwickeln und sich anzueignen haben wird. Die schöpferische Eingebung der Alten ist, wie es scheint, noch möglich in diesen Tagen. Zu einer Zeit, da Frivolität, Zweifel und grobe Sinnlichkeit das Leben zu einer Sandwüste ausgedörrt hatten, da unsere schönste Aussicht nur eine gleißende Fata Morgana war, und da selbst unser Byron nur in ein Sterbelied oder ein verzweifelndes Geheul ausbrechen konnte, hat der Mosesstab wieder jenem Horeb erfrischende Wasserströme entlockt, zu denen nun die edelsten Geister aller Nationen hoffnungsvollen Blickes herbeieilen, um ihren Durst zu löschen. . . . . . ."

Einer der bedeutendsten Mitarbeiter Carlyles in der Vermittelung „deutscher Ideen" an England war der berühmte Essayist John Sterling, dessen Leben auch Carlyle verfaßt hat. In dem folgenden Essay, welcher nach englischer Weise in der Form einer Rezension geschrieben ist, verleiht Sterling seinen Anschauungen über „the Genius of German Literature" eingehenden Ausdruck. Da er darin die Ansichten aller gebildeten Engländer in höchst treffender Weise ausspricht, so sei es mir verstattet, längere Auszüge daraus dem deutschen Leser vorzulegen. Das Werk, dessen Rezension ihm bei dieser Besprechung zum Vorwande dient, heißt „Fragmente aus deutschen Prosaschriftstellern, übersetzt von Sarah Austin". In der Einleitung sagt er, daß es dem des Deutschen unkundigen Engländer, welcher dieses Buch lese, zu Mute sein müsse, als

erwache er in einem wunderbaren Feenlande inmitten der schönsten und duftigsten Blumen, und fährt dann weiter fort: „Vielleicht hätte sich in keiner anderen Prosalitteratur außer der Griechenlands der Stoff zu einem so weisen, witzigen und mannigfaltigen Buche gefunden. Und doch fehlen jenen hellenischen Werken, obgleich sie dem Zeitalter der ursprünglichen Naturempfindung am nächsten liegen und in unnachahmlicher Weise kindliche Einfalt mit Tiefe der Gedanken verbinden, einige der edleren, ja der alleredelsten Elemente unserer christlichen Weltanschauung, und auch jene volle, klare Erkenntnis der Natur- und der Menschengeschichte, welche uns Neueren Bedürfnis ist, und welche die Deutschen mehr als irgend ein Volk der Welt verwirklicht haben. Kurz, während sie an Gedankenfülle und majestätischer Einfalt den Griechen weit näher stehen, als die Schriftsteller irgend einer anderen Nation, haben sie für uns den weiteren unvergleichlichen Vorteil, daß sie die Kinder und die Lehrer unserer eigenen Zeit sind. Carlyle, mit seiner Geistestiefe und seiner prophetischen Originalität ist der große Hierophant, welcher frommen Seelen unter uns die wahrhaft göttliche Weisheit jenes modernen Heiligen Landes verkündet (the great hierophant disclosing to prepared minds the truly divine wisdom of that modern Holy Land). Aber die Flamme des Deutschtums muß schon in unseren Herzen brennen, und wir müssen schon etwas von der feurigen Begeisterung eines Neubekehrten fühlen, wenn uns der unendliche Segen seiner Lehre ungeschmälert zu teil werden soll — wenn wir uns das Wahre, das Schöne und das Gute, welches die edelsten Herzen, die schöpferischsten Geister, die scharfsinnigsten Forscher der Neuzeit der Welt geschenkt, ganz und voll aneignen wollen. . . . . . Daß während der letzten 25 Jahre die deutsche Litteratur eine universelle Weltbedeutung erlangt hat, ist eine allgemein anerkannte Thatsache. Die Schriften Chateaubriands, Byrons und Manzonis haben allerdings auch großes Aufsehen erregt. Aber weder Frankreich, England noch Italien hat ein Werk hervorgebracht, das an den goetheschen „Faust“ auch nur im entferntesten hinanreichte. Und jeder weiß, daß diese Dichtung sich nur durch ihre größere Vollkommenheit von den anderen Leistungen desselben Volkes unterscheidet, und daß es noch viele deutsche Werke giebt, welche denselben Geist atmen und dasselbe Ziel anstreben.

Betrachten wir die deutsche Litteratur in ihrer europäischen Bedeutung, so gehört ihr jetzt dieselbe Stellung, welche vor ihr die großen französischen Schriftsteller einnahmen. Denn nicht nur wird jetzt von jedem gebildeten Menschen verlangt, daß er etwas von den deutschen Dichtern und Denkern weiß, sondern ihr Geist spiegelt sich auch in den Werken ihrer berühmtesten Zeitgenossen im Auslande wider. Zum Beispiel war Scotts Romantik und Byrons Weltschmerz schon lange vor ihrer Zeit in deutschen Werken zum Ausdruck gekommen. Und dies gilt in noch höherem Grade von der Philosophie, als von der Poesie: denn die tiefsten Denker ganz Europas sitzen jetzt Deutschland zu Füßen. Guizot ist bei diesen hohen Meistern in die Schule gegangen. Cuvier war durch seine Geburt und Erziehung selbst ein Deutscher. Coleridge ist der begeisterte Ausleger Kants und Schellings. Wordsworth, welcher unter dem Anschein eines Dichters wirklich ein Lehrer der erhabensten Sittenphilosophie ist, kann uns nichts geben, dem nicht die erleuchteten Meister Deutschlands schon lange vor dem Erscheinen seiner Werke viel lebendigeren und volleren Ausdruck verliehen hätten.

Ich glaube, daß nur wenige, die einen weiten Ausblick über die Welt haben, leugnen werden, daß die deutsche Litteratur, oder wenigstens der Geist dieser Litteratur einen wichtigen und ausgedehnten Einfluß auf ganz Europa auszuüben bestimmt ist. Diese ihre Bedeutung zu ergründen und erklären, war der Wunsch der Madame de Staël, den sie jedoch nicht zur Verwirklichung brachte. Aber trotz der Verkehrtheit ihrer Ansichten ist es doch augenscheinlich, daß sie das Dasein von etwas Großem und Gewaltigen im deutschen Geiste fühlte, welches weit über ihren bisherigen parisischen Standpunkt hinausging und auch in der großen und strahlenden, wenngleich durch viele Flecken verdunkelten Sonne des Rousseau'schen Genies keinen Platz hatte. In der

Hauptsache ist ihre Anschauung diejenige aller Gebildeten der Welt geworden; und aus diesem Grunde liegt jetzt die Befürchtung nahe — nicht daß die deutsche Litteratur nicht hoch genug angeschlagen werde, sondern daß man ihren Wert in einer falschen Richtung suche. Wir wollen es versuchen, einige der Stufen anzugeben, auf welchen die Menschheit zur Schöpfung der letzten und größesten aller neueren Litteraturen empor gestiegen ist. . . . . (Nachdem Italien, Spanien, England und Frankreich eines nach dem andern seine litterarische Rolle ausgespielt hatte) folgte die „deutsche Ideenperiode“ (German period of ideas). Unter der deutschen Ideenperiode verstehen wir eine Epoche, in welcher die Phantasie sich höhere und edlere Ziele vorzustecken und die philosophische Forschung einen ernsteren und großartigeren Charakter zu tragen begann, als in den vorhergehenden Perioden, während zu gleicher Zeit die französische Periode dieser Epoche mehr Wissen, mehr Anmut, mehr System und mehr selbstbewußte Klarheit hinterließ, als England zur Zeit seiner höchsten Blüte besessen hatte. . . . . (Wenn wir bedenken, daß die Römer und die römische Kultur in Deutschland nie festen Fuß gefaßt, daß es als Binnenland erst spät einen regen Handel zu treiben anfing, und daß es während zweier Jahrhunderte der Schauplatz verheerender Religionskriege war), so können wir teilweise einsehen, weshalb Deutschland, nachdem es fast das ganze römische Reich in Europa eingenommen und seine Söhne auf alle die hauptsächlichsten europäischen Throne gesetzt — nachdem es darauf die Buchdruckerkunst erfunden und Luther hervorgebracht hatte, dennoch hinter England, Frankreich, Italien und Spanien zurückblieb — warum es nicht gleichen Schritt mit ihnen hielt in der Schöpfung jener schönen und mannigfaltigen modernen Kultur, welche es in der letzten Zeit mit größerer Vollständigkeit sich angeeignet und zu höherer Vollkommenheit gebracht hat, als irgend eines seiner Rivalen. Aber vielleicht haben gerade die Ursachen, welche die Blütezeit Deutschlands verspäteten, es auch bewirkt, daß, als endlich die Blüten zum Vorschein kamen, sie schöner, herrlicher und duftiger wurden, als alle anderen. Denn brachte nicht gerade die Kraft, die Gemütstiefe, die vom fieberhaften Treiben des Handels ungetrübte Geistesruhe und Solidität der Deutschen unter ihnen die Reformation hervor? Und waren es nicht dieselben tüchtigen Eigenschaften, welche sich zwei Jahrhunderte später in Männern wie Lessing, Goethe und Kant verkörperten? Ja sogar die große Anzahl der kleinen Staaten und Residenzen, welche die Religionskriege verursachte und in die Länge zog, hat ihre Vorteile gehabt. Denn durch die vielen Höfe und Universitäten war auch die entlegenste Gegend Deutschlands nicht ohne ihren Intelligenzmittelpunkt; und daher schreibt sich doch gewiß zum großen Teil jene allgemeine, mannigfaltige und freie Geistesbildung, welche die schläfrigen Kollegien Englands und die eine tyrannische Metropole Frankreichs in diesen Ländern unmöglich gemacht haben.

Was Deutschland am auffallendsten von dem übrigen Europa unterscheidet, ist die große Anzahl, der mächtige Einfluß und die großartige Freiheit seiner Universitäten. Die Beschaffenheit des Landes selbst, seine Beziehungen zum Handel, die mannigfaltigen Regierungsformen, die Verschiedenheiten der Religion in den verschiedenen Staaten, der Nationalcharakter mit seinem Feuer und seiner eisernen Ausdauer (the national character with its deep and steady fire), die Ruhe und der Ernst seiner Lebensgewohnheiten, alles dies hat ja seine unleugbare Bedeutung. Aber was den Deutschen unter den großen Nationen Europas ihre eigentümliche Stellung verleiht, ist doch besonders ihr Universitätssystem. Bei ihnen allein giebt es in großer Anzahl Vereine von Männern, die wegen ihrer hervorragenden Leistungen als Denker berufen worden sind, denen das Denken Lebensaufgabe ist und die ihre Gedanken mit vollkommener oder beinahe vollkommener Freiheit aussprechen dürfen. Während in diesem Augenblicke bei uns ein Oxforder Professor von unbestrittener Frömmigkeit fast zu Tode gehetzt wird, weil er etwas über den Thomas Aquinas geschrieben hat (ob für oder gegen, ist uns entfallen) — darf ein Deutscher sich furchtlos als begeisterten Jünger Platos, Spinozas oder Shaftesburys bekennen oder die Autorität der Kirchenväter über den Haufen werfen;

ja, wenn er es aus ehrlicher Ueberzeugung und auf geniale Weise thut, so erhält er gar noch ein höheres Gehalt und einen volleren Kollegiensaal. Es braucht eben keinen übermäßigen Scharfsinn, um zu entscheiden, von welchem der beiden Systeme man die besten Philosophen und Geschichtsforscher zu erwarten hat. Obwohl Deutschland im Vergleiche mit Frankreich und England ein armes Land ist, so konzentriert sich doch dort bei weitem der größte Teil des ernsten Forschens und der freien Wissenschaft, welche es in der Welt giebt. Oxford und Cambridge besitzen größeren Reichtum als all die deutschen Professoren zusammengenommen; aber außer in der Naturwissenschaft haben sie nicht sechs Namen aufzuweisen, die in der Geschichte geistiger Erkenntnis wirklich von Bedeutung wären.

Was ist nun die Totalwirkung dieser Kräfte und Bewegungen an den Ufern der Elbe und des Rheins? Erstens, eine deutsche Litteratur, die vor uns und um uns ist, und im Studienlauf aller Gebildeten dieselbe Stellung einnimmt, welche früher das Italienische und das Französische behaupteten. Aber dies ist noch nicht alles. Diese deutschen Werke haben nicht nur ihre eigene Sprache; sie haben ein besonderes, eigentümliches, individuelles Gepräge, welches sie von den anderen litterarischen Erzeugnissen Europas scharf absondert und ihnen vielleicht eine höhere und universellere Bedeutung giebt.

Wie heißt nun wohl das Wort, welches den spezifischen Charakter der bekannteren deutschen Schriftsteller der Neuzeit ausdrückt? Wir wollen sehen, ob uns die verschiedenen landläufigen Erklärungen eine Antwort auf diese Frage liefern.

Heißt es Einfachheit (homeliness)?

Nein, denn sie sind nicht einfacher als Goldsmith, Crabbe oder Walter Scott. Aber sie verbinden Einfachheit mit einem höheren Etwas, welches sich sonst nirgends in dieser Vereinigung findet.

Ist es vielleicht Wärme?

Wohl kaum. Allerdings finden sich bei den deutschen Philosophen und Dichtern Beschreibungen und Darstellungen einer Wärme und Tiefe der Gefühle (und nicht nur der Leidenschaften), wie sie sonst bei neueren Dichtern nur in vorübergehenden Anfällen sentimentaler Uebertreibung vorkommen. Aber auch diese Gefühlstiefe kann kaum eine Eigentümlichkeit der Deutschen genannt werden.

Heißt das Wort Mystik?

In keinem Sinne läßt sich dieser Ausdruck auf den größeren Teil der Dichtungen Goethes und Schillers anwenden. Ein Mystiker im eigentlichen Sinne des Wortes ist derjenige, welcher über seine höchsten Gefühle und Ueberzeugungen nicht zu voller, vernünftiger Klarheit durchzudringen liebt und sich in der ungewissen Halbdämmerung feierlicher Empfindung so wohl fühlt, daß er in das Tageslicht klarbewußten Denkens hervorzukommen sich scheut. In diesem Sinne ist vielleicht kein Mensch, der einen tiefen Herzensglauben hat, so frei von aller Mystik, als die hervorragenderen unter den deutschen Philosophen und Dichtern.

Vielleicht ist dann das Gegenteil von der Mystik, nämlich Gedankentiefe, das rechte Wort?

Diese Worte tragen allerdings die Spuren großartigeren und gründlicheren Denkens, als die zeitgenössischen Meisterwerke anderer Schriftsteller. Aber auch Gedankentiefe ist nicht ihr Hauptmerkmal. Tiefe der Gedanken ist ein höchst wichtiges Element in der deutschen Poesie; aber wenn man sagt, daß sie für die deutsche Philosophie bezeichnend ist, so heißt das eben nur, daß dieselbe besser ist als die Philosophie des Auslandes. Aber das Wort drückt auch keineswegs die Haupteigentümlichkeit der nichtphilosophischen Werke Deutschlands aus. Denn auf dem Gebiete der Beschreibung und Detailmalerei und auf ähnlichen Gebieten zeigen Dichter wie Goethe und Tieck eine Anschaulichkeit und Schärfe der Darstellung, wie sie sonst nirgends vorkommt; und bei Goethe und Tieck sowohl wie bei Schiller und Jean Paul findet sich eine freie und doch lebensgetreue Darstellung mannigfaltiger und großer menschlicher Charaktere und

eine Mannigfaltigkeit und Tiefe der Empfindung, wie sie kein Nachdenken zu Tage fördert und wie sie nur aus der tiefsten Herzens- und Lebenserfahrung heraus geschaffen wird. Ist es Wissen?

Die Ansicht hat viel für sich. Die deutsche Philosophie zeichnet sich aus durch eine Weite des Ausblicks, ein Beherrschen der Theorien aller Völker und Zeiten und eine Kenntnis der Fakta, welchen diese Theorien zur Erklärung dienen sollten, wie sie keine andere Philosophie sich auch nur hat träumen lassen. Wenn man diese Werke auch nur übersetzt oder in indirekter Weise von ihnen borgt, kann man schon in anderen Ländern und besonders bei uns in den etwas gefährlichen Ruf kommen, daß man sich mit der allerungeheuerlichsten der verbotenen Künste, nämlich der schwarzen Kunst des Denkens abgiebt. Es läßt sich auch nicht bestreiten, daß die deutschen Dichter mit den Ergebnissen der Philosophie, der wissenschaftlichen Kritik und der Kunstgeschichte vertraut gewesen sind, wie keine ihrer Zeitgenossen oder Vorgänger in anderen Ländern. Aber der Unterschied zwischen der deutschen Litteratur und der anderer Völker geht zu tief, als daß er sich durch die allergrößte und mannigfaltigste Bücherkenntnis erklären ließe. Die ganze Lebensanschauung und die tausenderlei kleinen Züge, denen wir dort begegnen, sind auf etwas ganz anderes als bloße Büchergelehrsamkeit zurückzuführen.

Das Wort, welches wir suchen, muß etwas ausdrücken, aus dem unter günstigen Umständen feine Bildung, Wissen, Gedankentiefe, Klarheit und Anschaulichkeit der Darstellung, der Ernst, welcher dem oberflächlichen Beobachter als Mystik erscheint, die Herzenswärme, welche ein Menschenleben und ein Buch erst wahrhaft anziehend macht, und die Einfachheit, welche aufrichtigen Anteil an den Formen und Bedingungen der Menschennatur beweist — hervorströmen wie Wasser aus einer Quelle. Und es giebt eine Macht im Menschenherzen, welche, wenn die anderen Vorbedingungen vorhanden sind, diese Erscheinungen und alles andere Gute hervorzubringen vermag. Es giebt nur eine solche Macht. Sie heißt heiliger Herzensernst. Diesen heiligen Ernst der Gesinnung halten wir für den Grundzug der deutschen Litteratur, welcher sie auf das schärfste von den litterarischen Erzeugnissen anderer Nationen während der letzten hundert Jahre unterscheidet."

Der Mitvater des deutschen Nationalvereins.

Eines der „gefragtesten“ Bücher in deutschen Landen ist unstreitig das Oktoberheft der „Deutschen Rundschau“ wegen der indiskreten Veröffentlichung jener angeblich kaiserlichen Tagebuchblätter. Die Nummer ist mit Beschlag belegt und selten. Die Verleger werden sich durch die ungeheure Reklame vermutlich über diesen Verlust getröstet finden, ob aber auch das sensationsbedürftige große Publikum? Und wenn dieses nur erst die ganze Größe seines Verlustes kennte! Denn ihm ist ja nicht nur dies Tagebuch in seiner Vollständigkeit entgangen, sondern noch ein anderer Aufsatz eines illustren Autors. Herzog Ernst II von Koburg-Gotha hat darin ein Stück aus dem 2. Band seiner Erinnerungen veröffentlicht, von denen man sagt, ihre weitere Bekanntmachung sei nicht allseitig erwünscht.

Man erkennt auch aus diesem Aufsatz des herzoglichen Autors: „Ein litterarisch-politischer Verein“, S. 127—147 der „Rundschau“ nicht ohne Rührung, daß Deutschland noch lange nicht alles weiß, was es diesem Fürsten verdankt. Daß er der geistige Vater des deutschen Nationalvereins gewesen ist, das steht nach dieser Veröffentlichung fest. Und daß der Nationalverein ganz allein die deutsche Frage gelöst hat, das wird doch wenigstens von manchen Leuten immer noch geglaubt, z. B. von jenen Herren der Opposition in der preußischen Kammer vor und nach 1862. Es war daher eine lobenswerte Selbstüberwindung des fürstlichen Litteraten (und nur mit dem Litteraten haben wir es hier zu thun, nicht mit dem Fürsten), über viele Bedenken sich hinwegsetzend, seine eigene centrale Stellung für die neuere deutsche Geschichte ins rechte Licht zu schieben. Leicht mag es ihn ja nicht angekommen sein, Dinge zu veröffentlichen, die ihm persönlich so sehr zum Ruhme gereichen müssen, und nur die Ueberzeugung, dem Kultus der Nation ein unverfälschtes Stück Geschichte zurückzugeben, mag ihn tröstend bestärkt haben. Denn es wäre wirklich unangenehm für einen weniger unbefangenen Geist, bei eigenen Lebzeiten so starke Lobpreisungen zu veröffentlichen, wie sie in den Briefen Gustav Freytags vorliegen, und die S. Hoheit hier eben auch notgedrungen haben mitteilen müssen, als z. B.: „Dürfte doch das ganze Volk wissen, wie warm ein Fürstenherz für Deutschlands Glück und Ehre schlägt.“ „Als ich Ihre Mitteilung mit einem Gemisch von Bewunderung und Rührung las, wurde mir klar, daß die sorgfältigste Prüfung der Sachlage für alle Freunde Ew. Hoheit Pflicht ist, bevor die Thatkraft und die Ehre eines so ritterlichen Herrn einer so folgenschweren Sache verpfändet wird.“ Gleich darauf wird S. Hoheit mit einem „schönen, edlen

Menschenleben" bezeichnet. Von anderen Selbstüberwindungen des Autors, wo er von englischen Subsidien spricht, werden wir berichten, nachdem wir jetzt ein Resümee des Inhalts gegeben haben.

Auch in der Seele des Herzogs keimte die nach dem Erfurter Parlament nicht ganz fern liegende Idee, zwischen die extremen Parteien der Revolution und der Reaktion eine mittlere hineinzuschieben, die eine nationale und konstitutionelle Entwickelung Deutschlands durch litterarisches Wirken befördern und zugleich allerdings auch der englischen Politik gegen die russische dienen sollte. Unter der Reaktion aber verstand man wesentlich das Ministerium Manteuffel.*) Nun gab es damals viele edle Menschen, die, von unwürdigen Polizeischergen verfolgt, unter den Palmen der Friedensvase Koburg-Gotha holde Zuflucht gefunden hatten, und diese Thatsache legte anno 1853 dem Herzog den Gedanken nahe an einen Verein, der wie ein Tugendbund aus allen Besten sich zusammenschlösse und litterarisch für das Gute wirken sollte. Es waren zunächst vier Bundesbrüder: Francke, Becker, Freytag und Sammer, die dafür warben. Und allmählich zog nach Goethes Worten ein edler Mensch noch andre Edle an; aber doch wird uns nicht gesagt, wieviele solche den Keil zwischen Reaktion und Revolution gebildet haben. Immerhin waren ihrer einmal 15—20 beisammen und erregten der Kgl. preußischen Polizei die bangsten Befürchtungen. Ihren Koran bildete eine etwas wortreiche, aber wohlgesinnte Denkschrift des Stifters. Aber dem schön aufblühenden Verein nahete inneres Verhängnis. Sein Geburtsjahr fällt zusammen mit dem Beginn des Krimkrieges und da unser hoher Autor die Gleichung ansetzt: Frankreich-Revolution, Rußland-Reaktion, England-Konstitution, so war es natürlich, daß der Verein sich in letzter Linie englischen Interessen hingeben mußte, oder, etwas unbescheidener und leichtgläubiger ausgedrückt, die englischen Interessen denen des Vereins (von 15—x Mitgliedern) dienen mußten. Zur Gründung eines in diesem Sinne wirkenden Journals wollte das britische Kabinett Lstr. 12 000 spenden. Da wurden einige Vereinsmitglieder doch stutzig. „Es mangelte nicht an gründlichster Erörterung der Frage, und die Liberalität, mit welcher Lord Clarendon erhebliche Mittel in die Hände des Vereins zu legen sich bereit erklärt hatte, schien diesen Antrag selbst der strengsten deutschen Gewissenhaftigkeit immerhin beherzigenswert zu machen." Allein es scheint — es „schien" nur so. An diesem Punkte ist offenbar der Verein gescheitert. Es hieße die Skepsis zu weit treiben, wollte man sagen, Lord Clarendon habe englisches Geld gut anbieten können, da er es in den Händen des Herzogs ganz wohl angelegt wußte, dem englisch und deutsch so ganz zusammenfiel, was Lord Clarendon bestens acceptiert in den Worten: „the liberal movement which is now taking place in Germany renders the present moment singularly propitious for raising a standard against Russian influence and advocating the cause of national freedom."

Seit dem Datum dieses Schreibens, 6. Oktober 1855, wird ein weiteres Lebenszeichen des litterarisch-politischen Vereins nicht mehr angeführt, so daß es den Anschein hat als wären jene „gründlichen Erörterungen" ein Anfang vom Ende gewesen. Auch der gesuchte Anschluß an die Partei des „preußischen Wochenblattes" scheiterte an deren fester evangelisch-positiver Haltung. Man denke also nicht, daß der Verein unter der Ungunst der Zeit irgend etwas Erhebliches leistete, er hielt nur das Banner hoch. Streng auf legalen Wegen wandelte er und bekämpfte auch die revolutionär-demokratische Richtung. Freilich nicht immer konsequent, denn bei der erhabenen Vorurteilslosigkeit des durch preußische Bajonette hinreichend geschützten Herzogs floß mancher Gnadenbeweis

*) Sehr gelinde geht der hohe Autor mit dem genannten Minister gerade nicht um. „Wirklich berichtete man mir, daß alles beim alten (d. h. Manteuffel Minister) bliebe, denn the king has more than ever his own way with Manteuffel. Er weiß zuviel von Manteuffel und hält ihn bei mehr als einem Strick um den Hals. Manteuffel ist völlig âme damnée, mithin brauchbarer als eine âme non damnée, denn die âme damnée thut alles, während die andere doch mitunter bockt." Dieses recht cynische Korrespondenzstück dürfte wohl einen englischen Diplomaten zum Verfasser haben.

auch auf echt demokratische Häupter. Der fürstliche Schriftsteller schließt mit den Worten: „Wie die Sachen in Deutschland standen, ließ sich eine Erwartung von solchen Vereinigungen patriotischer Männer hauptsächlich nur deshalb hegen, weil die einfache Existenz derselben schon geeignet war, das erkannte Bedürfnis einer Veränderung der deutschen Staatsverhältnisse nicht einschlummern und das Vertrauen in die Zukunft nicht untergehen zu lassen. Und in diesem Sinne soll man es wahrlich keinem jener Männer vergessen, daß sie in Gefahren und unverdrossener Arbeit ihren guten Anteil an dem schließlichen Erfolge der Herstellung des Reiches hatten."

Nun, es trifft sich glücklich, daß derartige Verdienste um die Herstellung Deutschlands jetzt noch bekannt werden; die Historie wird vielleicht davon soviel nicht reden, sondern wird die einfache Thatsache hinstellen, daß die Aufrichtung Deutschlands von der preußischen Krone ganz allein und auf Wegen, die den Beifall jenes litterarisch-politischen Vereins durchaus nicht hatten, erwirkt worden ist. Wenn ein Verdienst der genannten Männer besteht, so ist es jenes, sich in ein in dieser Form unerwünschtes Resultat mit guten Mienen hineingefunden zu haben, wie auch bekannte Demokraten (Freiligrath, Kinkel, Ruge, Schurz u. a.) sich hineingefunden haben. Wir dürfen als Schlußformel aufstellen, daß Herzog Ernst nicht unter den Litteraten des Nationalvereins und nicht mit dem Schützenhut auf dem Haupte, sondern erst von 1866 an sich um Deutschland Verdienste, wenn man sie so nennen will, erworben hat.

Zur Philosophie der Mystik.

Von

Martin Greif.

Von jeher hat den Menschen ein aus Neugier und Widerstreben gleichmäßig gemischtes Gefühl beschlichen, wenn er Zeuge seelischer Kundgebungen ward, welche mit unserem normalen Sinnenleben nicht im Einklang stehen und zu deren Verständnis daher auch seine Fassungskraft nicht zuzureichen scheint. Gleichwohl hat es nie an solchen gefehlt, welche von Wissensdurst getrieben oder irgend einem erhofften Gewinn zu Liebe diese uns angeborene Scheu überwanden und unerschrocken in die geheimnisvolle Region, aus der sie ein Strahl getroffen, einzudringen versuchten. Was sie auf diesem ungemeinen Wege erforscht und erschaut, das haben sie, je nach den Ausdrucksmitteln, die ihnen zu Gebot standen, nicht selten auch anderen mitgeteilt, und so ist eine durch die Jahrhunderte angewachsene mystische Litteratur entstanden, welche viele Bände umfaßt und zu ihrer Bewältigung ein eigenes mühesames Studium erfordert. Die gemeinhin als Wissenschaften bezeichneten Disziplinen haben sich jedoch dieses reiche Material, unter dem sich natürlich auch viel Trügerisches befindet, bisher großenteils entgehen lassen oder es höchstens zu Nebenzwecken verwertet. Diese Vernachlässigung hat außer der im Eingang schon betonten allgemeinen Ursache auch noch ihren besonderen Grund. Vor allem ist die Verwertbarkeit solcher übersinnlicher Erfahrungen für das praktische Leben nicht allein eine verhältnismäßig geringe, sondern sogar eine Entfremdung diesem gegenüber infolge der Vertiefung in solche Spekulationen mehr als naheliegend. Die Gelehrten sind aber in der Regel weltlicher gesinnt als man von ihnen glaubt und als sie gemeinhin auch zugeben. Sodann schmeicheln auch die auf solche Weise gewonnenen Erkenntnisse keineswegs immer der menschlichen Natur und noch weniger der Selbstgenügsamkeit einer auf stolzen Vernunftschlüssen erbauten Gedankenwelt. Endlich dienen dieselben auch mehr dazu, manche der bislang gewonnenen Resultate wissenschaftlicher Forschung wieder in Frage zu stellen als zu erhärten, so daß die Fortführung des schon zu stattlicher Höhe gediehenen Wissensbaues durch entgegenkommende Rücksichtnahme auf den von dorther erhobenen Widerspruch ernstlich bedroht würde. So ist es sowohl Geringschätzung als auch eine natürliche Voreingenommenheit, welche Denker und Gelehrte nicht nur argwöhnisch gegen den mystischen Philosophen macht, sondern sie vielmehr sogar in ihm ihren natürlichen Feind erblicken läßt, daher es denn auch dahin gekommen ist, daß sowohl Philosophen als auch Naturforscher, welche im Fortgange ihrer Denkthätigkeit, oft ganz ahnungslos, auf mystische Bahnen

gerieten, von da ab von ihren eigenen Kollegen als verrückt gewordene Männer behandelt wurden, wenn sie auch vorher das größte Ansehen genossen hatten und ihre älteren Verdienste auch nach ihrer angeblichen Geistesverwirrung nicht zu leugnen waren. Wir brauchen nur an die Namen eines Wallace, Fechner oder Zöllner zu erinnern, um diese Behauptung unwiderlegbar bewiesen zu haben.

Was ist aber nur das so Verfängliche, das die Mystik lehrt?

Im Grunde behauptet sie nichts, als was alle höheren Religionen als oberste Wahrheit aufstellen und verkünden, die zweifellose Existenz der Seele und ihr gesichertes Fortleben nach dem Tode.

Zu diesem Bekenntnis gelangt sie aber, indem sie die Thatsachen der Offenbarungen durch den beglaubigten Nachweis von dem Hereinragen der Geisterwelt in die körperliche zu bestätigen sucht, daher sie den auf dem Felde der Gottesgelehrtheit geernteten Früchten in ihren Errungenschaften auch am nächsten kommt. Gleichwohl steht sie thatsächlich mit dieser auch in einer nicht nur freundlichen Berührung. Und hier können wir an das oben angedeutete Widerstreben anknüpfen, das der auf Gott und die Weisheit seiner Einrichtungen vertrauende Mensch angesichts dieser Versuche, die geheime Ordnung der Dinge durch menschlichen Fürwitz zu ergründen und zweifellos mit einer gewissen Berechtigung empfindet. Denn daß uns kein eigentliches Organ zur Ergründung dieser höchsten Probleme verliehen ist, daß wir also mit unzulänglichen Kräften und Organen und daher mit einer gewissen Gewaltsamkeit darangehen, in diese Tiefen der Natur einzudringen, dieses ist ebenso unbestreitbar, als andererseits die stumpfe Gleichgültigkeit gegenüber den höchsten Fragen des Lebens dem Adel der menschlichen Natur durchaus widerstreitet.

So ist es also sehr schwer, gegen den Mystiker gerecht zu werden, weil er auf sublimen und doch gewissermaßen auch auf verwegenen Pfaden wandelt. Aber jedenfalls hat er den von der Vorsicht in ihn gepflanzten Trieb der Forschung für sich anzuführen, wenn er dermaleinst zur Verantwortung für seine Vermessenheit gezogen werden sollte und zumal, wenn er lediglich aus lauterem Streben nach Erkenntnis sich das Entdeckerrecht in jenem geheimnisvollen Gebiete zugesprochen hatte. Auch wird es für ihn schwer in das Gewicht fallen, wenn er in einer Zeit des Unglaubens und materialistischen Ansichten sein Wort erhebt und für die höchsten geistigen Güter der Menschheit unerschrocken eintritt und ohne Rücksicht auf herrschende Lehrmeinungen. Und in einer solchen Zeit leben wir bekanntlich, daher vielleicht auch selbst der positiv Gläubige von jenen geäußerten Bedenken ausnahmsweise Umgang zu nehmen vermag.

Dürfte doch selbst eine Unterstützung dieser teils theoretischen, teils experimentellen Untersuchungen bis zu einem gewissen Grade in seinem und seiner Gleichgesinnten Interesse liegen, da er das ihm gewisse Heil auch seinen zweifelnden Brüdern erschlossen wünschen muß. Darum ist die Thatsache an sich schon lebhaft zu begrüßen, daß sich in München vor Jahresfrist eine sogenannte psychologische Gesellschaft gebildet hat, welche in stetigem Wachstum begriffen, als Sammelpunkt für alle einschlägigen Bestrebungen gelten will. Als das geistige Haupt derselben hat man aber wohl den unter uns wohnenden, weithin bekannten Philosophen Karl du Prel anzusehen, auf dessen beide hierher gehörige Hauptwerke „Die Philosophie der Mystik“ und die „monistische Seelenlehre“ (Leipzig, Ernst Günthers Verlag) wir nunmehr einen kurzen Blick werfen wollen.

Es ist bekannt, daß Somnambulen, wenn sie in den sogenannten Hellschlaf versetzt werden, ihrem eigenen Ich gewissermaßen fremd gegenüberstehen, insofern, als sie Dinge über sich aussagen, welche sie im wachen Zustand ebensowenig zu wissen vermöchten, als sie den Antrieb fühlen werden, über dieselben Geständnisse abzulegen. So verordnen sie sich in Krankheiten die entsprechenden Heilmittel, weil sie ihre Organisation plastisch vor sich entfaltet sehen und sie sprechen nicht selten den Willen aus, ungeachtet ihres vorausgesehenen späteren Widerstandes zur Beobachtung ihrer Vorschriften angehalten

zu werden. Auch wissen sie den künftigen Verlauf ihres Leidens genau anzugeben, gleichviel, ob sie gesunden oder nicht, sowie Jahr und Tag ihres oft viel später erst erfolgenden Todes. Genaue Beobachtungen aber haben ergeben, daß sie in der That allemal das Richtige erkannt und dementsprechend prophezeit hatten. Diese erstaunliche Selbstschau, welche der Beschränktheit menschlicher Einsicht spottet, beweist, daß Leib und Seele in uns in einer noch ganz anderen Wechselbeziehung stehen als der bloße Augenschein lehrt oder vielmehr, um in der Sprache du Prels mich auszudrücken, daß das orgnisierende und denkende Prinzip in uns identisch ist. Da sich nun aber auch bei den Produkten der organischen Natur überhaupt, sowie bei denen der Technik und Kunst eine solche Uebereinstimmung zwischen Hervorgebrachtem und Hervorbringendem vorfindet, wie die von Kapp entdeckte Organprojektion sowie das von Zeising nachgewiesene Gesetz des goldenen Schnittes darthun, so folgt aus allen diesen Beispielen, daß Geist und Natur überhaupt sich nur in unseren Begriffen sondern, und daß der Materie die Beseelung nirgends abgesprochen werden kann. Wenn aber unsere Leiblichkeit gewissermaßen der Vernunft selbst schon nicht entbehrt, und wir doch andererseits diese auch wieder außer und über unserem stofflichen Teil erblicken, so müssen wir unser Selbst oder „das transscendentale Subjekt in uns“ als eine geschlossene Einheit betrachten, deren Daseinsgrund aus unergründlichen Tiefen hervorbricht. Es ist daher folgerichtig, wenn sich der Mensch in dieser Anschauungsweise gewissermaßen als den Urheber seiner selbst, ja mehr noch als den Verordner seines eigenen Schicksals betrachtet und in sich, sozusagen, die Welt beschlossen wähnt. Aber mit diesem Berufen auf sich selbst würde derselbe aufhören, ein moralisches Wesen zu sein, als welchem ihm im Grund allein eine besondere Stellung in der Natur zukommt. Es ist das Gewissen, welches den Kern in uns ausmacht und dieses fordert eine Abhängigkeit von einer Macht, welche ihm verwandt, aber nicht identisch mit ihm sein kann. So wenig wir also das Vorhandensein mystischer Erscheinungen leugnen, wie sie sich im Somnambulismus, Hypnotismus und Spiritismus bezeugt finden, so können wir uns doch mit einer von Gott als dem Schöpfer und Erhalter aller Dinge absehenden Philosophie nicht in allen ihren Konsequenzen einverstanden erklären. Die Thatsache der Existenz vor der Geburt wie unserer Fortdauer nach dem Tode kann uns an sich nicht trösten, wir brauchen nur im Gemüte Beruhigung zu finden, der Darlegung des Zweckes unseres Daseins, der ein guter und heilsamer sein muß und der daher einen allmächtigen Urheber der Dinge voraussetzt, einen gütigen Schöpfer und Vater aller Wesen. Wenn nun die heutige Mystik, weil sie nur Nachweisbares feststellt, uns den letzten Trost schuldig bleibt, so müssen wir ihre Ehrlichkeit zwar anerkennen, müssen aber auch auf sie den Satz anwenden, daß alles menschliche Wissen Stückwerk ist. Das große und unvergängliche Verdienst muß aber du Prel von jedem Gerechten beigemessen werden, daß er in einer Zeit der materialistischen Leugnung alles Geistigen nicht nur dieses in den Augen der philosophisch Denkenden wieder zu Ehren gebracht, sondern auch die Grundlage der Individualität tiefer gelegt hat als seine philosophischen Vorgänger.

Monatsschau.

Politik.

Die parlamentarische Thätigkeit hat mit diesem Monat nach längerer Pause wieder ihren Anfang genommen.

Die Thronrede, mit der der Kaiser selbst persönlich den Reichstag eröffnete, läßt die Lage des Reiches nach außen und nach innen um etwas gesicherter und befriedigender erscheinen, als dies lange Zeit der Fall gewesen ist. Die Aussicht, in nächster Zeit vor äußeren Störungen gesichert zu sein, ist aber auch um so notwendiger, als es nur dann möglich ist, in Ruhe, ohne Ueberstürzung und Uebereilung die großen Aufgaben, welche dem Reiche auf dem Gebiete der inneren Politik und der Entwickelung seiner inneren Einrichtungen noch obliegen, zu lösen. Nur im Frieden kann mit Aussicht auf Erfolg weiter gearbeitet werden an der Bekämpfung der alle Staaten gleichmäßig bedrohenden sozialen Revolution, an der Versöhnung der Tausende von Arbeitern, die heute Grimm und Groll im Herzen gegen jeden hegen, der sich in einer günstigeren Lage befindet als sie, und die Stunde herbei wünschen, wo ihnen ihre Führer das Signal zum Kampf geben. Daß es im Inland und Ausland in weiten Kreisen der Arbeiterbevölkerung wirklich so aussieht, ist traurige Wahrheit; daß es überhaupt so weit hat kommen können, die Schuld daran trifft gleichmäßig die Staaten, die Kirchen und jene einzelnen Personen und Körperschaften, die durch Stand, Beruf oder Amt berufen, verpflichtet und im stande gewesen wären, in Bethätigung der christlichen Nächstenliebe an der Hebung des Arbeiterstandes in materieller und geistiger Beziehung mitzuwirken. Wegen dieser allgemeinen Verschuldung wird die Lösung der sozialen Fragen auch nicht anders möglich sein, als wenn Staat, Kirche und Privatinitiative Hand in Hand an der Lösung derselben sich beteiligen.

Mit Freuden begrüßen wir es daher, daß der Kaiser in seiner Thronrede einerseits als ein teures Vermächtnis seines Großvaters die Fortführung der sozialpolitischen Gesetzgebung übernommen hat, daß er andererseits aber die übertriebenen Hoffnungen, welche von einigen Seiten auf das Eingreifen des Staates auf den „Staatssozialismus" gesetzt sind, zurückweist. „Durch gesetzgeberische Maßregeln lassen die Not der Zeit und das menschliche Elend sich nicht aus der Welt schaffen, aber Aufgabe der Staatsgewalt ist es, auf die Linderung vorhandener wirtschaftlicher Bedrängnisse nach Kräften hinzuwirken und durch organische Einrichtungen die Bethätigung der auf dem Boden des Christentums erwachsenden Nächstenliebe als eine Pflicht der staatlichen Gesamtheit zur Anerkennung zu bringen." Mehr vermag der Staat nicht. Was darüber hinaus liegt, ist Sache der Kirche und der christlichen Nächstenliebe ihrer einzelnen Glieder.

Der Reichstag wird sich auf dem Gebiet der Arbeitergesetzgebung zunächst mit der vom Bundesrat beschlossenen Alters- und Invaliditäts-Versicherung der Arbeiter zu beschäftigen haben. Außerdem wird aus der Mitte des Reichstages heraus die eigentliche Arbeiterschutzgesetzgebung wohl wieder in Angriff genommen werden. Leider hat der Bundesrat die bisherigen hierüber gefaßten Beschlüsse des Reichstages erst neuerdings wieder abgelehnt. Offiziös wird dies damit begründet, daß die praktische Durchführbarkeit derselben, wie das bei Gesetzesvorschlägen einer so großen Körperschaft sehr leicht der Fall sei, starken Zweifeln unterliege. Man kann dies in gewissem Umfang als begründet anerkennen. Aber es hätte ja nichts im Wege gestanden, daß der Bundesrat die Vorschläge und Resolutionen des Reichstags seinerseits als Material zur Ausarbeitung praktischer Gesetzesvorschläge benutzt hätte. Denn das unterliegt keinem Zweifel mehr, daß der Reichstag mit seinen Vorschlägen den wundesten Punkt in unseren Arbeiterverhältnissen berührt hat. Ohne eine durchgreifende Arbeiterschutzgesetzgebung ist eine Bekämpfung der Sozialdemokratie unmöglich. Die Versicherungsgesetzgebung ist gut und heilsam, aber sie allein genügt nicht. Nicht die kranken, alten, invaliden Arbeiter füllen die Scharen der Socialdemokraten, sondern die jungen, kräftigen und rüstigen. Diese werden durch die Aussicht auf Unterstützung im Alter, in Krankheit und Unglücksfällen allein nicht der Sozialdemokratie abspenstig gemacht. Wer denkt, wenn er jung und gesund ist, an das Alter, an Krankheit und Unfall? Auch sind die dann gesetzlich gesicherten Hülfen nicht so reich bemessen, daß die Aussicht, sie einst zu erhalten, über die gegenwärtige Not hinweg hilft. Gerade auf diese weist der gewerbsmäßige Agitator mit zündenden Worten hin, ihre baldige Beseitigung läßt er hoffen. Damit macht er Eindruck und erzielt Wirkung. Denn die Not der Sonntags-, der Frauen- und Kinderarbeit sieht und fühlt der Arbeiter dauernd. Bei diesen täglich sich aufdringenden Notständen muß eingesetzt werden, um der Socialdemokratie den Boden unter den Füßen fortzuziehen. Die kaiserlichen Worte der Thronrede werden hoffentlich neuen Versuchen der konservativen Partei und des Centrums auf dem Gebiet der Arbeiterschutzgesetzgebung eine bessere Aufnahme, als bisher im Bundesrate bereiten. Etwaige Rücksichten auf die diesen Bestrebungen kühl gegenüberstehenden Nationalliberalen werden wenigstens hoffentlich jetzt nicht mehr die preußische Regierung an einer entgegenkommenderen Haltung hindern, nachdem die so viel von den preußischen Offiziösen erstrebte Mittelpartei bei den Wahlen zum preußischen Abgeordnetenhaus so kläglich in die Brüche gegangen ist, und die nationalliberalen Blätter, jetzt schärfer denn je, den von der nationalliberalen Partei zu vertretenden „liberalen Gedanken“ betonen.

Die Wahlen zum preußischen Abgeordnetenhause sind anders ausgefallen, als die einen gefürchtet, die anderen gehofft. Die Konservativen treten fast in alter Stärke wieder in das Haus ein. Nur ein Wahlkreis ist wirklich im Kampfe verloren. Die anderen Sitze sind vor der Wahlschlacht freiwillig und ohne Grund den Mittelparteilern abgetreten. Unter den Konservativen, die wiederkehren, befinden sich die viel befehdeten „Extrem-Konservativen,“ das starke Rückgrat der konservativen Partei, in unveränderter Zahl. Trotz dieser der preußischen Regierung wohl nicht gerade angenehmen Thatsache kann dieselbe mit dem Ausfall der Wahlen doch sehr zufrieden sein. Sie wird in den nächsten 5 Jahren immer über eine starke Mehrheit gebieten. Sie kann eine solche aus Konservativen, Freikonservativen und Nationalliberalen auf der einen, und aus Konservativen und Centrum auf der anderen Seite bilden. Bei ersterer Kombination brauchen sogar die Extrem-Konservativen gar nicht mitzuwirken und die Regierung verfügt doch über eine sichere Mehrheit. Es ist daher schwer begreiflich, was die Regierungsblätter veranlaßte, sich so viele Mühe zu geben, um die gemäßigten Liberalen wieder in den Sattel zu heben. Sollte die Lösung dieses Rätsels etwa darin liegen, daß in gewissen Regierungskreisen die von der konservativen Partei je mehr und mehr betonte christliche Weltanschauung und die demgemäß stärkere Vertretung kirchlicher Interessen unangenehm berührt, oder glaubt man, daß die Mitwirkung des gebildeten,

reichen, angesehenen Bürgertums nicht zu entbehren ist, und daß dieses bei seiner im großen und ganzen allerdings leider vorhandenen Unkirchlichkeit sich nicht für christlich konservative Ideen erwärmen lasse? Ist diese Annahme wirklich zutreffend, so sollte der Ausfall der Wahlen in Berlin für die leitenden Kreise doch wohl Veranlassung werden, ihre Wahlpolitik einmal einer Revision zu unterziehen. In Berlin hat der gemäßigte Liberalismus den Boden vollständig verloren, für konservative Ideen dagegen ist ein großes Feld gewonnen. Der Charakter der Berliner Bewegung ist aber ein ausgesprochen christlicher und antisemitischer. Vordem hatte die konservative Partei in Berlin gar keine Bedeutung und war der radikalste Liberalismus Alleinherrscher. Heute ist ein Drittel der Berliner Bevölkerung königstreu und kirchenfreundlich. Die christlichen, deutschen, antisemitischen Ideen, die dieser Umschwung dort hervorgebracht, werden sich auch anderswo unter geschickter Führung kräftig erweisen. Auch die Berliner Bewegung wäre längst weiter, wenn ihr nicht von mittelparteilicher Seite immer Steine in den Weg geworfen würden. Diesmal sollte die alte Berliner Bewegung vernichtet, Stöcker beseitigt und das Kartell zur Herrschaft gebracht werden. Mit Hochdruck wurde für dasselbe gearbeitet. An Geld und Gunst fehlte es nicht. Aber die Berliner hielten fest an ihrem „Stöcker.“ Nirgends hat das Kartell eine solche Niederlage erlitten, als in Berlin.

Das „Kartell“ war geschlossen zu einem Kampf gegen Sozialdemokraten, Freisinnige und Centrum unter gegenseitiger Achtung und Wahrung des Besitzstandes der Kartellparteien. Dies ist der gesunde und richtige Gedanke desselben. Die Nationalliberalen und ihre konservativen „Kartellbrüder“ suchen aber einen Strick für die Konservativen daraus zu drehen. Dies werden sich dieselben hoffentlich für die Zukunft noch mehr gesagt sein lassen, als sie es in der Vergangenheit gethan. Hat es doch die von der Waldersee-Versammlung her genügend bekannte Berliner „Post“ in ihrem blinden Kampf gegen „Stöckerei und Muckerei“ fertig bekommen, ihre Parteigenossen im Ravensbergischen dringend zu ermahnen, nicht für Stöcker, sondern für einen Fortschrittsmann zu stimmen. Die Konservativen werden also nach dieser Probe von Gesinnungstüchtigkeit gutthun, sich zur Abwehr des „umgekehrten Kartells“ zu rüsten und sich nur auf die eigene Kraft zu verlassen.

Die Zeche des ganzen Wahlkampfes haben fast ausschließlich die Fortschrittsleute bezahlen müssen. Darüber ist in ihrem Lager große Erregung. Nach dem Verräter wird eifrigst gesucht und schon wird als schuldiges Haupt von einigen ihrer Parteiblätter Eugen Richter, der Herausgeber der „Freisinnigen Zeitung“, bezeichnet. Doch dürfte der Vater dieses Gedankens wohl hauptsächlich der Konkurrenzneid sein. Einen geschickteren Wühler und Agitator als ihn besitzt die freisinnige Partei nicht. Im Mackenzie-Schwindel, in hämischen Verdächtigungen des Monarchen haben die übrigen Fortschrittsblätter der „Freisinnigen“ nicht nachgestanden. Der Niedergang der freisinnigen Partei ist nur eine Folge der Thatsache, daß das Volk im großen und ganzen sich zufrieden fühlt und daß es sich abwendet von der fortdauernden Negation, Nörgelei und Verspottung alles dessen, was ihm lieb und wert ist, wie dies von der freisinnigen Partei fortdauernd in Wort und Schrift geschieht. Daher auch die kaiserliche Verwarnung an die Berliner Stadtbehörden viel Befriedigung hervorgerufen hat, wenn andererseits (selbst zur Rechten) nicht unerhebliche Bedenken laut geworden sind.

Wir unseren Teils zählen uns mehr der ersten Kategorie zu. Man vergegenwärtige sich die Lage: Während in den Berliner Fortschrittsblättern das wüsteste Spiel mit dem Andenken des toten Kaisers Friedrich getrieben ward, während in den Volksversammlungen von Berliner Stadtverordneten abgerissene Worte des sterbenden kaiserlichen Vaters zum Programm gegen die Politik seines Sohnes und Nachfolgers gemacht werden, spricht die Stadtverwaltung Berlins den italienischen Behörden telegraphisch ihre Anerkennung aus für die freundliche Aufnahme des Kaisers. Als der

Kaiser heimgekehrt in seine Hauptstadt, überreichen Magistrat und Stadtverordnete, die mit jener Presse in engster Verbindung stehen und zu den Führern der Fortschrittspartei gehören, eine unendlich schwülstige Adresse und schenken ihm einen Brunnen. Da verliert der Kaiser die Geduld, er nimmt den Herren die Maske der Scheinloyalität mit raschem Griff und jugendlicher Entschlossenheit vom Gesicht, erinnert sie daran, was sie zu thun vermögen und verpflichtet sind und weist zurück, was sie reden.

Das Gegenstück zu dieser scharfen Mahnung bildet der Auftrag des Kaisers an den freisinnigen Oberbürgermeister von Breslau, den Einwohnern der Stadt für „die guten Wahlen“ derselben seinen königlichen Dank auszusprechen.

Beide königlichen Handlungen, die ohne Zuziehung eines verantwortlichen Ministers erfolgten, zeigen, daß der Kaiser selbst regieren will, soweit die Verfassung ihm nicht Schranken gezogen hat, daß er selbst die Verantwortung für seine Handlungen tragen will. Diese Selbstverantwortlichkeit unserer Fürsten ist uns ein teures Gut, das wir für die konstitutionelle Verantwortlichkeit der Minister nicht dahin geben.

Die dritte Kundgebung des Kaisers als König von Preußen, welche den beiden eben besprochenen an Wichtigkeit nicht viel nachsteht, ist die Antwort, welche dem preußische Episkopat auf seine Adresse zu teil geworden ist. Die Bischöfe schließen ihre Begrüßung mit dem Ausdruck der Hoffnung, daß die friedlichen und wohlwollenden Beziehungen zwischen Kirche und Staat, deren erste Strahlen die letzten Lebensabende des hochseligen Großvaters verschönerten, sich befestigen und ausgestalten werden als der sichere Hort in der Sturmflut der umsturzdrohenden Lehren und Ideen der Gegenwart. Die Königliche Antwort hierauf aber lautet: „Daß ich die Glaubensfreiheit meiner katholischen Unterthanen durch Recht und Gesetz gesichert weiß, stärkt meine Zuversicht auf dauernde Erhaltung des kirchlichen Friedens.“ Diese kühle kurze Antwort, ohnedies erst erteilt, nachdem man die Herren einige Wochen hatte warten lassen, redet mehr als Bände.

Für die weitere Entwickelung unserer kolonialen Verhältnisse an der ostafrikanischen Küste ist der abgelaufene Monat von großer Bedeutung gewesen. Nachdem durch die Berichte des deutschen Generalkonsuls in Sansibar festgestellt war, daß wesentlich die arabischen Sklavenhändler, die ihren einträglichen Handel mit Menschenfleisch bedroht sahen, die Ermordung und Vertreibung der deutschen Beamten der ostafrikanischen Gesellschaft, sowie die Zerstörung des deutschen Eigentums veranlaßt haben, wird nach gemeinsamer Uebereinkunft zwischen Deutschland und England, die ostafrikanische Küste, soweit der Aufstand sich erstreckt, zur Verhinderung der Waffen-Einfuhr und der Sklaven-Ausfuhr in Blokadezustand versetzt werden. Portugal wird sich den beiden Großmächten anschließen. Frankreich wird sich an der Blokade zwar nicht beteiligen, aber doch wenigstens ein Schiff absenden, damit ein Mißbrauch der französischen Flagge verhindert wird. Die Thronrede stellt weitere Verhandlungen auch mit anderen befreundeten und beteiligten Regierungen und Vorlagen an den Reichstag in Aussicht. In welcher Richtung sich diese Vorlagen bewegen werden, und ob eine prinzipielle Aenderung der Kolonialpolitik des Reiches beabsichtigt wird, läßt sich zur Zeit nicht sagen. „Erst Wägen, dann Wagen“ hat von derselben bisher im besten Sinne des Wortes gegolten. Ohne feste Grundlagen wird daher auch jetzt schwerlich ein Schritt vorwärts gethan werden.

Eine Sache für sich ist es, wenn völlig unabhängig von der ostafrikanischen Gesellschaft und von dem Schutz, den etwa dieselbe vom Reich zu erwarten hat, nun dennoch eine Emin-Pascha-Expedition zu stande kommt, die versuchen will, unter Führung des Lieutenant Wißmann mit kleiner Heeresmacht in die Aequatorialprovinz vorzudringen. Beschlossen ist eine solche Unternehmung von der deutschen Kolonialgesellschaft, und zwar soll dieselbe unverzüglich ins Werk gesetzt werden. Ob sie Aussichten hat oder nicht, ihr Ziel zu erreichen, entzieht sich selbstredend jeder Berechnung.

* * *

Ueber die **auswärtige Lage** sagt die kaiserliche Thronrede: „Unsere Beziehungen zu allen fremden Regierungen sind friedlich, und meine Bestrebungen unausgesetzt dahin gerichtet, diesen Frieden zu befestigen", und „das Vertrauen, welches mir und meiner Politik an allen von mir besuchten Höfen entgegengekommen ist, berechtigt mich zu der Hoffnung, daß es mir und meinen Bundesgenossen und Freunden mit Gottes Hülfe gelingen werde, Europa den Frieden zu erhalten." So die Thronrede, die für die Beurteilung der gegenwärtigen Lage zunächst maßgebend sein muß. Richtet man sein Augenmerk nur auf diese Worte, so erscheint die gegenwärtige äußere Lage freilich in einem überaus rosigen Licht. Das Bild nimmt aber sofort eine dunklere Farbe an, wenn man seine Augen auch auf die in der Thronrede nicht erwähnten aber gleichfalls offiziellen Thatsachen richtet, daß nämlich für Festungsbauten und andere militärische Zwecke einige 50 Millionen und für Zwecke der Marine über 130 Millionen Mark verlangt und im wesentlichen auch werden bewilligt werden müssen. Wir leben einmal nicht in einem gesicherten Frieden, sondern in einem bewaffneten Waffenstillstand, dessen Verlängerung immer nur durch erneute Geldopfer erkauft werden kann. Mit Freuden ist es darum auch zu begrüßen, daß in Oesterreich-Ungarn eine erhebliche Verstärkung der Wehrkraft vorgenommen wird. Die diesbezüglichen Vorlagen der Kaiserlichen Regierung werden nach dem Verlauf der bisherigen Verhandlungen in den Delegationen ohne wesentliche Aenderungen mit großer Mehrheit angenommen werden aus denselben Gründen, aus denen auch der deutsche Reichstag nicht in der Lage sein wird, die weitere Verstärkung unserer Wehrkraft abzulehnen. Wiewohl die offiziellen Beziehungen der Mächte nach außen hin befriedigende sind, so ist doch wohl unter der Oberfläche nicht alles so gewesen, wie es hätte sein sollen. Wer in die geheimen Verhandlungen der Diplomatie Rußlands, Frankreichs, Spaniens und des Vatikans einen Einblick thun könnte, würde wohl mehr als eine Wolke sehen. Lebhafter denn je ist von dieser Seite aus gegen den mitteleuropäischen Dreibund gearbeitet. Zu den alten Feinden, Rußland und Frankreich, hat sich der Vatikan gesellt, der wohl sobald nicht die bei der Romreise des Kaisers erfahrenen Enttäuschungen vergessen wird. Die in das Stocken geratenen Verhandlungen zwischen dem russischen Hofe und dem Vatikan sind sofort nach der Abreise unseres Kaisers von Rom wieder aufgenommen und sollen einem Abschluß nahe sein. Wenn zwischen Rußland und der Kurie ein Frieden zu stande kommt, so können es nur feindselige Absichten gegen Deutschland sein, welche die den Abschluß des Friedens ermöglichenden russischen Konzessionen veranlassen. Seit Jahrzehnten hat Rußland die in seinem weiten Reich wohnenden 8 Millionen Katholiken gequält und gepeinigt. Die russische Staatsmaxime, daß die Ausbreitung des orthodoxen Staatskirchentums zu den Hauptaufgaben der Regierung gehöre, steht heute mehr in Geltung als jemals. Wenn heute plötzlich die russische Regierung glaubt, die Katholiken und Polen in gute Laune versetzen zu müssen, so sind hierfür doch gewiß nicht religiöse Gründe bestimmend gewesen, sondern allein die Möglichkeit eines Krieges mit Deutschland.

So lange der Hexenkessel in Paris brodelt, so lange jeder Tag uns neue unerwartete Ueberraschungen von dort bringen kann, so lange werden wir auch immer auf das unerwartete Ausbrechen eines Krieges gefaßt sein müssen. Die russischen Großfürsten Wladimir und Alexis werden auf ihrer angeblichen Vergnügungsreise nach Paris wohl mit eigenen Augen geprüft haben, ob Frankreich in seinem gegenwärtigen Zustande ein annehmbarer Bundesgenosse für Rußland ist; daß Frankreich es gern sein möchte, werden ihnen die stürmischen Rufe „vive la Russie", mit denen sie empfangen sind, gezeigt haben. Vielleicht imponiert aber die Ruhe der Gardetruppen in Berlin, das Großfürst Wladimir auf seiner Rückreise besuchen will, doch mehr als das Beifallsgeschrei auf den Pariser Boulevards.

In Paris macht es übrigens fast den Eindruck, als ob Boulanger eigentlich der einzige Mensch in Frankreich ist, der weiß, was er will. Seine letzten Ziele weiß freilich niemand, und ebenso wenig genau, woher er die großen Geldmittel nimmt, die er

braucht, um seine Rolle zu spielen. Unter seiner Leitung hat aber die Strömung, welche den extremen Parlamentarismus beseitigen und die auf allen Gebieten zu tage tretende Anarchie hinwegfegen soll, zweifellos an Terrain gewonnen. Die liberalen und radikalen Parteibildungen, deren innerliche Verderbtheit der Prozeß Numa Gilly wieder erneut an das Tageslicht gebracht hat, zersetzen sich je mehr und mehr. Die Royalisten und die Imperialisten machen gleichzeitig Boulanger den Hof. Die Royalisten, die sich nicht soweit demütigen wollen, sind ganz ohne Einfluß oder, wie der Herzog von Aumale, in den Händen der Juden. Wie eine heilsame Umgestaltung der Verhältnisse unter solchen Umständen möglich sein soll, ist schwer zu sagen. Die Vorahnung eines Staatsstreichs lastet auf allen Gemütern. Cassagnac und Boulanger klagen Floquet des beabsichtigten Attentates an und die Opportunisten verfehlen nicht, mit der gleichen Beschuldigung zu antworten. Wird ein Staatsstreich noch verhindert, so dankt Frankreich dies seiner Armee, an deren Spitze sich Männer, wie General Saussier, befinden, die keine Politik treiben, sondern nur ihre Pflicht thun.

Gegenüber diesem Chaos in Frankreich erfolgt die sonst so oft stürmische Entwickelung der **Balkanländer** zur Zeit in ruhiger Weise, so daß, wenn keine Störungen von außen eintreten, die Hoffnung nicht ungerechtfertigt erscheint, daß diese Länder doch noch zu einer inneren Festigung gelangen. In Serbien hat der König unter seinem eigenen Vorsitz einen Ausschuß aus allen irgendwie hervorragenden Männern und Politikern des Landes zusammenberufen, um den Versuch zu machen, auf dem Wege einer durchgreifenden Verfassungsrevision die inneren Verhältnisse des Landes auf neuer Grundlage zu befestigen. In Bulgarien und Griechenland haben sich die Vertretungskörper versammelt. In den Thronreden, mit welchen Prinz Ferdinand einerseits und König Georg andererseits die Sessionen röffnet haben, konnte auf eine ruhig fortschreitende Entwickelung der beiden Länder, auf eine Besserung der Finanzen, auf eine Bewältigung mannigfacher Schwierigkeiten, kurz auf bedeutsame Erfolge friedlichen inneren Wirkens hingewiesen werden. König Georg konnte mit Stolz und Freude darauf hinweisen, daß es ihm vergönnt gewesen, 25 Jahre lang das griechische Staatsschiff durch viele Fährlichkeiten zu steuern, und daß sich Griechenland in diesem Zeitraum sichtlich gehoben habe.

Gleichzeitig mit dem Sohn feierte sein Vater, König Christian IX., in Kopenhagen sein 25jähriges Regierungsjubiläum unter vielen Sympathiebezeugungen der Mächte. Gedanken schmerzlicher Art werden sich freilich mit diesem Jubiläum für den König verbunden haben. Die Erinnerung an den Verlust von Schleswig-Holstein und der fortdauernde Konflikt mit der Landesvertretung geben hierzu Grund genug. Die Blüte und die Wohlfahrt des Landes hat sich aber in diesem Zeitabschnitt sichtlich gehoben. Für uns Deutsche ist es besonders erfreulich, daß auch gelegentlich dieses Jubiläums die Besserung der Beziehungen zwischen dem Berliner Hof und dem von Kopenhagen sichtlich hervorgetreten ist. Eine dauernde Beseitigung der Irrungen zwischen uns und dem kleinen, aber tüchtigen und uns stammverwandten Volk der Dänen würde ein schöner Erstlingserfolg der Regierung Kaiser Wilhelms II. sein.

Wir schließen unseren Monatsbericht mit dem kurzen Hinweis darauf, daß in den nordamerikanischen Freistaaten mit der Wahl des Generals und Advokaten Harrison zum Präsidenten die Herrschaft von den Demokraten wieder zu den Republikanern übergeht.

———

Wirtschaftspolitik.

Die Thronrede Sr. Majestät bei Eröffnung des deutschen Reichstags hat die Förderung der sozialen Gesetzgebung auf der Grundlage der Botschaft wailand seines kaiserlichen Großvaters besonders hervorgehoben und die Hoffnung ausgedrückt, daß es gelingen werde, schon durch die gegenwärtige Reichstagsversammlung das Alters- und Invalidenversorgungsgesetz zum Abschluß zu bringen.

Der Entwurf zu diesem Gesetz hat inzwischen erhebliche Verbesserungen erfahren, wenn auch nicht in so weitem Umfange, als insbesondere auch in den industriellen Kreisen gewünscht wird und zum Teil auf Grund sehr beachtenswerter sachverständiger Erwägungen, wie z. B. diejenige der Handelskammer zu Barmen, welche sowohl eine Erhöhung der Rente als auch die Berücksichtigung der besonderen Verhältnisse dringend empfiehlt, Punkte, denen wir vollkommen beistimmen. Besonders, was unseren Standpunkt betrifft, so haben wir schon öfter und eingehend dargelegt, daß die fehlerhafte Richtung der modernen Wirtschaftlichkeit und Wirtschaftspolitik darin liegt, daß man viel zu wenig als wirtschaftlichen Zweck den zweckmäßigen Verbrauch, als die Kapitalisierung der Werte im Auge hat. Wir fordern aber eine mindestens gleiche Berücksichtigung beider wirtschaftlichen Seiten; und wenn wir für die eine dieser Seiten etwas mehr übrig haben sollten als für die andere, so ist es sicher die des Verbrauchs. Die Kapitalisierung der Arbeitserträgnisse soll nur vor sich gehen unbeschadet des Verbrauchs, welcher der Erhaltung und Pflege der nationalen Kraft und Gedeihlichkeit dient. Es ist nach dieser Seite hin ein sehr bemerkenswertes Zeichen der Zeit, daß der österreichische Wehrgesetzentwurf, der soeben die gesetzliche Feststellung erfährt, den Eintritt in das Heer um ein Jahr verschiebt mit der ausdrücklichen Begründung, daß die durchschnittliche Entwickelung der Kraft der Bevölkerung unter dem Druck des Industrialismus sehr starke Rückschritte mache.

Wenn wir aber die Gegenwart behaupten wollen, so dürfen wir freilich auch des Alters nicht vergessen, denn es gehört zur Gegenwart. Von diesem Gesichtspunkt aus betrachten wir die Frage der Alters- und Invalidenversicherung einerseits; andererseits aber betrachten wir sie vom Standpunkt des wirtschaftlichen Verbrauchs. Nicht gedrückt soll der Verbrauch werden, sondern gehoben. Und hierzu gehört, daß diejenigen Bevölkerungsteile, welche gegenwärtig durch den kapitalistischen Industrialismus hinsichtlich ihres Verbrauches gedrückt sind, eine freiere Stellung erhalten und einige wirtschaftliche Vorteile, die ihnen an das Kapital verloren gegangen sind, wieder erlangen. Daher wünschen wir, daß es zu ermöglichen sein wird, zwar einen Minimalsatz für die Invaliden- und Altersrente festzuhalten, aber zu ermöglichen, daß der Versicherte durch freiwillige Steigerung seines Beitrags seine Rente erhöhen kann. Hiermit würde die beste Sparkasse, die denkbar ist, geschaffen werden. Wie der Kapitalist die Kapitalanlage, welche er in Lebens- oder Rentenversicherung machen will, nach Belieben erhöhen kann, so sollte es auch dem Arbeiter ermöglicht werden, für sein Alter durch erhöhte Zurücklagen von seinem Arbeitsertrag sein Alter sorgenfreier zu gestalten. Dieser Punkt erscheint uns als der socialwichtigste und wir halten eine eingehende Prüfung desselben als höchst notwendig. Dagegen legen wir weniger Gewicht auf den Reichsbeitrag. Es scheint uns, als könnte durch wirksame Maßnahmen für die Erhaltung des Arbeitsgebiets der Nation nach dieser Richtung hin genug leisten, um den Betrieben zu ermöglichen, die Löhne so zu erhöhen, daß die Arbeiter die volle Ausgabe für die Invaliden- und Altersversicherung leisten können. Denn wenn die Schutzzölle und ähnliche Einrichtungen nur dienen sollten, den Kapitalismus zu erweitern, Kapital zum Verleihen an das Ausland zu bilden, so könnten wir uns damit nicht einverstanden erklären. In allem muß Maß gehalten werden. Und wenn das Reich einerseits die Industrie durch Schutzzölle begünstigt, so muß es andererseits

dafür sorgen, daß nicht der ganze daraus für die Industriellen und für das Kapital sich ergebende Gewinn kapitalisiert und meist exportiert werden kann, sondern daß auch ein angemessener Teil dem Verbrauch zufließe. Und dieses Ziel läßt sich auf keine einfachere Weise erreichen als dadurch, daß die allgemeinen Wohlfahrtseinrichtungen zweckentsprechend und wirksam hergestellt werden; insbesondere also auch die Alters- und Invalidenversicherung.

Daß Industrie und Handel sich unter den Schutzzöllen in Deutschland sehr wohl befindet, das ergiebt sich, abgesehen von den kolossalen erworbenen Kapitalien, welche für das Ausland bei jeder Emission flüssig gemacht werden, daraus, daß die Verkehrseinrichtungen und die Betriebsmittel der Eisenbahnen in keiner Weise zulangen.

Wir verkennen nicht, daß letzteres zum Teil an der Verkehrsverwaltung selbst liegt. Der Verstaatlichung der Eisenbahnen ist leider nicht die Herstellung des Staatsbahnsystems gefolgt. Die Eisenbahnverwaltung sitzt immer noch vollständig im Aktienwesen darin. Daher kommt es, daß die „Reformschrift" eines unverfrorenen Plagiators über das Eisenbahnwesen ein gewisses Aufsehen erregen konnte. Thatsächlich sind die in der Presse so vielfach erörterten Vorschläge des Dr. Engel, soweit sie brauchbar sind, den bereits vor fünfzehn bis zwanzig Jahren erschienenen Schriften des konservativen Schriftstellers Dr. Franz Perrot entnommen; und soweit sie dies vielleicht nicht sind, anderen älteren Schriftstellern*). Es besteht noch heute ein Tarifunwesen, aus dem niemand klug werden kann, das sich in fortwährender Veränderung befindet, wie es bei den Privatbahnen bestanden hat; und ebenso liegt die Güterbeförderung im Argen, obgleich die Expeditionen kaum halbe Sonn- und Feiertage haben. Der Güterdienst bedarf der gründlichsten Umgestaltung in Einrichtung und Betrieb. Die Güterbahnhöfe, selbst die neuesten, sind vielfach unpraktisch. Dies gilt ebenso von den Personenbahnhöfen. Die schwere Katastrophe bei Hanau hat dringende Vorschläge für bessere Bahnhofeinrichtungen hervorgerufen — wie das neueste Eisenbahnunglück bei Frankfurt a. M. beweist, ohne Erfolg. Am letzteren Orte ist der neue Bahnhof mit vielleicht dreißig Millionen Mark Kostenaufwand erbaut worden, damit das Gedränge bei den Bahnhofeinfahrten und den damit verbundenen schweren Gefahren beseitigt wurden. Und nun kommt es, fast unmittelbar nach der Eröffnung, vor, daß ein Personenzug viele Minuten lang vor dem Bahnhof warten muß und von dem fast eine Viertelstunde später fälligen Schnellzug ereilt wird, glücklicherweise nachdem sich jener Zug soeben wieder in Bewegung gesetzt hat, sonst hätte sich das gräßlichste Unglück, was in Deutschland jemals vorgekommen ist, ereignet.

Neben den beim Betriebe, bei der Verwaltung und beim Güterverkehr vorkommenden Unzulänglichkeiten treten die Tariffragen des Personenverkehrs selbstverständlich weit zurück. Immerhin sind sie wichtig genug. Wir teilen nun die Perrotsche von Dr. Engel annektierte Meinung keineswegs. Der Transport von Menschen kann nicht nach den Grundsätzen wie der von Briefen und Paketen geregelt werden. Daß aber sich auch hier nicht der entfernteste Ansatz zur Besserung gegen das Privatbahnsystem zeigt, ist hochbedenklich. Die vierte Wagenklasse sollte längst beseitigt sein; die Grundtaxe zu 1½ Pfennig für den Kilometer und dritte Klasse bei gewöhnlichen Zügen müßte längst bestehen — dann das Dreifache für zweite und wieder das Dreifache für erste Klasse.

*) Wie wenig Dr. Engel auch da, wo er nicht aus Perrot abschreibt, unterrichtet ist, dürfte sich ergeben durch einen Einblick in die Schriften: „Das Transport-Unwesen auf den Eisenbahnen in Deutschland von Emil Richter". Frankfurt a. M. 1872 und „Die Entwickelung der Verkehrsgrundlagen. Von Emil Richter. Leipzig 1873. Auch die Perrotschen Schriften sind meist vor 1873 erschienen.

Dann brauchte man weder Preisermäßigung für Vergnügungs-, Rundreise und Zurückfahrten noch sonstige Vergünstigungen außer dem Freigepäck*).

Liegen hier bedeutende Aufgaben, so dürfte eine andere, nicht minder wichtige, die Bankfrage, wider Erwarten den jetzt versammelten Reichstag wohl kaum beschäftigen, da beabsichtigt scheint, die Neuwahlen schon im nächsten Jahr eintreten zu lassen. Die gegenwärtigen Zustände auf dem Börsen- und Finanzgebiet müssen aber die dringendste Aufmerksamkeit auf die Bankverhältnisse hinlenken. Wenn man noch vor verhältnismäßig kurzer Zeit triumphiert hat über die Erfolge der Geldanhäufung durch die deutsche Reichsbank, so hat man jetzt einigermaßen Grund, sehr kleinlaut deshalb zu werden. Man muß wenigstens einzusehen beginnen, daß nicht die Bankpolitik, sondern ganz andere Faktoren den Zu- und Abfluß von Geld bei der Reichsbank bestimmen. Allerdings hat man bis Mitte des Jahres 1888 den Goldvorrat bei der Reichsbank mächtig anschwellen sehen. Die Börse hatte auch kein Lagerhaus, wo sie ihre Vorräte für bedenkliche Momente oder besondere Unternehmungen hätte vorteilhafter aufspeichern können, als bei der deutschen Reichsbank. Denn nirgend anderswo wurden ihr gleich günstige Bedingungen auf Kosten des Bankertrags gewährt. Gegenwärtig aber, wo die Börse in eine Menge gespannter Unternehmungen verwickelt ist, und dort das Gold mit größerem Vorteil anderwärts verwerten kann, schmilzt das Gold der Reichsbank wie Butter an der Sonne. Betrug der Baarvorrat der Reichsbank zu Mitte Juni 1006699000 Mark gegen 824105000 Mark Mitte Juni 1887, so war schon Mitte November dieser „Aufschwung" fast wieder verschwunden, während gleichwohl die Bank noch genötigt war, ihren Börsendiskont weiter herabzusetzen. Uebrigens zeigt der starke Rückgang der Giro-Guthaben, daß die Kapitalanspannung in den letzten Monaten sehr stark zugenommen hat. Dies hat sich auch gezeigt gelegentlich der letztmonatlichen Börsenliquidationen, indem dieselben zum Teil nur unter Kunstgriffen ohne stärkere Stöße überwunden wurden.

Freilich hat die Börse noch große Unternehmungen vor. Aber nach den Bankausweisen ist es fraglich, ob sich dieselben noch vor der allgemeineren „Abschüttelung der schwachen Hände" zu Ende bringen lassen werden; und die so lange schwebende russische Anleihe bleibt, selbst nachdem ihr Abschluß als ganz sicher gemeldet wurde, eine auffällige Schwergeburt.

Die Verhältnisse des spekulativen Handels und der Industrie, die im Ganzen während der letzten Zeit befriedigenden Verlauf hatten und in einigen Industriegebieten sogar Lohnerhöhungen mit sich brachten, scheinen in den letzten Tagen zum Teil durch spekulative Einwirkungen wieder ungünstiger geworden zu sein; besonders in England. Diese Schwankungen werden zunächst auch andauern. Inzwischen hat nun der Monopolismus in aller Form seinen Einzug in Großbritannien, dem Lande des freien Handels und der industriellen Freiheit, gehalten! Neun Zehntel der gesamten Salzwerke sind in die Hände eines einzigen „Trust" gekommen und auch die Werkbesitzer, welche der Unterwerfung noch Widerstand leisten, werden sich ihr unterwerfen müssen. Seltsamer Weise scheint man sich in Kreisen der deutschen Salzgewinnung von dem Vorgang Vorteil zu versprechen; indem man an die Konkurrenzmöglichkeit gegen jenen „Trust" glaubt. Die Enttäuschung wird nicht ausbleiben. Festzustellen ist aber der Gang des Freihandels und daß Notwendigkeit in den Monopolismus hineinführt — und in einen weit schlimmeren, als es jemals der Staatsmonopolismus sein kann. Die Absicht der Leiter des Trust, die englischen Salzpreise um das Vier- bis Fünffache zu steigern, bezeichnet dies deutlich genug. Wenn aber eine derartige Kapitalverbindung erst gebildet ist und sich eingenistet hat, wird es geradezu heroischer Mittel bedürfen, um dieselbe

*) Anm. d. Red. Wir teilen die pessimistischen Anschauungen unsres geehrten Herrn Mitarbeiters nicht, halten im Gegenteil dafür, daß die Personenbeförderung allen billigen Anforderungen und die Klassenverteilung im wesentlichen dem praktischen Bedürfnis entspricht.

zu sprengen oder die wirtschaftlichen Verhältnisse von ihrem Druck zu befreien. Dies zeigen die Verhältnisse in den Vereinigten Staaten, wo der „Zucker-Trust" trotz des mannigfachsten Angriffs noch keinen Anschein der Erschütterung zeigt. Daß der Ausfall der Präsidentenwahl eine sonderliche Aenderung dieser Verhältnisse in den Vereinigten Staaten mit sich bringen wird, ist kaum zu erwarten. Allerdings erscheint durch die Wahl die Freihandelspartei geschlagen und es dürfte zunächst kein Versuch gemacht werden, die landwirtschaftlichen Schutzzölle, wie es in der bekannten Proklamation des Präsidenten Cleveland geschehen, anzutasten. Aber es dürfte auch die Schattenseite der Trusts und Kartelle, die allerdings auch anderwärts breit genug wirkt, in ihrer Verbreiterung nicht gehemmt werden. Ob aber im Lande selbst die Bewegung dagegen so mächtig anschwellen werde, um eindämmend gegen sie zu wirken, ist sehr fraglich. Das Schicksal der einst so viel Erfolg versprechenden Bewegung der „Grangers" ist kein Beispiel, das viel hoffen läßt.

In der jüngsten Zeit haben die Getreidespekulationen, welche auf die Getreide-Einsperrung möglichst aller verfügbarer Getreidemengen hinauslaufen, sowohl diesseits als jenseits des Oceans die ernstere Aufmerksamkeit auf sich gelenkt. Der „Maisring", der sich in Wien und Pest gebildet hatte, und dessen Teilhaber nach den Angaben der Börsenpresse meist aus „Kavalieren" bestand, scheint zu langsamer Auflösung gekommen zu sein; was sehr dagegen spricht, daß Kavaliere sonderlich dabei beteiligt waren. Denn diese wären sicherlich scharf geprellt worden. Anscheinend ist die aufgespeicherte Maismenge nach London überführt und hier nach und nach verkauft worden. Daß der ungarische Maisbau dadurch auch nur den kleinsten Vorteil erlangt hätte, wird man nicht behaupten können.

Jedenfalls zeigt sich, daß die Verteurung des Brotes durch ganz andere Mittel herbeigeführt wird, als durch die Schutzzölle. Wenn darum die Sozialdemokraten, unterstützt durch die „freisinnige Partei," im Reichstage einen Antrag auf Beseitigung der Schutzzölle stellen wollen, so sind sie leicht zu schlagen. Denn in England, dem Lande des Freihandels, sind die Brotpreise noch weit mehr gestiegen, als bei uns in Deutschland. Die Steigerung des Weizenpreises von 28½ auf 37 Schillinge in London bezeichnet eine Steigerung um achtundzwanzig Prozent binnen acht Monaten trotz des Freihandels. Dagegen ist in Deutschland seit März dieses Jahres gestiegen: Roggen um 20, Weizen, wenn wir die höchste Notierung nehmen, um nicht ganz 18 Prozent. Die Preissteigerung des Brotpreises beträgt also im freihändlerischen Lande um acht Prozent mehr wie im schutzzöllnerischen.

Den Hebel zur Besserung soll man lieber da ansetzen, wo wirklich Notstände sind, z. B. arbeiteten nach dem soeben veröffentlichten Bericht der belgischen Regierung über die dortige Kohlenindustrie in den Kohlenwerken 100 973 Arbeiter, darunter nicht weniger als 20 676 Weiber und Kinder unter sechzehn Jahren, wovon wieder die Mehrzahl, nämlich 3201 Frauen, 7920 Knaben und 1032 Mädchen unterirdisch in den Gruben. Hier einzuschreiten sollten die Sozialdemokraten ihre freisinnigen und klerikalen Freunde anhalten, die sich seit Jahrzehnten um die Macht der Regierung mit Erbitterung streiten.

Kirche.

Auf dem Gebiet des kirchlichen Parteilebens hat der Fall Harnack eine Fortsetzung gefunden. Zum Staunen der Welt ist plötzlich Fürst Bismarck von der theologischen Fakultät der Universität Gießen zum Doktor promoviert worden. In dem Elogium, welches die Verdienste des Reichskanzlers um die evangelische Kirche aufzählt, wird besonders als solches die Thatsache hervorgehoben, daß er mit Fleiß dafür sorge, daß die evangelische Kirche nicht nach katholischem Vorbilde, sondern nach ihrer Eigenart regiert werde, und daß er den theologischen Fakultäten die Freiheit wahre, die angeblich für den rechten Dienst in der Kirche unentbehrlich sein soll, die Freiheit, die bekanntermaßen darin besteht, daß jeder Professor das Recht hat, zu thun und zu lehren was er will und mag.

Stöcker in seiner Kirchenzeitung weist bereits mit der ihm eigenen erfreulichen Offenheit darauf hin, daß diese Huldigung der freisinnigen Gießener Theologen schwerlich einen anderen Erfolg beim Reichskanzler erzielen werde, als die Mißachtung zu verstärken, welche Fürst Bismarck als Politiker und in seinem politischen Handeln von je her der evangelischen Kirche und ihren Wünschen entgegengebracht hat. In der That, wenn man die kirchenpolitische Thätigkeit des deutschen Reichskanzlers zwei oder drei Jahrzehnte zurück durchmustert, so stößt man auf leidenschaftliche Kämpfe gegen die römische Kirche, stößt man auf diplomatische Bemühungen aller Art, die Gunst der Kurie zu gewinnen, stößt man auf energische Maßregeln, um die Evangelischen einzuschüchtern und ihnen von vornherein alle Selbständigkeitsgelüste auszutreiben, ja wohl auch auf die materialistische These, daß die Sonntagsarbeit zu vertreten sei, weil man an sieben Tagen mehr verdiene, als an sechs. Niemals aber ist unseres Wissens irgend ein Schritt nachzuweisen, der als Gunst, als Hilfe, als Stärkung oder Förderung evangelischen Wesens ausgelegt werden könnte, niemals irgend etwas, was Anerkennung oder Dank begründen könnte.

In der That ist von unserem Standpunkte aus die Demonstration der freisinnigen Gießener Professoren auf das entschiedenste zu beklagen. Umsomehr, als dieselbe anknüpft an den Fall Harnack, der sich am letzten Ende zugespitzt hatte zu einer oberbischöflichen Entscheidung darüber, ob bei der Berufung von Lehrern, welche den kirchlichen Nachwuchs heranbilden sollen, die Kirche zu hören sei oder nicht. Die oberbischöfliche Entscheidung ist bekanntlich, gleichviel ob aus inneren oder äußeren Gründen, zu Ungunsten der Kirche ausgefallen. Man hätte denken sollen, daß gerade dieser Fall auf die Notwendigkeit hinweisen müßte, der Kirche ein Einspruchsrecht zu gewähren und jeden evangelischen Christen antreiben, dies Recht erkämpfen zu helfen; statt dessen kommt aber eine Korporation von Professoren, welche die Kirche vertreten, daher, ernennt den Vertreter des Staates, der die Kirche herunterdrückt, zum Ehrendoktor und erklärt es gleichzeitig für die „Eigenart“ der evangelischen Kirche, daß in ihr nicht die Bischöfe und Aeltesten, sondern die politischen Minister und Parlamentsmehrheiten, die zum Teil der Kirche gar nicht angehören, zu regieren haben. Difficile satiram non scribere!

Die Folge dieses unliebsamen Vorgangs kann in wirklich kirchlichen Kreisen nur die wachsende Erkenntnis der Notwendigkeit sein, den Kampf um die Verselbständigung der Kirche mit neuer Kraft aufzunehmen und energisch weiter zu führen: ein Ziel dieses Kampfes sind auch akademische Instanzen, welche wirklich auf dem Boden der Kirche stehen. Gewiß will niemand die Wissenschaft vergewaltigen. Sie soll so frei bleiben, als es das Strafgesetzbuch und der Paragraph vom „groben Unfug“ zulassen, und es wäre schade, wenn die jungen Theologen nicht auch bei Darwin Kollegien hören könnten über die Affenabstammung des Menschen und bei Dubois-Reymond über das „menschliche Muttertier.“ Aber es darf den heranwachsenden Dienern der Kirche nicht überlassen

bleiben, aus dem Widerstreit von tausend Meinungen sich irgend etwas herauszusuchen, was sie dann als Kirchenlehre verkünden wollen, sondern es muß einen Ort und muß Personen in der Welt geben, bei denen sie erfahren können, was kirchlich zulässig ist und was nicht. Wird die kirchliche Centralinstanz beteiligt bei der Berufung der akademischen Lehrer, so wird auch am besten dem Widerspruch vorgebeugt, daß eine Fakultät gegen die andere protestiert, und daß in Berlin verderbliche Irrlehre sein soll, was in Marburg ohne Anstand den jungen Studiosen beigebracht werden durfte.

Dieser Kampf um den kirchlichen Einfluß auf die Fakultäten muß ebenso fortgeführt werden, wie der andere, welcher der Beseitigung des landesherrlichen Oberbischofamtes gilt. Und er wird fortgeführt und siegreich beendet werden, wenn nur erst der Strom lebendigen kirchlichen Bewußtseins, der in den Gemeinden fluten soll und muß, zu einer Stärke und Tiefe gelangt ist, daß er in Wahrheit das Bischofsamt nicht nur trägt, sondern auch hebt und fortzieht.

Daß es vorwärts geht in dieser Hinsicht, davon sind die jüngst stattgehabten Berliner Kirchenwahlen ein erfreuliches Zeugnis. Berlin war anfänglich nach Einführung der neuen Synodalordnung die Hochburg der Liberalen. In seiner kirchlichen Vertretung reihte sich Skandal an Skandal. Und jetzt haben langsam aber sicher durch unermüdliche Arbeit die Positiven es dahin gebracht, daß sie die Mehrheit in der Stadtsynode erlangen werden. Ohne Zweifel ist viel an diesem Erfolge der Politik innerhalb der sogenannten „Berliner Bewegung“ zu verdanken und es hängt damit zusammen, daß auch manchem „positiven“ Wähler die Bethätigung seiner Wahlpflicht mehr Parteisache als Herzenssache sein mag; aber es darf darauf eben so wenig Gewicht gelegt werden, als auf den Umstand, daß gerade da, wo aus den Mitteln der Positiven und Gläubigen neue Kirchen gebaut und neue Kirchspiele gegründet sind, eben diese neuen Gemeindevertretungen den Liberalen in die Hände gefallen sind; das ist traurig für die Gegenwart, aber kein Grund zum Verzagen für die Zukunft. Hat man anderswo Fortschritte gemacht, so sind auch hier für die Zukunft Erfolge möglich und die kirchliche Organisation, welche die Möglichkeit zu siegen giebt, ist doch da. Ob die Vermehrung der Kirchspiele und die Hebung der kirchlichen Versorgung Berlins, welche offenbar dem Kaiser warm am Herzen liegt, demnächst lebhaftere Fortschritte machen wird, als bisher, wo der „Fortschritt“ sich von völligem Stillstand wenig unterschied, kann nur die Zukunft lehren.

Beiläufig sei übrigens bemerkt, daß auch die liberalen Gemeindevertretungen in Berlin teilweise im Lauf der Jahre sehr viel verständiger geworden sind, als sie es anfänglich waren; sie haben eine gewisse Periode, die man „Flegeljahre“ nennen könnte, überwunden, so daß nun auch positive Geistliche vielfach in Frieden mit ihnen auskommen.

Freilich wird es noch lange dauern, und die Zeit ist fern, daß die in so großem Segen wirkende Stadtmission entbehrt werden könnte, die ihrer ganzen Organisation nach als eine auf volle Freiwilligkeit beruhende Veranstaltung vor der Gefahr, den kirchlichen Liberalen in die Hände zu fallen, einigermaßen sicher ist. Daß Versuche auch hierzu gemacht worden sind, ist bekannt. Die großkapitalistischen Firmen, welche dem Reichsbankpräsidenten v. Dechend für den sog. „kirchlichen Hülfsverein“ größere Summen teils zahlten, teils in Aussicht stellten, haben soeben wieder alles aufgeboten, um als Entgelt für ihre „milden Gaben“ die Beseitigung Stöckers zu erwirken. Jetzt, nachdem sie erkannt haben, daß es damit nichts ist, sind die Beträge teils zurückgezogen, teils wenigstens ist in der Presse die feierliche Versicherung abgegeben worden: einmal und nicht wieder! Diese Stimmung ist, wie anerkannt werden muß, vom Börsenstandpunkt aus vollkommen berechtigt; für nichts ist nichts. Aber sie weist allerdings auch eindringlich darauf hin, daß man Geld für kirchliche Zwecke nicht von denen eintreiben darf, die außerhalb des Schattens der Kirche leben und sterben. Für das, was

die Kirche an Liebesgaben braucht, muß stets auch die Opferwilligkeit ihrer Glieder sich als ausreichend erweisen.

Die Beziehungen des preußischen Staates zur Kurie sind im wesentlichen die alten geblieben, wenn auch vielleicht nicht ganz so herzlich, wie in jüngster Zeit. Etwas weniger freundlich, als neuerdings landesüblich, lautet die Antwort, welche der Kaiser den römischen Bischöfen in Deutschland auf eine Kollektiv-Adresse erteilt hat. Es ist beachtenswert, daß die Bischöfe zunächst viele Wochen auf den kaiserlichen Bescheid haben warten müssen; und dann ist gegenüber den Andeutungen der Adresse, daß man den kirchlichen Frieden als etwas Werdendes ansehe, die Stelle der Antwort beachtenswert, welche den Frieden als etwas Festgewordenes und durch Verträge Gesichertes hinstellt. Selbstredend sind die römisch-kirchlichen Kreise und ihre Presse über diese Antwort verstimmt und bemühen sich, ihrerseits nachzuweisen, daß das letzte kirchenpolitische Gesetz nur „der Zugang zum Frieden“, nicht aber der Frieden selbst sei. Eine andere Deutung der Antwort darf ja Herr Windthorst auch gar nicht zulassen, nachdem er erklärt hat, mit seinem Kampf um die Schule einen neuen Kulturkampf beginnen zu wollen, der mit gleicher Energie und Ausdauer geführt werden sollte wie der alte.

Aus der evangelischen Diaspora sind besonders aus den baltischen Ostseeprovinzen überaus traurige Vorgänge zu melden. Die russische Verwaltung häuft eine Gewaltthätigkeit auf die andere und treibt mehr und mehr diejenigen, die sie früher zu ihren treuesten Unterthanen zählen konnte, in einen Zustand der Verzweiflung und Erbitterung hinein, der sich in entscheidender Stunde noch einmal empfindlich rächen kann.

Besser ist es der evangelischen Mission in Ost-Afrika in kritischer Stunde gegangen; wie verlautet, haben die Anfänge von Stationen, welche errichtet worden sind, den Aufstand ohne wesentlichen Schaden überdauert, und werden dieselben hoffentlich fortfahren, die Völker des dunklen Erdteils allmählich auf diejenige Stufe christlicher Kulturentwickelung zu bringen, auf welcher die Sklaverei unhaltbar wird und ihre Aufhebung als reife Frucht von selber abfällt. Wenn jetzt die Ultramontanen mit ihrer vordringlichen Renommisterei sich so stellen, als wären sie die einzigen, welche der Sklaverei widerstreben, so weiß man, was von dieser Prahlerei zu halten ist. Einstweilen ist die generelle Aufhebung völlig unmöglich. Sie würde den Stillstand aller Kultur und Civilisation bedeuten, weil das schwarze Volk dort schlechterdings nicht reif ist für den richtigen Gebrauch persönlicher Freiheit. Seine Hebung und Förderung ist eine lang aussehende und mühevolle Arbeit, die durch den Kreuzzug des Kardinals Lavigerie ganz sicher nicht beschleunigt werden wird. Dieser Kreuzzug mag als Forschungs-Expedition von Wert werden, für Kirche und Christentum aber wird er enden wie alle Kreuzzüge, nämlich resultatlos. Das Schwert ist nicht die Waffe, mit welcher man das Evangelium ausbreitet.

Wir schließen mit dem Hinweis auf ein litterarisches Werk von kirchlicher Bedeutung, auf eine neue Bibel nämlich, welche sich „illustrierte Hausbibel“*) nennt und welche man auch als eine „realistische“ Bibel bezeichnen könnte. Gerade von diesem Gesichtspunkt aus empfehlen wir sie. Wenn Paulus zu seiner Zeit sich bemühte, allen alles zu werden, den Juden ein Jude und den Griechen ein Grieche, so ist nicht abzusehen, warum nicht in unserem Zeitalter eine realistische Bibel sich Freunde zu erwerben

---

*) Illustrierte Hausbibel. Nach der Uebersetzung von Dr. Martin Luther. Mit über 1000 Abbildungen und Karten, Erläuterungen und einer Familienchronik. Berlin, Friedrich Pfeilstücker, 1888. (1694 S. 4.) Geheftet 17,50 M., gebunden von 22,50 bis 40 M.

trachten sollte. Abweichend von den bisherigen Bilderbibeln, welche stets ideale **Kompositionen** brachten, ist hier zum erstenmale der Versuch gemacht, das **Verständnis** der Schrift zu befördern durch bildliche Darstellung von realen Dingen, von **Gebrauchsgegenständen**, Pflanzen, Tieren, Altertümern, durch photographisch treue **Bilder** der Stätten und Plätze, auf denen sich die heilige Geschichte abspielt. Der Preis ist so gehalten, daß in jedem wohlhabenden Hause die Anschaffung möglich ist. Der Preis des gebundenen Exemplars überschreitet nur wenig 20 Mark. So wird das Buch, welches eine ganze Archäologie ersetzt, dem Bibelforscher von Wert sein und auch der Familie bei ihrem Bibellesen fördersamst zu statten kommen.

Zum Jahresschluß.

Wieder läuft ein Jahr zu Ende und mit ihm ein Band dieser Zeitschrift, welche, geboren aus den Wirren der „achtundvierziger" Zeit, nun seit mehreren Jahrzehnten bemüht und bestrebt gewesen ist, ihren Lesern und Freunden in periodischen Uebersichten ein Bild der Zeit zu geben.

Wir bilden uns nun nicht ein, als hätten wir wirklich dies Bild der Zeit im Wechsel der Jahre mit wahrhafter Unparteilichkeit, wie wir es wünschten, gegeben. Es ist wenigen vergönnt, sich aus eigener Kraft hinauszuheben über die Gegenwart, in welche sie hineingestellt sind und sich, die Zukunft vorwegnehmend, auf höhere Warte zu stellen, als auf die Zinne der Partei. Es kann garnicht ausbleiben, daß, wer fortdauernd die Parteikämpfe der Gegenwart beobachtet, im Laufe der Zeit auch selbst bis zu gewissem Grade Partei ergreift für diejenigen, deren Kämpfe er mit Teilnahme verfolgt. Und gerade in unserem deutschen Vaterlande ist das um so weniger zu vermeiden, als nicht, wie in England, der christliche Glaube die gemeinsame Voraussetzung alles Parteilebens ist, sondern bei uns die politischen Parteien sich auch nach religiösen Gesichtspunkten scheiden; und weil doch mit Notwendigkeit für den, der als Christ gelernt hat, die irdischen Dinge sub specie aeterni zu betrachten, die Religion zum Ausgangs-, Mittel- und Endpunkt auch aller politischen Kritik und Wirksamkeit sich gestaltet. Und von solcher Erwägung hat ja auch diese Zeitschrift im Gegensatz zu anderen, welche möglichst farblose Titel wählen, eine Parteibezeichnung sich an die Stirn geschrieben, welche die Richtung ihres Weges anzudeuten bestimmt ist.

Es wird das hier und da, auch bei unseren Freunden als ein Mangel angesehen, als ein Fehler, der zu verbessern sei. Die weitere Bezeichnung werde helfen auch weitere Kreise gewinnen.

Wir haben dazu unsererseits wenig Vertrauen. Um die Gunst der Halben werben wir nicht, sondern um den Beifall des ruhigen, sachlichen, leidenschaftslosen Urteils. Und da glauben wir doch sagen zu dürfen, daß schwerlich eine andere Zeitschrift so sehr sich frei hält von landläufigem Parteigetriebe, als wir es auf politischem, auf wirtschaftlichem, auf kirchlichem, auf litterarischem und auf vielen anderen Gebieten zu

thun bemüht sind. Zu Mitarbeitern suchen wir nur selbständige und unabhängige Männer zu gewinnen, welche ihre Ansichten vertreten, unbekümmert darum, ob mit der Unabhängigkeit ihres Urteils nach oben oder nach unten, nach rechts oder nach links ein Widerspruch erweckt wird. Und darin erkennen wir den bestmöglichen Dienst, den wir der Monarchie und dem Staatswesen, dem wir angehören, leisten können. Wer nicht widerstreben kann, der kann auch nicht stützen.

Ja, wir möchten als charakteristisch hervorheben, daß wir trotz der Bezeichnung „konservativ“ uns kaum mit einer anderen Partei und ihrem Programm so oft im Widerspruch befunden haben, als mit der konservativen. Wir wissen wohl, daß diesen „Luxus“ der „Wildheit“ sich der „praktische“ Politiker, der in parlamentarischen Körperschaften Einfluß gewinnen will, gestatten darf; es gilt dort oft, das Erreichbare zu nehmen, auch wenn es den eigenen Wünschen wenig entspricht. Der unparteiische Monatsschauer wird immer einmal das Recht haben, sich den Widerstand, der dem Guten entgegensteht, hinwegzudenken und in Gedanken nahe bei einander wohnen zu lassen, was sich im Raume unerbittlich stoßen muß.

Und es hat sich auch zu diesem Programm der Programmlosigkeit bisher noch stets in Deutschland, bekanntlich dem Lande der Denker und Dichter, eine Gemeinde zusammengefunden, welche groß genug war, das Unternehmen in seiner jetzigen Ausdehnung auf ihren Schultern zu tragen. Und solche Gemeinde ist ja heute auch noch vorhanden. Aber es wäre dringend zu wünschen, daß sie wüchse und sich ausbreitete, das Land zu füllen.

Wir richten daher am Jahresschluß an alle unsere Leser und Gönner die Bitte, uns ihre Gunst und ihr Wohlwollen auch für die Zukunft zu bewahren. Nirgends ist ja die Ueberproduktion so groß und so erdrückend, als auf dem Gebiete der Zeitschriften, die sich gegenseitig Licht und Sonne rauben, und das Ende dieser Konkurrenz ist der heut schon vorhandene Zustand, daß nicht nur die Leser, sondern auch die litterarischen Kräfte sich ins Unendliche zersplittern, und daß notwendig die Qualität unter der Massenproduktion leiden muß.

Um dennoch nicht nur auf der erklommenen Stufe zu bleiben, sondern vorwärts zu kommen, nach Form und Inhalt, fügen wir der schon ausgesprochenen Bitte die andere hinzu, uns doch, wenn möglich, neue Freunde im kommenden Jahre zuführen zu wollen. Wer uns hilft, hilft sich selber; denn es kann in der That für eine Redaktion keinen größeren Sporn geben, ihr Bestes daran zu setzen, als wenn sie in stand kommt, den Erfolg ihrer Bemühungen in wachsender Abonnentenzahl mit Händen zu greifen.

Wir thun unsere Bitte in der Hoffnung, daß sie bei unseren Lesern eine freundliche Stätte finden möge, und daß sie sich entschließen möchten, auch das kommende Jahr der Gnade mit uns gemeinsam durchzuwandern.

Die Zukunft liegt dunkel und trübe vor dem politischen Blick. Die Welt starrt in Waffen, wie noch nie zuvor. Wann das Gewitter sich entladen wird, weiß niemand. Aber daß es sich entladen wird, scheint nach menschlichem Ermessen unvermeidlich. Und das wieder ist gewiß, daß, wenn es sich entladet, für alle Beteiligten — sie mögen Sieger oder Besiegte sein — eine Zeit der größten Trübsal anbrechen muß.

Nun — den Trost, der dem einzelnen gilt, können sich auch die Völker zu Nutze machen. Und wenn ein friedliches Volk, wie das unsere, das seiner Arbeit sich in Ruhe freuen möchte, und durch Waffenklirren immer wieder darin gestört wird, mit

unwilliger Lippe fragen möchte: Warum das alles? — so gilt auch ihm, was der Sänger dem Klagenden zuruft:

Daß nicht vergessen werde,
Was man so gern vergißt,
Daß diese arme Erde
Nicht unsere Heimat ist.

Aber dann freilich gehört auch der Schlußpsalm dazu:

Hilf du uns durch die Zeiten
Und mache fest das Herz,
Geh selber uns zur Seiten
Und führ' uns himmelwärts.
Und ist es uns hienieden
So öde, so allein,
O laß in deinem Frieden
Uns hier schon selig sein.

Neue Schriften.

1. Politik.

— Der Deutsche Reichstag. Seine Geschichte, Organisation, Rechte und Pflichten. Von Clemens Freyer. (Berlin W. 57. Paul Hennig.) Motto: Die Aufgabe ist, den Staat im Volksbewußtsein zu vollenden. Dahlmann.

Das Buch, welches dem Präsidenten des Reichstags, Herrn von Wedell-Piesdorf, gewidmet ist, hat folgenden Inhalt: Vom Staate im allgemeinen. Zur Deutschen Verfassungsgeschichte. Hauptbestimmungen der Reichsverfassung: A. Reichsgebiet, B. Reichsangehörigkeit, C. Reichsgesetzgebung, D. Bundesrat, E. Bundespräsidium, F. Reichstag, G. Zoll-, Handels- und Verkehrswesen, H. Reichskriegswesen, J. Reichsfinanzen, K. Strafbestimmungen, Streitigkeiten und Verfassungsänderungen, L. Reichskanzler und Reichsbehörden. Von den Wahlen zum Reichstage. Politische Parteien oder Fraktionen. 1. Fraktion der Deutsch-Konservativen, 2. Fraktion der Reichspartei, 3. Fraktion des Zentrums, 4. Fraktion der Polen, 5. Fraktion der Nationalliberalen, 6. Deutsche Freisinnige Partei, 7. Sozialdemokraten, 8. Zu keiner Fraktion. Büreau des Reichstags. Reichstagsgebäude. Berufung des Reichstags. Zusammentritt und Konstituierung des Reichstags. Kommissionen. Vorlagen, Anträge, Petitionen. Interpellationen und Adressen. Plenarsitzungen und Besuch derselben. Schluß der Session und Rückblick auf die Thätigkeit des Reichstags. Biographische Notizen. Sachregister.

Auf 221 Seiten ist dies Alles kurz, bequem und handlich dargestellt, mithin ein kleines Nachschlagebuch geschaffen, das sich bei allen Redakteuren, Politikern, Zeitungslesern einbürgern wird. Ob Lücken darin sind, wird der Gebrauch lehren. Die notwendige fortwährende Erneuerung der Auflagen macht das Korrigieren leicht.

— Das Versammlungs- und Vereinsrecht Deutschlands, systematisch zusammengestellt von Bürgermeister Dr. H. A. Mascher. Verlag von J. J. Heines, Berlin. 126 Seiten. Peis: 1 M. 80 Pf.

Der Artikel 16 der Verfassung des deutschen Reiches unterwirft das freie Vereins- und Versammlungswesen der Beaufsichtigung und Gesetzgebung des Reiches. Das Reich hat von dieser Befugnis aber nur in sehr beschränktem Maße durch Erlaß einiger Spezialgesetze Gebrauch gemacht. Einheitlich geregelt ist das Vereins- und Versammlungsrecht, d. h. das Recht der Staatsbürger, sich zur gemeinschaftlichen Verfolgung politischer und nicht politischer Zwecke zu verbinden bezw. zu versammeln, noch nicht. Es ist zwar schon lange das Streben der liberalen Parteien gewesen, auch auf diesem Gebiet durch Eingreifen der Reichsgesetzgebung Rechtseinheit hergestellt zu sehen. Dieser Wunsch wird aber in absehbarer Zeit wohl nicht in Erfüllung gehen. Die Regierungen werden sich schwerlich ohne Not entschließen, durch Vorlage eines Gesetzes zur einheitlichen Regelung des Vereins- und Versammlungsrechtes den freisinnigen Rednern im Reichstage bequeme Gelegenheit zu Agitationsreden zu bieten.

Es wird also bei den landesgesetzlichen Bestimmungen hierüber sein Bewenden behalten. Notwendig ist eine einheitliche Regelung auch nicht. Das lehrt die verdienstvolle Arbeit des Bürgermeisters Mascher. Mit Ausnahme des Großherzogtums Mecklenburg-Strelitz und des Fürstentums Lippe-Detmold bestehen in allen Staaten ausreichliche gesetzliche Vorschriften über das Vereins- und Versammlungsrecht. Die freie und Hansastadt Lübeck, die zur Zeit der Drucklegung der Mascher'schen Arbeit noch ohne Vereinsgesetz war, hat inzwischen auch ein solches erlassen.

Mascher giebt in der ersten Abteilung seines Buches die reichsgesetzlichen Vorschriften und in der zweiten Abteilung die landesgesetzlichen Vorschriften über das Vereins- und Versammlungsrecht. In Anmerkungen und Erläuterungen zu den einzelnen Paragraphen wird der Sinn zweifelhafter und unklarer Bestimmungen, soweit

wir haben sehen können, im allgemeinen richtig klar gestellt und erörtert, Präjudiz-Entscheidungen der höheren Gerichte und Verwaltungsbehörden mitgeteilt und die für die Auslegung in Betracht kommenden Ausführungen von Staatsrechts- und Strafrechtslehrern angezogen. Am ausführlichsten sind die Vereins- und Versammlungsgesetze des Königreichs Preußen und des Königreichs Sachsen behandelt. Manche dort gegebenen Mitteilungen sind aber auch von Wert für die Auslegung der bezüglichen Gesetze der kleineren Staaten, weil diese zum Teil den preußischen Bestimmungen nachgebildet sind.

Die Anmerkung auf Seite 13 ist, anscheinend durch Verschiebung der meisten Sätze beim Druck, unverständlich geworden.

L. v. O.

— Staatlich-volkswirtschaftliche Vorschule von Paul Karuth, Oberlehrer am Gymnasium Albertinum zu Freiberg i. S.

I. Teil. Das Recht und der Staat. Mit der Verfassung des deutschen Reichs, dem Wahlgesetz zum deutschen Reichstage, sowie mehreren Thronreden, Botschaften und Erlassen der Kaiser Wilhelm I., Friedrich III., Wilhelm II. (Verlag Craz u. Gerlach [Joh. Stuttner]. Freiberg i. S.)

In fortschrittlichen Lehrerversammlungen ist als obligatorischer neuer Unterrichtsgegenstand für die Volksschule, mindestens aber für die Fortbildungsschule, schon häufig Gesetzeskunde und Volkswirtschaftskunde gefordert. Die „staatlich-volkswirtschaftliche Vorschule“ von Paul Karuth ist nach einer beigelegten Empfehlung der Verlagsbuchhandlung gedacht als Ergänzungsbuch für den geschichtlichen Unterricht an höheren Lehranstalten, ganz besonders auch an Lehrerseminarien, soll also wohl namentlich als eine Art Leitfaden für den zukünftigen Unterricht in Gesetzes- und Volkswirtschaftskunde in den Volksschulen dienen. Wie dieser Zukunftsunterricht ausfallen würde, davon kann man sich ein genaues Bild machen, wenn man diesen Leitfaden durchblättert. Auf 11 Seiten wird das Wesen des Rechts, das öffentliche wie das Privat-Recht, die Gerichtsverfassung und das deutsche Strafrecht gelehrt. Weitere 23 Seiten sind dann dem „Staate“ gewidmet. Was an der „Vorschule“ gut, das ist nicht neu, und was daran neu, das ist nicht gut; in diesen Worten kann man die Kritik derselben zusammenfassen. Sie besteht wesentlich aus Auszügen der gangbarsten Lehrbücher des Rechts, Auszüge, die teils unrichtig, teils in ihrer Kürze schief und mißverständlich sind. Wie die Juristen der Pädagogik, so sollten die Pädagogen dilettantenhaften Versuchen auf dem Gebiete der Rechtswissenschaft fernbleiben.

L. v. O.

— In dem bekannten Germanikus-Verlag in Frankfurt a. M. ist das erste Heft einer sechsten Germanikus-Broschüre: „Die Bank- und Bankiersdiebstähle und die Auflösung von Eigentum und Besitz in Scheinbesitz“ erschienen. Preis 1 M. 50 Pf.

Wie ihre Vorgänger, die Frankfurter Juden; Neuer Börsenschwindel; der neueste Raub; die Rothschildgruppe; der zweite Pariser Krach, weist sie nach, daß Börse und Banken ihren volkswirtschaftlich berechtigten und notwendigen Funktionen zum großen Teil nicht mehr entsprechen, sondern Anstalten geworden sind zur Ausbeutung des nationalen Wohlstandes zur Bereicherung einiger weniger. Verfasser ist mit den Börsen- und Bankverhältnissen sehr gut vertraut, sollte darum aber nicht die gleiche Vertrautheit z. B. mit börsentechnischen Ausdrücken, wie „Valuta“, „Agiotage“, „Schwänze“ u. s. w. bei allen seinen Lesern voraussetzen, vorzüglich da er es mit seiner Flugschrift auf Massenverbreitung abgesehen hat. Häufig begnügt Verfasser sich mit zu aphoristisch hingeworfenen Bemerkungen, wo zur Klarlegung und zum Beweis der von ihm aufgestellten Behauptungen ein tieferes Eingehen in die Sache erforderlich gewesen wäre. Beispielsweise legt Verfasser bei Bekämpfung der Arbitrage in sehr anschaulicher Weise das Wesen der Wechselarbitrage dar. Gerade diese ist aber, wie er selbst zugiebt, in gewissem Umfang auch im Interesse des reellen Handels geboten. Dagegen werden auf die wesentlich den Börsenjoppern dienende Effektenarbitrage nur einige starke Schlaglichter geworfen, während eine eingehende Besprechung derselben und ihrer schädlichen Wirkungen gerade im Rahmen seiner Arbeit gelegen hätte. Recht interessant sind unter anderem die Bemerkungen des Verfassers über die Beziehungen der Presse zur Börse und über das Abhängigkeitsverhältnis der meisten Blätter von der Börse und den Banken. Für das nächste Heft werden Enthüllungen über die Beziehungen der als offiziös geltenden Presse zur Börse in Aussicht gestellt.

L. v. O.

— Von den im Verlage von Duncker und Humblot in Leipzig erschienenen Schriften des deutschen Vereins für Armenpflege und Wohlthätigkeit liegen uns drei Hefte zur Besprechung vor, nämlich:

Heft 3. „Die Entwickelung der deutschen Arbeiterkolonien“ von Dr. G. Berthold. Preis 3 M. 60 Pf.

Heft 5. Stenographischer Bericht über die Verhandlungen der achten Jahresversammlung des deutschen Vereins für Armenpflege und Wohlthätigkeit am 27. und 28. September 1887 in Magdeburg, betreffend die Organisation der offenen Krankenpflege, Hilfe in außerordentlichen Notständen, die Beschäftigung der Arbeitslosen und den Nachweis von Arbeit als Mittel vorbeugender Armenpflege. Preis 2 M. 80 Pf.

Heft 6. Fürsorge für bedürftige Genesende. Die hauswirtschaftliche Ausbildung der Mädchen aus den ärmeren Volksklassen. Trunksucht und Armenpflege. Die Wohnungsfrage vom Standpunkte der Armenpflege.

Das erste Heft bietet eine ungemein fleißige Arbeit des Statistikers Dr. Berthold-Berlin. Der Besitz dieses Heftes wird für alle an der Sache der Arbeiterkolonien von Amts oder Vereins wegen beteiligten Personen unentbehrlich sein.

Die Arbeit, die es uns bringt, ist eine Fortsetzung bereits früher erschienener desselben Verfassers. Dieselben bezwecken sämtlich die Entwickelung und den Einfluß der Arbeiterkolonien auf die Wanderbevölkerung klar zu stellen und an der Hand der Statistik die Leiter und Freunde derselben auf Uebelstände aufmerksam zu machen und Fingerzeige für die Leitung zu geben.

Die erste im Jahre 1884 erschienene Schrift des Dr. Berthold: „Beitrag zur Statistik der Arbeiterkolonien", beschäftigte sich mit den Verhältnissen der damals bestehenden 8 Kolonien und umfaßte die Zeit von der Eröffnung bis zum 1. Juli 1884.

Die zweite 1885 erschienene behandelte 12 Kolonien und den Zeitraum vom 1. Juni 1884 bis 1. April 1885.

Die jetzt vorliegende behandelt 15 Kolonien und umfaßt die Zeit vom 1. April 1885 bis 1. April 1886. Die Bearbeitung des wesentlich von den Leitern und Vorständen der Kolonien gelieferten Materials hat in allen drei Fällen nach gleichmäßigen Gesichtspunkten stattgefunden, abgesehen von den in den beiden letzten Arbeiten hinzugetretenen Erweiterungen. Die letzte Arbeit giebt zunächst einen Ueberblick über die Gesamtentwickelung der deutschen Arbeiterkolonien, dann in einem Anhang hierzu die in Deutschland vorhandenen Verpflegungsstationen und Herbergen zur Heimat, endlich folgen allgemeine Tabellen und Spezialtabellen über die einzelnen 15 Kolonien.

Die allgemeinen Tabellen geben eine allgemeine Uebersicht über alle seit dem Bestehen der 15 Arbeiterkolonien bis zum 1. April 1886 aufgenommenen und entlassenen Kolonisten; über den Bestand am Schluß jedes Monats in den Arbeiterkolonien seit ihrer Eröffnung bis ult. 1886; über alle seit Eröffnung der Kolonien bis 1. April 1886 entlassenen Kolonisten nach Aufenthaltsort und Dauer des Aufenthalts; über alle Neuaufnahmen und Entlassungen vom Bestand am 1. April 1885 in den 15 Kolonien nach Kalendermonaten vom 1. April 1885 bis 1. April 1886; über alle Entlassenen seit Eröffnung der Kolonien bis 1. April 1886 nach dem Grund der Entlassung, dem Aufenthaltsort und der Dauer des Aufenthalts.

In gleicher ausführlicher Weise behandeln die Spezialtabellen, für jede der 15 Kolonien getrennt, die besonderen Verhältnisse der einzelnen Kolonien.

Die Tabellen sind zusammengestellt auf Grund von Zählkarten, die in den einzelnen Kolonien geführt sind. Die weitere Fortführung und Bearbeitung derselben ist zur dauernden Kontrole darüber, ob die Kolonien auf dem richtigen Wege sich befinden und welche Erfolge sie erzielen, dringend erwünscht.

Die Arbeiterkolonien in Verbindung mit einem zweckmäßig verteilten Netz von Verpflegungsstationen haben sich als eine höchst segensreiche Einrichtung erwiesen und als wohlgeeignet, die Wanderbettelei mit Erfolg zu bekämpfen; freilich läßt sich ein direkter Einfluß derselben auf eine Abnahme der Wanderbettelei nach den Ermittelungen von Berthold statistisch noch nicht mit Sicherheit nachweisen. Man muß sich vielmehr zum Beweis für diese Annahme wesentlich auf die diese Thatsache konstatierenden Berichte aus den einzelnen Gegenden berufen. Hierbei ist es nicht möglich, festzustellen, ob und inwieweit nicht auch andere Ursachen auf die wahrgenommene erfreuliche Abminderung eingewirkt haben.

In ihrem Streben, die Wanderbettelei wirksam zu bekämpfen und die Kolonisten wieder zu tüchtigen Gliedern der menschlichen Gesellschaft zu erziehen, haben die Arbeiterkolonien, das beweisen auch die Berthold'schen Tabellen und Nachweisungen, mit großen Gefahren und Hindernissen zu kämpfen. Die hohen Prozentsätze der wiederholt aufgenommenen Kolonisten lassen die dringende Befürchtung aufkommen, daß die Gewohnheits-Vagabunden sich die Arbeiterkolonien als einen angenehmen Aufenthalt aussuchen, wenn die Zeit des Winters heranrückt und das Wandern aufhört, angenehm zu sein. Die Unterbringung der Kolonisten in Arbeit hat sich bisher als sehr schwierig erwiesen und, wenn dies gelungen ist, so ist doch nur in geringem Maße eine Kontrole darüber geübt, wie lange die Betreffenden die ihnen verschaffte Arbeit behalten haben. Die Leiter der Kolonien werden noch große Weisheit und praktisches Geschick entfalten müssen, damit die ihnen anvertrauten Anstalten ihr großes Ziel erreichen, den heimatslosen Wanderern nach manchen Fährlichkeiten und Irrfahrten, nach Not und Trübsal durch eigene Thätigkeit einem geordneten Leben wiederzugeben.

Die beiden anderen, uns zur Besprechung überwiesenen Schriften des deutschen Vereins für Armenpflege und Wohlthätigkeit behandeln nicht ein spezielles Thema, wie das besprochene dritte Heft, sondern geben ein Gesamtbild über die Thätigkeit und die Arbeiten des Vereins auf seinen Jahresversammlungen. Das fünfte Heft bietet einen stenographischen Bericht über die Verhandlungen des Vereins auf seiner Zusammenkunft in Magdeburg im vorigen Jahre mit den mündlichen Ausführungen der Referenten über die einzelnen am Kopfe der Besprechung aufgeführten wichtigen Verhandlungsgegenstände. Das sechste Heft enthält die schriftlichen Ausarbeitungen, welche die bestellten Referenten über die ihnen zur Bearbeitung überwiesenen, für die Armenpflege, wie schon der Titel zeigt, hochwichtigen Fragen der diesjährigen Jahresversammlung in Karlsruhe zur Beratung und Beschlußfassung unterbreitet haben.

Der Verein für Armenpflege und Wohlthätigkeit steht statutenmäßig nicht auf konfessionellem, ja nicht einmal auf christlichem, sondern nur auf einem humanen Standpunkt. Die Humanität, die derselbe aber pflegt, kann nur auf christlichem Boden erwachsen, und ist eine köstliche Frucht des Christentums. Nach dem, dem sechsten Heft beigefügten Mitglieder-Verzeichnis vereinigt der Verein Männer der politischen und kirchlichen Rechten mit Männern der politischen und kirchlichen Linken. Es ist ein erfreuliches Zeichen

gesunden Fortschrittes in unserer politischen Entwickelung, daß so viele Männer der verschiedensten politischen und kirchlichen Richtungen sich auf einem Boden zusammengefunden haben, auf dem sie, ohne ihren Grundsätzen etwas zu vergeben, gemeinsam an der schönen Aufgabe, das Wohl der Armen unseres deutschen Volkes zu heben, arbeiten können. Gerade auf kirchlicher, insbesondere auf lutherischer Seite, hegt man oft Bedenken, sich an rein humanitären Vereinen zu beteiligen, aus der Besorgnis, sich etwas zu vergeben und den eigenen Standpunkt nicht rein und unverfälscht aufrecht erhalten zu können. So richtig dies auch häufig sein mag, so führt es doch in vielen Fällen dazu, daß das Licht, das leuchten soll, unter den Scheffel gestellt wird, daß Vereine, die an sich durchaus nicht im unkirchlichen Sinne geleitet zu werden brauchten, in unkirchliches Fahrwasser geraten, weil die kirchlich Gesinnten, die das Salz sein sollten, fehlen. Die großen Ziele, die der deutsche Verein für Armenpflege und Wohlthätigkeit sich gesteckt hat, lassen sich nur erreichen, wenn er in allen Teilen Deutschlands tüchtige Mitarbeiter findet. Wir wünschen ihm solche, namentlich auch aus kirchlich gerichteten Kreisen. Es müssen aber wirkliche **Mitarbeiter** sein. Denn die bisherigen Veröffentlichungen des Vereins beweisen, daß in ihm sehr fleißig und sehr gründlich gearbeitet wird. Ohne uns im einzelnen auf eine Kritik der gemachten Vorschläge einlassen zu wollen, verweisen wir hierfür unter anderem nur auf den Vortrag des Bezirkspräsidenten z. D. Freiherrn von Reitzenstein über „die Beschäftigung der Arbeitslosen und den Nachweis von Arbeit als Mittel vorbeugender Armenpflege“; ferner auf die Referate des Oberbürgermeisters Ohli in Darmstadt über „die hauswirtschaftliche Ausbildung der Mädchen aus den ärmeren Volksklassen“ und des Reichstagsabgeordneten Fritz Kalle und des Rechtsanwalts Dr. K. Flesch über „die Wohnungsnot vom Standpunkte der Armenpflege“.

L. v. O.

2. Kirche.

— **Predigten** von C. Rinck, weil. Pastor an St. Anschar in Hamburg. Verlag der niedersächsischen Gesellschaft in Hamburg. (3 Mk., geb. 4 Mk. und 4,50 Mk.)

Zu den gesegnetsten Persönlichkeiten Norddeutschlands in den letzten Jahrzehnten hat gewiß der selige Rinck gehört. Um seine Kanzel sammelte sich allsonntags eine zahlreiche Gemeine, das Lebenswort zu hören. Aber seine Kanzel stand nicht bloß in St. Anschar. Sie stand auch im Nachbar, und wie groß war da seine Gemeine. Und im Kinderfreund hatte er noch eine besondere Kanzel für die kleine Welt. Es ist natürlich, daß man den Wunsch hegt, aus dem Munde eines solchen Mannes noch ein Zeugnis von jenseits des Grabes zu hören. Man hat Fleiß gethan, die Predigten, von denen man allerdings keine Grundschrift hatte, zur Herausgabe herzurichten. Ein kurzer Lebensabriß ist vorangestellt. Die Predigten sind über die Hamburgischen Sonderperikopen gehalten, Evangelien und Episteln; man hat diesen den Vorzug gegeben, weil diese Texte sonst nicht zur Verwendung gelangen. Indessen schließen sich dieselben doch auch dem Kirchenjahr an, tragen also z. B. in diesen Wochen endegeschichtlichen Charakter, bringen in der Adventszeit Adventsklänge; hie und da finden sich auch die kirchlich aufgenommenen Lesestücke. Die Form ist eine freie. Rinck band sich nicht sonderlich an die Schulregeln der Homiletik. Häufig giebt er nach Hamburger Sitte eine Einleitung vor dem Schriftwort, aber nicht immer. Das eine Mal setzt er einen Hauptgedanken aus dem Text in Gestalt eines Themas heraus, das andere Mal verfährt er mehr nach Weise einer Homilie oder einer ganz freien Ansprache. In seiner Jugend ist Rinck ein Erweckungsprediger gewesen. Erweckungspredigten im eigentlichen Sinne sind diese nicht mehr, auch nicht Lehrpredigten, durchgehend aber ist die Betonung, das Christentum müsse Leben, neues Leben sein, und zwar Leben, welches aus dem Herzen quillt und welches sich in allem Wandel wirksam erzeigt. Wie die Form frei ist, so bewegt sich der Prediger auch bezüglich der Gedankenwelt, aus welcher er seine Predigt füllt, in völliger Freiheit, immer in dem Streben, der gläubigen Gemeinde, die er vor sich sieht, das Gotteswort zum Verständnis, ins Herz, zur Anwendung zu bringen. Er gebraucht dabei auch wohl einmal eins von den Fremdworten, die zur Sprache des modern gebildeten Menschen gehören, aber er thut es mit Maß. Er verschmäht jenen Realismus, welcher der Predigt heute so gefährlich ist, indem er dieselbe, wohl in der Meinung, sie volkstümlich, anfaßlich zu machen, gemein zu machen droht. So hoch man die Gabe der volkstümlichen, anfaßlichen Rede zu schätzen weiß, wird es doch geboten bleiben, daß die Predigt sich einen ideellen Charakter bewahre, daß sie die richtige Synthese von Idealismus und Realismus herstelle, sowohl in ihrer Weise zu denken, als auch in der Weise, wie sie ihre Gedanken ausdrückt. Das darf man aber von der Rinck'schen Predigt nicht erwarten, daß sie neue Bahnen einschlägt. Es ist mit ihnen wie mit so vielen gedruckten Predigten der Gegenwart: sie werden gedruckt um der Persönlichkeit willen, die sie gehalten, um der Gemeine willen, die sie gehört hat. Und darin liegt ja gewiß eine Berechtigung in dem Wunsch, das gehörte Wort einer gesegneten Persönlichkeit nach deren Tode noch weiter zu hören. Da nun, wie wir sahen, Rincks Name weithin einen guten Klang und seine Persönlichkeit einen großen Wirkungskreis hatte, wird es seinen Predigten gewiß an dankbaren Lesern nicht fehlen, wiederum aber auch den Lesern nicht an Erbauung aus den Predigten.

D.

— **Missionsstunden.** Von Dr. **Warneck** und Dr. **Grundemann. Zweiter Band: Die Mission in Bildern aus ihrer Geschichte. Zweite Abteilung: Asien und Amerika.** Von Dr. **Grundemann.** Gütersloh. C. **Bertelsmann.** 1888. XIV und 299 S. 4,20 M. Geb. 5,20 M.

In Warnecks Arbeit ist sein Freund Grundemann eingetreten, um das Werk fortzuführen, was jener

aus verschiedenen Gründen bisher nicht fortführen konnte. Wenn diese Missionsstunden in mancher Beziehung von den früheren abweichen, so liegt darin so wenig eine Störung des ganzen Werks, als es vielmehr eine Förderung ist, „denn es sind mancherlei Gaben, aber es ist ein Geist." Dr. Grundemanns Ueberzeugung vom Wesen der „Missionsstunde." ist die, daß sie der vor der missionierenden Gemeinde erstattete Bericht über das Werk der Mission sei. Damit wird das Richtige getroffen sein, denn die Missionsgemeinde in Stadt und Land liest verhältnismäßig wenig Missionsblätter und Berichte und die sie lesen, sind doch meist nicht imstande, sich ein Gesamtbild von dem Stande der Sache auf den einzelnen Missionsfeldern zu bilden. Daß er in seiner Gemeinde die „Stunde" hat fallen lassen und an deren Stelle monatliche Berichte im Anschluß an die Predigt des Hauptgottesdienstes giebt, darüber wollen wir mit ihm nicht rechten, so wenig er uns tadeln wird, wenn wir die „Stunde" beibehalten. In dieser Beziehung wird jeder Prediger thun, was sich für seine Gemeinde am besten schickt. Jedenfalls können viele an diesen hier vorliegenden Missionsstunden lernen, wie man die Sache anfangen muß, und wenn man die Sache anfaßt, wie Dr. Grundemann, so wird kein Mensch über Langeweile klagen. Wir haben z. B. die Kunden über die Batukkommission in Sumatra, den Besuch in Pangkoh auf Borneo, Einst und Jetzt in der Minaheßa, ein Sonntag unter den Rothäuten gelesen und obwohl wir wenig neues fanden, so sind wir doch dem Verf. mit dem größten Vergnügen gefolgt. Es ist kein geringer Vorzug des Buches, daß der Erzähler seinen Standpunkt lokal und individuell zu wählen versteht, worauf wir besonders hinweisen möchten, denn es entsteht dadurch eine lebendige Verknüpfung heimischer und fremdländischer Zustände. Daß nur der es ihm nachthun kann, der selbst fleißig Missionsblätter liest, liegt auf der Hand. Statt jeder weiteren Anpreisung sagen wir: totte, lege. —r.

— Beiträge zur Erklärung des Buches Daniel. Heft I. Dan. 2—6. Von Lic. J. Meinhold, Dozent a. d. Univ. Greifswald. Leipzig. Franke. 70 S. Brosch. 1,60 M.

Ein zu den bekannten alten hinzugefügter neuer Versuch, die Abfassungszeit des Buches Daniel in eine andere Periode zu verlegen, als die jüdische Synagoge und die christliche Kirche bis in das vorige Jahrhundert allgemein thaten. Während der Verf. mit anderen Kritikern Cp. 1, 8—12 der makkabäischen Zeit zuweist und für Cp. 7 die Frage noch offen läßt, findet er, daß Cp. 2—6 etwa in die makedonische Zeit gehört, keinenfalls später als 300—250. Der Verfasser von Cp. 1, 8—12 hatte Cp. 2—6 schon vor sich. Die „Tendenz" des Verfassers von Cp. 2, 4b—6 ist folgende: „Die Kämpfe, in welche die Anhänger der Jehovareligion mit der Heidenwelt gebracht werden, sollen dazu dienen, auch die Heiden zu Verehrern des Gottes in Israel zu machen. Die große Pflicht des Gottesvolkes ist, durch treues Anhangen an seinen Gott auch die Heiden zu gewinnen, im übrigen der Heidenwelt mit Liebe und Wohlwollen entgegen zu kommen." Dies glaubte der Verf. samt der obenerwähnten Zeitbestimmung nachgewiesen zu haben. Uns sind derartige Versuche der neueren und neuesten Kritik ganz recht, sie beweisen uns immer aufs neue, wie zuverlässig die „Resultate" dieser Art Schriftforschung eigentlich sind und so können wir es ruhig abwarten, bis die Gelehrten es zu einiger Einigkeit unter sich gebracht haben werden. —r.

— Die innere Mission in Deutschland. Erstes Buch. Handbuch der im Dienste der Wohlthätigkeit stehenden Anstalten in Deutschland. Zum Nachschlagen zusammengestellt von Ewald Schneider, Pastor in Braunschweig. Bei C. A. Schwetzke & Sohn. (3,60 Mk.)

Der Verfasser beruft sich zur Rechtfertigung seines Buches auf einen württembergischen Regierungserlaß, welcher der Wahrnehmung Ausdruck giebt, daß die Lokalbehörden oder die Berater der Bedürftigen oft von dem Bestehen und den Zwecken der wohlthätigen Anstalten oder von den Voraussetzungen der Erlangung der Hülfe nicht unterrichtet seien. Diese Wahrnehmung kann man auch anderswo machen. Insofern ist die Herausgabe eines Handbuches gewiß sehr erwünscht. Soweit ich es übersehe, sind auch die Gruppen ziemlich vollständig. Vielleicht hätten die Paramentenvereine noch erwähnt werden sollen. Anders ist es mit der Ausfüllung derselben. Ich bescheide mich auf das Land, dem ich angehöre, auf Mecklenburg. Da habe ich leider so viele Ausfälle und Ungenauigkeiten zu verzeichnen, daß ich nur wünschen kann, die andern landeskirchlichen Gebiete möchten sorglicher behandelt sein. Der Verfasser bittet selbst um Berichtigungen. So gebe ich, was mir aufgestoßen ist, indem ich noch bemerke, daß ich mich freuen würde, wenn mir auch das zweite Buch zugestellt würde. Da ich den praktischen Wert des Unternehmens voll anerkenne, trage ich gern dazu bei, daß eine zweite Auflage möglichst fehlerfrei und vollständig geraten könne. Das Buch will ja doch eine Art von Statistik vom Gebiet der innern Mission sein. Die Statistik aber muß voran mit sichern Angaben arbeiten. Als unrichtig muß ich bezeichnen, daß Gehlsdorf ein Seminar habe, auf welchem Schullehrer völlig ausgebildet werden. P. 87. Als falsch die Bezeichnung, Sülze bei Ludwigslust; die Kinderheilanstalt Bethesda steht allerdings in Verbindung mit dem Stift Bethlehem in Ludwigslust, liegt aber doch eine ganze Strecke Weges von da entfernt. Auch die Bedingungen sind nicht genau angegeben; das Kostgeld beträgt für 4 Wochen 45 Mk., für Bemittelte 60 Mk. P. 173. Unter den Kinderkrankenhäusern vermisse ich das Anna-Hospital in Schwerin. P. 160, P. 185 fehlt die Blindenanstalt in Neukloster, P. 203 die Idioten-Anstalt bei Schwerin, P. 233 die Fachbibliothek des Vereins für innere Mission in Rostock unter Leitung des Professors Hashagen. Die Diakonissen-Anstalt Stift Bethlehem in Ludwigslust ist zwar P. 11 mit aufgeführt, aber ohne die Zahl der Schwestern; letztere beträgt jetzt 127 Diakonissen

und 46 Probeschwestern. Die Vorbildungsanstalt, die Marienschule, ist ganz ausgelassen; als Krankenhaus ist nur das Johanniter-Hospital aufgezählt, während doch das Stift ein eigenes Krankenhaus besitzt, welches in Summa über 100 Betten hat. P. 24 und P. 159. P. 53 fehlt Stift Emmahus, P. 137 das Augustenstift in Schwerin. Man sieht aus diesen Ausführungen, daß Mecklenburg doch auch einiges auf dem Gebiet der Liebesthätigkeit besitzt und leistet. Der Verfasser wird für eine neue Auflage jedenfalls gut thun, sich mit den leitenden Organen für die einzelnen Landes- und Provinzialkirchen in Verbindung zu setzen, damit sein Buch den Charakter der Vollständigkeit und Zuverlässigkeit gewinne, den er ihm gewiß am lebhaftesten wünscht, der aber grade auf diesem Gebiete nicht ganz leicht zu erreichen steht. Er wolle obige Bemerkungen als einen Beitrag zu seiner mühsamen, aber sehr dankenswerten Arbeit ansehen.

D.

— Ueber J. G. Hamanns Stellung zu Religion und Christentum. Vortrag am 21. Juni dem hundertjährigen Todestage Hamanns von R. F. Grau. Gütersloh. C. Bertelsmann. 1888. 24 S. 40 Pfg.

Es ist nicht nur ein Genuß, auf diesen wenigen Blättern die geistige Gestalt des „Wurzelmanns" Hamann an sich vorübergehn zu lassen, wir empfangen auch eine lebhafte Anregung zu den Schriften dieses einzigen Mannes zurückzukehren, der wie kein anderer in den „Stylus Curiae" des Himmelreichs einzuführen versteht und der doch nichts anderes sein wollte, als „eine Lilie im Thal, den Geruch des Erkenntnisses verborgen auszudunsten," ganz in dem Gedanken lebend, wie Fr. Roth sagt: Die Wahrheit macht uns frei, nicht ihre Nachahmung.

— Das Wesen der persönlichen Bekehrung zu Christo und ihre Notwendigkeit. Vortrag auf der kirchlichen Konferenz in Greifswald gehalten von Th. Schmalenbach. Gütersloh. C. Bertelsmann. 1888. 158. 30 Pf. In Partien billiger.

„Jesus der Gekreuzigte, dies ist der einzige Gegenstand, für den uns der Trieb der Neugierde von Gott eingepflanzt ist; dies ist der einzige Gegenstand, der demselben genugthun kann, der unsere Neugierde in Weisheit verwandelt. Dies ist ein Durst, den wir ungeachtet unserer Erbsünde fühlen, den alle irdischen Brunnen nur vermehren und den nur die lautere, himmlische Quelle stillt. Je mehr man davon trinkt, desto reicher wird der Zufluß und es ist unmöglich, davon zu viel zu trinken." Dieses Wort Hamanns hätte der Verf. seinem Vortrage einfügen können, denn es stimmt sachlich genau mit seiner Definitia vom Wesen der Bekehrung als der persönlichen, bewußten Ergreifung und Gewinnung des einigen wirklichen, von Gott gegebenen Christus. Möchte der Vortrag reichen Ertrag für das Leben vieler Leser bringen!

—r.

— Stille Stunden. Aphorismen aus Richard Rothe's handschriftlichem Nachlaß. Zweite, durch eine „neue Folge" vermehrte Auflage. Bremen. Heinsius. 1888. 372 und 120 S.

Es bedarf keiner besonderen Empfehlung der zweiten Auflage dieses Buches. Denen, welche wie Rothe einmal von sich sagt, in der Arbeit wohl matt und müde, aber nicht stumpf werden und die etwas besseres kennen, als oberflächliche Unterhaltung in müden Stunden, werden diese von dem tiefen Geiste des vollendeten Theologen zeugenden Aphorismen neuen Antrieb zu geistigem Schaffen bieten. Wir können hier nicht einmal die Kategorien nennen, unter die der Herausgeber die kurzen, inhaltreichen Sätze geordnet hat. Erwähnt sei nur, daß die neu beigefügten Briefe, Tagebuchblätter und Beiträge zur Charakteristik Rothes eine weitere wertvolle Gabe sind. Vielfach bieten die Aphorismen anregenden Stoff zu Besprechungen, daß wir aber manchen Aussprüchen über das Wesen der heil. Schrift, der Kirche, über das Verhältnis von Staat und Kirche u. s. w. widersprechen müssen, wird manchem unserer Leser selbstverständlich erscheinen. Das beeinträchtigt indessen unsere Empfehlung des Buches durchaus nicht. —r.

— Heinrich W. J. Thiersch's Briefe an einen evang. Geistlichen. Zum Besten seiner Amtsbrüder herausgegeben von Friedrich Oehminger, Pfarrer. (Augsburg. Verlag von Richard Preyß.) M. 1.—

Briefe von Professor Dr. Thiersch an einen Geistlichen der Züricher Landeskirche und zumal Privatbriefe im engsten Sinne des Wortes — das ist ein wichtiger Beitrag zur Charakteristik dieses vielbekannten und viel verkannten Gelehrten. Hier dürfen wir tiefe Blicke in sein Herz thun, hier spricht er sich unter vier Augen über manche Frage aus, die sonst in seinem regen vielseitigen Umgang wenig berührt wurde. Achtunggebietend tritt einem hier Thiersch's reiche Erfahrung und Weisheit in der Seelsorge, sowie seine innige Liebe zu Gottes Volk entgegen. Ein offener Sinn für wahre Wissenschaft, rege Teilnahme an allem, was in dem Gebiete der Theologie vor sich ging, ein weites Herz, das sind Züge, welche blitzähnlich aus der vorliegenden Briefsammlung hervorleuchten. Besonders wohlthuend ist es, darin verfolgen zu können, wie Thiersch, wiewohl, oder vielleicht besser gesagt, weil ein treuer Bekenner des „apostolischen Werkes" sich so ganz eins wußte und fühlte mit der allgemeinen christlichen Kirche. Da ist keine sektiererische Engherzigkeit, kein kleinliches Verurteilen anders Denkender, aber nach dem Maße ihres Lichtes treuer Christen. Nur gegen eine Kategorie macht Thiersch mit Recht und entschieden Front, das ist die der Leugner der evangelischen Wahrheit. Mancher Kummer wurde durch diese Briefe gestillt, manche Heimsuchung gemildert und ein Diener des Herrn ermutigt, auf der Bahn des lebendigen Zeugnisses für den ewigen Sohn Gottes, sowie in der mühevollen Arbeit der Seelsorge auszuharren. Die Streiflichter, welche da und dort auf bekannte Männer der Gegenwart, wie Clöter,

Sam-Zeller, Vilmar u. a. fallen, sind höchst interessant. Auch an Humor fehlt es mitunter nicht, so im XX. Briefe über die „Teppichmacherei."

Man muß es Herrn Pfarrer Oehminger Dank wissen, daß er die Korrespondenz veröffentlichte, ja daß er auch da nicht damit zurückhielt, wo persönliche Verhältnisse und Nöten intimster Art behandelt werden.

Mancher Geistliche, der in Sorgen und Kämpfen steht und dem sein Amt zuweilen schwer werden will, wird in dieser Broschüre reichen Trost, Rat und Ermunterung bekommen. Es ist zu wünschen, dieselbe fände ihren gesegneten Eingang in das Studierzimmer vieler Diener Christi; aber auch gebildete Laien werden sie mit Genuß lesen.

— Katholik oder Protestant? eine Frage des Gewissens und der Geschichte. Material zur Beantwortung derselben dargeboten von Dr. Heinrich Kratz. (Hanau, G. M. Albertis Hofbuchhandlung. 1888.) 35 S.

Die Katholiken, welche sich bekanntermaßen seit dem Kulturkampf in sehr lebhafter Angriffsstimmung befinden, überschütten gegenwärtig den deutschen Büchermarkt mit einer Fülle von Zeitschriften, Flugschriften und Büchern, welche alle den konfessionellen Gegensatz zwischen Rom und Wittenberg zum Gegenstande haben. Von evangelischer Seite ist darauf bisher im ganzen wenig geantwortet worden und mit Recht, denn eben dieser Gegensatz ist nach allen Richtungen hin längst so völlig klar gelegt, daß es im Grunde Eulen nach Athen tragen heißt, die vielen alten, zum Teil vortrefflichen Werke evangelischer Polemik um neue zu vermehren. Trotzdem kann die vorliegende kleine Schrift, welche auf 36 weit gedruckten Seiten das alte Thema neu behandelt, überall da empfohlen werden, wo es sich etwa darum handeln könnte, einen Katholiken zum Nachdenken anzuregen. Die Frage konnte naturgemäß in so gedrängter Kürze nur aphoristisch behandelt werden, aber die Aphorismen des Verfassers sind vielfach geistvoll und treffend. Wenn man nicht ohne weiteres jeder Behauptung in vollem Umfang zustimmt, so sind doch alle zum mindesten wohl geeignet, auf den entscheidenden Unterschied hinzuführen und zur Diskussion anzuregen.

— Jesus Christus und die Wissenschaft der Gegenwart. Von Moriz Carriere. Leipzig, F. A. Brockhaus. 1888. VI. u. 92 S.

Der Verfasser blickt auf eine 40 jährige Thätigkeit als Lehrer und Schriftsteller zurück, die der immer tieferen und breiteren Begründung einer theistischen Philosophie gewidmet war und noch ist. Von Hegels Lehre ausgegangen erkannte er früh deren Mangel in der Vernachlässigung des Moments der Persönlichkeit. Bei den philosophischen Mystikern und mystischen Philosophen, die der Entfaltung des durch die Namen Leibniz und Spinoza bezeichneten Gegensatzes vorausgingen, fand er dann die keimkräftige ursprüngliche Synthese von Deismus und Pantheismus und in deren Wiederherstellung das fernere Ziel seiner Spekulation wie das der modernen Philosophie überhaupt. Diese Wiederherstellung setzte die Aufnahme und Verarbeitung aller inzwischen gewonnenen wissenschaftlichen Erkenntnis voraus, auf welcher Grundlage der Verf. sie in seinem Buche „die sittliche Weltordnung" 1877 auszuführen versucht hat. Ausführlicher als es in den Rahmen dieses Buches sich fügte, entwickelt er in der vorliegenden kleinen Schrift sein philosophisch wissenschaftliches Verständnis des Christentums. Der Titel könnte eine Darstellung des Verhaltens der gegenwärtigen Wissenschaft in ihren verschiedenen Richtungen zu dem Begründer und Gegenstand unseres Glaubens erwarten lassen; sie giebt in der That dasjenige wissenschaftliche Denken über Christus, das der Verf. für das richtige hält. Sie giebt den Abriß einer Philosophie des Christentums. Für Hegel war einst die Religion eine Vorstufe der Philosophie, sie galt ihm für überwunden, indem das philosophische Denken sich ihres Gegenstands bemächtigte; Carriere läßt sie, mit warmem persönlichen Anteil, als praktisches Verhältnis gelten, das sich niemals in theoretisches Denken auflösen kann. Aber die Gedankenwelt, in der sie wohnt, kann freilich keine abgesonderte von derjenigen sein, die das wissenschaftliche Erkennen überhaupt für uns erbaut hat; und daß sie dies in der That für die meisten Gebildeten und Halbgebildeten ist, gehört zu den schwersten Leiden der Gegenwart. Carriere bezeichnet es als Lebensfrage des Christentums: das Evangelium ebenso mit den Natur- und Geschichtskenntnissen, der Weltanschauung der Gegenwart in Zusammenhang zu bringen, wie es die Kirchenväter mit der Wissenschaft der Griechen gethan." Man kann dem entgegen setzen: für das Christentum giebt es nur die eine Lebensfrage, ob es realisiert werde oder nicht. Gewiß, ob von vielen oder wenigen bekannt, wird es leben und die Hütte Gottes unter den Menschen bleiben. Aber eine Kulturmacht, ein großes Moment für das Staats- und Volksleben wird es nicht bleiben oder wieder werden, ohne dem gemeinen wissenschaftlichen Denken neu vermittelt zu sein; und es soll und will doch ein Satz sein gegen die einer jeden irdischen Kultur unvermeidlich drohende Fäulnis. Jeder ernsthafte Versuch einer solchen Vermittelung sollte daher auf die prüfende Teilnahme weiterblickender Christen rechnen können, und ihr sei die kleine, aber inhaltschwere Abhandlung des Münchner Philosophen bestens empfohlen. Vor allem mutet er uns zu, die Vorstellung eines Gottes fahren zu lassen, der irgend einmal, nachdem er vorher allein dagewesen, aus nichts eine Welt geschaffen und ihr Einrichtungen und Gesetze gegeben habe; wir sollen den Kosmos als ewige Selbstentfaltung des unendlichen Wesens erkennen, das dennoch zugleich selbstbewußter Geist ist. Von diesem Standpunkt aus findet Carriere die Möglichkeit einer vernichtenden Kritik des Materialismus. Es ist die Anschauung von Gott und Natur, die einst Herder und Goethe naiv aus ihrem Spinoza heraus verstanden, während neben ihnen große Techniker der Spekulation sich in den reinen Pantheismus hinein arbeiteten. „Diese Idee", sagt der Verf., „des sowohl der Welt einwohnenden als in und

über ihr bei sich selbst seienden Gottes, des in seiner Entfaltung Unendlichen und doch in sich Einen — — ist uns die Grundlage für das Verständnis der religiös-sittlichen Erfahrung von Wiedergeburt und Versöhnung"; und er findet sie bei Paulus und Johannes, wenn ihre Worte recht verstanden werden, ausgedrückt. Es würde den Raum der gegenwärtigen Besprechung weit überschreiten, wenn die Konsequenzen jener Grundlage in der Kritik der gesamten kirchlichen Glaubenslehre, in der Modifikation aller christlichen Ideen sollten aufgezeigt werden; wir beschränken uns darauf, die auf den Wunderbegriff bezügliche Konsequenz hervorzuheben. Die Vorstellung eines unmittelbaren souveränen Eingriffs unter vorübergehender Suspension der Naturgesetze hört natürlich auf. Soweit Gott reicht, reicht auch die Natur; beide können nicht getrennt gedacht werden; es sind nur Bezeichnungen derselben Sache aus verschiedenem Gesichtspunkt. Alles was als That oder Zeichen Gottes berichtet wird, müßte also auch unter den Gesichtspunkt des Naturvorganges fallen können. Unter diesen bringt der Verf. wirklich, wie andre vor ihm, die Heilungswunder Jesu, besonders die an Besessenen; ein psychologischer Einfluß, der Glaube, hat sie gewirkt, oder gar ein physiologischer, aus der Berührung mit der seinem geistigen Wesen entsprechend gesunden Leiblichkeit des Arztes; und so erscheinen sie wissenschaftlich annehmbar. Schwerlich dürfte eine solche Theorie bei unsern Medizinern, die mit bekannten, dem Experiment unterliegenden Naturgesetzen arbeiten, Gnade finden. Wollen wir bei diesen Fällen den Gesichtspunkt des Naturvorganges festhalten, so müssen wir eben doch bereits an eine unbekannte Natur appellieren, die mit ihren Wirkungen in die uns bekannte hereinragend zuweilen wahrgenommen, aber nicht wissenschaftlich beobachtet werden kann. Noch mehr sind wir in diesem Falle, wenn wir bei Beurteilung der Auferstehung mit dem Verf., den die reine Visionshypothese nicht mehr befriedigt, an einen Verkehr des abgeschiedenen Geistes Jesu mit den Hinterbliebenen denken, dessen Seelenberührungen den Schein von Sinneswahrnehmungen erzeugen; und doch werden wir damit dem wohlbezeugten geschichtlichen Vorgange nicht gerecht, zu dem es wesentlich gehört, daß Jesu Leichnam am Morgen nach dem Sabbath nicht mehr gefunden ward. Kann man einem Wunderberichte von seiten der historischen Kritik, die vor allem zu sprechen berufen ist, nichts anhaben, so mag man immerhin aus Gründen der metaphysischen Theorie die Forderungen festhalten, daß das Berichtete sich im Lichte des Naturvorgangs zeigen müsse, wenn unsere Erkenntnis weit genug dazu reichte; aber die Wissenschaft der Gegenwart sollte auf einem Gebiete, wo sie doch nichts erkennen kann, sich hüten, das eine für möglich und das andere für unmöglich zu erklären, weil ihr zu dem einen analoge, wenngleich ebenso unverstandene Erscheinungen bekannt sind, zu dem andern nicht. Hier steht sie vor dem verschleierten Bilde, vor das sie schließlich auf jedem ihrer kühnsten und fernsten Gänge geführt wird. Das Wunder der Wunder bleibt doch immer die sittlich-religiöse Natur Jesu, wie sie sich im Spiegel seines Selbstbewußtseins zeigt, und dies ist ein Punkt, mit dem sich der Verf. nicht zur Genüge abgefunden hat. Zum Wesen eines jeglichen religiösen Verhaltens gehört vor allem das kreatürliche Gefühl der Ferne von Gott, das sich unter allem Streben, bei ihm in Gnaden zu kommen, erhält, und dieses Streben immer neu erzeugt. Je höher der Standpunkt genommen, je feiner das Gewissen ausgebildet ist, desto schärfer wird dieses Gefühl, und wir erwarten von einer hervorragenden religiösen Persönlichkeit nichts andres, als daß der Sündenschmerz bei ihr lebhafter als bei gewöhnlichen Menschen hervortrete. Was sollen wir da zu Jesus sagen, der diesem Gefühl bei andern als Heiland entgegenkommt und in sich selbst auch garnichts von ihm weiß? Und wäre es mit nichts sonst, so überwächst er damit für uns allen menschlichen Maßstab. Er thut es in seiner eignen Ansicht, mag er sich nun des Menschen Sohn oder Gottes Sohn nennen. Dem Verf. ist er in der Weise Gottes Sohn, wie wir alle durch ihn Kinder Gottes werden sollen und können; möchte er einmal erwägen, worauf es beruht, daß Jesus von „meinem Vater" und von „eurem Vater", aber nie von „unserm Vater" redet, und so nur seine Jünger im Gebete reden lehrt. Will man dieses Wunder Christi, das er selbst ist, durch analog geheimnisvolle Erscheinungen beleuchten, so findet man sich nicht sowohl an andre weltgeschichtliche Genien, als an das erste Auftreten des Organischen in der Natur, der Empfindung im Organismus, des Selbstbewußtseins im empfindenden Naturwesen erinnert. Es ist das „kindlich große Geheimnis", das die Kirche zu formulieren, nicht zu lösen gewußt hat, auch die Wissenschaft muß am Ende bescheiden vor ihm stehen bleiben. Diese Auseinandersetzung mit dem Verf. soll nicht den Schein erwecken, als vermöchte ich ihm nicht einen langen Weg zu folgen und mit ihm zu denken. Er ist es gewohnt, den einen für einen Ungläubigen, den andern für einen Frömmler zu gelten. Aber die Vertreter der Kirchenlehre sollten es nicht verschmähen, einen Denker, der in seiner Weise so ernstlich nach dem Himmelreich trachtet, anzuhören, und für manche suchende Seelen, denen noch mit keiner Führung gedient war, könnte er ein Führer werden, wie er es für manche längst geworden ist.

M. R.

3. Kunst.

— Geschichte der christlichen Malerei. Von Dr. Erich Frantz, Professor an der königl. Akademie zu Münster i. W. Erster Teil. (Freiburg i. B. Herder'sche Verlagshandlung.) 1887. 575 S. Brosch. 8,50 M., geb. ½ Lwd. 11 M.

Der Verfasser vorliegender Arbeit vertritt mit Geschick und Mäßigung die katholische Ansicht in Auslegung der ältesten Kunstdenkmäler im Gegensatz zu jener Deutung, die, was von Symbolik in der christlichen Kunst vorhanden ist, nur aus einer Kombination bereits gegebener Formen mit christlichen Ideen hervorgehen läßt. Die goldene Mitte, wie sie Leute wie Piper, Schultze, Pohl

halten, läßt sowohl den Einfluß der Antike, als auch die schöpferische Gestaltungskraft des Christentums in Geltung. In einer sehr gut geschriebenen Vorrede faßt der Verfasser seine grundlegende Ansicht dahin zusammen, daß wie in der geschichtlichen Darstellung nur der wahre Pragmatismus, die Unterordnung der Erscheinungen unter ein höheres Prinzip im Lichte des göttlichen Heilsplanes, fruchtbringende Resultate von dauerndem Wert zu erzeugen vermag, so auch die Kunstgeschichte ohne höhere Ideale und ohne diese einheitliche, konsequent durchgeführte Auffassung wenig mehr als eine Aufzählung äußerer Momente ist.

Es kommt dem Verfasser sehr zu statten, daß er aus den Quellen zu schöpfen im stande war und daß er, da er selbst längere Zeit malte, auch die sonst häufig so sehr vernachlässigte technische Seite der Kunst gebührend würdigen konnte. (Vgl. S. 410 flg.) Im Urteil ist er dabei, so begeistert er auch für die religiösen Kunstschätze erscheint, meist maßhaltend und besonnen, so verwirft er S. 56 die Gleichstellung von Legenden und historischen Quellen, was ja eigentlich selbstverständlich ist, aber bei seinem sonstigen Standpunkte bemerkenswert. Wie sehr gerade in Kunstsachen, wo der persönliche Geschmack so viel mitzusprechen hat, das Urteil der Kunstrichter von einander abweicht, beweist die S. 313 erwähnte Thatsache, daß Burckhardt das Mosaikbild in der Apsis von S. Maria Maggiore zu Rom eine der größten vorgiottesken Leistungen nennt, bei der zu der schönen schwungvollen Formenbildung noch ein wahrhaft holder Ausdruck und eine hohe und dekorative Fülle und Freiheit kommt, während Crowe und Cavalcaselle folgendermaßen absprechen: „Die Jungfrau ist ein dürftiges, großköpfiges Weib, die Heiligen sind lang, mager, lahm in der Haltung. Dank dem ungeheuren Maßstabe des Mosaiks treten alle Mängel aufs deutlichste hervor." Höchst interessant ist die Notiz S. 404, daß unter den in der Schedula des Theophilus im 12. Jahrhundert aufgezählten Bindemitteln sich „cervisia", Bier, befindet. ein Umstand, der entschieden für deutsche Herkunft des Theophilus spricht.

Die Sprache des Werks ist anschaulich und sorgfältig. Eine kleine Ungenauigkeit des Ausdrucks findet sich S. 337: „Sie (die Palastbeamten) sind viel kleiner als der Monarch, ein Gebrauch. der seit dem Ende des 10. Jahrhunderts üblich wird." S. 538 bietet das seltene Wort „Geriemsel" = Riemenwerk? Die Ausstattung des Werks, die nur gelobt werden kann, wird noch bedeutend gewinnen, wenn die in der Vorrede in Aussicht gestellten Illustrationen dazu erscheinen, wobei nur zu wünschen ist, daß bei Auswahl derselben das Augenmerk des Verfassers sich besonders auf diejenigen Bildwerke richten möge, die nicht schon in allen anderen Kunstgeschichten zugänglich sind. Einen wirklichen Wert würde diese Sammlung, da sie gesondert zu haben sein wird, auch für solche erhalten, die den Text nicht besitzen.

Sch.-K.

4. Poesie.

— **Adolf Hellberg.** Schauspiel in vier Aufzügen von **Betty Dorieux-Brotbeck.** (Leipzig. Verlag von Reinhold Werther.) 1888. 122 S.

Sehr vornehme, sehr langweilige Gesellschaft, deren Interessen sich fast ausschließlich um Musik drehen, die in weitläufigen Dialogen behandelt wird. Handlung so gut wie gar keine, man müßte denn ein gelegentliches Treffen oder Verfehlen, ein Klavierspiel oder eine Einladung dafür nehmen oder — das dramatischste Moment — die Erzählung von Adas Sturz vom Pferde, der die Lösung des eigentlich nicht vorhandenen Konflikts herbeiführt. Das Ganze ist in überschwenglicher Sprache abgefaßt, wofür als Probe die Worte Emmas S. 119 dienen mögen, als sie sich glücklich mit Hellberg, dem großen Musikgenie, verlobt: „Ich liebe ja in dir nicht den Autoren; ich liebe den Künstler. Mir ist es Wonne, wenn sich deine Lebensempfindung in schöpferischen Gedanken und Werken gipfelt. Ob du jedoch die Welt damit in Staunen setzest, oder ob es dir nur vergönnt sein wird, gleich einem Schwan auf blauen Gewässern, eine sonnendurchglühte, aber mild verglimmende Spur zu ziehen, nicht das eine und nicht das andere kann meine Liebe ändern." Auf eine solche Sprache hin hätte Hellberg, wenn er nicht selbst gerade so überspannt wäre, die Verlobung rückgängig machen können. —

Mit einem Worte: eine gutgemeinte Damenarbeit, die jedoch höchstens für sehr bescheidene Musikfreunde genießbar ist.

Falsche Interpunktion stört S. 35 nach „Wesen" und S. 43 nach „geben". Sch.-K.

— **Boris.** Trauerspiel. Von Professor **Schreyer** in Schulpforta, dem wir den ausgezeichneten Faust-Kommentar, Dietrichs Ausfahrt und die Nausika verdanken, ist zu einem neuen Zeichen der hohen dichterischen Begabung des Verfassers ein Trauerspiel **Boris** erschienen, welches den Nihilismus in hervorragender Weise behandelt.

Zwei junge Leute, **Wanda** und **Boris**, wachsen in dem Hause eines russischen Unterbeamten Wassili, der zu den Leibeigenen des **Fürsten Darkoff** gehört, mit einander als Geschwister auf. Boris hochstrebendem Geiste die erforderliche Nahrung zu geben, beschließt der Fürst, welcher nach einer standesgemäßen Ehe, der ein Sohn Alexander entsprossen, verwitwet, seine Straße in einer glänzenden Stellung einsam zieht, zur weiteren Ausbildung Boris zur Universität nach Moskau zu geben. Dieser vertraut vor seiner Abreise der Gespielin Wanda, daß, nach verschiedenen Andeutungen der Nachbarn und Genossen, über seiner Geburt ein Geheimnis ruhe, das ihm Wassili mit den Worten gelüftet habe: „er möge durch Thaten beweisen, daß er edel sei." Unter solchen Umständen wird die geschwisterliche Liebe von Boris und Wanda zur bräutlichen angefacht. —

Gleichzeitig mit **Boris** geht **Sergei**, der Sohn eines höheren richterlichen Beamten, der mit Boris die Schule besuchte, nach Moskau, ein lebenskluger ehrgeiziger Intriguant, der auf die

Stellung seines Vaters pocht, während Boris stürmisch seinen Idealen nachjagt. Bei solcher Beanlagung von Jugend auf Rivalen, trennt beide auch ihre Liebe zu Wanda.

Während einer längeren Abwesenheit des Studiengenossen nähert sich Sergei aufs neue der Wanda, entreißt ihr einen zärtlichen Brief, den sie an Boris geschrieben und entwendet ihr heimlich ein Kreuz, das Boris ihr beim Abschied als sein kostbarstes Familienstück verehrte.

Boris war inzwischen mit einer großen Preisaufgabe beschäftigt, deren Lösung ihm eine glänzende Staatsstellung und damit die Aussicht eröffnete, sich mit Wanda zu vereinigen. Schon war ihm mitgeteilt, daß er aus dem Wettstreite als Sieger hervorgegangen, als der Preis durch Bestechung dem Sergei zufällt. Dieser erscheint nun dem Boris, zeigt ihm Kreuz und Brief mit dem lügnerischen Vorgehen, daß er beides als ihr zuletzt Erkorner von Wanda erhalten und täuscht ihn mit teuflischer List. Arglos und übereilt wird Boris irre an der Geliebten und glaubt an ihre Untreue. Er fordert Sergei; dieser entzieht sich dem Zweikampf, indem er seinen Gegner dem Gericht überliefert. Nun auch an seiner Ehre gekränkt, verzweifelt Boris an Gott und Welt. —

Als Boris sich noch in seinen Hoffnungen wiegte, war der Versucher zu einem Geheimbunde, welcher den Tyrannen den Tod geschworen, an ihn herangetreten. Obwohl schon damals überzeugt, daß nicht alles im Staate dem allgemeinen Besten fromme, widerstand Boris dem Antrage, weil ihm das Geheimnisvolle zuwider, und er auch vor dem Bunde gewarnt war. Zu einer Rettung ihm fremder Damen aus großer Gefahr setzt er sein Leben ein, verschmäht aber den Dank aus dem Munde der Hauptperson, einer ebenso geistreichen als anmutigen, reichen und vornehmen Gräfin. Als diese sich jedoch als eine verschworene Feindin der bestehenden Gesellschaftsordnung entpuppt, zu der zerrüttete Familienverhältnisse sie gemacht, vermag er ihrem gleisnerischen Vorgeben, dem Bunde beizutreten, um das Glück der Armen und Bedrängten zu schaffen, nicht zu widerstehen. Von allen sozialen Banden losgelöst ist die Gräfin übrigens noch Frau genug, Boris mit ihren Reizen zu umstricken, während der Arm der weltlichen Gerechtigkeit sich schon nach ihr als einer Nihilistenführerin ausstreckt. —

Boris erhält vom Bunde den Befehl, die inzwischen gefangen gesetzte Gräfin zu retten. Der Umstand, daß sie der Obhut seines Pflegevaters Wassili übergeben worden, erschwert ihm den Entschluß, hält ihn aber, den Eiden gegenüber, welche er als Verschworener geleistet, nicht ab, Gehorsam zu leisten. Er zieht mit einigen seiner Genossen der Heimat zu.

Unterwegs findet er in einer Kapelle die Leiche des als Wüstling verstorbenen Alexander Darkoff, dessen Vater, der Fürst, Boris zu seinem Erben bestimmt.

Sergei verrät den ihm zufällig bekannt gewordenen Ueberfall der Nihilisten. Vergeblich bittet Boris seine Genossen, jedes Blutvergießen zu meiden, insbesondere Wanda und Wassili zu schonen, letzterer wird in dem Handgemenge durch einen Dritten tödlich verwundet, Boris tötet Sergei, wird aber mit den anderen Verschworenen gefangen.

Wanda hat dem Geliebten die Treue bewahrt und fleht den Fürsten an, sich Boris zu retten; dieser muß aber dem Gerichte freien Lauf lassen, das unter dem Vorsitz von Sergeis Vater die Verschworenen zum Tode verurteilt. Boris zu befreien eilt Wanda in der Nacht zu ihm in den Kerker, und deckt den Betrug Sergeis auf. Boris fallen die Schuppen von den Augen. Schon hat er das Verfehlte seines Lebens erkannt und erwacht in ihm das alte Vertrauen zur Geliebten. Seinem Schicksal mag er sich aber nicht durch die Flucht entziehen, da seine Genossen dem Tode verfallen. Boris und Wanda nehmen Gift, letztere stirbt.

Es erscheint nun der Fürst, Boris die Pforten des Kerkers zu öffnen und entdeckt ihm, daß er sein Sohn aus einer zweiten, heimlichen Ehe mit einer Schwester Wassilis, den er mit Wanda erziehen ließ, damit dieser von „Herzen rein und brav wie eine junge Tanne in den Wäldern schlank und ohne Fehl" emporwachse. Boris stirbt unter Hinweis auf die Liebe, welche Himmel und Erde verbindet, während hier die Menschen Schuld und Schicksal trennt. —

Die dramatische Entwickelung erscheint uns bis auf wenige Uebergänge, welche weniger vorbereitet, meisterhaft. Die Personen sind lebenswahr, scharf und fein gezeichnet. Sie nehmen das Interesse des Lesers in Anspruch. Die Sprache ist edel, die Dichtung sinnig und gedankenreich.

Nach Art der alten Schicksalstragödien zieht sich das Unglück in furchtbarer Weise über Boris und Darkoff in einem Augenblick zusammen, wo sie Besseres erwarten durften. Die Motive Boris gegenüber erscheinen uns nicht kräftig genug, indem die Wurzel seines Uebels nicht Schicksalsschläge oder eine sittliche Schuld, sondern der Irrtum. So glaubt Boris ohne zwingenden Grund an die Untreue seiner Geliebten.

Der Nihilismus ist in geistreicher Weise in seiner Sinn- und Sittenlosigkeit dargestellt und auf Wurzeln zurückgeführt, wie die Religionslosigkeit des Boris und die Pietätlosigkeit der in zerrütteten Familienverhältnissen erwachsene Gräfin. Zwischen den Zeilen erkennt man, daß die Halbbildung der Boden ist, auf welchem der Nihilismus gedeihet, so daß Boris namentlich den Eindruck eines noch unreifen Studenten macht.

Es fehlt nur an der ausreichenden Sühne. Allerdings zeigt Wanda, was Liebe und Treue vermag. Sie geht dem Geliebten damit bis zuletzt nach, überwindet seinen Irrtum und giebt ihm einen gewissen Glauben an Gott und Menschen zurück, wie ein Vergleich seines Strebens mit dem der Gräfin, welcher er nichts glaubt und mit den eigenen Aeußerungen am Sarge des jungen Darkoff deutlich macht. Auch trifft ihn der Tod als Sühne für seine Schuld in dem Augenblicke, wo sich ihm auf dem Wege der historischen Entwickelung für seine Gaben eine großartige Wirksamkeit eröffnete.

Aber auch Wanda legt Hand an sich und bestimmt Boris dazu, sich von der Schmach des Henkertodes zu retten und von diesem werden beide Verbrechen verherrlicht.

Boris erscheint damit aufs neue der ewigen Gerechtigkeit verfallen. Unter diesen Umständen konnte dieser Mann die versöhnenden Schlußworte nicht sprechen, ohne dem sittlichen Standpunkte zu nahe zu treten.

Da unseres Erachtens das eigentlich Tragische in dem Konflikt des Gehorsams gegen Gott und den Geheimbund liegt und dieser Konflikt nur die Wahl läßt, die ewige Seligkeit oder die bürgerliche Existenz preiszugeben, mußte Boris, die sittliche Freiheit wiederzugewinnen, vor allem seinen Bundesgenossen bedingungslos den Rücken kehren. G. E.

5. Unterhaltungslitteratur.

— Salz und Wein, Roman von Ludovica Hesekiel (Verlag von Georg Böhme, Leipzig), ist ein gehaltvoller, ernster Roman, den wir sehr empfehlen können, und an dem nur Kleinigkeiten auszusetzen sind. Beispielsweise wäre wohl nicht eine jedesmalige so genaue Toilettenbeschreibung der auftretenden Personen erforderlich, wie Verfasserin sie zu geben liebt.

Der Roman umfaßt einen Zeitraum von 48 Jahren. Er beginnt im Jahre 1541 und endet im Jahre 1609. Es ist die gewaltige Werdezeit der evangelisch-lutherischen Kirche Deutschlands, die den Hintergrund desselben bildet, und deren große Persönlichkeiten mehr oder minder handelnd in die Erzählung eingreifen. Den Mittelpunkt von „Salz und Wein“ — den Namen hat der Roman von dem Salz, das in der Saline zu Sulza in Thüringen gewonnen ward und von dem Wein, den seine mit edlen Reben bepflanzten Berge lieferten — bilden die wechselnden Schicksale, das Fallen und Wiederaufstehen des Bornknechtes, späteren Bergrates Gotthard Eschner und seine Beziehungen zu den drei hauptsächlichsten Frauengestalten des Romans, dem einfachen, frommen Bauernmädchen Ilma Heyland, der gefallsüchtigen falschen Anna Cleve, und der edlen, hochgebildeten, kindlich gläubigen Frau Caritas Ehlert. In ihren wechselnden Lebensschicksalen kommen die sittlichen Grundmotive des Romans zum Ausdruck:

Des Vaters Segen baut den Kindern Häuser; treue Pflichterfüllung mit Gebet heilt auch ein zerbrochenes Herz und verhilft zu einem harmonischen Lebensabschluß; der Charakter des Christen ist erst völlig entwickelt und vollendet, wenn er mit der That seinen bittersten Feinden ihre Schuld vergeben kann, wie Gotthard Eschner seinem Weibe, das seine Ehre mit Füßen getreten, und ihrem Verführer, vergeben.

Der Eintritt Gotthard Eschners in den Dienst des Kurfürsten Johann Friedrich des Großmütigen von Sachsen bringt eine Darstellung des Lebens an diesem frommen, evangelischen Hof von selbst mit sich. Als der Kurfürst nach der für ihn unglücklich verlaufenen Schlacht von Mühlberg in kaiserliche Gefangenschaft geriet, teilte Eschner als treuer Diener das Los seines fürstlichen Herren. Die ergreifende Darstellung dessen, was dieser edle Fürst und sein Volk, um der Treue zu dem evangelischen Bekenntnis willen, erlitten und erduldet haben, gehört zu dem besten Teilen des Romans. Möge derselbe viele dankbare Leser finden! L. v. O.

— In Flur und Wald. Aus dem Französischen der Gräfin Gasparin. Autorisierte Uebersetzung von Elisabeth Klee. (Leipzig. Kommissionsverlag der Buchhandlung des Vereinshauses. H. G. Wallmann. 1888.) 259 Seiten.

Vorliegendes Buch bietet uns eine Reihe kleinerer Erzählungen, voll Duft und Poesie, die, so unbedeutend sie dem Inhalte nach teils sind, dennoch in der ansprechenden Art ihrer Schilderungen wohl geeignet sind, den Leser oder besser die Leserin zu fesseln, denn wie die Damenhand in ihnen unverkennbar ist, so wird es auch wesentlich die Damenwelt sein, die ihren Leserkreis bilden wird. Auszusetzen hätten wir, wenn wir doch einmal Kritik üben sollen an „In Flur und Wald“ wohl, daß Erzählerin oft fast zu sehr vom Thema abschweift, um sich ihren Träumereien hinzugeben, auch eine reichlich minutiöse Naturschilderung könnte man ermüdend nennen; entschädigt wird man aber wiederum durch die Reinheit der Empfindungen, die grade diese Träumereien auszeichnen und die, wie gesagt, nicht „spannenden“ Ereignisse in einen Rahmen kleiden, der den Wert des Bildes nur erhöhen kann. Daß wir es hier mit einer Uebersetzung zu thun haben, vergißt man völlig, auch die hübsche Ausstattung des kleinen Werkes möchten wir noch rühmend erwähnen.

— Jakob, der Letzte. Eine Waldbauerngeschichte aus unseren Tagen von P. K. Rosegger. (Wien. Pest. Leipzig. A. Hartlebens Verlag. 1888.) Es giebt und hat wenig wahre Volksschriftsteller gegeben; die Leute, die fühlen und denken wie das Volk denkt, sind meistens keine Schriftsteller und die Leute, die Schriftsteller sind, haben meistens die Naivetät der Volksdenkweise derart verloren, daß sie nicht wirkliches, sondern gemachtes und erdachtes Volk in ihren Werken schildern. Ein abschreckendes Beispiel dieser Art ist der bekannte Berthold Auerbach, dessen Schwarzwälder Bauern mit Recht als Theaterbauern charakterisiert worden sind. Ein Beispiel entgegengesetzter Art ist für Niederdeutschland Fritz Reuter und für Oesterreich der Verfasser des vorliegenden Buchs, der Oesterreicher Rosegger, der bis ins Mannesalter hinein dem Schneiderberuf obgelegen hat.

Auch das vorliegende Buch vereinigt in sich alle Vorzüge der Rosegger'schen Art; das Volk der österreichischen Berge ist mit großer Naturwahrheit geschildert. Die Schilderung streift mit ihrem Realismus bisweilen die Grenze des ästhetisch zulässigen, oder überschreitet sie auch wohl, so daß das Buch für Mädchen-Pensionate nichts weniger wie geeignet ist; aber andererseits versöhnt sie bei aller Derbheit und ein klein wenig Unsauberkeit, die hier und da in den Kauf genommen wird, daß nicht diese Dinge an sich dem Dichter Freude machen, sondern daß er sie eben nur vorbringt,

um das Volk nicht zu schildern, wie es sein könnte und solle, sondern wie es wirklich ist.

Das vorliegende Buch ist ein tief melancholisches; Rosegger schildert uns, wie ein ganzes Gebirgsdorf allmählich untergeht, nicht etwa durch große Natur-Ereignisse, sondern es wird uns der Prozeß geschildert, der das flache Land in England so vielfach entvölkert hat — die Latifundienbildung. Ein reicher Wiener Finanzmann kauft allmählich eine ganze Gemeinde aus, indem er den Bauern ihre Höfe weit über den Preis bezahlt, das mühsam gerodete Ackerland, welches eine Menge arbeitsamer Menschen ernährte, wieder in Wald legt und so den Zustand herbeiführt, daß in den Jagdgründen des Kapitalisten die Menschen durch Hirsche und Wildschweine ersetzt werden. Einige Bauern erliegen sofort der Versuchung, den Hof mit dem kärglichen Boden dem Käufer zuzuschlagen, bei anderen bäumt sich der aristokratische Bauernstolz auf und sie widerstehen zuerst. Mit der Zeit aber vollzieht sich der Aufsaugungsprozeß dennoch und der Kapitalismus triumphiert. Das tragische Ende des stolzesten Hofes ist der spezielle Vorwurf des zweibändigen Romans, der eine eminent conservative Tendenz verfolgt, indem er namentlich zeigt, daß die meisten der von Haus und Hof gegangenen Bauern aus genügsamen und hart arbeitenden aber selbstbewußten Leuten zu Proletariern werden, die das Kapital in anderer Weise ausbeutet. Das Buch mit seinen feinen Charakterschilderungen wird niemand ohne tiefe Bewegung aus der Hand legen. Es sei bestens empfohlen. D. v. O.

— Eine Quedlinburger Aebtissin von M. von Dieskau. (Verlag von Chr. Friedr. Vieweg, Quedlinburg.) Preis 3 Mk. geheftet, 4 Mk. eleg. gebd.

Die turmreiche Stadt Quedlinburg, ihr auf trotzigen Klippen erbautes, von Geschichte und Sage umwobenes Schloß sind der Schauplatz dieser ansprechenden, einfachen Erzählung. Seit dem Jahre 1458 herrschte über Schloß und Stadt Quedlinburg als Aebtissin des freien, weltlichen Reichsstiftes zu Quedlinburg Hedwig, Herzogin zu Sachsen, deren Persönlichkeit und Erlebnisse den Vorwurf unser Erzählung bilden. Sie war eine stolze und herrische Frau, die fest an ihrem Rechte hielt, selbst wenn die Bewahrung desselben das Blut seiner Unterthanen kostete. Diese waren nicht weniger stolz, als ihre Gebieterin. Quedlinburg fühlte sich stark als Glied der mächtigen Hansa, wollte seiner Fürstin nicht mehr dienstbar sein, sondern wie seine starken Schwestern an der Nord- und Ostsee als freie Stadt nur noch unter Kaiser und Reich stehen. Zwischen der stolzen Gebieterin, die immer die Hand erhoben hielt, um die Widerspenstigen zu strafen, die immer auf der Wacht war, ihr Recht zu schützen, und die vergaß, daß Milde und Versöhnlichkeit das schöne Erbteil der Frauen ist, und ihren trotzigen Unterthanen, die ihre Herrschaft nur als Last empfanden, und sich nicht kümmerten um die beschworene Treue, mußte es zum Kampfe kommen. Die Empörer werden geschlagen, der Roland, das stolze Wahrzeichen der Stadt, wird umgestürzt. Doch die Siegerin wird ihrer Siege nicht froh. Ihre herzoglichen Brüder von Sachsen, die ihr zum Siege verholfen, lassen sich die Hülfe teuer bezahlen. Endlich entspinnt sich im Ordenskapitel selbst unter Führung des Stiftshauptmannes von der Sell und der Pröbstin Gräfin Kirchberg eine auf ihre Beseitigung abzielende Verschwörung. Sie entgeht der drohenden Gefahr nur mit Hülfe ihrer getreuen Dienerin durch schnelle Flucht. Nach erneuten Demütigungen wird sie durch ihren Bruder, Herzog Albrecht, wieder auf ihren Fürstinsitz zurückgeführt; aber als eine andere kehrt sie wieder. Ihr Eigenwille und ihre Selbstgerechtigkeit ist gebrochen. Wo sie bisher nur das strenge Recht hat herrschen lassen, da läßt sie jetzt die Milde walten und das edle Gold ihres Herzens kommt geläutert durch Trübsal erst jetzt zur rechten Geltung. So gewinnt die Erzählung einen harmonischen Abschluß. Mit den Geschicken der Aebtissin eng verbunden sind die Schicksale zweier Liebespaare, des Rosenritters von Swan und seiner Eva von Kitlitz und des Ritters Henning von Grußwitz und des Ratsherrn Graßhof Tochter Elsa, welche nach mancherlei Fährlichkeiten und Sorgen in den erwünschten Hafen des Glücks einlaufen.

Mit großem Geschick sind in die Erzählung Persönlichkeiten eingeflochten, die trotz der tiefen Finsternis, welche auf der römischen Kirche des 15. Jahrhunderts ruhte, doch Träger wahrer evangelischer Frömmigkeit sind. Als solche rechten Zeugen evangelischen Geistes, die es allezeit gegeben hat, erscheinen die edle, milde, liebreiche Scholastika, Aebtissin des Klosters Gernrode, aus dem fürstlichen Hause Anhalt, die so anders geartete Freundin der Aebtissin Hedwig, und der Pater Klaus, der dem mit schwerer Blutschuld beladenen Spielmann Tile kurz vor seiner tödlichen Verwundung durch die Verkündigung der freien Gnade Gottes in Christo die durch Werkgerechtigkeit erstrebte und nicht erreichte Ruhe des Gewissens wiedergiebt. Ganz verfehlt und unmöglich ist dagegen die Figur der Jungfer Vahlberg, die ewige Nothelferin des Verfassers oder wohl richtiger der Verfasserin, wenn dieselbe in Nöten geraten und um Lösung eines geschürzten Knotens in Verlegenheit ist. Historisch schon ist diese Persönlichkeit nicht möglich. Im Mittelalter waren die Stände streng geschieden. Jeder Stand hatte sein Recht und sein Standesbewußtsein und achtete das Recht und die Ehre der übrigen Stände, aber eine Vermischung der Stände fand im Mittelalter selbst im geselligen Verkehr nicht statt. Die Tochter eines zünftigen Schneidermeisters hat sicherlich nie mit der Tochter eines stolzen Geschlechters oder mit einem Edelfräulein in so traulichem, alle Standesunterschiede verwischenden Verkehr gestanden wie die Jungfer Vahlberg in unserer Erzählung mit der Eva von Kitlitz und der Elsa Graßhof. Aber auch psychologisch leidet ihre Figur an vielen Mängeln. Wir übergehen ihre unausstehliche Geschwätzigkeit und Neugierde, ihr häufiges unerlaubtes Horchen, das mit ihrem sonstigen edlen Sinn schwer in Einklang zu bringen ist. Aber ist es wohl denkbar, daß ein Mädchen, dem soeben erst der Vater durch die Krieger der Aebtissin erschlagen ist, sofort nach

seinem Tode ohne jede Thräne, ohne jedes Wort des Vorwurfs mit wahrer Begeisterung dem Ruf der Aebtissin, in ihren Dienst zu treten, folgt? Verfasserin schreibt in der Sprache unserer Zeit und bemüht sich nicht, wie z. B. Gustav Freytag in seinen Ahnen, durch altertümliche Redewendungen und Ausdrücke ihre Erzählung mit dem Zauber des Mittelalters zu umkleiden. Es ist dies an sich nicht zu tadeln. Doch gar zu moderne Ausdrücke und Redeweisen sollten in einer historischen Erzählung billig vermieden werden. „Es ist eine gute Seele," so hört man wohl in einem „Damencafé" des 19. Jahrhunderts reden, aber schwerlich sprachen so die Frauen des 15. Jahrhunderts. Die „Damen und Herren" unseres Jahrhunderts „fahren" von einem „Souper" nach Hause, die „Ritter und Frauen" des 15. Jahrhunderts „ritten" nach einer Gasterei hoch zu Roß zurück nicht auf ihr „Gehöft", sondern auf ihre „Burg", oder auf ihr „Schloß". Trotz dieser Ausstellungen im einzelnen ist „eine Quedlinburger Aebtissin" doch zu empfehlen und eignet sich namentlich zum Vorlesen in jedem Familienkreise.

L. v. O.

— Das Nessusgewand. Roman von Fedor von Zobeltitz Zwei Bände. (Stuttgart, Leipzig, Berlin. Deutsche Verlags-Anstalt.) 1888. 311 u. 327 S. 9 M., geb. 10 M.

Ein Roman, der trotz seines klassischen, etwas weit hergeholten Titels auf klassische Eigenschaften weiter keinen Anspruch machen kann. Modernste Gesellschaft zwar, eleganteste Einrichtungen, neueste Toiletten, mit Fremdwörtern gespickte Sprache — chinoiserien, porte-bonheurs, paneelsofas, niaiserien, turbulöse, copiöse diners — aber im großen und ganzen nur ziemlich mangelhaft gezeichnete Charaktere und zwar oft recht kräftige, aber nicht sehr wahrscheinliche Handlungen. Der Name Nessusgewand ist Bd. I S. 60 erklärt: Wie der gewaltige Heraklide, („Heraklide" lautet voller wie das einfache „Herkules"!) der den nemeischen Löwen und den Cerberus bezwungen und den die hundertköpfige Hydra nicht hatte vernichten können, den kraftstrotzenden Leib mit der glänzenden Hülle bekleidete, da schlug sie in Flammen auf und verbrannte und erstickte den Unseligen . . . So verbrennt und versengt unser Herz, so ersticken wir unter dem Fluch der Vergangenheit." — In der That haben die Hauptpersonen des Stücks alle ein ganz gehöriges Nessusgewand — das Volk, statt des Gewandes einen Stecken als Bild nehmend, hat für dieses Nessusgewand einen zwar nicht so klassischen, dafür aber um so drastischeren Ausdruck — und doch verbrennt nur ein Herz unter dem Fluche der Vergangenheit, die anderen befinden sich schließlich ganz wohl. Somit ist der Titel verfehlt, obgleich er sich so schön auf dem Umschlage ausnimmt.

Auch die Charaktere, sagten wir, sind meist verfehlt. Was soll man von dem Helden halten, der als ernster, ruhiger, welterfahrener Mann geschildert wird, der aber bereits beim Ersteigen der Treppe des Hotels, die er mit einem Handlungsreisenden hinaufgeht, diesem wie beiläufig mitteilt, daß er schon in Australien, in Amerika (sogar Patagonien) und in Afrika gewesen ist! Oder wenn er zum Kellner sagt, als ihm die Treppen zu viel werden: „In olympischen Regionen mag sichs für Götter und Halbgötter gut ruhen, wir armen Menschenkinder haben aber leider keine Flügel, uns federleicht zu den Wolken zu schwingen." So hätte der Handlungsreisende in wohlriechenden Essenzen, Herr Carl Feodor Maier, reden dürfen, aber nicht Mr. Harry Newland, der eigentlich Freiherr von Neuland heißt, und Bd. II S. 3 folgendermaßen geschildert wird: „Seine reckenhafte Erscheinung, das stolze Antlitz mit den glänzenden Augen und der hohen, intelligenten Stirn, der tiefe Metallklang seiner Stimme, sein sicheres Auftreten und sein aristokratisches Wesen schien ihn dazu zu prädestinieren, eine gebietende Stellung einzunehmen." Dabei faulenzt dieser Recke in sehr zweideutiger Gesellschaft am Genfersee herum. Ebenso ist im höchsten Grade verfehlt — und auch nicht durch die Bemerkung S. 298 motiviert — die Art, in der die sonst so reservierte Komtesse Clara einem Fremden, den sie eben erst kennen gelernt hat, intime Mitteilungen über das Eheverhältnis ihres Bruders macht. Noch taktloser ist die ihr in den Mund gelegte, an Newland, den sie liebt, gerichtete Klage Bd. II S. 192 darüber, daß sie den Namen, den sie führt, nicht „fortpflanzen" kann. Newland bricht überhaupt zu viele Herzen.

Oft wird der Mund etwas sehr voll genommen. Ueber das Leben Newlands in Amerika wird Bd. II S. 45 berichtet: „Bald in mannigfachen Stellungen in den Großstädten thätig, bald mit einer Gesellschaft Büffeljäger die Pampas durchstreifend, bald im Solddienste der Regierung gegen die aufständischen Caddos und die Fallindianer kämpfend, bald nach gleißendem Gold am Sakramento und nach Silberminen in den Felsschluchten der Sierra Nevada grabend — bald da, bald dort in hundertfachen Metamorphosen — so verflossen die ersten Jahre." In Rußland ging es dem geplagten Helden beinahe ebenso, Bd. I S. 63: „In jener Zeit, da er unter zehnerlei Verkleidung sich vor den Schergen des russischen Polizeimeisters verstecken mußte, da er auf hoher See mit dem Tod in den Wellen rang und auf den Diamantfeldern Australiens mit einem Schwarm entlaufener Sträflinge um seine Beute kämpfte." Was mag Mr. Newland erst gar in Patagonien erlebt haben! — Das heißt man doch die Farben etwas dick auftragen. Doch da es Leute giebt, die dieser Luxus nicht stört, die von einem Romane nur verlangen, daß er ihnen die Zeit angenehm vertreiben hilft, so kann solchen Lesern das „Nessusgewand" angelegentlichst empfohlen werden: der Roman ist wenigstens nicht langweilig, die Situation oft leidlich spannend und das Hotelleben am Genfersee gut dargestellt. Dem Verfasser aber wäre zu wünschen, daß er suchen möchte, sein zweifelloses Talent etwas zu vertiefen. Er wird dann imstande sein, weit bessere Erfolge zu erringen.

Sch.-K.

6. Litteraturgeschichte.

— **Franz Grillparzer als Dichter des Tragischen.** Von **Johannes Volkelt**, Professor der Philosophie an der Universität zu Basel. (Nördlingen. Verlag der C. H. Beck'schen Buchhandlung.) 1888. 216 S.

Als Byron am 12. Januar 1821 in sein Tagebuch schrieb: „Mitternacht: ich las Guido Sorellis italienische Uebersetzung der Sappho des Deutschen Grillparzer. Grillparzer! Ein verteufelter Name, aber man wird ihn aussprechen lernen müssen", sprach er ein Wort aus, das damals nicht nur für den Ausländer Geltung hatte. Wie langsam gewöhnten sich die Litterarhistoriker an den Namen, den sie nur sehr allmählich und zum Teil widerstrebend nennen gelernt haben. Bezeichnete doch Tieck Grillparzer als einen Dichter für Karaiben! Dann kam eine lange Zeit, in der, wenn man sich in den betreffenden Litteraturgeschichten über Grillparzer unterrichten wollte, man fast überall nur verwerfende Urteile fand, die meist eine verzweifelte Aehnlichkeit untereinander besaßen, weil sie eben auf eine Quelle zurückgingen. Erst als Grillparzer nichts mehr zu gewinnen oder zu verlieren hatte, ward ihm der so lange vorenthaltene Ruhm endlich zu teil. Und heute: Nennt man die besten Namen, dann wird auch der seine genannt.

Es ist ein wahres Verdienst, das Professor Volkelt sich dadurch erworben hat, daß er gerade das Tragische in Grillparzers Werken, den innersten Kern seines Schaffens, klar dargelegt und somit den Wert seiner dramatischen Dichtung überhaupt in das rechte Licht gestellt hat. Von Einzelheiten machen wir nur auf seine mustergültige Erörterung der Schicksalsidee in der Ahnfrau aufmerksam, die den schwer zu deutenden Zwiespalt zwischen der Äußerung des Dichters über sein Werk und zwischen diesem selbst in überzeugender Weise erklärt. S. 151—171. Sehr schön versteht es der Verfasser, aus dem eigenen Charakter Grillparzers denjenigen seiner Hauptpersonen und ihre Anschauungen zu entwickeln. Die Art, wie er dabei überall in wohlerwogenem Urteile, maßhaltig und gerecht, Licht- und Schattenseiten in selten objektiver Weise abmißt, berührt auf's Wohlthuendste. Ebenso hat uns die volle Würdigung von Grillparzers reizender Novelle „Der arme Spielmann", eine der besten Erzählungen, die wir überhaupt besitzen, ungemein angesprochen. Gleichfalls unseren vollen Beifall haben die Schlußworte, in denen Grillparzers richtiger Realismus zu dem des „allerjüngsten Deutschland" in den schärfsten Gegensatz gestellt erscheint; „zu dieser allermodernsten Art, welche in dem schamlosen Hinstellen der krankhaften und ekelhaften Seiten des gegenwärtigen Kulturlebens den Maßstab für den Wert des Dichters sieht und von der menschlichen Ausreifung und künstlerischen Durchbildung der dichterischen Individualität kaum eine Ahnung hat."

S. 114 „der geliebte Gegenstand" für „die Geliebte" ist, wenn auch logisch sehr richtig, doch etwas gar altfränkisch philiströs ausgedrückt. Seltsam erscheint S. 211 die Behauptung, daß, wenn auch das weltscheue Wesen Hero und Leanders zugegeben wird, ihnen doch keineswegs die jugendfrische Wagelust verloren gegangen sei und Hero „auf Unbefangenheit und Munterkeit Anspruch machen" könne. Wer auf Unbefangenheit Anspruch macht, ist eben nicht mehr unbefangen, es sei denn, daß er es nachträglich zur Rechtfertigung irgend einer Handlung oder Unterlassung thue.

Das Werk Volkelts erfüllt seinen Zweck vollkommen, das Verständnis für den Gehalt und die Form der dramatischen Dichtungen Grillparzers zu erhöhen und die Erkenntnis immer allgemeiner zu machen, daß „die Deutschen in ihm einen großen Dramatiker besitzen". Mit Recht weist er darauf hin, daß in einer Zeit, wo „auf untergeordnetes Zeug und nichtigen Quark (Goethes Waschzettel!) erstaunlich peinliche Erkenntnisbemühungen verschwendet werden, nicht leicht zu viel Sorgfalt auf die Erforschung der großen Züge in der Geistesarbeit eines unserer hervorragendsten Dichter verwendet werden kann". Die Wege hierzu bahnt seine Schrift in vorzüglicher Weise und erleichtert die nicht immer einfache Arbeit des Eindringens in die Erkenntnis der Absichten Grillparzers in erwünschtester Weise. Inhaltreiche Anmerkungen und ein genaues alphabetisches Register helfen dazu mit.

Das Werk sei deshalb allen, die sich mit Grillparzer beschäftigen, allen, die ihn kennen lernen wollen, aufs wärmste empfohlen, damit des Verfassers Hoffnung in Erfüllung gehe, auf „jene Gemüter, die in der Beschäftigung mit der Dichtkunst — um mit Grillparzer zu sprechen — nicht bloß ein „Vergnügen", sondern eine „Erhöhung ihres ganzen Daseins" genießen, und denen der Umgang mit den Dichtern ein „erhöhtes Wachen mit glänzenden Gestalten" ist; die Hoffnung nämlich, daß unter ihnen sich einige finden, die, „sei es durch Zufall oder aus Vorurteil, Grillparzer bisher bei seite liegen gelassen haben, und die sich nun durch seine Betrachtungen eingeladen und gelockt fühlen, mit dem Dichter vertraute Bekanntschaft zu machen". Möchten ihrer auch aus dem Leserkreise dieser Zeitschrift recht viele sein!

Sch.-K.

— **Johann Georg Zimmer und die Romantiker.** Ein Beitrag zur Geschichte der Romantik nebst bisher ungedruckten Briefen von Arnim, Böckh, Brentano, Görres, Marheineke, F. Perthes, Savigny, Brüder Schlegel, Tieck, de Wette u. a. Herausgegeben von **Heinrich W. B. Zimmer.** Mit J. G. Zimmers Bildnis. (Frankfurt a. M. Heyder und Zimmer.) 1888. VIII u. 383 S. 3 M.

An diesem Buche fesselt schon das Titelblatt. **Johann Georg Zimmer**, der Freund der Romantiker (von 1805 bis 1815 Buchhändler in Heidelberg, von 1815 bis 1853 Pfarrer in Schriesheim, Worms, Lich und Frankfurt a. M.) erhält zum Biographen seinen zweiten Sohn, den verdienstvollen Verleger **Heinrich Zimmer** in Frankfurt a. M., dessen Haupt-Lebensaufgabe darin bestanden hat und noch besteht, Luthers Schriften zu verbreiten. Was der Sohn aus des Vaters Nachlaß, sowie aus eigner Erinnerung zusammengestellt hat, bildet den einen Bestandteil

des vorliegenden Buches, während der andere aus sorgfältigen und fleißigen Auszügen aus litterarischen Zeitschriften und Werken sich zusammensetzt. Der Stoff ist allzu spröde, als daß eine einheitliche Biographie hätte zu stande kommen können. J. G. Zimmer war doch nur ein Jahrzehnt lang der Verleger der Romantiker, fast die vierfache Zeit war er Pfarrer. Als solcher ist er zwar stets in Verbindung geblieben mit den Freunden und Beziehungen seiner Jugendjahre, aber an die Stelle des mehr nach außen wirkenden, an die große Oeffentlichkeit tretenden Lebens des Verlegers ist das mehr nach innen gerichtete, seiner Gemeinde gehörende Leben des Pfarrers getreten, zwei höchst verschiedene Berufsarten. Zimmers geistiges Leben ist freilich dasselbe geblieben. Er war als Buchhändler derselbe treue, zuverlässige, nach dem Höchsten strebende Mann, welcher er nachmals als Geistlicher gewesen ist. Unter den Buchhändlern seiner Zeit muß er sich durch Eigenschaften ausgezeichnet haben, die nicht häufig zu finden sind. Seine ersten Autoren waren Clemens Brentano und sein Schwager Ludwig Achim v. Arnim. Kurz vor seinem Tode hat Brentano von München aus an den Jugendfreund geschrieben: „Ihr Andenken ist mir immer unbefleckt lieb und teuer. Ein Buchhändler, wie Sie es waren, ist so ehrwürdig, wie eine unschuldige Magd im Wirtshaus!"

Auch dem tüchtigsten Biographen wäre es schwerlich gelungen, den in unserem Buche vorliegenden Stoff zu einem abgerundeten, einheitlichen Bild zu gestalten. Der Verf. hat auch den Versuch unterlassen, er hat es vorgezogen, zur gerechten Würdigung der Romantiker, bei der sich ihm darbietenden schicklichen Gelegenheit, reichlichen Stoff in biographischer wie litterargeschichtlicher Beziehung zusammenzubringen, damit dem jetzt lebenden, von oberflächlichen Köpfen vielfach verführten Geschlechte wieder einmal vor Augen geführt wird, was wir an den Romantikern gehabt haben. U. a. von Bethmann Hollweg hat in dieser Hinsicht geäußert: „Es ist zwar jetzt Mode, in dem stolzen Selbstgefühle, wie wir's so weit gebracht, und im Rückblick auf die Auswüchse der romantischen Schule, diese geringschätzig zu beurteilen; aber diese Epigonen vergessen, daß unser großer Dichter, den sie abgöttisch verehren, nach der in Straßburg von Herder empfangenen Anregung, in seinem Sinn für Volkslied und Märchen, in der Bewunderung Shakespeares und in seinen Dichtungen: Götz und Faust, der erste deutsche Romantiker war." (S. 37.) Wer geringschätzig über die Romantiker urteilt, stellt sich damit ein Armutszeugnis aus. Wer sich aber, frei von Anschauungen, wie sie der die Backen voll nehmende „Realismus" hegt, mit Hilfe des vorliegenden Buches über das vergewissern will, was die Romantiker gedacht und geschrieben haben, der lese den einen und den anderen litterarischen Schatz, welcher, in vergessenen Zeitschriften vergraben, von dem umsichtigen Verf. neu an's Licht gezogen worden ist; beispielsweise Uhlands Aufsatz „Ueber das Romantische" (S. 21) oder die S. 122 ff. vorzugsweise mitgeteilte Rezension über des Knaben Wunderhorn, welche Görres verfaßt hat, oder die S. 130 ff. mitgeteilte Stelle Arnims aus der Vorrede zu seiner Ausgabe von Predigten des alten Magister Mathesius oder Görres über Arnim S. 137. — Es bedarf keiner besonderen Versicherung, daß die von H. Zimmer veröffentlichten Briefe der Romantiker an den Buchhändler J. G. Zimmer, ein ganz besonderes Interesse in Anspruch nehmen. Doch macht die Zahl der Briefe, verglichen mit ihrem Inhalt, den Eindruck, als ob eine Menge von Briefen verloren sein muß. — Die biographischen Nachrichten über die Romantiker hat H. Zimmer den besten Büchern entlehnt. Er hat sich keine Mühe verdrießen lassen, den vorhandenen Quellen nachzugehen, manchmal mit negativem Erfolg, wie das bei derartigen Arbeiten nicht ausbleibt. — Wir haben von Haym ein eignes Buch über die romantische Schule. Wer dasselbe kennt und zu würdigen versteht, wird finden, daß der Wert des Buches über J. G. Zimmer dem Gegenstand der Romantik näher gekommen ist als Haym. Hier hat der Buchhändler den Schriftsteller von Beruf übertroffen. Das kann sich der Verf. zum Trost dienen lassen, wenn man ihm auch, von der einen oder der anderen Seite, das unorganische, bruchstück- und mosaikartige seiner Schrift vielleicht zum Vorwurf machen sollte.

O. K.

7. Weihnachtslitteratur.

— Nußknacker. Ein illustriertes Rätselbuch in zwei Sammlungen, enthaltend 1350 Kinder- und Volksrätsel, Scherzfragen, Rebusse, Spielliedchen, Verschen und Gebete. Herausgegeben von E. Lausch. Illustriert von C. Gehrts. Neunte Auflage. (Bremen. Verlag von M. Heinsius.) 1887. 156 S.

Der Titel sagt, daß das kleine Werk uns reichen Inhalt bietet; im übrigen geht schon aus der Inhaltsangabe hervor, daß es kaum möglich ist, ein Urteil in ein paar Worte zusammenzufassen. Wer solche Bücher kaufen will, muß sie sehen und urteilen, ob sie seinen Zwecken entsprechen, das vorliegende sei der Beachtung empfohlen. Die Ausstattung ist freundlich und elegant.

— Deutscher Kinderfreund. Zehnter Jahrgang. Herausgegeben von E. Rinck. Preis pro Quartal 75 Pf.

Der deutsche Kinderfreund, der seinen Jahrgang im Oktober beginnt, bringt uns die 12 Nummern des vergangenen Jahres wieder in dem bekannten, hübsch ausgestatteten Einband zum Buch zusammengestellt. Fast scheint es uns, als ob das sonst nicht mehr der Empfehlung bedürfende Werk, da es bekannt und was in diesem Falle gleichbedeutend, geschätzt und beliebt in weiten Kreisen, diesmal noch ein besonderes Wort der Anerkennung bedürfe, da es in Wahrheit eine selten reiche und schöne Sammlung, die ihrem Grundsatze: „Für die Kinder ist nur das Beste gut genug", in jeder Weise entspricht. Die Namen der Herausgeber und Mitarbeiter: Fries, Rinck, Frommel, Funke, Steam :c., sprechen für sich selbst, und ein gleiches

thut ihr Werk, so sei dem deutschen Kinderfreund denn nur gewünscht, daß er, wo noch nicht bekannt, sich vorstellen dürfe, um ein Freund des Hauses zu werden.

— Weihnachten in Lied und Bild. Eine Sammlung von Liedern und Gedichten von Clemens Brentano, Dieppenbrock, Drewes, Eichendorff, Gerok, Louise Hensel, Gräfin Hahn-Hahn u. a. Herausgegeben von August Meer. Illustriert von Peszler, (Druck u. Verlag von C. T. Wißcott in Breslau.) 54 Seiten, Preis 4,50.

Eine eigentümliche Liedersammlung, insofern die große Mehrzahl derselben von Konvertiten herrührt. Daß auch Karl Gerok in dieser gemischten Gesellschaft eine Hütte gefunden, ist wohl auf geschäftliche Gründe zurückzuführen. Die Illustrationen sind sehr mittelmäßig und der Preis von 4,50 Mark ein verhältnismäßig viel zu hoher. Auch ist es ein Mißgriff, daß die innere Umschlagsseite eines Buches von religiösem Inhalt mit Karrikaturen bedruckt ist, tanzenden Elefanten u. dgl. m.

— Von der Sammlung „Preußens Heer — Preußens Ehr" ist im Verlage von Ferdinand Hirt u. Sohn (Leipzig) als vierter und letzter Band und als willkommene Gabe für manchen Weihnachtstisch erschienen: „Im Rock des Königs, eine Erzählung aus den Jahren 1864 bis 1871." Der reiferen deutschen Jugend ist sie von ihrem Verfasser Oskar Höcker bestimmt. Der Name desselben allein schon bürgt dafür, daß unserer Jugend in ihr eine schöne Gabe dargebracht wird. Drei Feldzüge, der dänische, der deutsch-österreichische und der französische werden dem Leser vorgeführt. Die historische Erzählung ist verknüpft mit der Person des Gefreiten, Unteroffiziers und endlichen Feldwebels Wüppke, der überall dabei gewesen ist. Die Sprache und die Darstellung ist entsprechend dem geschilderten gewaltigen Stück vaterländischer Geschichte edel und gehoben von patriotischer Gesinnung und Begeisterung. Möge „im Rock des Königs" einer gleichen Sinn in die Herzen der lesenden Jugend pflanzen! —tz—.

— Nesthäkchens Zeitvertreib. Ein Bilderbuch für unsere Kleinsten. Mit 50 bunten Bildern von V. P. Mohn und 45 Liedern und Reimen von G. Chr. Dieffenbach. (Bremen. M. Heinsius.)

Eine Sammlung außerordentlich niedlicher und gelungener Kinderbilder und Verse, von Talent und Geschmack zeugend, die man gern jedem Kinde in die Hand geben wird, sicher dasselbe damit zu erfreuen und gleichzeitig sein Verständnis und seine Freude am Schönen zu bilden. Ist aufs wärmste zu empfehlen.

— Die Erben von Scharfeneck, Bilder aus der Zeit der Königin Luise von Brigitte Augusti. (Leipzig. Ferdinand Hirt und Sohn.)

Mit diesem Bande erreicht die Sammlung „An deutschem Herd" ihren Abschluß. Zweck dieser Sammlung von kulturgeschichtlichen Erzählungen aus alter und neuer Zeit war es, der häßlichen und zweck- und planlos aufschießenden Litteratur für die reifere Jugend, insbesondere der sogenannten Mädchenlitteratur, eine wesentliche Vertiefung durch einen weitangelegten kulturgeschichtlichen Hintergrund zu geben. Dieser Zweck ist nach jeder Richtung hin erreicht und die Aufgabe, die Verfasserin und Verlagbuchhandlung sich gestellt haben, voll gelöst.

Die „Erben von Scharfeneck" spielen sich ab in den Zeiten der großen französischen Revolution und der Befreiungskriege. In buntem Wechsel ziehen an dem Leser Schilderungen aus dem Hof-, Soldaten- und Bürgerleben vorüber. Die Königin Luise, die idealste Gestalt aus jenen Tagen tiefster Erniedrigung und höchster Erhebung, steht in dem Vordergrund der Erzählung. Ihr gehört dies Buch eigentlich an. Die Verlagsbuchhandlung hat dasselbe mit vielen, zum größten Teil sehr guten Bildern reich ausgestattet. —tz—.

— Aus dem alten deutschen Reiche. Historische Erzählungen in romantischer Form aus dem Mittelalter. Für die heranwachsende deutsche Jugend von Dr. Franz Heyer, Gymnasial-Direktor. Inhalt: Band I: Kaiser Konrad II. Band II: Kaiser Heinrich III. Band III: Kaiser Heinrich IV. Band IV: Der erste Kreuzzug (1096—1100). Band V: Kaiser Heinrich V. Jeder Band, mit einem Titelbilde versehen, kostet broschiert 1 Mk., kart. 1,20 Mk., elegant in Leinwand gebunden 1,50 Mk. (Verlag von Max Woywod in Breslau.)

Der Verleger der „Vaterländischen Geschichts- und Unterhaltungsbibliothek", welche in 18 bis jetzt erschienenen Bändchen ihre Stoffe ausschließlich aus der neueren und neuesten Geschichte Preußens, seiner Herrscher und Helden genommen hatte, ist auf das Anerbieten eines deutschen Pädagogen gern eingegangen, den Kreis derartiger Erzählungen zu erweitern und unserer Jugend eine Sammlung von Erzählungen aus dem Mittelalter zu bieten, soweit dabei unser größeres deutsches Gesamtvaterland in Betracht kommt. Die fünf ersten Bände sind erschienen. Die Form der Darstellung hält die Mitte zwischen geschichtlicher Erzählung und geschichtlichem Roman. Die Gestalten der Kaiser und der hervorragenden Personen ihrer Zeit sind geschichtlich treu, so wie sie uns aus den zuverlässigen Quellen des Mittelalters entgegentreten, wiedergegeben. Dadurch aber, daß diese Gestalten handelnd und redend eingeführt und in geschickter Weise mit zum Teil ideal gehaltenen, vom Verfasser erfundenen Nebengestalten verknüpft werden, wird das Ganze zu einer bisweilen stark romantischen, aber dramatisch bewegten Einheit verbunden.

Ganz besonders lobende Erwähnung verdienen die als Anhang jedem Bande beigegebenen Bemerkungen, welche einen belehrenden Zweck haben. In dem Anhang zu Band I wird z. B. in einfacher, klarer und bündiger Form über die Entstehung und Bedeutung des Königtums bei den Germanen, über Gefolgschaft, Lehns- und Ritterwesen, über den Stand der freien Bauern, über Fehde, Acht und Bann und über die Kunst des

Schreibens Auskunft gegeben. Nach der anregenden Lektüre der eigentlichen Erzählung werden die Schüler diesen lehrreichen Bemerkungen ein erhöhtes Interesse entgegenbringen.

Wir können daher die Anschaffung des Heyer'schen Werkes für die reifere Jugend empfehlen. Nur die Bilder stehen nicht ganz auf der Höhe der Zeit.

— Immergrün von Julius Sturm, illustriert von Paul Thumann. 2. Auflage. (Leipzig. Amelangs Verlag.) 97 S. 6 M.

Julius Sturm ist bekannt, desgleichen der Künstler Paul Thumann, der zu einem Teile der neuen Lieder des heimgegangenen Dichters Illustrationen gezeichnet hat. Wenn unter den Gedichten sowohl wie unter den Illustrationen einige mehr, andere minder ansprechend sind, so ist das ein Umstand, den alle Gedicht- und Bildersammlungen gemein haben. Wir lenken die Aufmerksamkeit unserer Leser auf das prächtig ausgestattete Werk. Auf diesem Gebiet der Litteratur entscheidet ja mehr wie auf allen anderen der individuelle Geschmack und die größere oder geringere Sympathie, die man einem Dichter oder Künstler entgegenbringt.

8. Verschiedenes.

— Das Seelenleben der Vögel. Charakterbild von Dr. F. Holle. Altona. Verlag von F. Thiemann.

Die meisten Menschen haben wohl ein gewisses Interesse an der Vogelwelt. Viele freilich nur ein Fanginteresse, welches sie z. B. im vorigen Winter nicht hinderte, die Not dieser armen Kreaturen Gottes auf unserm Kirchhofe durch Vogelstellerei auszubeuten, bis man dahinter kam und ihnen das traurige Handwerk legte. Hier nun erscheint ein Vogelschutzbuch. Wir lassen uns dasselbe gern gefallen. Es bringt eine ganze Reihe von sinnigen hübschen Zügen aus der Vogelwelt, welche uns diese befiederten Gäste anziehend und lieb machen können. Was der Verfasser daraus für die Vogelseele schließt, ist mir freilich fraglich. Nicht als stritte ich den Vögeln eine Seele ab. Es müßte nur näher bestimmt werden, was denn für eine Seele sie haben. Der Begriff Seele ist in seiner Anwendung auf die untermenschliche Lebenswelt ein aufsteigender, die Schwierigkeit liegt darin, zu sagen, welchen Anteil die Vogelwelt an ihm hat. Nehmen wir darum lieber die Hollesche Schrift als eine solche, die ein gutes Wort bei uns für die Vögel einlegen will, und empfehlen wir sie allen, die eine Liebe zu ihnen und eine Freude an ihnen in ihrer Menschenseele tragen, und wünschen wir, daß deren immer mehr werden möchten. Es giebt ja auch eine ungesunde Stellung zur Vögelwelt nach seiten der Schonung und Fürsorge hin. Halten wir uns davon ebenso frei wie von der grausamen Verachtung und Verwüstung derselben. D.

— Ueber die menschliche Freiheit. Prorektoratsrede von Kuno Fischer. Heidelberg. Karl Winters Universitäts-Buchhandlung. 47 S.

Diese Rede ist bereits im Jahre 1875 gehalten und als akademische Druckschrift verteilt worden. Ausgehend von dem Bestreben des ersten badischen Großherzogs Karl Friedrich, sein Volk zur bürgerlichen Freiheit zu erziehen, kommt der Verfasser zunächst auf die natürliche Freiheit im allgemeinen, auf die akademische Freiheit als im Beispiel seiner, dann auf die Vernunft- und Geistesfreiheit und auf die moralische Freiheit. „Der natürliche Charakter des Menschen ist von der Selbstliebe nicht bloß bewegt, sondern beherrscht, d. h. er ist selbstsüchtig geartet und gerichtet. — — Diejenige Gesinnungsänderung, die einzig und allein That und Zeugnis der Freiheit ist, geschieht nicht an der Oberfläche, sondern in der Wurzel, nicht auf der Außenseite, sondern im innersten Grund des Charakters, sie ändert die von der Selbstsucht getriebene Willensrichtung, sie ist eine Umwandlung. — — Wenn die menschliche Freiheit nicht in der Umwandlung besteht, so kann sie nur in der Vernichtung bestehen. Hier unterscheiden sich die beiden größten Religionen der Welt: Der Glaube an diese Umwandlung, die Willenserneuerung von Grund aus ist das Christentum; der Glaube und die Hoffnung auf diese Vernichtung ist der Buddhismus." Diese Sätze werden ausreichen, um eine Vorstellung von der klaren, verständlichen Form und von dem gediegenen Inhalt der kleinen Schrift zu geben. O. K.

— Der Alkohol als Betrüger und Mörder entlarvt. Ein amerikanisches Handbuch der Temperenz nach Justin Edwards D. D. Frei ins Deutsche übertragen von F. Th. Foucar, Missionar in China. Johs. Schergens. Bonn.

Daß der Alkoholismus einer der schlimmsten Feinde des menschlichen Geschlechts ist, wirklich ein Betrüger und Mörder, der Tausende und Abertausende zeitlich und ewig in den Tod bringt, darüber ist wohl keine Verschiedenheit der Meinung. Edwards bringt darüber eine lange Reihe der traurigsten Beläge. Darüber aber herrscht eine Verschiedenheit der Meinungen, wie das Uebel zu bekämpfen sein möchte. Die amerikanischen Temperenzler, deren Standpunkt dies Büchlein vertritt, wollen gänzliche Enthaltung. Der Alkohol ist nicht ein unmittelbares Produkt der göttlichen Schöpfung, sondern eine Erfindung der sündlichen Genußsucht der Menschen. Er wirkt wie ein Gift. Zuerst aqua vitae, Lebenswasser, genannt und für ein Universalmittel gegen alle Krankheiten gehalten, ist er in Wirklichkeit ein Todeswasser. Darum gilt es den Temperenzlern als Pflicht, sich aller Flüssigkeiten zu enthalten, die eine berauschende Wirkung haben. Die Folgerung, welche ein überspanntes Temperenzlertum gezogen hat, daß auch der Wein im Abendmahl verwerflich sei und durch eine andere Flüssigkeit ersetzt werden müsse, ist hier nicht gezogen. Ich muß aber von mir bekennen, daß ich diesen in Amerika eingeschlagenen Weg der Bekämpfung des Alkoholismus nicht mitgehe. D.

Neue Schriften,

welche der Redaktion zugegangen und vorbehaltlich näherer Besprechung zunächst hier angezeigt werden.

Das Gebet des Herrn. Predigten über das heilige Vaterunser in der Neschwitzer Kirche gehalten von Georg Jacob, evang. luther. Pfarrer. (Dresden, Heinrich Morchel.) 1887. 90 S.

Deutschlands Kampf gegen Frankreich 1870—71. Für Deutschlands Volk und Jugend erzählt von G. Weitbrecht, Stadtdekan in Stuttgart. Mit Titelbild und 25 Text-Illustr. 3. Aufl. (Stuttgart, Buchhandl. der Evang. Gesellsch.) 1888. 94 S.

Bibelstunden über den Brief des Apostels Paulus an die Römer Cap. 9—16. Von Wolfgang Friedrich Geß, Doktor der Theologie, Generalsuperintendent a. D. (Basel, C. Detloffs Buchhandl.) 1888. 465 S.

Der Alkohol, als Betrüger und Mörder entlarvt. Ein amerikanisches Handbuch der Temperenz. Nach Justin Edwards D. D., frei ins Deutsche übertragen von F. Theodor Foucar, Missionar in China. (Bonn, Joh. Schergens.) 1888. 71 S.

Hausandachtsbuch für luth. Gemeinden. Tägl. Abendandachten nach der Ordnung des Kirchenjahres von A. Meyer, Pastor zu Rittermannshagen. 2. Aufl. (Stavenhagen, C. Beholtz. V und 645 S.

Geschichte der Stadt Berlin v. Oskar Schwebel. 7., 8., 9. u. 15. Liefg. (Berlin, Brachvogel u. Ranft.) 1888.

Das Protoplasma als Fermentorganismus. Ein Beitrag zur Kenntnis der Bakterien, der Fäulnis, Gährung 2c. v. Prof. Dr. Albert Wigand, weil. Geh. Reg.-Rat und Direktor des botanischen Gartens und des pharmakognostischen Instituts zu Marburg. Nach dem Tode des Verfassers vollendet und herausgeg. v. Dr. phil. E. Dennert, erster Assistent am bot. Institut zu Marburg. (Marburg, N. G. Elwert.) 1888. X u. 294 S.

Abendstunden. Skizzen für Führer und Freunde der Jugend von M. G. W. Brandt. Mit phototypischem Bild u. Handschrift. (Gütersloh, C. Bertelsmann.) 1888. 335 S.

Die Allfinge. Altdeutsches kultur-historisches Zeitbild. Von Marie Hanstein. Mit einführenden Worten von Felix Dahn. 2. Band. (Eisenach, J. Bacmeister.) 229 S.

Die innere Mission in Deutschland. Erstes Buch. Handbuch der im Dienste der Wohlthätigkeit stehenden Anstalten in Deutschland. Zum Nachschlagen zusammengestellt von Ewald Schneider. Pastor in Braunschweig. (Braunschweig, C. A. Schwetschke u. Sohn [E. Appelhaus].) 1888. VIII u. 252 S.

Das Recht des Schadenersatzes vom Standpunkte der Nationalökonomie. Von Dr. Victor Mataja, Privatdozent für politische Oekonomie an der Wiener Universität. (Leipzig, Duncker u. Humblot.) 1888. 204 S.

Die geltenden Verfassungs-Gesetze der evangelischen deutschen Landeskirchen. Herausgegeben und geschichtlich eingeleitet von Dr. Emil Friedberg, Königl. Sächs. Geh. Hofrat u. Professor an der Universität Leipzig. Ergänzungsband I. (Freiburg i. B., J. C. B. Mohr [Paul Siebeck].) 1888. 202 S.

Die Geschichte des dritten August 1833 von Adolf Vischer, Hauptmann a. D. Mit urkundlichen Belägen und drei Karten. (Basel, Felix Schneider [Adolf Geering].) 1888. 80 S.

Andreas Bräm's Briefe an Frauen und Jungfrauen über Fragen aus dem praktischen Leben. In drei Reihen mit dem Bilde des sel. Verfass. herausgeg. v. Gottfried Pott, Inspektor des Erziehungsvereins. (Neukirchen b. Moers, im Selbstverlage des Herausgebers.) 195 S.

Heilig ist die Jugendzeit. Ein Buch für Jünglinge v. G. Weitbrecht, Dekan in Stuttgart. Siebente Aufl. (Stuttgart, J. F. Steinkopf.) 1888. 440 S.

Mahnwort an die Mecklenb. Landeskirche von einem Laien. (Bonn, Johs. Schergens.) 1888. 64 S.

Unter den Hohenzollern. Denkwürdigkeiten aus dem Leben des Generals Oldwig v. Natzmer. Allen deutschen Patrioten gewidmet v. Gneomar Ernst v. Natzmer. Aus der Zeit Friedrich Wilhelms IV. 1. Teil: 1840—1848. (Gotha, F. A. Perthes.) 1888. VIII u. 288 S.

Unsere Gäste. Ein Herbergsbuch fürs Haus. Mit einem begleitenden Worte von D. Emil Frommel u. Zeichnungen v. Elisabeth Reich, geb. Sieveking. (Basel, E. Dettlof.)

Schriften des deutschen Vereins für Armenpflege und Wohltätigkeit. Von Dr. G. Berthold. 3. u. 5. Heft. (Leipzig, Duncker u. Humblot.) 1887.

Die Hausindustrie in Thüringen. Von Dr. Emanuel Sax. III. Teil. (Jena, Gustav Fischer.) 1888. 152 S.

Aesthetische Studien für die Frauenwelt von Otto v. Leixner. 4. Aufl. (Leipzig, Hermann Durselen.) 1888. 250 S.
Die echte Christin und ihr Wirken. Von Karola Freiin von Eynatten. (Minden, Alfred Hufeland.) 1888. 86 S.
Illustrierte Kulturgeschichte von Friedrich v. Hellwald. Lief. 14—18. (Leipzig, Heinrich Schmidt u. Karl Günther.) 1887.
Das preußische Königtum und Kaiser Wilhelm I. Eine historisch-politische Studie von Dr. Hermann Klee. (Berlin, W. Moeser.) 1888. 168 S.
Das Seelenleben der Vögel (Charakter-Bild) v. Dr. Fr. Holle. (Altona, F. Thiemann [Mattigsche Buchhandl.].) 1888. 90 S.
Die Bank- und Bankierdiebstähle und die Auflösung von Eigentum und Besitz in Scheinbesitz. Von Germanicus. 1. Heft. Frankfurt a. M., Germanicus Verlag [E. Richter].) 1888. 69 S.
Friedrich III. als Prinz, Kronprinz u. Herrscher v. Dr. Maximilian Schmitz, Realschul-Oberlehrer. (Wolfenbüttel, Julius Zwißler.) 1888. 112 S.
Das gute Recht der evangelischen Lehre von der Unio mystica und ihre Befehdung durch Ritschl und seine Schule v. A. Müller, Pastor in Barby. (Halle a. S., Adolf Kegel [J. Fricke's Sortim.-Buchh.].) 1888. 78 S.
Zweite Auflage der Schrift: Rheinische Richter und römische Priester. Eine trostreiche Belehrung über die römische Messe. Von W. Thümmel, Pfarrer in Remscheid. (Barmen, D. C. Wiemann.) 1888. 108 S.
Praktische Behandlung der Geographie in Bürger- und Volksschulen von E. Frahm, Lehrer. Das deutsche Reich. Mit einem Begleitworte v. Schuldirektor Dr. Gäbler zu Roßwein. (Parchim, H. Wehdemann.) 1889. VII u. 166 S.
Wie dienst du? Der Gräfin Luise von Uxkull in aufrichtiger Verehrung gewidmet vom Verfasser. (Stuttgart, Chr. Scheufele.) 152 S.
Sozialdemokratie und Christentum. Vortrag gehalten auf der Thüringer kirchlichen Konferenz am 3. Mai 1888 zu Eisenach von Gotthelf Herrmann, Kirchenrat in Ronneburg. (Gotha, Gustav Schloeßmann.) 1888. 42 S.
Norwegische Bilder aus der Geschichte der weiblichen Diakonie nebst anderen Liebeswerken. Herausgeg. von N. N. Bevorwortet v. Dr. theol. Max Frommel, Generalsuperintendent zu Celle. 2. vermehrte Aufl. (Leipzig, Julius Drescher.) 1888. 160 S.
Theologia sacrosancta. Grundlinien der Biblischen Theologie, für wahrheitsuchende Leser der heil. Schrift nachgewiesen von Dr. Carl Julius Romheld, Pfarrer. 2., 3. 4. Lief. (Gotha, Gustav Schloeßmann.) 1888.

Heilanstalt Zwiefalten Ärzte-Unterhaltungs-Bibliothek Nr.
Cow 5b
Digitized by Google

Heilanstalt * Zwiefalten *
Ärzte-Unterhaltungs-Bibliothek
Nr. Q
Con 5 6
Digitized by Google

YD 29681

Digitized by Google

Digitized by Google